Geschichte der deutschen kaiserzeit: bd. Das kaiserthum ...

Wilhelm von Giesebrecht

Digitized by Google

Geschichte
der
deutschen Kaiserzeit.

Dritter Band.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm von Giesebrecht.

Dritter Band.

Das Kaiserthum im Kampfe mit dem Papstthum.

Fünfte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1890.

Vorrede.

(Zur ersten Auflage. 1867.)

Dieser Band ist zu einem Umfang angewachsen, der sonst nur abgeschlossenen Werken eingeräumt zu werden pflegt. Wie wichtig auch die Periode, welche er behandelt, für die allgemeine Entwickelung in Staat und Kirche, wie folgenreich im Besonderen für die Gestaltung der deutschen Verhältnisse gewesen ist, die Freunde des Buchs haben doch vielleicht eine rascher fortschreitende Darstellung erwartet und gewünscht.

Auch den Verfasser drängte es zu dem weitgesteckten Ziele; nicht ohne ernste Bedenken sah er den langsamen Fortgang der Arbeit. Dennoch fiel es ihm unmöglich, den Schritt mehr zu beschleunigen; vielleicht gerade deshalb, weil ihm Weg und Steg vertrauter, als Anderen, waren. Schon vor nahezu dreißig Jahren hatte er seine Studien der Geschichte des Investiturstreits zugewendet; namentlich schienen ihm die Quellen derselben damals einer kritischen Prüfung noch sehr zu bedürfen. Nachforschungen in den Bibliotheken und Archiven Deutschlands und Italiens gaben erwünschten Ertrag und ermuthigten an ein ausführliches Werk über jenen ewig denkwürdigen Kampf Hand anzulegen. Andere Aufgaben und Pläne drängten aber allmählich das Unternehmen zurück; vor Allem auch diese Kaisergeschichte, die nun in ihrem Fortschreiten wieder auf die Geschichte des Investiturstreits zurückgeführt hat. Inzwischen war das für dieselbe angesammelte Material theils vom Verfasser selbst, theils von Anderen mehrfach benutzt worden und ist wohl nicht ohne Einfluß darauf geblieben, daß die Quellen dieser Periode

jetzt bei Weitem reiner und reichlicher fließen. Man wird begreifen, daß der Verfasser nun nicht eilenden Schritts da vorüberziehen konnte, wo er sich so früh heimisch gemacht hatte, und sein längeres Verweilen entschuldigen, zumal wenn es sich auch für Andere nicht ohne Gewinn zeigen sollte.

Niemals hat wohl bisher ein so vollständiges und zuverlässiges Material zu einer Darstellung des Investiturstreits vorgelegen, wie es hier verarbeitet wurde. Besonderer Werth möchte darauf zu legen sein, daß die aus der Zeit desselben überlieferten zahlreichen Briefschaften in weit höherem Maße jetzt nutzbar gemacht werden konnten, als es früher der Fall war. In ihnen treten uns die Personen, von deren Thaten zu berichten ist, gleichsam unmittelbar entgegen, und dies scheint um desto wichtiger, je mehr jede andere Kunde durch den Parteigeist getrübt ist, welcher die gesammte Literatur dieses kirchlichen Kampfes noch viel stärker beherrscht, als man sich dessen gewöhnlich bewußt wird.

Gerade die grundverschiedene Auffassung, welche uns schon in den Berichten der Zeitgenossen begegnet, erschwert die Erkenntniß der historischen Wahrheit hier in ungewöhnlichem Grade. Man fühlt diesen Berichten an, daß ihre Verfasser inmitten des heißen Kampfes die geistige Ruhe verloren hatten, welche allein vor Täuschungen sichert. Kein geringes Glück daher, daß wir in jenen Briefschaften den Ereignissen und den wirksamen Persönlichkeiten in ähnlicher Weise, wie die Zeitgenossen selbst, nahe treten und unvermittelte Eindrücke der geschichtlichen Vorgänge gewinnen können. Und doch würden wir noch jetzt ähnlichen Illusionen, wie einst sie, ausgesetzt sein, wenn unser Geist nicht unbefangener, unser Auge nicht klarer sein sollte. Man sage nicht: die Interessen, welche ihr Urtheil trübten und ihre Auffassung beirrten, liegen uns so fern, daß wir als unbetheiligte Beobachter ohne Mühe das Richtige zu erkennen vermögen. Der Streit über die Grenzen der staatlichen und klerikalen Gewalt, der Gegensatz zwischen römischem und deutschem Kirchenthum, der Kampf zwischen der deutschen Krone und dem deutschen Stammesfürstenthum — bestehen sie nicht mehr, berühren sie nicht viele Fragen, welche unsere Zeit bewegen und aufregen? Je mehr sich der Verfasser hiervon überzeugt hält, desto unablässiger ist er

um eine unparteiische Würdigung der darzustellenden Vorgänge bemüht gewesen; um die innere Nothwendigkeit des großen Kampfes zwischen Kirche und Reich zu verstehen, das Recht und die sittliche Bedeutung der Kämpfenden mit gleicher Wage zu messen, hat er mit sich selbst manchen harten Streit gestritten. Ein nicht ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen vorgefaßte Ansichten hat ihn von Schritt zu Schritt begleitet und gewiß nicht am wenigsten in der Arbeit gehemmt. Nichts lag ihm ferner, als einer Partei, wie sie sich auch nenne, zu dienen. Die Entwickelung in ihrer wirklichen Gestalt klar zu erkennen, war allein sein Bemühen. Niemand kann sich des Besitzes der vollen Wahrheit rühmen, aber des Ringens nach fester Erkenntniß soll sich Jeder bewußt sein — und wohl dem Geschichtsschreiber, wenn seine Darstellung Zeugniß giebt, daß er sich über die Beschränktheit seines persönlichen Standpunkts zur reinen Anschauung der welthistorischen Bewegung zu erheben wußte.

Mehr als ein Mal hat der Verfasser ausgesprochen, wie dieses Werk aus dem Glauben an eine große Zukunft unseres Volkes hervorging und besonders die Jugend durch Erinnerungen an Deutschlands einstige Herrlichkeit patriotisch erwecken wollte. Ehe noch dieser Band zum Abschluß kam, sind aus gewaltigen Ereignissen Weckrufe erschollen, welche Jung und Alt aufrütteln mußten. Ungeahnte Entscheidungen haben plötzlich die bisherigen staatlichen Verhältnisse Deutschlands gelöst; das neue Deutschland liegt in den Geburtswehen. Wir fühlen Alle, daß wir nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft leben und die schwere Verantwortlichkeit für ihre Gestaltung tragen. Mögen Kleinmüthige jetzt in der Vergangenheit Trost für das Verlorene suchen, der Muthige wird aus ihr Stärkung des Glaubens, Belebung der Hoffnung, Kraft zu Thaten schöpfen. Der Verfasser hat keinen Augenblick in seinem Glauben gewankt, selbst nicht in jenen schwersten Tagen, als Deutsche gegen Deutsche — hoffentlich zum letzten Male — die Waffen führten. Manches, was er in weiter Ferne wähnte, scheint ihm bereits von Tag zu Tag näher zu treten; oft ist ihm, als ob er die Zeit noch sehen sollte, wo das einige, große, mächtige Deutschland nicht mehr allein Ideal ist. Der Weg zum Ziel liegt schon offen vor unseren Blicken, und nur

darauf kommt es an, daß wir ihn entschlossen betreten. Die Zustände, aus denen einst der Plan dieses Werkes hervorging — der Verfasser verhehlt es sich nicht — bestehen nicht mehr: aber sollte er es deshalb unvollendet lassen? Noch ist für Niemanden Feierstunde gekommen, der an die neue Herrlichkeit des deutschen Volkes glaubt, und hat die Geschichte der deutschen Kaiserzeit kaum noch zu wecken, so hat sie vielleicht um so mehr zu warnen. Mehr als eine Mahnung tönt zu uns aus dem Investiturstreit herüber, und auch die ganze Geschichte der Staufen kann als ein ernstes Warnungszeichen für unser Volk gelten. Die Völker lernen zwar, wie die Einzelnen, oft Nichts aus der Geschichte, aber sie bietet nichtsdestoweniger Allen, die hören wollen, heilsame Lehren in Fülle.

Zur fünften Auflage.

Nach einem Vermerk, den Giesebrecht wenige Wochen vor seinem Heimgange mit der Bleifeder niederschrieb, beabsichtigte er, der fünften Auflage des dritten Bandes seiner Kaisergeschichte ein Vorwort zu geben. Nur eine kurze Mittheilung an den Leser sollte dasselbe enthalten, allein auch zu diesem Wenigen versagte ihm die Kraft, die bewundernswerthe, die ihn befähigt hatte, bis in die letzten Lebensstunden, schon im Schatten des Todes, an der Fertigstellung dieser neuen Auflage zu arbeiten. Das Kaiserthum in der Zeit, da der erste schwere Streit zwischen Kirche und Reich zum Austrag kam, war das letzte Gesicht des edlen Patrioten.

Von der Familie des Verewigten wurde mir, seinem Schüler, der ehrenvolle Auftrag zu theil, das Vorwort in dem von ihm beabsichtigten Sinne zu schreiben. Der Umstand, daß ich nur zu sagen habe, was er selber sagen wollte, macht mir das Amt unbedenklich und entspricht meiner Verehrung des Meisters, meiner Dankbarkeit für sein Beispiel und seine vielseitige Anregung. Es ist nur Folgendes dem Leser mitzutheilen.

Auch diese fünfte Auflage enthält wesentliche Verbesserungen und in dem letzten Abschnitt „Quellen und Beweise" erheblichere Zusätze. Bis zum 38. Bogen ist aber der Text im Raum mit der vorigen Auflage in Uebereinstimmung geblieben, worauf der Verfasser des Registers wegen großen Werth legte. Vom 39. Bogen ab sind einige Veränderungen eingetreten, so daß das Register in allen Zahlen geändert werden mußte, was der Verfasser für die erste Hälfte desselben noch selbst hat ausführen können.

Die Sorgfalt, welche jeder einzelnen Auflage des weitverbreiteten Werkes gewidmet wurde, giebt Zeugniß von der Kraft, Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit Giesebrechts. Ueber ihn und sein Wirken, namentlich über sein schönstes Vermächtniß, die Geschichte der deutschen Kaiserzeit, haben die maßgebenden Stimmen längst endgiltig sich geäußert. Nicht nur ein hervorragender Forscher, sondern ein echter Künstler ging uns in ihm verloren. Freilich beseelt der Künstler sein Werk nur mit dem eigenen Geiste, doch da dieser Geist unabhängig, scharf und lauter war, ist sein Werk eine patriotische That!

München, 14. Jänner 1890.

Karl Theodor Heigel.

Inhalt.

Sechstes Buch.

Erhebung des Papstthums in Heinrichs IV. Jugend. 1057—1077.

Siebentes Buch.

Heinrichs IV. Kämpfe um die Erhaltung des Kaiserthums. 1077—1106.

Achtes Buch.

Ausgang des Streits mit dem Papstthum unter Heinrich V. 1106—1125.

Seite

Kaiserthums bleiben bedeutend 1020. 1021. Geringe Betheiligung der Deutschen damals an auswärtigen Kämpfen, deshalb Wachsen des Nationalwohlstandes 1022. Der Besitzstand des Adels und der Kirche vergrößert sich 1022—1024. Die deutschen Städte kommen empor 1024 bis 1026. Fortschritte der Architektur, große Burgbauten 1026. 1027. Die bildenden Künste vom Klerus gepflegt 1027. Klerikale Literatur, deutsche geistliche Lieder 1027—1029. In Kunst und Wissenschaft stehen die Deutschen den Romanen nach, doch tritt kein Stillstand der geistigen Entwickelung bei ihnen ein 1029. 1030. Hinweis auf die Staufer 1030.

Quellen und Beweise.

Register.

Sechstes Buch.

Erhebung des Papstthums in Heinrichs IV. Jugend.
1057 — 1077.

1.

Das deutsche Kaiserthum und Hildebrands Entwickelung.

Ein Jahrhundert war seit der Herstellung des abendländischen Kaiserthums verflossen, und die Nachfolger Ottos hatten unleugbar ihre Stellung bei weitem ehrenvoller behauptet, als vordem das Geschlecht Karls des Großen. Wenn die christlichen Völker des Abendlandes, welche in Karls Reich zuerst in einen engeren Verband gebracht und mit gleichen kirchlichen und politischen Ideen erfüllt waren, sich nicht allein gegen die Angriffe der heidnischen Nationen behauptet, sondern diese selbst zum großen Theil dem Christenthum gewonnen und in den Ideenkreis der christlichen Welt hineingezogen hatten, so geschah es vor Allem durch die Mannhaftigkeit der deutschen Kaiser. Ihr unbestreitbares Verdienst bleibt es, in dem vielleicht gefahrvollsten Wendepunkt die Zukunft Europas gerettet zu haben.

Das Karolingische Reich war zwar untergegangen, aber nicht mit ihm die Ideen seines großen Begründers. Die deutschen Ottonen und Heinriche waren es, welche die Institutionen der fränkischen Monarchie, auf deren Fortpflanzung die Entwickelung der europäischen Kultur beruhte, vor dem Untergange bewahrten. Jene Begriffe von staatlicher Ordnung, von Recht und Gesetz, welche die Karolingische Zeit ausgeprägt hatte, haben sie, so weit es die veränderten Weltverhältnisse erlaubten, in Geltung zu erhalten gewußt. Auch die kirchlichen Bestrebungen Karls haben sie aufgenommen, der Mission hülfreiche Hand geboten, die Einheit der Kirche geschützt, mehr als ein Mal das Papstthum mit starker Hand vom Rand des Verderbens gerissen. Von ihnen begünstigt, gingen Kunst und Wissenschaft ihren stillen Gang durch eine Welt, die im Waffenlärm lebte und den Musen nicht eben hold war. So gaben sie, und

mit ihnen das deutsche Volk, den Ideen Karls neues Leben. Deutsche Kraft durchströmte gleichsam den hinsiechenden Leib der Karolingischen Monarchie und gab ihm wieder frische gesunde Triebe. Es konnte scheinen, als sei Karls Reich in dem deutschen Reich lediglich erneut und in dieser erneuten Gestalt ihm eine festere Existenz gesichert.

In der That gingen die deutschen Kaiser auf die Absichten Karls zurück; er war und blieb das große Ideal, dem sie nachstrebten, und ihr letztes Augenmerk schien nie ein anderes, als die Herstellung des Karolingischen Erbkaiserthums mit seiner ganzen Machtfülle in Staat und Kirche, eine Restauration im weitesten Umfang. Man wird darüber keinen Zweifel hegen, daß eine solche Restauration an sich eine Unmöglichkeit war und daß sich unsere Kaiser damit eine Aufgabe stellten, welche ihre und jede andere Kraft überstieg. Wenn das deutsche Kaiserthum, so rüstig in die Schranken tretend, auf der Siegesbahn mit Sturmesschritten forteilend, sich doch meist gerade in dem glücklichsten Anlauf plötzlich gehemmt sah, wenn es immer von Neuem alle Gefahren einer schwankenden Stellung fühlte, so lag der innerste Grund darin, daß sich die Kaiser über die Ideen der Karolingischen Zeit eigentlich niemals auf die Dauer zu erheben vermochten. So reich ihr Regiment an Thaten, so arm war es verhältnißmäßig an originalen Gedanken, so schwerfällig in der Entwickelung neuer Staatsformen. Indem man den Bewegungen der weiter drängenden Zeit mit den Formen der Vergangenheit entgegentrat, gewann man wohl augenblickliche Siege, aber nie einen Erfolg, der die Zukunft verbürgte. Eine Gewalt von so furchtbarer und gefürchteter Energie, an welche sich die höchsten Interessen der Welt ketteten und welche die Bedingungen einer langen Dauer in sich zu tragen schien, gelangte doch niemals zu rechter Befestigung und mußte den Kampf um ihre Existenz immer von Neuem bestehen.

Allerdings war es eine Notwendigkeit, daß das neue Imperium an die Ordnungen und Bestrebungen des Karolingischen Kaiserthums anknüpfte, aber als ein Mißgeschick für unser Volk ist es zu beklagen, daß sich unter unseren Kaisern keiner so schöpferischen Geistes fand, daß er den fränkischen Institutionen eine ähnliche Umbildung hätte geben können, wie sie Karl einst mit den römischen vornahm. So geschah es, daß das Kaiserthum der weltgeschichtlichen Bewegung, indem es sie fortzuführen suchte, doch nicht nach allen Seiten Meister blieb, sondern vielfach von ihr überholt wurde, daß es Gewalten neben sich aufkommen

sah, die kräftigere Lebenskeime in sich schlossen, als ihm selbst beiwohnten. Wie oft haben diese Kaiser die territorialen Gewalten bekriegt und besiegt: niemals haben sie dieselben vernichtet. Mehr als ein Mal haben sie den Versuch gemacht, die Herzogthümer unmittelbar mit der Krone zu vereinigen; aber nie gelang ihnen, was Karl geglückt war. Die größten Anstrengungen wurden von ihnen gemacht, um die lokalen Gewalthaber in die Stellung von Reichsbeamten zurückzudrängen, auf das Hartnäckigste wurde die Erblichkeit der großen Reichslehen von ihnen bekämpft: und welches war der Erfolg? Ueberall entwickelten sich in Deutschland neue Herrschaften und stellten sich immer selbstständiger gegen das Reich. Auch das städtische Leben hatte sich inzwischen kräftiger bei uns entfaltet: aber die Kaiser fanden kein Mittel, das Interesse der Bürgerschaften unmittelbar an das Reich zu fesseln; die volkreichsten Städte blieben dem Regiment der Bischöfe so gut wie ganz überlassen. Auf die Rechtsentwickelung in den deutschen Ländern haben die Kaiser nur einen geringen Einfluß geübt. Die Karolingischen Capitularien und die geschriebenen Volksrechte waren nahezu vergessen, und kein Versuch wurde gemacht, eine neue Gesetzgebung an ihre Stelle zu setzen. Die Aufrichtung von Landfrieden war fast die einzige legislatorische Thätigkeit der Kaiser diesseits der Alpen.

Konnte das Kaiserthum in seinen Restaurationsbestrebungen der forteilenden Bewegung in Deutschland nicht Herr werden, so noch weniger in den unterworfenen Reichen. In Italien, wo das geschriebene Recht zu allen Zeiten seine Bedeutung behauptet hatte, hungerte man nach Gesetzen: wohl haben die Kaiser durch einzelne Edikte diesen Hunger zu stillen gesucht, aber die folgenreiche Bewegung, welche dort in den unteren Schichten des Volkes vorging, haben sie weder durch die Gesetzgebung zu regeln noch zum Vortheil des Reichs zu wenden gewußt. Es geschah nicht ohne ihre Schuld, daß diese Bewegung eine der deutschen Herrschaft feindselige Richtung nahm. In Burgund versuchten sie der Uebermacht des Adels und der Geistlichkeit einen Damm entgegenzusetzen, auch gelang ihnen zeitweise die königliche Macht zur Geltung zu bringen: dennoch haben sie auch hier die selbstständige Entwickelung der Aristokratie nicht verhindert. Die anderen Staaten Europas erkannten einen gewissen Vorrang des Kaiserreichs an; sie beugten sich den Forderungen desselben, wenn sie seiner Unterstützung bedurften oder die deutschen Heere ihre Grenzen bedrohten; mehr oder weniger waren sie

alle vom deutschen Reiche bestimmt oder wurden doch in die Politik der Kaiser hineingezogen. Unverhohlen genug trat Heinrich III. mit den Ansprüchen auf eine allgemeine Herrschaft im Abendlande auf, und nicht ohne Verwunderung sieht man, wie weit er sie durchzuführen vermochte. Aber welcher Widerstand trat doch auch ihm von allen Seiten entgegen! Der Schmerz über das Fehlschlagen seiner weltumfassenden Pläne raffte ihn in frühen Jahren dahin.

Wir wissen, daß sich gerade mit dem Aufschwung des Kaiserthums das nationale Bewußtsein bei den Völkern Europas bestimmter zu entwickeln anfing. Daß dasselbe bei den unterworfenen oder in Abhängigkeit versetzten Nationen eine dem Kaiserthum feindselige Stimmung nährte, liegt in der Natur der Dinge. Aber man hätte glauben sollen, daß das zugleich erstarkende Nationalgefühl der Deutschen die Bestrebungen der Kaiser nur um so kräftiger unterstützen würde. Denn Nichts pflegt das Selbstbewußtsein eines Volkes mehr zu befriedigen, als seine Fürsten und mit ihnen sich selbst an der Spitze der weltgeschichtlichen Bewegung zu sehen! Und kaum konnten die Deutschen schon vergessen haben, daß sie erst durch die Kaiserherrschaft zu e i n e m Volke verbunden waren, daß ihre Kaiser sie erst mit dem Stolze erfüllt hatten, in der Vereinigung jeder anderen Nation überlegen und nicht allein zur Freiheit, sondern zur Herrschaft berufen zu sein. Aber in Wahrheit ist das deutsche Volk dem Kaiserthum auf seiner Höhe nicht mit jener aufopfernden Hingebung entgegengekommen, deren jede Nation fähig ist, wenn sie erkennt, daß es sich um ihre Weltstellung handelt. Die Deutschen scheinen eine dunkle Ahnung dessen gehabt zu haben, daß die Institutionen dieses Kaiserreichs, wie sie nicht im Herzen Deutschlands entstanden waren, so auch dem nationalen Geist nicht durchaus entsprachen.

Allerdings herrschte in den niederen Kreisen des Volkes das Gefühl, daß man gegen die Gewaltthaten der großen und kleinen Herren keinen anderen Schutz als die Autorität der Krone, für den Landfrieden keine andere Gewähr als ihre Macht besitze, und in der Stunde der Gefahr haben die Kaiser bei den Bürgern und Bauern aufopfernde Treue gefunden. Aber für die universellen Tendenzen des Kaiserthums hatten diese Klassen nur geringe Theilnahme. Jene Romfahrten, die immer aufs Neue Menschenleben und große Geldsummen kosteten, waren keineswegs nach dem Sinne des niederen Mannes. Während dem

Heinrich III = 1.) Gunnhilda, Knuts Tochter
= 2.) Agnes, Tochter Wilhelms von Poitier

Italiener dieses Kaiserthum zu deutsch war, mochten das deutsche Volk die fremden Formen verletzen, welche der zu Rom und Mailand gekrönte Herr annahm. Und wie schwer lastete überdies auf ihm der französische Feudalismus, der erst mit dem Kaiserthum in den deutschen Ländern recht zur Herrschaft kam!

Aber der stille Widerstand der niederen Klassen war Nichts gegen die laute und unüberwindliche Opposition des fürstlichen Adels. Ein kriegerischer Stand, wie er war, saß er zwar stets im Sattel, wo es einen Strauß des Kaisers auszufechten galt, der guten Lohn verhieß; niemals fehlten die Herren am Hofe, wenn neue Lehen und neue Privilegien zu gewinnen waren. Sobald aber der Kaiser in ihre wirklichen oder vermeintlichen Rechte eingriff, zogen sie ohne Bedenken ihr Schwert gegen ihn, oft selbst im ungleichsten Kampf und mit der fast gewissen Aussicht des Unterliegens; Fürstenfreiheit gegen Königsmacht zu wahren, war und blieb ihr letztes Trachten. Daß die kaiserliche Gewalt nur eine Waffe mehr gegen das Fürstenthum und gerade die gefährlichste war, entging ihnen nicht, und dem Streben der Kaiser nach Verwirklichung ihrer Herrschaft über das Abendland sind sie im entscheidenden Augenblick fast immer hemmend entgegengetreten. Die letzten Kaiser hatten den deutschen Fürsten Wunden geschlagen, die bitter schmerzten und nicht verharschten; auf uneigennützige Anhänglichkeit hatte das Kaiserthum in diesem Stande nicht mehr zu zählen.

Nur *einen* Stand gab es, der für die höchsten Interessen des Kaiserthums bisher nicht allein ein tieferes Verständniß gezeigt, sondern auch wirkliche Hingabe an den Tag gelegt hatte. Es war der deutsche Klerus. Nicht Willkür, sondern die ganze Lage der Verhältnisse fügte deshalb den engen Bund des Kaiserthums mit der Geistlichkeit, einen Bund, der jenem die größten Vortheile bot. Denn mit allen seinen reichen geistigen und äußeren Mitteln unterstützte der deutsche Klerus das Regiment der Kaiser. Nur durch die Hülfe der Bischöfe hielten sie den Widerstand der weltlichen Fürsten im Inneren nieder; nur durch die Unterstützung der Kirche wurden die auswärtigen Kriege zum großen Theil ermöglicht; der unermeßliche Einfluß, welchen der Klerus auf die Gemüther der Gläubigen übte, kam der Kaiserkrone, welche die Kirche mit einem überirdischen Glanz umgab, in hohem Maße zu gut. Es ist wahr, die geistlichen Herren hatten dem Reiche bisher willig und nicht ohne Selbstentsagung gedient; aber man glaube nicht, daß sie dabei die

Sonderinteressen ihres Standes vernachlässigten, daß ihre Dienste ganz uneigennützig waren. Ihr Zielpunkt war, was sie „Freiheit der Kirche" nannten, d. h. die Befreiung ihrer Sprengel von der weltlichen Jurisdiction der Grafen. Erreichten sie dies Ziel, so wurden sie die ersten Herren im Reiche, während die weltlichen Fürsten zu ihren Lehnsgrafen und Vögten herabsanken. Und in der That war bereits manche Grafschaft durch kaiserliche Gunst in ihre Hände gefallen; sie rückten dem Ziele näher und näher. Im Hinblick auf dasselbe ertrugen sie Lasten von erdrückender Schwere, vergaßen sie ihren geistlichen Beruf und ihren geistlichen Stolz und machten sich zu Dienern einer weltlichen Macht, die oft herrisch genug gegen sie auftrat. Bisher hatten sie ihren letzten Zweck nur im Bunde mit der Krone verfolgen können; es stand sehr in Frage, ob sie diesem Bunde treu bleiben würden, wenn sie zum Gefühl eigener Kraft gelangten oder sich ihnen in dem Zusammenschluß mit anderen Gewalten günstigere Aussichten boten. Es war zu erwarten, daß sie unter Freiheit der Kirche dann auch Befreiung von der königlichen Gewalt verstehen würden.

Wohin man auch blickt, nirgends wird man in dem deutschen Volke zu den Zeiten Konrads II. und Heinrichs III. einen freien und nachhaltigen Enthusiasmus für die kaiserliche Sache finden. Jene Zeiten waren überhaupt einer anderen Begeisterung als der religiösen kaum fähig, und nichts ist irriger, als ihnen den Schimmer eines idealen Aufschwungs in der Nation zu leihen. Das Interesse der Deutschen war vielmehr überwiegend auf das Naheliegende, auf das praktische und materielle Bedürfniß gerichtet, und halb widerwillig wurde das Volk in die weiten Bahnen der Kaiser hineingezogen, wenn es auch die Vortheile einer gebietenden Stellung zu nutzen wußte und selbst dem Stolz der Herrschaft nicht fremd blieb. Man sonnte sich wohl in dem Glanz des deutschen Namens, aber man war nicht sonderlich darauf bedacht, ihn zu erhalten oder gar zu erhöhen.

Staunenswerth ist, wie trotz dieser Lage der Dinge das deutsche Kaiserthum so ungeheuere Erfolge erzielte und sich mit dem größten Ruhm an der Spitze des Abendlandes behauptete. Aber wie auffallend die Erscheinung sein mag, ist sie doch nicht unbegreiflich. Noch immer fühlten die christlichen Völker Europas die Nothwendigkeit einer zusammenhaltenden, einenden Macht, und als solche kannten sie keine andere als das Kaiserthum, durch tausendjährige Erinnerung geweiht,

durch das Wort der heiligen Schrift bestätigt, durch die geistliche Autorität des Oberpriesters zu Rom und die abendländische Kirche anerkannt. Dieses Kaiserthum konnte aber allein von den deutschen Königen aufrecht erhalten werden, weil sie über eine Kriegsmacht geboten, wie kein anderer Fürst der Zeit, weil ein Klerus um ihren Thron sich schaarte, der in dem tiefen Verfall der Kirche wie ein Licht aus dem Dunkel strahlte, weil endlich und vor Allem vom deutschen Throne Herrschertugenden leuchteten, wie man sie auf anderen Thronen vergeblich suchte. Daß hierin vor Allem die Bedingungen der Kaisermacht ruhten, zeigte sich sofort, als sich das Papstthum vom Reiche trennte und sich selbst in den Mittelpunkt der Welt zu stellen suchte. Als Rom die Autorität der Kirche nicht mehr der Kaiserkrone zuwandte, als es die physischen und geistigen Kräfte des deutschen Volkes zu spalten wußte und ein Knabe auf dem Throne saß, der die Herrschaft nicht selbst zu üben vermochte, war die ganze Zukunft des Kaiserreichs in Frage gestellt.

Schon einmal, mitten in dem Verfall des Karolingischen Reichs, hatten die römischen Bischöfe den Versuch gemacht, die letzte Entscheidung auch in den weltlichen Dingen an sich zu ziehen. Ihre Absichten scheiterten in dem Umsturz der Weltverhältnisse, welcher der Auflösung des Karolingischen Reiches folgte, und nur wie durch ein Wunder entrann das Papstthum selbst dem Untergange. Dagegen hatte sich noch einmal ein germanisches Heerkönigthum erhoben, war von Siegen zu Siegen geeilt, von einer Stufe der Macht zur anderen aufgestiegen, so daß es die Idee eines allgemeinen Imperium wieder aufnehmen konnte. Nicht auf dem Boden der Kirche, am wenigsten der römischen, war diese Macht erwachsen; in manchen Kämpfen mit den geistlichen Gewalten hatte sie sich befestigt und das kaiserliche Diadem dem Papst so gut wie abgetrotzt. Aber mit jedem Schritt sah sie sich doch weiter und weiter zu den geistlichen Tendenzen hingedrängt, welche einmal die Zeit beherrschten. Das Papstthum erhob sie aus tiefster Schmach zu einer geachteten Stellung und allgemeiner Anerkennung, das Bisthum zu fürstlichem Glanz, das Mönchsthum zu hohen Ehren. Karl der Große hatte das geistliche Element mit dem weltlichen in seinem Reich im Gleichgewicht zu halten gesucht: die Ottonen und ihre Nachfolger bevorzugten entschieden die geistlichen Gewalten vor den weltlichen; so durchdrungen war ihr Regiment von klerikalen Tendenzen, daß die Erfolge des Kaiserthums vor Allem der geistlichen Hierarchie zu gute kamen. Die glor-

reichen Thaten Heinrichs III. sind die unmittelbare Voraussetzung für Hildebrands welthistorische Wirksamkeit.

Unter den Einflüssen Clunys ist Hildebrand erwachsen, aber kaum hat er mehr von den französischen Mönchen gelernt, als von jenem deutschen Kaiser, unter dessen Regierung er zum Mann erwuchs und dem er persönlich nahe genug trat. Es war nicht mehr als billig, daß er Heinrich III. immer dankbare Verehrung bewahrte. Er wußte recht wohl, daß Niemand dem Papstthum mehr gedient hatte als dieser thatkräftige Herrscher, daß die Blüthe des deutschen Kaiserthums eine Frucht zeitigte, die gereift Rom in den Schooß fallen würde; er begriff, daß die Zeiten nicht so ferne seien, wo die Absichten Nicolaus I. sich mit fast unzweifelhaftem Erfolg durchführen ließen. „Freiheit der Kirche" war auch sein Wahlspruch, aber er hat unter dieser Freiheit nichts Anderes verstanden, als Befreiung der Kirche von *jeder* weltlichen Gewalt, auch der der Krone, und einem so scharfen Geiste konnte nimmermehr entgehen, daß die Freiheit der Kirche unter den bestehenden Verhältnissen zugleich die Herrschaft über den Staat als nothwendige Consequenz in sich schließe. Denn wer möchte ihn in dem Irrtum befangen glauben, daß sich in Zuständen, wie sie ihn umgaben, die Sphären des Staats und der Kirche irgendwie hätte sondern lassen? Gerade jene unauflösliche Verbindung, in welche die Entwickelung der Jahrhunderte und vor Allem die Geschichte des deutschen Kaiserreichs Staat und Kirche gebracht hatten, mußte ihm die unerschütterliche Zuversicht einflößen, daß dem priesterlichen Rom, sobald es die Banden des Kaiserthums gebrochen, auch die Weltherrschaft zufallen würde.

Als Heinrich III. starb, stand Hildebrand in den ersten Jahren frischer Manneskraft. Seine welthistorische Laufbahn begann, und man kann sagen, daß allgemach er selbst in die Stelle einrückte, welche der mächtigste Kaiser leer gelassen hatte. Er war es, der Heinrichs Plan, eine Universalmonarchie im Abendlande aufzurichten, in die Hand nahm; nur mußte er auf dem Stuhl Petri die Fäden in anderer Weise verschlingen, als sie auf dem Kaiserthron angesponnen waren. In der Geschichte des deutschen Kaiserthums spielt dieser italienische Mönch eine

der hervorragendsten Rollen; er ist für diese fast wichtiger, als für die Geschichte der christlichen Kirche.

Es ist überaus anziehend, die Anfänge des außerordentlichen Mannes zu betrachten; denn nur aus ihnen kann erhellen, wie er zu einer so hervorragenden Stellung inmitten der Weltverhältnisse gelangte, daß der Gedanke in ihm reifen konnte, die Leitung derselben selbst in die Hand zu nehmen. Leider umhüllt seine Jugend ein schwer durchdringbares Dunkel. Schon bei seinen Lebzeiten haben Haß und Fanatismus über seine Geburt, seine Verbindungen, sein Emporkommen boshafte Erfindungen verbreitet; die Verehrung späterer Zeiten hat dann an die Stelle dieses Lügengespinnstes Legenden gesetzt, welche die Wahrheit noch mehr umschleiern. Nur sehr dürftige zuverlässige Nachrichten haben sich erhalten; den sichersten Anhalt scheinen die gelegentlichen Angaben, die wir in Hildebrands späteren Briefen und Reden finden, zu gewähren, doch können auch sie nicht vollauf befriedigen, da er selbst seinen Lebensgang in einen mystischen Zusammenhang mit überirdischen Gewalten zu bringen liebte. Wir wollen versuchen Geschichte und Sage zu scheiden.

— e.g. Benzo von Alba und der Kardinal Ben

Hildebrand hat sich immer als Römer angesehen und selbst Personen, die ihm nicht fern standen, haben Rom für seine Vaterstadt gehalten. Aber sein Geburtsort war ein kleines, jetzt nicht mehr nachzuweisendes Landgut im Gebiet der toscanischen Stadt Soana, welches Raovacum genannt wird. Soana ist heute eine elende Landstadt, fast nur ein Trümmerhaufen; obwohl auf einer Anhöhe gelegen, ist es der Fieberluft der Maremmen ausgesetzt und enthält deshalb nur eine dürftige und kränkliche Bevölkerung. Die größte Merkwürdigkeit ist die alte Kathedrale: sie stammt aus dem elften Jahrhundert, aus Hildebrands Zeit, und erinnert an bessere Tage, die einst das Städtchen sah. Es war früh der Sitz eines katholischen Bischofs geworden und blieb es unter der Langobardenherrschaft; in der Zeit Karls des Großen fiel es auch unter die weltliche Macht der Päpste. Kirchlich und politisch an Rom gebunden, kam es in einen Verkehr mit der Weltstadt, der auch für Hildebrands Leben entscheidend wurde.

Niemals thut Hildebrand in seinen Briefen der eigenen Familie Erwähnung; er zeigt sich darin als ein rechter Mönch. Wie er die Lösung der Familienbande später von dem gesammten Klerus mit eiserner Consequenz verlangte, so hat er selbst sich früh von den Fesseln des

Hauses befreit; der heilige Petrus und die heilige Maria traten ihm an die Stelle der Eltern. Der Name seiner leiblichen Mutter ist unbekannt; sein Vater hieß Bonizo und bewirthschaftete wahrscheinlich selbst das kleine Gut der Familie. Ein schmähsüchtiger Zeitgenosse nennt Hildebrand den Sohn eines Ziegenhirten und einer Bäuerin; die Wahrheit scheint durch die Schmähung hindurch. Auch ein Bewunderer Hildebrands gedenkt dessen Abkunft aus den niederen Schichten des Volkes, und dies in einem Glückwunsch zu seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Mehr bedarf es nicht, um die Vermuthung zurückzuweisen, Hildebrand habe in einem Zusammenhang mit dem gräflichen Geschlecht der Aldobrandeschi gestanden, dem später Soana unterthan war. Ebenso irrig ist aber die bis in die neueste Zeit so oft wiederholte Behauptung, daß er der Sohn eines römischen Zimmermannes gewesen sei; sie stützt sich lediglich auf eine Sage, welche an die Jugendgeschichte Jesu erinnert und sich bei kritischer Prüfung als Erfindung erweist.

Die arme Familie in Raovacum hatte Verwandte in Rom, die in besseren Verhältnissen lebten. Einen aus ihrer Sippschaft finden wir später als Befehlshaber einer römischen Burg; ein mütterlicher Oheim Hildebrands war Abt des reichen Klosters der heiligen Maria auf dem Aventin, welches einst Alberich, Roms Tyrann, über seiner Geburtsstätte errichtet hatte. Der Abt nahm sich seines Neffen an, und schon in frühen Jahren fand Hildebrand in dem Kloster auf dem Aventin Aufnahme. Er erhielt hier eine gute Erziehung mit vornehmen jungen Römern; er wurde nicht nur im Kloster, sondern wohl vom Anfang an auch für das Kloster und den Dienst der römischen Kirche gebildet. „Von Kindesbeinen an", sagte er später, „hat mich der heilige Petrus auf das Freundlichste ernährt und erzogen."

Das Marienkloster auf dem Aventin, jetzt unter dem Namen des Priorats von Malta bekannt, bietet eine entzückende Aussicht: zu Füßen liegt die große Stadt auf beiden Seiten der Tiber, und weithin schweist das Auge über die imponirende Oede der trümmerreichen Campagna. Jetzt ist der Aventin verlassen, damals lag er im Mittelpunkt des städtischen Verkehrs; hier drängten sich gleichsam auch alle ihre geistigen Interessen zusammen. Hier hatte Otto III. seine Kaiserburg eingerichtet und mit Gerbert die phantastischen Pläne des neuen Weltreichs bedacht; von hier waren der Böhme Adalbert und Bruno von Querfurt ausgezogen und hatten durch den Märtyrertod im fernen Preußenlande eine neue

Glorie über Rom verbreitet; hier und gerade im Marienkloster selbst kehrte der große Abt Odilo von Cluny ein, wenn er immer wieder nach Rom wallfahrte, um die sinkende Kraft der Nachfolger Petri durch geistlichen Zuspruch zu stärken. Ein hochbegabter Knabe, der hier erwuchs, mußte die verschiedensten und mächtigsten Eindrücke erhalten, die sich kaum in einem anderen Gedanken zusammenschließen konnten, als in dem der unvergleichlichen Hoheit des ewigen Roms.

Wie dereinst, als die Gründung der Stadt im Rath der Götter beschlossen war, Feuerzeichen das Haupt des Knaben Ascanius umspielt, wie ähnliche Erscheinungen die Größe des Servius Tullius, der die Grundlagen der republikanischen Freiheit legte, vorhergesagt haben sollen, so will man auch aus dem Gewande des kleinen Hildebrand Feuerstrahlen haben hervorleuchten sehen. Die Legende berichtet, Abt Majolus von Cluny habe zuerst diese Strahlen bemerkt und sei in die Worte der heiligen Schrift über Johannes den Täufer ausgebrochen: „Dieser Knabe wird groß sein vor dem Herrn." Majolus ist vor Hildebrands Geburt gestorben und kann dem Knaben solche Weihe nicht gegeben haben. Aber unter den Augen Odilos, seines größeren Nachfolgers, hat sich Hildebrand vom Knaben zum Jüngling entwickelt, und dieser mag früh den Feuergeist desselben erkannt und ihm eine große Zukunft vorhergesagt haben.

Im Marienkloster herrschten die Ansichten Clunys; in diesen Ansichten ist Hildebrand erwachsen und auferzogen. Hier verkehrten auch alle die Männer, die mit Odilo in vertrauten Beziehungen standen. Unter ihnen ist in erster Stelle der vertriebene Bischof Laurentius von Amalfi zu nennen, der in Rom eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, ein Mann der Gerbertinischen Schule, voll Gelehrsamkeit, aber zugleich ganz von den kirchlichen Tendenzen der Cluniacenser durchdrungen. Laurentius wohnte zu Rom in dem Hause jenes Priesters Johann Gratian, der in seiner Einfalt später das Papstthum kaufte, um die Ideen Clunys in das Leben zu führen. Beide standen den Tusculanern nahe, nicht minder nahe Odilo selbst, der nicht ohne Einfluß auf ihre Verwaltung des römischen Bisthums blieb. Man weiß, wie tief Benedict VIII., der erste Papst aus diesem Geschlecht, auf die Bestrebungen der französischen Mönche einging. Johann XIX., so unähnlich sonst dem Bruder, blieb doch Odilo und der Congregation zu allen Zeiten hold, und jener elende Knabe, der sich Benedict IX. nannte, ist eher von sich selbst

aufgegeben worden, als von Odilo und seinen Freunden. Wir übersehen den Kreis, in dem Hildebrand seine Bildung erhielt. Es waren hochgestellte Personen, in denen die Ideen Clunys lebten; diese Ideen waren es, die den Kreis zusammenhielten, nicht von Gerbert überlieferte Zauberkünste, wie die Feinde Hildebrands später den Glauben erregen wollten.

Etwa fünfundzwanzig Jahre mochte Hildebrand alt sein, als er im Jahre 1045 auf den Wunsch Gratians, der inzwischen als Gregor VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, das Kloster verließ. Bereits hatte er Profeß gethan, und wohl auch bereits die niederen Weihen erhalten, von denen er selbst sagt, daß er sie ungern empfangen habe. Immer hat er gemeint, daß er nichts Anderes als das stille, beschauliche Leben einer Zelle gesucht habe und nur durch unmittelbare Veranstaltung des heiligen Petrus in den Dienst der Kirche von einer Stufe zur anderen erhoben sei. Aber selten kennt der Mensch das eigene Herz, und wer möchte sich überzeugen, daß Hildebrands Seele hinter Klostermauern auf die Dauer wahre Befriedigung gefunden hätte! Was er aus dem Kloster in die Welt mitnahm, war außer den Ideen der Kirchenreform, die hier in ihm angeregt waren und sein ganzes weiteres Leben beherrschten, eine schwärmerische Verehrung der Mutter Gottes, die er nicht allein in sich auch in der Folge nährte, sondern zugleich in den weitesten Kreisen immer mehr zu verbreiten suchte; es ist weltbekannt, mit welchem Erfolge. Es begleitete ihn ferner in die Welt eine gewisse Vorliebe für gesellschaftliche Ordnungen, die sich auf Gleichstellung gründen. Schon die Gewohnheiten des Klosterlebens konnten sie wecken, und die Erinnerungen an das alte Rom scheinen sie noch besonders befruchtet zu haben. Nur eine Stadtrepublik, welche auf dem Grunde der Volksfreiheit ruhte, gab es noch zu seiner Zeit; es war Venedig, und Hildebrand selbst bekennt, daß er die Freiheit der Lagunenstadt von Kindheit an überaus geliebt und deshalb öfters den Tadel hochstehender Personen erfahren habe. Die bürgerliche Freiheit Venedigs betrachtete er als den letzten Rest der republikanischen Staatsformen Roms. Er selbst blieb wohl immer im Herzen ein Gegner der aristokratischen Institutionen, wie sie in Staat und Kirche damals bestanden, wie viel er auch zur Befestigung derselben beigetragen haben mag.

Gregor VI. machte Hildebrand zu seinem Kapellan und schenkte dem jungen Mann das Vertrauen eines erprobten Freundes. Zum ersten Mal konnte nun der Mönch jene unermüdliche Thätigkeit und

eigenthümliche Gewandtheit in den Weltgeschäften entfalten, die Freund und Feind dann in gleicher Weise angestaunt haben. Ein kleiner Mensch, mit schwacher Stimme, ohne alle Vorzüge der Geburt und äußerer Verhältnisse, wußte er die Menschen mit unwiderstehlicher Macht zu beherrschen. Mit der Hast des Tigers stürzte er sich auf die Geschäfte und trieb sich in ihnen mit rastloser Ausdauer umher, Alles mit Leichtigkeit überwältigend. Welchen Einfluß er schon damals in der Curie gewann, wie tief er in die Verwickelungen jener Zeit verflochten war, beweist die Thatsache, daß er dem entsetzten Papst in das Exil nach Deutschland folgen mußte.

Die Verbannung führte den jungen Mönch nach Worms, Speier, Köln und Aachen, zu den alten und neuen Sitzen der Kaiser. Er blieb zunächst in der Umgebung des Hofes und hat immer bekannt, daß er von Heinrich III. und seiner Gemahlin die größte Güte erfahren habe. In Köln meinte er wohl auch wissenschaftlich gefördert zu sein, obwohl er sich niemals einer besonderen gelehrten Ausbildung gerühmt hat und sich selbst in der Theologie keine entscheidende Stimme zutraute. Aber, bewußt oder unbewußt, mußte ein Geist seines Schlages in der Umgebung, in die er nun versetzt war, neue und bedeutende Erfahrungen sammeln. Was die Macht galt, konnte ihm erst hier in der Nähe des Kaisers in seiner ganzen Bedeutung aufgehen. Wir sind meist nur zu geneigt, uns epochemachende Persönlichkeiten als lediglich durch sich selbst gebildete, ganz aus sich erwachsene Individualitäten vorzustellen, aber an Jedem arbeiten die großen Bewegungen der Zeit und machen ihn erst zu einem fertigen Mann. Auch die Ideen des Kaiserthums haben, wie die Bestrebungen Clunys, auf Hildebrand gewirkt und ihn lange beherrscht. Der Aufenthalt am deutschen Hofe ist ein nothwendiges Glied in seiner Geschichte; selbst die Sage hat ihn nicht entbehren können und mit einer gewissen Vorliebe ausgeschmückt.

Der Kaiser und Cluny begegneten sich damals auf gleicher Straße. Es konnte jenem daher kaum Besorgniß erregen, als nach dem Tode Gregors VI. der junge Hildebrand nach Cluny zu gehen wünschte. Vieles mußte den Mönch gerade hierhin ziehen; als er die Mutterstätte jener Ideen sah, die von früh an sein Herz erfüllt hatten und die er hier zum guten Theile verwirklicht fand, fühlte er sich so heimisch, daß er später oft versichert hat, Nichts wäre ihm erwünschter gewesen, als hinter Clunys Mauern in Gebet und Contemplation seine Tage zu

beschließen. Dennoch mußte er in die Welt zurückkehren, wahrscheinlich nach dem Wunsche des jungen Hugo von Cluny, der gleich darauf an die Spitze der Abtei gelangte. Als Leo IX. den schweren Weg nach Rom ging, gab man ihm Hildebrand zum Begleiter. Clunys Wünsche waren nicht minder mit Leo, als die des Kaisers, und Hugo bewies wahrlich keinen geringen Scharfblick, wenn er dem neuen Papst die Dienste des hochbegabten Mönchs empfahl. „Widerwillig", sagte Hildebrand in der Folge, „war ich über die Berge gegangen, aber widerwilliger kehrte ich nach Rom zurück." Er hat sein weiteres Leben in der Weltstadt immer als ein qualvolles Dasein betrachtet, aber nichtsdestoweniger fand er erst jetzt die Stelle, wo er frei und weit seinen Geist entfalten konnte.

In dem Kreise hervorragender Vertreter der cluniacensischen Richtung, die Leo IX. um sich versammelte und in das Collegium der Cardinäle brachte, nahm Hildebrand von Anfang an einen hervorragenden Platz ein. In der eigenthümlichen Stellung eines Cardinal-Subdiakon der römischen Kirche wurde ihm im Wesentlichen die Leitung der städtischen Angelegenheiten und der Geldverhältnisse des apostolischen Stuhls übertragen, und der Mönch bewies sich in diesen Geschäften ausnehmend geschickt. Er verband sich mit einem getauften Juden, Benedictus Christianus in der Taufe genannt, und dessen Sohn Leo; Beide machten große Geldgeschäfte in der Stadt und waren Hildebrand so förderlich, daß nicht nur die verzweifelten Finanzen des apostolischen Stuhls sich besserten, sondern der Mönch selbst ein reicher Mann wurde. Man hat ihm später oft genug den Verkehr mit diesen Wucherern vorgeworfen; er selbst hat sich auch vor schlimmerer Gesellschaft nicht gescheut, wenn sie seinen Zwecken diente. Man wird kaum bezweifeln können, daß er in Verbindung mit einem gewissen Johannes Braczutus trat, einem Volksführer aus Trastevere, den man jeder Schandthat für fähig hielt. Durch die Bearbeitung der Volksstimmung, durch Anwendung von Geld, durch seine alten persönlichen Beziehungen mit dem römischen Adel gelang es Hildebrand, die Stadt dem deutschen Papst zu erhalten, obwohl Benedict IX. und die Tusculaner ihre reactionären Pläne niemals ganz aufgaben, wenn sie auch zeitweise für gerathen hielten, sich unter Hildebrands Vermittelung mit Leo auszusöhnen.

Man hat wohl geglaubt, daß Leo nur unter dem Einfluß Hildebrands gehandelt habe. Wem aber Leos Bedeutung klar geworden ist,

wird sich schwer davon überzeugen können, und Abt Desiderius von Monte Cassino, der beide Männer genau kannte, bezeichnet ausdrücklich Leo als den Erwecker des neuen kirchlichen Lebens und Hildebrand lediglich als seinen Schüler. In der That kann diesem die universelle Bedeutung der römischen Kirche und Alles, was ein Nachfolger Petri in Berufstreue vermöge, erst in der Wirksamkeit dieses deutschen Papstes aufgegangen sein, welcher den Ideen Clunys gleichsam Fleisch und Blut lieh. Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn Hildebrand später in Klagen ausbrach, daß ein so großer Papst keinen würdigen Herold seiner Thaten gefunden habe. Aber, so groß Leos Autorität auch über den jüngeren Mann war, er hat doch Hildebrand so wenig völlig beherrscht, als er sich von ihm beherrschen ließ. An Meinungsverschiedenheiten zwischen Beiden hat es nicht gefehlt. Hildebrand selbst berichtet, wie er durch seine hartnäckige Vertheidigung der Rechte Kölns gegen Trier den Zorn des Papstes erregt habe, und eine alte Sage geht, Leo habe, durch einen Traum gewarnt, zu dem Subdiakon einst die prophetischen Worte gesprochen: „Besteigst du jemals, was Gott verhüte, den apostolischen Stuhl, so wirst du die ganze Welt in Verwirrung setzen."

In Leos letzten Lebenstagen wurde Hildebrand eine Legation nach Frankreich übertragen, zu der er durch sein nahes Verhältniß zu Cluny besonders befähigt schien. Auf dieser Reise hörte man ihn vielfach in die Worte des Psalmisten ausbrechen: „Wohl denen, die Gottes Zeugnisse halten, die ihn von ganzem Herzen suchen." Aber man vernahm noch ein anderes Wort, welches einen tieferen Blick in seine Seele werfen läßt. „Unbesiegt", rief er oft frohlockend aus, „ist Rom im Glauben und in den Waffen." Die unbesiegten Waffen Roms waren zu jener Zeit keine anderen, als die des Kaisers; den Glauben Roms sah Hildebrand wesentlich in den von Leo ergriffenen und in das Leben geführten Reformbestrebungen Clunys. Denn daß sein dogmatisches System keineswegs ein fest begründetes war, zeigt unter Anderem sein Verhalten gegen den vom Papste verurtheilten Berengar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er Berengar nicht nur persönlich zugethan war, sondern auch damals zu dessen freierer Abendmahlslehre hinneigte. Man hat es ihm deshalb als Kleinmuth ausgelegt, daß er sich auf einer Synode zu Tours nicht offen für Berengar erklärte. Aber konnte er es, ohne sich mit dem Papst in einen nimmer auszugleichenden Gegensatz zu bringen? Was in seiner Macht stand, that er. Er be-

stimmte Berengar sich persönlich nach Rom zu begeben und versprach ihm dort seinen Beistand. Nur deshalb unterblieb Berengars Reise, weil der Papst bald nach jener Synode starb.

Wenn trotz mannigfacher und großer Differenzen der Meinung Leo sterbend die Cardinäle auf den Rath Hildebrands verwies, so mochte ihn dazu vor Allem die Lage der Stadt bestimmen. Schon regten sich aufs Neue die Tusculaner, und die Verhältnisse Italiens lagen ihnen so günstig, daß kaum ein Anderer als Hildebrand ihnen mit Erfolg zu begegnen vermochte. Wahrscheinlich hätte er schon damals selbst den Stuhl Petri besteigen können, wenn er es auf einen Bruch mit dem deutschen Hofe ankommen lassen wollte. Nichts zeigt deutlicher, wie eng sich die reformatorische Richtung noch immer mit den Ideen des Kaiserthums bei ihm verband, als daß er Alles daran setzte, um die Wahl des Kaisers auf dessen vertrautesten Rathgeber, den Eichstädter Bischof, zu lenken. Die Römer unterscheiden religiöse und politische Päpste, je nachdem in deren Amtsführung der kirchliche oder politische Gesichtspunkt vorwaltet. War jenes bei Leo IX. der Fall gewesen, so war dessen Nachfolger Victor II. ein politischer Papst im eminenten Sinne. Man weiß, in welchem Umfange er die Verhältnisse Italiens leitete und wie tief er nach Heinrichs III. Abscheiden in die Verwaltung des Kaiserreichs eingriff. Wer möchte sich überreden, daß das Beispiel dieses kaiserlichen Papstes auf einen Hildebrand ohne Einfluß und Belehrung gewesen sei?

Papst Victor liebte die Mönche nicht, die unter seinem Vorgänger eine so eingreifende Rolle in die Geschäfte der Curie gespielt hatten. Auch Hildebrand besaß nicht das besondere Vertrauen des neuen Papstes; aber die Stellung, die er einmal bekleidete, blieb ihm. Die städtischen Angelegenheiten, die Geldverhältnisse der Curie besorgte er nach wie vor, auch die Verbindungen des apostolischen Stuhls mit Frankreich wurden fortan wesentlich durch ihn vermittelt. Aufs Neue ging er als Legat nach Frankreich und zeigte nun zuerst jene rücksichtslose Strenge in der Durchführung der reformatorischen Ideen, die selbst seinen Freunden als tyrannische Härte erschien. Gern hat er später erzählt, wie er damals auf einer Synode in der Lyoner Kirchenprovinz den simonistischen Erzbischof von Embrun mit leichter Mühe zu Fall brachte. Er verlangte von diesem Manne, daß er: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste" sagen solle. Bei den letzten Worten

stockte die Zunge des Erzbischofs; er erklärte sich überwunden, legte sein Amt nieder, und andere simonistische Bischöfe folgten seinem Beispiel. Aber nicht allein durch moralischen Zwang wirkte Hildebrand, er bekämpfte die Simonie auch mit allen äußeren Mitteln, die ihm seine Stellung bot. Wir wissen, daß selbst dem Abt Hugo sein Verfahren zu gewaltsam erschien; es begann sich in dem römischen Mönch ein despotischer Geist zu entwickeln, welcher den Ueberlieferungen Clunys zuwider war und später auch sein Verhältniß zu Petrus Damiani störte.

Der Tod Heinrichs III. und das bald darauf erfolgte Ableben Victors II. änderten in unerwarteter Weise die ganze Lage Italiens und des apostolischen Stuhls. Wo jene Reformpartei, der Hildebrand angehörte, bisher ihren Rückhalt gehabt hatte, konnte sie ihn kaum noch suchen; in Deutschland herrschte ein Weib, und man bedurfte eines starken Armes gegen die Normannen und die Factionen des römischen Adels. Ohne Hildebrand abzuwarten, der bei dem Sterbelager des Papstes in Arezzo gestanden hatte, beschlossen seine Freunde in Rom, sich auf das Engste an Herzog Gottfrieds Macht anzuschließen, die sich plötzlich zu erstaunlicher Höhe in Italien emporgeschwungeu hatte; man kümmerte sich wenig darum, welches die weiteren Absichten des überaus ehrgeizigen Herzogs sein mochten. Von der bisherigen Wahlordnung abweichend, ohne die Kaiserin zu befragen, wählten sie in großer Eile den Cardinal Friedrich von Lothringen, der zugleich Abt von Monte Cassino war, den leiblichen Bruder Gottfrieds (2. August 1057). Ohne Hildebrands Rath war die Wahl erfolgt, aber es blieb ihm kein anderer Ausweg, als das Geschehene anzuerkennen.

Stephan IX. — so wurde Cardinal Friedrich als Papst genannt — bestieg als ein schwer kranker Mann den Bischofsstuhl; das römische Fieber hatte ihn seit Jahren durchschüttelt. Sein Pontificat war kurz, aber durchaus nicht ohne Bedeutung. Nicht nur alle Gedanken Leos IX. nahm der neue Papst auf und suchte sie mit fieberhafter Hast durchzuführen, schon faßte er mit seinen nächsten Freunden auch die völlige Befreiung der Kirche von den weltlichen Mächten, namentlich von dem deutschen Hofe, in das Auge.

Wir besitzen aus dieser Zeit eine Schrift gegen die Simonisten, welche über die neuen Zielpunkte der Reformpartei in Rom merkwürdige Aufschlüsse bietet. Sie ist aus der Feder Humberts geflossen, jenes gelehrten Lothringers, den Leo IX. einst mit sich nach Rom

gezogen und dann in seinen Verhandlungen mit Byzanz vielfach verwendet hatte. Humbert, Cardinalbischof von Silva Candida, war gewiß, wie kein Anderer, in die Absichten seines Landsmannes und Freundes eingeweiht, der jetzt die Kirche regierte; Nichts wird deshalb jene Schrift enthalten, was nicht auch der Meinung des Pastes entsprach.

Indem Humbert nun mit den schwärzesten Farben die Folgen der Simonie schildert, namentlich die Verarmung der Kirchen Italiens, die Entfremdung des geistlichen Guts, die Abhängigkeit des Klerus von weltlichen Herren, giebt er als den wesentlichsten Grund des Uebels die unkanonische Besetzung der Kirchenämter an. Unkanonisch ist ihm, daß die Wahl des Klerus bedeutungslos, der Einfluß des Papstes und der Metropoliten auf dieselbe so gut wie vernichtet ist, während Alles nur davon abhängt, an wen der Kaiser mit dem Krummstab und dem Ring das Bisthum oder die Abtei verleiht. Diese Investitur mit kirchlichen Sacramenten durch Laienhände scheint Humbert ein schwerer Gräuel, der vollends unerträglich wird, wenn ein Weib die Insignien des Bisthums reicht. Mit Entsetzen denkt er daran, wie er sogar Metropoliten und Primaten der Kirche habe diesen Laieninvestituren anwohnen sehen, ohne daß sie dagegen Widerspruch erhoben; sie scheinen ihm so verächtlich wie Männer, welche gelassen die Schändung ihrer Weiber, den Mord ihrer Kinder betrachten. Glücklich erscheint ihm dagegen die griechische Kirche, weil sie die Laieninvestituren nicht kennt, weil die Besetzung der Kirchenämter und die Verwaltung des geistlichen Guts in ihr allein von den Metropoliten und Bischöfen abhängt. Zwar fehle es, meint er, auch dort nicht an Simonie, aber mit einer befremdlichen Naivetät erklärt er es für erträglicher, daß die Kirchen doch nur von den geistlichen Oberen zu kaufen seien.

Die Gebundenheit der abendländischen Kirche durch die weltlichen Mächte leitet Humbert allein von der Schwäche des Papstthums und dem immer wachsenden Uebermuth der Kaiser her. Die Ottonen und Heinrich II. sind ihm nicht sowohl Schutzherren der Kirche, als ihre Vergewaltiger gewesen. Auf ihr geistlichen Stiftungen legt er wenig Gewicht; denn leicht sei es, e i n Bisthum gründen, wenn man hundert zerstöre. Mit Ausnahme Heinrichs III., welcher die Simonie tapfer bekämpft, weiß Humbert Keinen unter den deutschen Kaisern zu rühmen; alles Mißgeschick, welches sie betroffen, sieht er als eine göttliche Strafe

der Frevel an, welche sie sich gegen die Kirche erlaubt haben. Mit neuen Leiden droht er den Fürsten und ihren Räthen, wenn sie den Investituren nicht entsagen.

Das Heil der Kirche und die Ausrottung der Simonie erwartet Humbert nur von einer schärferen Trennung der kirchlichen und weltlichen Gewalt, der kirchlichen und weltlichen Machtsphäre, wobei er freilich die erstere weit genug zieht. Das Verhältniß der priesterlichen Gewalt zur königlichen vergleicht er dem von Seele und Leib; sie bedürfen einander und sind eine auf die andere angewiesen, aber die priesterliche ist die bestimmende, welche die Gedanken leiht, welche mit der weltlichen Macht durchzuführen sind. Ein großes Hinderniß für die rechtmäßige Freiheit der Kirche sieht Humbert in jenen Kirchenfürsten selbst, welche durch ihr Schweigen die Uebergriffe der Kaiser begünstigen; sie müssen nach seiner Meinung zuerst durch die kirchlichen Gerichte auf ihre Pflichten verwiesen werden, dann aber, wenn dies sich fruchtlos zeigen sollte, haben weltliche Fürsten und getreue Laien sie zum Kampfe für die Freiheit der Kirche aufzurufen, und im Falle, daß sie sich auch so nicht bereit finden lassen, müssen die Laien selbst für die Ehre der Kirche, ihrer aller Mutter, den Kampf beginnen. So soll die Laieninvestitur beseitigt werden, die Simonie aber dadurch, daß die Gemeinden den simonistischen Bischöfen, auch ohne daß sie von einer Synode besonders verurtheilt sind, den Gehorsam verweigern, ihren Umgang und ihre Amtshandlungen vermeiden.

Wirkten Ansichten, wie sie Humbert hier vortrug, weiter auf den Gang der Reform ein, so lag auf der Hand, daß dieselbe, die sich bisher wesentlich gegen die simonistische Geistlichkeit gerichtet hatte, zugleich eine ausgesprochene Tendenz gegen das Kaiserthum nehmen mußte. Man wird mit Fug freilich bezweifeln, ob der Papst je ernstlich den Gedanken gehegt hat, seinen Bruder Gottfried zum Kaiser zu krönen, wie man wohl damals gemeint hat: aber klar ist doch, daß schon seine Wahl die bisherigen Verhältnisse der Reformpartei zum deutschen Reiche erschütterte. Nicht unbezeichnend dafür ist, daß Stephan dem Kölner Bischof das Erzkanzleramt des apostolischen Stuhls, welches er seit den Tagen Leos IX. innegehabt, sofort entzog und jenem Humbert übertrug, dessen schroffe Stellung gegen das Kaiserthum soeben berührt wurde. Bald genug mußte sich allerdings dem Papste und seinen Freunden die Nothwendigkeit aufdrängen, einem jähen Bruch mit dem deutschen Hofe

bei der bedenklichen Stellung, die sie in Rom hatten, noch vorzubeugen. Man verhandelte mit der Kaiserin, um nachträglich ihre Anerkennung dem Papste zu gewinnen; Hildebrand selbst ging gegen Ende des Jahrs 1057 nach Deutschland. Am Hofe mißtraute man Gottfried, mißtraute seinem Bruder auf dem Stuhle Petri und nicht weniger Hildebrand selbst, der seit geraumer Zeit zu Beiden und Gottfrieds Gemahlin Beatrix in nahen Beziehungen stand: dennoch erreichte er nach langen Verhandlungen seinen Zweck. Es war das letzte Mal, daß man ihn am deutschen Hofe sah.

In der Weise, wie Stephan IX. die Kirche regierte, zeigte sich vor Allem, daß er Mönch war. In Monte Cassino bemühte er sich das vergessene Gelübde der Armuth in seinem ganzen Umfange wieder zur Geltung zu bringen. Dem Kloster Cluny gab er neue Privilegien. Petrus Damiani, den ebenso wunderbaren wie wunderlichen Heiligen von Fonte Avellana, zog er nach Rom und erhob ihn sehr gegen seinen Willen zum Cardinal-Bischof von Ostia. Immer mehr wurde so Rom das Centrum der gesammten mönchischen Bewegung im Abendlande. Einen mönchischen Charakter tragen auch die Maßregeln, die Stephan gleich im Anfange seines Pontificates auf einigen römischen Synoden traf. Vornehmlich schritt er gegen die verheiratheten Priester und Kleriker, wie gegen die Ehen der Weltlichen in den verbotenen Graden ein; „mit allzugroßem Eifer" sagten selbst die Mönche von Monte Cassino.

Nicht geringeren Eifer bewies er, um den Kampf gegen die Normannen, mit denen Victor Frieden geschlossen hatte, von Neuem aufzunehmen. Jene Geldsummen, die er einst von seiner Gesandtschaft nach Constantinopel heimgebracht und ihm dann Graf Thrasemund entwendet hatte, waren wieder in seinen Besitz gelangt und sollten nun zu diesem Zwecke verwendet werden; er nahm keinen Anstand, für denselben auch den Schatz von Monte Cassino anzugreifen. Der Unterstützung seines Bruders Gottfried glaubte er sicher zu sein; auch den Beistand des deutschen Hofes scheint er in Anspruch genommen zu haben. Mit Constantinopel knüpfte er von Neuem Verhandlungen an; den jungen Mönch Desiderius, den er zu seinem Nachfolger in Monte Cassino ersehen hatte, beauftragte er, mit dem Cardinal Stephan und einem vertrauten Kleriker, Mainard mit Namen, an den griechischen Hof zu gehen, wohin sie Argyros, des Kaisers Statthalter in Apulien, geleiten

sollte. So wollte er alle Kräfte des Morgen- und Abendlandes zu einem entscheidenden Kriegszuge gegen die Normannen vereinen. Mit ersterbendem Athem mühte er sich das Kriegsfeuer anzufachen: aber der Athem stockte, ehe die Flamme aufschlug.

Schon Weihnachten 1057, als sich der Papst in Monte Cassino aufhielt, glaubte man sein Ende nahe. Dennoch begab er sich nach Rom und saß dort in der Fastenzeit einer Synode vor. Er wußte selbst bereits, daß seine Tage gezählt seien: deshalb sprach er in der Synode ein feierliches Anathem über jeden aus, der nach seinem Abscheiden eine Bestimmung über den apostolischen Stuhl vor Hildebrands Rückkehr aus Deutschland treffen würde. Die letzten Kräfte benutzte er noch, um seinen Bruder in Tuscien zu erreichen; am 29. März 1058 starb er zu Florenz. Die nach Constantinopel bestimmten Gesandten erfuhren zu Bari am Palmsonntag (12. April) den Tod des Papstes; sie beschlossen die Umkehr und traten sie in großer Furcht vor den Normannen an. Aber Robert Guiscard nahm sie ritterlich in Schutz und ermöglichte, daß sie ungefährdet nach Monte Cassino gelangten, wo sie zu ihrem Erstaunen die Cardinal-Bischöfe Humbert von Silva Candida und Petrus von Tusculum fanden.

Denn kaum hatte Stephan die Augen geschlossen, so war in Rom ein kecker Streich gegen die Anhänger der Kirchenreform geführt worden, welche seit den Tagen Leos IX. über den Stuhl Petri geboten und aus deren Mitte fast alle Cardinal-Bischöfe in der letzten Zeit bestellt waren. Schon als Eindringlinge in die fetten römischen Pfründen waren diese fremden Priester und Mönche in der Stadt verhaßt und die Neuerungen, welche sie einführten, sagten weder dem Klerus noch dem Laienstand zu. Man duldete sie oder mußte sie dulden, so lange noch für jede Auflehnung gegen sie die Rache des deutschen Hofes zu fürchten war. Aber man wußte so gut schon in Rom, wie in anderen Orten, daß die deutsche Macht jetzt weniger gefährlich war und daß überdies jene Partei kaum noch über die Kräfte des Reichs verfügen konnte. So entschlossen sich die römischen Großen zu schneller That. An ihrer Spitze standen die Grafen Gregorius von Tusculum und Girard von Galeria mit den Söhnen des Crescentius von Monticelli. Bei nächtlicher Weile erfüllten sie die Stadt mit Bewaffneten, besetzten die päpstlichen Paläste und erhoben den Bischof Johann von Velletri, einen Römer von Geburt, auf den apostolischen Stuhl. Johann war

ein schlichter Mann, der mit sich machen ließ, was er nicht abzuwehren vermochte. Ein Priester von Ostia wurde mit Gewalt ihn zu weihen gezwungen. Ohne das Anathem Stephans zu beachten, ohne die Kaiserin oder ihren Statthalter zu befragen, hatten so die römischen Großen nach alter Weise über den päpstlichen Stuhl verfügt; dem neuen Papste hatte man den Namen Benedict X. mit deutlicher Hinweisung auf die Tusculaner Benedict VIII. und IX. beigelegt. Die überfließende Schale seines gewaltigen Zornes ergoß Petrus Damiani über diese heillosen Vorgänge; mit den anderen Cardinal-Bischöfen sprach er über Benedict und seine Anhänger den Fluch der Kirche aus. Aber was halfen hier Worte? Bald sahen sich Petrus selbst und seine Freunde zur Flucht von Rom genöthigt. Wie Spreu stoben sie auseinander und wandten sich theils nach Monte Cassino, theils nach Fonte Avellana, theils nach Florenz.

Gerade damals kehrte Hildebrand aus Deutschland zurück. Als er die Vorgänge in Rom erfuhr, blieb er in Florenz. Die Verfügung über den apostolischen Stuhl war abermals, wie bei Leos Tode, wesentlich ihm anheimgestellt; die Zukunft der Kirchenreform hing von seiner Entschließung ab. Keinen Augenblick konnte ihm da zweifelhaft sein, daß sofort dem neuen Adelspapstthum in Rom ein Ende gemacht werden müßte, wenn nicht alles untergehen sollte, was bereits für die Reform erreicht war. Die Mittel zur Bewältigung des römischen Adels konnte ihm nur Herzog Gottfried bieten, und er durfte mit Sicherheit auf diesen Fürsten zählen, der sich selbst so tief bereits in die Reformbestrebungen eingelassen hatte und in seinem eigenen Interesse die Vernichtung der Adelsfactionen verlangen mußte, die sich in Rom mehr gegen ihn als gegen die Kaiserin erhoben hatten. Aber eine Handhabe, um die letzte römische Papstwahl anzugreifen, ließ sich doch kaum anders gewinnen, als wenn man das Recht der kaiserlichen Ernennung abermals anerkannte. Nur im Namen des Königs ließ sich Benedict ein besser berechtigter Papst entgegenstellen; nur in des Königs Auftrag konnte Gottfried die Waffen gegen das Geschöpf des römischen Adels ergreifen. Hildebrand und Gottfried und mit ihnen die Häupter der Reformpartei kamen überein, auf den Bischof Gerhard von Florenz ihre Wahl zu lenken und für diese Wahl zuvor die Autorität des Königs durch die Kaiserin zu gewinnen.

Gerhard war ein Burgunder von Geburt, am Hofe wohlbekannt,

von Heinrich III. in sein Bisthum eingesetzt, welches ihn dann in die engsten Beziehungen zu Herzog Gottfried und dessen Haus gebracht hatte. Der Lebenswandel des Burgunders galt für untadelhaft, obschon ihm der strenge Petrus Damiani die Leidenschaft für das Brettspiel zum Vorwurf machte. Durch die Einführung des kanonischen Lebens in Florenz hatte sich Gerhard unter der Reformpartei einen Namen gemacht. Wenn nicht Alles trügt, so haftete an ihm der Makel unehelicher Geburt, der selbst seiner geistlichen Stellung bedrohlich werden konnte: aber Hildebrand hat denselben entweder nicht gekannt oder absichtlich übersehen. Im Uebrigen war Gerhard ein Mann lebhaften Geistes und nicht schlecht unterrichtet, doch nichts weniger als ein starker und selbstständiger Charakter. Hildebrand und Gottfried wußten, daß sie ein gefügiges Werkzeug in ihm besitzen würden. Sobald man über Gerhards Person einig war, sandten Hildebrand und seine Genossen nach Deutschland, um die Ernennung desselben von der Kaiserin zu erbitten. Die Gesandtschaft, welche wahrscheinlich Gerhard selbst begleitete, fand Pfingsten 1058 den Hof in Augsburg und erreichte, wie es scheint, ohne Schwierigkeit, was sie verlangte. So schien die Ordnung eingehalten, wie sie sich zur Zeit Heinrichs III. festgestellt hatte, und Gerhard war der vom kaiserlichen Hofe designirte Nachfolger Petri; die ganze Reformpartei erkannte ihn als das Haupt der Kirche an. Petrus Damiani schrieb an ihn und Hildebrand: „Ihr seid der apostolische Sitz, ihr die römische Kirche; Rom ist ein Haufe von Steinen, das Heiligthum der Kirche ruht in Euch."

Alles kam jetzt darauf an, ob es gelingen würde, Gerhard nach Rom zu führen und Benedict dort zu vertreiben. Man rüstete sich lange und mit großer Vorsicht. Gottfried sammelte ein Heer von 500 Rittern, Hildebrand füllte seine Säckel. Erst gegen Ende des Jahres 1058 brach man auf. Indem man vorrückte, sammelten sich auch allmählig die zerstreuten Cardinal-Bischöfe mit ihrem Anhange wieder; von ihnen wurde dann im December zu Siena, an sehr ungewöhnlicher Stelle, Gerhard feierlich gewählt. Sogleich berief der Erwählte eine große Synode nach Sutri, die im Anfange des Jahres 1059 gehalten wurde. Herzog Gottfried war zugegen, wie Wibert von Parma, ein junger Kleriker von vornehmer Geburt, der damals die wichtigen Geschäfte der Reichskanzlei in Italien führte. Diese Synode entsetzte Benedict und sprach über ihn den Bann aus. Wunderbar, wie sich zu Sutri jetzt

unter Hildebrands Einfluß sehr ähnliche Scenen wiederholten, wie sie zwölf Jahre früher hier gespielt und ihn damals in die Verbannung geführt hatten.

Hildebrand bekämpfte Benedict mit geistlichen Waffen, aber er verschmähte auch sehr weltliche nicht. Er schickte Geld nach Rom und spaltete die Bürgerschaft durch Bestechung. Besonders waren es die Bewohner von Trastevere, welche sich für ihn erhoben. Johannes Braczutus und Leos Wechselbank thaten auch jetzt ihre Dienste. Bald erhielt Hildebrand die erwünschte Nachricht: Trastevere stehe ihm offen. Ohne Schwierigkeit führte er seinen Papst dorthin und bekam sofort auch die Tiberinsel in seine Gewalt. Es war eine Belohnung für die Trasteveriner, daß einer aus ihrer Mitte, Johannes Tiniosus, zum Stadtpräfecten Roms erhoben wurde, nachdem der bisherige Präfect, Petrus mit Namen, seines Amtes entsetzt war. Einige Tage wurde dann noch mit Benedict und seinen Anhängern gekämpft, bis jener endlich den Lateran räumen mußte. Er suchte erst in Passerano, dann in Galeria eine Zuflucht. Indessen wurde Gerhard am 24. Januar 1059 in St. Peter eingesetzt und geweiht; er empfing den Namen Nicolaus II. Bald brachte man es durch Geldspenden dahin, daß alle Römer ihm Treue schwuren; sie thaten es zum Theil mit der linken Hand, weil sie die rechte kurz zuvor zum Eide für Benedict erhoben hatten.

Hildebrand hatte erreicht, was er mit dem Namen des Königs erreichen wollte. Aber schon die nächsten Tage zeigten deutlich, daß er nicht von fern in der Abhängigkeit vom deutschen Hofe die frühere Politik der römischen Curie fortzuspinnen gedachte. Seine letzte Reise nach Deutschland hatte ihn belehrt, wie ungesichert dort die Macht der Kaiserin sei; er kannte mehr als zur Genüge die erregte Stimmung des Volkes in der Lombardei gegen die kaiserlichen Bischöfe und wußte, wie Herzog Gottfried noch andere Interessen kannte als die des Reichs, wie die Normannen in Unteritalien ungehemmt ihre Eroberungen ausbreiteten, so daß das Kaiserthum in der Halbinsel kaum noch irgendwo festen Boden hatte. Man wird es begreifen, wenn er bedenklich fand, die Zukunft der kirchlichen Reform länger an den ungewissen Gang des lahm gelegten Kaiserthums zu binden und diesem in bisheriger Weise dienstbar zu bleiben. Auch ihn hatte ein Jahrzehnt die Idee und die Macht des Kaiserthums beherrscht; denn auch er hatte die Heilung der kirchlichen Gebrechen

von ihm gehofft. Die Freiheit der römischen Kirche schien ihm bisher vor Allem in ihrer Befreiung von der Tyrannei des römischen Adels zu beruhen, und diesen Adel schien nur der deutsche Kaiser bändigen zu können. Aber die Zeit war gekommen, wo er keine andere Rettung für jene kirchlichen Ideen sah, die ihn und seine Freunde erfüllten, als in einer selbstständigen Politik des apostolischen Stuhls. Sollte die Reform der Kirche, die mit Leo begonnen, durchgeführt werden, so konnte es nur durch die eigene Kraft Roms geschehen; das Papstthum durfte sich dem Kaiserthum nicht mehr unterordnen, sondern mußte, über jede weltliche Macht erhaben, frei seine Aufgabe selbst zu lösen suchen. Das war nach Hildebrands Glauben von nun an die eigenste, die göttliche Mission des römischen Bisthums.

Jetzt erst war jener Hildebrand fertig, dessen feste Gestalt die Weltgeschichte kennt. Sein ganzes System, seine Thaten sind fortan nur strenge Consequenzen der Ueberzeugungen, welche die Zeitverhältnisse in ihm von der Freiheit und der Herrschaft der römischen Kirche entwickelt hatten. Aehnliche Verhältnisse hatten einst Papst Nicolaus I. zu ähnlichen Ueberzeugungen geführt: es war wohl nicht ohne Absicht, daß der neue Papst den Namen Nicolaus II. erhielt.

Die Umstände brachten es mit sich, daß die neue Richtung der päpstlichen Politik sich zuerst in Italien zeigen mußte, und unverzüglich trat sie hier an den Tag. Kaum war Nicolaus auf den Stuhl Petri erhoben, so setzte sich Hildebrand mit allen den Mächten in Verbindung, welche in den letzten Jahren in der Halbinsel aufgekommen waren und die mehr oder weniger sämmtlich eine dem Kaiserthume feindliche Stellung einnahmen; er zog sie an sich, um sie dem Papstthum und der Kirche dienstbar zu machen. Es war ein verhängnißvoller Moment in unserer Kaisergeschichte, als sich die römische Curie der nationalen Bewegung Italiens anschloß oder vielmehr in deren Mitte stellte.

2.

Das Papstthum inmitten der italienischen Bewegung.

Roms Bund mit der Pataria und den Normannen.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß unter dem Druck der Fremdherrschaft das nationale Gefühl am schnellsten erstarkt. Schon seit einem halben Jahrhundert war die deutsche Herrschaft in Italien fast nur mit den Mitteln des Schreckens erhalten worden, und die Folge war, daß das nationale Bewußtsein sich in den Italienern kräftiger entwickelte und zugleich mit demselben eine unüberwindliche Abneigung gegen die fremden Bedrücker. Eine nationale Bewegung ging durch die Halbinsel, die sich auf die mannigfachste Weise in Auflehnung gegen die bisherigen Ordnungen kundgab.

Der Heerd der Bewegung lag in den lombardischen Städten, wo das Bürgerthum bereits bewaffnet war und Antheil am Regiment gewonnen hatte. Kaum war Heinrich III. gestorben, so fiel es hier den vom deutschen Hofe eingesetzten Bischöfen überaus schwer, ihre Gewalt und ihr Ansehen zu behaupten. In Pavia wollte man schlechterdings von der deutschen Herrschaft nichts mehr wissen; man verweigerte dem von der Kaiserin geschickten Bischof jeden Gehorsam, die Bürger wählten einen anderen und wußten ihn zu behaupten. Aehnlich wäre es in Asti ergangen, wenn sich nicht die Markgräfin Adelheid der kaiserlichen Autorität angenommen hätte. Ungemein bedrohlich hätte diese Bewegung für die deutsche Herrschaft werden müssen, wäre sie nicht durch die uralte Rivalität der Städte unter einander gebrochen worden. Gerade inmitten derselben erhob sich ein erbitterter Streit um den Principat zwischen Mailand und Pavia, der zu blutigen Kämpfen führte. Und doch war auch in Mailand nach Heinrichs III. Tode eine Empörung gegen den von ihm eingesetzten Erzbischof ausgebrochen und hatte durch die kirchliche Strömung der Zeit eine sehr eigenthümliche, dem Papstthum günstige Wendung genommen.

Mailand war vor allen Städten des Abendlandes die Stadt der Kirchen und der Klerisei. Der Klerus war zahllos wie „der Sand am Meere" und lebte im größten Reichthum. Die Ambrosianische Kirche hatte alte Ordnungen bewahrt, die von den römischen vielfach abwichen

und je heftiger sie von Rom bestritten, desto hartnäckiger festgehalten wurden. Die Selbstständigkeit des heiligen Ambrosius gegen St. Peter war einer der wichtigsten Glaubensartikel für die Mailänder Geistlichkeit. Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn die Reformbestrebungen Roms hier nicht nur ohne allen Einfluß geblieben waren, sondern den entschiedensten Widerspruch erweckt hatten. In den Augen Hildebrands und seiner Freunde galten die Mailänder Kleriker insgesammt als Simonisten und Nicolaiten, wie sie denn in der That für die Ordination feste Taxen bezahlten und meist im ehelichen Stande lebten. Je mehr sich nun die Mailänder Kirche der Einwirkung Roms widersetzte, desto schärfer reizte sie den Zorn des apostolischen Stuhls, zumal dieser sich in dem Bewußtsein seines unbeschränkten Aufsichtsrechts über die gesammte Kirche immer entschiedener befestigte, und um so empfindlicher machte sich Rom diese Opposition fühlbar, als von Mailand fast alle lombardischen Bischöfe als Suffragane abhängig waren. Seit geraumer Zeit hatten die Nachfolger Petri wenige Zeichen der Ergebenheit von den Mailänder Erzbischöfen erhalten; dagegen hatte es nicht an dem Versuch gefehlt, in Mailand ein Papstthum neben dem Papstthum zu errichten. Man erinnere sich, welche Stellung Erzbischof Aribert auf dem Stuhl des heiligen Ambrosius zu einer Zeit einnahm, wo der römische Bischof alle Achtung verscherzte.

Schon Benedict VIII. und Leo IX. hatten den Kampf mit der Mailänder Geistlichkeit und den lombardischen Bischöfen begonnen, aber sich bald von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt. Denn neben der geistlichen stand eine bedeutende politische Macht diesen Bischöfen zu Gebote. Noch waren überall die Städte von ihnen abhängig, obschon sie bereits den Kapitanen, den Valvassoren und den freien Bürgern, die wesentlich dem reichen Handelsstande angehörten, einen Antheil am Stadtregiment hatten einräumen müssen. Vor Allem war der hohe Adel der Kapitane und der ritterliche Stand der Valvassoren tief in das Interesse der Geistlichkeit verwickelt: sie hatten die großen Kirchengüter zu Lehen und heiratheten am liebsten aus den Familien des reichen Klerus, der sich andererseits wieder vorzugsweise aus ihnen ergänzte. Der Kampf gegen die lombardische Geistlichkeit war deshalb zugleich ein Kampf gegen den städtischen Adel; es handelte sich dabei kaum minder um politische, als um kirchliche Interessen. Die neue aus den niederen Schichten des Volks sich bildende Partei, welche diesen Kampf unter-

nahm und endlich mit Erfolg durchführte, hat eben so sehr die bürgerliche Freiheit in den lombardischen Städten begründet, wie die kirchliche Selbstständigkeit derselben vernichtet. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom hier zum Siege gelangen.

Anselm, aus Baggio, einem kleinen Orte im Mailändischen, gebürtig, gab zu dieser Bewegung den ersten Anstoß. Er war einer vornehmen Familie entsprossen und früh in die glänzenden Reihen des Mailänder Klerus aufgenommen; seine Bildung hatte er zum Theil im Auslande gesucht und war zu Bec einer der ersten Schüler Lanfranks gewesen. Hier scheint er auch zuerst in die Richtung der Cluniacenser eingegangen zu sein, in deren Sinne er dann in Mailand gegen Simonie und Priesterehe zu predigen anfing. Die Predigten machten Aufsehen und wurden Erzbischof Wido lästig, der den übereifrigen Priester seiner Kirche alsbald Heinrich III. zur Verwendung im Dienste des Hofes empfahl. So kam Anselm nach Deutschland und diente dann einige Zeit in der kaiserlichen Kapelle, bis er im Jahre 1056 das erledigte Bisthum Lucca erhielt, welches ihn in unmittelbare Beziehungen zu Herzog Gottfried und Beatrix brachte, auch bald dem Cardinal Hildebrand näher und näher führte.

Anselm war aus Mailand entfernt, aber seine Bestrebungen gingen dort nicht unter. Ein Diakon von ritterlicher Geburt, Arialb mit Namen, hatte sich, vom Erzbischof in hohem Maße begünstigt, ernsteren theologischen Studien hingegeben, welche ihn auf die Wege der Cluniacenser führten; wahrscheinlich hat er auch französische Schulen besucht und war dann Anselm und Hildebrand näher bekannt geworden. Unerschrocken trat Arialb um das Jahr 1056 in seinen Predigten für den Cölibat, die Unentgeltlichkeit der Weihen, das allgemeine Bisthum Roms in die Schranken und übte, obwohl ihm eine geläufige Zunge fehlte, durch die Leidenschaftlichkeit seiner Angriffe gewaltige Wirkung. Bald fand er einen eifrigen Genossen an einem jungen überaus beredten Kleriker, mit Namen Landulf, dem höchsten Adel der Stadt verwandt, doch die Gunst der Masse ebenso suchend, wie sie schnell ihm zufiel. Landulf, dem noch die höheren Weihen fehlten, war zur Predigt nicht berechtigt, aber er setzte sich über die Vorschriften der Kirche weg und predigte mit unglaublichem Erfolg. Was der Erzbischof auch thun mochte, der Anhang der neuen Prediger war in stetem Wachsen, und schon im Anfange des Jahres 1057 kam es zu einem förmlichen Aufstand gegen

die bestehenden Kirchengewalten. Die Prediger mit ihren Volkshaufen brachen eines Tages in die Kathedrale und verjagten den Erzbischof mit den Domherren aus dem Chor, dann stürmten sie die Häuser der Geistlichen, plünderten sie und trieben die Weiber hinaus. So ging es in der Stadt, so auf dem Lande, und nicht eher fanden die Priester Ruhe, als bis sie dem ehelichen Leben zu entsagen sich schriftlich verpflichteten.

Die Beschlüsse, welche Stephan IX. gleich im Anfange seines Pontificats gegen die verheiratheten Kleriker auf mehreren römischen Synoden veranlaßt hatte, konnten Ariald und Landulf in ihren Bestrebungen nur ermuthigen. Manche Aeußerungen, die sich in der erwähnten Streitschrift des Cardinals Humbert gegen die Simonisten finden, scheinen nur darauf berechnet, dem in Mailand entstandenen Kampf neue Nahrung zu geben. Dennoch wagte Erzbischof Wido sich klagend an den apostolischen Stuhl zu wenden, und der Papst befahl über seine Beschwerden auf einer Provinzialsynode zu verhandeln, auf der sich auch Landulf und Ariald stellen sollten. Die Synode wurde gehalten, aber Beide stellten sich nicht und veranlaßten so, daß die versammelten Bischöfe über sie das Anathem aussprachen. Die Gebannten schäumten vor Wuth gegen die Bischöfe und Priester; sie umgaben sich bei Tag und bei Nacht mit dichten Schwärmen von Laien, namentlich aus den niedrigsten Klassen des Volkes, und beherrschten mit diesen Banden die Stadt. Eidlich wurden diese Laien verpflichtet, den Kampf gegen die verheiratheten und simonistischen Priester mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu führen. Die Gegner nannten den Anhang Landulfs spöttisch die Pataria, d. h. das Lumpengesindel, aber bald sah die fanatisirte Masse in diesem Namen einen Ruhm; denn nach ihrer Meinung erhielt nur ihre Armuth die Kirche in Ehren und gottgefälliger Reinheit. Jene reichen Priester schalten sie verbuhlte Weiberknechte, ihr geweihtes Sacrament „Hundemist", ihre prächtigen Kirchen „Pferdeställe".

Nicht lange danach ging Ariald nach Rom, um hier sein und seiner Genossen Treiben in ein günstigeres Licht zu stellen, als es der Erzbischof that. Es gelang ihm um so leichter, als er vor Allem vollständige Unterwerfung der Mailänder Kirche unter Rom versprach. Anselm von Lucca und Cardinal Hildebrand wurden darauf nach Mailand geschickt, um die Sachen friedlich zu ordnen. Sie suchten zu begütigen. Aber den Aufruhr auf die Dauer zu stillen vermochten sie nicht; auch

lag es kaum in ihrem Willen, da sie selbst eine lebhafte Theilnahme für diese Volksbewegung empfanden. Und schon verbreitete sich die Pataria auch nach anderen Städten der Lombardei; namentlich fand sie in Brescia, Cremona und Piacenza Anhang, obwohl die Patarener hier noch nirgends durchdringen konnten, sondern vielmehr einem hartnäckigen Widerstand aller Orten begegneten. Als Landulf einst nach Piacenza kam, wurde er zum Krüppel geschlagen und längere Zeit seiner Thätigkeit entzogen. Der Bischof von Brescia wurde später, weil er ein römisches Decret im Sinn der Pataria zu veröffentlichen wagte, von seinem eigenen Klerus beinahe ermordet.

Man sieht, es sind die kirchlichen Fragen der Zeit, von denen die Pataria ausgeht, aber unverkennbar ist zugleich in ihr eine feindselige Richtung gegen die deutsche Herrschaft. Je mehr sie an Kraft gewinnt, desto mehr treibt sie deshalb die Bischöfe und den städtischen Adel zum engsten Anschluß an den kaiserlichen Hof. Andere Standesinteressen, völlig entgegengesetzte Ansichten über die kirchlichen Fragen führten zu derselben Zeit, wie wir wissen, zu einer neuen Erhebung des römischen Adels: doch in der Abneigung gegen die kaiserliche Gewalt begegneten sich die Grafen von Tusculum mit dem lombardischen Stadtvolk. Und indessen hatte sich Unteritalien schon so gut wie ganz von der deutschen Herrschaft befreit. Zwei eben so kühne, als verschlagene normannische Ritter waren es, die hier den Dingen eine Wendung gaben, welche nicht allein die Verbindungen dieser Länder mit dem Kaiserreiche auf lange Zeit löste, sondern auch zu der Entwickelung einer neuen Macht führte, welche den Aufschwung der kaiserlichen Gewalt oft genug in der Folge gehemmt hat.

Kurz vor der Zeit, als Heinrich III. Radulf mit Aversa, Drogo mit Apulien belehnte, waren zwei junge beherzte Normannen, Richard, Asclittins Sohn, und Robert, ein Sohn Tancreds von Hauteville aus zweiter Ehe, nach Italien gekommen. Sie waren Schwäger; Richard war mit einer Schwester Roberts vermählt. Beide lockte die Lust nach Abenteuern und das glänzende Loos, welches ihre Brüder in dem fernen schönen Lande gefunden hatten. Aber es lächelte ihnen im Anfange nicht ein gleiches Glück, wie einst ihren Brüdern; ihre Angehörigen selbst sahen sie mit scheelen Blicken an, nicht gewillt, die gewonnene Macht mit ihnen zu theilen. Als Wegelagerer mußten sie eine Zeit

lang ihr Leben fristen, wie jene ersten Normannen, die sich in dem reichen Campanien festgesetzt hatten.

Richard war ein Neffe Rainulfs, des ersten Grafen von Aversa, ein Bruder jenes „schönen jungen Grafen" Asclittin, der auf kurze Zeit in Aversa befehligt hatte und der Abgott seines Volkes gewesen war. Auch ihn hatte die Natur mit allen Reizen ausgestattet, mit einer ritterlichen Gestalt, einnehmenden Gesichtszügen, hellem Auge: „er strahlte von Schönheit." Niemand konnte ihn sehen, ohne von ihm gefesselt zu werden; die Erinnerungen an seinen Oheim und seinen Bruder gewannen ihm ohnehin zu Aversa, wo er zuerst auftrat, Aller Herzen. Bald hatte er ein stattliches Gefolge, und man jubelte, wenn er inmitten desselben mit erstaunlicher Geschicklichkeit sein kleines Roß tummelte, auf dem er mit den Füßen fast die Erde berührte. Die Zuneigung des Volkes erregte in seinem Vetter Radulf, der damals Aversa regierte, sogar die Besorgniß, durch diesen liebenswürdigen Gast aus der Grafschaft verdrängt zu werden. Er vermochte deshalb Richard Aversa zu verlassen und nach Apulien zu seinem Freund Humfred, dem jüngeren Bruder Drogos, zu ziehen. Hier fand Richard freundlichere Aufnahme und zeichnete sich in manchem Kampf als ein tüchtiger Degen aus.

In der kleinen Burg Genzano bei Venosa saß damals ein Ritter, Namens Sarulo, der einst des Asclittin Vassall gewesen war. Kaum hörte er, daß der Bruder seines geliebten, in schönster Jugendblüthe gestorbenen Herrn in Apulien sei, so lud er ihn dringend ein, seine Burg zu besuchen. Als Richard dort erschien, übergab er ihm ohne Weiteres Genzano; er selbst wollte von dannen ziehen und konnte nur mit Mühe zu bleiben bewogen werden. So faßte Richard zuerst festen Fuß in Italien. Aber noch in derselben Nacht nahm er mit seinen neuen Getreuen eine andere Burg in der Nähe und brachte reiche Beute von dort nach Genzano. Sein Anhang wuchs nun mit jedem Tage; erst hatte er sechszig, bald hundert Ritter am Tische. Und in der That gab es nie einen abenteuernden Herrn, der freigebiger mit seinen Schätzen geschaltet hätte. Tag für Tag zog er auf Beute aus, und Tag für Tag that er mit vollen Händen unter seinen Gesellen aus, was er gewann. Schon fürchtete man ihn weit und breit, und selbst mit seinem Vetter in Aversa begann er Händel, die aber zum Glück bald beigelegt wurden.

Es ist begreiflich, wenn das Treiben Richards in Apulien dem Grafen Drogo in kurzer Zeit unerträglich wurde. Er gerieth mit Richard in Fehde, bekam ihn in seine Gewalt und warf den widerspenstigen Vasallen in den Kerker. Aber nur kurze Zeit lag Richard in Banden; sein Schicksal gewann plötzlich eine überaus günstige Wendung. Graf Radulf von Aversa starb im Jahre 1047, und die Blicke aller Normannen dort wandten sich alsbald auf Asclittins Bruder. Flehentlich baten sie den Fürsten Waimar von Salerno, Richard aus dem Kerker zu befreien und ihnen zum Grafen zu geben. Waimar konnte ihren Bitten nicht widerstreben. Er erwirkte, daß Drogo Richard entließ und nach Salerno sandte; hier kleidete Waimar ihn in Seide und führte ihn dann selbst nach Aversa. Unter allgemeinem Jubel wurde Richard belehnt und leistete Waimar als seinem Lehnsherrn den Huldigungseid *).

Robert mußte länger des Glücks warten. Er, einer der vielen Söhne des mehr kinderreichen als begüterten Herrn von Hauteville, hatte nach Italien wenig mehr als sich und sein Schwert gebracht. Aber er glaubte auf die Unterstützung seiner Stiefbrüder Drogo und Humfred rechnen zu können; überdies hatte ihm Gott einen starken Arm, eine donnernde Stimme, ein unverzagtes Herz und einen anschlägigen Kopf gegeben. Von stattlicher Größe, wohl gebaut vom Scheitel bis zur Zehe, blonden Haars und trotzigen Blicks aus den blauen Augen, schritt er mit dem vollen Gefühl einher, daß es ihm in der Welt an Macht und Ehre nicht fehlen könne. Aber die Stiefbrüder nahmen ihn in Apulien nicht so auf, wie er erwartet hatte; er mußte zuerst dort um das Brot für andere Herren seine Waffen führen. Es fraß ihm das Herz ab, daß solche, die nicht seines Gleichen, Burgen und Länder besäßen, während er, der Bruder des mächtigen Grafen, bei Fremden diene und keinen Fußbreit Landes sein eigen nenne.

Endlich erschloß sich ihm eine bessere Aussicht. Pandulf von Capua suchte ihn, als er sich von Waimar bedrängt sah, in seine Dienste zu ziehen (1047); er versprach Robert eine Burg und seine Tochter zur

*) Zunächst nach Radulfs Tode werden in einer Urkunde die Grafen Wilhelm und Hermann genannt. Hermann war wahrscheinlich Radulfs Sohn und Wilhelm dessen Vormund. In einer Urkunde von 1050 erscheint noch der junge Hermann neben Richard, wird aber dann nicht mehr erwähnt.

Ehe. Aber, sobald die Gefahr vorüber, gereute ihn sein unbedachtes Versprechen. Als Robert nach Capua kam, um die Braut heimzuführen, sah er sich betrogen. „Gott vernichte Pandulfs Haus!“ rief er aus, „er hat mir die Tochter versprochen und sein Wort nicht gehalten“. So zog er von dannen und verlangte nun um so dringender von seinem Bruder Drogo eine eigene Burg in Apulien. Nirgends aber fand dieser hier für Robert Raum, bis er endlich hart an der Grenze Calabriens einen nackten Felsen entdeckte, der für eine Burganlage geeignet schien. Hier ließ er eine kleine Feste von Holzwerk erbauen, nannte sie Rocca di San Marco und übergab sie Robert; er überließ ihm zugleich Calabrien, so weit er es erobern könnte.

Aber Robert hatte weder Geld noch Leute, um Eroberungen zu machen. Von seiner Burg sah er unter sich das weite Land, die reichen Städte, die zahlreichen Dörfer, die Heerden auf den fetten Weiden und fühlte nur um so mehr seine Armuth. Er dachte: was hilft Adel und Ritterthum, vor Allem muß man leben. Endlich entschloß er sich heimlich Nachts wie ein Dieb auszuziehen, um ein oder das andere Stück Vieh von der Weide zu treiben. So hatte man in Rocca di San Marco wenigstens Fleisch; der Trunk dazu war das Wasser der Quelle. Es dauerte nicht lange, so kehrte Robert zu Drogo zurück und klagte über seine verzweifelte Lage. Sein Aussehen zeigte am besten, wie sehr er ein Recht dazu hatte; denn so hohl sah er aus den Augen, daß Drogo und Alle im Hause entsetzt die Blicke wandten. Mindestens so viel erreichte er, daß man ihm mehr Leute gab, so daß er nun wenigstens mit ritterlichem Anstand sein Raubhandwerk üben konnte. Er trieb fortan bei Tageslicht die Heerden von den Wiesen und verkaufte sie, griff auf dem Felde die Arbeiter auf, die sich mit Brot und Wein auslösen mußten. Aber es blieb in der Burg ein trauriges Leben, bis Robert durch einen Handstreich, der einem Ritter wenig Ehre machte und den er selbst später oft bereut hat, mehr zu Kräften kam.

In dem nahen Bisignano lebte ein alter reicher Gutsbesitzer, der große Heerden besaß; sein Name war Peter. Er hatte mit Robert, um sein Eigenthum zu wahren, ein gütliches Abkommen getroffen, und Beide pflegten sich scherzweise Vater und Sohn zu nennen. Einst verabredeten sie eine freundschaftliche Zusammenkunft, zu der sie mit ihren Leuten erschienen. Sie begrüßten sich, Beide zu Roß; Peter ritt heran

und bot Richard den Mund zum Kusse; dieser aber legte plötzlich den Arm um den Hals des Alten und riß ihn vom Pferde, zugleich sprang er selbst aus dem Sattel und stürzte sich auf ihn, während seine Leute Peters Gefolge in die Flucht jagten. Der alte Mann wurde darauf nach Rocca di San Marco geschleppt und hier in der sonderbarsten Weise behandelt. Robert fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und gestand, daß nur die Noth ihn zu diesem Frevel verleitet habe. „Du bist mein Vater", sagte er, „und ein reicher Vater muß seinem armen Sohn helfen; so bestimmt es selbst das Gesetz." Peter versprach zu helfen und erbot sich ihm 20,000 Byzantiner zu geben. Als er die Summe zahlte, wurde er entlassen und lebte fortan in Friede und Freundschaft mit Robert. Nun ging es lustiger auf Roberts Burg her, doch war zur Eroberung Calabriens noch immer geringe Aussicht.

Es war bald darauf, daß Robert seinen Bruder in Apulien besuchte. Da traf ihn einer seiner Verwandten, mit Namen Girard, und redete ihn an: „Du Schlaukopf," — davon führte er fortan den Beinamen Guiscard d. h. Schlaukopf — „weshalb irrest du so unstet umher? Nimm doch meine Muhme zum Weibe: dann will ich mit dir ziehen, um dir Calabrien zu unterwerfen. Zweihundert Ritter sind bereit uns zu helfen." Robert war hoch erfreut über dieses Anerbieten. Obwohl die Dame ihm verwandt war und ihn kaum sonderlich anzog, entschloß er sich zur Heirat und bat seinen Bruder, sich mit Alberada — so hieß Girards Tante — vermählen zu dürfen. Nur mit dem äußersten Widerstreben gab Drogo die Erlaubniß, aber sie erfolgte, und die Ehe wurde vollzogen. Girard folgte mit seinen Freunden Robert nach Rocca di San Marco; bald gewannen sie Dörfer und Burgen bis tief in Calabrien hinein und breiteten den Ruf ihrer Tapferkeit eben so sehr, wie ihre Besitzungen, aus.

Seitdem spielten Richard und Robert eine bedeutende Rolle unter den normannischen Herren. Nach Drogos Tode (1051) unterstützten sie Humfred, der jenem als Graf von Apulien gefolgt war, auf alle Weise, ohne jedoch dabei ihre eigenen Zwecke zu vergessen. Schon als Pandulf IV. von Capua im Jahre 1049 starb und sein Sohn Pandulf V. allein die Regierung übernahm, hatte Richard seinen Blick auf dieses Fürstenthum gerichtet; drei Jahre später griff er dann Capua mit Waffengewalt an, gab aber die Belagerung auf, als ihm

die Einwohner 7000 Byzantiner als Lösegeld zahlten. Man weiß, wie zu derselben Zeit das Fürstenthum Salerno durch eine furchtbare Revolution erschüttert wurde und Gisulf II. nur durch die Unterstützung der vereinten normannischen Macht den Thron seiner Väter behauptete, wie diese vereinte Macht dann gegen die Angriffe Leos IX. Stand hielt und von Stephan IX. alsbald aufs Neue bedroht wurde. Humfred, Richard und Robert hatten zusammen bei Civitate gegen den Papst gefochten; sie hatten nur Spott erfahren, als sie auf ihre Fahnenlanzen wiesen und ihre Länder vom Kaiser zu Lehen zu tragen behaupteten. Das Band, welches sie bisher an den Stuhl Petri und den Thron des Kaisers geknüpft hatte, war zerrissen; nur durch eigene Kraft, sahen sie, konnten sie sich ferner in dem fremden Lande behaupten. Aber sie verzagten nicht; auch in der Stunde der Gefahr hielten sie treu zusammen, und immer neue Hülfsschaaren eilten aus der Normandie ihnen zu. Zu Richard hatte sich sein Bruder Robert gesellt, der eine Tochter Drogos zur Ehe nahm; zu Humfred zog sein leiblicher Bruder Goffred und seine Stiefbrüder Mauger, Wilhelm und Roger, von denen Roger zuerst seine Waffen zur Seite Robert Guiscards in Calabrien übte, während Mauger und Goffred sich in der Capitanata Besitzungen erwarben und Wilhelm, der in die Dienste Gisulfs trat, einen großen Theil des Fürstenthums Salerno als Lehen gewann. Mit jedem Tag wuchs die Macht der Normannen; nur durch eine ränkevolle, treulose Politik konnten sich ihnen gegenüber die langobardischen Herren in Benevent, Capua und Salerno noch erhalten, zumal sie jedes Beistandes der kaiserlichen Gewalt jetzt entbehrten.

In dieser Lage der Dinge starb Humfred im Jahre 1057. Er hinterließ einen Sohn, Abälard mit Namen, der aber nicht in dem Alter war, selbst das Regiment zu führen. Sterbend hatte er die Vormundschaft über den Sohn seinem Bruder Robert Guiscard übertragen, und ihn wählten die Normannen Apuliens auch sofort zu ihrem Grafen. Gisulf von Salerno erkannte nicht allein die Wahl an, sondern gab sogar seinen Sohn und seinen Neffen an Robert als Unterpfand, daß er ihm alljährlich die bedungenen Zahlungen leisten würde. So weit war es gekommen, daß Gisulf bereits seinen eigenen Vassallen Tribut zahlen mußte; er zahlte einen solchen nicht allein Robert, sondern auch dessen Bruder Wilhelm und Richard von Aversa. Schon war das ganze Fürstenthum in den Händen dieser normannischen Häuptlinge;

nur Salerno selbst und die nächsten Burgen behauptete noch Gisulf, und auch hier lebte man hinter Mauern und Gräben in stätem Belagerungszustand. Einzig und allein, daß die Normannen den Raub sich einander nicht gönnten, schützte noch die ganz erschütterte Macht des Fürsten vor dem völligen Untergang.

Indessen fiel Capua in die Hände Richards von Aversa. Im Jahre 1057 starb Pandulf V. und hinterließ die Herrschaft seinem Sohn Landulf VIII., der nur wenige Tage ihrer froh werden sollte. Richard rückte aufs Neue vor die Stadt und schnitt ihr die Lebensmittel ab; eine Hungersnoth entstand in derselben, und bald sahen sich die Einwohner mit den Normannen ein Abkommen zu treffen genöthigt (1058). Landulf mußte die Stadt verlassen; er und seine Nachkommen irrten nachher hülflos im Exil umher und haben niemals die Heimat wiedergesehen. Das langobardische Fürstenthum in Capua hatte sein Ende erreicht; Richard nannte sich fortan Fürst von Capua, und die Grafschaft Aversa verlor ihre bisherige Bedeutung, indem sie in das neue normannische Fürstenthum aufging. Nur die Stadt Capua selbst bewahrte vier Jahre noch eine gewisse Selbständigkeit, da Richard die Bewachung der Thore und Mauern der Bürgerschaft beließ. Er gab dies für den Augenblick zu, da er diesen Schein von Freiheit doch zu jeder Zeit vernichten konnte; sein nächstes Augenmerk war, seine Macht in Campanien gegen seine Nebenbuhler zu schützen und sich namentlich Salernos zu versichern. Aber hier begegnete er dem Widerstand Robert Guiscards; dieser Widerstand war um so mehr zu fürchten, als Robert inzwischen seine Macht im Süden weiter und weiter ausgebreitet hatte. Schon war er fast bis zu der Meerenge von Messina vorgedrungen und begann sich Herzog von Apulien und Calabrien zu nennen.

Richard und Robert hatten der normannischen Macht in Italien unleugbar eine ganz neue Bedeutung gegeben; wenn die ersten Niederlassungen durch den Beistand der Kaiser und Päpste Bestand gewannen, so konnte man von den Fürstenthümern, die jetzt begründet waren, ein Gleiches nicht sagen, vielmehr waren diese unabhängig von der kaiserlichen Gewalt, die sie in diesen Gegenden geradezu vernichteten, wie im unmittelbaren Gegensatz gegen die Bestrebungen der Päpste entstanden. Hildebrand hat später einmal behauptet, alle weltliche Herrschaft sei von Räubern ausgegangen; die Normannenstaaten, die er in Unteritalien

hatte erwachsen sehen, waren in der That von Abenteurern errichtet, die sich in ihren Anfängen wenig von Räubern unterschieden. Wunderbar genug, daß er dennoch solchen Männern ohne Bedenken die Hand zum Bunde reichte. Kaum war Nicolaus II. in Rom eingesetzt, so eilte Hildebrand zu Richard, um sich seines Beistandes gegen den römischen Adel zu versichern. Er schloß mit den Normannen ein Bündniß, nach welchem der Papst Richard als Fürsten von Capua anerkannte, wogegen dieser Lehnstreue dem apostolischen Stuhle versprach. Richard war der erste Fürst, der ein klares Vassalitätsverhältniß zum römischen Bischof einging.

Unverzüglich, nachdem dieser Bund geschlossen war, trat Richard als Vogt der römischen Kirche auf; er übernahm, was bisher die deutschen Kaiser als ihr Recht und ihre Pflicht erkannt hatten, was jetzt Herzog Gottfried als Stellvertreter des Königs hätte auf sich nehmen müssen, aber entweder nicht leisten konnte oder nicht wollte. Dreihundert normannische Ritter zogen gegen Rom, um dem Papste Hülfe zu leisten; sie brachen die Burgen des widerspenstigen römischen Adels, die sie auf ihrem Wege fanden. Tusculum, Palestrina, Mentana konnten ihnen nicht widerstehen, und Nichts hinderte sie durch Rom selbst zu ziehen, um ihr Zerstörungswerk auch im Norden der Tiber fortzusetzen. Sie kamen bis gegen Sutri hin, ohne einem namhaften Widerstand zu begegnen. Nur Galeria, wo Benedict verweilte, hielt sich bei dem ersten Angriff; als aber nach kurzer Zeit die Normannen aufs Neue anzogen, glaubte Benedict selbst seine Sache aufgeben zu müssen. Er versprach das päpstliche Gewand abzulegen, wenn man ihm Sicherheit für sein Leben und seine Person zusagte. Als dies geschah, verließ er Galeria und kehrte in das Haus seiner Mutter nach Rom zurück.

So wurden die Burgen des römischen Adels von Richard gebrochen, so die Gewalt Nicolaus II. in Rom und der Campagne gesichert. Und schon hatte sich Hildebrand auch Robert Guiscard genähert. Desiderius von Monte Cassino, der sich schnell und ganz das Vertrauen der normannischen Fürsten gewonnen hatte, war zum Cardinal der römischen Kirche und apostolischen Vicar in ganz Campanien, Apulien und Calabrien ernannt worden; fester und fester zog er nun den Bund des apostolischen Stuhls mit den fremden Rittern. Man weiß, die Normannen hatten von Anfang an eine große Verehrung gegen die Nach-

folger Petri gezeigt; nur widerstrebend hatten sie gegen Leo IX. die Waffen ergriffen und dem besiegten Papst die Füße geküßt. Es ist keine Frage, daß sie sich von dem Fluche der Kirche, der schwer auf ihnen lastete, gern befreiten, daß sie lieber für Rom als gegen Rom ihre Waffen führten. Unendlich viel mußte ihnen überdies daran liegen, ihre Eroberungen durch die Autorität der Kirche geheiligt zu sehen; aber nicht minder erfreut war Hildebrand, in diesen gefürchteten Kriegern bereitwillige Werkzeuge seiner Absichten zu besitzen. Es machte ihm wenig Sorge, daß er hier die Wege Leos IX. und Stephans IX. verließ; nur Niederlagen für Rom hatten auf diesen Wegen gelegen, und er wollte die Straße des Sieges ziehen.

Alles ließ sich auf das Glücklichste an. Während Hildebrand die Normannen für Rom gewann, hatte Petrus Damiani Mailands Kirche dem apostolischen Stuhl unterworfen. Von Anselm von Lucca begleitet, war er als Legat des Papstes in Mailand erschienen. Seine Gegenwart allein war ein Triumph der Pataria und erfüllte den Erzbischof mit panischem Schrecken. Mit großer Kühnheit trat der römische Cardinal auf. Als er die Synode eröffnete, nahm er ohne Weiteres den Vorsitz in Anspruch, Anselm wies er zur Rechten, dem Erzbischof zur Linken den Platz an. Wido war völlig außer Fassung gebracht. „Auch auf meinen Fußschemel", sagte Petrus, „würde er sich gesetzt haben, wenn ich es gewollt hätte." Der Legat des Papstes hielt dann über die Kirche des heiligen Ambrosius Gericht, als wäre sie bereits ganz in den Händen Roms. Dennoch hatte er noch einen schweren Sturm zu bestehen; denn das Volk zu Mailand war empfindlicher als der Erzbischof, und das Auftreten des römischen Cardinals verletzte den Stolz der Mailänder auf das Tiefste. Am Tage nach der Eröffnung der Synode brach ein Aufstand aus. Wildes Getümmel erfüllte die Stadt. Petrus glaubte schon für sein Leben fürchten zu müssen, und Landulf gelobte in der Angst seines Herzens in ein Kloster zu gehen. Aber der Sturm brauste schnell vorüber. Petrus sprach zu der Menge von der Hoheit und göttlichen Prärogative der römischen Kirche; unerwarteter Weise fand er Gehör und Gehorsam. Obwohl er selbst seinen Worten allein den Erfolg zuschrieb, verlief sich die Bewegung doch wohl nur deshalb so schnell, weil Wido nicht die geringste Neigung an ihre Spitze zu treten an den Tag legte.

Ungestört konnten am folgenden Tage die Verhandlungen der Synode fortgesetzt werden. Freilich sah Petrus bald, daß es unmöglich war, hier mit voller Strenge durchzugreifen; er begnügte sich deshalb Kirchenstrafen leichterer Art — Wallfahrten nach Rom, Tours und St. Jago — über den Erzbischof und alle Kleriker, welche der Simonie oder des Nicolaitismus schuldig waren, zu verhängen und sie zugleich bündig zu verpflichten, für alle Folge den Gewohnheiten ihrer Kirche zu entsagen, welche die Gesetze Roms als ketzerisch verurtheilt hatten. Das Ergebniß der Synode wurde dann in der Kathedrale dem Volke verkündigt und die aus der Kirche Ausgeschlossenen wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen, nachdem sie öffentlich jene Eidesformel hatten beschwören müssen, in welcher Simonie und Nicolaitismus als Häresien verurtheilt und alle Simonisten und beweibten Priester des Anathems schuldig erklärt wurden.

Dieses Verfahren des Legaten war Ariald nicht entschieden genug; er suchte es später in Rom rückgängig zu machen, aber ohne Erfolg. Auch Petrus zweifelte Anfangs, ob er Hildebrand ganz genug gethan hätte, doch sah er selbst nicht mit Unrecht in diesen Mailänder Vorgängen einen glänzenden Sieg der römischen Kirche. Er erzählt, wie Hildebrand ihn zuvor öfters aufgefordert habe eine kurze Zusammenstellung aller Rechte des Stuhls Petri zu machen, die gleichsam als Rüstkammer in den Kämpfen des apostolischen Stuhls dienen könne, ihm selbst aber eine solche Arbeit lange unnöthig erschienen sei; erst dort in Mailand, als er Roms Prärogative so glänzend zur Geltung gebracht, sei ihm der Nutzen eines derartigen Werks klar geworden, so daß er sich Hand anzulegen entschlossen habe. In Mailand selbst fühlte man es recht wohl, daß die Freiheit der Ambrosianischen Kirche einen tödtlichen Streich empfangen. „Wahrlich, wahrlich!" schreibt ein gleichzeitiger Chronist, „diese Begebenheit steht nicht ohne Grund in den Annalen Roms verzeichnet, und immerdar wird es nun heißen: Mailand ist Rom unterworfen."

In der That erkannte auch Rom die ganze Bedeutung dieses Sieges und beutete ihn mit großer Eilfertigkeit aus. Binnen kürzester Frist wurde der Erzbischof mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Asti, Alba, Vercelli, Novara, Lodi und Brescia, zu einem Concil nach Rom beschieden. Sie erschienen, „diese hartnäckigen Stiere der Lombardei", und versprachen nun volle Unterwerfung unter Rom. Der Papst

investirte Wido dann gleichsam von Neuem mit seinem Erzbisthum durch einen Ring. War der Erzbischof bisher ein Vasall des Kaisers gewesen, so sollte er fortan der Dienstmann des römischen Bischofs sein: kaum anders war diese ungewohnte Ceremonie zu deuten. Vor Allem ist klar, daß man die Lombarden eben so fest, wie die Normannen, an den Stuhl Petri zu knüpfen suchte, daß man im Norden wie im Süden der Halbinsel die Rechte des Reichs anzutasten sich wenig scheute.

Die römische Kirchenversammlung von 1059.

Es war ein für alle Zeiten merkwürdiges Osterconcil, auf dem sich der Mailänder Klerus so tief vor dem Papstthum demüthigte. Auf diesem Concil trat zuerst klar die veränderte Politik Hildebrands — denn er beherrschte durchaus den Papst und die römische Curie — vor aller Welt an den Tag, und man muß sagen, daß mit demselben die geschichtliche Entwickelung in eine neue Phase trat.

In der zweiten Woche nach Ostern, am 13. April 1059 wurde das Concil im Lateran eröffnet, die stattlichste Versammlung, welche man jemals bisher hier gesehen hatte: mehr als hundert Erzbischöfe und Bischöfe waren erschienen, denen sich eine unermeßliche Schaar niederer Kleriker und Mönche angeschlossen hatte. Mustert man die Reihen, so findet man die ganze Kirche Italiens von den Grenzen Apuliens bis zu den Alpen vertreten; nur der Erzbischof von Ravenna wird vermißt. Weitaus die meisten Bischöfe gehörten Italien an; wenige waren aus Burgund und Frankreich gekommen. Aber nicht ein deutscher Bischof war unseres Wissens in der Versammlung, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn der deutsche Klerus später eine feindliche Stellung gegen die gefaßten Beschlüsse nahm, bei denen er in keiner Weise mitgewirkt hatte und denen man doch eine allgemeine Bedeutung für die ganze abendländische Kirche zu geben versuchte. Eine viel zu einflußreiche Stellung hatte bisher der deutsche Klerus in dieser Kirche behauptet, als daß er sich die Rolle des leidenden Gehorsams so leichthin hätte aufnöthigen lassen.

Das erste und wichtigste Geschäft des Concils war, die Erhebung des Florentiner Bischofs auf den päpstlichen Stuhl, wie sie unter eigenthümlichen Umständen in einer von dem Herkommen abweichenden Weise erfolgt war, gegen jeden kanonischen Einwand für alle Folge zu sichern.

Dazu mußte zunächst eine empfindliche Demüthigung jenes unglücklichen Benedict dienen, welchen der römische Adel erhoben hatte. Hildebrand führte ihn in die Versammlung; hier sollte er ein Sündenbekenntniß ablegen, welches man ihm in die Hand gab. Er weigerte sich, aber man zwang ihn dasselbe zu lesen, und unter Thränen bekannte er Sünden, die er niemals begangen zu haben glaubte. Als er geendet, rief Hildebrand: „Seht, Bürger von Rom, das sind die Thaten des Bischofs, den ihr euch erwählt habt!" Das Concil begnügte sich nicht damit, Benedict des Bisthums zu entsetzen; es verstieß ihn zugleich völlig aus dem geistlichen Stande. Er blieb für die Folge in Rom, gleichsam in der Haft seiner Widersacher. Man wies ihm eine Wohnung in der Kirche der heiligen Agnes an; etwa zwanzig Jahre hat er hier noch gelebt. Allmählich wurde er wieder zum Diakonen und Priester befördert, und als er unter dem Pontificat Hildebrands starb, befahl dieser ausdrücklich ihn im päpstlichen Ornat zu bestatten. „Zu meinem Unglück", soll er gesagt haben, „bin ich diesem Manne begegnet; denn zu einem schweren Vergehen bin ich dadurch verleitet worden." Es kam ja bald genug die Zeit, wo es in seinen Augen eher ein Verdienst als ein Frevel war, daß Benedict im Widerspruch gegen den deutschen Hof den Stuhl Petri bestiegen hatte.

Der von den Römern erwählte Papst war als Eindringling beseitigt, aber es galt nun auch die Wahl der Cardinal-Bischöfe als eine gesetzmäßige darzustellen. Es geschah dies nicht, indem man sich schlechthin auf das Heinrich III. zugestandene Ernennungsrecht oder frühere Vorgänge berief, sondern indem man das diesmal eingeschlagene Verfahren als das an sich zweckgemäße und deshalb für die Folge als Norm festhielt. Denn das ist offenbar die Absicht bei dem berühmten Wahldecret, welches auf diesem Concil erlassen wurde. Wenn dasselbe bestimmt, daß die Wahl hauptsächlich durch die Cardinal-Bischöfe erfolgen solle und zwar „unbeschadet der schuldigen Achtung und Ehrerbietung gegen den König, dessen Erhöhung zum Kaiser erwartet werde, wie es ihm der Papst bereits zugestanden habe und auch dessen Nachfolgern, die vom apostolischen Stuhl für ihre Person dieses Recht erlangt haben würden"; wenn ferner bestimmt wird, daß man bei der Wahl nicht an einen Kleriker der römischen Kirche gebunden sei, wenn sich der rechte Mann nicht in ihr finde, daß die Wahl, wenn sie unbehindert in Rom selbst nicht stattfinden könne, auch an jedem anderen Ort von den

Cardinal-Bischöfen, selbst unter nur geringer Betheiligung der anderen Wahlberechtigten, vollzogen werden dürfe, wenn endlich dem Erwählten alle Befugnisse seines Amts auch vor der Inthronisation, wofern dieselbe nicht sogleich erfolgen könne, zugestanden werden — so ist dies Alles nichts Anderes, als eine gesetzliche Fixirung der thatsächlichen Umstände, die bei der letzten Wahl obgewaltet hatten. Die Stellung des neuen Papstes schien keine festere Grundlage gewinnen zu können, als wenn man seine Wahl gleichsam als Vorbild für alle späteren Wahlen hinstellte und über Jeden das Anathem aussprach, der in anderer Weise auf den Stuhl Petri gelangte.

Es kann befremden, daß Hildebrand — denn er ist der Urheber der neuen Wahlordnung — bei diesem Verfahren dem deutschen Könige noch immer einen gewissen Einfluß auf die Wahl beließ. Aber beruhte denn nicht wesentlich auf diesem Einfluß die eigene Erhebung des Nicolaus? Ueberdies wissen wir aus dem Decret selbst, daß Nicolaus schon zuvor*) ausdrücklich ein auf die Papstwahl bezügliches Zugeständniß dem Könige hatte machen müssen. Die Beseitigung desselben würde deshalb unmittelbar zu einem unheilbaren Bruch mit dem Hofe geführt und nicht allein den Papst, sondern auch Herzog Gottfried in die gefährlichste Stellung getrieben haben. So fügte sich Hildebrand den Umständen, aber nichtsdestominder ist deutlich genug, daß er dadurch die Freiheit der römischen Kirche nicht für alle Folge beschränkt wissen wollte. Schon die Worte der Wahlordnung lassen nicht den geringsten Zweifel, daß das dem Könige eingeräumte Recht nur als persönliches Zugeständniß gelten sollte, welches man ihm als dem Kaiser der Zukunft machte; denn als solchen hatte man ihn bereits ausdrücklich anerkannt. Von einem Erbkaiserthum aber oder einem selbstverständlichen Anspruch der deutschen Könige auf die Kaiserkrone und einem dieser dauernd anhaftenden Einfluß auf das römische Bisthum ist nirgends die Rede, vielmehr weist der ganze Zusammenhang des Decrets darauf hin, daß man einen solchen Anspruch keineswegs anzuerkennen gesonnen war.

Gewiß ist nicht ohne Bedeutung, daß in den Synodalschreiben, in welchen der Papst damals und später die neue Wahlordnung berührt, allein der anderen Bestimmungen, des königlichen Rechts aber

*) Wahrscheinlich auf der Synode zu Sutri.

mit keinem Worte gedacht wird. Man sah dies Recht nur als ein zeitweises, gleichsam zufälliges Zugeständniß an, welches das innerste Wesen des neuen Wahlverfahrens nicht berührte: der Kern desselben war die Besetzung des Stuhles Petri nicht durch die Wahl des römischen Adels und des römischen Volkes, sondern durch die Wahl des Klerus, und zwar in erster Linie der Cardinal-Bischöfe. Uebrigens ist das Wahldecret Nicolaus II. niemals recht zu praktischer Geltung gekommen. Man hat sich zwar von Seiten des deutschen Hofs, wie der römischen Curie mehrfach in der Folge darauf berufen, aber sich weder von dieser noch von jener Seite genau an die Bestimmungen desselben gehalten, und selbst Fälschungen sind nicht gescheut, um es für das besondere Interesse brauchbar zu machen. Die Worte, welche sich auf den Antheil des Königs an der Wahl beziehen, sind dunkel und vieldeutig, und wie schon in der nächsten Zeit, ist über die Bedeutung derselben bis auf unsere Tage gestritten worden.

Wie man das Decret des Nicolaus auch beurtheilen mag, es bezeichnet unverkennbar einen Fortschritt jener Partei, welche das Papstthum dem Einflusse des Kaiserthums entziehen wollte und die Freiheit der Kirche als ihren Wahlspruch im Munde führte: jener Partei, die Hildebrand leitete und der er gleichsam erst Leben und Kraft gab. Wie sie aber die Freiheit der Kirche mit der weltlichen Herrschaft derselben in unmittelbarer Verbindung dachte, zeigt ein Vorgang auf dem Concil, über den wir leider nicht ganz zuverlässig unterrichtet sind, da ein böswilliger Gegner Hildebrands uns allein von demselben Kunde giebt. Es ist der Bischof Benzo von Alba, der selbst auf dem Concil zugegen war, dem man aber auch da, wo er als Augenzeuge berichtet, oft den Glauben versagen muß. Hildebrand, erzählt er, habe den Papst mit einer Krone geziert, auf deren unterem Reif die Worte gestanden hätten: Corona regni de manu Dei d. h. die Königskrone aus Gottes Hand, auf dem oberen: Corona imperii de manu Petri d. h. die Kaiserkrone aus Petri Hand. Der Anblick des gekrönten Papstes habe die Versammlung, berichtet Benzo, so in Verwirrung gesetzt, daß sie sich gar nicht wieder habe beruhigen können. So gerechtfertigt auch das Mißtrauen gegen Benzos Berichte im Allgemeinen ist, so wird er doch hier keine Erfindung seiner erhitzten Phantasie dem leichtgläubigen Leser als geschichtliche Wahrheit aufgebürdet haben. Denn unerhört war bis dahin, daß sich ein römischer Bischof mit

der Krone schmückte, während die päpstliche Krönung schon in der nächsten Zeit als eine hergebrachte Ceremonie erscheint. Auch was Benzo von der Krone mit den beiden Reifen berichtet, wird sich nicht anfechten lassen. Die Päpste legten eine solche um die Mitra, ehe sie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts das Triregnum (die dreifache Krone) annahmen; ein einfacher Kronenreif ist von ihnen unseres Wissens niemals getragen worden. So vereinigt sich Alles, um Benzos Bericht zu bestätigen, und ist wirklich geschehen, was er berichtet, so steht außer Zweifel, daß Hildebrand bereits damals die kühnsten Folgerungen aus seiner Idee von der Freiheit der Kirche gezogen hatte und keinen Anstand nahm, diese Idee mit allen ihren Consequenzen vor der Welt zu enthüllen. Jene Doppelkrone mit ihren Inschriften sprach deutlich genug aus, daß Königthum und Kaiserthum von Gott und dem heiligen Petrus unmittelbar den römischen Bischöfen übertragen sei, daß jede anderweitige Uebertragung deshalb nur von dem Stuhle Petri ausgehen könne. Hatte das Papstthum bisher in Abhängigkeit von dem Kaiserthum gestanden, so brachte das neue System, konnte es durchgeführt werden, das Kaiserthum in unmittelbare Abhängigkeit von dem Papstthum und damit zugleich jede andere weltliche Macht in die Dienstbarkeit der römischen Kirche.

Hülfskräfte des Papstthums.

Kaum ist ein schrofferer Gegensatz denkbar, als zwischen den neuen Ansprüchen Roms und den durch Verjährung geheiligten Machtbefugnissen der deutschen Krone bestand. Wie schwach auch im Augenblick das Kaiserthum in dem Knaben Heinrich sich darstellte, wie gebunden die Reichsgewalt durch das Mitregiment der Fürsten war, Hildebrand mußte sich doch auf einen Kampf gefaßt machen und die Kräfte überschlagen, auf die er in demselben zu zählen hätte. Die Beschlüsse des Concils selbst zeigen, auf welche Kräfte innerhalb der Kirche er da seine Hoffnungen setzte. Es war weniger der deutsche Klerus, als die Geistlichkeit Italiens, Frankreichs und Burgunds; es war vor Allem Cluny mit seinem weitreichenden Einfluß und die fanatische Schaar der Patarener in der Lombardei.

Wie mußte es den Muth jener Mailänder beleben, welche den Kampf gegen den Nicolaitismus zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten,

wenn jetzt die schärfsten Maßregeln gegen die Priesterehe von Rom selbst ergriffen wurden! Es ist ein überaus folgenreicher Kanon dieses Concils, welcher den Laien die Messe eines verheirateten Priesters zu hören verbietet, welcher zugleich jeden verheirateten Priester, Diakon und Subdiakon seiner Einkünfte beraubt und vom Chor ausschließt, bis Rom über ihn geurtheilt habe. Das Papstthum konnte sich nicht bestimmter für die Pataria erklären, und es ist kein Wunder, wenn sie bald überall in der Lombardei festeren Bestand gewann. Und so lag es andererseits ganz in den Tendenzen der Cluniacenser, wenn ein nicht minder bedeutsamer Kanon des Concils auf die Herstellung des kanonischen Lebens in seiner alten Strenge bei den bischöflichen Kirchen drang, ein vollständiges Zusammenleben und das Aufgeben eigener Amtseinkünfte von den Domherren verlangte; es hatte den Anschein, als ob man alle Domstifte in Mönchsklöster verwandeln wollte. Hildebrand selbst veranlaßte, daß einige mildernde Bestimmungen, welche die deutsche Kirche in der Regel Chrodegangs von Metz eingeführt hatte, jetzt beseitigt wurden; was die gesammte Kirche bisher für Recht gehalten habe, müsse nicht in dem „kleinen Winkel Deutschlands", meinte er, anders gehalten werden. Und welche Aussicht eröffnete es allen Geistlichen, die in den Grundsätzen des Pseudoisidor erzogen waren, wenn von dem Stuhle Petri nun in schneidender Schärfe die Forderungen ausgesprochen wurden, daß kein Laie über einen Kleriker richten dürfe, daß Niemand ein Kirchenamt aus Laienhand annehmen sollte; obschon solche allgemeine Verbote ohne bestimmte Strafandrohungen zunächst wenig praktische Bedeutung zu haben pflegten.

Man kennt die nahen Beziehungen Hildebrands zur französischen Kirche; Nichts mußte ihm jetzt mehr am Herzen liegen, als sie zu erhalten und den gesammten gallicanischen Klerus auf das Engste an Rom zu ketten. Er wußte nur zu gut, daß dieser Kirche durch Berengars Lehren ein gefährliches Schisma drohte: um jeden Preis suchte er es zu verhindern, selbst der Preis der eigenen Ueberzeugung war ihm da nicht zu theuer. Berengars Freunde hatten mit großer Freude gesehen, wie Hildebrands Einfluß jetzt die römische Curie beherrschte; Nichts kam ihnen willkommener, als eine Aufforderung des Cardinals, Berengar solle persönlich auf dem römischen Concil erscheinen. Berengar trat die Reise mit den besten Hoffnungen an; er baute auf seinen Freund, den mächtigen Cardinal. Aber er mußte

bitter empfinden, wie sehr er sich in ihm getäuscht hatte. Hildebrand hinderte nicht, daß der Cardinal Humbert Berengar ein Glaubensbekenntniß abpreßte, in dem er alle seine bisherigen Lehren widerrufen und der rohesten Auffassung des Abendmahldogmas zustimmen mußte: ein Glaubensbekenntniß, welches lediglich der Zwang dem in seiner Ansicht sich immer mehr befestigenden Manne aufbürden konnte und welches er von sich warf, sobald er der beängstigenden Luft Roms wieder entronnen war. Wenn Hildebrand Berengar so seinen Gegnern preisgab, so konnte ihn nichts Anderes bestimmen, als die Besorgniß, durch einen dem freidenkenden Lehrer günstigen Spruch die strengere Geistlichkeit Frankreichs von Rom anzuwenden; vornehmlich nahm er dabei wohl auf Lanfrank Rücksicht, der in Frankreich bereits eine geistige Macht geworden war. In der That gestalteten sich die Beziehungen des Papstthums zur französischen Kirche in sehr befriedigender Weise: der Papst dachte schon daran, selbst nach Frankreich zu gehen, um hier ähnliche Triumphe, wie einst Leo IX., zu feiern.

Unfraglich waren die Streitkräfte, welche die Kirche unmittelbar dem Papstthum darbot, selbst für die politische Stellung desselben von größtem Belange; auch die Kirche trug ja das Schwert, dessen man in den bevorstehenden Kämpfen bedurfte. Aber Hildebrand übersah sehr wohl, daß man gegen das Kaiserthum nicht allein mit den kirchlichen Mächten streiten könne, sondern auch des Beistandes der weltlichen Gewalten bedürfe. Auch hier rechnete er weniger auf Deutschland, als Italien und Frankreich.

An allen Höfen Frankreichs war Hildebrand bekannt; überall hatte er Verbindungen angeknüpft, die er nun fester und fester anzog. Mit dem Grafen von Poitiers und Anjou stand er längst in vertrauten Beziehungen, welche ihm jetzt vortrefflich zu Gute kamen. Der Herzog Wilhelm von der Normandie, dessen Ehe der Papst Anfangs als blutschänderisch verurtheilt hatte, wurde durch Lanfrank alsbald mit Rom ausgesöhnt und galt fortan als ein gehorsamer Sohn der Kirche. Auch um die Freundschaft König Heinrichs I. bewarben sich Hildebrand und der Papst, und mit dem besten Erfolg. In Anwesenheit zweier päpstlicher Legaten wurde der siebenjährige Philipp am 23. Mai 1059 zum Nachfolger seines Vaters zu Reims geweiht; die Vorgänge bei dieser Feierlichkeit stellten König Heinrich in das Licht eines Vor=

fechters der Kirchenreform, obwohl ihn noch vor Kurzem der Cardinal Humbert als einen Rebellen gegen Gott, als einen zweiten Julian und den schlimmsten der Simonisten gebrandmarkt hatte. Für die Pläne Roms starb Heinrich zu früh, im August des Jahres 1060. Daß nun auch in Frankreich eine vormundschaftliche Regierung eintrat, mochte Hildebrand weniger als eine Förderung seiner Absichten ansehen, als die schwache Regentschaft in Deutschland. Aber der Vormund des jungen Philipp wurde zum Glück des Papstthums Graf Balduin V. von Flandern, der alte Bundesgenosse Herzog Gottfrieds, derselbe Mann, der so manchen Strauß gegen Kaiser Heinrich III. ausgefochten hatte. Obschon die Kaiserin Agnes von der Loire stammte, übte sie damals doch kaum den leisesten Einfluß auf die Entwickelung der französischen Angelegenheiten, die dagegen Rom für seine Interessen zu nutzen nicht ohne Erfolg bemüht war.

Aber so groß die Theilnahme Hildebrands und des Papstes an dem Gang der französischen Politik war, vornehmlich beschäftigten sie doch die Verhältnisse Italiens selbst. Vor Allem war man hier durch die ganze Lage der Dinge an Herzog Gottfried gebunden. Für das Verhältniß der römischen Curie zu ihm ist es sehr bezeichnend, daß Ancona, weil es sich nicht dem Herzog unterwerfen, sondern nur dem Papst die Thore öffnen und unterthan bleiben wollte, damals von dem Banne Roms getroffen wurde. So wenig nun Hildebrand die Verdienste entgingen, welche sich Gottfried um das reformirte Papstthum erworben hatte, so wenig verkannte er doch die Gefahren, welche der kirchlichen Partei von einem Manne drohten, dessen Politik wesentlich durch die deutschen Verhältnisse bestimmt wurde und der in Italien als Statthalter des deutschen Reichs dastand. Um so größer waren diese Gefahren, als der Ehrgeiz Gottfrieds unberechenbar machte, welche Wege er schließlich einschlagen würde. Um sich zu sichern, bedurfte man gegen ihn eines Gegengewichts in Italien, und dies konnte man nur in den normannischen Rittern des Südens finden. Nichts war deshalb dringender, als den Bund mit den Normannenfürsten, den Hildebrand bereits geschlossen hatte, zu befestigen und zu verstärken.

Bald nach dem Schluß des Concils begaben sich der Papst und Hildebrand nach Monte Cassino, und im Juli nach Melfi mitten unter die Normannen Apuliens. Eine große Synode wurde hier gehalten, deren Beschlüsse den Cölibat der Priester in den südlichen Landschaften

Italiens durchzuführen bezweckten. Der Bann, den Leo IX. einst über die Normannen ausgesprochen hatte, scheint erst damals völlig zurückgenommen und dadurch eine vollständige Aussöhnung zwischen ihnen und dem Stuhle Petri herbeigeführt zu sein. Bei weitem aber das Wichtigste war, daß der Papst hier mit Robert Guiscard und Richard von Capua persönlich zusammentraf und von ihnen die Huldigung empfing. Robert, der eben damals seine Eroberungen in Calabrien glücklich fortsetzte, hatte sich, sobald er die Ankunft des Papstes erfuhr, schleunig nach Melfi begeben. Willig erkannte er den Nachfolger Petri als seinen Lehnsherrn an, und der Papst nahm keinen Anstand, ihn als Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien zu belehnen, obgleich Robert die beiden ersten Länder nur theilweise in Händen hatte und in Sicilien keinen Fußbreit Landes besaß. Es blieben ihm sogar Besitzungen im Fürstenthum Benevent, welche einst dem Stuhle Petri gehört hatten und auf die er keinen Anspruch, als den der Eroberung, besaß. Ebenso erkannte der Papst von Neuem Richard als Fürsten von Capua an und beließ auch ihm die von den Normannen besetzten Theile des Patrimonium Petri, wogegen ihm Richard nun persönlich Lehnstreue zuschwor. Seitdem nannten sich die normannischen Gewalthaber Fürsten und Herzoge durch die Gnade Gottes und des heiligen Petrus. Sie hatten einen neuen Rechtstitel auf ihre Besitzungen gewonnen, und wie das Papstthum selbst eine nationale Stellung zu gewinnen suchte, schien es auch die Normannen den nationalen Interessen Italiens näher zu bringen. Mindestens der Klerus hörte allmählich auf, die Normannen als Fremdlinge zu betrachten, ja sah sie wohl als Befreier von dem Joche der deutschen Herrschaft an.

Der Lehnseid, den Robert zu Melfi dem Papste leistete, ist erhalten. Es ist ein Vassalleneid in der üblichen Form, der überdies sehr bestimmte Verpflichtungen dem Herzog auferlegte. Er verpflichtete ihn alle Hoheitsrechte und Besitzungen des heiligen Petrus zu vertheidigen, den Papst in seiner Gewalt zu schirmen, das Patrimonium Petri und das Fürstenthum Benevent nicht anzugreifen oder in Besitz zu nehmen, es sei denn mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes und abgesehen von dem, was ihm der Papst jetzt oder in der Folge einräumen sollte, ferner von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die er in seinem Besitz habe oder bekommen werde, jährlich einen festen Zins zu zahlen, alle Kirchen mit ihren Besitzungen in seinen Ländern dem Regiment des

Papstes zu unterwerfen und in der Treue gegen Rom zu erhalten. Robert verpflichtete sich weiter, keinen Lehnseid zu leisten, als vorbehaltlich seines Lehnsverhältnisses gegen die römische Kirche, und versprach endlich auf Erfordern die Einsetzung jedes kanonisch gewählten Papstes mit allen seinen Kräften zu unterstützen. In einem zweiten Eide, der ebenfalls erhalten ist, wird der erwähnte Zins näher bestimmt: er soll mit zwölf Denaren von jedem Joch Ochsen in allen Besitzungen des Papstes, die Robert noch selbst in der Hand hat, abgetragen und alljährlich zu Ostern in Rom eingezahlt werden. — Die Formeln der damals von Richard geleisteten Eide sind nicht auf uns gekommen; wir wissen aber, daß sie den gleichen Inhalt hatten.

Von Melfi begab sich der Papst nach Benevent, wo er im Anfang des August ebenfalls eine zahlreich besuchte Synode hielt. Die Stadt war damals noch in den Händen des Langobarden Landulf VI.: wie weit dieser die Oberhoheit des Papstes anerkannte, läßt sich nicht ermitteln, doch ist aus den Verhandlungen mit den Normannen klar, daß Rom seine Ansprüche auf das Fürstenthum Benevent mit Hartnäckigkeit festhielt, und diese gewannen, seit der Papst als der Oberlehnsherr Apuliens, Calabriens und des Fürstenthums Capua von den Normannen anerkannt war, offenbar eine ganz neue Bedeutung.

Das römische Bisthum hatte im südlichen Italien eine Stellung gewonnen, wie es niemals zuvor besessen, und die Erweiterung seiner Macht war auf Kosten des morgen- und noch mehr des abendländischen Reichs erfolgt. Wir wissen, wie das Papstthum zu derselben Zeit mit den bewegenden Mächten Norditaliens in der engsten Beziehung stand und auch hier einen immer tiefer greifenden Einfluß entfaltete. Als Lehnsherr der Normannen, als Schutzherr der Pataria und Bundesgenosse Herzog Gottfrieds und der Beatrix stand der Papst in der Mitte der gesammten italienischen Bewegung; die Geschichte der Halbinsel hatte wieder einmal in Rom ihr Centrum gefunden. Es waren nicht geringe Erfolge für den römischen Bischof, daß er die Burgen des tyrannischen Stadtadels gebrochen und die hartnäckigen Stiere der Lombardei gebändigt, daß er dem Erzbischof von Mailand und den normannischen Herren die Investitur ertheilt hatte. Nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Macht in Italien schien ihm wie von selbst zuzufallen, während sich zugleich die Verhältnisse Frankreichs in günstiger Weise für ihn entwickelten und von dem schwachen Regiment

in Deutschland ein nachhaltiger Widerstand kaum zu erwarten war. Die Angelegenheiten der römischen Curie nahmen in dem ersten Jahr des Nicolaus eine so glückliche Wendung, wie sie Hildebrand niemals hatte hoffen können.

Hildebrand als Archidiakon der römischen Kirche.

Im Herbst 1059 kehrte der Papst nach Florenz zurück, wo er das Bisthum beibehalten hatte und auch bis an sein Ende bewahrte. Hier in der Nähe Gottfrieds und der Beatrix lebte er meist in der Folge und pflegte nur um die Osterzeit Rom zu besuchen, um dort die großen Synoden zu halten. Die Geschäfte der Stadt Rom und der Curie scheint meistentheils Hildebrand geführt zu haben, der, von Anbeginn dieses Pontificats an die Triebfeder aller Dinge, nun auch öffentlich eine hervorragende Stellung erhielt.

Es war im Sommer oder Herbst 1059, daß der bisherige Archidiakon der römischen Kirche, Mancinus mit Namen, zurücktrat und Hildebrand in dessen Stelle einrückte, welche ihm die weltlichen Geschäfte der Curie fast ganz in die Hände gab. Etwa um dieselbe Zeit wurde auch die große Abtei von St. Paul bei Rom, eben so wichtig durch ihren Reichthum, wie durch die seit mehr als einem Jahrhundert gepflegten Beziehungen zu Clugny, seiner Leitung unterstellt.

Als Leiter von St. Paul trat Hildebrand wieder dem mönchischen Leben näher, dem er seit mehr als einem Jahrzehnt sich unter der Mißbilligung Vieler entfremdet hatte. Aber viel fehlte daran, daß das Kloster ihn den weltlichen Geschäften und dem Weltleben entzogen hätte. Kaum sah man die Kutte unter seinen reichen Gewanden; kaum ahnte man den Klosterbruder, wenn er inmitten der tosenden Menge zu Gericht saß und die mächtigsten Herren in seinem Gefolge nach sich zog. Als er einst so auf einer Reise allen Glanz eines höfischen Mannes entfaltete und Hugo von Clugny ihm zur Seite ritt, beschlichen diesen doch wunderliche Gedanken. Ein Mensch, dachte er, von so niederer Geburt und unbedeutender Persönlichkeit, gebietet jetzt über so viele vornehme Leute; er wird sicherlich noch nach Höherem trachten. Hildebrand bemerkte, was in der Seele des Abts vorging. „Du hast von mir arge Gedanken; nicht mir schreibe ich diese Ehre,

sondern den heiligen Aposteln zu": so sprach er zum Abt und gab seinem Pferde die Sporen.

Den inneren Widerspruch dieses höfischen Mönchthums und mönchischen Welttreibens, wie er in Hildebrands Leben und Wirken hervortrat, fühlte wohl Niemand tiefer, als Petrus Damiani, der kaum noch in dessen Nähe ausdauern konnte. Den alternden Eremiten verlangte nach Bußübungen, nach Contemplation, nach Ruhe für Leib und Seele; aber immer wieder trieb ihn der Archidiakon in jene weltlichen Kämpfe und Mühen, die ihm ebenso mißhagten, wie sie Hildebrands Natur entsprachen. Schon gleich nach Stephans Tode hatte Peter Alles gethan, um des Bisthums Ostia entledigt zu werden und Rom entfliehen zu können. Er wußte wohl, daß Hildebrand in Schmähungen ausbrechen werde; er hörte ihn sprechen: „Sieh, er will sich verkriechen und unter dem Schein der Buße aus Rom entweichen; während wir die Hitze des Kampfes tragen müssen, sucht er die Kühle des Schattens." Dennoch hoffte er „seinem von freundlichen Worten überfließenden Tyrannen, der ihn mit der Liebe eines Nero hegte, mit Adlerskrallen streichelte", „seinem heiligen Satan", wie er ihn später einmal nannte, zu entgehen. Aber er hoffte umsonst. Wohl wurde ihm gewährt dann und wann nach seinem Kloster zurückzukehren, auch nahm man ihm die Einkünfte seines Bisthums, doch den bischöflichen Titel und seine Stellung als Cardinal mußte er behalten, um mit seinen großen Gaben den Plänen Hildebrands zu dienen. Er wußte es recht wohl, daß er nur ein Werkzeug eines Mannes war, von dem er selbst sich kaum sagen konnte, ob er ihn mehr liebte oder fürchtete. Es verfing wenig, daß er zuweilen sich und Andere bereden wollte, daß er allein den Alles Bezwingenden zu leiten vermöge; das Joch machte sich doch bald wieder fühlbar. „Dein Wille", schrieb er in einer Stunde überströmenden Unmuths an Hildebrand, „hat für mich immer schlechthin kanonische Autorität gehabt, und nie habe ich so geurtheilt, wie es meine Meinung war, sondern nur, wie Dir es beliebte. Möchte ich doch, seit ich der römischen Kirche verbunden bin, so Gott und dem heiligen Petrus gedient haben, wie ich alle Deine Bestrebungen stets zu unterstützen bemüht war!" Er bat Gott, den armen Petrus aus den Händen Hildebrands zu befreien, wie er einst den großen Apostelfürsten Petrus aus dem Kerker des Herodes erlöst habe. Man begreift den inneren Zwang dieses Herzens und versteht, wie es sich immer von Neuem aus der

heißen Fieberatmosphäre Roms nach der reinen Bergluft von Fonte Avellana sehnte. Gerade im Gegensatz gegen Petrus Damiani tritt die eigenthümliche Natur Hildebrands erst recht deutlich hervor.

Verwandtere Geister fand Hildebrand in den weltgewandten Mönchen von Monte Cassino, namentlich in Männern von fürstlicher Abkunft, wie der Abt Desiderius und dessen Freund Alphanus waren. Von dem Letzteren, der erst vor Kurzem das Kloster mit dem erzbischöflichen Sitz von Salerno vertauscht hatte, ist uns ein merkwürdiges Gedicht erhalten, in dem Hildebrand den alten Staatsmännern Roms an die Seite gestellt oder vielmehr über sie erhoben wird, weil er nicht gleich jenen den bedenklichen Weg der Gewalt, sondern den sicheren Pfad des Rechts einschlage. Das Recht und der Bann, meint Alphanus, seien die geeignetsten Waffen, um die wilde Barbarei, bei der noch die Königsherrschaft stehe, dauernd zu unterwerfen. So redet er Hildebrand an:

Nimm des ersten Apostels Schwert,
Petri glühendes Schwert, zur Hand!
Brich die Macht und den Ungestüm
Der Barbaren: das alte Joch
Laß sie tragen für immerdar!

Sieh, wie groß die Gewalt des Banns:
Was mit Strömen von Kriegerblut
Einstmals Marius Heldenmuth
Und des Julius Kraft erreicht,
Wirkst du jetzt durch ein leises Wort.

Rom, von Neuem durch dich erhöht,
Bringt dir schuldigen Dank; es bot
Nicht den Siegen des Scipio,
Keiner That der Quiriten je
Wohlverdienteren Kranz, als dir.

Unverkennbar ist, daß sich in Alphanus und gleichgestimmten Seelen die Vorstellungen von der einstigen Weltherrschaft des kriegerischen Roms unmittelbar mit den neuen Erfolgen des Papstthums verbanden, daß Anschauungen der antiken Welt gleichsam aus der Nacht der Vergessenheit wieder in das Weltleben eintraten und ruhmreiche Erinnerungen des alten Italiens auflebten. Wir wissen, daß diese Erinnerungen auch auf Hildebrand selbst von Jugend an ihren Zauber übten. Aber man wird die Macht dieser Reminiscenzen auf ihn und seine Freunde doch nicht überschätzen dürfen. Zunächst gingen diese Mönche von den

kirchlichen Gesichtspunkten ihrer Zeit aus, von den reformatorischen Ideen Clunys und von der Forderung absoluter Freiheit der Kirche, wie sie im Pseudoisidor begründet war; von der Idee der kirchlichen Freiheit mußten sie bei den obwaltenden Weltverhältnissen dann mit Nothwendigkeit zu der Vorstellung einer hierarchischen Theokratie geführt werden. Analogien mit dem heidnischen Alterthum konnten in ihrem Ideal niemals breiteren Raum gewinnen, und auch die nationalen Unterschiede mußten sich in demselben eher verwischen, als scharf hervortreten. Das Ideal ihres Gottesreichs bildete sich bei weitem mehr nach den Formen der jüdischen Theokratie und der Karolingischen Monarchie, als nach irgend welchen staatlichen Einrichtungen der italienischen Vorzeit.

So unleugbar dies ist, hat doch Nichts das Emporkommen der Hierarchie mehr begünstigt, als daß sie mit den nationalen Regungen Italiens gegen das Kaiserthum im entscheidenden Augenblick sich verbinden und gleichsam an die Spitze der bewegenden Kräfte in der Halbinsel treten konnte. Diese Gunst der Verhältnisse erkannte Hildebrand mit scharfem Blick und zeigte, wie sie zu nutzen sei. Es war dies ein ungemeines Verdienst um die römische Curie, welches ihm unmittelbar ihre Leitung und zugleich alle Fäden der italienischen Politik jener Zeit in die Hand gab, einer Politik, die sich gegen das deutsche Kaiserthum richtete. Man weiß, welche Thätigkeit er da im Dienste der Kirche und im Glauben an einen von Gott gegebenen Beruf entfaltete, wie groß er seine Pläne anzulegen, wie klug er seine Widersacher zu behandeln wußte. Aber die Eigenheit des Mönchs hat er als Politiker doch nie ganz verleugnen können, und seinen Entwürfen, so weit sie die Welt umspannten, fühlte man doch stets die Klosterschranken an. Es ist nicht von ungefähr, wenn die Welt den Mönch zuletzt verließ und er an seinem eigenen Werke zu Grunde ging.

3.

Die Regentschaft der Kaiserin Agnes.

Die inneren Zustände Deutschlands.

Indem das Papstthum unter der Leitung eines so energischen Geistes, wie Hildebrand war, eine feindselige Richtung gegen das

Kaiserthum einschlug, schien dieses in der Hand eines schwachen Weibes kaum noch eines erfolgreichen Widerstands fähig. Die glorreiche Regierung Heinrichs III. hat dem Regiment seiner Wittwe freilich einen matten Abglanz gelassen, und im Vergleich zu den späteren Wirren mochten die Zeiten der Agnes wohl als beneidenswerthe gelten, zumal sie selbst in der Folge durch Devotion die Meinung des Klerus für sich gewann. So begreift sich, daß man alsbald ihr Regiment als glücklich zu preisen anfing, aber in Wahrheit war es traurig genug, und alle Zeugnisse, die unmittelbar jener Zeit entstammen, lassen daran nicht den mindesten Zweifel. Nicht von fern hat die Französin die gleiche Kraft und Tüchtigkeit gezeigt, wie einst in ähnlichen Verhältnissen die griechische Theophano, die Wittwe Ottos II.

Agnes von Poitiers war schön, reich, gebildet und stand noch in den Jahren der Blüthe: man erwartete kaum anders, als daß sie mit ihrer Hand zum zweiten Mal einen Sterblichen beglücken würde. Wenn sie dennoch im Wittwenstande beharrte, geschah es unfraglich im Interesse ihres Sohnes und des Reichs. Die üblen Nachreden, welche ihre Keuschheit antasteten, hat sie am wenigsten verdient. „Ihr Geschlecht ist verdächtig", schreibt ein Bamberger Kleriker, „wie ihr Naturell; ihr Naturell, wie ihre Heimat; ihre Mutter zählt so viele Buhlen, wie Geburtstage." Namentlich hegte man bei Agnes vertrauten Beziehungen zu Bischof Heinrich von Augsburg die schlimmsten Hintergedanken. Wie wenig sie begründet waren, zeigt Petrus Damiani, in dessen Augen es doch kaum schlimmere Sünden, als geschlechtliche, gab. Als ihm einige Jahre später Agnes beichtete und mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die ihr eigen war, ihr ganzes Leben vom fünften Jahre an darlegte, konnte er sie nur auffordern fortzufahren, wie sie begonnen hatte; nicht einen Fasttag legte er, der strengste Sündenrichter, ihr als Buße auf. Man kann nach solchem Zeugniß kaum bezweifeln, daß Agnes, in den Unterweisungen Clunys erzogen, durch das Andenken an einen religiös tief erregten Gatten getragen, mitten in aller kaiserlichen Pracht rein wie eine Nonne lebte und von den Geboten der Religion um keinen Fußbreit wich.

Aber ihr war eine Aufgabe gestellt, die sie in tausend weltliche Sorgen versenkte, mit Nothwendigkeit in die schwierigsten Conflicte versetzte, und es gebrach ihr durchaus an Urtheilsschärfe und Charakterstärke, an Eigenschaften, ohne welche kein Regiment bestehen kann und

am wenigsten diese kaiserliche Gewalt zu bewahren war, die sie ihrem Sohne erhalten sollte und wollte. Denn der beste Wille, die Zukunft ihres Sohnes und des Reichs zu sichern, beseelte sie ohne Frage, doch ohne Festigkeit des Charakters konnte er in Verhältnissen, wie die ihren waren, wenig fruchten. Ein schwaches Regiment hat in seinem Gefolge zu allen Zeiten die Willkür, und Agnes Weichherzigkeit verdarb mehr, als selbst einer bösgearteten Tyrannei möglich gewesen wäre.

Die deutschen Fürsten hatten bei des Kaisers Tode den übermäßigen Zwang der Herrschaft abgeschüttelt; sie fühlten sich einmal wieder als Herren ihrer Entschlüsse und beanspruchten einen Antheil am Reichsregiment, der ihnen auch schwer bestritten werden konnte. Sie waren so einig, wie sie selten gewesen, und ihre Einigkeit schien Anfangs zur Stütze für den Thron des kleinen Heinrich zu dienen. Aber ihre Eintracht währte nur so lange, als es ihre Stellung gegen die Krone zu sichern galt. Bald war es Keinem dieser großen Herren genug, seine Stellung gewahrt zu wissen, Jeder wollte vielmehr mächtiger werden, als der Andere, Jeder den günstigen Zeitpunkt benutzen, um an Besitz und Ehren zu wachsen. Man suchte emporzukommen durch die Gunst des Hofes; gelang dies nicht, durch eigene Kraft und Gewalt der Waffen. Parteiungen entstanden aller Orten. Intriguen beherrschten den Hof, Fehden erfüllten das Reich; dort entschieden die Günstlinge und das Gold, hier die Vassallenschaaren und das blanke Eisen. List galt gegen List, Gewalt gegen Gewalt. „Der König war ein Knabe“, sagt der Altaicher Annalist, „die Mutter gab bald diesem bald jenem, der ihr Rath bot, willig nach, und die Anderen, die am Hofe mächtig waren, trachteten nur nach Geld; ohne Geld konnte Niemand dort seine Sache führen, zwischen Recht und Unrecht wußte man nicht mehr zu unterscheiden.“ So schlecht war der Landfriede gewahrt, daß im August 1058 mehrere ostfränkische Herren auf eigene Hand zusammentraten, um ihn zu erhalten und sich vor Räubern zu schützen. „Das Recht hatte seine Schrecken verloren“, heißt es in der alten Biographie Heinrichs IV.

Bei den Verhältnissen des Kaiserreichs mußten auch die Bischöfe in diese Wirren hineingezogen werden. Gerade auf ihren Beistand war die Krone hauptsächlich verwiesen; gerade sie waren mit dem Wachsthum des Reichs mächtig geworden, und zum großen Theil auf Kosten der weltlichen Fürsten. Ihre Gewalt herabzudrücken schien der günstige

Augenblick gekommen, den der Adel nicht unbenutzt lassen wollte. Je näher deshalb ein geistlicher Herr der Kaiserin stand und je mehr er seine Stellung zu seinen Gunsten ausbeutete, desto verhaßter war er dem Adel, der ihn zu verfolgen nicht müde wurde.

Erzbischof Adalbert von Bremen hatte am Hofe Heinrichs III. eine so einflußreiche Rolle gespielt, daß die Kaiserin seines Rathes nicht entbehren konnte; auch gab es kaum einen ergebeneren Diener des Kaiserhauses. Agnes kannte seine Treue und belohnte sie reichlich. Aber alle Gunst des Hofes konnte ihn nicht vor den Gewaltthaten der Billinger schützen, unter denen seine Diöcese auf das Furchtbarste litt. Noch bei Lebzeiten seines Vaters, des alten Herzogs Bernhard, verheerte Ordulf die Güter der Bremer Kirche mit Feuer und Schwert, und schlimmer noch wurde es, als er nach des Vaters Tode (29. Juni 1059) selbst das Herzogthum antrat. Was half es dem Erzbischof, daß er über Ordulf und seinen Bruder Hermann den Bann aussprach, daß er sich mit den dringendsten Beschwerden an den Hof wandte? Man achtete den Bann nicht, man verspottete die Kaiserin und ihren Sohn. Adalbert blieb zuletzt kein anderes Mittel als den Grafen Hermann durch große Lehen für den Schutz der Kirche zu gewinnen, um ihn so von seinem Bruder zu trennen.

Besser wußte sich Anno von Köln zu helfen, der wohl absichtlich allzu nahe Berührungen mit der Kaiserin mied. In den lothringischen Verhältnissen hielt er eng zu Herzog Gottfried. Wir wissen von Zusammenkünften, die er mit Gottfried, mit dem Erzbischof Eberhard von Trier und dem Pfalzgrafen Heinrich zu Andernach hatte. Auch mit dem letztgenannten Fürsten muß er damals in gutem Vernehmen gestanden haben, aber bald zerfiel er mit ihm. Denn in den Händen des Pfalzgrafen befand sich eine feste Burg auf einer Anhöhe an der Sieg, von deren Mannen die Besitzungen der Kölner Diöcese öfter gebrandschatzt wurden. Anno, entschlossen wie immer, sprach über die Kirchenräuber den Bann aus und ergriff zugleich gegen den Pfalzgrafen die Waffen. Der Erfolg war für ihn; gefangen wurde Heinrich nach Köln gebracht und übergab hier Siegburg dem Erzbischof, der später daselbst ein Kloster erbaute. Der Unmuth über diesen Verlust und die schimpfliche Niederlage trübten den Geist des Pfalzgrafen; die Welt ekelte ihn an; er trennte sich von seiner Gemahlin Mathilde, einer Tochter Herzog Gozelos von Lothringen und einer Nichte Gottfrieds, und ging in das

Kloster Gorze, wo er die Mönchskutte anzog (1059). Aber nicht lange duldete es ihn fern von der Gattin; er verließ das Kloster und kehrte in ihre Arme zurück. Zugleich bot er seine Mannen zu einem neuen Kampf gegen den Erzbischof auf.

„Wie ein wüthender Eber" verheerte Heinrich die Umgegend von Köln; ringsum sah man die brennenden Dörfer, und schon zog er gegen die Stadt selbst. Als ihm aber die Kölner hier entgegentraten, kehrte er nach seiner Burg Kochem an der Mosel zurück, wohin ihm alsbald Annos Vassallen folgten und die Burg umstellten. Eben rüstete man sich zu einem entscheidenden Kampfe, da bereitete eine furchtbare That der Fehde ein unerwartetes Ende. Als der Pfalzgraf in einem Burggemach traulich neben seiner Gemahlin saß, sprang er plötzlich auf, riß in einem Anfall von Raserei eine Axt von der Wand und spaltete ihr das Haupt. Unter wahnsinnigem Lachen trat er dann unter seine Mannen und berichtete ihnen, was geschehen war. Man band ihn und brachte ihn in das Kloster Echternach (1060), wo er seine Tage beschloß; den Sohn Heinrichs ließ Anno erziehen und stattete ihn später mit einigen Lehen aus. So war der Pfalzgraf untergegangen, ein Mann, der dem mächtigsten Kaiser verwandt und einst zum Nachfolger Heinrichs III. bestimmt war. Wenig später starb auch sein Bruder Konrad (1061), nachdem er sich des Herzogthums Kärnthen, von dem er den Titel trug, zu bemächtigen vergeblich versucht hatte. Dieses ruhmreiche Geschlecht eilte auf das Kläglichste seinem Verfalle entgegen. Die Pfalzgrafschaft in Lothringen kam an einen Grafen Hermann, welcher dem Gleiberger Zweige der Luxemburger angehörte, verlor aber zugleich viel von ihrer bisherigen Bedeutung.

Niemand hatte durch den Fall des angesehensten Geschlechts in Unterlothringen mehr gewonnen, als Anno. Mit gewaltigem Selbstbewußtsein trat er auf, der Sohn eines schwäbischen Rittersmanns, der sich jetzt den ersten Fürsten des Reichs zur Seite stellte; er wollte der Welt zeigen, daß er wisse, wie große Dinge Gott an ihm gethan habe. Größeres sollte Köln ihm zu danken haben, alse inst den Söhnen von Königen und Kaisern, und wenn irgend Einer, glaubte er der Mann zu sein, inmitten dieser schwierigen Zeiten die erste Rolle im Reiche zu spielen. Ein entschiedener, rücksichtsloser Charakter, mit allen Härten eines Emporkömmlings, konnte er unmöglich der Kaiserin gefallen. Aber seine Stimme war dennoch bei Hofe von großem Einfluß, wie

sie es aller Orten war und bei dem unleugbaren Gewicht des Mannes überall sein mußte. Als im Jahre 1059 der alte Bischof Burchard von Halberstadt starb, bewirkte Annos Einfluß, daß einer seiner Neffen, ein anderer Burchard, ein so ehrgeiziger und hochfahrender Priester, als jemals im Schwabenland geboren, das Bisthum erhielt. Auch war es wohl hauptsächlich Annos Werk gewesen, daß schon zwei Jahre zuvor das erledigte reiche Bisthum Bamberg einem seiner Vertrauten, dem Kanzler Günther, zufiel.

Günther stammte aus einer sehr vornehmen, an der Enns und Traun begüterten Familie, war in Bamberg erzogen und hatte dann Heinrich III. in dessen letzten Lebensjahren als Kanzler Italiens gedient; schon in Bamberg und dann in der Kanzlei war er Anno, dem Erzkanzler Italiens, nahe getreten und hatte sich trotz des Gegensatzes ihrer Naturen ihm befreundet. Selten hat der Himmel mehr für einen Sterblichen gethan, als für diesen jungen Bischof. Mit Glücksgütern übermäßig gesegnet, von stattlichstem Körperbau und solcher Schönheit, daß auf seiner Reise nach dem Orient die Araber von weither zuströmten, um ihn zu sehen, von leichter Fassungsgabe und größter Anziehungskraft im Umgange, schien er Allen, die ihm näher standen, gleichwie ein besonderes Geschenk des Himmels. Meinhard, der damalige geistreiche Lehrer der Bamberger Domschule, tadelt wohl, daß Günther zu viel Zeit dem Schlafe gönne, daß er lieber von Etzel und Amalung und anderen Helden der Sage lese, als von Gregor dem Großen und Augustin, daß ihn der Kriegslärm mehr beschäftige, als einem Bischof zieme: aber aus jeder dieser Rügen, halb scherzhaft, halb im Ernste vorgetragen, sieht doch die zärtlichste Liebe zu dem leutseligen, klugen und schönen Herrn hervor. Günther war eine poetische Natur und erfüllte seinen Klerus mit Liebe zur Dichtkunst und Musik; die von ihm in Bamberg angeregten Bestrebungen sind nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie geblieben. Den Wissenschaften und Künsten hold, überdies von bequemer Art, war der neue Bamberger Bischof doch nicht ohne Ehrgeiz. Im Anfange seiner Amtsführung besuchte er fleißig den Hof und dankte werthvolle Geschenke für seine Kirche der Gunst der kaiserlichen Frau; bald gerieth er aber in schlimme Händel mit den ihm benachbarten Grafen Gozwin und Hermann, endlich mit der Kaiserin selbst, da er mehrere Güter und Privilegien, welche Heinrich III. Bamberg entzogen hatte, mit

Entschiedenheit zurückforderte. Auch mit dem vielvermögenden Heinrich von Augsburg lebte Günther nicht in dem besten Vernehmen.

Wie der Augsburger Bischof seinen großen Einfluß bei der Kaiserin gewonnen hatte, wissen wir nicht. Er war ein Schwabe und hatte bereits am Hofe Heinrichs III. eine hervorragende Rolle gespielt; auf der ersten, so denkwürdigen Romfahrt des Jahres 1046 hatte er den Kaiser als Kanzler Italiens begleitet und unmittelbar darauf das wichtige Bisthum Augsburg erhalten. Für den Glanz seines Stifts hatte er dann reichlich gesorgt, aber mit den benachbarten baierischen Großen in steten Händeln gelebt. So gerieth er in Fehde mit dem Grafen Dietbold wegen einer Grafschaft, die früher der Augsburger Kirche aufgetragen war. Im Jahre 1059 kam es zu einem heißen Streit zwischen den Augsburgern und Rapoto, Dietbolds Sohn, in welchem die Augsburger Sieger blieben. Aber der Kampf war damit nicht zu Ende; Rapoto steckte Schwabmünchen in Brand und äscherte andere Orte um Augsburg ein. Endlich kam die Kaiserin selbst nach Augsburg (1. November 1059) und legte den Streit bei. Bischof Heinrich scheint sich nachgiebiger gezeigt zu haben, als man erwartete; denn Günther wünschte ihm Glück, daß er „obwohl ein Schwabe von Geburt, Erziehung und Sitten, der Vernunft Gehör geschenkt habe". In der Gunst der Kaiserin stieg er seitdem höher und höher, doch mit der Gunst wuchs der Haß, welcher dem Günstling nie fehlt. Nicht allein die weltlichen Großen bürdeten ihm die Mißstände der Zeit auf, sondern nicht minder seine geistlichen Brüder, vor Allen Anno und Günther.

Und wären die geistlichen Herren sonst nur einig gewesen! Aber wie sie meist mehr sich und ihr Bisthum, als das Reich bedachten, waren ihre Interessen in stetem Conflict. Dazu kam ein erbitterter Streit, welchen der deutsche Episkopat seit geraumer Zeit gegen die großen Reichsabteien führte und der jetzt neue Nahrung gewann. Die Selbständigkeit dieser Abteien, ihr großer Reichthum, die Befreiungen von der bischöflichen Jurisdiction waren den Bischöfen zuwider; völlig unerträglich aber schien, daß viele Klöster, auf kaiserliche Privilegien sich stützend, von ihren Besitzungen die Zehnten zu leisten verweigerten. Längst wurde deshalb ein hartnäckiger Streit einerseits zwischen Hersfeld und Halberstadt, andererseits zwischen Mainz und den Klöstern Fulda und Hersfeld geführt. Es ließ sich erwarten, daß Abt Siegfried von Fulda, als er gegen Ende des Jahres 1059 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz

bestieg, schon um seiner Vergangenheit willen die Klöster schonend behandeln würde. Aber kaum hatte er sein neues Amt angetreten, so verlangte er von Widerad, seinem Nachfolger in der Abtei, die Zehnten von den Gütern Fuldas in Thüringen und stellte dasselbe Verlangen an das Kloster Hersfeld, wie an die Thüringer überhaupt, die niemals dem Erzbischof gezehntet hatten. Der Streit wurde um so gehässiger, als Siegfried ein Mann von den übelsten Eigenschaften war, ebenso wetterwendisch und treulos, wie geldgierig und ränkesüchtig. Die großen Erfolge Kölns ließen seiner eitlen Seele keine Ruhe, so wenig er einem Manne von Annos Charakterstärke das Widerspiel zu halten vermochte.

Wahrlich die Kaiserin war schlimm berathen, indem sie auf die Unterstützung dieser Bischöfe vor Allem verwiesen war. Und welchen Beistand konnte sie sich von den weltlichen Großen des Reichs, zunächst von den Herzogen versprechen? Wo das Herzogthum noch einen selbständigen Charakter bewahrt hatte, wie es in Sachsen der Fall war, stand es jetzt in entschiedener Opposition gegen das kaiserliche Geschlecht. Die elsasser Familie, erst seit Kurzem durch Gerhard zum Besitz Oberlothringens gelangt, fing kaum an sich dort zu befestigen. In Niederlothringen konnte Friedrich von Luxemburg niemals zu rechtem Ansehen gelangen; schon wartete Gottfried auf dessen Erbschaft, wie er denn überhaupt in den lothringischen Gegenden theils durch seinen eigenen, theils durch seiner Gemahlin Besitz eine viel größere Autorität genoß, als die von Heinrich III. eingesetzten Herren. Das Kaiserthum war in Lothringen so wenig beliebt, wie in Sachsen. Mehr galt es im oberen Deutschland. Aber doch mußte die Kaiserin das Herzogthum Baiern nach wenigen Jahren aufgeben, und in Kärnthen konnte Konrad, der von ihr belehnte Herzog, selbst mit einem Heer nicht Eingang gewinnen; sein Herzogthum blieb ein leerer Titel. Kein Land hatte sich dem Kaiserhause ergebener gezeigt, als Schwaben, wo man in Heinrich III. und seinem Sohne die Nachkommen Giselas verehrte. Nichts schien leichter als dieses Land unmittelbar an die kaiserliche Familie zu bringen, wie es bereits Konrad II. versucht hatte, und es war gewiß keine richtige Politik, daß Heinrich III. zweimal nach einander das schwäbische Herzogthum an fremde Herren verlieh, die sich niemals den Interessen des Landes aufrichtig hingaben. Dem Lothringer Otto war der fränkische Otto gefolgt, der sich von Schweinfurt nannte und seine Tage meist auf seinen Burgen am Main verlebte. Als er am 28. Septem-

der 1057 ohne männliche Nachkommen starb, war es eine für die Zukunft des kaiserlichen Regiments höchst wichtige Frage, wem die Kaiserin das schwäbische Herzogthum übertragen würde.

Heinrich III. hatte bereits eine Anwartschaft auf das Herzogthum dem Grafen Berthold von Zähringen eröffnet. Einer alten schwäbischen Familie, die seit mehr als einem Jahrhundert die Grafschaft im Breisgau verwaltete, entstammte Berthold; das Vertrauen des Kaisers hatte er sich, wie es scheint, besonders durch sein Verhalten gegen die verschworenen Fürsten im Jahre 1055 erworben. Der Kaiser soll ihm seinen Siegelring als Unterpfand des Versprechens übergeben haben. Dennoch nahm Agnes Anstand, das Wort ihres Gemahls nach dessen Tode zu lösen, und die Wahl, welche sie selbst traf, erweckte ihr mehr Feinde als Freunde; denn sie fiel auf einen jungen Mann, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er bei Hofe glänzte und von der Kaiserin besondere Gunst genoß. Es war Rudolf von Rheinfelden. Die Burg, nach der er genannt wurde, lag am linken Rheinufer zwischen Basel und Säckingen, die Erbgüter seines Geschlechts großentheils zwischen dem Jura und Genfersee; hiernach steht außer Zweifel, daß die bisher wenig hervortretende Familie aus dem Königreiche Burgund stammte und Rücksichten auf die gefährdeten Zustände dieses Landes auf die Wahl der Kaiserin wirkten. Auch wurde die Verwaltung Burgunds Rudolf zugleich mit dem schwäbischen Herzogthum übertragen.

Alles setzte Agnes daran, diesen Mann ihres Vertrauens so eng wie möglich an das Interesse des kaiserlichen Hauses zu fesseln; sie verlobte ihm ihre älteste Tochter, die zwölfjährige Mathilde, die sie sogleich nach Schwaben bringen und der Obhut des Bischofs von Konstanz übergeben ließ. Zwei Jahre später (1059) wurde das kaum mannbare Mädchen dem Herzog von Schwaben vermählt, aber schon im ersten Jahre löste der Tod Mathildens die Ehe. Rudolf verheiratete sich bald darauf mit Adelheid, einer Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin; sie war eine Schwester jener Bertha, die man Heinrich IV. verlobt hatte. Man sieht, es geschah Alles, um ihn der kaiserlichen Familie einzuverleiben, und es war nicht zu verwundern, wenn dieser Günstling nicht geringeren Neid zu tragen hatte, als Bischof Heinrich. Auch das war nicht zu verwundern, daß Rudolf in Schwaben auf vielfachen Widerstand stieß. Der Zähringer war ihm natürlich entgegen,

selbst dann noch, als er im Jahre 1061 nach Konrads Tode das erledigte Herzogthum Kärnthen mit der Mark Verona erhielt. Eben damals war Schwaben der Schauplatz einer großen Fehde, in welcher die Brüder Burchard und Wezil von Zollern erschlagen wurden, die ersten Zollern, deren die Geschichte gedenkt.

In den herzoglichen Gewalten fand die Regentin, so viel ist klar, keine Stütze; sie waren ihr feindlich oder, wo dies nicht der Fall war, so schwach befestigt, daß sie selbst ihrer Unterstützung bedurften. Günstiger lagen für sie die Verhältnisse der Marken. Diese waren von Heinrich III. gegen das Herzogthum augenscheinlich begünstigt worden, und namentlich hatten die Kärnthener Marken eine bestimmtere Gestalt gewonnen. In Krain waltete Markgraf Udalrich, dem auch Friaul und Istrien untergeben waren; in der Mark an der Drau und Sau erscheint 1056 der erste Ottokar aus dem Geschlecht der Steierer Grafen, welche dieser Mark dann dauernd den Namen gegeben haben.

Von den baierischen Marken hatte vornehmlich die Ostmark gegen die Ungarn Bedeutung; schon sah Markgraf Ernst auf eine lange Reihe seiner Ahnen zurück, die in diesen Donaugegenden heimisch gewesen waren; von den Billingern abgesehen, wurzelte kein hochfürstliches Geschlecht damals fester in seinem Territorium, als die Babenberger in Oesterreich. Inzwischen erstarb der babenbergische Mannsstamm mit Herzog Otto (1057) in jenen fränkischen Gegenden, aus welchem das Haus hervorgegangen war. Die Mark auf dem Nordgau, welche dieser Zweig der Babenberger so lange verwaltet, hatte ihre Wichtigkeit schon geraume Zeit eingebüßt und fiel nun vollends auseinander. Der markgräfliche Titel wird später (1069) von jenem Grafen Hermann geführt, der in der Gegend von Bamberg begütert war und hier mit Bischof Günther in Fehde gerieth, dem Stifter des Klosters Banz. Von Ottos fünf Töchtern hatten sich drei, Judith, Bertha und Beatrix, an angesehene Herren in Franken, Schwaben und Baiern vermählt, und an diese kamen besonders die alten Erbgüter des Hauses *). Judith war in erster Ehe dem im Jahre 1055 verstorbenen Herzog Konrad von Baiern, dann Boto, dem Bruder des entsetzten baierischen Pfalzgrafen Aribo, ver-

*) Die beiden anderen Töchter waren Eilika, die in das Kloster ging und als Aebtissin von Niedermünster in Regensburg starb, und Gisela, mit dem sächsischen Grafen Wichmann von Seeburg vermählt.

mählt. Bertha war die Gemahlin des Grafen Friedrich von Habsberg, des Gründers des Klosters Kastel im Nordgau. Beatrix vermählte sich einem schwäbischen Grafen Heinrich, der Hildrizhausen (bei Herrenberg) und Kräheneck (unweit Pforzheim) besaß und eine Zeit lang sich den markgräflichen Titel anmaßte. Der anerkannte Nachfolger in der Markgrafschaft nach Hermanns Tode war Dietbold I., der sich nach seiner Burg Giengen an der Brenz nannte und dessen Nachkommenschaft dann im Nordgau wieder eine bedeutende Stellung gewann.

Unter den nördlichen Marken hatte Meißen noch immer die hervorragendste Stellung. Diese Markgrafschaft war in die Hände des jungen Grafen Wilhelm IV. von Weimar gekommen, der abermals jenen großen Besitz vereinigte, welcher einst Eckard I. mit stolzeren Hoffnungen erfüllt hatte. Die sächsische Ostmark verwaltete der Wettiner Dedi schon seit einem Menschenalter; er war mit Oda, der Mutter des Markgrafen Wilhelm, in zweiter Ehe vermählt. In der Nordmark gebot Udo II. aus dem Geschlechte der Stader Grafen, ein Verwandter des Königshauses.

Fast alle diese Markgrafen waren der Kaiserin und ihrem Sohne ergeben, namentlich Ernst von Oesterreich und Wilhelm von Meißen, die bei Hofe in hohem Ansehen standen. Aber auf die inneren Verhältnisse des Reichs hatten die Markgrafen nach ihrer damaligen Stellung keinen überwiegenden Einfluß, und die gestörten Beziehungen des Reichs zu den östlichen Völkern gaben ihnen überdies vollauf in ihren Grenzländern zu thun. Heinrich III. hatte hier Vieles ungeordnet hinterlassen, und die Stellung der Deutschen zu den östlichen Reichen war nach seinem Tode eher verschlechtert, als gebessert worden.

Die auswärtigen Verhältnisse.

Kein geringer Erfolg schien es für die Kaiserin, als im Jahre 1058 König Andreas von Ungarn sich um ihre Gunst bewarb und ein gütliches Abkommen mit ihr suchte. Man weiß, Andreas war recht eigentlich der Mittelpunkt jedes Widerstands im Osten gegen die Macht Heinrichs III. gewesen und unbesiegt aus dem Kampf mit dem Kaiser hervorgegangen; um so auffallender mußte jetzt seine Annäherung an den deutschen Hof erscheinen. Tiefgreifende Zerwürfnisse mit seinem

Bruder Bela hatten ihn dazu genöthigt. Bela hatte sich nämlich für sich und seine Söhne die Nachfolge im Reiche versprochen, sah sich aber in seinen Hoffnungen betrogen, als Andreas einen spätgeborenen Sprößling, Salomo mit Namen, zu seinem Erben im Reiche bestimmte. Andreas wußte, daß Bela einen bedeutenden Anhang unter den Magyaren hatte: deshalb glaubte er seinem Sohne eine Stütze in dem deutschen Hofe gewinnen zu müssen, und Nichts schien ihm die Zukunft desselben besser zu verbürgen, als wenn er ihn mit einer Schwester des deutschen Königs verlobte. Seine Werbung fand bei der Kaiserin gute Aufnahme, und im September 1058 traf sie mit ihm an der Grenze seines Reichs auf dem Marchfeld zusammen. Ein Friede wurde geschlossen, von den Deutschen und Ungarn beschworen, und der kleine Salomo dann mit Judith, der zweiten Tochter der Kaiserin, verlobt. Judith, ebenfalls noch im Kindesalter, verließ ihre deutsche Heimat und folgte dem König nach Ungarn, wo man ihr den Namen Sophia beilegte.

Große Hoffnungen mochten sich an die neue Wendung knüpfen, welche die Politik des Königs von Ungarn genommen hatte: aber sie zeigten sich bald als eitel. Die nationale Partei in Ungarn, welche bisher Andreas getragen hatte, wandte sich von ihm ab und begünstigte fortan auf alle Weise die Bestrebungen Belas. Dieser, der mit Richeza, einer Schwester Herzog Kasimirs von Polen, vermählt war, wußte überdies, daß er einen kräftigen Beistand an seinem Neffen Boleslaw II., der eben damals den herzoglichen Stuhl der Piasten bestiegen hatte, finden würde. Boleslaw, den man den Kühnen genannt hatte, kannte keinen anderen Ehrgeiz, als die Macht seines großen Ahnherrn und Namensvetters herzustellen und Polen wieder auf jene Höhe zu erheben, die es unter dem ersten Boleslaw gewonnen hatte; Nichts mußte ihm mehr am Herzen liegen, als der deutschen Uebermacht im Osten, wo er sie fand, entgegenzutreten. Andreas sah, daß Alles zum Aufstande in Ungarn trieb und ihm keine andere Wahl blieb, als durch einen unvermutheten Schlag seinem Bruder zuvorzukommen; er bat deshalb dringend die Kaiserin um Unterstützung.

Agnes mußte eilen diese Bitte zu erfüllen, da augenscheinlich der ganze Einfluß der Deutschen auf den Osten in Frage stand. So sandte sie im Jahre 1060 den Bischof Ebbo von Naumburg, die Markgrafen Wilhelm und Ernst mit einem Kriegsgefolge nach Ungarn. Ein böhmisches Heer sollte ihnen folgen, erschien aber nicht zur rechten

Stunde; Herzog Spitihnew scheint eine zuwartende Stellung eingenommen zu haben, obwohl die glücklichen Erfolge Belas und des Polen auch ihn bedrohten. Als die Deutschen in Ungarn einrückten, war bereits Alles verloren; der Aufstand war bereits im Ausbruch, und Andreas wollte die deutschen Krieger nur noch benutzen, um sich und die Seinigen durch die Flucht zu retten. Es gelang ihm, seine Gemahlin, seinen Sohn und dessen Braut nach Melk, damals noch dem Sitze der Markgrafen von Oesterreich, in Sicherheit zu bringen; der Graf Dietbold geleitete sie und barg dort auch den königlichen Schatz. Aber der König selbst entrann nicht dem Verderben.

Als Andreas, nicht nur von den Deutschen, sondern auch einem bedeutenden ungarischen Gefolge geleitet, schon den Grenzen der Mark nahe war, überfielen ihn die Aufständischen in der Nähe von Wieselburg. Gleich im Beginn des Kampfs verließen die Ungarn den König; um so hartnäckigere Gegenwehr leisteten die Deutschen, aber sie waren der Uebermacht nicht gewachsen. Nach starkem Verlust mußten sie weichen, wurden auf der Flucht verfolgt und größtentheils nach heißem Streit hier zu Gefangenen gemacht. Der König selbst, schon hochbetagt, vertheidigte sich tapfer, bis er endlich vom Pferde sank und im Getümmel der Schlacht ein jammervolles Ende fand. Bischof Ebbo gerieth in Gefangenschaft. Auch Markgraf Wilhelm mußte sich den Ungarn ergeben, aber erst nach einem Heldenkampf, der ihm selbst die Bewunderung der Feinde gewann. Auf einem Hügel kämpften er und der baierische Graf Boto aus dem Stamm der Aribonen die ganze Nacht hindurch gegen Schaaren von Feinden: erst am Morgen, vom Hunger ganz erschöpft, streckten sie ihre Waffen. Boto wurde von dieser Heldenthat „der Tapfere" genannt, und nicht minderen Ruhm gewann Markgraf Wilhelm. Der junge Geisa, Belas Sohn, erwirkte vom Vater nicht allein, daß diesem muthigen deutschen Fürsten kein Leid geschah, sondern daß er auch ihrem Hause verbunden wurde. Sophia, Geisas Schwester, verlobte sich mit Wilhelm, und nur der frühe Tod des Markgrafen hemmte die Schließung der Ehe*).

Man erzählt, daß Bela, der nun sogleich den königlichen Namen

*) Als Wilhelm 1062 die Braut aus Ungarn heimführen wollte, starb er; die ungarische Fürstin vermählte sich dann mit Markgraf Udalrich von Krain und nach dessen frühem Tode (1070) mit Magnus von Sachsen.

annahm, die deutschen Gefangenen ohne Lösegeld freigab, und will darin eine Huldigung der deutschen Tapferkeit sehen; mehr beweist es, daß ihm seine Stellung, die er im Gegensatz gegen die Deutschen und im Anschluß an die polnische Macht gewonnen hatte, bereits eine völlig gesicherte schien. So viel war klar, der deutsche Einfluß auf Ungarn war vorläufig durchaus vernichtet. Augenfällige Beweise der erlittenen Niederlage boten der junge Salomo und seine Braut, die jetzt überall den Hof der Kaiserin begleiteten, wie die Wittwe des Andreas in ihrem deutschen Exil. Vielfache Pläne wurden zwar sogleich zur Herstellung Salomos gemacht, aber sie sind nicht zur Ausführung gediehen; selbst dann nicht, als auf Spitihnew in Böhmen im Jahre 1061 sein Bruder Wratislaw II. folgte, ein tüchtiger und ehrliebender Fürst, der als Gemahl einer ungarischen Fürstin, einer Schwester des jungen Salomo, das lebhafteste Interesse hatte, seines Schwagers Rückkehr zu unterstützen und die polnischen Einwirkungen auf Ungarn zu beseitigen.

Alle Verhältnisse des Ostens verknüpften sich, wie man sieht, in diesen ungarischen Thronhändeln, und die Niederlage der Deutschen wurde deshalb nur um so tiefer gefühlt.

Inzwischen hatten auch die italienischen Angelegenheiten sich bedenklich gestaltet. Wir kennen den Umschwung der Dinge, der sich im Jahre 1059 in Italien vollzog, und die eigenthümliche Stellung, welche Rom hier inmitten der nationalen Bewegung einnahm. Wunderbar genug, wie wenig Antheil an dieser Bewegung das deutsche Volk nahm, obschon sie eine so bestimmte Richtung gegen die Herrschaft desselben einschlug. Die deutschen Annalisten jener Zeit sind über die Vorgänge in Italien und Rom sehr schlecht unterrichtet und melden kein Wort von dem Widerstande, den Roms Auftreten am deutschen Hofe erweckte. Und doch wissen wir, daß man hier die Gefahr hinreichend erkannte und Hildebrand und seinem Papst mit Entschiedenheit begegnete. Namentlich werden die deutschen Bischöfe den Beschlüssen der römischen Synode von 1059, bei denen sie in keiner Weise mitgewirkt hatten, rückhaltslosen Widerspruch entgegengesetzt haben, wie sie denn auch unfraglich am meisten zu verlieren hatten, wenn es dem Papste gelang, sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen.

Man scheint in Rom kaum Anderes erwartet zu haben; denn man beeilte sich Verhandlungen mit der Kaiserin zu eröffnen. Der Cardinal

Stephan, ein Vertrauter Hildebrands, wurde mit apostolischen Schreiben nach Deutschland gesandt, um die Beschlüsse der Synode dort mitzutheilen. Aber er fand am deutschen Hofe den übelsten Empfang. Fünf Tage harrte er vergebens auf Zutritt bei der Kaiserin und ihrem Sohne und mußte endlich unverrichteter Sache die Rückreise antreten. Wir wissen, daß auf Weihnachten 1059 eine Synode nach Worms berufen wurde, aber eine weitverbreitete Seuche den Zusammentritt derselben verhinderte; die Vermuthung liegt nahe, daß die Bischöfe dort über ihre Stellung zu den römischen Synodalbeschlüssen berathen wollten.

Indessen kam es doch noch zu Verhandlungen zwischen der römischen Curie und dem deutschen Hofe. Im Anfange des Jahres 1060 war der Bischof Anselm von Lucca als Legat des Papstes am Hofe der Kaiserin, im April 1060 wohnte Wibert, ihr Kanzler, einer römischen Synode bei. Ueber diese Verhandlungen selbst ist nichts Näheres bekannt; nur so viel ist gewiß, daß sie schließlich nicht zu einer Ausgleichung führten. Vielmehr erklärte sich eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen, der man die Bedeutung einer Synode gab — es ist nicht überliefert, wann und wo sie stattfand — gegen die Autorität des Papstes und alle von ihm erlassenen Verordnungen. Der Bruch mit der römischen Curie war erfolgt und lag der Welt vor Augen.

Bei der Stellung, welche Agnes zu Cluny einnahm, ist es an sich wenig wahrscheinlich, daß gerade sie zu so extremen Schritten getrieben habe, wie tief auch Roms Ansprüche in ihre kaiserlichen Rechte eingreifen mochten. Wir haben überdies Zeugnisse, daß nicht sie, sondern Erzbischof Anno als die Seele jener feindlichen Beschlüsse galt. In der That war er als Erzkanzler Italiens, dem man bereits die Stellung als Bibliothekar des apostolischen Stuhls entzogen hatte, auf das Unmittelbarste von der Entwicklung der italienischen Angelegenheiten berührt; Niemand übersah zugleich besser, welcher Verlust an den reichen Pfründen Italiens dem deutschen Klerus drohte. Der Papst hatte ihn zu gewinnen gesucht; ein am 1. Mai 1059 für die von ihm gebaute Kirche S. Maria ad Gradus zu Köln ausgestellter Schutzbrief ist erhalten, worin ihn der Papst mit den größten Lobsprüchen beehrt. Mit so wohlfeilen Gnadenbeweisen war jedoch ein Mann wie Anno nicht zu bestechen, vielmehr trat er als der Vorfechter der deutschen Kirche auf und stachelte die Kaiserin und seine Mitbischöfe wohl mehr gegen Rom auf, als daß er selbst eines Sporns bedurft hätte.

Die Beschlüsse am deutschen Hofe konnten nicht ohne Wirkung auf Italien bleiben. Die lombardischen Bischöfe erhoben sich, sobald sie jene Beschlüsse vernahmen; der römische Adel ergriff, nachdem er sich kaum von den normannischen Streifzügen erholt hatte, von Neuem gegen den Papst die Waffen. Als Gesandte König Edwards von England gegen Ostern 1061 von Rom heimkehrten, wurden sie bei Sutri vom Grafen Girard überfallen und tausend Pfund Paveser Münze ihnen abgenommen. Sie kehrten nach Rom zurück, und der Papst mußte schlimme Worte von diesen Engländern hören; sie machten ihm bemerklich, daß er erst in seinem Gebiet Ordnung schaffen solle, wenn er über die Welt zu herrschen gedenke.

Aber so groß die Schwierigkeiten waren, welche sich dem Papste und Hildebrand entgegenstellten, sie beharrten fest auf dem eingeschlagenen Wege. Auf der Ostersynode 1061 wurde über Graf Girard der Bann ausgesprochen und etwa um dieselbe Zeit die Verordnung über die Papstwahl aufs Neue verkündigt. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß die Frage, ob unter den veränderten Verhältnissen, bei dem offenkundigen Bruch zwischen der Reformpartei in Rom und dem kaiserlichen Hofe in Deutschland, diese Verordnung ausführbar sei, schon unmittelbar darauf praktische Bedeutung erhielt. Am 27. Juli 1061 starb Papst Nicolaus II. in Florenz: wie sollte sein Nachfolger bestellt werden?

Sobald der Tod des Papstes in Rom bekannt wurde, beschloß der römische Adel sich eiligst an die Kaiserin zu wenden, damit der junge König als Patricius Roms über den Stuhl Petri verfüge. Der Graf Girard selbst ging mit einer Gesandtschaft, in der sich auch der Abt von S. Gregorio am Cölius befand, über die Alpen; sie führten die päpstlichen Abzeichen und die Insignien des Patriciats mit sich. Freilich war es auffallend genug, daß der römische Adel jetzt die Bedeutung jenes Patriciats so scharf betonte, welchen einst des jungen Königs Vater gerade im Kampf gegen denselben Adel zur Geltung gebracht hatte; nicht minder auffallend, daß diese Capitane jetzt an dem deutschen Hofe ihre Bundesgenossen suchten. Aber das Hervortreten der hierarchischen Idee hatte einmal alle Verhältnisse Roms und Italiens in wenigen Jahren von Grund aus geändert.

Hildebrand schwankte geraume Zeit, welchen Weg er in diesem gefährlichen Moment einschlagen solle. Schwerlich hat er noch an eine

Verständigung mit den deutschen Bischöfen und der Kaiserin geglaubt; auch hat er unseres Wissens keine Schritte gethan, um sie herbeizuführen. Aber bedenklich machte ihn, daß ein innerer Krieg in Rom selbst auszubrechen drohte und er des Ausgangs desselben ohne die Unterstützung der Normannen und Herzog Gottfrieds nicht sicher war, und der Beistand schien von dieser oder jener Seite nicht ohne Opfer zu gewinnen. So vergingen drei Monate, ohne daß die Neuwahl anberaumt wurde. Endlich entschloß er sich, unbeirrt den betretenen Weg zu verfolgen. Zum Nachfolger des Nicolaus ersah er den Bischof Anselm von Lucca, und diese Persönlichkeit allein bezeichnete deutlich die Richtung, die er zu verfolgen gedachte.

Anselm war Mailänder von Geburt, der geistige Urheber der Pataria; seit Jahren stand er als Bischof von Lucca mit Gottfried und Beatrix in den vertrautesten Beziehungen. Einst hatte er unter Lanfrank in Bec den Studien obgelegen: dadurch war er in Frankreich bekannt geworden, und es ließ sich erwarten, daß die französischen Bischöfe, wie die Mönche von Cluny, mit Freuden seine Erhebung begrüßen würden. Hildebrand kannte Anselm überdies genug, um zu wissen, daß er sich ganz seinen Absichten hingeben würde. Daß er am deutschen Hofe verkehrt hatte und so zu einer Vermittelung geeignet schien, wird kaum ernstlich in Betracht gezogen sein, obwohl man später auf diesen Umstand Gewicht gelegt hat. Vielmehr war klar, daß sich die Wahl nur, ohne auf das Recht des Königs zu achten, mit Unterstützung der Normannen durchführen ließ. Und so geschah es. Anselm wurde nach Rom beschieden und zugleich Desiderius von Monte Cassino beauftragt, Richard von Capua mit normannischen Schaaren nach Rom zu führen. Unter dem Schutz der Normannen wählten dann am 1. October 1061 die Cardinal-Bischöfe Anselm von Lucca, und ihr Anhang unter dem römischen Klerus und Volk stimmte der Wahl zu; an demselben Tage wurde der Erwählte in S. Pietro in Vincoli inthronisirt. Am folgenden Tage ließ sich der neue Papst, der den Namen Alexander II. erhalten hatte, im Hofe des Laterans den Lehnseid von Richard leisten. Es war dann eines seiner ersten Geschäfte, daß er die Mailänder als seine Landsleute begrüßte und in der Treue gegen den heiligen Petrus zu verharren ermahnte.

Es ist später behauptet worden, Hildebrand habe mit Gold den Beistand Richards gewonnen und so sei gleichsam durch Simonie Alexander

auf den Stuhl Petri erhoben worden: eine Behauptung, die weder durch glaubwürdige Zeugen bestätigt wird, noch an sich Wahrscheinlichkeit hat. Richard war durch seinen Lehnseid die Wahl zu unterstützen verpflichtet, und schon sein eigenes Interesse rieth ihm die Lehnspflicht zu erfüllen. Gleich nach der Wahl verließ er Rom, obwohl dieselbe die Stadt mehr aufgeregt als beruhigt hatte. Denn aufs Neue wandten sich sofort alle Unzufriedenen in derselben mit den dringendsten Vorstellungen an die Kaiserin, welche ohnehin, der Natur der Dinge nach, die ohne ihr Wissen geschehene Wahl und den Antheil der Normannen an derselben als offene Feindseligkeiten gegen das Reich ansehen mußte. Am tiefsten aber wurden durch Anselms Erhebung die lombardischen Bischöfe verletzt. Kaum war der Urheber der Pataria auf den Stuhl Petri erhoben, so traten sie unter dem Vorsitz des Kanzlers Wibert von Parma zusammen und beschlossen keinen Andern als Papst anzuerkennen, als Einen aus ihrer Mitte; schon damals scheinen sie ihre Blicke auf den alten Cadalus von Parma gelenkt zu haben. Auch sie bestürmten jetzt die Kaiserin und riethen ihr zu entschiedenen Schritten; auch konnte sie kaum noch länger zögern, wenn Rom und Italien nicht dem deutschen Einfluß völlig entzogen werden sollte. Sie berief auf die letzten Tage des October eine Synode nach Basel, um über die Besetzung des apostolischen Stuhls Beschluß zu fassen.

Die äußeren Verhältnisse des Reichs nahmen, wie man sieht, den übelsten Gang. Auf der Besiegung Ungarns, auf der Verfügung über den Stuhl Petri hatte zum großen Theil die glanzvolle Stellung Heinrichs III. beruht, auf seinen reformatorischen Bestrebungen die geistige Bedeutung seines Regiments. Nun aber sah die Regentin den deutschen Einfluß in Ungarn gebrochen, das reformirte Papstthum gegen sich in der entschiedensten Opposition und war fast wider ihren Willen in Italien die Verbündete derselben Mächte geworden, welche ihr Gemahl dort bekämpft und besiegt hatte. Wie hätte dies Alles nicht auch auf ihr Verhältniß zu den deutschen Fürsten, ohnehin bedenklich genug, in der übelsten Weise einwirken sollen? Sie fühlte vollauf die Gefahr ihrer Lage und that verzweifelte Schritte, um die Gemüther der Fürsten und des Volkes zu gewinnen.

Das Erste war, daß sie das Herzogthum Baiern aufgab und dem Grafen Otto von Nordheim übertrug. Otto stammte aus einer alten

Familie Sachsens, deren Stammburg bei Göttingen lag; sein Oheim war jener Siegfried von Nordheim gewesen, der Eckard von Meißen im Jahre 1002 erschlagen hatte. Noch war Keiner seiner Vorfahren zu den höchsten Reichsämtern gelangt, und auch er konnte wie Rudolf als Emporkömmling gelten: aber er war mindestens nicht durch Hofgunst gestiegen und hatte die Meinung der Großen und des Volkes für sich. Man rühmte einstimmig seine Tapferkeit, seine Thätigkeit, seinen Verstand. Ueberdies war er reich begütert; zu seinen eigenen Besitzungen, die sich durch ganz Sachsen erstreckten, kam das Heiratsgut seiner Gemahlin Richinza, der Wittwe des Grafen Hermann von Werla.

Die Erhebung eines sächsischen Großen auf den baierischen Herzogsstuhl war ein überaus auffallender Schritt der Kaiserin, der allen Traditionen des Hauses widersprach. Aber noch viel befremdender mußte sein, daß sie um dieselbe Zeit das kaiserliche Gewand ablegte und den Schleier der Klosterfrauen nahm. Im Herzen war sie längst der Weltlust abgestorben, doch auch äußerlich erschien sie fortan als Nonne und zeigte ihre Keuschheit geflissentlich der Welt. Viel mochte ihr daran liegen, durch diesen Schritt den übeln Nachreden, denen die Tugend ausgesetzt war, zu begegnen, so wenig es ihr auch gelang; auch konnte ihr Interesse erfordern, in einem Moment, wo das Staatswohl sie von der strengeren kirchlichen Partei trennte, ihre persönliche Devotion unzweideutig an den Tag zu legen. Der wichtigste Beweggrund ihres Verfahrens lag jedoch gewiß in dem Wunsch, sich die Gemüther zu versöhnen, indem sie durch die freiwillige Aufgabe aller irdischen Größe darthat, daß ihr Regiment nicht durch Antriebe persönlichen Ehrgeizes, sondern lediglich durch die Pflichten der Mutter und das Wohl des Reichs bestimmt sei. Aus diesem Motiv erklärt sich in gleicher Weise die Aufgabe des baierischen Herzogthums und der kaiserlichen Auszeichnungen; es waren die letzten Mittel, um ihre von innen und außen gefährdete Stellung zu behaupten.

Das Schisma des Cadalus.

Im October des Jahres 1061 begab sich die Kaiserin mit ihrem Sohne nach Basel, um die angekündigte Synode zu halten. Viele der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe erschienen, die lombardischen Bischöfe kamen größtentheils über die Alpen, römische Gesandte stellten sich ein.

Als die Synode eröffnet war, erklärten die Versammelten zuerst, daß der junge König als Erbe des Reichs auch Erbe des Patriciats sei, und bekleideten ihn sogleich mit den Insignien dieser Würde. Alsdann verwarf die Synode die Wahl des Anselm von Lucca als eines Eindringlings, indem sie sich nicht allein auf das Einsetzungsrecht Heinrichs III., sondern auch auf das Wahldecret Nicolaus' II. stützte. Endlich wurde auf den Wunsch der lombardischen Bischöfe Cadalus von Parma als Nachfolger des heiligen Petrus vom König designirt und ihm das goldene Kreuz mit den anderen Insignien des Papstthums übergeben. Besonders waren es die Bischöfe von Piacenza und Vercelli, welche die Sache ihres Amtsbruders betrieben.

Cadalus*) gehörte einer reichen, im Veronesischen angesessenen Familie an. Im Jahre 1041 wird er als Diakon und Vicedominus der Kirche von Verona genannt; wenige Jahre später erhielt er das Bisthum Parma und stiftete dann (1046) auf seinem Grund und Boden das Kloster des heiligen Georg in Braida bei Verona. Als Heinrich III. zuerst in Italien erschien, schloß sich Cadalus ihm an, gewann des Kaisers Gunst und erhielt sie sich, obwohl er den Eifer der von demselben eingesetzten Päpste für die Kirchenreformation nicht theilte. Auf den Synoden zu Pavia (1049), Mantua (1052) und Florenz (1055) wurden sogar über Cadalus' Verhalten starke Rügen ausgesprochen, so daß er nur durch die Nachsicht der Päpste der Absetzung entgangen sein soll; vielleicht geschah es mehr wegen seines nahen Verhältnisses zum Kaiser, der sich der Dienste des geschäftskundigen Mannes vielfach bediente. Als sich dann die Pataria in der Lombardei erhob, muß Cadalus von Anfang an zu den entschiedensten Gegnern derselben gehört haben. Denn die Widersacher jener fanatischen Volksprediger verehrten in dem alten Bischof von Parma ihr Haupt, zumal er zu Wibert von Parma, dem Kanzler der Kaiserin, in vertrauten Beziehungen stand.

Da die Zeitumstände die Wahl eines Italieners zu fordern schienen, mochte Manches gerade diesen Mann empfehlen. Cadalus' Treue gegen das Kaiserhaus konnte für bewährt gelten, überdies war er geschäftskundig, und auch das fiel nicht leicht in die Wage, daß er ein großes Vermögen für seine Sache aufzuwenden vermochte. Aber dessenungeachtet

*) So oder Cadelous ist die zu jener Zeit übliche Schreibweise.

war es die übelste Wahl. Die deutschen Erzbischöfe und die Mehrzahl der deutschen Bischöfe hatten sie, wie wir wissen, von vorn herein und mit gutem Fug widerrathen; auch der römische Adel hegte, wie die Folge zeigte, nur geringes Interesse für den Lombarden. Seine Erhebung war lediglich eine Parteisache des lombardischen Klerus und setzte überdies die Kaiserin in den schneidendsten Widerspruch mit der von ihrem Gemahl begünstigten Kirchenreform, wie mit ihren eigenen religiösen Ueberzeugungen. Es wird berichtet, daß ihre Umgebung durch Bestechungen gewonnen war, und nur hieraus wird das Verfahren der schwachen Fürstin erklärlich.

Nachdem die königliche Ernennung erfolgt war, schritt man sogleich zur förmlichen Wahlhandlung, die ungewöhnlich genug war. Eine Anzahl lombardischer Bischöfe, denen sich einige deutsche anschlossen, gaben zu Basel am 28. October — es war der Geburtstag Heinrichs III. — einmüthig Cadalus ihre Stimme; kein römischer Cardinal war bei der Handlung zugegen. Schon vor der Inthronisation, die überhaupt nie erfolgt ist, legte man dann dem neuen Papst den Beinamen Honorius II. bei, dessen er sich aber selten bedient zu haben scheint. Uebrigens dachte die Kaiserin nicht daran, ihn mit der Macht des Reichs nach Rom zu geleiten. Sie überließ ihm selbst sich dorthin den Weg zu bahnen; ein schwieriges Unternehmen, da nicht anders zu erwarten stand, als daß Gottfried sich nicht allein des Geleits entziehen, sondern Alles aufbieten würde, um Anselm sicher zu stellen, so wenig Neigung er auch sonst zu einem offenen Bruch mit der Kaiserin haben mochte.

Während des folgenden Winters rüstete sich Cadalus mit großem Fleiße. Zugleich sandte er heimlich den Bischof Benzo von Alba nach Rom, um den römischen Adel zu gewinnen und das Volk gegen Hildebrand und seinen Papst aufzuwiegeln. Benzo, ein Mann von nicht geringen Kenntnissen, ungewöhnlicher Beredsamkeit, voll des giftigsten Hasses gegen die Pataria und Hildebrand und kein Mittel scheuend, um diesen Haß zu befriedigen, war ganz für diese Sendung geeignet. Die Stadt war längst in Parteien gespalten, und Benzo unterließ Nichts, um die Kaiserlichen zusammenzuhalten und zu verstärken. So sehr er selbst in seinen durchaus unzuverlässigen Darstellungen die Erfolge seiner Thätigkeit übertreiben mag, scheinen sie doch in der That nicht unerheblich gewesen zu sein. Und indessen hatte Cadalus ein namhaftes Heer in der Lombardei zusammengebracht. Die Patarener

erschraken und ergriffen aller Orten die Flucht. Beatrix öffnete ihnen ihre Städte und trat, so weit sie es vermochte, Cadalus entgegen; sie konnte aber nicht hindern, daß er sich Bolognas bemächtigte und hier sein Heer noch verstärkte. Bald ging dasselbe über den Apennin, von einem Grafen Pepo geführt, und kam ungehindert bis Sutri, wo es am 25. März 1062 ein Standlager bezog. Bemerkenswerth ist die Beschreibung, die Petrus Damiani von diesem Heere giebt. Mehr mit Gold, sagt er, als mit Eisen sei es gerüstet; wenn sonst die Schwerter zum Streit aus der Scheide führen, so hier das Gold aus dem Kasten; hier riefen nicht die Tuba und die Drommete zur Schlacht, sondern das Klappern der Münzen; mit Händen voll Gold breche Cadalus eherne Mauern, und dieses Gold habe er zum Theil durch Verschleuderung der Kirchengüter von Parma gewonnen, zum Theil bereits das Eigenthum der römischen Kirche dafür verschrieben.

Aber wie unkriegerisch Petrus auch die Schaaren des Cadalus schildert, er fürchtete sie trotzdem gewaltig. Ein Brief, den er in diesen Tagen an den Gegenpapst schrieb, legt seine Besorgnisse deutlich an den Tag. Nichts läßt er ungesagt, was irgend Eindruck auf ein solches Gemüth zu machen versprach. Er stellt ihm vor, in welche Unruhe er sich gestürzt habe, wie viel Geld er vergeude, wie alle seine Vergehen, bisher der Welt verborgen, jetzt an das Licht treten würden; er droht ihm endlich mit dem Tode, der ihn noch in dem begonnenen Jahre ereilen werde. Ueber den König und die Kaiserin drückt er sich milde aus; jenen entschuldigt er mit der Unmündigkeit, diese mit der Schwäche ihres Geschlechts. Alle Anderen aber, die an der Wahl des Gegenpapstes betheiligt, verflucht er unter den stärksten Verwünschungen; die Wahl scheint ihm unerhört in allen Jahrhunderten. Aber auffällig ist doch, daß er, indem er bei dieser Gelegenheit auf die Bedingungen einer ordnungsmäßigen Besetzung des apostolischen Stuhls zu sprechen kommt, die königliche Zustimmung vor der Weihe des Papstes als durchaus erforderlich ansieht und es nur mit dem Drang der Umstände entschuldigt, wenn man diese einzuholen bei der letzten Wahl in Rom unterlassen habe. Noch deutlicher spricht seine Befürchtungen Petrus in einem gleichzeitigen Brief an den Bischof Olderich von Fermo aus. Er sieht das Ende der Welt nahe; zum völligen Ruin der Kirche, sagt er, trennten sich Papstthum und Kaiserthum von einander; es sei eine Verhöhnung des allmächtigen Gottes, daß, während ein Papst auf dem apostolischen

Stuhl sitze, ein anderer vom Norden heranzöge. Sehr bedeutsam ist, wie gerade in dieser Lage der Dinge Petrus den Bischöfen den leidenden Gehorsam gegen die staatlichen Gewalten predigt, wie er zu beweisen sucht, daß es ihnen unter keiner Bedingung erlaubt sei, ihre Sache mit dem Schwert zu vertheidigen; die kirchlichen Streitigkeiten seien niemals, meint er, durch Waffengewalt, sondern allein durch die weltlichen Gesetze und die Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu entscheiden.

Anders dachten der Papst und Hildebrand. So verlassen von Hülfe sie waren — Gottfried konnte nicht gegen den Erwählten der Kaiserin die Waffen ergreifen; Richard begann gerade damals die Belagerung Capuas, wo die Einwohner ihm die Mauern und Thore noch immer nicht übergeben wollten —, so groß der Abfall in der Stadt selbst, wo die Engelsburg bereits in die Hände des aufständischen Adels gerathen war: sie rüsteten sich dennoch zum Widerstande und vereitelten die Hoffnungen des Cadalus, welcher ohne Kampf in Rom einzuziehen erwartete. Es war Leo, des getauften Juden Benedict Sohn, der auch diesmal Hildebrand die besten Dienste leistete; hauptsächlich durch seine Hülfe brachte der Archidiakon ein Soldheer zusammen. Indessen rückt Cadalus bereits von Sutri heran; mehrere Grafen der Campagne stoßen zu ihm, Girard von Galeria an der Spitze; das Heer lagert sich auf den Neronischen Wiesen am Fuße des Vatican. Hier wagt Hildebrands Heer am 14. April einen Ueberfall, der aber vollständig mißglückt. Das schwache, kriegsunkundige Volk — so nennt es Petrus Damiani — wurde in die Flucht gejagt und massenweis niedergemacht; bis zum Tiber sahen sich die Flüchtigen verfolgt, und Viele fanden in seinen Wellen ihr Grab. Unmittelbar nach der Schlacht drang Cadalus in die Leostadt ein und besetzte die Umgebung der Peterskirche. Seine Anhänger haben ihm später oft zum Vorwurf gemacht, daß er hier seine Inthronisation nicht sogleich bewirkt habe. Aber er konnte nicht ahnen, wie viel sich am folgenden Tage geändert haben würde.

Während Cadalus bei einbrechender Nacht in sein Lager zurückkehrte, sparten Hildebrand und Leo kein Geld, um neue Streitkräfte aufzubringen und die Leostadt zu vertheidigen. Es gelang ihnen; in der Frühe konnte Cadalus nicht mehr zur Peterskirche gelangen. Fünf Tage — wenn man Benzos Bericht trauen darf — blieb der Gegen-

papst noch bei Rom in seinem Standlager, dann verließ er die Stadt, ging bei Fiano über den Tiber und zog in die Gegend von Tusculum, wo er abermals ein Lager aufschlug. Die Grafen der Umgegend unterwarfen sich ihm, unterstützten ihn, und da er einen großen Anhang in der Stadt hatte, konnte er noch die Bezwingung derselben mit Sicherheit erwarten. In dieser Zeit schrieb Petrus Damiani einen zweiten Brief an Cadalus, in dem er ihn mit den schwersten Vorwürfen überhäuft, mit den rohsten Flüchen belastet. Der Schluß des Schreibens zeigt, daß ihm die Sache Alexanders bereits für verloren galt. „Wenn Gott", redet er Cadalus an, „nicht der Welt mehr achtet und Du den apostolischen Stuhl besteigst, dann werden alle Gottlosen sich erheben und frohlocken, alle Feinde der christlichen Kirche werden triumphiren, die Gerechten und Frommen aber an den Untergang der Kirche glauben." Und kaum läßt sich leugnen, nicht allein Hildebrands Sache, sondern alle jene Reformbestrebungen, welche von Rom seit fünfzehn Jahren ausgegangen waren, standen in diesem Moment auf dem Spiele.

Aber Cadalus erreichte sein Ziel nicht, so nahe er ihm war. Unerwartet erschien Herzog Gottfried mit einem starken Heere vor Rom, nicht um den Erwählten der Kaiserin zu unterstützen, sondern ihn mitten in seinem Erfolge aufzuhalten. Der Herzog trat zwischen die streitenden Parteien und gebot ihnen ihre Sache dem Könige zur Entscheidung vorzulegen; bis diese erfolgt sei, solle sich Cadalus wieder nach Parma, Alexander nach Lucca begeben. Beide Theile mußten sich fügen, so widerwillig beide es thun mochten. Denn Hildebrand, so gewiß allein Gottfrieds Einschreiten ihn rettete, mußte es doch als eine Niederlage ansehen, daß die Sache der Kirche erst abermals von einem Richterspruch des Königs abhängig gemacht werden sollte. Und Cadalus gab nicht allein den sicheren Sieg aus den Händen, sondern wurde auch an ein Forum gewiesen, das ihm wenig geneigt war. Denn, als er etwa um die Mitte des Mai nach Parma zurückkehrte, herrschten am deutschen Hofe nicht mehr die Günstlinge der schwachen Kaiserin, sondern jene Erzbischöfe, welche sich seiner Wahl von Anfang an widersetzt hatten. Während er vor Rom Alexander das Papstthum bestritt, war am Rhein eine für das Kaiserthum folgenreiche Entscheidung eingetreten, die auch sein Schicksal in sich schloß. Wenn Herzog Gottfried, der Statthalter des Königs, dem zu Basel von der Kaiserin ernannten Nachfolger Petri

hemmend in den Weg trat, so wußte er ohne Zweifel bereits, was inzwischen zu Kaiserswerth geschehen war und wovon der Ruf bald durch alle Länder erscholl.

Der Sturz der Kaiserin.

Was die Kaiserin auch versucht hatte, um die Gemüther zu gewinnen, Alles war vergeblich gewesen. Den Fürsten schien es unerträglich, daß Heinrich von Augsburg, der Günstling der Kaiserin, die Geschäfte des Reichs fast allein in Händen hatte; sie wollten nicht von ihm und den Launen einer Betschwester abhängen, und um so gerechter schien ihr Unmuth, als die Macht des Kaiserthums sichtlich unter diesem Regiment verfiel. Halb absichtlich, halb unbewußt arbeiteten sie auf den Sturz desselben hin. Häufig hielten sie geheime Zusammenkünfte und berietten die Lage des Reichs; im Dienste des Hofes zeigten sie sich säumig und verbitterten die Stimmung des Volkes gegen die Kaiserin und den Augsburger Bischof. Zu den Unzufriedenen gehörte vor Allen Erzbischof Anno, der nicht galt, was er werth zu sein meinte, und doch sich zumeist die erforderliche Kraft zutraute, um das sinkende Reich aufzurichten; zu ihnen gehörte Otto von Nordheim, eben erst durch die Kaiserin zum Herzog von Baiern erhoben, ein tüchtiger Mann, zu dessen Tugenden aber Dankbarkeit am wenigsten zu rechnen war, und jener Ekbert von Braunschweig, der im Jahre 1057 für die Kaiserin in Sachsen so muthig eingetreten war, der nächste Verwandte des jungen Königs. Es scheint fast, als habe er, ein leidenschaftlicher und ehrgeiziger Mensch, für seine Dienste nicht den beanspruchten Lohn erhalten; nach dem Tode Ottos von Schweinfurt hatte er sich mit dessen Wittwe Irmingard vermählt und mochte sich auch auf dessen Herzogthum Schwaben Aussicht gemacht haben, welches aber Rudolf von Rheinfelden, wie wir wissen, davontrug.

Es waren die ersten Männer des Reichs, welche der Kaiserin überall im Stillen entgegenarbeiteten, und schon kam es im Anfange des Jahres 1062 zum offenen Bruch zwischen ihr und dem Bischof Günther von Bamberg, einem Manne, welcher das größte Ansehen genoß und durch seine zahlreichen Verbindungen weithin die Stimmung beherrschte. In einem Brief Günthers an Anno, der etwa im Jahre

1061 geschrieben ist, vernehmen wir bereits die bittersten Klagen über die Kaiserin: sie sei nicht allein ungebührlich hart gegen ihn, sondern ihr Verfahren fast unerträglich; in seiner Abwesenheit taste sie seinen guten Namen vor den Reichsfürsten auf alle Weise an und beschwere sich über von ihm erlittene Kränkungen; vergebens habe er sich bei seiner letzten Anwesenheit bei Hofe erboten, seine Unschuld darzuthun oder, wenn er gefehlt habe, seine Schuld nach dem Willen der Kaiserin zu sühnen: man habe ihn nicht einmal gehört. Günther wünscht deshalb eine Zusammenkunft mit Anno, um sich mindestens in seinen Augen zu rechtfertigen, und bittet ihn sich seiner vor den Fürsten anzunehmen, wenn die Rede auf seine Person fallen sollte. Günther mied seitdem den Hof; er verließ auch Bamberg, vielleicht wegen der gewünschten Zusammenkunft mit Anno. Ein Bamberger Domherr, der damals den Hof besuchte, meldete ihm das Befremden daselbst über sein Ausbleiben. „Als alle Hoffnung", schreibt er, „auf Euer Erscheinen verschwunden war, riefen Alle mit einem Munde, Ihr schnaubtet schon voll Waffenlust und dächtet nur an Krieg, nichts Anderes sännet und betriebet Ihr als die Vertreibung der wüthenden Furie, oder vielmehr nach der Ausdrucksweise dieser Leute die unverdiente Erniedrigung der besten Kaiserin. Sie äußerten noch Anderes, was ich Euch besser in das Ohr raune, als dem Blatte vertraue." Günthers Zorn, auf das Höchste gereizt, brach los. „Ein großer Hader entstand zwischen der Kaiserin und Bischof Günther", berichten alte Annalen; spätere fügen hinzu, daß sie gegen einander mit Raub und Brand gewüthet hätten.

Anno kann diesem Zwist nicht gleichgültig zugesehen haben. Täuscht nicht Alles, so hat derselbe ihn empfindlicher berührt, als der Streit zwischen den beiden Päpsten vor Rom. Denn schwerlich nahm er ein näheres Interesse an Cadalus, und mit Hildebrands Partei war er geradezu in Zerwürfnisse gerathen. Ueberdies hatte jener Kampf um den Stuhl Petri, so sehr er Italien in Bewegung setzte, die Gemüther in Deutschland damals weniger aufgeregt, als man gemeinhin annimmt. Wie dem auch sei, es war um Ostern 1062, daß Anno den Entschluß faßte, durch einen Gewaltstreich die Regentin und ihren Günstling zu stürzen. Die erforderlichen Maßregeln verabredete er mit Otto von Nordheim und Ekbert; Niemand anders läßt sich mit Sicherheit als unmittelbarer Theilnehmer der Verschwörung nachweisen, deren ganzer Plan ohnehin auf die Mitwissenschaft weniger, durchaus zuverlässiger

Männer berechnet war. Wenn eine spätere, an sich wenig glaubwürdige Quelle Erzbischof Siegfried von Mainz als Mitverschworenen nennt, so entbehrt diese Angabe nicht nur jeder anderweitigen Stütze, sondern hat auch an sich geringe Wahrscheinlichkeit. Dagegen ist kaum anders anzunehmen, als daß Herzog Gottfried um Annos Vorhaben gewußt hat; seine Stellung war auf beiden Seiten der Alpen so gewaltig, daß Anno, der überdies ihm nahe stand, ohne seine Mitwissenschaft in ein so bedenkliches Unternehmen sich kaum einlassen konnte. Benzo sagt, daß Gottfried mit Anno vereint auch gehandelt habe, ja sieht ihn recht eigentlich als den Urheber der Verschwörung an: aber dieser Italiener ist der parteiischste Zeuge gegen Gottfried, und so viel ist mindestens klar, daß der Herzog, der damals in Italien verweilte, keinen unmittelbaren Antheil an der Ausführung des Anschlags nehmen konnte. Alle zuverlässigen Quellen bezeichnen Anno als die Seele der Verschwörung und messen ihm den Hauptantheil bei dem Gewaltstreich bei.

Die Kaiserin hatte mit ihrem Sohne den Anfang des Jahres 1062 in Goslar verlebt; erst gegen Ostern brach sie von dort auf, von Bischof Heinrich begleitet. Am 19. März war sie in Paderborn, wo der Bischof noch einmal reiche Gunstbeweise erhielt; dann wurde die Reise nach Utrecht fortgesetzt, wo der Hof am 31. März das Osterfest feierte. Nach dem Fest begab sich Agnes mit ihrem zwölfjährigen Sohn nach der Pfalz auf St. Swibertswerth, welche erst Heinrich III. von den lothringischen Pfalzgrafen gewonnen hatte und in der die kaiserliche Familie wegen der angenehmen Lage auf einer Rheininsel gern verweilte. St. Swibertswerth ist das heutige Kaiserswerth zwischen Duisburg und Düsseldorf am rechten Ufer des Rheins, der sein früheres Bett hier bedeutend geändert hat, so daß jene Insel dem Uferland jetzt verbunden ist. Es war der Kaiserin um einen Luftaufenthalt zu thun, und nur ein geringes Gefolge hatte sie begleitet.

Die Umstände waren den Verschworenen überaus günstig, um den lange vorbedachten Anschlag gegen die Kaiserin auszuführen. Sie glaubten ohne Gefahr ihr den jungen König rauben und mit dessen Person sich der Regierung des Reichs bemächtigen zu können. Unerwartet erschienen eines Tages in Kaiserswerth Anno, Otto und Ekbert; sie kamen mit zahlreichem Gefolge, ohne jedoch dadurch, wie es scheint, der Kaiserin besondere Besorgnisse einzuflößen. Denn man ging fröhlich zur Tafel und sprach reichlich dem Weine zu. Als nun der königliche

Knabe in heiterer Laune war, lud ihn Anno freundlich ein, eines seiner Schiffe zu besehen, welches er mit besonderer Pracht ausgestattet hatte. Leicht überredete er den arglosen Knaben. Aber kaum besteigt dieser das Schiff, so umdrängen ihn die Verschworenen mit ihrem Gefolge; die Ruderknechte stoßen vom Lande und treiben mit Macht das Schiff in die Mitte des Stroms. Der Knabe erschreckt, schon den Tod vor Augen sehend, wie von Sinnen, stürzt sich in die Fluthen: sie würden ihn begraben haben, wenn ihm nicht Graf Ekbert nachgesprungen wäre und unter eigener Lebensgefahr ihn mit starken Armen dem Untergange entrissen hätte. Nur mit großer Mühe brachte man den widerstrebenden Knaben in das Schiff zurück, wo man ihn mit Schmeichelreden allmählich beruhigte. So führte man ihn nach Köln, während das Volk in großer Aufregung am Lande dem Schiffe folgte, welches die Königsräuber und den gefangenen König trug. Man hörte in der Menge laute Verwünschungen, daß man die Majestät in so schmählicher Weise anzutasten wage.

So erzählt Lambert von Hersfeld den Königsraub, und wir haben allen Grund seinem Bericht zu trauen. Er konnte die Wahrheit erfahren, denn wenige Wochen nach der That sah er den jungen König und Anno in seinem Kloster, und jedes Blatt seiner Annalen bezeugt, daß er nichts weniger als dem Ruf des Kölner Erzbischofs zu schaden beabsichtigte. Aber gerade dieses Blatt seines Buchs beweist zugleich, daß ihm die Wahrheit mehr galt als Anno und daß er, obschon vom Parteigeiste seiner Zeit erfüllt, sich doch eine absichtliche Verdunkelung ihm bekannter Thatsachen schwerlich erlaubt hat. Was die anderen Annalisten seiner Erzählung hinzufügen, ist unbedeutend bis auf den *einen* Umstand, daß die Verschworenen auch die heilige Lanze und die anderen königlichen Insignien in Kaiserswerth raubten und mit sich nahmen. Aber das ist nicht unbedeutend, daß Keiner von ihnen ein Wort der Billigung oder Rechtfertigung für den Priester hat, welcher der Mutter den Sohn entführte, der anerkannten Regentin des Reichs das Scepter entwandte. Als ein Menschenalter nach Annos Tode ein Abt von Siegburg den Gründer seines Klosters als Heiligen darzustellen bemüht war, schwieg er mit guter Absicht von dem Tage von Kaiserswerth; er begriff nur zu gut, daß die Erinnerungen an denselben die Glorie um das Haupt seines Helden verdunkeln würden. Erst dem

Parteigeist unserer Zeit war es vorbehalten, auch in dieser That einen Beweis für Annos Heiligkeit zu finden.

Niemand traf dieser unerhörte Frevel schwerer, als die Kaiserin. Aber auch in dieser Lage zeigte sie, wie wenig Thatkraft ihr eigen war. Jede Gegenwehr gegen die Räuber wäre ihr nach göttlichem und menschlichem Recht erlaubt, ja geboten gewesen, aber nicht einmal den Gedanken daran scheint sie gefaßt zu haben. Unter Thränen sah sie den Sohn ihren Armen entrissen, in tiefer Bekümmerniß verließ sie die Swibertsinsel, doch über Thränen und Klagen erhob sie sich nicht. „Sie machte aus der Noth eine Tugend", sagt ein Zeitgenosse, „und verlangte nur nach dem heiligen Schleier." Die Last des Regiments sah sie wohl nicht ungern ihren Schultern entnommen, schwerer bedrückte sie das Schicksal des Sohnes in den Händen ihrer Feinde, am schwersten peinigten ihre Seele Gewissensscrupel. Eine Frau ihrer Art mußte in dem furchtbaren Schlage, der ihr ganzes Leben verwirrte, eine unmittelbare Strafe des rächenden Gottes sehen, aber sehr ist zu bezweifeln, ob sie die Schuld in ihrer unglücklichen Schwäche fand.

Ein Brief, den Agnes wenig später an die Mönche von Fruttuaria schrieb, läßt einen tiefen Blick in ihr Inneres werfen. Sie, „die Kaiserin und Sünderin", entbietet den Mönchen „die Dienstwilligkeit einer Magd, deren Augen auf den Händen ihrer Herrin ruhen". „Mein Gewissen", schreibt sie, „schreckt mich mehr, als Nachtgespenster und Phantome vermöchten. Deshalb irre ich an den heiligen Stätten umher und suche eine Zuflucht vor meiner Angst. Nicht mein geringster Wunsch wäre, zu Euch zu kommen, da ich vernehme, daß Euer Gebet sichere Bürgschaft des Seelenheils giebt. Aber meine Wege stehen in der Hand des Herrn, nicht in meinem Willen. Indessen werfe ich mich im Geist Euch zu Füßen und bitte Euch mir Barmherzigkeit vom Herrn zu erwirken, wie Gregor dem Trajan. Wenn er allein einen Heiden von den Pforten der Hölle durch sein Gebet befreite, so werdet Ihr Eurer so Viele leicht die Seele einer Christin erretten können. Was Ihr beschlossen habt, bitte ich Eure brüderliche Gemeinschaft als Beweis der Liebe mich möglichst bald wissen zu lassen." Dieser Brief genügt, um zu begreifen, daß Agnes ebenso geeignet war in der Folge Hildebrand zum Werkzeug zu dienen, wie sie sich unfähig zur Regierung des deutschen Reichs gezeigt hatte.

Agnes begab sich, nachdem ihr das Regiment entzogen war, zu-

nächst auf ihre Wittwengüter, die weitzerstreut in Deutschland lagen und die sie sich allein vorbehalten hatte. Sie irrte dann, wie sie selbst sagt, an den heiligen Stätten umher und sprach wohl die Absicht aus, ganz in ein Kloster zu gehen; nur mit Mühe hielten sie besonnene Freunde von einem übereilten Entschluß zurück. Schon nach einigen Monaten gewann sie es ihrem weichen Herzen ab, selbst Anno und seinen Genossen wieder näher zu treten. Auf das Gemüth ihres Sohnes behielt sie immer einen nicht geringen Einfluß, aber eine tiefer in die Staatsgeschäfte eingreifende Rolle hat sie nie wieder gespielt. Fromme Seelen erbauten sich an der Inbrunst ihrer Gebete, ihrer Willigkeit im Almosenspenden, ihrer Mäßigkeit im Essen und Trinken, an der Schlichtheit ihrer Tracht und ihren zahlreichen guten Werken; sie meinten eine That des Höchsten darin zu erkennen, daß aus der glänzenden Kaiserin eine schlichte Dienerin Christi geworden war.

Daß die fünfjährige Regentschaft dieser Frau an ihr Ende gelangt war, war an sich nicht sonderlich zu beklagen. Aber ein unheilbarer Schaden blieb, daß sich deutsche Fürsten, und ein Erzbischof an ihrer Spitze, die Majestät in so ruchloser Weise zu beschimpfen erdreistet hatten. Es war so endlich gelungen, das vielgefürchtete, vielgeschmähte Kaiserthum ganz in die Macht der Fürsten zu bringen. Sie hatten jetzt über die gewaltigen Kräfte des Reichs zu verfügen, und man mußte erwarten, ob sie Reich und Kirche mehr fördern würden, als es die Kaiserin gethan, ob das deutsche Volk und die Welt ihnen größeren Dank schulden würde.

4.

Heinrich IV. unter der Vormundschaft der Bischöfe.

Das Gesammtregiment der Bischöfe.

Männer vom Schlage Annos pflegen der eigenen Kraft Gewaltiges zuzutrauen, und nichts ist gewisser, als daß Anno nach Agnes' Sturz allein das Regiment zu übernehmen gewillt war. Aber nicht minder gewiß ist, daß seine Absicht auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht zu

bewältigen vermochte. So schlecht wir über den Gang, welchen die Dinge nach dem Tage von Kaiserswerth nahmen, unterrichtet sind, mindestens hierüber bleibt kein Zweifel. Und konnte es anders sein? Siegfried von Mainz hätte schlecht in der Geschichte seines Erzbisthums bewandert sein müssen, wenn er nicht gewußt hätte, daß einst nach Theophanos Tode sein Vorgänger Willigis die Regierung des Reichs überkommen hatte. Und er wäre der Sorgloseste aller Menschen gewesen, wenn er nach so vielen Triumphen Kölns über Mainz auch noch die Reichsverweserschaft Anno willig eingeräumt hätte.

Siegbert von Gembloux berichtet, und seine Angabe verdient wohl Glauben, daß Anno vor den versammelten Fürsten des Reichs über sein Verfahren Rechenschaft abgelegt habe. Vieles macht wahrscheinlich, daß diese Versammlung der Fürsten zu Köln um die Pfingstzeit des Jahres 1062 stattfand. Wenn dann Siegbert aber weiter angiebt, daß der Erzbischof wieder vom König zu Gnaden angenommen sei, so will dies nichts Anderes sagen, als daß Agnes' Entsetzung und die Art, wie sie herbeigeführt war, die Zustimmung der Fürsten fand. War unter ihnen Niemand, der das Reich und den Knaben in die Hand der Kaiserin zurückgeben wollte, so blieb dem Knaben keine Wahl, als sich zu fügen, aber niemals hat er deshalb des Tages vergessen, an dem ihn Anno den Armen der Mutter entriß. Wie allgemeine Beistimmung indessen des Kölners That bei den Fürsten finden mochte, sie waren deshalb doch nicht gewillt ihm allein die Leitung des Reichs zu überlassen. Man beschloß vielmehr, daß die Vormundschaft über den König und die Reichsregierung auf die Gesammtheit der Bischöfe übergehen und zeitig immer von dem Bischofe geführt werden sollte, in dessen Sprengel der König Hof hielt. Eine geistliche Vielherrschaft war bestimmt an die Stelle des einheitlichen Kaiserregiments zu treten. Man sieht, die Richtung, welche die Dinge diesseits und jenseits der Alpen einschlagen, ist nicht so durchaus verschieden; überall drängt ein geheimnißvoller Zug der Zeit den Klerus zur weltlichen Herrschaft und spielt sie ihm in die Hände.

Anno hatte sich in das fügen müssen, was er nicht ändern konnte; daran fehlte freilich viel, daß dieses vielköpfige Regiment wirklich Bestand gewann. Wesentlich blieb die Regierung ihm, dem Manne der entscheidenden That, und neben ihm Siegfried, dessen Ansprüche sich nun einmal nicht leichthin beseitigen ließen. Im Juli 1062 begab sich

der König nach dem Mainzer Sprengel, aber er war von Anno begleitet und kehrte dann doch bald wieder in die Kölner Diöcese zurück. Aus den Urkunden dieser Zeit sieht man, daß es meist nur Annos Freunde waren, die den König umgaben. Häufig fand man am Hofe Bischof Günther von Bamberg, und willig wurde ihm jetzt zugestanden, was ihm Agnes verweigert hatte. Nicht ohne Befremden sehen wir auch Adalbert von Bremen bald nach dem Tage von Kaiserswerth neben Anno und seinen Genossen am Hofe erscheinen. Mit ganzer Seele hing er an den glänzenden Erinnerungen des Kaiserthums; stolz sah er, ein Mann höchsten Adels, auf den Emporkömmling Anno herab; oft genug lieh er seinem Unmuth über den frechen Königsraub Worte: aber seine Eitelkeit bedurfte einmal der Hofluft, und er konnte gegen die Billinger den Rückhalt des Reichsregiments nicht entbehren. Nichts zeigt besser die Gefahren seiner damaligen Lage, als daß er selbst Schritte that, um die Feste Ratzeburg durch königliche Schenkung Herzog Ordulf zuzuwenden.

Der Kölner theilte mit dem Mainzer dem Anschein nach das Regiment, aber der Letztere fühlte doch bald, wie ungleich die Theilung. Als daher im Sommer 1062 neue Umtriebe das Reich in Unruhe versetzten und Annos Stellung bedrohten, sah man allgemein Erzbischof Siegfried als den letzten Urheber dieser Bewegungen an, und man wird sich darin kaum geirrt haben. Täuschen wir uns nicht, so gaben die Verhältnisse der Mark Meißen den nächsten Anlaß, daß sich eine Parteiung im Reiche gegen Anno bildete. Markgraf Wilhelm von Meißen war gestorben, als er eben die Braut aus Ungarn heimführen wollte, und seine Mark an seinen Bruder Otto von Orlamünde gekommen. Ohne Zweifel hatte dieser die Belehnung mit der Mark seines Bruders Anno zu danken; so wenig aber war sie nach Siegfrieds Sinn, daß er ihm die großen Mainzer Lehen in Thüringen verweigerte, welche Wilhelm gehabt hatte. Aber nicht minder als Siegfried mochte Ottos Erhebung den Markgrafen Dedi von der Ostmark verletzen, den Stiefvater Wilhelms, der sich selbst wohl auf die Mark desselben Rechnung gemacht hatte. Auch Otto von Nordheim war unzufrieden und ließ sich mit Siegfried und Dedi in verdächtige Verbindungen ein. Diese weltlichen Herren wollten sich, wie man sieht, dem starren Anno nicht beugen und sich lieber Siegfried, dem gefügigeren Manne, anschließen.

Wie weit die Anschläge der Mißvergnügten gediehen, wissen wir

nicht; nur so viel wird berichtet, daß Anno sie rechtzeitig zu Schanden machte. Waren sie, wie doch wahrscheinlich ist, auf eine Herstellung früherer Zustände gerichtet, so mußte ihre Kraft gebrochen werden, sobald es Anno gelang, eine Verständigung mit der Kaiserin herbeizuführen. Und in der That hören wir, daß Anno damals durch den jungen König Agnes' Gunst wiedergewann. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieser Aussöhnung den Sieg Annos über seine Widersacher sehen, die sich nun wohl oder übel fügen mußten. Otto von Nordheim suchte sich zu rechtfertigen; Dedi verbiß seinen Ingrimm; Siegfried gab dem Markgrafen Otto die Mainzer Lehen, und es war ihm genug, daß Otto nicht allein von seinen eigenen Besitzungen in Thüringen die Zehnten zu zahlen, sondern auch die anderen dort Begüterten mit Gewalt zur Zahlung zu treiben versprach. Mindestens hatte Siegfried so einen Zugang zu den thüringischen Zehnten gewonnen und konnte es ruhig ansehen, daß der neue Markgraf den Haß der Thüringer auf sich lud.

Anno hatte die Anschläge Siegfrieds und seiner Genossen glücklich vereitelt; wie bedenklich aber die Lage der Dinge noch immer seinen Freunden erschien, zeigt ein Brief, den damals Günther von Bamberg an ihn richtete und dem wir allein die Nachrichten über diese Wirren verdanken. Er rieth Anno den trügerischen Versicherungen seiner Gegner nicht zu trauen. „Nichts", schreibt er, „lege ich Euch dringlicher an das Herz, als nach allen Seiten wachsam zu sein und in Eurem bisherigen Eifer nicht nachzulassen. Ihr kennt die Menschen und unsere Zeiten; Niemand weiß, was und wem er glauben soll. In solchen Verhältnissen ist Sorglosigkeit gefährlich, Leichtsinn schädlich, Leichtgläubigkeit verderblich." Er bittet ihn schließlich in einem Streite mit der Kaiserin sich seiner Kirche anzunehmen. Es wird hieraus klar, daß Anno der Kaiserin bereits näher getreten war und daß ein alter Widersacher derselben Besorgniß vor der Herstellung ihres Einflusses auf die Reichsgeschäfte hegen konnte, so wenig derselbe auch in Wahrheit zu fürchten war.

In dieser Lage der Dinge versammelten sich im October 1062 die deutschen Bischöfe zu überaus wichtigen Verhandlungen in Augsburg. Schon seit mehreren Monaten war dorthin eine Synode berufen, auf welcher über die Kirchenspaltung berathen und jene königliche Entschließung herbeigeführt werden sollte, auf welche Herzog Gottfried die

beiden Päpste verwiesen hatte. Wie man die Verhältnisse unter den römischen Cardinälen ansah, zeigt eine damals verfaßte, höchst merkwürdige Schrift des Petrus Damiani, in welcher er ahnenden Geistes ein Bild der zu erwartenden Verhandlungen zu entwerfen sucht. In einem fingirten Gespräch zwischen dem Anwalt des Königs und dem Anwalt der römischen Kirche legt er die obwaltenden Streitpunkte dar und entwickelt vor Allem die Gründe, welche er und seine Gesinnungsgenossen für ihr Verfahren geltend machen konnten. Man erstaunt über die sophistische Advocatenkunst, die er aufbietet; es verräth sich in derselben, wie unsicher sich die Anhänger der Kirchenreform in ihrer Stellung fühlten.

Die erste Streitfrage, welche Petrus aufwirft, ist die: Darf der Papst ohne den König gewählt werden? Nachdem sie im Allgemeinen bejaht ist, kommen die Verhandelnden doch überein, daß vermöge eines besonderen Privilegiums die königliche Gewalt ein bestimmtes Recht der Einwirkung auf die Papstwahl besitzen könne. Dies führt unmittelbar auf das Heinrich III. zugestandene Recht den päpstlichen Stuhl zu besetzen und auf die bekannte Bestimmung, welche das Wahldecret Nicolaus' II. zu Gunsten Heinrichs IV. enthielt. Letzteres läßt Petrus von dem Anwalt des Königs in keiner Weise beanstanden, sondern vielmehr als Waffe gegen den Widersacher gebrauchen, und da auch der Anwalt der Kirche das durch jenes Decret begründete Recht des Königs nicht bestreiten kann und will, so ist er zu Scheingründen seine Zuflucht zu nehmen genöthigt, um die Rechtsgültigkeit der Wahl Alexanders zu erweisen. Nichts ist zum Beispiel sonderbarer als die Behauptung, bei dieser Wahl habe die römische Kirche als die Mutter des Königs, die sie in viel höherem Sinne als die leibliche sei, vormundschaftliche Pflichten gehabt und das ihm zustehende Recht für ihn geübt. Und wer möchte sich von der weiteren Beweisführung überzeugen lassen, die von dem Satze ausgeht, daß die Gültigkeit jeder rechtlichen Bestimmung durch Umstände und Verhältnisse bedingt sei? Unbedingt, meint der Anwalt der Kirche, sei keine Satzung bindend, selbst nicht die eines Papstes; jede menschliche Verordnung werde durch die Verhältnisse modificirt, ändere doch wohl Gott selbst seine Beschlüsse.

Nachdem so die Rechtsbeständigkeit der Wahl Alexanders II. erwiesen sein soll, wird die zweite Streitfrage behandelt: Ist durch jene Wahl dem Könige eine Beleidigung zugefügt? Der Anwalt der Kirche

stellt dies in Abrede, indem man nicht aus feindlicher Gesinnung gegen den König, sondern nur um den Gefahren eines Bürgerkriegs zu entgehen, die königliche Zustimmung einzuholen versäumt habe. Auch hier wird die Macht der Verhältnisse mit allem Nachdruck betont und hervorgehoben, wie selbst die Apostel Petrus und Paulus ihr nachgegeben hätten. Der Gegner wirft ein, diese Nachgiebigkeit dürfe doch nie so weit getrieben werden, daß sie zur ewigen Verdammniß führe, wie dies hier der Fall, da jede Verletzung des Wahldecrets von Papst Nicolaus selbst mit dem fürchterlichsten Anathem belegt sei. Die eigenthümliche Antwort darauf ist, daß die römische Kirche aus Liebe zu den Brüdern so und nicht anders verfahren wäre, die Liebe aber, welche Gott selbst sei, sie von der Verdammung löse, mit welcher sie der Spruch eines Menschen bedroht habe. Endlich macht der Anwalt des Königs den gewichtigen Einwand, daß man es bei einer Sedisvacanz von drei Monaten mit der Dringlichkeit der Umstände wohl unmöglich entschuldigen könne, wenn die Entscheidung des Königs nicht eingeholt sei. Und hier tritt der Gegner nun wirklich einmal mit wesentlichen Argumenten hervor, die er aus Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Hof, wie er sagt, ursprünglich nicht habe benutzen wollen. Er erwähnt die Verdammung des Nicolaus durch eine deutsche Synode, die Vernichtung seiner Beschlüsse und die Gesandtschaft des Cardinals Stephanus; hierdurch sei offenbar das dem Könige eingeräumte Privilegium erloschen gewesen, und es könne der römischen Kirche nicht zum Vorwurf gereichen, wenn sie sich nicht an dasselbe gebunden erachtet habe. Aber zugleich erfolgt die Erklärung, man wolle die erlittenen Beleidigungen nicht dem Könige, sondern seinen Räthen zuschreiben, und wünsche, daß es bei jenem dem Könige von der römischen Kirche ertheilten Privilegium verbleibe.

Es ist klar, daß man von Seiten Roms in dem Drange der Zeit sich noch dazu verstehen wollte, einen Schritt zurück zu thun, wofern man nur andererseits auch einen Schritt entgegenkam und jetzt das Wahldecret des Nicolaus anerkannte. So wird denn auch sogleich als der größte Mangel bei der Wahl des Cadalus hervorgehoben, daß sie ohne die Mitwirkung der römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes erfolgt sei. Der Anwalt des Königs gesteht diesen Mangel ein und meint, Nichts stände mehr der Bestätigung der Wahl Alexanders entgegen, als das einmal gegebene Wort seines Herrn. Als der Gegner aber das Bedenken dadurch hebt, daß er auseinandersetzt, wie Gott

selbst nach der Schrift öfters Reue empfinde und sein Thun ändere, also auch der König ohne Bedenken von seiner früheren Entschließung abgehen könne, wird der Friede geschlossen, die Wahl des Cadalus verworfen und Alexander II. als Papst anerkannt. Die Schrift schließt mit dem lebhaftesten Ausdruck der Freude über die hergestellte Eintracht zwischen Kirche und Reich. Fortan soll, hofft Petrus, der Bund zwischen beiden unauflöslich bleiben, die innigste Liebe Papst und König verbinden; der Papst soll das Vorrecht des Vaters haben, der König aber als sein einziger und theuerster Sohn sicher in den Armen der väterlichen Liebe ruhen. Befremdlich genug ist es, wenn Petrus dabei an die Könige Attalus und Nicodemus erinnert, „welche der römischen Republik so zugethan waren, daß sie sterbend durch Testament das römische Volk zum Erben ihrer Reiche einsetzten". Sollte etwa auch Heinrich aus Kindesliebe die Macht des Reichs dem römischen Papste vermachen?

Wir kennen im Einzelnen die Verhandlungen nicht, wie sie in Gegenwart des Königs zu Augsburg wirklich geführt sind. Schwerlich geschah es in der Weise, die Petrus in seiner Schrift vorgezeichnet hatte; auch war der Erfolg für Alexander nicht ganz so günstig, wie jener ihn erwartet haben mochte. Nicht nur die mangelnde Zustimmung des Königs wurde in Alexanders Wahl angefochten, sondern auch der Beistand der Normannen ihm zur Last gelegt und der Vorwurf der Simonie gegen ihn erhoben. Man hielt es für nöthig einen königlichen Gesandten nach Italien zu schicken, um diese Anschuldigungen zu prüfen. Schon deshalb konnte keine definitive Entscheidung in Augsburg getroffen werden; aber der vorläufige Beschluß war doch für Alexander von eben so guter Vorbedeutung, wie für Cadalus verderblich. Denn der königliche Gesandte wurde angewiesen, wenn seine Untersuchungen ergäben, daß Alexanders Wahl ohne auffällige Unregelmäßigkeiten erfolgt sei, ihn nach Rom zurückzuführen, wo er ungehindert sein apostolisches Amt bis zu dem Zusammentritt eines Concils in Italien verwalten solle. So wurde am 28. October 1062, gerade ein Jahr nach Cadalus' Wahl, beschlossen; der Beschluß der deutschen Bischöfe, welche für den König das Reichsregiment führten, kam der Entsetzung des Cadalus gleich, obgleich diese noch nicht in aller Form ausgesprochen werden konnte.

Auf der Synode waren Anno und Siegfried zugegen. Der Letztere war es sicherlich nicht, der diese Beschlüsse befürwortet hatte. Er hatte

sehr erhebliche persönliche Beschwerden gegen die Cardinal-Bischöfe: sie hatten ihm einst auf sein und der Kaiserin Ansuchen das Pallium unter dem Vorwande verweigert, daß es dazu einer persönlichen Bewerbung in Rom selbst bedürfe, aber trotzdem war Erzbischof Gebhard von Salzburg vor Kurzem das Pallium übersandt und er zum apostolischen Legaten für Deutschland ernannt worden. Dagegen hat Anno später behauptet, daß die Augsburger Beschlüsse lediglich sein Werk seien, und gewiß mit vollem Recht. Schon das deutet darauf hin, daß es sein Neffe Burchard von Halberstadt war, dem die wichtige Gesandtschaft nach Italien übertragen wurde. Allerdings war auch Annos Stellung zu den Cardinälen bisher eine feindliche gewesen, und man kann kaum glauben, daß ihn vorwiegend kirchliche Beweggründe zu einem Verfahren bestimmt haben werden, welches seinem bisherigen Auftreten geradezu widersprach. Wahrscheinlicher ist, daß ihn Rücksichten auf Herzog Gottfried leiteten. Daß dieser den bestehenden Zustand in Deutschland anerkannte und durch sein großes Ansehen stützte, schloß gleichsam die Nothwendigkeit für Anno in sich, den Bischof von Lucca, für den der Herzog deutlich genug Partei ergriffen hatte, auch seinerseits als Papst anzuerkennen und mit der Reformpartei in Rom ein Abkommen zu treffen.

Indem Anno es dahin brachte, daß das Wahldecret des Nicolaus von dem deutschen Hofe jetzt factisch anerkannt wurde, bahnte er eine Verständigung zwischen dem Reich und der römischen Kirche an, wie sie von den Vorfechtern der kirchlichen Reform damals gewünscht wurde und wohl allein auf diesem Wege zu ermöglichen war. Auch dem Reiche bot sie Vortheile, indem sie dem Abfall Italiens vorzubeugen schien. Aber dennoch liegt auf der Hand, daß der königliche Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhls so gut wie beseitigt wurde, daß Anno dem Kaiserthum eine seiner stärksten Stützen entzog. Man muß sagen, nicht 1059 auf dem römischen Concil, sondern 1062 zu Augsburg ist die freie Papstwahl durchgesetzt worden.

Die Augsburger Beschlüsse, eine wie entschiedene Niederlage für die kaiserliche Sache sie in sich schließen, waren für Anno nichtsdestoweniger ein großer Triumph. Von diesem Tage an wurde Siegfried mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, während alle Mächte des Reichs sich um seinen glücklicheren Nebenbuhler sammelten. Adalbert von Bremen trat zu dem Kölner in vertraute Beziehungen; Otto von Nordheim schloß sich ihm abermals enger an. Als sich der Hof zu Regensburg

aufhielt, stand nicht allein Agnes bereits wieder mit Anno in Verbindung, sondern auch ihr alter Günstling Heinrich von Augsburg, der seinen Bischofssitz, so lange der Hof dort hauste, ängstlich gemieden hatte, stellte sich wieder ein. Heinrich verglich sich mit seinen alten Widersachern; auch Günther von Bamberg söhnte sich mit der Kaiserin aus, und sein Verhältniß zu ihr wurde so vertraulich, daß einer seiner Freunde schon ein Zuviel besorgte. Die schlimmsten Gegensätze schienen sich mehr und mehr auszugleichen, und Anno schien der Glückliche zu sein, der ihre Lösung in Händen hatte.

Bis nach der Mitte des December blieb Anno mit dem König in Regensburg, dem Herzogssitz Ottos. Dann verlebten sie das Weihnachtsfest in Freising und kehrten im Anfange des Jahres 1063 an den Rhein zurück, wo der König einen längeren Aufenthalt nahm und erst gegen das Frühjahr nach Goslar ging, wo er Ostern und Pfingsten feierte. Unabläſſig war Anno, wie die Urkunden jener Zeit beweisen, in der Begleitung des Königs. Siegfried hat sich, soweit unsere Zeugnisse ein Urtheil erlauben, in dieser Zeit selten oder nie am Hofe blicken lassen; erst Pfingsten 1063 begegnen wir ihm wieder in der Nähe des Königs. Schon war Niemanden mehr ein Geheimniß, daß die Regierung des Reichs wesentlich in Annos Händen ruhte und das vormundschaftliche Regiment der Bischöfe, welches die Fürsten eingesetzt hatten, nur dem Namen nach bestand. Die ärgerlichen Scenen, welche man an jenem Pfingstfest zu Goslar erlebte, konnten nur dazu beitragen, dieses Regiment ganz in Mißachtung zu bringen.

Ein Rangstreit zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda gab zu diesen schmählichen Auftritten den Anlaß. Schon am letzten Weihnachtsfest, als eine Provinzialsynode in Goslar gehalten wurde, war es zu Thätlichkeiten zwischen den Hildesheimern und Fuldaischen gekommen. Als die Diener des Abts den Stuhl desselben zunächst dem erzbischöflichen Sitz aufschlagen wollten, hatten sich die Kämmerer des Bischofs von Hildesheim, in dessen Diöcese Goslar lag, zuerst mit Worten, dann mit der Faust solchem Unterfangen widersetzt, und nur durch das Einschreiten Ottos von Nordheim war ein blutiger Kampf verhindert worden. Als nun die Gegner zu Pfingsten wieder in Goslar zusammentrafen und Hezilo, in dessen Sprengel jetzt der König verweilte, als nomineller Reichsverweser noch ein besonderes Ansehen beanspruchen mochte, gewann der Streit den bedenklichsten

Charakter, zumal die angesehensten Männer des Hofs an demselben Antheil nahmen. Herzog Otto stand auf Seiten des Abts, während Graf Ekbert ein hitziger Parteigänger für den Bischof wurde.

Ekbert war es, welcher die Sache zum blutigen Austrag brachte. Als zur Pfingstvesper die Stühle für die geistlichen Herren im Dome aufgestellt wurden und sich dabei zwischen den Dienern des Abts und des Bischofs die alten Händel erneuten, brach er unerwartet mit einigen Vasallen aus einem Versteck hinter dem Altar hervor und jagte mit Faustschlägen und Knütteln die Fuldaischen aus der Kirche. Dessenungeachtet begann der Gottesdienst, wurde aber bald durch ein wildes Kampfgetümmel unterbrochen. Ohne auf die Gegenwart des Königs und so vieler Erzbischöfe und Bischöfe Rücksicht zu nehmen, ohne den heiligen Ort und die heilige Stunde zu achten, dringen die fuldaischen Dienstleute im dichten Haufen in die Kirche und den Chor ein; mit bewaffneter Hand fallen sie über die Hildesheimer und den Grafen Ekbert her. Kriegsruf erfüllt das Heiligthum des Herrn, am Altare würgt das Schwert, und Blut strömt über den geweihten Boden der Kirche. Bischof Hezilo besteigt selbst einen erhöhten Ort und feuert mit lauter Stimme zum Kampfe an; Niemand solle sich durch die Heiligkeit der Stätte beirren lassen, ruft er den Seinen zu, mit seiner ganzen Autorität stände er selbst für Alles ein. Der königliche Knabe beschwört dagegen die Wüthenden die Waffen niederzulegen, aber er redet zu tauben Ohren und muß endlich, da ihn seine Umgebung sich nicht eigener Gefahr auszusetzen ermahnt, den Kampfplatz verlassen. Nur mit Mühe gelingt es ihm, sich durch die Streitenden im Dom Bahn zu machen und nach der Pfalz zurückzukehren. Der Kampf in der Kirche wüthet fort, bis die Hildesheimer endlich den Platz behaupten, die Leute des Abts aus dem Dome drängen und dann die Pforten desselben zuschließen. Indessen hatten sich schon die Fuldaischen wieder von allen Seiten gesammelt und besetzten den Domplatz; nur der Einbruch der Nacht beugte einem neuen und schlimmeren Kampfe vor.

Ein roher Friedensbruch, welcher die strengste Bestrafung gefordert hätte, dessen Urheber aber leichten Kaufs davon kamen. Wir hören zwar, daß am folgenden Tage eine Untersuchung eingeleitet sei, aber Nichts verlautet von einer Strafe. Den Bischof scheint seine Stellung als Reichsverweser ganz der rächenden Gerechtigkeit entzogen zu haben. Graf Ekberts Entschuldigungen fanden leichten Glauben; denn er war

der nächste Verwandte des Königs und hatte sich um Anno früher große Verdienste erworben. Auch Abt Widerad, den unfraglich die schwerste Schuld traf, hatte gute Fürsprecher; überdies bestach er durch große Geschenke den König, die Hofleute und seinen Widersacher, den Bischof selbst. So ging auch er straflos aus, und Fulda, aus dessen Schätzen jene Geschenke bestritten wurden, mußte allein den Frevel büßen. Widerads Regiment war in Fulda ohnehin nicht beliebt; es war deshalb nicht zu verwundern, wenn er jetzt bei seiner Rückkehr dort eine so schlechte Aufnahme fand, daß sogleich ein Aufstand gegen ihn auszubrechen drohte. Besonders waren die jüngeren Mönche auf ihn erbittert, und nur mit Mühe hielten die älteren sie einige Zeit noch im Zaum. Als aber bald darauf der Abt von Neuem an den Hof beschieden wurde, brach der Sturm los: die jungen Mönche zogen feierlich aus, um den König aufzusuchen und die Absetzung ihres Abts als seine gerechte Strafe zu verlangen. Zu seinem Glück fand Widerad gegen diese rebellischen Mönche bei Anno und Herzog Otto Beistand. Sie gaben die Aufrührer in seine Hand, wo sie dann nach dem Urtheil von Laien die strengste Bestrafung fanden.

In der ausführlichen, für Widerad sehr parteiischen Darstellung, welche Lambert, der Hersfelder Mönch, von diesen Ereignissen giebt, befremdet Nichts mehr, als daß Siegfrieds von Mainz nirgends Erwähnung geschieht, obwohl er das nächste Interesse an diesen Dingen hatte. Wir ziehen daraus die Folgerung, daß das Ansehen des Mainzers am Hofe schon völlig erschüttert war, seine Stimme in den Reichsangelegenheiten kaum noch gehört wurde. Vieles mußte ihn damals auf das Empfindlichste berühren. Bischof Burchard von Halberstadt war nach Italien gegangen und hatte dort seinen Auftrag ganz in der Weise ausgerichtet, wie es Anno, Gottfried und die streng kirchliche Partei wünschten. Im Januar 1063 zog Alexander II. wieder in Rom ein, und Burchard kehrte über die Alpen zurück. Er brachte eine Bulle voll der wärmsten Lobsprüche Roms und die Auszeichnung des Pallium heim. Um dieselbe Zeit erhielt auch Günther von Bamberg das Pallium von Rom übersandt. Siegfried mußte nun seine Suffragane sich mit dem Ehrenschmuck brüsten sehen, den ihm noch immer der Papst verweigerte. Wir wissen, daß er darüber gewaltig erzürnt war, aber sich endlich durch Anno beruhigen ließ. Wie es geschah, ist nicht zweifelhaft. Durch eine Urkunde, am 14. Juni 1063 zu Goslar ausgestellt,

wurde die Abtei Seligenstadt, welche sein Vorgänger besessen hatte, auf seine Bitte ihm zurückgegeben.

Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß das Gesammtregiment der Bischöfe, wie es nun seit einem Jahre dem Namen nach bestand, nicht mehr haltbar war. Wir wissen nicht, wie der Sturz desselben erfolgte, da Lambert, ganz mit seinen Klostergeschichten beschäftigt, eine der wichtigsten Reichshandlungen aufzuzeichnen versäumt hat und die anderen Annalen über diese Zeit sehr wortkarg sind. Aber die Urkunden erweisen, daß Ende Juni 1063 zu Allstädt eine Reichsversammlung gehalten wurde, und es ist höchst wahrscheinlich, daß damals die versammelten Fürsten den Beschluß faßten, das bisherige Regiment aufzuheben und Anno die Erziehung des Königs anzuvertrauen, das Reichsregiment aber ihm und Adalbert in Gemeinschaft zu übergeben. Wie es scheint, waren Anno als Erzkanzler Italiens, dem auch jetzt der apostolische Stuhl wieder die gleiche Stellung in Rom eingeräumt hatte, die Geschäfte jenseits der Alpen besonders vorbehalten worden. Fortan wird Anno urkundlich der Magister, Adalbert der Patron des Königs genannt. Auf diese Reichsveränderung deutet Adam von Bremen hin, wenn er sagt: „sie wurden zu Consuln erklärt und von ihnen hingen fortan alle wichtigen Geschäfte ab". Unter dem Consulat versteht er hier und an anderen Stellen die Stellung eines Beamten, der an Königs Statt mit höchster Gewalt das Reich regiert, den Vicedominat, wie er sich auch wohl ausdrückt.

Das Gesammtregiment der Bischöfe, welches der Regierung der Kaiserin gefolgt war, hatte sich nicht minder unfähig erwiesen das Reich zu regieren, weder im Innern noch nach Außen hatte dasselbe erheblich an Achtung gewonnen. Wenn die Besorgnisse vor einer gefährlichen Wendung der Kirchenspaltung auch in die Ferne gerückt schienen, so konnte man sie doch noch keineswegs als völlig beseitigt ansehen, und was erreicht war, hatte das Opfer eines der wesentlichsten Rechte des Kaiserthums gekostet.

Anno und Adalbert als Reichsregenten.

Die neuen Reichsregenten traten unter nicht ungünstigen Umständen ein. Die Kaiserin hielt sich vom Hofe fern, der ihren andächtigen

Stimmungen keine Befriedigung gewährte. Sie war jetzt ganz Nonne geworden und hatte zunächst, um den alten Wunsch ihres Herzens zu stillen, die Mönche in Fruttuaria aufgesucht, war dann aber nach Rom gegangen. Allen weltlichen Dingen hatte sie von Herzen abgesagt; ihren Einfluß hatten die neuen Regenten kaum noch zu fürchten. Die alte Zeit schien wie vergessen, als am 3. September dieses Jahres auch Heinrich von Augsburg, einst Agnes' Vertrauter, vom Schauplatz abtrat; er starb, den erneuten Verfolgungen seiner Feinde erliegend.

Adalbert und Anno waren in gleicher Weise hervorragende Naturen, welterfahrene Männer, mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstet: aber sie standen, ob sie ein gemeinsames Interesse jetzt eng an einander fesselte, in dem schroffsten Gegensatz gegen einander und waren sich dessen durchaus bewußt. Wenn sie auch die Maske der Freundschaft annahmen, Jedermann durchschaute die Maske, und sie selbst verbargen sich am wenigsten, wie wenig Einer dem Anderen zu trauen vermochte. „Ihre Zunge", sagt Adam von Bremen, „sprach Frieden, aber ihre Herzen kämpften gegen einander in tödtlichem Haß." Man hat sich nur diese innerlichst widerstrebenden, durch die Verhältnisse zusammengeketteten Geister zu vergegenwärtigen, um die zwiespältige Natur des neuen Regiments zu erkennen und um zu begreifen, daß es auch unter äußerlich fördernden Verhältnissen dauernde Erfolge unmöglich gewinnen konnte.

Anno, ein Mann von dem stattlichsten Aeußern, von der Natur mit einem Körper ausgerüstet, der jeder Anstrengung trotzte, hatte sein Glück sich selbst und seiner unermüdlichen Thätigkeit zu danken. Großen Leidenschaften unterworfen, wußte er sie zu beherrschen und ungewöhnliche Unternehmungen mit Umsicht zum Ziele zu führen. Er brauchte Freunde und verstand es, sie sich zu erhalten; mit größter Rücksichtslosigkeit brachte er seine Verwandten und Genossen in die ersten Bisthümer diesseits und jenseits der Alpen. Klug im Umgang mit seines Gleichen, konnte er herablassend, ja demüthig gegen Niedere, überaus hochmüthig gegen Höhere sein; denn eine Ueberlegenheit der Stellung anzuerkennen fiel ihm, dem stolzen Emporkömmling seiner Thaten, überaus schwer. Er gehörte zu den Menschen, die von ihrer Unfehlbarkeit bis in das innerste Mark durchdrungen, jede Opposition gegen ihre Ansicht als ein Verbrechen betrachten, aber gegen die Meinungen Anderer stets zum hartnäckigsten Widerspruch, der ihnen und der Menge als

Freimuth erscheint, geneigt sind. In diesem Freimuth war Anno Meister und hatte ihn schon zu Heinrichs III. Zeiten und in den Tagen der Agnes bethätigt. Daß er nicht ein höfischer Schmeichler war, wie die meisten andern Bischöfe, hatte ihm den Ruf eines freisinnigen Mannes überall gewonnen, und die That von Kaiserswerth konnte mindestens diesen Ruf nicht erschüttern, wie angreifbar sie nach anderen Seiten war. Anno sprach stets als Vertreter des Rechts und der Gerechtigkeit, und unleugbar hatte, seitdem er im Regiment saß, das Recht wieder an Achtung gewonnen. Aber er wollte der Willkür noch mehr nach oben, als nach unten steuern. Ein übermächtiges Kaiserthum war am wenigsten nach seinem Sinn; sein Streben ging dahin, die königliche Gewalt durch die Fürsten, namentlich durch die Bischöfe, im Zaum zu halten. Wie er rücksichtslos bisher der Willkür der Günstlinge begegnet war, so trat er jetzt mit voller Entschiedenheit den herrischen Launen des königlichen Knaben entgegen, der seiner Erziehung anvertraut war und in ihm einen harten starrsinnigen Lehrmeister fand.

Wie anders hatte Adalbert das Leben geführt! Von vornehmster Geburt, durch Hofgunst erhoben, hatte er früh eine Stellung gewonnen, die ihn zum vertrauten Rath des mächtigsten Kaisers machte und den Königen des Nordens zur Seite stellte, aber dabei mit angesehenen Fürsten des Reichs, seinen nächsten Nachbarn, in widerwärtige, unversöhnliche Feindseligkeiten verwickelte. Ein durch seine Persönlichkeit, seinen lebhaften Geist und den Schwung seiner Entwürfe im höchsten Grade anziehender Herr, war er doch nicht fähig eine zahlreiche Partei an sich zu fesseln. Er hielt es für seiner unwürdig, seine Stellung im Reiche zu benutzen, um Verwandte und Freunde zu bereichern; das, meinte er, könne er aus eigenen Mitteln so gut, wie der König. Aber auch durch Vertrauen und Wohlwollen wußte er nicht zu gewinnen. Grenzenlose Eitelkeit, die Frucht des Hoflebens, und die Gereiztheit seines Wesens, die aus den steten Händeln mit den Billingern entsprungen war, verscheuchte jeden tüchtigen Menschen aus seiner Nähe. Er war hochfahrend gegen seines Gleichen, leidenschaftlich und hart gegen Niedere. Seine Kleriker mißhandelte er wohl mit Schlägen; nie konnte er es vergessen, daß einst ein Bremer Priester seinen Bruder ermordet hatte, und es schien, als ob er diese Schuld an der gesammten Geistlichkeit seines Stifts rächen wolle. Noch übler verfuhr er mit den Eingesessenen des Bisthums. Ihre Trunksucht, ihr Festhalten an heid-

nischen Bräuchen, ihr Widerstreben gegen die Fastengesetze der Kirche, die unter ihnen noch weit verbreitete Vielweiberei waren ihm in innerster Seele verhaßt; überdies brachte ihn auf, daß sie so fest an den Billingern, ihren Herzogen, hielten; er gefiel sich darin, ihnen grausame Strafen aufzuerlegen, die er wohl mit den Worten des Psalmisten begleitete: „Mit Zaum und Gebiß zwänge ihre Mäuler!"

So war nicht zu verwundern, wenn Jeder Adalberts Nähe mied. Und doch bedurfte er eines zahlreichen Gefolges, einer ihn umdrängenden und bewundernden Menge; sie störe ihn nicht, pflegte er zu sagen, sondern gäbe ihm erst die rechte Befriedigung des Daseins. Er sammelte um sich einen Schwarm von Gauklern, Schmarotzern und Tagedieben, den er zu beherrschen glaubte, der aber in Wahrheit ihn mehr und mehr von sich abhängig machte. Nie ist ein Herz für leere Schmeicheleien empfänglicher gewesen, als das seine. Eben noch ein Löwe im Zorn, wurde er von dem fadesten Schmeichler im Nu umgestimmt und war wie ein Lamm zu leiten. Niedrige Schmeichelei herrschte in seiner ganzen Umgebung; wer nicht schmeicheln konnte oder wollte, galt da für einen Narren oder Tropf. Im Kreise seiner Schmarotzer, an die er unglaubliche Summen verschwendete, fuhr er schonungslos über die ersten Männer des Reichs her: den einen warf er Beschränktheit, den anderen Habgier, vielen ihre niedere Abkunft, allen Untreue vor. Sie hätten alle, sagte er, ihrem Herrn, der sie aus dem Staube erhoben, mit Undank gelohnt; er allein liebe, er allein vertheidige den jungen König, nicht um des eigenen Vortheils willen, sondern um dem Kaiserthum sein gutes Recht zu wahren.

Und in der That eine unbegrenzte Verehrung für die Majestät des Kaiserthums erfüllte sein Herz. Wie kein anderer Fürst, hatte er sich in die weltbeherrschenden Entwürfe Heinrichs III. mit allen seinen Gedanken versenkt; auch seine eigenen kolossalen Pläne für Bremen wurzelten wesentlich in jenen kaiserlichen Entwürfen und sind nur aus ihnen verständlich. Er äußerte öfters, nur zwei Herren erkenne er über sich an, den Papst und den König; in Wahrheit aber gab es nur eine Autorität auf Erden, der er sich unbedingt hingab, die kaiserliche. Sein höchster Stolz war, daß er von Otto II. und der Theophano, von den Kaisern von Rom und Byzanz abzustammen vermeinte; er rühmte sich gern dessen, vielleicht nicht mit dem besten Rechte. Selbst in der Erniedrigung behielt das Kaiserthum noch für ihn den alten Zauber, und

es ist wahr, daß er nie dem Sohne Heinrichs die Treue gebrochen hat. Hätte es an ihm gelegen, er hätte den König aus der Knechtschaft der Fürsten befreit, in welche ihn Anno gestürzt hatte; da ihm dies unmöglich war, suchte er dem Knaben mindestens seine Lage erträglich zu machen. Er sagte wohl, nur deßhalb habe er die Stellung als Reichsregent angenommen, weil er seinen Herrn nicht wie einen Knecht in den Händen der Räuber sehen könne. Das persönlichste Mitleiden, mit allen seinen politischen und kirchlichen Anschauungen innig verwachsen, machte ihn zum willigsten Diener des jungen Heinrich, und er konnte nicht anders, als sich eben so nachgiebig gegen die Neigungen desselben zeigen, wie sie Anno hart und schonungslos bekämpfte. Es lag in der Natur der Dinge, wenn der junge König Adalbert ebenso liebte, wie Anno haßte.

So standen die beiden Erzbischöfe in Allem weit auseinander, und doch gab es eine Seite ihres Wesens, in der sie sich nahe berührten. Sie vergaßen nämlich über ihrer politischen Thätigkeit nie ihre bischöfliche Stellung, vor Allem nie, daß sie vor Allem Erzbischöfe von Köln und Hamburg seien. Darüber waren sie Beide außer allem Zweifel, daß sie die Gunst der Umstände benutzen müßten, um ihre Erzstifte auf alle Weise zu erhöhen und sich so einen unvergänglichen Namen in ihnen zu machen. Wollte Anno Köln zum deutschen Rom erheben, so Adalbert Bremen zum Rom des scandinavischen Nordens. Es lag tief in der Natur beider Männer begründet, wenn es Anno gelang Köln auf eine früher nie erreichte Höhe zu bringen, während Adalbert Bremen zu Grunde richtete: aber das Streben Beider für den Glanz ihrer Kirchen war durchaus dasselbe. Man hat mit Unrecht sie auch in ihren kirchlichen Grundsätzen in einen schroffen Gegensatz stellen wollen, wenigstens war in der Zeit ihres Reichsregiments ein solcher kaum vorhanden. In gleicher Weise standen sie auf dem Boden der von Heinrich III. und Leo IX. begonnenen Kirchenreform, ohne die politische Richtung, welche Hildebrand jüngst dem Papstthum gegen das deutsche Reich gegeben hatte, zu billigen; der Zwang der Verhältnisse, nicht innerste Ueberzeugung hatte sie auf Alexanders Seite getrieben, wie wenig Theilnahme sie auch für Cadalus hegten. Erst mehrere Jahre später warf sich Anno Rom in die Arme und gab mehr und mehr seine freie Stellung auf; dann gefiel er sich darin, die Selbstentäußerung des Mönchs zu zeigen, während Adalbert immer der selbstbewußte Kirchen=

fürst blieb. Die Pflichten ihres bischöflichen Amtes haben Beide nie versäumt: sie predigten in erbaulicher Weise, sie lasen die Messe mit der tiefsten Devotion und liebten sie mit ungewohnter Pracht zu halten, sie beeiferten sich in guten Werken, indem sie Klöster und Propsteien gründeten, Arme und Pilger aufnahmen und ihnen dienten. Die Sorge für die Mission hat Adalbert bis in seine letzten Tage beschäftigt; auch unter den drängendsten Geschäften des Hofes gedachte er stets der Missionsbischöfe, welche er bis nach Island hin aussandte und mit Rath und That zu unterstützen nicht ermüdete. Sein äußerer Lebenswandel war ebenso unsträflich, wie der des Kölner Erzbischofs. Beide hielten sich keusch und nüchtern, selbst mitten unter den Genüssen des Hoflebens. Im Kreise seiner Schmeichler ließ Adalbert den Wein reichlich umgehen, aber er selbst stand oft ohne einen Trunk vom Mahle auf.

Gleich die ersten Handlungen der neuen Reichsregenten zeigten, wie sehr sie für ihre Kirchen und sich zu sorgen bedacht waren. Am 27. Juni 1063 ließ der König auf Verwendung „seines geliebten Erziehers" des Erzbischofs Anno von Köln, wie des Erzbischofs Siegfried von Mainz, des Bischofs Burchard von Halberstadt und des Markgrafen Otto von Meißen Urkunde ausstellen, daß er „seinem Getreuen und Patron" dem Erzbischof Adalbert und dessen Nachfolgern den königlichen Hof Lesum (an der unteren Weser) geschenkt habe. Wenige Wochen später, am 14. Juli, schenkte der König auf die Fürsprache Adalberts, Burchards und des Erzbischofs Engelhard von Magdeburg den neunten Theil des gesammten königlichen Schatzes dem Erzbischof von Köln und seinen Nachfolgern; von der Verwendung sollten sie vor Gott Rechenschaft legen und das Geld so unter die kölnischen Klöster vertheilen, daß in allen auf ewige Zeiten ein Gedenkfest für den König gehalten werden könne. In der nächsten Zeit folgten eine Reihe von Schenkungen an Annos Neffen Burchard von Halberstadt, an Egilbert von Minden, den vertrautesten Freund und steten Begleiter Annos, wie an Wilhelm von Utrecht, der zu Anno ebenfalls in nahen Beziehungen stand. Der Nepotismus des Kölners trat in das klarste Licht, als er nach Engelhards Tode (31. August 1063) seinem Bruder Wezel das Erzbisthum Magdeburg gegen den Willen der dortigen Geistlichkeit vom Könige verleihen ließ*). Kurze Zeit darauf erhielt

*) Die Domherren hatten einstimmig den Dompropst Friedrich gewählt, aber

Adalbert neue Schenkungen und näherte sich einem längst in das Auge gefaßten Ziele. Wie der Würzburger Bischof die Grafschaften innerhalb seines Sprengels im Wesentlichen an sich gebracht hatte, so daß es in demselben fast nur noch ihm zur Treue verpflichtete Lehnsgrafen gab, so wußte auch Adalbert jetzt die meisten Grafschaften in der Bremer Diöcese durch königliche Schenkung zu gewinnen. Die bisherigen Grafen wurden theils durch Geld, theils durch große Kirchenlehen entschädigt und behielten zudem fast alle als Vassallen Bremens die Grafschaft. Unerschwingliche Summen wandte Adalbert für diesen Zweck auf, ohne damit für die Dauer etwas zu gewinnen. „Wir wurden arm", sagt Adam von Bremen, „um der eitlen Ehre willen, reiche Leute unsere Vassallen nennen zu können." Darin waren sich, wie man sieht, Adalbert und Anno völlig gleich, daß sie ihre Stellung im Reiche zuerst und zunächst für ihre Kirchen und für sich ausbeuteten.

So tadelnswerth dieses Verhalten der Reichsverweser war, läßt sich doch nicht verkennen, daß sich mit ihrem Regiment kraftvollere Bestrebungen entwickelten. Die Lage der Dinge in Ungarn war ein offener Hohn gegen das kaiserliche Haus und die Machtstellung des deutschen Volkes; hier vor Allem mußte ein entscheidender Schritt geschehen, wenn nicht der Osten ganz dem deutschen Einfluß entzogen werden sollte. Allgemein wurde dies gefühlt und einstimmig auf einem Reichstag zu Mainz (August 1063) ein Kriegszug des Königs gegen Bela zur Herstellung Salomos beschlossen. Alles drängte sich zu den Waffen, um den jungen König auf seiner ersten Heerfahrt zu begleiten.

Bela, durch den Ruf von diesen Rüstungen erschreckt, beeilte sich Unterhandlungen anzuknüpfen. Er erklärte sich bereit die Krone Ungarns niederzulegen und sich mit der herzoglichen Stellung, die er einst in den Tagen seines Bruders gehabt, zu begnügen; seinen Sohn Geisa wollte er als Geisel für die Erfüllung dieses Versprechens stellen. Aber seine Vorschläge wurden abgewiesen, und im September 1063 rückte ein deutsches Heer abermals an die Grenzen Ungarns. Inmitten desselben befanden sich König Heinrich, seine Schwester Judith und deren Bräutigam, dem die deutschen Waffen sein Königreich gewinnen sollten, wie

---

sie vermochten dessen Investitur bei Annos Absichten nicht durchzusetzen. Wie wenig achtete er doch kanonische Wahlen, wenn sein Interesse in Frage kam! Die Sache wurde gerade damals entschieden, als die deutschen Angelegenheiten ganz in seinen Händen waren, während Adalbert an dem ungarischen Krieg Theil nahm.

die Wittwe des Königs Andreas. Erzbischof Adalbert begleitete König Heinrich, während Anno zur Verwaltung der Reichsgeschäfte zurückgeblieben war. Mit dem Heere zog auch der Baiernherzog Otto von Nordheim aus, der für einen der erfahrensten Kriegsführer galt.

Am 27. September standen die Deutschen an der Fischa, hart an der ungarischen Grenze. Bela suchte sie am Eingange seines Reichs durch aufgeworfene Schanzen zu hemmen, aber vergeblich. Die Deutschen überschritten die Grenzscheide, drangen in zwei Tagen bis Mysburg, dem jetzigen Wieselburg, vor und nahmen es ein. Nicht weit davon lagerte Bela, und ein entscheidender Kampf stand bevor. Aber unmittelbar vor demselben ereilte Bela ein jäher Tod, der den Muth der Seinen brach. Geisa verzweifelte und ergriff mit seinen Brüdern die Flucht nach Polen; sein ganzes Heer ergab sich den Deutschen. Diesen blieb nichts übrig, als Salomo nach Stuhlweißenburg zu geleiten, wo er in Gegenwart König Heinrichs die Krönung und Huldigung empfing, auch seine Vermählung mit der deutschen Kaisertochter wird damals gefeiert sein. Salomo ehrte durch glänzende Feste die deutschen Herren, die ihn in sein Reich wieder eingesetzt, und belohnte sie mit kostbaren Geschenken. Ein enges Freundschaftsbündniß wurde zwischen dem ungarischen und deutschen Reiche abgeschlossen, und jubelnd kehrte Heinrichs Heer dann in die Heimath zurück. Am 24. October hielt der König bereits wieder in Regensburg Hof.

Die Herstellung Salomos war ein Ereigniß von größter Tragweite und gab allen Verhältnissen des Ostens eine andere Gestalt. Die besondere Rolle, welche Wratislaw von Böhmen bei diesen Vorgängen spielte, kennen wir nicht. Aber sie betrafen ihn so unmittelbar, daß er kaum bei ihnen unthätig geblieben sein kann. Wahrscheinlich hatte er Boleslaw und die Polen zu beschäftigen, und wohl nicht ohne Zusammenhang mit dem Umschwung der Dinge in Ungarn ist, daß noch im Jahre 1063 Boleslaw seine Schwester Swatislawa dem Böhmenherzog, dessen ungarische Gemahlin vor Kurzem gestorben war, zur Ehe gab. Bald darauf kehrte Geisa mit seinen Brüdern aus Polen nach Ungarn zurück, unterwarf sich Salomo und erhielt das Herzogthum seines Vaters. Eine allgemeine Pacification des Ostens trat für den Augenblick ein, die freilich bei dem Ehrgeiz des Polen keine Dauer versprach.

Ein so schnell beendeter und in seinen Folgen so bedeutender Kriegs-

zug mußte den zunächst Betheiligten eine glanzvolle Stellung geben. Die Mutter Salomos verehrte Otto von Nordheim, dem sie wohl das größte Verdienst beimaß, zum Danke ein Schwert, dem man zauberische Kräfte beimaß; jenes Schwert des Mars sollte es sein, mit dem sich einst Attila die Welt unterworfen hatte. Mit nicht geringem Stolz sahen die Sachsen auf ihren Landsmann, der die Siegesbahn Heinrichs III. an der Donau aufs Neue beschritt. Auch Adalbert gewann reichen Lohn aus diesem Kriege, in dem er in der unmittelbaren Nähe des Königs verweilt hatte. Neue und sehr erhebliche Schenkungen erhielt seine Kirche, und noch werthvoller mußte ihm die wachsende Gunst des jungen Königs erscheinen. Das neue Regiment hatte mit unleugbarem Glück seine Thätigkeit begonnen, und schon zeigte sich ihm auch nach einer anderen Seite Gelegenheit, das Ansehen des Reichs geltend zu machen. Der Kampf zwischen dem Anhang Alexanders II. und den lombardischen Bischöfen war aufs Neue ausgebrochen und machte ein Einschreiten der königlichen Gewalt erforderlich.

Das Concil von Mantua und Annos Sturz.

Nach Ostern 1063 hatte Papst Alexander in Rom eine Synode gehalten, die von mehr als hundert Bischöfen besucht war. Diese stattliche Versammlung zeigte, wie sehr das Ansehen Alexanders und seiner Anhänger seit der Augsburger Synode und Burchards Gesandtschaft gestiegen war. Den Reformideen suchte man auf dieser Synode wieder den bestimmtesten Ausdruck zu geben; die früheren Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe wurden auf das Nachdrücklichste eingeschärft, wie auch das kanonische Leben der Weltgeistlichkeit aufs Neue geboten. Vor Allem aber wurde über Cadalus der Bann ausgesprochen, weil er durch Simonie und Waffengewalt sich des apostolischen Stuhls zu bemächtigen versucht habe. Man mochte sich schon des Sieges für sicher halten; obwohl am deutschen Hofe Cadalus noch nicht förmlich aufgegeben war, glaubte man doch, daß er völlig verloren sei.

Aber Cadalus war keineswegs vernichtet; bald genug betrat er wieder den Schauplatz. Der römischen Synode antwortete er auf einer Synode zu Parma, wo er seinerseits den Gegner der frevelhaften Anmaßung des Pontificats beschuldigte und dessen Bann mit dem Bann erwiderte. Er bestand auf dem ihm vom König als römischem Patricius

ertheilten Recht und rüstete sofort aufs Neue, um dieses Recht mit den Waffen geltend zu machen. Noch immer standen die meisten lombardischen Bischöfe auf seiner Seite; auch der Erzbischof von Ravenna hatte sich für ihn erklärt und der römische Adel seine feindliche Stellung gegen Alexander noch keinen Augenblick aufgegeben. Selbst Wibert, der kaiserliche Kanzler in Italien, scheint sich trotz der Augsburger Beschlüsse offen auf Cadalus' Seite gehalten zu haben. Wenn aber der Lombardenpapst bei seinem neuen Unternehmen auf irgend einen Beistand vom deutschen Hof rechnete, so betrog er sich arg; das neue Regiment war ihm noch weniger geneigt, als das alte. Wibert wurde sogar im Sommer 1063 seines Amtes enthoben und ein gewisser Gregor zum Kanzler Italiens bestellt, den der König einige Jahre später auch zum Bischof von Vercelli ernannte.

Die Streitkräfte, welche Cadalus um sich versammelt hatte, waren nicht gering; Gottfried und Beatrix versuchten umsonst ihm den Weg zu versperren. Cadalus kam nach der Romagna, verstärkte hier sein Heer, ging über den Apennin und stand bald vor Rom, wo seine Anhänger ihm bereits vorgearbeitet hatten. Ohne Schwierigkeiten nahm er die Leostadt ein und bezog die Engelsburg. Diese befand sich in den Händen des Cencius, eines Sohns des kürzlich verstorbenen Präfecten Stephanus*), der zu den erbittertsten Widersachern Alexanders und Hildebrands gehörte und willig die Burg dem Cadalus einräumte. Schon hielt Alexander für nöthig seine Person auf dem Capitolium in Sicherheit zu bringen. Tag für Tag wurde in der Stadt zwischen dem Anhang der beiden Päpste blutig gestritten, und während des ganzen Sommers und Herbstes scheint das Glück des Kampfs unablässig geschwankt zu haben. Als Petrus Damiani gegen Ende des Octobers von einer Gesandtschaftsreise aus Frankreich zurückkehrte, konnte er sich nur mit Mühe durch die Waffen der Feinde hindurchschleichen. Das römische Volk war Cadalus günstig, weil er Geld mitbrachte und reichlich aufwandte; die Grafen der Umgegend stellten sich ihm, weil sie gleiches Interesse mit ihm gegen Hildebrand hatten, willig zu Diensten, obwohl auch sie diese Dienste möglichst theuer verkauften. So war er stark

*) Stephanus war als Präfect dem Trasteveriner Johannes gefolgt, aber nicht sein Sohn Cencius erhielt nach ihm die Präfectur, sondern ein Sohn des Trasteveriners, der gleichfalls Cencius hieß. Daher stammte der Haß jenes Cencius gegen den Papst und Hildebrand.

genug den Kampf fortzusetzen, so lange seine Säckel voll waren. Alexander soll nach den Erzählungen Benzos von Gottfried und den Normannen damals in Rom unterstützt sein. Man kann Benzos Angaben auch hier mit gutem Grund in Zweifel ziehen, und nachhaltig kann die Unterstützung, welche Alexander von außerhalb fand, keineswegs gewesen sein; denn Cadalus blieb entschieden im Uebergewicht, so lange seine Schätze sich nicht erschöpften.

Wie hätten die Reichsregenten diesen Kämpfen ferner gleichgültig zusehen können, selbst wenn ihr Beistand nicht ausdrücklich in Anspruch genommen wäre! Aber dies geschah in gleicher Weise von beiden Parteien. So lügenhaft Benzo seine damaligen Bemühungen für die Sache des Cadalus darstellt, so wird doch kaum fraglich sein, daß er auf alle Weise bemüht war, den deutschen Hof zu dessen Gunsten umzustimmen, und daß er dabei vorzüglich auf Adalbert seine Hoffnungen setzte. Aber auch Petrus Damiani suchte während seines Aufenthalts in Frankreich für seine Partei die Unterstützung der deutschen Gewalthaber nach. Er wandte sich deshalb in einem noch erhaltenen Schreiben an Anno und stellte ihm vor, wie das von ihm begonnene Werk unvollendet bleibe, wenn nicht das verheißene Concil so bald wie möglich berufen werde. Dieser Schritt hatte den gewünschten Erfolg. Als sich der Hof Weihnachten 1063 zu Köln befand und eine neue Gesandtschaft von Rom das Eingreifen des Königs verlangte, setzte Anno durch, daß das Concil nach Mantua ausgeschrieben wurde, um das ausgebrochene Schisma durch eine endgültige Entscheidung über den Stuhl Petri zu beseitigen. Der Ort war gut gewählt, da sich die lombardischen Bischöfe, auf die vor Allem einzuwirken war, hier dem Einfluß des Concils am wenigsten entziehen konnten, derselbe überdies den deutschen und italienischen Kirchenfürsten gleich vortheilhaft lag. Allerdings war eine erhebliche Vorentscheidung für Alexander gegeben, indem das Concil nach einer Stadt Gottfrieds und Mathildens berufen wurde: aber konnte denn nach den Augsburger Beschlüssen überhaupt noch ein Zweifel obwalten, wie die endliche Entscheidung ausfallen würde?

Das Concil beschäftigte die allgemeine Aufmerksamkeit und gab zu den mannigfachsten Berathungen bei Hofe Veranlassung. Schon im Januar 1064 kam die Kaiserin an den Hof zurück und scheint hier die beste Aufnahme gefunden zu haben. Auch Erzbischof Siegfried sah man wieder häufiger neben Anno und Adalbert. Endlich kam um Ostern

selbst Herzog Gottfried mit Beatrix über die Alpen. Das Osterfest feierte der junge König zu Lüttich, und die einflußreichsten Personen waren um ihn versammelt. Bald darauf schickten sich die meisten deutschen Bischöfe zu der Reise über die Alpen an; denn die Eröffnung des Concils war inzwischen auf Pfingsten angesetzt worden. Um den ersten Mai war der Hof an einem Ort, der Werde genannt wird*); die Erzbischöfe von Köln, Trier, Mainz und Hamburg, Herzog Gottfried und die Herzoge von Ober- und Niederlothringen, die Bischöfe von Halberstadt und Münster waren um den König mit anderen Getreuen. Anno verließ darauf Deutschland und ging mit Herzog Gottfried zum Concil; viele geistliche und weltliche Fürsten des deutschen Reichs schlossen sich an, unter ihnen auch Otto von Nordheim. Adalbert blieb bei dem König, um die Geschäfte zu führen.

Wunderbar genug, daß gerade in Rom an manchen Orten die Einladung zum Concil die übelste Aufnahme gefunden hatte. Die Verhältnisse Alexanders hatten sich um den Anfang des Jahres wesentlich zu bessern angefangen; man hegte begründete Hoffnung, mit Cadalus ohne fremden Beistand fertig zu werden und dem Gegenpapst eine derbe Lehre zu geben. Als Cadalus das Geld ausging, verließen ihn die Grafen der Campagna; der städtische Adel wandte sich sogar gegen ihn und verlangte Ersatz für die Kosten, die er sich seinetwegen gemacht hatte; Cencius nahm den Gegenpapst endlich in der Engelsburg förmlich gefangen und wollte ihn nicht eher entlassen, als bis er ihn völlig entschädigt habe. Große Freude herrschte in der Curie; der Papst beeilte sich das Ereigniß dem Erzbischof von Reims zu melden. „Wir hoffen", schreibt er, „daß es Cadalus unmöglich sein wird zu entwischen, ehe er nicht nach Verdienst für Alles gebüßt hat, was er in seiner Bosheit gegen den heiligen Petrus gesündigt." Er ermuthigte den Erzbischof nur um so eifriger jetzt in dem Kampf gegen die Simonie zu beharren. Diese Siegesfreude wurde gestört und herabgestimmt, als die Einladung zum Concil eintraf. Weshalb sollte auch Alexander sich aufs Neue der Entscheidung des deutschen Hofs unterwerfen, nachdem dieser ihn in seiner Noth so gut wie verlassen hatte, er sich selbst hatte durchkämpfen müssen? Vor Allen war Hildebrand zornig und

*) Es steht dahin, ob Kaiserswerth, Donauwörth oder Wörth bei Regensburg gemeint ist; nach den anwesenden Fürsten wird zunächst an Kaiserswerth zu denken sein.

schmähte auf Petrus Damiani, der in seiner Einfalt auf das Concil gedrungen hätte.

Aber, wie sehr man sich auch sträubte, man mußte der Aufforderung des Königs Folge leisten; um so weniger konnte man sich ihr entziehen, als Cadalus doch seinen Drängern zu entkommen gelang. Cencius gab ihm, als er mit dreihundert Pfunden Silber befriedigt war, die Freiheit, und in kläglichstem Aufzug unter einer Pilgerschaar gelangte der Gegenpapst glücklich nach Berceto an die Grenzen seines Sprengels. Als sich Alexander und Hildebrand endlich nach Mantua zu gehen entschlossen, verlangten sie von Petrus Damiani, der sich wieder in seine Apenninen-Einsamkeit zurückgezogen hatte, daß er, nachdem er das Concil angeregt, sie nun auch auf dem schweren Wege begleiten solle. Der Papst forderte ihn freundlich auf zuvor nach Rom zu kommen; Hildebrand verlangte dasselbe in der stürmischen ihm eigenen Weise und überhäufte ihn zugleich mit Vorwürfen über das Schreiben an Anno. Bezeichnend genug ist die Antwort des alten Eremiten auf diese Anforderungen. Es fehlt wenig daran, daß er offen mit Hildebrand bricht, den er damals „seinen heiligen Satan“ nannte. Nach Rom zu kommen lehnt er entschieden ab, doch zeigt er sich zur Reise nach Mantua bereit, obschon mehr um des Papstes, als Hildebrands willen. Aber auch in Mantua ist er nachher ebenso wenig, wie Hildebrand selbst, erschienen.

Als Pfingsten herannahte, füllte sich Mantua mit einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten. Außer den deutschen Herren hatten sich die lombardischen Bischöfe in der Mehrzahl eingestellt, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mailand. Aufsehen erregte, daß Erzbischof Heinrich von Ravenna sich nicht eingefunden hatte. Papst Alexander war zur Stelle, Cadalus fehlte, obwohl er vorher sich der Entscheidung des Concils zu stellen versprochen hatte; nur unter der Bedingung wollte er jetzt nach Mantua kommen, daß ihm der Vorsitz in der Versammlung übertragen würde, ein Verlangen, dem Anno nicht von fern zu entsprechen geneigt war. So blieb Cadalus zu Aqua nigra an der Adda, im Gebiet von Cremona; hier in der Nähe wartete er den Ausgang der Dinge ab und ließ sich durch Kundschafter von allen Vorgängen in Mantua unterrichten.

Am Tage nach Pfingsten (31. Mai) wurde das Concil im Dom eröffnet. Nachdem ein feierliches Hochamt gehalten war, sprach zuerst Alexander, dem der Vorsitz eingeräumt wurde und der durchaus als der

rechtmäßige Nachfolger Petri bereits auftrat, über den gestörten Frieden der Christenheit. Alsdann hielt ihm Anno die gegen die Rechtmäßigkeit seines Pontificats erhobenen Anklagen vor. Gegen den Vorwurf der Simonie rechtfertigte er sich durch einen Eid; er beschwor, er sei wider seinen Willen durch die von alter Zeit her dazu berechtigten Personen gewählt und geweiht worden; diese feierliche Erklärung, zu der Niemand ihn habe zwingen können, gebe er freiwillig um des Friedens willen ab. Gegen einen anderen Vorwurf, den Anno hatte verlauten lassen, daß er sich zum Nachtheil des Reichs mit den Normannen verbündet habe, verweigerte er vor dem Concil jede Auslassung; der König werde selbst, wenn er zu seiner Kaiserkrönung nach Rom komme, dort sehen, wie sich die Dinge verhielten. Diese Rechtfertigung genügte Anno und somit auch dem Concil, welches unter seinem Einfluß stand. Alexander wurde als Nachfolger Petri nochmals anerkannt, und der Klerus stimmte unter allgemeinem Jubel das Te Deum an, um die hergestellte Eintracht der Kirche zu feiern. Sofort erhob dann Alexander aufs Neue die Klage gegen den Ketzer Cadalus, und sprach aufs Neue den Bann über ihn aus, den die ganze Versammlung mit ihrem Zuruf bestätigte. Das Schisma glaubte man damit beendigt.

Aber schon am folgenden Tage zeigte sich, wie wenig die Eintracht, die man hergestellt wähnte, in Wahrheit bestand. Auffällig genug war, daß Anno selbst nicht in der Sitzung erschien; vielleicht ahnte er, was die Gegner im Schilde führten. Kaum nämlich waren die Bischöfe zusammengetreten, so brach ein Aufstand in der Stadt aus, der ohne Frage von den Anhängern des Cadalus angestiftet war. Tobend durchzog eine bewaffnete Menge die Stadt und brach mit gezückten Schwertern in die Versammlung ein; die furchtbarsten Drohungen verlauteten gegen den Papst und seinen Anhang. Die Bischöfe ergriffen die Flucht, und schon wollte auch der Papst selbst das Weite suchen. Der Abt Wenzel von Nieder-Altaich hielt ihn zurück, und unerwartet schnell legte sich der wüste Tumult, als die Markgräfin Beatrix mit bewaffnetem Gefolge im Dome erschien. Ihr Auftreten schreckte die Unruhstifter; sie stoben auseinander, und alsbald sammelten sich die Bischöfe wieder. Die Geschäfte des Concils wurden aufgenommen und ohne weitere Störung an diesem und dem folgenden Tage fortgeführt. Alexander, nachdem er die Sitzungen geschlossen, begab sich nach Rom, die Bischöfe und die anderen Fürsten kehrten in ihre Heimat zurück. Anno hatte schon am

11. Juli den königlichen Hof wieder erreicht, der sich damals zu Allstädt in Thüringen aufhielt.

Der Kölner stand im Mittagsglanz seines Ruhms. Er hatte es sicherlich geglaubt, wenn ihn Petrus Damiani einst in stark geschminkter Rede als den Erretter der Reichs gepriesen hatte; nicht minder hielt er sich jetzt für den einzigen Mann, der die Kirchenreform im Augenblick der Gefahr vor dem Untergange bewahrt habe. Und obwohl weder das Eine noch das Andere der Fall war, hatte er sich doch um Kirche und Reich unbestreitbare Verdienste erworben. Das Schisma war zwar nicht beendet, aber mindestens ausgesprochen, daß Cadalus fortan nichts weiter als ein Parteiführer sei. Andererseits hatte das Papstthum dem Reiche doch einmal wieder Rede stehen müssen, und Roms Verhältniß zu den Normannen war ernstlich in Frage gekommen. So mochte Anno glauben dem Reich und der Kirche in gleicher Weise gedient zu haben, den Ansprüchen Beider gerecht geworden zu sein. Aber den Gefahren, welchen jede vermittelnde Stellung unterliegt, entging er deshalb mit Nichten. Weder Hildebrand hatte er zufrieden gestellt, noch den deutschen Hof; noch nach Jahren gedachte er mit Schrecken aller jener Widerwärtigkeiten, in welche ihn gerade jene Reise nach dem Concil verwickelt hatte. Bald genug mußte er sehen, wie sein Einfluß auf die Reichsgeschäfte mehr und mehr dahinschwand, und zugleich die bittersten Vorwürfe von der römischen Curie vernehmen, um welche er sich doch unvergleichliche Verdienste erworben zu haben glaubte. Noch im Juli 1064 wird Anno in einer Urkunde vom König als sein theurer Lehrer genannt; in den späteren Urkunden, die unter der vormundschaftlichen Regierung ausgestellt sind, wird seiner nicht mehr gedacht.

Seit Annos Reise nach Italien war Adalbert in den Besitz aller Geschäfte gekommen. Eine Stütze seines persönlichen Einflusses auf den König fand er, wie es scheint, in der Kaiserin, die während des Jahrs 1064 und bis in den Sommer des folgenden Jahres unausgesetzt am Hofe war und, wenn sie auch den Staatsgeschäften wohl fern blieb, doch das Herz des Sohnes beherrschte. Ihre mütterliche Zärtlichkeit und Adalberts Gefügigkeit mußten dem König die rauhen Lehren Annos immer unbequemer erscheinen lassen, zumal die Zeit seiner Mündigkeit heranrückte. So wurde der Erzbischof von Bremen der allmächtige Mann, obwohl er ohne einen bedeutenden Anhang dastand und selbst unter den Bischöfen wenige Freunde zählte. Siegfried, der sich dem Kölner nicht

hatte beugen wollen, stand noch immer hinter dem Bremer zurück; er verließ sogar im Spätjahr 1064 Deutschland auf längere Zeit und schloß sich einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande an.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten sich die Wallfahrten nach Jerusalem im Abendlande gemehrt, besonders in Frankreich. Auch in größeren Schaaren waren dort die Pilger öfters ausgezogen, während in Deutschland bisher nur Einzelne sich auf die beschwerliche Reise gemacht hatten. So war auch der Geschichtsschreiber Lambert im Jahre 1058 bald nach seinem Eintritt in das Kloster Hersfeld nach dem heiligen Grabe gepilgert. Es war fünf Jahre nach seiner Rückkehr, daß zum ersten Mal von Deutschland aus eine Pilgerfahrt unternommen wurde, welche die Gestalt eines förmlichen Kriegszuges annahm und im ganzen Abendlande gewaltiges Aufsehen erregte. Der vornehmste Herr im Zuge war Erzbischof Siegfried, den sein Vicedominus der Bamberger Dompropst Herrmann begleitete. Die Bischofe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht zogen mit stattlicher Begleitung aus, und große Schwärme von Reich und Arm, von Klerikern und Laien nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus England und Frankreich folgten. Auch den Aachener Dompropst Altmann, den Capellan der Kaiserin, sah man unter den Pilgern. Es sollen etwa 12,000 Pilger gewesen sein, die im November 1064 aufbrachen. Sie erreichten das Ziel ihrer Sehnsucht, aber nur nach vielen und gefährlichen Kämpfen. Noch einige Meilen von Jerusalem, bei den Ruinen des alten Antipatris (Chabarzaba), wurden sie am Charfreitag 1065 von Beduinenschwärmen überfallen und förmlich belagert, bis sie der Emir von Ramleh befreite. Die Meisten fanden auf der Pilgerfahrt ihr Grab; auch Bischof Günther, der sich auf dem Zuge den Ruhm eines Helden erworben hatte, ereilte noch nahe der Heimat der Tod. Am 23. Juli 1065 starb er zu Oedenburg. Der Propst Hermann hörte noch nicht seinen letzten Seufzer, als er schon Boten an seine Freunde in Deutschland schickte und sie aufforderte kein Geld zu sparen, um ihm das Bisthum Bamberg zu gewinnen. In der That trug er durch Bestechung der Hofleute die reiche Pfründe davon. Besser noch glückte es Altmann. Während seiner Abwesenheit war das Bisthum Passau erledigt worden, und die Kaiserin erwirkte, daß es ihm, während er noch in der Ferne weilte, übertragen wurde.

Wer wird in Abrede stellen, daß es vor Allem ein geheimnißvoller

religiöser Zug jener Zeit war, der so buntgemischte Schaaren aus Deutschland nach Canaan führte? Wir wissen überdies, daß der Glaube verbreitet war, Ostern 1065 werde das jüngste Gericht einbrechen, und solcher Aberglaube hat öfters ähnliche Pilgerfahrten hervorgerufen. „Um meiner Missethaten willen und aus Sehnsucht nach droben", schrieb Siegfried dem Papst, „gehe ich das heilige Grab des Herrn zu küssen." Aber Siegfried pflegte doch meist nur dann so andächtige Anwandlungen des alten Mönchs zu haben, wenn er sich in seinem Stolze als Erzbischof gekränkt fühlte, und gerade in demselben Briefe unterläßt er nicht Roms Beistand gegen den Bischof Burchard, Annos Neffen, anzurufen, der sich mit dem Pallium brüste und einen neuen Papst spielen wolle. Noch weniger war Günther eine devote Natur; ihn mochte die Lust an Abenteuern locken, oder auch er gehörte zu den Mißvergnügten. Alles in Allem, man wird sich schwer überzeugen, daß die Bischöfe diese Wallfahrt unternommen hätten, wofern sie die Achtung im Reiche gefunden, welche sie beanspruchten; die Wallfahrt erscheint vielmehr als eine Frucht der Unzufriedenheit, welche Anno und wohl noch mehr Adalbert durch ihr Regiment unter den Bischöfen erweckt hatten. Die Kaiserin suchte nach ihrer Entsetzung das Kloster; die vom Regiment entfernten Bischöfe zogen als Pilger zum heiligen Grabe. Und sie waren wundersame Pilger! Nicht mit dem Reisestab, Muschelhut und Kürbisflasche zogen sie aus, sondern hoch zu Roß, mit einer Unlast goldener und silberner Geräthe, mit einem unermeßlichen Gefolge und allem fürstlichen Prunk.

Ehe noch jene Bischöfe in die Heimat zurückkehrten, hatte die vormundschaftliche Regierung bereits ihr Ende erreicht. Am Dienstag nach Ostern (29. März 1065) wurde der König zu Worms feierlich mit dem Schwerte umgürtet. Zu seinem Schildträger wurde Herzog Gottfried, der mächtigste deutsche Fürst, bestimmt; die religiöse Weihe bei der Schwertleite vollzog Erzbischof Eberhard von Trier. Durch die Schwertnahme wurde der König, der jetzt in seinem fünfzehnten Jahre stand, mündig gesprochen. Es war eine Handlung von den wichtigsten Folgen, welche ohne die Einwilligung der Fürsten nicht geschehen konnte. Aber wir wissen, daß es besonders Adalbert war, der auf diese Maßregel drang, welche Annos Stellung als Magister des Königs ein Ziel setzte. Und wer mochte froher als Heinrich sein, als er endlich des lästigen Lehrmeisters enthoben wurde!

Lambert berichtet, wenn den jungen König nicht die Mutter zurückgehalten hätte, so würde er seine erste Waffenprobe an dem Erzbischof von Köln abgelegt haben und mit Feuer und Schwert sogleich über ihn gekommen sein. Der Geschichtsschreiber erwähnt hierbei ausdrücklich, daß es die Erinnerung an den Tag von Kaiserswerth war, welche dem Jüngling, sobald er sich seiner Freiheit bewußt wurde, die Hand an das Schwert führte. Agnes hatte jenen Tag längst verschmerzt; anders fühlte der Sohn Heinrichs III., und niemals ist seinem Gedächtniß entschwunden, wie ihn Anno einst gleich einem Gefangenen von der Rheininsel fortschleppte und er nahe daran war, den Tod in den Fluthen zu finden.

Und wie hinterließen die Vormünder dem König das Reich, welches sie im Auftrage der Fürsten geleitet hatten? Man wird nicht verkennen, daß manche Schäden gebessert waren, die Agnes' Schwäche verschuldet hatte. Aber Deutschland war im Innern von Parteiungen gespalten, die Kraft des Fürstenthums zum Schaden der Krone mächtig gewachsen, in Italien galt Gottfrieds Name mehr, als das Ansehen des Königs; die Eintracht zwischen Kaiserthum und Papstthum war kaum äußerlich hergestellt, und auch das war nicht ohne Schwächung der Krone erreicht. Welche Gedanken mußten in Heinrichs Seele aufsteigen, wenn er von den glanzvollen Tagen seines Vaters erzählen hörte!

5.

Erzbischof Adalberts Macht und sein Fall.

So wenig es möglich war, daß Heinrich, kaum zum Jüngling erwachsen, sofort selbst die Zügel der Herrschaft ergriff, nahmen die Dinge doch sofort eine neue Gestalt an. Mindestens war der König in der Wahl seiner Umgebung jetzt unbeschränkt, und das Reich, das unter der Vormundschaft in den Händen der hohen Aristokratie gelegen hatte, gewann wieder die alten monarchischen Formen. Dies war um so mehr der Fall, als ein so durch und durch königlich gesinnter Mann, wie Erzbischof Adalbert, unter den Rathgebern des Königs die erste Stelle behauptete und bald jeden anderen Einfluß verdrängte.

Die ersten Regierungshandlungen des mündig gesprochenen Königs waren Schenkungen an Klöster, mehr noch dem frommen Sinn der Mutter entsprechend, als seiner eigenen Gemüthsart. Zuerst wurde Fruttuaria bedacht, dann Lorsch, Hersfeld und andere Klöster. Agnes erscheint in den über diese Schenkungen ausgestellten Urkunden überall als Fürsprecherin; auch sie selbst erhielt im Mai 1065 vom Sohne nicht unerhebliche Schenkungen, um in ihren frommen Werken nicht beschränkt zu sein. Zugleich aber beschäftigten wichtigere Angelegenheiten den König und seine Rathgeber. Wie Otto III. gleich nach der Schwertnahme über die Alpen gezogen war, um die Kaiserkrone zu gewinnen, tauchte auch jetzt sogleich der Gedanke der Romfahrt auf. Unmittelbar nach der Mündigkeitserklärung des Königs, vielleicht schon zu Worms, wurde sie beschlossen und, wie wir glauben müssen, ziemlich einstimmig von den deutschen Fürsten gebilligt. Wenigstens wissen wir, daß Erzbischof Anno und Herzog Gottfried in keiner Weise dem Unternehmen entgegen waren.

Aus mehr als einem Grunde schien in der That ein schnelles Einschreiten des Königs jenseits der Alpen und die Herstellung der kaiserlichen Autorität gefordert. Die Macht der Normannen war bereits zu einer gefahrdrohenden Höhe gewachsen; ihr Verhältniß zum Papste war höchst bedenklich und rieth mit der Kaiserkrönung nicht länger zu säumen. Nicht minder beunruhigend war die Kirchenspaltung, welche in der Lombardei fortdauerte. Denn Cadalus, der Papst der Lombarden, hatte auch nach dem Concil von Mantua seine Stellung nicht aufgegeben; noch immer unterzeichnete er sich in seinen Urkunden als erwählten Papst, erließ als solcher Decrete und Privilegien, ordinirte und hielt die Messe mit allem allein dem römischen Bischof zustehenden Prunk. Auch zählte er noch zahlreiche Anhänger. Der Erzbischof Heinrich von Ravenna war ihm zu allen Zeiten treu geblieben, und viele lombardische Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Mailand, wandten sich nach dem Concil ihm abermals zu; selbst einer der römischen Cardinäle, der Lothringer Hugo der Weiße, hatte Hildebrand verlassen und sich auf Cadalus' Seite geschlagen. Daß Anno, die Seele der Beschlüsse von Augsburg und Mantua, so bald seine Bedeutung verlor, konnte die Hoffnungen des Gegenpapstes und seiner Anhänger neu beleben, und Gottfried, der im Winter 1064 Italien auf längere Zeit verließ, stand ihnen nicht mehr im Wege. So gewann das Schisma in der Lombardei

neue Nahrung, und nur das persönliche Einschreiten des Königs schien den Streit endlich beseitigen zu können.

Auch fehlte es nicht an Stimmen aus Italien selbst, die den König riefen. Der Partei des Cadalus hatten sich, seit Anno vom Hofe verdrängt war, neue Aussichten beim Könige Unterstützung zu finden eröffnet. Bischof Benzo berichtet, daß er mit einem Hülfegesuch seines Papstes über die Alpen gegangen sei, den König und Adalbert zu Quedlinburg angetroffen habe und mit dem Versprechen, daß der König bald selbst über die Alpen kommen werde, von ihnen entlassen sei. So viel scheint verläßlich, so unglaublich auch alles Andere ist, was der lügnerische Bischof in demselben Athemzuge meldet. Die Gesandtschaft Benzos wird in den November des Jahrs 1064 fallen, wo der König zu Quedlinburg verweilte. Aber auch von anderer Seite sehnte man sich, daß ein deutsches Heer einmal wieder über die Alpen steige. Selbst in der streng kirchlichen Partei gab es Männer, die ein Ende dieser Wirren nur von der Einsetzung des Königs in seine kaiserlichen Rechte erwarteten und keine andere Möglichkeit sahen, „dem alten Drachen" Cadalus den Garaus zu machen. Zu ihnen gehörte vor Allen Petrus Damiani. Wie er einst Heinrichs III. Romfahrt als das segensreichste Ereigniß für die Kirche gepriesen hatte, so setzte er jetzt alle Hoffnungen derselben auf den Sohn des großen Kaisers und predigte mit feuriger Zunge dessen Krönung zu Rom. Auch seine und seiner Freunde Stimme muß in Deutschland Wiederhall gefunden haben, wo man indessen eifrig die Rüstungen zur Romfahrt betrieb.

Schon im Mai wollte man aufbrechen. Herzog Gottfried und Anno waren marschfertig; sie hatten ihren Weg durch Burgund zu nehmen beschlossen, weil sie auf dem Wege über den Brenner, den die Hauptmasse des Heeres einschlagen sollte, Mangel an Lebensmitteln fürchteten. Da kam ihnen von Augsburg unerwartet die königliche Botschaft, der Zug sei auf den Herbst verschoben. Wir kennen die Thatsache nur aus einem Briefe Annos an den Papst, und obwohl Anno hier sagt, daß er die Gründe des Aufschubs nicht genau wisse, giebt er doch deutlich genug zu verstehen, daß die Rathgeber des Königs ihn erwirkt hätten, und deutet deren Beweggründe an. Diese hatten Alles vorher angewendet, um Anno und Gottfried zu Hause zu halten, um selbst freie Hand in Italien zu haben; als dies nicht gelang und sich der Kölner mit dem Herzog nur um so eifriger im Dienst des Königs

zeigte, setzten sie den Zug lieber aus, als daß sie ihn in Gemeinschaft mit jenen Männern ausführten, die bisher einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Angelegenheiten Roms und Italiens ausgeübt hatten. Unter den Räthen des Königs war aber Niemand, dessen Stimme gewichtiger gewesen wäre, als Adalberts, und keine Frage kann sein, daß er zumeist ein Unternehmen vereitelte, von dem er nur neue Triumphe für Anno und Gottfried erwarten mochte.

Die Hoffnungen, welche Cadalus an die Romfahrt Heinrichs geknüpft hatte, waren zerstört. So schwer er dies empfinden mochte, weit schwerer trug Petrus Damiani, daß der König nicht zur Beendigung des Schisma ausgezogen war. Es war damals, daß er an ihn einen offenen Brief erließ, in dem er seiner Sehnsucht nach einem starken Kaiserthum den lebhaftesten Ausdruck lieh und mit aller Energie die Romfahrt forderte. Die Hitze seiner Worte steigerte sich in diesem Aufrufe bis zur Vermessenheit, und er selbst wußte recht wohl, daß er sich der äußersten Gefahr aussetzte. Aber auch darauf ließ er es ankommen, wenn er nur das Eine erreichte, worin ihm die Rettung von Kirche und Reich beschlossen schien.

„Sollen die Annalen melden", schreibt er, „daß Nerva der Kirche den Frieden gegeben, Constantin sie befestigt und Theodosius sie erhöht habe, wenn sie aber zu Deinen Zeiten kommen, berichten: Heinrich hat sie zersplittert? Das sei ferne." Er stellt dem Könige alle Gefahren vor, mit welchen die Kirchenspaltung seine Krone bedrohe: die Zersplitterung des Reichs werde die weitere unausbleibliche Folge des Schisma sein; schon sehe man täglich, wie Städte und ganze Provinzen Italiens von Fremden — er meint offenbar die Normannen — an sich gerissen würden; so werde auch das Kaiserthum selbst schließlich an ein anderes Volk kommen, denn schon öfters habe die Weltherrschaft gewechselt. „Verschließe Dein Ohr", ruft er ihm zu, „den schlechten Räthen, erhebe dich feurig im Geist zu männlicher Stärke, strecke der sinkenden Mutter die Hand entgegen und vertreibe von ihr den bösen Geist, wie der Erzengel Raphael einst von Sara, Raguels Tochter, that (Tobias 8, 3). Dann wirst Du, wie einst Augustus sagte: Ich habe Rom von Ziegelsteinen gefunden und hinterlasse es von Marmor, so von Dir mit viel höherem Ruhme sagen können: Ich fand die römische Kirche, als ich ein Knabe war, am Boden darnieder liegend, aber ehe ich ein Mann ward, richtete ich sie empor."

Ausführlich erörtert Petrus das Verhältniß des Königthums und

Priesterthums im christlichen Staate. Er zeigt, wie sie in der engsten Verbindung stehen und sich gegenseitig unterstützen sollen: mit dem Schwerte werde der König umgürtet, um die Feinde der Kirche zu treffen. Mit deutlicher Hinweisung auf die vor Kurzem erfolgte Schwertleite des Königs redet er ihn an: „Weshalb wirst Du gewappnet, wenn Du nicht kämpfst? Weshalb mit dem Schwert umgürtet, wenn Du den Feinden nicht entgegentrittst? Wer sorglos im sommerlichen Schatten ruht, kann der von Siegen reden? Fürwahr umsonst trägst Du das Schwert, wenn Du die Feinde Gottes nicht triffst. Lege also die Hand an den Griff und stürme einher, wie David gegen die Amalekiter; mit der Kraft des Blitzes, wie er jene Räuber überwand, durchbohre die Feinde der Kirche. Cadalus fühle das Regen der königlichen Majestät und fürchte den Fürsten der Erde, da er den König des Himmels zum Kampf herauszufordern sich vermessen hat. Das ganze Reich ergreife die Waffen, daß das Priesterthum Bestand gewinne, und die ganze Priesterschaft erhebe sich zum Gebet, daß das Reich erhöht werde. Deshalb betet für Dich die gesammte Kirche, daß sie durch Deine Thaten für sich Ruhe gewinne und durch ihre Fürbitten Dein Ruhm wachse." Zuletzt erinnert Petrus den jungen König an das Beispiel seines Vaters, an „den herrlichen Kaiser glänzenden Andenkens, der die Kirche so hoch erhob"; der Zweig solle nicht von dem Stamme entarten, an dem er entsprossen sei. Er entschuldigt die Kühnheit seiner Rede, aber der König habe in ihm nicht einen Widersacher, sondern einen treuen Rathgeber. Wenn er seinem Rathe folge, Cadalus vernichte und die Einheit der Kirche herstelle, so hoffe er ihn bald in der Kaiserkrone zu sehen; anderenfalls — er wagt nicht auszusprechen, was er dann fürchtet.

Der alte Mönch durchschaute, wie man sieht, mit großem Scharfblick die Weltlage. Sein Schreiben berührt die wichtigsten Zeitfragen und bezeichnet den einfachsten Weg zu ihrer Lösung; der Ausdruck, so kühn er ist, trägt den Stempel der Würde. Man hätte wünschen mögen, sein Rath wäre am deutschen Hofe mehr beherzigt worden, als er es wurde. Offenbar wollte Petrus nichts Anderes, als daß die Herrlichkeit des Kaiserthums sich von Neuem entfalte, um Cadalus zu Grunde zu richten und die Einheit der Kirche unter Papst Alexander herzustellen. Man könnte danach wohl meinen, Petrus sei auch hier nur der Anwalt des Papstes und Hildebrands gewesen und der Brief lediglich in ihrem Auftrag geschrieben, wie einst die Schrift über den Augsburger Synodal-

streit. Aber diese Meinung wäre durchaus irrig; wir wissen vielmehr, daß der Papst und Hildebrand der Romfahrt des jungen Königs mit aller Entschiedenheit widerstrebten, und sie werden dieses Schreiben des Petrus an den König noch entschiedener mißbilligt haben, als einst vor dem Mantuaner Concil seinen Brief an Anno.

In der römischen Curie hatte man nicht vergessen, in welche abhängige Lage die Romfahrten Ottos III. und Heinrichs III. das Papstthum gebracht, wie sie deutsche Päpste auf den Stuhl Petri geführt hatten. Noch war mit dem königlichen Hofe keineswegs Alles auf das Reine gebracht; namentlich hatte man das Einverständniß mit den Normannen zu rechtfertigen, fürwahr keine leichte Aufgabe. Hildebrand konnte nicht entgehen, wie bedenklich sich für ihn und seine Freunde die Dinge gestalten könnten, wenn jetzt wieder einmal das Kaiserthum in seiner ganzen Hoheit mitten in diese Wirren Italiens hineintrat, und selbst im günstigsten Falle ließ sich der kaiserlichen Majestät eine Obedienz nicht verweigern, deren man schon ledig zu sein glaubte. Alles in Allem, die Anhänger Hildebrands fürchteten die Kaiserkrönung ebenso sehr, wie sie Petrus wünschte, und das eigenthümliche Verhältniß des Bischofs von Ostia, der von seinem einsamen Fonte Avellana aus die großen Dinge mit seinen eigenen Augen anzusehen liebte, zu den Mächtigen in Rom spannte sich mehr und mehr. Petrus beschwerte sich, daß er auf das Unwürdigste vom Papst behandelt werde; er verwünschte das Anathem über Heinrich von Ravenna, unter welchem eine der ersten Kirchen Italiens, die seiner eigenen Vaterstadt, leide. Im Zorn droht er einmal dem Papst, ein Geheimniß zu veröffentlichen, welches er kaum noch verschweigen könne. „Noch hat es Rom nicht vernommen, noch Niemand diese Sache von mir gehört, welche den Ruf Eurer Heiligkeit vernichten kann." Er macht kein Hehl daraus, das seine persönliche Zuneigung zum Papst nicht sowohl ermattet, als vielmehr völlig erstorben sei und nur durch bestimmte Beweise seiner Gnade wieder erweckt werden könne.

Sonderbar, daß zu derselben Zeit auch Anno Veranlassung zu den größten Beschwerden wider Rom fand und gegen den Papst eine kaum minder deutliche Sprache, als Petrus, führte. Daß er zur Romfahrt gerathen, daß er mit Eifer die Rüstungen gefördert hatte, war zu Rom sehr übel vermerkt worden; man besorgte das Aergste von dem Ehrgeiz des Mannes und legte ihm — unglaublich wäre es, wüßten wir es

nicht aus seinem eigenen Munde — sogar die Absicht unter, den Zug nur zu betreiben, um Alexander zu stürzen und selbst den Stuhl Petri zu besteigen. Der Papst selbst hatte gegen solche Verdächtigungen sein Ohr nicht verschlossen und gab dadurch Anno Veranlassung zu dem bereits oben (S. 114) erwähnten Schreiben, welches reicher an Beschwerden als an Entschuldigungen ist. „Wenn solche Gerüchte", schreibt Anno dem Papst, „bei Euch Eingang gefunden haben, so bedaure ich mehr Euch, als mich. Denn wie war es möglich, daß ein so heiliger und kluger Mann sich durch die unglaublichste Lüge der sinnlosen Masse verblenden ließ! Habe ich nicht mehr, als alle Anderen, und in Wahrheit allein bis auf diesen Tag für Eure Ehre mit allem Fleiße gearbeitet? Und jetzt sollte ich, was ich vor der gesammten Kirche in Italien und Deutschland öffentlich voll Eifer zu vertreten begonnen habe, selbst bekämpfen? Wenn ich dies auch nicht in Person thäte, wenn ich es nur durch einen Anderen geschehen ließe, würde ich dann nicht verdammlicher, als ein Judas, erscheinen? Uebrigens fehlt so viel daran, daß ich dauernd, selbst wenn ich es könnte, in Rom sein möchte, daß ich auch nur auf eine Stunde zum Gebet dorthin nicht gern käme. Daher laßt Euch, ich bitte Euch, von Niemand solche Dinge über mich einreden. Denn so wahr mir Gott helfe, ich wünsche Roms Macht ungeschmälert, besonders so lange Ihr lebt."

Seine Thätigkeit für die Romfahrt rechtfertigt Anno vor dem Papst durch den Hinweis auf Herzog Gottfried, dessen Treue doch über allen Zweifel erhaben sei und mit dem er sich auf das Engste in dieser Sache habe verbinden wollen. Sehr bezeichnend sind dann die Ermahnungen, die er an den Papst richtet, und die am besten zeigen, welche Befürchtungen dieser vor Allem hegte. „In dieser gewaltigen Verwirrung und Verwickelung aller Dinge", schreibt er, „müßt Ihr den königlichen, den geraden Weg verfolgen, und Nichts, hoffe ich, wird Euch eine demüthige Rolle zu spielen zwingen. Denn Ihr habt die gewichtige Thatsache für Euch, daß Ihr zuerst auf den apostolischen Stuhl erhoben seid. Und dann, als man Eure Erhebung mehr aus Leichtfertigkeit, als um der Gerechtigkeit willen in Frage stellte, seid Ihr zweimal und dreimal zu Eurem Bischofssitz auf den Befehl des Königs in gebührender Weise zurückgeführt worden; Fürsten, Bischöfe, Herzoge und Markgrafen haben Euch dabei das Geleit gegeben. Deshalb laßt alle Besorgniß fahren; so lange Herzog Gottfried und ich leben, werden wir Euch niemals ver-

lassen. Hätten wir auch keinen anderen Grund nach Italien zu gehen, der allein würde uns genügen: daß wir unter Gottes Beistand für Kirche und Reich Fürsorge treffen könnten, damit beide nicht ganz von denen zu Grunde gerichtet werden, die sie jetzt in ihrer Gewalt zu haben meinen und doch am wenigsten haben sollten, oder von anderen Leuten ihrer Art."

So schrieb Anno an den Papst, in seinen Anschauungen sich jetzt, wie früher, mit Petrus Damiani vielfach begegnend. Doch die Stimmung der römischen Curie traf er nicht besser als jener. Der Papst und Hildebrand wollten sich einem neuen Kaiser nicht beugen, noch weniger aber dem Stolz Annos und der Gunst Gottfrieds ihre Stellung verdanken. An die Möglichkeit einer dauernden Ausgleichung zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum glaubten sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht. Alle ihre Wünsche waren gegen die Romfahrt, und diese Wünsche wurden erfüllt; wie im Frühjahr, kam auch im Herbst der Römerzug nicht zu Stande.

Wir wissen, daß es vor Allem Adalbert mit seinen Genossen war, der einem Unternehmen entgegentrat, von dem sich Anno und Gottfried großen Gewinn versprachen. Es liegt auf der Hand, daß sich seine Interessen hier mit denen Hildebrands auf das Eigenthümlichste begegneten, so entgegengesetzt sie auch sonst sein mochten. Für den Augenblick waren der Vorfechter des alten Kaiserthums und der Begründer der geistlichen Hierarchie offenbar gleichsam Bundesgenossen. Aber waren sie sich dessen auch bewußt? Standen und handelten sie hier im Einverständniß mit einander? Das sind Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen.

Täuscht nicht Alles, so war in der That ein solches Einverständniß vorhanden, und eine seltsame Verkettung der Interessen führte Adalbert und Hildebrand zu einander.

Fest steht, daß gerade zu der Zeit, wo der Römerzug die Gemüther beschäftigte, eine Gesandtschaft vom Könige und Adalbert nach Rom abging; als ihren Zweck erfahren wir allerdings nichts Anderes, als daß sie einen großen Anschlag gegen die Reichsabteien, von dem bald weiter die Rede sein wird, vorbereiten und die päpstliche Einwilligung dazu gewinnen sollte. Zu diesem Schritt ließen sich der Papst und seine Rathgeber freilich nicht verleiten. Gewiß ist aber, daß sich in anderen Dingen um dieselbe Zeit Rom dem Bremer Erzbischof willfährig genug erwies, und so werden jene Gesandten wohl auch andere Aufträge gehabt haben. Adalbert hatte sich über Harald Hardrade, den König von Norwegen,

zu beschweren, der die Bischöfe seines Reichs in England und Frankreich weihen ließ; der Papst gebot nun Harald, die Bischöfe nach Bremen zu senden. Die dänischen Suffragane verweigerten ihrem Metropoliten den Gehorsam; der Papst wies sie zu demselben an und gab seine Einwilligung zu einer großen Synode, welche zu Schleswig alle Bischöfe des Nordens vereinigen sollte und mit jenem ungeheuerlichen Plan eines nordischen Patriarchats in Verbindung stand, den Adalbert jetzt wieder aufgenommen hatte, da auch Svend Estrithson auf das dänische Erzbisthum zurückgekommen war. Offenbar stand der Bremer mit dem Papst und Hildebrand damals in gutem Vernehmen: und wie anders hätte dies herbeigeführt werden sollen, als indem sie sich über die wichtigsten Angelegenheiten, die sie im Augenblick beschäftigten, zu verständigen wußten?

Man hat oft Adalbert als einen entschiedenen Anhänger des Cadalus und ebenso entschiedenen Widersacher Alexanders dargestellt, Beides mit Unrecht und ohne einen stichhaltigen Beweis. Adalberts Verhältniß zu den streitenden kirchlichen Parteien in Italien richtete sich, so viel wir sehen, lediglich nach der Politik, die er in Deutschland zur Erhaltung seiner Macht einzuschlagen für nöthig hielt. Deshalb ist auch nicht zu verwundern, wenn er sich doch bald darauf mit Cadalus und den Lombarden in neue Verbindungen einließ. Es sind nicht leere Worte, wenn Petrus Damiani den König vor seinen allgewaltigen Räthen warnt, die bald sich mit schmeichlerischer Gunstbuhlerei für Gönner Alexanders ausgäben, bald Cadalus die besten Aussichten eröffneten, sich im Stillen aber an der Fortdauer der Kirchentrennung erfreuten und sie zu erhalten suchten. Petrus setzt diese Räthe andern rechtschaffenen Männern im Rathe des Königs entgegen, und so gewiß er bei diesen an Anno und dessen Freunde denkt, so gewiß bei jenen an Adalbert mit seinen Genossen.

Obschon die Anhänglichkeit des Erzbischofs von Bremen an den König nicht zu bezweifeln steht, so hat er doch der kaiserlichen Macht einen unberechenbaren Schaden zugefügt, als er die Romfahrt im Jahre 1065 vereitelte. Damals hätte Heinrich als Kaiser ein schwerwiegendes Wort der Entscheidung in den kirchlichen Wirren zu sprechen vermocht; Niemand hätte damals seine kaiserliche Macht ernstlich anfechten können. Es verstrichen nun noch zwölf Jahre, ehe der König die Alpen überstieg, und dann kam er nach Italien, um in Canossa als reuiger Sün-

der zu büßen; andere sieben Jahre vergingen, ehe er den kaiserlichen Namen gewann, und von allen Seiten wurde ihm da dieser Name bestritten.

Im Sommer 1065 verließ die Kaiserin Mutter nach mehr als jährigem Aufenthalt am Hofe abermals Deutschland und ging nach Rom, wo sie in der Kirche der heiligen Petronilla neben dem Vatican nun für gewöhnlich ihren Wohnsitz nahm. Seitdem hatte Adalbert nicht nur auf die Staatsgeschäfte, sondern auch auf die Person des Königs einen unbegrenzten Einfluß. Neben ihm stand als Günstling des Königs ein junger Graf Werner, dessen Charakter als hitzig und gewaltthätig geschildert wird; doch auch Werner war, wie es scheint, ganz von dem Bremer abhängig.

Niemand konnte von Adalbert erwarten, daß er den Neigungen und Launen des königlichen Jünglings entgegentreten würde; er gefiel sich eben darin, ihm und gerade ihm allein zu dienen. Aber von einem Manne seiner Denkart und seiner Erfahrungen stand zu hoffen, er werde das Interesse der Krone nach Kräften wahren, und seine vorgerückten Jahre schienen eine Bürgschaft mindestens dafür zu geben, daß er die Gewalt der Leidenschaften zu bezähmen gelernt habe. Aber in Beidem täuschte man sich; denn gerade jetzt erst traten die ganze Eitelkeit, die ganze Herrschsucht und Habgier, wie die ganze Härte seiner Natur an den Tag. Es war, als ob das Glück alle besseren Eigenschaften des Mannes zu Grunde gerichtet habe. Der Mißgunst der Fürsten konnte Adalbert nimmer entgehen, aber traurig genug, daß er es in wenigen Monaten dahin brachte, daß der allgemeine Haß ihn mit Recht traf, die Hand Aller sich gegen ihn erhob und die Krone einer neuen schmählichen Demüthigung unterworfen wurde.

Die Unzufriedenheit über Adalberts Verwaltung war bald über das ganze Reich verbreitet, äußerte sich aber am freiesten in seiner unmittelbaren Nähe. Für Nichts war er besorgter, als für den Glanz seiner Kirche; mehr wandte er ihr an Schenkungen und Privilegien zu, als irgend einer seiner Vorgänger; der Besitzstand Bremens ließ sich schon mit dem von Köln und Würzburg vergleichen. Auch hatte man dort für den Augenblick vor den Billingern Ruhe. Graf Hermann, der

für seine im Ungarnkriege geleisteten Dienste nicht nach Gebühr belohnt zu sein glaubte, hatte zwar im Jahre 1064 eine neue Fehde erhoben, aber seinen Friedensbruch nach dem Urtheil des Pfalzgerichts mit dem Exil büßen müssen; seitdem verkrochen sich die Billinger scheu vor ihrem mächtigen Widersacher, und Adalbert selbst hatte unbesorgt die Rückkehr Hermanns aus der Verbannung geschehen lassen. Beneidenswerth schien Bremens Lage, während sein Erzbischof das große Kaiserreich regierte — und doch hörte man gerade dort die lautesten Klagen. So viele Schenkungen auch Bremen erhielt, es begann mehr und mehr zu verarmen. Das glänzende Hofleben Adalberts und seine kolossalen Unternehmungen verschlangen alle Einkünfte des Stifts, so daß die Domherren zu darben anfingen. Nicht allein die kostbaren Kirchenbauten wurden fortgesetzt, sondern auch Burgen rings um die Stadt errichtet, und zum Ueberfluß ließ der Erzbischof Weingärten sogar in dem kalten Lande anlegen. „Alles wollte er haben", sagt Adam von Bremen, „was es irgendwo in der Welt Prächtiges gab." Selten war Adalbert daheim; kam er einmal nach Bremen, so war sein Besuch ein Schrecken für Alle, da ein solcher stets neue und drückende Steuern herbeizuführen pflegte.

Und nicht minder murrte man in den Harzgegenden, wo Adalbert mit dem König während des ganzen Herbstes und Winters 1065 Hof hielt. Schon weigerten sich die Harzbewohner die gewohnte Verpflegung dem Hofe zu geben; die Bedürfnisse desselben mußten gekauft oder erpreßt werden. Alles Unheil des Landes maß man dem Erzbischof bei, der es aussauge, um seine „Alleinherrschaft voll offenbarer Tyrannei", die er sich als Vertrauter des Königs erschlichen, nicht einzubüßen. Wohin man hörte, vernahm man hier Klagen über die Noth der Zeit und Verwünschungen des Erzbischofs.

Während so der Unmuth des Volks von Tage zu Tage stieg, lebte Adalbert im Kreise seiner Schmarotzer und Schmeichler selige Tage. Sie sprachen ihm davon, daß er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten habe und ihm die Regierung des Reichs auf lange Zeit hin gesichert sei; sie begrüßten ihn als den Patriarchen des Nordens, wie er es gern sah; sie prophezeiten ihm, daß er noch einst den Stuhl Petri besteigen und dann die goldene Zeit aufs Neue hienieden anbrechen würde. Engel, sagten sie, hätten ihnen das Alles verkündet, und der eitle Mann war schwach genug solchen Reden sein Ohr zu leihen. Er schien sich der Glücklichste aller Sterblichen in dem Glanz, der ihn von

allen Seiten umgab und den er mit ungeheuren Kosten aufrecht erhielt. Mit allen seinen Gegnern hoffte er bald fertig zu werden, und die Billinger hörten es nicht ohne Bangen, wie er wohl verlauten ließ, daß er die frechen Verwüster der Kirchengüter bald ganz aus der Welt schaffen werde. Er ahnte nicht, wie nahe sein eigener Sturz war, den ein an sich kaum gefährlich scheinendes Unternehmen herbeiführte.

Um seinen wachsenden Verhältnissen genügen zu können, war Adalbert schon im Frühjahr 1065 auf den Gedanken gekommen, sich die Einkünfte der reichen Abteien Lorsch und Korvei, die unmittelbar vom Reiche abhängig waren, schenken zu lassen. Der König fügte sich hierin, wie in Allem, seinen Wünschen, und sogleich wurden Boten nach Rom geschickt, um auch den Papst für die Sache geneigt zu stimmen. Die Klöster waren des Schutzes durch Rom damals sicher, und die Antwort, die Adalbert erhielt, entsprach nicht seinen Erwartungen, doch war ein ernstes Auftreten des Papstes gegen ihn bei der Lage der Dinge kaum zu erwarten. Der Plan wurde weiter verfolgt, und Adalbert hoffte auch die Geneigtheit der Fürsten für seine Absicht zu gewinnen, indem er ihnen theils die Schenkung anderer Abteien in Aussicht stellte, theils sie durch andere Wohlthaten sich zu verpflichten bemüht war.

Vom Sommer 1065 an zeigte Adalbert die größte Regsamkeit für die Durchführung seiner Absichten. Zuerst suchte er Anno zu bestechen, den er noch immer am meisten zu fürchten hatte. Im Juni erhielt der Kölner die reiche Abtei Malmedy, welche bis dahin mit Stablo in enger Verbindung und unter demselben Abt gestanden hatte, dazu kamen Kornelismünster bei Aachen und Vilich bei Bonn; im August gewann Anno dann noch eine Schenkung für das von ihm begründete und bevorzugte Kloster Siegburg. So sehr sich der Abt von Stablo auch sträubte Malmedy herauszugeben, Anno wußte sich mit Gewalt in den Besitz der Abtei zu setzen und darin zu behaupten; die Verwaltung derselben übertrug er dem Abt von Brauweiler, die fetten Einkünfte flossen in seine eigene Tasche. Wie Adalbert Anno in seinen Plan hineingezogen hatte, geschah es dann auch mit anderen Bischöfen. Der Bischof Einhard von Speier empfing die Abteien Limburg und St. Lambert an der Hardt, Rumold von Konstanz Reichenau, Altwin von Brixen Polling, Ellenhard von Freising Benedictbeuern.

Inzwischen hatte Adalbert auch die einflußreichsten weltlichen Fürsten in sein Interesse zu ziehen gewußt. An Otto von Nordheim kam

die Abtei Altaich, das reichste und angesehenste Kloster damals in Baiern, an Herzog Rudolf von Schwaben die Abtei Kempten an der Iller. Der Letztere war seit dem Sturz der Agnes vom Hofe fern gehalten worden und hatte den Haß eines Günstlings früherer Tage zu tragen gehabt; erst seit der Schwertnahme des Königs kehrte er wieder in die Stellung zurück, welche ihm als dessen Schwager gebührte. Er hatte einen Bruder, Adalbero mit Namen, der wegen eines lahmen Beines unfähig für das Waffenleben schien und in das Kloster St. Gallen getreten war. Die Ruhe und fette Kost des Klosters hatten gut bei ihm angeschlagen; Adalbero gedieh in riesiger Körperkraft und zugleich zu einem Leibesumfang, der Jeden mit Entsetzen erfüllte. Man hätte diesen sonderbaren Mönch hinter den Mauern von St. Gallen belassen sollen, aber im Sommer 1065 wurde er zum allgemeinen Aergerniß auf den erledigten Bischofsstuhl von Worms erhoben. Es war offenbar ein Liebesdienst, den Adalbert Herzog Rudolf erwies, um ihn desto fester an sich zu ketten. Auch auf die Dienstwilligkeit Herzog Gottfrieds glaubte Adalbert zählen zu können. Am 28. August dieses Jahres starb der alte Herzog Friedrich von Nieder-Lothringen, einer der wenigen Treuen in einer treulosen Zeit, und wenn Gottfried nun das alte Herzogthum seines Hauses, um welches er zwanzig Jahre geworben und gekämpft hatte, endlich erhielt, geschah es sicherlich nicht ohne Zuthun des allmächtigen Erzbischofs.

Adalbert glaubte jetzt seiner Sache sicher zu sein und ließ sich am 6. September 1065 die Schenkungsurkunden über Lorsch und Korvei ausstellen. Aber sofort begegnete er in diesen Klöstern selbst einem so ernsten Widerstande, wie er ihn nicht erwarten konnte. Der Abt von Lorsch gebot über eine Schaar von 1200 Vassallen und Ministerialen, und diese zeigten nicht die geringste Neigung, die Selbständigkeit ihres Klosters preiszugeben und sich dem Bremer zu unterwerfen. Sie rüsteten sich gegen ihn, befestigten eine Anhöhe in der Nähe des Klosters und ermunterten den Abt seine Freiheit mit aller Hartnäckigkeit zu behaupten. In der That spottete der Abt aller Drohungen des Königs und des Erzbischofs. Als er nach Goslar beschieden wurde, weigerte er sich zu kommen; als man ihm seinen Stab abforderte, behielt er ihn trotz des königlichen Befehls. Nur mit Gewalt konnte Adalbert, wie er sah, sich der Abtei bemächtigen, und auch gegen Gewalt hatten sich die Ritter des Klosters gerüstet. Ebenso weigerte sich in Korvei

der Abt hartnäckig das Kloster dem Erzbischof zu übergeben. Deshalb dachte dieser darauf, wie er den Abt entfernen könnte, und scheute selbst eine plumpe Lüge nicht, um seinen Zweck zu erreichen. Er gab vor, in dem fernen Istrien sei der Bischof von Pola gestorben, und ließ den Abt zu dessen Nachfolger ernennen. Aber man erfuhr bald, daß der dortige Bischof sich der besten Gesundheit erfreue, und der Abt blieb in dem Kloster. Noch andere Listen versuchte Adalbert, um sich in den Besitz von Korvei zu setzen, aber sie hatten um so weniger Erfolg, als sich Otto von Nordheim *) unerwarteter Weise eifrigst des Klosters annahm. Allerdings hatte dieser die Verleihung von Altaich Adalbert zu danken, aber er war immer der Mann, der sich dem Zwange der Dankbarkeit am liebsten durch Undank entzog.

Ottos Benehmen zeigte, daß Adalbert bei den Fürsten trotz der großen Opfer an Reichseinkünften seinen Zweck nicht erreicht hatte, und mit der Unbesonnenheit, die ihm eigen war, reizte er ihre Mißstimmung und Eifersucht bald nur noch stärker. Im October und November 1065 ließ er sich neue Schenkungsurkunden vom Könige ausstellen und dadurch mehrere alte Königspfalzen, wie Duisburg und Sinzig am Rhein, übertragen. Seine Habgier schien kaum noch Grenzen zu kennen; es lag im Interesse des Reichs selbst, ihr entschlossen entgegenzutreten. Alles Danks gegen ihn hielten sich die Fürsten entbunden und sannen nur darauf, wie sie ihn möglichst schnell vom König entfernten. Inzwischen war auch Siegfried von Mainz, der alte Ränkeschmied, aus dem gelobten Lande zurückgekehrt; er kam zur rechten Stunde, um sich wieder zur Geltung zu bringen, und ließ sich den günstigen Moment nicht entgehen.

Adalbert hatte sich nicht allein verhaßt, sondern auch verächtlich gemacht. Die Romfahrt hatte er aufgegeben und führte mit den Mönchen von Lorsch und Korvei kleinliche und ruhmlose Kriege. Obschon er sich für den mächtigsten Mann der Welt hielt und vom König noch immer dessen „Patron" nennen ließ, hatte sich in diesen Streitigkeiten doch seine Ohnmacht deutlich genug verrathen. Man konnte beklagen, daß er seine Gewalt nur benutzt hatte, um seinem Namen den guten Klang zu rauben, den er vordem gehabt, aber viel bedauernswerther war doch der Mißbrauch, den er zugleich mit dem Namen des Königs

*) Otto von Nordheim war Vogt von Korvei.

getrieben hatte. Wie viele Sünden der vormundschaftlichen Regierung hatte das Regiment des jungen Königs gut zu machen und hätte es gut machen können, wenn er recht berathen wurde! Es war Adalberts Schuld, wenn das neue Regiment nicht allein einen unbedeutenden, sondern geradezu verderblichen Gang nahm, wenn der zauberisch wirkende Glanz einer neuen Herrschaft sogleich getrübt und die Majestät in die kleinlichsten Händel verwickelt wurde. Kein Jahr war seit der Schwertnahme Heinrichs verflossen, so stand man vor einer neuen Umwälzung aller Verhältnisse des Hofs und des Reichs. Adalberts Sturz war unvermeidlich und gewiß nicht zu bedauern, aber verhängnißvoll wurde es, daß sich mit ihm eine neue Beschimpfung des jungen Königs verband, die sich noch weniger, als die Schmach von Kaiserswerth vergessen ließ.

Das alte Spiel begann von Neuem. Die Fürsten tagten mit einander und beriethen das Wohl des Staats. Daß der Sturz Adalberts vor Allem nothwendig sei, ehe an bessere Zustände zu denken: darin waren Anno von Köln und Siegfried von Mainz, Otto von Baiern, Berthold von Kärnthen und Rudolf von Schwaben und ihre Gesinnungsgenossen einig; wohl auch Gottfried von Lothringen, obwohl er auch diesmal sich einer unmittelbaren Theilnahme an dem Unternehmen enthalten zu haben scheint. Diese geistlichen und weltlichen Herren verstanden sich überhaupt jetzt besser, als man nach ihren früheren Begegnungen hätte erwarten sollen; alle Feindseligkeiten waren vergessen, so lange der Bremer noch in der Macht stand. Man beschloß endlich auf einem Reichstage, welchen der König auf die ersten Tage des Januar nach Tribur berufen hatte, ihn zur Entlassung Adalberts mit Gewalt zu zwingen.

Der Hof hatte sich über Korvei und Ingelheim nach Mainz begeben, wo er das Weihnachtsfest beging. Es war eine traurige Reise gewesen, die dem Könige seinen vertrautesten Freund gekostet hatte. Graf Werner war einigen seiner Vassallen, als sie zu Ingelheim mit den Einwohnern in Streit geriethen, zur Hülfe geeilt, aber in dem Handgemenge, welches sich entspann, selbst um das Leben gekommen. Den vornehmen jungen Mann, welcher dem Könige so nahe stand, hatte ein gemeiner Knecht, nach Anderen sogar eine herumziehende Tänzerin, mit einer Keule niedergehauen: fürwahr ein wenig rühmliches Ende! Und bald gestalteten sich die Verhältnisse um den König

und Adalbert noch trübseliger. Als der Erzbischof den König nach Tribur geleitet hatte, eilte er selbst nach Lorsch; sein Erscheinen, hoffte er, werde hier sofort jeden Widerstand niederschlagen. Aber wie sehr hatte er sich getäuscht! Er fand in Lorsch die Vassallen und Ministerialen zum Kampf gegen sich gerüstet und mußte alsbald den Rückweg antreten. Wie ein Flüchtling erschien er wieder in Tribur, wo sich inzwischen die Fürsten zum Reichstag sammelten. Und kaum war dieser eröffnet, so verlangten sie vom Könige, daß er alle auf den Rath Adalberts getroffenen Verfügungen aufhebe und ihn aus seiner Nähe entferne.

Ein unerhörtes Beginnen, welches jede Faser im Herzen des Königs erbeben machte. Heinrich machte Ausflüchte; er hoffte noch im ersten Augenblick den Fürsten zu entkommen. Adalbert entwarf einen Fluchtplan, der in der nächsten Nacht ausgeführt werden sollte, aber von den eigenen Dienstleuten des Königs wurde er verrathen und vereitelt. Kaum konnte Heinrich am andern Tage den Erzbischof noch vor den ärgsten Gewaltthaten in der Versammlung schützen. Schimpflich mußte Adalbert in der nächsten Nacht die Hofburg mit seinen ergebensten Anhängern räumen; der König gab ihm eine bewaffnete Mannschaft mit, um ihn mindestens vor Mißhandlung auf der Reise zu sichern. Der Erzbischof nahm seinen Weg nach Bremen, der König blieb in Tribur zurück.

Heinrich war nun abermals gleich einem Gefangenen in den Händen der Fürsten, wie einst am Tage von Kaiserswerth. Aber damals war er ein Knabe, jetzt war er zum Jüngling gereift und mit den Waffen bekleidet; damals hatte man dem Regiment seiner Mutter ein Ende gemacht, jetzt beraubte man gleichsam ihn selbst der Regierung und unterwarf ihn aufs Neue einer Bevormundung. Denn das war auch diesmal das nächste Resultat des geglückten Anschlags, daß eine Reichsregierung eingerichtet wurde, welche von den Fürsten abhängig und ihnen verantwortlich sein sollte. Anno mochte glauben, daß die Zustände sich seit dem Jahre 1062 nicht verändert hätten; in vier Jahren konnte er, der alternde Mann, wesentlich derselbe geblieben sein. Aber Heinrich war in dieser Zeit ein Anderer geworden, und ein Zwang, den er früher schon widerwillig genug trug, wurde ihm jetzt unerträglich. Sein Herz erfüllte sich immer mehr mit Haß gegen Anno und seine Genossen.

6.

Heinrich IV. unter dem Zwange der Fürsten.

Während des Januar 1066 blieben die Bischöfe und Fürsten in Tribur zusammen, um die Lage des Reichs zu berathen. Es lag in der Natur der Dinge, daß sie dem Könige ihren Willen aufzwangen, und die Reichsregierung, die sie einrichteten, wieder völlig den aristokratischen Charakter gewann, den Adalbert zu beseitigen gesucht hatte. Fürstentage folgten in der nächsten Zeit auf Fürstentage, und alle wichtigen Angelegenheiten wurden auf ihnen berathen. Die Verwaltung der laufenden Geschäfte wurde einzelnen Bischöfen in einem gewissen Wechsel übergeben. Der geschäftsführende Bischof wurde von den Fürsten erwählt; wie oft der Wechsel eintrat, ist nicht deutlich. Absichtlich scheint man von der Wahl die Erzbischöfe ausgeschlossen zu haben, um die Rückkehr zu den früheren Zuständen unmöglich zu machen. Im Jahre 1067 führte, wie die Urkunden zeigen, meist Ebbo von Naumburg die Geschäfte, im October 1069 Hermann von Bamberg, zu anderen Zeiten wohl andere Bischöfe des Reichs. Wie lange diese Einrichtung sich erhielt, läßt sich nicht ermitteln. Wenn sie jemals eine größere Bedeutung gewann, ging diese doch bereits nach wenigen Jahren verloren, als Adalbert an den Hof zurückkehrte. Wie aber das Regiment auch geordnet wurde, die Macht lag wesentlich jetzt in den Händen der Erzbischöfe und Herzoge, welche den Umschwung der Dinge herbeigeführt hatten, und Alles kam darauf an, wie weit und wie lange es ihnen gelingen würde, den König in ihrer Gewalt zu erhalten.

Eine der ersten Fragen, welche nach Anordnung der inneren Verhältnisse in Tribur zur Sprache kam, war die Stellung zu Rom. Anno erklärte dem König im Rathe der Fürsten: von den Unbilden, die er bis dahin dem apostolischen Stuhl zugefügt, müsse er ablassen und dem rechtmäßigen Papst Genugthuung und die ihm gebührende Ehre geben. Ohne Frage hatte Adalbert in der letzten Zeit mit den lombardischen Bischöfen neue Verhandlungen gepflogen, aber Anno meinte wohl nicht allein, daß diese rückgängig gemacht werden sollten, sondern verlangte eine rückhaltslose Anerkennung der Stellung Alexanders, eine förmliche Verwerfung alles dessen, was jemals vom deutschen Hofe zu Gunsten

des Cadalus geschehen sein mochte. Er wollte dem apostolischen Stuhl seine volle Selbständigkeit in den kirchlichen Angelegenheiten gewahrt wissen: darin sah er dessen Recht und zugleich eine heilsame Schranke der kaiserlichen Gewalt.

Annos Meinung fand bei den Fürsten Beifall; auch der König billigte sie und, wie es Allen schien, von Herzen. Man meinte, als Erzkanzler Italiens sei der Kölner selbst der geeignetste Mann nach Rom zu gehen und in der von ihm angegebenen Weise eine vollständige Verständigung mit dem apostolischen Stuhle herbeizuführen. Der König willigte auch hierein und forderte Anno zu der Reise auf. Eingedenk der Fährlichkeiten, welche er auf der Reise nach Mantua ausgestanden hatte, sträubte sich jetzt Anno, bis ihn seine Freunde Herzog Rudolf und Herzog Berthold bei Seite nahmen und darauf aufmerksam machten, daß er durch seine Weigerung nur dem Könige eine Gelegenheit böte, ihm die Schuld zuzuschreiben, wenn die Angelegenheiten Italiens ferner ungeordnet blieben. Da erbot sich Anno die Reise anzutreten, aber es war zu spät; die Fürsten hatten mit dem Könige bereits Anderes beschlossen. Herzog Otto wurde nach Rom gesandt, um die Verhältnisse des Reichs mit dem apostolischen Stuhle zu ordnen. So erzählt Anno selbst in einem uns erhaltenen Bericht an den Papst den Hergang der Sache.

In der That entwickelte sich jetzt dem Anschein nach das beste Vernehmen zwischen der römischen Curie und den Leitern des deutschen Hofs. Im Mai 1066 wurde durch eine päpstliche Bulle Annos Stiftung des Klosters Siegburg bestätigt und dabei den außerordentlichen Verdiensten Annos um Rom das gebührende Lob gespendet. „Liebreich", sagt der Papst zu Anno, „hast Du inmitten eigener Bedrängnisse der leidenden Mutter gedacht und sie mit Deinen Schultern gestützt, daß sie der Anstrengung nicht erläge und ungeachtet vieler Hindernisse nicht vom geraden Wege weiche: deshalb muß ich Dir willfahren, selbst wenn Du vom apostolischen Stuhl das Schwerste fordern solltest." Inzwischen hatte sich auch Siegfried in der demüthigsten Weise an den Papst und Hildebrand gewendet. Nie hatte bisher ein Erzbischof von Mainz den Primat Petri so verstanden, wie er es jetzt that, nie sich ein Nachfolger des Bonifaz devoter gezeigt; nur in der Unterwürfigkeit Roms schien Siegfried zu athmen. Aber nach Kurzem vernehmen wir auch den Dank an Hildebrand und den Papst für erwiesene Wohlthaten. Wenn

nicht schon früher, hat Siegfried damals auch das so lange entbehrte Pallium erhalten. Nicht ohne Absicht erniedrigte er sich so tief, und seine Demuth ist nicht ohne Lohn geblieben.

Man weiß, wie bestimmt Konrad II. und Heinrich III. an der Idee des Erbkönigthums und Erbkaiserthums festgehalten hatten. Mochten die deutschen Fürsten ein solches Erbrecht öfters bestritten haben, so hatten sie doch nie ein Verfügungsrecht über die kaiserliche und königliche Krone dem apostolischen Stuhle zuerkannt. Da ist es nun doch auffallend genug, wenn dieser Erzbischof von Mainz an den Papst im Frühjahr 1066 folgende Worte richtet: „Wir flehen Euch inständigst an, da die Krone unseres Königreichs und das Diadem des gesammten römischen Kaiserthums durch den heiligen Petrus in Eure Hand gegeben ist, Euren Sohn, unseren Herrn König Heinrich, immer in gutem Andenken zu behalten und, wie Ihr ihn bisher mit Rath und That getreulich unterstützt habt, so auch ihm ferner bis zu seiner kaiserlichen Krönung mit apostolischer Standhaftigkeit Beistand zu leisten." Buchstäblich hat diese Worte Siegfried noch einmal im Herbst in einem zweiten Schreiben an den Papst wiederholt. Und wie will man sie anders deuten, denn als die förmlichste Anerkennung des Grundsatzes, den Hildebrand bei der Krönung Nicolaus' II. ausgesprochen zu haben schien, daß dem Papst die Verfügung über die Königs- und Kaiserkrone zustehe? Aber das ist zugleich klar, die Fürsten faßten, sobald sie wieder an das Regiment kamen, auch die Kaiserkrönung abermals in das Auge. Nachdem sie die Freiheit Roms anerkannt hatten, wollten sie andererseits die Ansprüche Deutschlands an Italien und das Kaiserthum selbst vom Papste anerkannt sehen, obschon sie behutsamer als ein Jahr zuvor mit ihrer Forderung auftraten.

Und wie gingen die Fürsten mit dem Reichsgut um, welches Adalbert in so unverantwortlicher Weise verschleudert hatte? Es ist anzuerkennen, daß sie der Vergeudung möglichst Einhalt thaten. Im Jahre 1066 ist keine namhafte Schenkung erfolgt, und in den nächstfolgenden Jahren haben mindestens die Erzbischöfe sich nicht sonderlich am Reichsgut bereichert. Auch war es nicht anders zu erwarten, als daß Adalbert das Uebelgewonnene jetzt übel verlieren würde. Noch in Tribur wurde die Schenkung von Lorsch in aller Form aufgehoben, und triumphirend kehrte der Abt am 2. Februar in sein Kloster zurück. Ebenso gingen Korvei, Duisburg, Sinzig Adalbert verloren. Hätten

nur auch die Herren dieselbe Strenge gegen sich gezeigt, die sie gegen Adalbert übten! Abgesehen von Rumold von Konstanz, welcher Reichenau zurückgab, behielten sie jedoch sämmtlich die Abteien, welche sie dem Bremer verdankten. Der Abt von Stablo setzte Himmel und Erde in Bewegung, um wieder zu Malmedy zu gelangen: aber obwohl ihm der König geneigt war, obwohl die Volksstimme die Gerechtigkeit seiner Sache erkannte, war Anno nicht zu bewegen von seinem Besitz zu weichen. Er suchte und fand tausend Schleichwege, um sich in demselben zu behaupten, und wo die List nicht reichte, half die Gewalt. Dem König und dem Papst zum Trotz hielt er fast sechs Jahre Malmedy fest. Wenn irgendwo, zeigte sich in diesen Händeln mit Stablo die ganze Hartnäckigkeit und Klugheit des Mannes.

Leicht stellt man sich vor, in welcher Lage sich der junge König befand. War er nicht abermals gleichwie unter Vormundschaft gestellt? Und mußte er nicht gerade den Männern sich beugen, die er am tiefsten haßte? Wäre selbst seiner Ahnen heißes Blut nicht sein Erbtheil gewesen, sein junges Herz hätte sich gegen die schmähliche Sklaverei auflehnen müssen, in welcher er schmachtete. Nur verachten konnte er jene Bischöfe und Fürsten, die kein Versprechen erfüllten, immer aufs Neue die Treue brachen, längst alle Achtung vor der Majestät aus dem Auge gesetzt hatten und nur den eigenen Vortheil zu kennen schienen. Aber klug, wie der königliche Jüngling war, erkannte er die Gefahren, die ihn umlauerten, und heuchelte Unterwürfigkeit, wo sein stolzes Gemüth nur Abscheu fühlte. So bildeten sich Mißtrauen und Verschlagenheit tief seinem Charakter ein, schlimme Eigenschaften, welche für ihn und Andere die Quellen unsäglicher Leiden wurden. Wunder genug, daß die großen Tugenden, welche ihm als Erbtheil des Vaters zugefallen waren, nicht ganz erstickt wurden!

Ein Mönch von Stablo, der damals öfters den Hof besuchte, schildert uns den König im Kreise der Fürsten und in Annos Gegenwart. Stumm und wie versteinert saß er auf dem Thron, während der Erzbischof für ihn das Wort führte. Wie ein gemeiner Knecht schien er vom Willen Annos abhängig. Was der Erzbischof auch fordern mochte, Nichts wagte der König ihm abzuschlagen, so tief er ihn haßte. Der Mönch scheint sich diese sklavische Abhängigkeit Heinrichs nicht haben erklären zu können. Er wußte nicht, daß Anno der Aeolus war, dessen Hand die Stürme im Schlauch hielt oder entfesselte; Heinrich wußte es

nur zu gut und war klug genug einzusehen, daß diese Stürme leicht seine Krone verwehen konnten. Wir hören, daß der König wenige Monate nach den Vorgängen von Tribur zu Fritzlar in eine lange und lebensgefährliche Krankheit verfiel — wir kennen die Ursachen derselben nicht, aber sie lassen sich von Jedem, dessen Blut unter der Zuchtruthe aufwallt, errathen. Schon rechnete man auf den Tod des Königs, und mehr als Einer machte sich Aussicht auf den erledigten Thron. „Als der Jüngling genas", sagen die Altaicher Annalen, „wurden die argen Hoffnungen der gierigen Raben getäuscht."

Frei fühlte sich der König nur bei seinen jugendlichen Genossen. Er hatte Leidenschaft für das Waffenleben, Verständniß für die Kunst des Krieges, war zum Heeresfürsten geboren. Jede kühne That reizte ihn, und am liebsten zog er unternehmende und verwegene Jünglinge in seine Nähe, meist Schwaben, deren lebhafte Natur sich der seinen leicht anpaßte. An reichem Lebensgenuß fehlte es in diesem Kreise nicht, und am wenigsten war man in der Liebe enthaltsam. Man kann weder den vornehmen Herren noch den Frauen jener Zeit nachrühmen, daß sie ihre Tugend sehr hoch gehalten, und mehr als gewiß ist, daß auch Heinrich früh der Verführung erlag. So übertrieben die Erzählungen sind, die von seinen geschlechtlichen Ausschweifungen umliefen und bis auf den heutigen Tag mit Wohlgefallen nacherzählt werden, entbehren sie doch nicht alles Grundes. Auch hierin war der junge König seinem Vater ähnlich, dessen Neigung zu schönen Frauen manche Rüge erfahren hatte. Es traf ihn daher wie ein Donnerschlag, als die Fürsten seinen verliebten Abenteuern eine Schranke zu setzen, auch über sein Herz zu verfügen beschlossen und bald nach seiner Genesung die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit jener Bertha trafen, mit der ihn der Vater vor mehr als zehn Jahren verlobt hatte.

Bertha war die Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin; die Verlobung hatte Heinrich III. mit großem Bedacht geschlossen, um in der Macht und Thatkraft dieser Adelheid der aufstrebenden Gewalt der Beatrix und Gottfrieds ein Gegengewicht zu geben, und wohl auch die Rücksicht auf Italien bewog jetzt die Fürsten, auf den Abschluß der Ehe zu dringen. Schwerlich geschah dies in Gottfrieds Sinn, der im Anfange des Jahres 1067 nach langem Aufenthalt in seinen deutschen Besitzungen über die Alpen zurückkehrte, vielmehr war die Verbindung Heinrichs mit einer Tochter Adelheids gegen alle seine Interessen.

Dagegen gewann Niemand mehr durch dieselbe, als Herzog Rudolf von Schwaben, der Gemahl von Berthas Schwester Adelheid, da sie ihn abermals zum Schwager des Königs machte. Vielleicht mochten die deutschen Fürsten und vor Allen Anno die Macht Herzog Gottfrieds, seit er auch Nieder-Lothringen erhalten hatte, zu fürchten anfangen und absichtlich gegen ihn den Schwabenherzog in die Höhe bringen, den Anno jetzt seinen Freund nannte.

Welche Rücksichten aber auch die Fürsten leiten mochten, die Ehe war einzig und allein ihr Werk; sie wurde dem Könige aufgezwungen. Nachdem Berthas Krönung zu Würzburg am 29. Juni 1066 erfolgt war, wurde am 13. Juli die Hochzeit zu Tribur gefeiert. Seitdem hat Heinrich der Italienerin alle Ehren einer Königin erwiesen, aber seine Gemahlin wurde sie deshalb mit Nichten. Er sah in ihr Nichts als ein Geschöpf und Werkzeug der Fürsten; es gehörte mit zu dem Zwange, den er tragen mußte, daß er ihr die Seite am Throne gönnte, aber die ehelichen Pflichten konnten sie nicht erzwingen. Bertha, die in Deutschland am Hofe erzogen war, war jung, wohlgebildet, von unsträflichem Wandel und liebte den König. Heinrich hat das Alles nicht verkannt, aber eine unüberwindliche Abneigung hielt ihn von ihr fern, so lange er sie als die Genossin seiner Feinde ansah. Zum zweiten Mal hatten die Fürsten zu Tribur ihren Willen ihm aufgedrungen: im Januar hatten sie ihm sein Reich, im Juli sein Haus wider seinen Willen bestellt.

Aber auch Anno war in jenen Tagen nicht der Glückliche. Sein Selbstgefühl war auf das Empfindlichste verletzt worden, und schon trat Adalberts Sturz mahnend vor seine Seele. Am Ostersonnabend 1066 (15. April) war der alte Erzbischof Eberhard von Trier gestorben. Kaum erreichte Anno die Nachricht, so suchte er die Gunst des Augenblicks zu benutzen, um seiner alten Gewohnheit gemäß einen Verwandten in das erledigte Erzbisthum zu bringen. Es gelang ohne Mühe, da der König seinem Willen nicht widerstreben konnte. Konrad von Pfullingen, ein Neffe Annos, damals Propst zu Köln, wurde ohne Wahl der Trierer zum Erzbischof ernannt und empfing Ring und Stab. Alsbald zog Konrad mit einem stattlichen Gefolge gen Trier, vom Speierer Bischof Einhard geleitet, der ihn im Namen des Königs in sein Erzstift einführen sollte. Aber unerwarteter Weise traf man zu Bittburg, vier Meilen von Trier, wo man das letzte Nachtlager genommen hatte,

auf bewaffneten Widerstand. Als die Trierer erfahren hatten, daß man ihnen, ohne ihr Wahlrecht zu achten, einen Neffen des Kölners zum Bischof geben wollte, erhob sich in der Stadt ein Aufstand; der Graf Dietrich, Stifts- und Burgvogt in Trier, stellte sich selbst an die Spitze der Empörung und rückte mit seinen Mannen dem ernannten Erzbischof entgegen. In der Frühe des 18. Mai überfiel diese Schaar zu Bittburg das Gefolge des Erzbischofs, welches sofort die Flucht ergriff; darauf drangen die Trierer in das Schlafgemach der Bischöfe. Der Speierer wurde ausgeplündert, mißhandelt, dann aber entlassen; Konrad dagegen banden die Trierer und schleppten ihn nach der Burg Urzich. Hier hielt man ihn zwei Wochen gefangen, darauf übergab ihn Dietrich an vier seiner Dienstleute, um ihn zu tödten. Es geschah auf die grausamste Weise. Sie stürzten ihn einen Abhang herab und gaben ihm, als er auch dann noch athmete, mit ihren Schwertern den Todesstoß (1. Juni). Unbeerdigt ließ man den Leichnam modern; erst nach mehr als Monatsfrist gruben ihm einige Bauern aus Lonset an der Mosel vor ihrer Kirche ein Grab. Später brachte der Bischof Dietrich von Verdun die Leiche nach dem Kloster Tholey, wo man sogleich Wunder an dem Grabe bemerken wollte und Konrad nun als Märtyrer der Kirche zu verherrlichen anfing. Rom sträubte sich diesen Märtyrer anzuerkennen, der wahrlich nicht für die Wahlfreiheit der Kirche geblutet hatte.

Mit Entsetzen vernahm Anno den Tod des Neffen und sah sein Ansehen mitten im Schiffbruch, als er es besser als je geborgen glaubte. Er beschwor den König um Rache, und wie die That denn zugleich ein unerhörter Angriff gegen die königliche Autorität war, brauste Heinrich in heftigem Zorn auf und drohte die Stadt vom Erdboden zu vertilgen. Aber die Trierer fanden Mittel ihn zu besänftigen. Sie lenkten ihre Wahl auf den Domherrn Udo, einen Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg, der am Hofe des Königs lebte und dessen besonderes Vertrauen genoß. Die Wahl war an sich untadelig und der Beifall des Königs ihr sicher. Der König scheint die Trierer dann selbst nach Rom gewiesen zu haben, wohin sie alsbald mit ihrem Erwählten zogen; sie kannten Rom zu gut, um nicht zur Reise ihre Säckel mit Gold zu füllen. Wiederholt richtete Anno in dieser Sache einen Nothschrei an den Papst, auch Erzbischof Siegfried rief den Stuhl Petri zur Strafe über die Uebelthäter auf: aber Rom zeigte wenig

Neigung hier einzuschreiten, und Anno fürchtete dort die Wirkungen des deutschen Goldes. In einem Brief an den Papst dringt er in ihn, wie ein zweiter Petrus zu den Verführern zu sprechen: „Daß ihr verdammet seiet mit eurem Gelde". Bei allen seinen Verdiensten um Rom und bei Allem, was man noch von ihm hoffe, beschwört er den Papst, Udo das Pallium zu versagen und die Sache zu keiner schließlichen Entscheidung kommen zu lassen. Eine solche ist auch nicht vor dem Jahre 1068 erfolgt, aber dennoch hinderte Rom nicht, daß Udo das Erzbisthum antrat. Die Trierer gingen straflos aus, und Graf Dietrich scheint sogar in seinem Amt geblieben zu sein. Zur Sühne seiner Schuld beschloß derselbe sieben Jahre nach jener Gräuelthat eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande zu machen. Das Schiff, das er bestiegen hatte, ging unter; nach der Meinung der Zeit, weil es den Mörder trug. Seine Henkersknechte thaten in Ketten Kirchenbuße.

Wie schwer Annos Ruf durch die Trierer Vorgänge gelitten hatte, zeigte sich aller Orten. Weihnachten 1066 wagte sogar der König, dem Abt von Stablo förmlich Malmedy wieder zuzusprechen. Der Abt ging gleich darauf nach Rom und brachte ein Schreiben des Papstes zurück, welches die gerechte Sache Stablos anerkannte und Anno sehr deutliche Rügen ertheilte. So weit war der starre Mann freilich auch jetzt noch nicht gebracht, dem Abt zu weichen, aber bezeichnend genug ist, daß er in dieser Verlassenheit sich brieflich an Erzbischof Adalbert wandte und ihn an den Hof zurückzukehren bat. Er machte ihm in einem von Freundschaftsversicherungen überfließenden Schreiben Vorwürfe, daß er ihn bei dem Tode des Neffen ohne Trost gelassen habe, und ersuchte ihn um seinen Beistand in der Trierer Sache. Wir besitzen Adalberts Antwort. Absichtlich, sagte er, habe er über Konrads Tod nicht geschrieben, denn die Schuld sei auf beiden Seiten gewesen und die unbedachte Erhebung des Neffen könne Anno nicht rechtfertigen; seinen Beistand in dieser Sache lehnt er ab, ertheilt Anno aber den wohlgemeinten Rath, Malmedy dem Abt von Stablo zurückzugeben; an den Hof zu kommen sei ihm unmöglich, da die Schwäche des Alters ihm jede Reise verbiete. Und doch dachte Adalbert Tag und Nacht nur an den Hof, sann einzig und allein auf Mittel, um die verlorene Macht wiederzugewinnen. Wäre er selbst der Hofluft satt gewesen — wie er es nie war —, alle Regungen seiner Seele hätten sich in dem Wunsche zusammendrängen müssen, an die Seite seines Königs zurückzukehren:

doch Annos sinkender Macht wollte er nun und nimmer seine Herstellung verdanken.

Adalberts Lage war furchtbar, und nur ein gewaltiger Umschwung des Glücks konnte ihn vom völligen Untergange retten. Kaum war er nach Bremen zurückgekehrt, so hatten sich frohlockend die Billinger gegen ihn erhoben. Endlich schien die Stunde gekommen, um die rebellische Kirche zu demüthigen und an dem gehaßten Bischof Rache zu nehmen. Sie griffen unverzüglich zu den Waffen und verheerten ringsum die Güter der Kirche. Vor Allem war Magnus, der Sohn Herzog Ordulfs, auf dem Platz. Der rüstige Kriegsmuth des Ahnherrn loderte noch einmal in diesem Jüngling auf, dessen Thatenlust eines besseren Schauplatzes werth gewesen wäre. Er fing an mit seinen Mannen Adalbert in Bremen zu belagern: wäre der Erzbischof in seine Hände gefallen, es hätte dessen letzte Stunde geschlagen. Aber Adalbert entkam. Heimlich bei Nacht ergriff er abermals die Flucht und suchte eine Zuflucht auf seinem Gut Lochten im Hildesheimschen. Hier hielt er sich ein halbes Jahr verborgen, gleichwie ein von allen Seiten gescheuchtes Wild im dunklen Versteck. Indessen wurde aber seine Diöcese verwüstet, und seine Lieblingsschöpfung, die wendische Mission, ging zu Grunde.

Man kennt die eigenthümliche Stellung Godschalks, des Abodritenfürsten: sie beruhte auf seinem Waffenglück, mehr noch auf seinem christlichen Eifer, vor Allem auf seinen Verbindungen mit den christlichen Fürsten des scandinavischen Nordens, mit den Billingern und dem lange allgewaltigen Erzbischof von Bremen. Als seine Herrschaft in der Blüthe stand, ließ sich die Hoffnung hegen, daß durch ihn die Bekehrung aller Wenden zum Christenthum gelingen würde. Aber ein Schlag vereitelte diese Hoffnung. Als die Macht des Erzbischofs dahinschwand und gleichzeitig der Tod Edwards des Bekenners die Könige des Nordens zum Kampfe gegen einander führte, brach Godschalks Herrschaft bei dem ersten Ansturm zusammen, und die neuen Kirchen im Wendenlande fielen sämmtlich der Verwüstung anheim. Die Wenden haßten die christlichen Priester, sie haßten noch mehr die sächsischen Steuereinnehmer, die in ihrem Gefolge kamen: als sich daher Plusso, Godschalks Schwager, den Abodriten als Befreier darbot, schlug sich hier Alles zu ihm, und an Unterstützung von den liutizischen Stämmen, die ihre Freiheit und ihren Glauben behauptet hatten, konnte es den auf-

ständischen Abodriten nicht fehlen. Am 7. Juni 1066 wurde Godschalk zu Lenzen erschlagen, und mit ihm bluteten christliche Priester dort als Märtyrer an den Altären. Der Gräuel der Zerstörung ging nun von Ort zu Ort. Am 15. Juli kamen die Wenden über das Kloster zu Ratzeburg. Der dortige Abt Ansverus, ein Sachse von Geburt, und mit ihm 28 Mönche wurden gesteinigt. Zu Mecklenburg wurde der Bischof Johannes, ein Ire, mit Godschalks Gemahlin Sigrid und anderen Christen gefangen genommen. Sigrid entließ man nackt und bloß, ingleichen ihre Frauen. Johannes wurde nach Rethra geschleppt und hier unter grausamen Martern hingerichtet; seinen Kopf steckten die Wenden auf eine Stange und brachten ihn dem Radigast als Opfer dar. Der Bischof von Oldenburg hatte sich, wir wissen nicht wie, zu retten gewußt. Uebrigens erfreute sich Plusso nicht lange seines Sieges; er wurde von den Wenden selbst erschlagen, welche den Cruco, den Sohn des Grin, zu ihrem Fürsten erhoben. Die Söhne Godschalks, Buthue und Heinrich, fanden in diesen Tagen der Verfolgung zu Bardewik bei den Billingern eine Zufluchtsstätte; auch griff Herzog Ordulf für sie zu den Waffen. Doch war er nie ein glücklicher Krieger gewesen und erntete auch diesmal mehr Spott als Ruhm.

So ging die Mission im Wendenlande unter, und zugleich wurde sie in Schweden durch einen inneren Krieg in dem Grade gefährdet, daß die Bischöfe nicht mehr in ihren Sprengeln zu bleiben wagten. Auch in den anderen Reichen des Nordens gerieth die Kirche in Bedrängniß. Harald Hardrade war in England im Kampf gefallen; ein schwaches Doppelregiment seiner Söhne trat ein, welches der Kirche Norwegens wenig Schutz gewährte. Svend Estrithson lag mit Herzog Wilhelm von der Normandie im Streite und hatte drängendere Sorgen, als die Mission des Erzbisthums Hamburg. Adalbert aber war fern und brach unter der harten Wucht seines Schicksals zusammen. Endlich faßte der stolze Mann den Entschluß, sich vor den Billingern, seinen bittersten Feinden, zu beugen, um nur nach Bremen zurückkehren zu können. Er machte den schmählichsten Vertrag mit Magnus und überließ ihm tausend der Bremer Kirche gehörige Güter zu Lehen. Es war der dritte Theil der Besitzungen der Kirche, ein anderes Drittheil besaß bereits Markgraf Udo, das letzte mußte bald darauf an einige einflußreiche Hofleute ausgethan werden. Nie hat die Bremer Kirche diese

Verluste verwinden können, und nur zu bald machten sie sich auf das Empfindlichste fühlbar. So groß wurde der Mangel, daß man die Einkünfte des Hospitals angreifen mußte, um nur den Klerus und den Erzbischof selbst zu unterhalten.

Als Adalbert nach Bremen zurückkehrte, war er ein Anderer geworden; die Härten seines Charakters hatten sich in den Tagen des Unglücks noch gesteigert. Seine Leidenschaftlichkeit kannte keine Grenze mehr. Er tobte in einer ihn und sein Amt entehrenden Weise, schlug im Jähzorn die Leute blutig; sein Thun war oft das eines Sinnlosen, und der Zweck desselben kaum zu begreifen. Pfalzgraf Friedrich, sein verständiger Bruder, kam nach Bremen und suchte auf ihn zu wirken, aber er sah, daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, und kehrte betrübt in die Heimat zurück. Schon litt Adalberts Körper unter diesen furchtbaren Aufregungen, und man ahnte, daß sein Ende nicht fern sei. Dennoch hielt er unerschütterlich an dem Gedanken fest, es würden wieder bessere Tage für ihn kommen, er würde an den Hof zurückkehren, seine Feinde vernichten, den alten Glanz Bremens herstellen und jenen Patriarchat des Nordens aufrichten, an dessen erträumter Herrlichkeit sich vor Allem seine Phantasie weidete. Seine Schmeichler und Schmarotzer, von denen er auch jetzt nicht ließ, hatten ihm jene goldenen Zeiten vorlängst prophezeit, und er glaubte ihnen und Träumen, die ihm die Bilder besserer Tage vorführten und ihn dieser trostlosen Wirklichkeit entrückten. Er hat sich in seinen Hoffnungen nicht betrogen, obwohl Jahre vergingen, ehe sie sich erfüllten.

Niemand war in Annos und Adalberts Leidenstagen glücklicher, als Siegfried von Mainz. Keines geistlichen Herrn Ansehen schien jetzt am Hofe besser befestigt, und zugleich war er auch mit Rom in ein gutes Vernehmen gekommen. Schon hielt er sich des Sieges über die rebellischen Thüringer sicher, die sich noch immer den Zehnten zu zahlen weigerten, und hatte auf Ostern 1067 eine große Synode zu halten beschlossen, um die Sache zu Ende zu bringen. Wir besitzen die Briefe, die er an den Papst und Hildebrand in dieser Angelegenheit sandte; er verlangt, daß Rom Gesandte schicke, um den Vorsitz in der Synode zu führen und den Bann des apostolischen Stuhls über die Thüringer zu verhängen; sollte dies nicht genehm sein, so möchte der Papst doch durch eine Bulle den Widerspenstigen den Bann androhen und die Beschlüsse der Synode vorweg genehmigen. Eigenthümlich ist, daß

Siegfried die Mainzer Synode geradezu als eine päpstliche angesehen wissen will, und noch befremdlicher die Art, wie er sich in dieser Sache an Hildebrand wendet. Er sucht ihn durch Bestechung zu gewinnen. „Obgleich Ihr", schreibt er, „in den mannigfachen Geschäften, die Ihr täglich zu führen habt, lediglich Gottes Gnade sucht und die irdischen Dinge nur berühret, um über sie zu verfügen, nicht um sie zu besitzen, so muß doch ein fröhlicher Geber, um in Gottes Sache viel geben zu können, nothwendigerweise viel mit Gerechtigkeit besitzen. Deshalb bitten wir Eure Liebe, daß wenn wir etwas unser nennen, das Euch gefällig ist, Ihr es uns wissen lasset, damit es dann sogleich in Euren Besitz aus dem unsrigen übergehe. Denn wer möchte einen so großen Mann nicht lieben, wer ihm etwas abzuschlagen wagen!" Man lernt Siegfried hinreichend aus solchen Aeußerungen kennen, aber sehr zu bezweifeln ist, ob sie auf Hildebrand die beabsichtigte Wirkung machten. Wie er und der Papst antworteten, wissen wir nicht.

Die von Siegfried angekündigte Synode trat nicht zusammen. Noch vor Ostern 1067 starb Markgraf Otto, zur großen Freude der Thüringer, die es ihm nie vergaßen, daß er wegen der Zehnten Verpflichtungen gegen den Erzbischof eingegangen war. Ottos Abscheiden veränderte die ganze Lage der Dinge. Die Mark Meißen erhielt Graf Ekbert von Braunschweig, der nächste Verwandte des Königs, der auch bald für seinen jungen Sohn die Mitbelehnung erwirkte. Otto war ohne männliche Erben gestorben; seine thüringischen Lehen wurden daher, wie die Hand seiner Wittwe, Adela von Löwen, vielfach umworben. Ekbert wollte sich sogar von seiner Gemahlin Irmingard, einer Tante der Königin Bertha, scheiden, um diese Wittwe zu heiraten; ihre Schönheit reizte ihn, ihr herrischer und trotziger Charakter stimmte zu seiner Gemüthsart, vor Allem aber lockte ihn gewiß ihr Reichthum und der Umstand, daß an ihrer Hand die thüringischen Lehen zu hängen schienen. Ehe aber Ekbert die Scheidung bewerkstelligen konnte, ereilte ihn der Tod (Januar 1068), und Adela reichte dann ihre Hand dem alten Markgrafen Dedi von der Ostmark, der nun von dem Mainzer Erzbischof die thüringischen Lehen beanspruchte, jedoch eine Zurückweisung erhielt. Er grollte deshalb dem Erzbischof, noch schwerer aber zürnte er dem König, den er als die Hauptursache seiner Zurücksetzung ansah. Diese Verhältnisse waren es ohne Frage, welche die Synode vereitelten und die Zehntenfrage in der Schwebe erhielten, doch verlor der Erz-

bischof deshalb mit Nichten den Muth, seine Ansprüche weiter zu verfolgen.

Den König beschäftigten damals größere Dinge, als diese thüringischen Händel. Die Romfahrt und die Kaiserkrönung waren aufs Neue zur Sprache gekommen, und diesmal hatten Hildebrand und der Papst selbst den Anstoß gegeben. Nur die größte Gefahr konnte sie zu Beförderern eines Unternehmens machen, welches sie wenige Jahre zuvor auf alle Weise zu verhindern gesucht hatten, und in der That war die Bedrängniß Roms im Jahre 1066 auf das Höchste gestiegen. Noch war der Kampf mit dem Gegenpapst in der Lombardei nicht ganz ausgefochten, als sich der Bund des Papstes mit den Normannen löste und Richard von Capua Rom selbst mit Krieg überzog.

Man muß bekennen, daß Richard gerechte Beschwerden gegen den Papst zu erheben hatte. Der Fürst von Capua hatte nämlich in seinem Gefolge einen jungen Normannen, dessen kleine Gestalt nicht ahnen ließ, daß er einer der kräftigsten und unternehmendsten Gesellen war, dessen Tüchtigkeit der Fürst aber erkannt und ihn zu seinem Schwiegersohn ersehen hatte. Wilhelm Monstarola (von Montreuil) war sein Name, der schnell bekannt genug wurde. Denn als Richard der Selbständigkeit des Herzogthums Gaeta, welches zuletzt unter einer langobardischen Fürstenfamilie gestanden hatte, ein Ende machte, übertrug er es diesem seinem Schwiegersohn und unterwarf ihm zugleich die Grafschaften zwischen dem unteren Garigliano und der Meeresküste bis Terracina. Aber kaum stand Wilhelm Monstarola hier in der Macht, so empörte er sich gegen seinen Lehnsherrn und Wohlthäter, trennte sich von dessen Tochter und bewarb sich um die Hand der Wittwe des letzten Herzogs von Gaeta, dessen Verwandte noch mehrere feste Burgen in diesen Gegenden behaupteten und ihm gern gegen Richard Hülfe leisteten. Ueberall suchte Wilhelm Beistand, namentlich auch bei dem Papst, dem er sich zum Lehnsmann erbot und die Besitzungen des heiligen Petrus nicht nur zu vertheidigen, sondern auch zu erweitern versprach. Seit Richard Capua ganz in seine Gewalt gebracht hatte (21. Mai 1062), sah ihn die römische Curie nicht ohne Mißtrauen sein Gebiet immer weiter ausdehnen, zumal er das Eigenthum des heiligen Petrus nicht immer gewissenhaft achtete. Wilhelms Anerbieten kam deshalb in Rom sehr erwünscht; der Papst ließ ihn den Lehnseid schwören und gab ihm Geld. Dennoch konnte sich Wilhelm auf die Dauer nicht behaupten, da es

Richard gelang, die Herzogin-Wittwe von Gaeta nebst ihren Verwandten von ihm abzuziehen, indem er jener eine Vermählung mit seinem eigenen Sohn Jordan in Aussicht stellte. Wilhelm mußte sich seinem alten Lehnsherrn von Neuem unterwerfen, der ihm die Tochter zurückgab und ihn seines Fehls vergessend mit neuen Ehren überhäufte. Gemeinsam richteten sie darauf ihre Angriffe gegen das Herzogthum Spoleto und die Campagna. Im Jahre 1066 nahm Richard Ceperano, seine Normannen schwärmten bis vor die Thore Roms, wo man nun die Feindschaft und Freundschaft Richards auf gleiche Weise zu fürchten hatte. Denn seine Freundschaft war nur mit dem Patriciat zu gewinnen, welches er gebieterisch forderte; der Patriciat aber bedeutete nach den Begriffen der Zeit kaum etwas Anderes, als die Kaiserkrone selbst. Und was wurde aus allen Plänen Hildebrands und seiner Anhänger für die Freiheit und Herrschaft des apostolischen Stuhls, wenn das Kaiserthum in die Hände eines Fürsten von Capua fiel?

Unter solchen Verhältnissen entschlossen sich der Papst und die Cardinäle König Heinrich zur Romfahrt einzuladen. Briefe und Botschaften ergingen an den deutschen Hof, die Kaiserin Agnes selbst eilte im Winter 1066 auf 1067 über die Alpen, mit jedem Tage wurden die Mahnungen dringender. Und schon forderten auch die Normannen unmittelbar den König und das Reich heraus. Botschaften, welche an sie ergingen, beantworteten sie in stolzer, den König und die Fürsten verletzender Weise. Die Romfahrt war zu einer Nothwendigkeit geworden, und die Umstände schienen ihr ungemein günstig; die Furcht vor den Normannen hatte wieder einmal die unmittelbarsten Interessen des Stuhls Petri und des deutschen Reichs verbunden.

Noch im Winter wurde überall in den deutschen Ländern gerüstet. Der König traf im Anfang des Februar 1067 in Augsburg ein, um den Zug über die Alpen anzutreten, die Kaiserkrone in Rom zu gewinnen und durch einen Krieg gegen die Normannen das Ansehen des Reichs in Italien herzustellen. Ein großes Unternehmen war im Gange, welches dem deutschen Kaiserthum neuen Glanz verhieß. Wer möchte zweifeln, daß alle Wünsche Heinrichs an diesem Zuge hingen? Und wer kann in Abrede stellen, daß die Ehre des Reichs ihn gebieterisch forderte?

Und doch unterblieb die Romfahrt auch diesmal. Aber nicht die römische Curie legte ihr Hindernisse in den Weg, sondern ein deutscher

Fürst, dem Alles daran lag, daß die kaiserliche Macht in Italien nicht aufs Neue erstarkte. Es war Herzog Gottfried, der Waffenträger des Königs, der dessen Waffen hemmte. Vergebens wurde Gottfried, auf den bei dem Zuge vornehmlich gerechnet war, zu Augsburg erwartet; man erfuhr alsbald, daß er auf seine eigene Hand über die Alpen gegangen war und seine Sache von der des Königs getrennt hatte. Dieses auffällige Benehmen verwirrte den König und die Fürsten auf gleiche Weise. Offen sprach Heinrich im höchsten Zorn aus, er sei von Gottfried verhöhnt und verrathen worden. Aber wie heiß er den Zug erwünscht haben mochte, er sah sich ihn aufzugeben genöthigt und kehrte nach Sachsen zurück. Das Osterfest, welches er am Fuße der Alpen zu feiern gehofft hatte, beging er wiederum am Rammelsberge zu Goslar. Er hielt im nächsten Sommer einen Umzug in den rheinischen Pfalzen und wandte sich im Herbst nach Goslar zurück. Abermals befiel ihn hier eine schwere Krankheit, und es liegt nahe, die Veranlassung derselben in dem Zwange der Verhältnisse zu suchen, welcher mit jedem Tage drückender auf ihm lasten mußte.

Gottfried hatte verhindert, daß der Kaiser der Zukunft mit der Macht des Reichs die Alpen übersteige, aber es geschah auf Kosten seines guten Namens. Von allen Seiten trafen ihn die schwersten Vorwürfe. „Die Freunde tadelten, die Feinde verhöhnten ihn", sagt ein Zeitgenosse, „man nannte ihn einen Verräther." Er fühlte, daß er den Schaden wieder gut machen müsse, den er angerichtet, und daß nur ein augenfälliges Auftreten gegen die Normannen die Wunden heilen könne, an denen seine Ehre kranke. In großer Hast sammelte er ein Heer von Deutschen und Italienern und brach mit demselben gegen die Normannen auf; es war zahlreich genug, aber schlecht gerüstet und mit Lebensmitteln nur kümmerlich versorgt. Im Mai 1067 zog Gottfried, von seiner Gemahlin Beatrix und seiner Tochter Mathilde begleitet, durch Rom; der Papst und die Cardinäle schlossen sich dem Heere an, und in der Mitte des Monats stand es am Garigliano den Normannen gegenüber. Man erwartete große Dinge. Richard hatte schon den Entschluß gefaßt, wenn Gottfried den Fluß überschreite, sich nach Apulien zurückzuziehen; er begab sich nach Capua, um dort seine Maßregeln zu treffen. Nur Aquino war noch von Normannen unter Jordan, Wilhelm Monstarola und Adenulf vertheidigt, und dieser Platz wurde sogleich von Gottfried belagert. Dennoch hatte das Unternehmen

den kläglichsten Ausgang. Es kam bei Aquino zu einem Kampf, in dem fünfzehn Deutsche blieben; dieser geringe Verlust und die Klagen über schlechte Verpflegung, die schon nach wenigen Tagen unter Gottfrieds Leuten laut wurden, erschütterten seinen Muth, und er fing an mit Richard zu unterhandeln. Achtzehn Tage, nachdem die Belagerung von Aquino begonnen war, kamen Gottfried und Richard am Garigliano bei der abgebrochenen Brücke von Todici zusammen und schlossen den Frieden.

Die Bedingungen des Friedens sind nicht näher bekannt, doch wissen wir, daß der Papst seine Besitzungen in der Campagna zurückerhielt und sich ein besseres Vernehmen zwischen ihm und den Normannen für den Augenblick herstellte. Noch im Sommer dieses Jahrs machte er eine Reise nach dem südlichen Italien, die ihn nach Melfi, Salerno und Capua führte. Aber befriedigt durch den Frieden war Rom keineswegs, und die alten Zerwürfnisse mit Richard erneuerten sich binnen Kurzem. Von Neuem erhob sich Wilhelm Monstarola gegen seinen Schwiegervater und machte sich dann wiederum zum Dienstmann des heiligen Petrus. Zu Rom fand dieser unruhige Mann seinen Tod, nachdem er gegen Richard einen Vassallenaufstand erregt hatte, der dessen ganze Macht bedrohte und ihn bei Robert Guiscard Hülfe zu suchen zwang. Aber auch für seinen eigenen Ruhm hatte Gottfried schlecht durch den Frieden gesorgt. Die öffentliche Meinung war, daß es ihm mit dem ganzen Kriegszuge nicht Ernst gewesen und der Friede erkauft sei. Und allerdings war es nicht unverdächtig, daß schon während der Rüstungen sich Desiderius von Monte Cassino, Richards Vertrauter, bei Gottfried in Pisa eingestellt und ihn dann auf dem weiteren Zuge begleitet hatte, noch verdächtiger war die Hast, mit der dann der Friede geschlossen wurde. Die lautesten Ankläger fand Gottfried natürlich am deutschen Hofe; denn wie man sein Verhalten auch beurtheilen mochte, jedenfalls hatte er die Kaiserkrönung abermals auf unbestimmte Zeit vereitelt. Seitdem der Papst und die Cardinäle wieder freier athmeten, hatten sie kein Interesse, neue Einladungen zur Romfahrt an den König ergehen zu lassen und um die Gunst seines Hofs sich zu bemühen.

Die deutschen Großen begriffen, daß es Italien aufgeben hieß, wenn man nicht mindestens den königlichen Namen dort in Erinnerung brachte. Eine Gesandtschaft wurde deshalb im Frühjahr 1068 über die Alpen geschickt, um die fast vergessenen königlichen Rechte wahrzunehmen.

Die Gesandten waren Erzbischof Anno, Herzog Otto von Baiern und der Bischof Heinrich von Trient. Sie hielten in der Lombardei Landtage, sprachen Recht und trieben die rückständigen Gefälle ein. Wir wissen, daß sie sich auch mit Cadalus und dem Erzbischof von Ravenna in persönliche Verhandlungen einließen, deren Zweck kaum ein anderer sein konnte, als Cadalus zur Nachgiebigkeit zu bewegen und so dem Schisma ein Ziel zu setzen. Dennoch wurde die Zusammenkunft mit dem Lombardenpapst den Gesandten in Rom sehr übel gedeutet, und Alexander weigerte sich sogar sie zu empfangen, ehe sie gebührende Buße geleistet. Sie mußten sich zu solcher bequemen, und kaum mochte es eine empfindlichere Strafe für einen Mann, wie Anno, geben, als daß er, der Alexanders Sache in Augsburg und Mantua verfochten, der vor Kurzem noch das erste Reich des Abendlandes regiert hatte, öffentlich barfuß an der Seite der Markgräfin Beatrix, der gehorsamsten Tochter des Papstes, erscheinen mußte. Und auch andere Kränkungen wurden ihm nicht erspart. Er mußte ansehen, wie Erzbischof Udo von Trier, sein Widersacher, von dem Vorwurf der Simonie frei gesprochen wurde und das Pallium erhielt, wie sich ferner der Papst des Abts von Stablo annahm, der die schwersten Anklagen gegen ihn in Rom erhob. Man zwang Anno wegen Malmedy Versprechungen abzugeben, die er nicht von fern zu halten gewillt war. Fast scheint es, als ob Anno damals auch der Stellung eines Erzkanzlers des apostolischen Stuhls habe entsagen müssen; es findet sich keine päpstliche Urkunde mehr aus späterer Zeit, welche noch in seinem Namen ausgestellt wäre. Laut schmähte er auf die Römer, welche in den Gesandten des Königs dessen Majestät beleidigten. Man wußte in Rom recht wohl, was Anno im Rath der deutschen Fürsten zu bedeuten hatte, und nichts zeigt deutlicher, als diese Behandlung des mächtigen Mannes, wie wenig Rücksichten man dem deutschen Hofe noch schuldig zu sein glaubte, nachdem man im Augenblick der Gefahr von ihm verlassen war.

Während dem Könige Italien verschlossen blieb, wurde seinem Kriegsmuth ein anderer, aber minder glänzender Schauplatz eröffnet. Es ist berichtet, wie die gesammten wendischen Nationen damals in unruhiger Bewegung waren. Sie hatten das Christenthum und die Herrschaft der Sachsen abgeworfen und bedrohten nun ihre bisherigen Bedränger mit tausendfachen Schrecken. Schon im Winter 1067 auf 1068, als der König auf dem Siechbett lag, mußte deshalb ein Feldzug gegen

die Liutizen unternommen werden. Bischof Burchard von Halberstadt, Annos Neffe, befehligte das ausrückende sächsische Heer und drang glücklich bis Rethra vor, wo er das heilige Pferd aus dem Tempel entführte; auf demselben reitend hielt er bei seiner Rückkehr den Einzug. Der folgende Winter wurde zu einem neuen Feldzug gegen die Liutizen bestimmt, und diesmal führte der junge König selbst das Heer. Das Eis erleichterte das Vordringen desselben; die Burgen, Tempel und Götzenbilder, auf die man stieß, wurden zerstört; die Liutizen unterwarfen sich; mit vielen Gefangenen und reicher Beute kehrte das Heer heim. Vielleicht war es eine Folge des glücklichen Zugs, daß Buthue, Godschalks Sohn, einen Theil der väterlichen Herrschaft zurückerhielt; doch blieb Cruco neben ihm bestehen und verjagte ihn bald wieder aus dem Lande. So fehlte es freilich an bleibenden Resultaten; das Heidenthum erhielt sich unter den Abodriten und Liutizen, und sie standen weder den Sachsen zu Recht, noch zahlten sie ihnen Tribut. Dennoch schienen diese ersten Waffenthaten das Selbstgefühl des jungen Königs nicht wenig erhöht zu haben; denn unmittelbar nach denselben machte er die ersten Versuche, die unwürdigen Fesseln, in welchen ihn so lange die Fürsten gehalten hatten, zu sprengen.

7.

Die Anfänge selbständigen Regiments.

Wie Vieles auch den jungen König beengte, Nichts scheint ihn schwerer bedrückt zu haben, als die ihm von den Fürsten aufgezwungene Ehe. Als der Muth der Selbständigkeit in ihm erwachte, war sein erster Gedanke, sich von dieser Gemahlin zu befreien, die als eine lästige Genossin alle seine Schritte begleitete und ihm lediglich als ein Werkzeug seiner Dränger erschien. Schon Pfingsten 1069, als er zu Worms einen Hoftag hielt, eröffnete er im Geheimen dem Erzbischof von Mainz die Absicht, sich von Bertha zu trennen, und bat ihn um seinen Beistand. So auffällig dieses Anliegen des Königs war, lieh ihm der Erzbischof Gehör, da sich ihm dabei neue Aussichten auf die thüringischen Zehnten eröffneten. Denn wie einst Markgraf Otto, versprach jetzt der König

nöthigenfalls die Thüringer mit Waffengewalt zur Entrichtung der Zehnten zu zwingen, vorausgesetzt, daß der Erzbischof ihn von seiner Gemahlin befreie. Die Scheidung des Königs wurde so mit der Sache der Thüringer in einen eigenthümlichen Zusammenhang gebracht, welchen der Erzbischof allen Grund zu verheimlichen hatte.

Als der König den Erzbischof gewonnen hatte, trug er sofort öffentlich in der Versammlung der Fürsten sein Verlangen vor. Er gab keine bestimmten Gründe für die Scheidung an, wie er denn in der That Nichts seiner Gemahlin zur Last legen konnte. Mit Recht waren die Fürsten aufs Höchste erstaunt; selbst Siegfried von Mainz stellte sich befrembet, machte dem jungen Fürsten die dringlichsten Vorstellungen und bedrohte ihn mit dem Banne, wenn er bei seinem unerhörten Verlangen beharre. Da eröffnete der König, daß er seine Gemahlin niemals berührt habe, weil er eine unüberwindliche Abneigung gegen sie fühle. Weitere Ermittelungen und die eigene Aussage der Königin bestätigten, daß in der That nie eine eheliche Gemeinschaft zwischen ihr und ihrem Gemahle bestanden hatte. Bei dieser Lage der Dinge hielt man die Sache weiterer Beachtung für werth, und namentlich sprach sich der Erzbischof jetzt dafür aus, daß der Wunsch des Königs nicht schlechthin abzuweisen sei. Man beschloß im Herbst auf einer Synode und Reichsversammlung zu Mainz eine schließliche Entscheidung zu treffen und inzwischen die Meinung des Papstes einzuholen. Vorläufig wurden die Ehegatten getrennt und der Königin Lorsch als Wohnort angewiesen.

Nicht lange nach diesen Verhandlungen in Worms rüstete der König sich zum Kampfe gegen einen aufständischen Großen. Der alte Markgraf Dedi, unaufhörlich von seinem übermüthigen Weibe angestachelt, hatte zu den Waffen gegriffen, um die thüringischen Lehen dem Erzbischof und zugleich dem König abzutrotzen. Er rechnete dabei auf den Beistand der Thüringer; auch mehrere fränkische und sächsische Herren waren mit ihm im Einverständniß, vielleicht selbst Herzog Otto von Baiern. Die Unzufriedenheit mit den Zuständen im Reiche war allgemein und mußte es sein, da Niemand wußte, wer eigentlich das Regiment führe. So konnte der Aufstand Dedis leicht zu den schlimmsten Verwickelungen führen. Heinrich übersah die Größe der Gefahr und brachte alsbald ein zahlreiches Heer zusammen. Ihn unterstützte mit allen seinen Kräften der Mainzer, welcher das unmittelbarste In=

teresse an diesem Kriege hatte und bei einem glücklichen Ausgange desselben sich Rechnung machen konnte, daß Heinrich die gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen wegen der thüringischen Zehnten erfüllen würde. Aber auch Anno und andere Bischöfe waren im Heere des Königs.

Die Thüringer erschraken, als sie die Rüstungen des Königs sahen, und schickten Gesandte an ihn. Sie lehnten jede Mitschuld an Dedis Aufstand ab und erboten sich sogar freiwillig zur Hülfeleistung gegen ihn, wenn man sie bei ihrer Zehntenfreiheit beließe; dagegen erklärten sie sehr bestimmt, daß sie, wofern der Erzbischof diese Gelegenheit benutzen sollte, um sie wie ein Räuber zu überfallen, sich gegen ihn zur Wehre setzen würden; denn längst hätten sie in einem Landfrieden beschworen, Räuber und Wegelagerer nicht ungestraft im Lande ihr Wesen treiben zu lassen, und besser sei im Kampfe zu fallen, als meineidig zu leben und die Rechte der Vorfahren preiszugeben. Der König verhieß ihnen alles Gute, wenn sie in der Treue verharrten, und in der That verhielten sie sich bei seinem Anrücken ruhig. Auch jene fränkischen und sächsischen Großen, auf deren Beistand Dedi gezählt hatte, waren über die Rüstungen des Königs erschrocken und wagten sich nicht hervor; Herzog Otto begab sich sogar zum königlichen Heere, welches er freilich als ein theilnahmloser Zuschauer begleitete. Auffällig war, daß selbst Dedis eigener Sohn, der den Namen des Vaters führte, mit Eifer die Sache des Königs ergriff; ein muthiger und ritterlicher Jüngling, den wohl vor Allem der Haß gegen die Stiefmutter und ihre gefährlichen Rathschläge zu dem unnatürlichen Kampf gegen den Vater verleitete. Nur allein der Graf Adalbert von Ballenstedt erhob die Waffen für Dedi; er that es zu seinem Verderben.

Dedi hatte die dem bei Hofe hochangesehenen Bischof von Bamberg gehörige Burg Scheidungen besetzt, Adalbert die königliche Abtei Nienburg an der Saale. Ohne auf Widerstand zu stoßen, drang der König durch Thüringen bis in die Gegenden an der Unstrut und dem Kyffhäuser vor. Beichlingen, eine Burg Dedis, fiel beim ersten Sturm und wurde durch Feuer zerstört. Vor Burg-Scheidungen, welches eine starke Besatzung hatte, erlitt der König beim ersten Sturm zwar harte Verluste, aber ein erneuter Angriff hatte besseren Erfolg, und auch diese Burg mußte sich alsbald ergeben. Dedi und Adalbert verzweifelten nun an ihrem Unternehmen und gaben sich in die Hände des Königs. Sie wurden einige Zeit in Haft gehalten, dann aber entlassen; einen Theil

ihrer Besitzungen und Einkünfte mußten sie zur Strafe aufgeben, ihre Reichsämter verblieben ihnen. Ueberhaupt zeigte sich der König im Siege sehr schonend. Dedi und Adalbert hatten ihre Mitverschworenen, von denen sie verlassen waren, aus Racheluft verrathen: aber der König machte von ihren Angaben keinen Gebrauch, da er durch die Verfolgung so vieler angesehener Männer eine zu große Aufregung hervorzurufen fürchtete. Der junge Dedi hatte die Erfolge des Königs wesentlich erleichtert und sich dadurch in nicht geringem Maße die Gunst desselben erworben; eine glänzende Laufbahn eröffnete sich ihm, doch bald riß ihn der Tod aus derselben; er endete durch einen Meuchelmörder, den Adela gegen ihren Stiefsohn bewaffnet haben soll.

Erst vor Kurzem aus einem glücklichen Krieg gegen die Wenden heimgekehrt, hatte der König einen gefährlichen Aufstand im Innern durch sein rasches und entschiedenes Auftreten niedergeworfen. Es konnte nicht anders sein, als daß sein Name an Ansehen gewann und die Fürsten, die bisher mit voller Willkür geschaltet, für ihre Macht zu fürchten begannen. Die nächste Frage war, ob Heinrich die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz auf die thüringischen Zehnten befriedigen würde, mit welcher die andere zusammenhing, ob er die Scheidung von seiner Gemahlin erwirken könne. Trotz jener den Thüringern kürzlich gemachten Verheißungen glaubte er den Forderungen des Erzbischofs entsprechen zu dürfen; denn sie hatten zwar gegen den König selbst sich Nichts zu Schulden kommen lassen, aber das Heer des Erzbischofs, als es durch ihr Land zog, auf alle Weise belästigt und angesehene Dienstleute desselben ergriffen und aufgeknüpft. Mit Recht erhob der Erzbischof gegen sie die schwersten Anklagen, und der König hielt sich jeder früher eingegangenen Verpflichtung entledigt. Er vermittelte zu Mühlhausen einen Vergleich zwischen dem Erzbischof und dem Abt von Fulda und gebot dann den Thüringern fortan die Zehnten an Mainz zu entrichten. Aber diese beriefen sich auf die früheren Zusagen des Königs und meinten, es sei ihm mit diesem Gebot kaum Ernst, mindestens werde er sie nicht mit Gewalt zu den Zehnten zwingen. Sie zeigten sich säumig in der Abtragung derselben, und unerwartet nahmen die Dinge eine Wendung, bei welcher dem König wenig mehr daran lag, ob sich die Thüringer seinem Gebote fügten.

Als der König den Erzbischof befriedigt hatte, machte er sich auf den Weg nach Mainz, wo sich die berufene Synode versammelte; er

glaubte, daß ihm Nichts mehr im Wege stehe, um sich Berthas zu entledigen. Da traf ihn die Nachricht wie ein Donnerschlag, daß inmitten der deutschen Bischöfe Petrus Damiani als apostolischer Legat erschienen sei und nicht allein die Scheidung hindern werde, sondern auch den Erzbischof von Mainz mit dem Banne bedrohe, weil er zu einem so abscheulichen Vorhaben die Hand geboten habe. Heinrich wußte, wessen er sich von dem strengen Alten von Fonte Avellana, dem Beichtvater seiner Mutter, zu versehen hatte; er wollte deshalb sogleich nach Sachsen zurückkehren und entschloß sich nur auf die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde die Reise fortzusetzen. Er ging nach Frankfurt und beschied auch die Fürsten dorthin, obwohl er darüber bereits völlig im Klaren war, daß er seine Absicht nicht erreichen werde.

Wunderbarer Weise war es Siegfried selbst gewesen, welcher diese ihm so nachtheilige Wendung der Dinge herbeigeführt hatte. Wie zu Worms beschlossen war, hatte er sich an den Papst gewendet und ihm die Sache des Königs vorgetragen, zugleich aber, seinen Auftrag überschreitend, die Sendung eines apostolischen Legaten zu der Synode beantragt. Wir wissen, daß er schon längst das Erscheinen eines solchen in Mainz gefordert, um dem Zehntenstreit in seinem Sinne für ewige Zeiten ein Ende zu machen, ohne bisher mit seinen Bitten in Rom Gehör zu finden; jetzt mochte er hoffen seinen Wunsch leichter zu erreichen und zugleich die Verantwortlichkeit für ein so bedenkliches Verfahren, wie der König von ihm forderte, abwälzen zu können. Uebrigens wird er Nichts unterlassen haben, um in Rom das Verlangen des Königs als ein kaum abzuweisendes darzustellen. Wir kennen seinen Brief an den Papst, nicht die mündlichen Aufträge seines Gesandten, die in diesem Betracht klarer gewesen sein werden: doch schon aus jenem erhellt seine Absicht, und gewiß ist, daß Rom ihn als einen Beförderer der ärgerlichen Scheidung ansah. Daß der Papst eine übermäßige Strenge an den Tag legen würde, mochte Siegfried um so weniger glauben, als sich Rom noch vor Kurzem in der Ehesache Wilhelms von der Normandie nachsichtig genug gezeigt hatte. Aber der Erzbischof hatte sich in den Absichten der römischen Curie völlig getäuscht. Man war hier nicht von fern gewillt, irgend welche Rücksichten auf den deutschen Hof zu nehmen. Man beschloß allerdings einen Legaten nach Mainz zu schicken, jedoch nicht um dem Könige und dem Erzbischof zu willfahren, sondern um in der entschiedensten Weise dem unberechtigten

Verlangen des jungen Fürsten und seines geistlichen Mitschuldigen entgegenzutreten. Der alte Petrus Damiani übernahm diesen Auftrag, der seiner innersten Ueberzeugung entsprach; noch einmal trat er für den Papst und Hildebrand in die Schranken, und gewiß nie hat er ihnen williger seine Kraft geliehen.

Petrus machte, als er in Frankfurt die Aufträge des Papstes eröffnete, auf Heinrich und die Fürsten den tiefsten Eindruck. Wie hätte es auch den König nicht bewegen sollen, daß der Papst ihn nicht allein mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte, wenn er seine unschuldige Gattin verstieße, sondern auch ihm jede Aussicht auf die Kaiserkrone entzog! Dem Mainzer drohte der Legat mit Verlust des priesterlichen Amts, wenn er in die Scheidung willige. Der Erzbischof und die Fürsten bestürmten Heinrich nachzugeben, indem sie zugleich darauf hinwiesen, wie die mächtige Verwandtschaft der Königin in Italien und Burgund dem Reiche schlimme Verwickelungen zu bereiten drohe. Sie erreichten, daß der König nachgab. „Ist es euer Wille", sagte er, „so will ich mir Gewalt anthun und nach Kräften die Last zu tragen suchen, die ich nicht abschütteln kann." Bald darauf kehrte er nach Goslar zurück, die Königin folgte ihm später und fand dann eine unerwartet freundliche Aufnahme. Zwar fiel es Heinrich auch jetzt noch schwer, die Abneigung gegen sie zu überwinden, aber je mehr er ihren wahren Werth erkannte und sich von der Meinung losriß, daß sie den Absichten der Fürsten diene, desto mehr öffnete sich ihr sein Herz. Sie haben nachher in ehelicher Gemeinschaft gelebt — im August 1071 gebar Bertha ihren ersten Sohn — und in den Tagen der Leiden hat die Königin mit musterhafter, aufopfernder Treue ihrem Gemahl zur Seite gestanden.

Noch einmal hatte sich der König dem Willen der Fürsten gebeugt: doch war er, die Wahrheit zu gestehen, mehr durch das energische Einschreiten Roms und die überwältigende Persönlichkeit des alten Petrus Damiani, als durch den Widerspruch der Fürsten zur Nachgiebigkeit bewogen worden. Wer die Absichten und die ganze Gefühlsrichtung des Petrus kennt, kann darüber kaum in Zweifel sein, daß er die vortheilhafteste Meinung von diesem jungen König heimnahm, der sich selbst zu bezwingen wußte. Aber eben so wenig ist zweifelhaft, daß er die Zustände des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im schwärzesten Lichte sah. Die weltlichen Fürsten ließen ohne Furcht vor einer gebietenden Persönlichkeit ihren Lüsten den freiesten Lauf. Von

Rudolf von Schwaben sagt man, daß er mit drei Weibern im Ehebruch lebte, während er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin, der Schwester der Königin Bertha, unter dem erfundenen Vorwande der Untreue scheiden ließ. Es geschah dies zu derselben Zeit, als die Fürsten sich über Heinrichs beabsichtigte Scheidung so entrüstet zeigten, und es wirft ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Verhältnisse, daß sich Rudolf ohne Mühe der einen Schwester entledigte, während der König sich die Ehe mit der andern zu bewahren entschließen mußte. Erst zwei Jahre später nahm sich der Papst der verstoßenen Gemahlin Rudolfs an und erzwang die Herstellung der Ehe.

Noch weniger, als die losen Sitten der weltlichen Fürsten, konnte Petrus das Leben der Geistlichkeit in Deutschland behagen. War zur Durchführung des Cölibats in Italien, Burgund und Frankreich in der letzten Zeit Manches geschehen, so war in Deutschland das eheliche Leben unter dem Klerus sogar verbreiteter, als in den Tagen Leos IX. Am gefährlichsten aber mußte dem römischen Legaten erscheinen, daß die Simonie wieder am Hofe ganz offen getrieben wurde. Heinrichs III. Maßregeln gegen den Handel mit den Kirchenämtern schienen völlig vergessen; man war zu Zuständen zurückgekehrt, wie sie zu Zeiten Konrads II. geherrscht hatten. Weniger konnte man dies dem jungen König zur Last legen, als seinen geistlichen Räthen, welche bisher die Geschäfte des Reichs geführt hatten. Daß auch Petrus Damiani die Sache so ansah, zeigte die nächste Folge.

Zur Ostersynode des Jahres 1070 wurden die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit dem Bischof Hermann von Bamberg nach Rom beschieden, um sich wegen der Anklage der Simonie, die gegen sie erhoben war, persönlich zu vertheidigen. Es waren gerade die Männer, die seit Adalberts Sturz auf Kirche und Reich den größten Einfluß geübt hatten, denen man die offenkundigen Schäden am meisten zurechnen mußte. Sie erschienen in Rom und erhielten hier öffentlich die stärksten Verweise, daß sie die kirchlichen Grade verkauft und sich die Weihen hätten bezahlen lassen. Auch das blieb Anno nicht erspart, der so viel für den Papst gethan zu haben vermeinte und sich so gern besonderer Unbescholtenheit rühmte; nie hat Rom Adalbert ähnliche Censuren ertheilt. Am schlimmsten stand die Sache Hermanns von Bamberg, der offenkundig sein Bisthum gekauft hatte und sich von der deshalb gegen ihn erhobenen Anklage nicht anders als durch einen Meineid zu recht-

fertigen wußte. Das entschiedene Verfahren Roms machte auf diese mächtigen Kirchenfürsten des deutschen Reiches einen gewaltigen Eindruck; Siegfried von Mainz wollte sogar seiner Würde entsagen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückziehen. Aber das gerade bezweckten der Papst und die Cardinäle am wenigsten. Diese Bischöfe sollten vielmehr die Zuchtruthe Roms nur fühlen, um desto gefügigere Werkzeuge für dessen Absichten zu werden; man kannte den Hochmuth der deutschen Bischöfe nur zu gut und wollte ihn beugen. Nachdem Anno und Siegfried versprochen hatten, sich in Zukunft der Simonie zu enthalten, wurden sie in Ehren entlassen. Hermann erhielt damals das Pallium und andere stattliche Beweise päpstlicher Gunst; wohl nicht durch Bestechung des Papstes, wie man meinte, sondern weil er als ein besonders brauchbares Werkzeug erscheinen mochte.

Wie verändert waren diese Bischöfe, als sie im Mai in ihre Heimat zurückkehrten! Als Fürsten waren sie ausgegangen, als Betbrüder kehrten sie heim. Schon früher hatte Anno Mönche aus dem Kloster Fruttuaria nach Siegburg verpflanzt; die Ordnungen dieser italienischen Mönche übertrug er jetzt auch auf Saalfeld, wo bis dahin eine Propstei bestanden hatte. Zugleich wurde Siegburg mit kostbaren Reliquien ausgestattet, welche Anno selbst aus Rom und St. Maurice mitgebracht hatte. Auf alle Weise wurde fortan dies Kloster von ihm begünstigt. Unter den fremden Mönchen hier verweilte der alternde Bischof am liebsten. „Er verehrte sie“, sagt Lambert, der als Augenzeuge das Treiben in Siegburg kannte, „wie seine Gebieter. Wenn sie befahlen, stand er auf und diente ihnen wie ein Knecht; die Speisen, die er mit besonderer Sorgfalt für sie bereiten ließ, trug er selbst auf und legte sie selbst ihnen vor; selbst mischte er ihnen den Trank; das Stillschweigen und alle ihre Observanzen hielt er mit der peinlichsten Genauigkeit.“ An den Papst schrieb er als „Anno der Sünder“; er ahmte darin den Brauch des Petrus Damiani und anderer frommer Seelen nach. Gewiß kostete es seinem Herzen einen furchtbaren Kampf, Malmedy aufzugeben; als sich aber im Mai 1071 die Reliquien des heiligen Remaclus noch einmal für Stablo als wunderthätig erwiesen, gewann er selbst dieses Opfer sich ab. Auch Siegfried von Mainz bekam alsbald von Neuem klösterliche Anwandlungen: er verließ sogar 1072 sein Bisthum und begab sich nach dem Kloster Cluny. Nur die beweglichen Vorstellungen seines Klerus und der Bürger von Mainz sollen ihn in

die Welt zurückzukehren vermocht haben. Am befremdlichsten war die plötzliche Umwandlung Hermanns von Bamberg. Hauptsächlich unter seinem Einfluß wurde im Jahre 1071 das berühmte Kloster Banz auf einer Anhöhe am Main durch den Markgrafen Hermann und seine Gemahlin Alberada gestiftet. Hermann selbst hatte vor Kurzem ein Chorherrenstift zu Bamberg dem heiligen Jakob geweiht; jetzt vertrieb er die Weltgeistlichen dort und setzte statt ihrer Mönche ein. Bald wollte er in seinem Sprengel überhaupt nur Klostergeistliche haben und gerieth darüber mit seinen Domherren hart aneinander. Und das waren dieselben Bischöfe, die so lange mit den Mönchen in ununterbrochenen Streitigkeiten gelebt hatten — man sieht, sie hatten viel in Rom gelernt.

Wer möchte glauben, daß der Papst diese geistlichen Herren dem König zu Liebe gezüchtigt habe. Aber daß es geschah, veränderte wesentlich ihre Stellung doch auch am Hofe. Unmöglich konnten sie jetzt noch als die strengen Zuchtmeister des Königs auftreten; sie waren, wenn ihre Dienste beansprucht wurden, nicht mehr in der Lage, ihre Meinungen ihm als die allein richtigen, als die unumgänglichen aufzudrängen. Sein Verhältniß zu Anno mußte sich nothwendig ändern, seitdem dieser strenge Sittenrichter in Rom seinen Meister gefunden hatte. Und schon war auch Adalbert, der alte Widersacher Annos, an den Hof zurückgekehrt. So hatten sich denn doch die Träume des Bremers erfüllt, und abermals sonnte er sich im Glanz der Majestät. War auch seine Macht nicht die frühere, da ihn der König jetzt nur als einen vertrauten Freund und Diener ansah, selig schwelgte er doch wieder in dem lange erhofften Glück.

Innerlich war Adalbert kaum ein anderer geworden. Es beherrschte ihn die alte Eitelkeit, die alte Ruhmsucht; mit noch leidenschaftlicherem Ingrimm hatte er sich gegen die Billinger erfüllt, und auch sein Trachten nach Erwerb für sich und seine Kirche war nur gestiegen, da der schmähliche, durch ihn verschuldete Verfall Bremens sein Herz zerfraß. Aber er trat, der Tage von Tribur gedenkend, jetzt mindestens vorsichtiger auf; namentlich suchte er mit Anno ein leidliches Vernehmen zu erhalten. Nicht selten begegneten sich die beiden alten Widersacher am Hofe, und Annos Neffe Burchard von Halberstadt erfreute sich sogar in dieser Zeit der besonderen Gunst des Königs. Auch Ebbo von Naumburg, dann Benno von Osnabrück, der berühmte Baumeister, und ein anderer Benno, Bischof von Meißen, sowie Hezilo von Hil-

desheim und Hermann von Bamberg, der als ein geschickter Verwalter die Obhut des königlichen Schatzes hatte, waren stets im Gefolge des Königs und genossen am Hofe große Auszeichnungen. Aber Adalbert stand doch dem Herzen des Königs am nächsten, und nach und nach kamen die wichtigsten Geschäfte in seine Hände. War er auch nicht der Allgewaltige, so konnte er doch der erste Mann im Reiche nach dem Könige scheinen und galt dafür bei dem Volke.

Unter den weltlichen Fürsten des Reichs hatten vor Allen zwei bisher die freie Entfaltung des Königsthums gehindert und Heinrichs Jugend mit Schrecken erfüllt. Beide waren zu einer Macht gediehen, bei der das Königthum kaum auf die Dauer bestehen konnte; Beide hatten überdies mehr als einmal bewiesen, daß ihre Treue wesentlich nur durch das eigene Interesse bestimmt wurde. Es waren, wie man weiß, Herzog Gottfried von Lothringen und Herzog Otto von Baiern. Der Tod befreite jetzt den König von dem Einem, des Anderen wußte er sich selbst zu entledigen.

So nahe Gottfried dem Papste stand und so viel ihm die Cardinäle zu danken hatten, war er schließlich doch mit Rom in bedenkliche Zerwürfnisse gerathen. Schon sein Verhalten gegen die Normannen hatte ihm die Curie, wie es scheint, übel gedeutet, und ihr Mißtrauen stieg auf das Höchste, als Gottfried nicht viel später eine Zusammenkunft mit Cadalus hielt. Den Zweck derselben kennen wir nicht, aber ein Brief, den Petrus Damiani darüber an Gottfried erließ, zeigt die Besorgnisse der kirchlichen Partei deutlich genug. Petrus überhäuft den Herzog mit den stärksten Vorwürfen und räth ihm Buße zu thun, um die Gunst des apostolischen Stuhles wiederzugewinnen. Und in der That hat sich Gottfried Bußübungen, welche der Papst ihm auferlegte, in der nächsten Zeit unterworfen. Es gehörte zu ihnen eine zeitweilige Trennung von seiner Gemahlin, eine Strafe, die der Papst dann gegen das Gelübde, ein Kloster in Lothringen zu gründen, aufhob. Bald darauf (1069) verließ Gottfried Italien und begab sich nach Deutschland, wohin ihm Beatrix und Mathilde sogleich oder wenig später folgten.

Krank und innerlich gebrochen war er in das Land seiner Väter gekommen. Bald fühlte er, daß sein Ende nicht fern sei, und beschied nach seiner Burg Bouillon in den Ardennen, wo er am liebsten hauste, den Abt Theoderich, einen Mönch der strengsten Richtung, der dem nahen Kloster St. Hubert vorstand. Als der Abt erschien, beichtete er ihm in der beweglichsten Weise seine Sünden und übergab ihm dann unter lautem Schluchzen sein Schwert; es geschah zum Zeichen, daß er für immer dem weltlichen Leben entsage. Darauf ließ er sich nach der bei der Burg befindlichen, dem heiligen Petrus geweihten Kirche bringen und eröffnete in Gegenwart seines Sohnes Gottfried dem Abt, wie er hier mit seiner Gemahlin nach einem dem Papste geleisteten Gelübde ein Kloster zu errichten beschlossen habe, übergab ihm einen kostbaren für die Stiftung bestimmten Reliquienschatz, den einst Markgraf Bonifacius gesammelt hatte, und übertrug ihm sogleich die Ausführung seines Gelübdes. Nur zögernd gab der Abt das Versprechen, da ihm die Abneigung des anders gearteten Sohnes gegen das fromme Werk des Vaters nicht entging, doch wurde auch dessen Einwilligung endlich gewonnen. Beruhigt verließ der alte Herzog Bouillon und ließ sich nach Verdun tragen; hier wollte er begraben sein, gleichsam zur Sühne für die Verwüstung, die er einst über die Stadt seiner Väter gebracht hatte. Noch einen Monat schleppte er hier sein sieches Dasein hin; kurz vor Weihnachten 1069 hauchte er den letzten Athem aus. Sein Testament wurde nicht im ganzen Umfange ausgeführt, da der Sohn durch die übergroße Freigebigkeit seines Vaters gegen die Mönche nicht die Stellung seines Hauses gefährden wollte.

In Gottfried trat ein Mann von dem Schauplatz, der mehr als dreißig Jahre auf ihm eine hervorragende Rolle gespielt hatte, den Deutschland, Italien und Frankreich als einen der tüchtigsten Degen kannten. Zuerst hatte er seine Waffen für das Kaiserthum geschwungen, dann aber dem mächtigsten Kaiser mit hartnäckiger Erbitterung das Widerspiel gehalten und die Sache des gedemüthigten Fürstenthums zu der seinen gemacht. Er unterlag in dem ungleichen Kampfe und sah Tage der tiefsten Erniedrigung. Aber bald kam eine Zeit, wo ihm ein wunderbares Zusammentreffen glücklicher Umstände die Kaiserkrone fast in die Hand zu spielen schien. Er wagte nicht um diesen höchsten Preis zu werben und zog es vor, der mächtigste Vassall eines gekrönten Knaben zu bleiben. Die glänzende Stellung, die ihm die Hand einer

lothringischen Frau jenseits der Alpen bereitet hatte, benutzte er, um im entscheidenden Augenblick die Tendenzen Clunys, denen sich sein Haus früh hingegeben hatte, auf dem Stuhl Petri zu schützen. Wie vordem für das Kaiserthum und das Fürstenthum, hat er dann auch für das Papstthum sein Schwert gezogen, und der so folgenreiche Bund zwischen der römischen Hierarchie und den deutschen Fürsten ist, man kann sagen, zuerst von ihm geknüpft worden. Aber auch Rom hat ihn zuletzt nicht ohne Mißtrauen betrachtet. Sein Tod hat auf beiden Seiten der Alpen manche Brust erleichtert; von Wenigen war er geliebt, von Vielen gefürchtet, von Allen beargwöhnt. Ein Mönch, der ihn gekannt, versucht uns ein Bild seines Charakters zu entwerfen: er verhehlt nicht die großen und glänzenden Tugenden des Mannes, aber Treue und Aufrichtigkeit weiß er ihm nicht nachzurühmen und bezeichnet als den Grundton seines Wesens schließlich die Habgier. Eine Persönlichkeit, wie diese, kann zum großen Theil nur aus den schwankenden Zuständen der Zeit begriffen werden und ist ihr deutliches, nichts weniger als wohlthuendes Abbild. Es waren sehr verwelkliche Lorbeeren, die Gottfried erfochten hatte, und auch die Religiosität, die er zur Schau trug, erkältet mehr, als sie erwärmt.

Gottfried hinterließ aus seiner ersten Ehe einen Sohn und eine Tochter. Sein Sohn, mit dem Vater gleichen Namens und nach seiner Mißgestalt der Höckerige zubenannt, folgte dem Vater in seinen großen Reichslehen, dem Herzogthum Niederlothringen und der Grafschaft Verdun. Schon seit längerer Zeit war er der Tochter der Beatrix aus ihrer ersten Ehe mit Markgraf Bonifacius, der berühmten Gräfin Mathilde, verlobt und wurde derselben bald nach seines Vaters Tode vermählt; seitdem führte er auch den Titel eines Markgrafen von Tuscien und Herzogs von Spoleto und war unfraglich auch vom König mit beiden Ländern belehnt. So schien er diesseit und jenseit der Alpen ganz in die Stellung seines Vaters zu treten. Aber der Sohn wandelte nicht in den Wegen desselben, sondern ergriff mit Lebhaftigkeit die Sache des Königs und seiner deutschen Heimat. Weder die Gemahlin, welche ihm nur politische Interessen zugeführt, noch die fremden Verhältnisse Italiens zogen ihn an, und nie hat er längere Zeit jenseit der Alpen verweilt: Beatrix und Mathilde, die bald Lothringen verließen, traten dort in die Macht, die bisher der ältere Gottfried geübt hatte. Ida, die Schwester des jüngeren Gottfried, war dem französischen

Grafen Eustach von Boulogne vermählt; ihr zweiter Sohn führte den Namen ihres Vaters und Bruders und brachte ihn zu großen Ehren. Es war jener Gottfried, dem in der Folge die Eroberung des heiligen Grabes und die Königskrone von Jerusalem bestimmt waren.

Nach dem Abscheiden des alten Herzogs geriethen Mathilde und Beatrix ganz in die Gewalt des Papstes und Hildebrands; namentlich der Letztere wußte sie wie mit Zauberbann an sich zu fesseln. Obschon deutsches Blut in den Adern dieser Frauen rann und sie dem jungen König durch Verwandtschaft nahe genug standen, trennte sich ihre Politik doch nun immer bestimmter von dem deutschen Interesse, und kein Zweifel waltet darüber ob, daß durch Gottfrieds Tod das Ansehen des deutschen Namens in Italien nicht unerheblich geschmälert wurde. Aber dessenungeachtet mußte Heinrich sein Abscheiden als ein Glück betrachten; es sprang mit ihm eine der Fesseln, die ihn am stärksten gehemmt, und wohl nur so gewann er den Muth, den Sturz des anderen Fürsten zu betreiben, der noch die freie Entfaltung seiner Macht darnieder hielt. Es war bald nach Pfingsten 1070, daß er gegen Herzog Otto von Baiern die Klage des Hochverraths erhob.

Ueber Ottos Schuld ist es schwer ein Urtheil zu fällen, da wir nur parteiische Berichte über ihn und sein Treiben besitzen. Lambert ist ebenso geneigt jede Schuld von ihm abzuwälzen, wie der Altaicher Annalist jeden Verdacht zur Thatsache zu stempeln. Nur so viel ist klar, daß der Herzog nicht minder ehrgeizig, gewaltthätig und rücksichtslos auftrat, als tapfer, entschlossen und klug, daß auf seine Treue wenig Verlaß war und er allen Grund hatte, die mannbaren Jahre eines Königs zu fürchten, den er als Knaben der Mutter gewaltsam entrissen und der jenes Schreckenstages nimmer vergessen hatte. Andererseits ist nicht minder gewiß, daß Otto unter den nächsten Freunden des Königs persönliche Widersacher hatte und diese die Abneigung desselben gegen den gehaßten Mann geflissentlich nährten. Als solche werden ausdrücklich erwähnt Liutpold von Mörsburg (am Bodensee), der hessische Graf Giso und ein gewisser Adalbert, der mit seinen vier Söhnen großer Auszeichnung am Hofe genoß. Sie waren es, welche in dem König den Argwohn erregten und befestigten, daß Herzog Otto auf einen neuen Gewaltstreich sinne, durch welchen er den König beseitigen und sich selbst die Krone gewinnen wolle.

Vieles konnte diesen Argwohn unterstützen. Schon im Jahre 1067

war sehr aufgefallen, wie Otto bei einer inneren Fehde, in welche fast der ganze Adel Baierns verwickelt war, den gleichgültigen Zuschauer machte; man meinte, seine Unthätigkeit nur durch Bestechung erklären zu können. Im folgenden Jahre kam es so weit, daß in der Ostmark die baierischen Herren förmlich in zwei feindlichen Heeren, wie zu einer offenen Feldschlacht bereit, Stellung nahmen. Da aber unterblieb noch im letzten Augenblick wie durch ein Wunder der Kampf: die Liebe zum gemeinsamen Vaterland ergriff plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen, Alle warfen auf beiden Seiten die Waffen weg, mit Thränen in den Augen bot der Feind dem Feinde die Rechte. Otto war gerade damals als königlicher Gesandter nach Italien gegangen, aber sein Auftreten war dort nicht minder befremdlich gewesen. Auf dem Rückwege von Rom hatte er eine Zusammenkunft mit Gottfried und mehreren italienischen Fürsten zu Piacenza gehabt. Bei derselben war es zu keinen ordentlichen Verhandlungen gekommen, da solche die Italiener durch wilden Tumult in der Besorgniß verhinderten, die beiden deutschen Herren möchten nichts Gutes gegen sie im Schilde führen. Was Otto beabsichtigt hatte, wußte man nicht, doch seine Widersacher verbreiteten, es habe sich um einen Anschlag gegen den König gehandelt.

Noch verdächtiger schien Ottos Benehmen, als er im Anfange des Jahres 1069 den König auf dem Zuge gegen die Liutizen begleitete. Otto lud ihn damals auf eine seiner Besitzungen in Sachsen ein, und hier wurde während der Anwesenheit des Königs auf einen Ritter Konrad, der diesem von den Kindesjahren an mit besonderer Treue gedient hatte und die Wache vor seinem Schlafgemach zu halten pflegte, ein Mordanschlag bei Nacht gemacht. Der Anschlag mißglückte, beschäftigte aber lange die Aufmerksamkeit des Hofs; man wollte wissen, daß er nicht sowohl Konrads Leben, als dem des Königs gegolten habe. Auch in den Aufstand Dedis glaubte man Otto verwickelt und legte es ihm übel aus, daß er nur wie ein theilnahmloser Zuschauer das gegen Dedi ausziehende Heer begleitet hatte. Wir wissen nicht, ob die Geständnisse Dedis auch Otto belasteten, doch ist unverkennbar, daß sich der Argwohn des Königs schon auf das Höchste gesteigert hatte, als ein gewisser Egino mit der Anzeige hervortrat, daß allerdings bei jenem Anschlag auf Konrad der Mord des Königs beabsichtigt gewesen sei und Herzog Otto ihn selbst zum Mörder gedungen habe. Er zeigte den Dolch vor, mit dem ihn Otto bewaffnet, um mit demselben in der

Verwirrung jener Nacht den König niederzustechen; er erbot sich, seine Aussage auf jede Weise, auch durch Gottesurtheil, zu erhärten.

Egino war ein Mann von freier Geburt, aber dem übelsten Leumund. Es lag auf der Hand, daß einem Zeugen, wie er, der sich zum Mörder nach seiner eigenen Aussage hatte dingen lassen, wenig Glauben beizumessen war, zumal die Meinung bestand, daß er von den persönlichen Feinden des Herzogs am Hofe bestochen sei. Aber, so angreifbar sein Zeugniß war, der König glaubte ihm und lud Herzog Otto zu seiner Rechtfertigung nach Mainz vor, wohin er im Juni 1070 einen Fürstentag berief. Otto erschien und leugnete nicht allein das ihm beigemessene Vergehen, sondern behauptete auch, Egino nie mit Augen gesehen zu haben. Aussage stand gegen Aussage, und nur ein Gottesurtheil schien in der Sache entscheiden zu können, auf welches sich ja auch Egino von Anfang an berufen hatte. Der König forderte ein solches: er gab Otto sechs Wochen Frist, nach Ablauf dieser Zeit solle er sich, wenn er sich unschuldig fühle, zum Zweikampf dem Ankläger in Goslar stellen. Das Verfahren war dem Herkommen gemäß, aber verletzte die öffentliche Meinung. Man fand es unbillig, daß der erste Fürst des Reichs gegen einen verworfenen Menschen das Leben wagen solle, und maß dem König die Absicht bei, sich eines gefürchteten Nebenbuhlers in der Macht um jeden Preis zu entledigen.

Auch Otto hielt sich überzeugt, daß es lediglich auf sein Verderben abgesehen sei. Als er zur bestimmten Zeit in der Nähe von Goslar sich einfand, brachte er ein großes bewaffnetes Gefolge mit sich und erklärte, daß er nur unter der Zusicherung sicheren Geleits sich vor dem König stellen würde; verbürge man ihm dies, so sei er bereit, die Anklage in jeder von den Fürsten beliebten Weise zu widerlegen. Er schien dem Zweikampf ausweichen zu wollen. Aber der König drang auf denselben und weigerte sich, Otto ein Geleit zu verbürgen, wie er es beanspruchte. Wie zu erwarten stand, entzog sich Otto dem Gericht und eilte aus der Nähe des Königs. Aber dieser ließ sich dadurch nicht beirren gegen den Herzog als Hochverräther zu verfahren. Als die gesetzliche Frist verstrichen war, verlangte er von den sächsischen Fürsten bei dem Eide, durch den sie dem Reiche und dem Könige verpflichtet seien, über Otto das Urtheil zu sprechen. Ihr Spruch erklärte Otto des Hochverraths schuldig; der König entzog ihm darauf sein Herzogthum, nahm ihm seine Reichslehen und Allodien und erklärte ihn selbst für

friedlos. Die Feinde des Nordheimers fielen sogleich über seine Güter her, verwüsteten die Aecker, verjagten die Bauern, steckten die Häuser in Brand, brachen die Burgen und schonten selbst die Kirchen nicht. Es war sehr von Uebel, daß sich auch der König selbst an diesem Verwüstungswerk betheiligte. Er zerstörte Ottos Burg Hanstein an der Werra bis auf den Grund, besetzte die Desenburg bei Paderborn, verheerte die Güter der Richenza, Ottos Gemahlin, und zwang die Verwandten und Freunde desselben ihm Geiseln zu stellen. Man sah, daß er ein persönliches Rachegefühl zu befriedigen suchte.

Otto dachte inzwischen auf Vergeltung. Er hatte sich in die Tiefen des Thüringer Waldes verborgen und hier eine große Schaar um sich gesammelt; auf dreitausend Mann wird sie geschätzt und soll aus kriegskundigen, tüchtigen Gesellen bestanden haben. Mit dieser Schaar brach er in die thüringische Niederung ein und verheerte die königlichen Kammergüter, wie die Besitzungen der geistlichen Herren, welche zum Könige hielten. Unermeßliche Beute schleppte er fort und vertheilte sie unter seine Krieger, welche er hauptsächlich durch die Aussicht auf diese Schätze gewonnen hatte. Bei Eschwege an der Werra traten ihm endlich die Thüringer entgegen; nach den Ordnungen ihres Landfriedens hatten sie ein Heer zusammengebracht und unter den Befehl des Grafen Ruotger gestellt. Aber am 2. September jagte Otto dies Heer auseinander; wie die Spreu zerstob es nach allen Seiten. Als dann die strengere Jahreszeit nahte, mußte Otto einen Theil der Seinen entlassen; mit dem Reste begab er sich nach Sachsen, wo er bei den ihm verwandten Billingern und namentlich bei dem jungen Magnus, der sich, wie es scheint, von der Unschuld Ottos überzeugt hielt, Unterstützung fand.

Wiederholentlich hatte Otto gedroht, er werde Goslar in einen Schutthaufen verwandeln, und der König hatte allen Grund zur Befürchtung, daß diesem Ort, den sein Vater mit den großartigsten Bauten geschmückt und gleichsam zur kaiserlichen Residenz erhoben hatte, ein ähnliches Schicksal bereitet werden könnte, wie einst Gottfried über Nymwegen gebracht hatte. Er eilte deshalb nach Goslar und setzte es in Vertheidigungszustand. Bis zur Weihnachtszeit verweilte er hier, wo sich nach gewohnter Weise viele Fürsten am Hofe einstellten. Unter ihnen war auch jener Sohn des Markgrafen Azzo von Este, auf den sich der Name und die Macht des alten Welfengeschlechtes vererbt hatten. Der junge Welf hatte sich vor Kurzem mit einer Tochter Ottos von

Nordheim vermählt und war seinem Schwiegervater, so lange er in der Macht stand, ergeben gewesen. Aber schmählicher Weise war er der Erste, der dem Geächteten den Rücken wandte, ihm die Tochter zurückschickte und dessen eröffnetes Herzogthum umwarb. Und in der That empfing er die herzogliche Fahne von Baiern, besonders auf die Fürsprache Herzog Rudolfs von Schwaben und unter Aufwendung unermeßlicher Geldsummen; er hatte zugleich einen Schwur geleistet, daß er nie wieder der Tochter Ottos die Hand reichen würde und schloß bald darauf eine zweite Ehe. Der König wußte recht wohl, daß der Fremdling den baierischen Großen nicht genehm sein werde, zumal er ohne ihre Zustimmung belehnt worden war; er wollte ihn deshalb selbst sogleich in Baiern einführen, aber die Besorgniß vor Otto machte ihm unmöglich Norddeutschland für den Augenblick zu verlassen.

Otto war inzwischen nach Hessen gegangen und befestigte hier den Hasungerberg am Habichtswalde zwischen Diemel und Eder; hier wollte er sich für alle Fälle eine sichere Zufluchtsstätte bereiten. Der König eilte ihm zu begegnen, ehe er einen solchen Rückhalt gewonnen habe. Er raffte aus Sachsen, Thüringen und Hessen alle vorhandenen Streitkräfte zusammen und stand bald Otto gegenüber. Ein blutiger Kampf schien unvermeidlich, als Graf Eberhard von Nellenburg vermittelnd eintrat. Indem er Otto nicht nur Sicherheit für seine Person, sondern auch Rückgabe seiner Allodien in Aussicht stellte, vermochte er ihn sich auf Verhandlungen einzulassen; diese führten zu einem Waffenstillstand bis Ostern 1071, wo Otto sich zu Köln einzufinden und unter den von den Fürsten gestellten Bedingungen mit dem Könige seine Sache auszutragen versprach. Die Waffen ruhten nun, und Heinrich begab sich nach Baiern, um Herzog Welf dort einzusetzen und die verwirrten Verhältnisse des Landes in seinem Sinne zu ordnen. Nach kurzem Aufenthalt besuchte er Schwaben und die rheinischen Gegenden, wo er damals die von Heinrich II. zerstörte Feste Hammerstein mit großer Betriebsamkeit herstellen ließ. Dem Frieden mit Otto scheint er immer noch wenig getraut zu haben.

Aber Otto hielt Wort. Er stellte sich zur Osterzeit in Köln, freilich nur um eine neue Frist bis Pfingsten zu erbitten, die ihm auch gewährt wurde. Das Pfingstfest feierte der König zu Halberstadt, wo er die Einweihung des neuen, von Bischof Burchard erbauten Doms durch seine Gegenwart verherrlichte. Hier unterwarfen sich Otto, sein

Freund Magnus und andere vornehme Männer, welche den Aufstand unterstützt hatten, auf die von den Fürsten gestellten Bedingungen. Sie wurden in leichte Haft gegeben und unter die Obhut zuverlässiger Männer gestellt. Die über Otto verhängte Friedlosigkeit wurde aufgehoben; auch erhielt er auf ausdrückliche Verwendung des Erzbischofs Adalbert seine Allodien zurück. Seine Reichslehen waren zum Theil bereits vergeben, theils kamen sie jetzt in andere Hand.

Welcher Triumph war es für den König, als er den mächtigsten Fürsten des Reichs, seinen gefährlichsten Nebenbuhler, so gedemüthigt sah! Von diesem Pfingstfest an konnte man meinen, daß er wieder in Wahrheit ein König sei. Der Tag von Kaiserswerth schien gesühnt. Otto war in ähnlichen Banden, wie er einst dem gekrönten Knaben bereitet hatte. Anno suchte jetzt, wie einst die Kaiserin Agnes nach ihrem Sturze, den Frieden seiner Seele hinter Klostermauern.

8.

Heinrich IV. und seine Widersacher in Deutschland.

Heinrich IV. wäre nicht seinem Stamme entsprossen gewesen, wenn er nicht, sobald er die Zügel der Herrschaft fest in Händen hielt, sie so straff wie möglich angezogen hätte. Wer konnte Anderes von ihm erwarten, als daß er Herr gleich seinem Vater und Großvater sein wollte und jede Auflehnung gegen seine Macht mit rücksichtsloser Strenge züchtigen würde? Und wie mochte man sich der thörichten Hoffnung hingeben, der zwanzigjährige Jüngling werde Alles, was seine Kindheit von dem Uebermuth der Fürsten geduldet, in das Meer der Vergessenheit senken? Schon hatte man hinreichende Proben seiner Willenskraft und seiner Entschlossenheit, und es war wahrlich nicht ohne Grund, wenn man den königlichen Namen, nachdem man ihn so lange verspottet, nun um so mehr zu fürchten begann.

Wollte der junge König das volle Ansehen seiner Vorfahren herstellen, so bot sich ihm zunächst in Deutschland eine doppelte Aufgabe dar. Er mußte einerseits die großen weltlichen Fürsten in die Abhängigkeit vom Königthum zurückdrängen, in der sie früher gestanden

und der sie sich unter den Wirren der letzten Jahrzehnte fast ganz entzogen hatten. Andererseits aber mußte er das unruhige Volk der Sachsen zum Gehorsam zwingen, nachdem es seit dem Tode seines Vaters jeden Aufstand bereitwillig unterstützt hatte. Noch lebte in diesem Volk ein starkes Stammesbewußtsein, und nimmermehr hatte es vergessen, daß aus seiner Mitte die Fürsten hervorgegangen waren, welche das Kaiserreich Karls des Großen mit ewigem Ruhm herstellten. Nur auf Bedingungen hin hatte es sich Heinrich von Baiern und dem ersten Franken unterworfen, und wenn Konrad willigen Gehorsam fand, so verdankte er ihn vor Allem der Ergebenheit des herzoglichen Hauses, in welchem seit dem Aussterben der Ottonen dies Volk sein mächtigstes Geschlecht und eine Schutzwehr seiner Freiheiten sah. Doch schon Heinrich III. war mit den Billingern in schlimme Zerwürfnisse gerathen, da sie nicht ohne Besorgniß sahen, wie der Kaiser den Sitz seiner Macht mehr und mehr nach Sachsen verlegte und ihrem erbittertsten Gegner, dem Erzbischof von Bremen, ein unbeschränktes Vertrauen zuwandte*). Seitdem betrachtete das Volk die Regierung der Franken als eine Zwingherrschaft und weigerte den Gehorsam, wo es sich ihm entziehen konnte. Andere Gegenden priesen das Erscheinen des Königs als ein Glück; in Sachsen seufzte man, daß Heinrich III. und dann sein Sohn gewöhnlich in Goslar Hof hielten, und verweigerte dem Gefolge mehr als einmal selbst den erforderlichen Unterhalt. Der Gegensatz zwischen den Sachsen einerseits und den Franken und den vom Hofe begünstigten Schwaben andererseits steigerte sich mit jedem Jahre und gewann die höchste Spannung durch den Sturz Ottos von Nordheim, in welchen auch der Billinger Magnus hineingezogen wurde, ein junger thatkräftiger Fürst, auf welchen die Sachsen nicht geringe Hoffnungen setzten. In der Unterdrückung der Billinger, welche nun seit mehr als einem Jahrhundert das Herzogthum in Sachsen bekleideten, schienen sich zuletzt alle Bestrebungen des jungen Königs zusammenzudrängen; in ihr lag eine Zurückweisung der fürstlichen Uebermacht, in ihr zugleich die Bändigung des trotzigen Sachsenvolks beschlossen.

Leicht war einzusehen, daß jeder Angriff auf die Billinger einen gewaltigen Widerstand hervorrufen und dem Könige Feinde aller Orten erwecken würde. Aber es pflegt nicht in der Weise eines heißblütigen

*) Vergl. Bd. II. S. 439. 440.

jungen Fürsten zu sein, sich vielen Bedenklichkeiten hinzugeben; am wenigsten war es Heinrichs Art. Mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen trat er seinen Widersachern entgegen und verfolgte seine Absichten gegen sie, bis er vor dem unausweichlichen Verderben stand, welches er sich selbst bereitet hatte. Unerfahren, wie er war, griff er mit leidenschaftlicher Hitze Aufgaben an, welche die Umsicht und die Ruhe des erfahrensten Staatsmannes erfordert hätten. Wohl hätte man diese Umsicht von Erzbischof Adalbert erwarten können, aber leider war er gegen die Billinger und das sächsische Volk von einem Ingrimm erfüllt, der ihn die Hitze des Königs eher steigern als mäßigen ließ.

Wie groß auch die Abhängigkeit der weltlichen Großen früher von den Königen gewesen war, so waren sie doch immer bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, die bedeutendsten Reichsgeschäfte durch sie erledigt worden: namentlich hatten die Herzoge stets als die ersten Mitglieder des königlichen Raths, als die geeignetsten Vollstrecker eingreifender Maßregeln gegolten. Um so auffälliger war es, daß der König hierin von dem durch Jahrhunderte geheiligten Brauch abging und sich einen eigenen Staatsrath aus Männern bildete, die weder durch vornehme Geburt noch durch große Reichslehen eine hervorragende Stellung einnahmen. Diese „Räthe des Königs“ — diesen Titel, der schon früher wohl Vertrauten Konrads II. und Heinrichs III. beigelegt war, gab man ihnen — bestanden außer einigen trefflichen Männern von großer Erfahrung und erprobter Treue, wie Eberhard von Nellenburg, aus Heinrichs Jugendgenossen, aus jenen munteren und verwegenen Gesellen, die mit ihrer guten Laune ihm über schlimme Tage hinweggeholfen hatten, die ihn auf seinen Jagden und bei seinen Waffenübungen zu geleiten pflegten, mit denen er sich der Schwelgerei und ungebundener Lust nur zu sehr überließ. Ihre Verdienste um das Reich waren sehr zweifelhafter Art, aber der König glaubte ihrer persönlichen Anhänglichkeit sicher zu sein, während er die mächtigen Fürsten des Reichs sämmtlich mit jenem tiefen Mißtrauen ansah, zu welchem sie selbst ihn erzogen hatten. Mit einigen Bischöfen, welche das besondere Vertrauen des Königs genossen, bildeten die Räthe ein Hofregiment, wie man es in früheren Zeiten nicht gekannt hatte.

Es wäre gegen die Natur der menschlichen Dinge gewesen, wenn die Günstlinge des Königs nicht ihre ungewöhnliche Macht vielfach mißbraucht haben sollten. Das Volk klagte über Gewaltthaten, die

Fürsten über Stolz und Hoffart der Emporkömmlinge; ihnen vornehmlich wurde der Sturz Ottos von Nordheim beigemessen, und Niemand schien vor ihnen sicher, wenn sie einen solchen Mann zu Grunde richten konnten. Bald vermieden die ersten Fürsten des Reichs ganz an den Hof zu kommen oder erschienen nur auf den ausdrücklichen Befehl des Königs; sie wollten mit diesen übermüthigen Hofschranzen keine Gemeinschaft haben. Vor Allem fiel dies Verhalten bei Rudolf von Schwaben auf, dem nächsten Verwandten des Königs, und das schnellfertige Gerücht zögerte nicht abermals einen hochverrätherischen Anschlag zu wittern. Der König war nur zu geneigt solchen Einflüsterungen zu glauben und behandelte seinen Schwager mit Mißtrauen. Mit nicht minderem Mißtrauen begegnete Rudolf dem ungnädigen Könige. Ottos Schicksal schwebte ihm vor Augen; er zitterte vor der Leidenschaftlichkeit des Jünglings und wollte nicht rettungslos in dessen Hände fallen. Die anderen Herzoge des oberen Deutschlands sahen in Rudolfs Rache ihr eigenes Schicksal. Berthold von Kärnthen eilte sich mit Rudolf zu verständigen; war es doch, als ob auch die Männer von Tribur beseitigt werden sollten, nachdem der Tag von Kaiserswerth gerächt war. Selbst Welf von Baiern, obschon er erst vor Kurzem sein Fahnenlehen vom König erhalten hatte, wandte sich auf Rudolfs Seite. Diese Herzoge bildeten eine geschlossene Opposition gegen den König, obschon sie offen noch Nichts gegen ihn zu unternehmen wagten.

Die Fürsten schwebten in steter Besorgniß vor dem Könige und seinen Räthen, und nicht minder bebte das Volk der Sachsen. Mit ängstlicher Scheu sahen sie auf jene gewaltigen Burgen, welche der König in den Harzgegenden und in Thüringen ringsum anlegen ließ. Schon längst hatte sich Adalbert durch solche Burgen bei seinen Fehden mit den Billingern zu vertheidigen gesucht und die Gegend um Bremen mit ihnen erfüllt. Man erzählt, und es ist wahrscheinlich, daß er dem König zuerst den Gedanken eingegeben habe, auf ähnliche Weise auch Goslar und das umliegende Land gegen die rebellischen Sachsen zu schützen. In der That legte sich Heinrich, der schon früher einige Festen in Sachsen angelegt hatte, seitdem Adalbert wieder in seiner Nähe war, mit besonderem Eifer auf Burgbauten in den Harzgegenden, bei denen ihn Benno von Osnabrück als ein erfahrener Architekt unterstützte. Schnell nach einander erhoben sich auf vielen günstig gelegenen Anhöhen Thüringens und im östlichen Sachsen umfängliche Festen mit

Brustwehren, Mauern und Thürmen, welche in weiten Bogen eine Anzahl kleinerer Warten umzogen.

Die mächtigste Befestigung war die Harzburg bei Goslar, welche der König mit besonderem Glanz schmückte. Sie enthielt eine stattliche Pfalz und einen Münster, der an Pracht mit mancher Kathedrale wetteifern konnte. War Goslar der Lieblingssitz Heinrichs III., so wurde die Harzburg die bevorzugte Schöpfung seines kriegslustigen Nachfolgers. Hier begrub er seinen ersten Sohn, den im August 1071 Bertha geboren hatte, der aber wenige Tage nach der Taufe gestorben war*); hierhin ließ er bald auch einen kostbaren Reliquienschatz von Aachen schaffen. An die Harzburg reihten sich dann andere Festen: die Moseburg bei Schmalkalden, der Sachsenstein bei Sachsa, der Spatenberg bei Sondershausen, die Haimburg bei Blankenburg und die Hasenburg bei Nordhausen. Auch Gibichenstein bei Halle wurde stärker befestigt, wie die Burg Volkerode im Eichsfeld, welche der König vom Pfalzgrafen Friedrich, der sie von Hersfeld zu Lehen trug, nicht ohne Gewalt, wie man sagt, gewonnen hatte.

Eine Zeit lang hatte man den Glauben zu erhalten gewußt, daß diese Burgen zum Schutz des Landes gegen die Einfälle der Liutizen bestimmt seien, so wenig ihre Lage auch einem solchen Zweck entsprach. Aber bald brach sich eine andere Meinung Bahn, die besser gegründet war, und versetzte das Volk in die größte Aufregung. Die Veranlassung bot, daß Heinrich, allein von Erzbischof Adalbert und einem andern seiner Räthe begleitet, im Jahre 1071 eine Zusammenkunft mit dem Dänenkönig Svend Estrithson zu Lüneburg hielt. Gewichtige Angelegenheiten werden dort verhandelt sein, doch sind wir leider über dieselben nicht näher unterrichtet. Adalbert betrieb damals aufs Neue den nordischen Patriarchat mit allem Eifer; die Abodriten waren in Nordelbingen eingefallen und bedrohten das deutsche Reich, wie das dänische; der Polenherzog hatte vor Kurzem Svend gegen Wilhelm von der Normandie unterstützt, und viel mußte Heinrich daran liegen, den Bund des Polen und Dänen zu trennen. Was in Betreff aller dieser Angelegenheiten verabredet wurde, verlautete nicht; dagegen hörte man bald, Heinrich habe mit dem Dänen einen Bund zur Unterdrückung der

*) Auch die Gebeine des jüngeren Bruders des Königs, der als Knabe gestorben war, wurden nach der Harzburg gebracht.

Sachsen geschlossen und zur Befestigung desselben ihm einige Länder des Markgrafen Udo — man meinte wohl Dithmarsen — abzutreten versprochen. Um so leichter wurde das Gerücht geglaubt, als es jener Rath des Königs, der allein mit Adalbert in das Vertrauen gezogen war, verbreitet haben sollte. Schwerlich war Alles so, wie man erzählte. Ganz unbegründet war aber gewiß nicht, daß Heinrich gegen die Billinger und die Sachsen den Beistand des Dänen in Anspruch genommen hatte; denn daß er einen Schlag gegen die Billinger damals im Schilde führte, trat sogleich an den Tag. Als er von Lüneburg ging, ließ er dort eine Besatzung zurück. Es waren nur etwa 70 Mann unter dem jungen Eberhard von Nellenburg*), doch reichten sie hin, wie er meinte, um die feste Burg zu vertheidigen. Bei dem Schrecken, der bereits die Sachsen erfüllte, mußte ihre Besorgniß auf das Höchste steigen, als so der König die Hauptfeste der Billinger in seiner Hand behielt.

Mit größter Schroffheit, wie man sieht, setzte sich der König Allen im Reiche entgegen, die seine Macht zu beeinträchtigen schienen; mit nicht minderer Entschlossenheit trat er nach Außen auf, um das Reich zu der Machtstellung zurückzuführen, die es zu den Zeiten seines Vaters gehabt hatte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten damals die flandrischen Wirren, in denen sich die mannigfachsten Interessen verbanden. Die letzten Jahre Balduins V. waren im hohen Maße vom Glück begünstigt gewesen. Nachdem er nicht allein die vormundschaftliche Regierung in Frankreich geführt, sondern auch seine Tochter Mathilde, die Gemahlin Wilhelms von der Normandie, den englischen Thron hatte besteigen sehen, war im Jahre 1067 der alte Markgraf gestorben und hatte seine gesammten Länder im blühenden Zustand nach dem Herkommen des Hauses seinem älteren Sohn Balduin hinterlassen, der bereits den Hennegau als Mitgift seiner Gemahlin Richilde besaß**). Ein zweiter Sohn, Robert mit Namen, hatte nach manchen wunderbaren, aber nicht sonderlich gewinnreichen Abenteuern, theils in Spanien, um sich im Kampfe gegen die Sarazenen eine Herrschaft zu gründen, theils am Hofe zu Constantinopel, um an der Spitze der Vikinger sich

---

*) Dieser jüngere Eberhard von Nellenburg war ein Sohn des vorhin erwähnten königlichen Raths.

**) Vergl. Bd. II. S. 478 u. 531.

in die Höhe zu schwingen, nach der Sitte der Zeit endlich durch die Vermählung mit einer reichen Wittwe sein Glück gemacht. Auf Graf Dietrich IV. von Holland, der im Jahre 1049 im Kampf umkam*), war sein Bruder Florentius gefolgt, der im Sommer 1061 bei einem Ueberfall der Friesen den Tod fand und seine Gemahlin Gertrud, eine Schwester des Herzogs Ordulf, mit mehreren unmündigen Kindern in schutzbedürftiger Lage zurückließ; mit ihr vermählte sich Robert (1063) und warf sich dann in den Kampf gegen die Friesen, deren Länder an den Rhein- und Waalmündungen er, ohne die Ansprüche der Bischöfe von Köln und Utrecht zu achten, nach Waffenrecht in Besitz nahm.

Die friesischen Eroberungen machten Robert zum unmittelbaren Nachbar seines Bruders, mit dem er stets ein gutes Vernehmen erhielt. Als aber Balduin VI. schon nach wenigen Jahren (17. Juli 1070) starb und seine Wittwe Richilde für ihren ältesten Sohn Arnulf die Herrschaft übernahm, gerieth Robert der „Friese" — so wurde er jetzt genannt — mit seiner Schwägerin binnen kürzester Frist in Streitigkeiten, indem er, wie es scheint, die Vormundschaft für seinen Neffen beanspruchte. Bald nutzten Andere ihren Zwiespalt. Die deutschen Vläminger empörten sich gegen Richilde, deren Herrschsucht gefürchtet wurde, und riefen Robert in das Land, dem Gent, Brügge, Ypern und andere Städte sofort die Thore öffneten. Ungehindert rückte der Friese bis gegen Cassel, eine feste auf einer Anhöhe belegene Burg, westlich von Ypern, wo sich Richilde und der von ihr zu Hülfe gerufene König Philipp von Frankreich ihm entgegenstellten (Februar 1071). Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher Robert selbst in die Gefangenschaft des Grafen Eustach von Boulogne fiel, seine Ritter aber den Sieg erfochten. König Philipp suchte das Weite, das französische Heer zerstreute sich; Richilde wurde zur Gefangenen gemacht und ihr Sohn Arnulf in der Schlacht oder unmittelbar nach derselben von einem seiner Leute, Gerbod mit Namen, erschlagen. Robert selbst erhielt bald die Freiheit wieder, wie es scheint durch Auswechselung gegen Richilde, und war für den Augenblick Herr in Flandern, obschon seine Schwägerin nun für ihren zweiten Sohn Balduin, dem bereits der Hennegau bestimmt war, Ansprüche auf die ganze Erbschaft des Vaters erhob und an den deutschen Hof eilte, um den Beistand desselben gegen Robert zu gewinnen.

*) Vergl. Bd. II. S. 442.

Als König Heinrich im Mai 1071 zu Lüttich Hof hielt, erschienen Richilde und Balduin vor ihm. Sie sparten nicht Gut und Geld, nicht Versprechungen und Bitten, um den König und seine Großen zu gewinnen; sie übergaben selbst dem Bischof von Lüttich mit Genehmigung des Königs einen großen Theil des Hennegaus, mit dem Balduin dann als Vassall des Bischofs belehnt wurde. So erreichte Richilde ihren Zweck. Der König, der ohnehin an diesen Dingen kein geringes Interesse hatte, gebot Herzog Gottfried, dem Bischof von Lüttich und anderen lothringischen Großen gegen Robert zu ziehen. Aber als das Heer aufbrach, fand es die Lage der Dinge in Flandern geändert. König Philipp hatte sich mit Robert versöhnt, sich mit dessen Stieftochter Bertha vermählt und ihn mit Flandern belehnt. Ohne Mühe behauptete Robert sich hier und griff selbst den Hennegau an. Den Krieg in Flandern gab Herzog Gottfried unter diesen Umständen auf, griff aber mit Bischof Wilhelm von Utrecht und dem königlichen Heere die friesischen Eroberungen Roberts an und brachte ihm hier eine Niederlage bei. Wie es scheint, wurde bereits 1072*) ein Abkommen getroffen, nach welchem Robert Flandern, seinem inzwischen zu männlichen Jahren erwachsenen Stiefsohn Dietrich V. Holland verblieb, Gottfried aber die eroberten friesischen Gegenden und der junge Balduin den Hennegau behaupteten. In diesem Abkommen schienen mindestens die Rechte des deutschen Reichs gewahrt, und bei längerer Fortsetzung drohte der Kampf einen unberechenbaren, höchst gefährlichen Umfang zu gewinnen. Roberts Schwager war Wilhelm von der Normandie, der Eroberer Englands, dessen Ehrgeiz man schon in Deutschland zu fürchten begann; ein anderer Schwager des Friesen war Herzog Welf von Baiern, der sich vor Kurzem mit dessen Schwester Judith, der Wittwe des im Kampf um die englische Krone gefallenen Grafen Tostig, vermählt hatte, und Roberts Gemahlin gehörte den Billingern an, die auf dem Punkt standen gegen den König die Waffen zu erheben.

Nicht minder drohend, als Roberts Auftreten, war das Verhalten des Polenherzogs; ihm trat König Heinrich noch weit entschiedener entgegen. Boleslaw hatte neue Streitigkeiten mit seinem Schwager in Böhmen begonnen und bereitete einen Angriff auf ihn vor. Im

---

*) Vielleicht Ostern, wo der König in Utrecht war; Herzog Gottfried ging gegen Ende des Jahrs nach Italien.

Herbst 1071 beschied der König die beiden Herzoge nach Meißen und ließ sie, als sie vor seinem Thron erschienen, hart wegen ihres unruhigen Sinnes an; er gebot ihnen sich innerhalb ihrer Grenzen zu halten, sonst würde ihn der als einen Feind und strengen Rächer kennen lernen, der zuerst das Schwert gegen den anderen zöge. Es stand wohl im engsten Zusammenhang mit Boleslaws Absichten gegen Böhmen, daß Geisa mit seinen Brüdern um dieselbe Zeit gegen König Salomo wieder eine feindliche Stellung nahm. Eine neue Revolution drohte in Ungarn; nur die Furcht vor Heinrich, sagt ein Zeitgenosse, hinderte den Ausbruch des Sturms. Wie es scheint, waren diese Verhältnisse die Ursache, daß sich der König von Worms, wo er Weihnachten gefeiert hatte, im Anfange des Jahres 1072 nach Regensburg begab; seine Nähe mochte die Revolution niederhalten. Die Energie Heinrichs durchkreuzte die Pläne des Polen in Böhmen und Ungarn, aber Boleslaw hielt deshalb nicht Ruhe und stand schon im nächsten Jahre aufs Neue in den Waffen gegen Böhmen.

Der junge König ist, wie man sieht, in rastloser Thätigkeit; nahe und fern sucht er den königlichen Namen zu Ehren, sein Ansehen zur Geltung zu bringen. Auch macht dieses kecke Vorgehen unverkennbar aller Orten einen ungewöhnlichen Eindruck und erfüllt die Gemüther mit Schrecken. Die Größe der Gefahren, die man dadurch heraufbeschwört, ahnt man am Hofe nicht; man beachtet nur die nächsten Erfolge, und diese scheinen zu ermuthigen. Da stirbt Erzbischof Adalbert, der zwar nicht, wie wohl geglaubt ist, die einzige Triebfeder aller jener Maßregeln gewesen war, aber doch in allen die Hand gehabt, überall den König mit Rath und That unterstützt hatte. Sein Leben hatte oft tief in die Geschicke des Reichs eingegriffen, und auch sein Tod gab dem Gange der Dinge noch einmal eine neue Wendung. Es ist der Mühe werth, der letzten Schicksale des trotz vieler und großer Fehler anziehenden Mannes zu gedenken, wie sie Adam von Bremen, sein trefflicher Biograph, uns aus bester Kenntniß darstellt.

Adalberts Gesundheit war längst erschüttert, theils durch die gewaltigen Geistesaufregungen während seiner Verbannung, theils in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Schon vor drei Jahren — damals als er an den Hof zurückkehrte — war er einmal in solche Schwäche verfallen, daß man seine letzte Stunde gekommen meinte. Deutlicher und deutlicher traten die Anzeichen seines nahen Endes

hervor, aber er hörte gern auf die Schmeichler, die ihm noch ein langes Leben und unerhörtes Glück verhießen. Unaufhörlich war er trotz der Beschwerden des Leibes auch jetzt noch in den Staatsgeschäften thätig. In einer Sänfte folgte er dem Könige im Anfange des Jahres 1072 vom Rhein zur Donau und dann nach Sachsen. Der neue Aufschwung, den die königliche Macht gewann, konnte ihn nur befriedigen, aber die Nachrichten, die ihm aus Bremen zugingen, bedrängten um so schwerer sein Herz. Er vernahm, wie die Abodriten Hamburg überfallen und eingeäschert hatten, wie ganz Nordelbingen in ihrer Gewalt und in eine Einöde verwandelt war, wie sie die Vassallen der Bremer Kirche niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft geschleppt hatten. Es waren furchtbare Schläge für Bremen, welches ohnehin erschöpft daniederlag. Aber Adalbert hoffte doch noch alle Verluste seiner Kirche zu vergüten. Schon hatte der König mehrere der königlichen Hofe, die man einst ihm zu Tribur genommen, wieder in seine Hand gegeben; er machte sich Aussicht das Bisthum Verden in seine Kirchenprovinz ziehen zu können, den nordischen Patriarchat hielt er endlich für gesichert, der Sturz der Billinger schien nahe, und ihr Untergang versprach Niemandem mehr Vortheil als ihm, ihrem erbittertsten Gegner. Auch die Abteien Lorsch und Korvei hoffte er wiederzuerlangen; der König mußte ihm bindende Versprechungen geben, die Rückgabe am nächsten Osterfest bei den Fürsten durchzusetzen. So klammerte er sich mit tausend Hoffnungen an das Leben an, und mitten aus ihnen riß ihn der Tod.

In den ersten Tagen des März 1072 befiel ihn die Ruhr. Er wollte kein Heilmittel gebrauchen, sich in keiner Weise schonen, und die Krankheit steigerte sich mit jedem Tage. Schon hing er nur in den Knochen und konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, aber die Angelegenheiten des Staats beschäftigten ihn noch immer unausgesetzt. Den Erzbischof Wezel ließ er zwar nicht mehr vor, doch mit dem Könige berieth er noch bis zum letzten Tage die Geschäfte des Reichs: da erinnerte er ihn an seine Treue, seine langjährigen Dienste und befahl ihm unter Thränen die Zukunft seiner Kirche. An das Ende dachte er ernstlich auch jetzt noch nicht und verabsäumte die Sterbesacramente zu empfangen. So endete er am 16. März in der Mittagsstunde, gerade als seine Leute bei der Mahlzeit waren. Ihn, der im Leben nicht ohne einen großen Troß dienstbarer Geister sich befriedigt fühlte, hörte Niemand den letzten Athem verhauchen.

In seinen letzten Stunden, erzählt man, habe Adalbert öfters wehklagend ausgerufen, er habe sein Leben verloren. Und es ist wahr, wenn er das Erzbisthum Hamburg=Bremen auf eine nie erreichte Höhe zu heben und zugleich das alte Kaiserthum in seinem Glanz zu erhalten als seine Lebensaufgaben ansah, so hatte er sein Dasein verfehlt. Hamburg lag in Asche, das reiche Bremen war an den Bettelstab gekommen, die kaiserliche Gewalt hatte ihre alte Bedeutung verloren, und das Alles war zum großen Theil durch seine eigene Schuld geschehen; wenn sich das Königthum in der letzten Zeit von Neuem geregt hatte, so stand es doch noch in den Anfängen einer Entwickelung, deren Ausgang kaum zu berechnen war. Niemand kann Adalbert gerechter beurtheilen, als es Adam von Bremen gethan hat. Er sagt selbst, der Erzbischof habe ihn geliebt, und man fühlt seinen Worten an, daß er Liebe mit Liebe zu vergelten wußte. „Doch es war mir Gewissenssache", äußert er, „einen so großen Mann, dem bei seinen Lebzeiten die Schmeichelei geschadet hat, nicht noch im Tode mit eitlen Lobsprüchen zu erheben." Er verschweigt nicht die großen Fehler des Erzbischofs mit ihren verhängnißschweren Folgen, und noch schlimmerer Tadel ist von anderen Seiten in späterer Zeit gegen ihn erhoben. Aber *ein* Ruhm bleibt Adalbert doch und wird ihm immer unter deutschen Männern bleiben. Er erhielt dem Könige in einer Zeit, wo man in der Treulosigkeit zu wetteifern schien, seine Treue und hing mit unerschütterlicher Festigkeit an den Erinnerungen jener alten glanzvollen Kaiserzeit, deren lebendiges Gedächtniß, man kann es wohl sagen, mit ihm unterging.

„Niemals", sagt Lambert von Hersfeld, „war es Adalbert im Leben gelungen, den Haß der Menschen zu versöhnen, aber im Tode erreichte er es." Und wohl scheint man bald ihn vermißt und besorgt zu haben, die Leidenschaftlichkeit des Königs und der Uebermuth seiner Genossen möchte nun auch des letzten Zügels entbehren. Als sich Heinrich Ostern 1072 zu Utrecht aufhielt, nöthigten ihn Fürsten und Volk unter vielfachen Klagen über Bedrückungen und Gewaltthaten in die durch Adalberts Tod erledigte Stelle Erzbischof Anno zu setzen. Nur ungern, meint Lambert, sei Anno der Einladung des Königs an den Hof gefolgt; theils hätten ihn frühere Erfahrungen geschreckt, theils hätte er dem gottseligen Leben inmitten seiner Klosterbrüder sich schweren Herzens entzogen. Aber wenn sich Anno sträubte, geschah es wohl nur zum Schein. Sobald er die Reichsgeschäfte ergriff, zeigte er die alte

Energie, die ganze Strenge, die er von jeher gegen Andere geübt, das stolze Selbstbewußtsein früherer Tage und jenen felsenfesten Glauben, daß er allein der Mann sei, die Gegensätze der Zeit zu beherrschen. Es schien, als ob er die Demüthigungen Roms und die schmerzlichen Jahre der Zurücksetzung vergessen hätte. Vor seinem Richterstuhl galt kein Ansehen der Person; er ließ die Burgen des Adels, die zu Erpressungen dienten, niederreißen und vornehme Herren, die den Landfrieden brachen, in Banden werfen; dem Könige selbst trat er ohne Rückhalt in seinen Lüsten und seiner Willkür entgegen. Mit solcher Autorität trat er auf, daß man ungewiß war, ob er mehr zum König oder zum Bischof geboren sei. Lambert meint, von Anno hätte Heinrich lernen müssen, was ein Herrscher bedeuten solle. Nur wollte das Unglück, daß der junge König zu diesem Lehrmeister wenig Vertrauen hegte und andere Ziele verfolgte, als sich der Erzbischof gesteckt hatte.

Annos Stellung brachte es mit sich, daß er die lautesten Beschwerden der Fürsten gegen den König gütlich zu beseitigen suchen mußte. Wohl nicht ohne seine Einwirkung geschah es, daß Pfingsten 1072 zu Magdeburg Otto von Nordheim seiner Haft entlassen wurde. Verschiedenes mochte zu diesem Entschluß beitragen; wohl weniger, obgleich es Lambert allein geltend macht, daß Otto einen großen Theil seiner Güter dem König und den Hofleuten überließ, als daß die öffentliche Stimme sich immer lauter für seine Unschuld erklärte. Die göttliche Rache schien dem Volke schwer auf Allen zu lasten, die zunächst Ottos Verderben herbeigeführt haben sollten. Bei einem Sturze vom Pferde verwundete sich tödtlich Liutpold von Mörsburg mit seinem eigenen Schwerte (1071); es war jenes verhängnißvolle Schwert des Mars, welches einst Otto selbst von der Ungarnkönigin zum Geschenk erhalten und vor Jahren dem jungen Dedi als Unterpfand der Freundschaft überlassen hatte; nach dessen Ermordung war es dem Könige zugefallen, der es Liutpold verehrt hatte. Eines der ersten Strafgerichte Annos hatte dann Egino, den verrufenen Ankläger Ottos, getroffen; wegen Bruchs des Landfriedens wurde er ergriffen, in Fesseln gelegt und dem Volke zu einem angenehmen Schauspiel umhergeschleppt*). Bei der Stimmung der Zeit mußte Ottos Befreiung, namentlich in Sachsen, mit lautem Jubel begrüßt werden, doch war die Freude nur halb, da Magnus in Haft blieb.

*) Egino wurde 1073 abermals als Räuber ergriffen, geblendet und suchte dann bettelnd sein Brod. Auch der Graf Giso und des Königs Günstling Adalbert mit seinen vier Söhnen kamen damals in einer Fehde um. Vergl. oben S. 157.

Noch wichtiger war, daß eine Versöhnung zwischen dem König und seinem Schwager Herzog Rudolf zu Stande kam. Die Spannung zwischen Beiden war auf das Höchste gestiegen. Wiederholt war Rudolf an den Hof beschieden, um sich wegen hochverrätherischer Absichten zu rechtfertigen, hatte sich aber nicht gestellt und dadurch den König gewaltig erbittert. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß Anno für eine Verständigung wirkte, obschon die Kaiserin Agnes die entscheidenden Schritte that. An sie hatte sich Rudolf in großer Besorgniß gewandt und ihre Vermittlung erbeten. Noch sprach in ihrem Herzen eine Stimme für ihren alten Günstling und einstigen Schwiegersohn. Sie entschloß sich über die Alpen zu gehen und traf am 25. Juli 1072 in Worms ein, wo damals der König verweilte; eine endlose Schaar von Aebten und Mönchen umgab sie, unter ihnen der Abt Hugo von Cluny. Auch Rudolf wagte in Worms vor seinem Schwager zu erscheinen, nachdem ihm Anno und der Erzbischof von Mainz Sicherheit für seine Person verbürgt hatten. Heinrich hatte nie die Gefühle des Sohnes verleugnet; er gab gern den Bitten der Mutter Gehör, nahm Rudolf freundlich auf und entließ ihn in Frieden. Es war zu derselben Zeit, daß Rudolf seine verstoßene Gemahlin, die Schwester der Königin Bertha, wieder zu sich nahm; es geschah auf Befehl des Papstes und wohl auf den besonderen Betrieb der Kaiserin, die von der schwesterlichen Liebe der Frauen eine Ausgleichung der feindlichen Männer erwarten mochte Aber kaum hatte die Kaiserin ihr Versöhnungswerk vollendet, so verließ sie den Hof; sie wollte nicht, daß das mütterliche Herz sie tiefer in die Wirren des Reichs hineinzog.

Herzog Rudolf hatte seinen nächsten Zweck erreicht. Aber er war, als er den Hof verließ, dennoch sich klar bewußt, daß das Mißtrauen des Königs gegen ihn nicht überwunden werden konnte und daß die Dinge dort trotz Anno kaum eine andere Wendung genommen hatten. Er täuschte sich darin nicht. Der König verfolgte unbeirrt die Richtung, die er eingeschlagen hatte. Die Burgbauten in Sachsen und Thüringen wurden nur mit noch größerem Eifer betrieben, und Alles wies darauf hin, daß er bald einen Hauptschlag gegen die Sachsen auszuführen gedachte.

Am 28. März 1072 war der alte Herzog Ordulf gestorben. Durch seinen Tod wurde das Herzogthum Sachsen erledigt, und wie es von jeher von Vater auf Sohn vererbt war, betrachtete man Magnus als den geborenen Nachfolger des Vaters. Aber der König war keineswegs

gewillt die herzogliche Fahne Sachsens in dessen Hand zu legen. Er hatte allen Grund Magnus zu mißtrauen; nicht allein daß derselbe Otto von Nordheim in seiner Empörung unterstützt hatte, er stand auch mit Robert dem Friesen in naher Verwandtschaft und hatte sich seit Jahresfrist mit der Wittwe Markgraf Udalrichs, der Schwester Geisas und Ladislaws von Ungarn, einer Base des Polenherzogs, vermählt. Das Wichtigste aber war, daß Heinrich nie einen günstigeren Augenblick finden konnte, um die Macht des Herzogthums in Sachsen zu brechen, als eben jetzt, wo Magnus wegen Untreue verurtheilt und in Haft war; selbst wenn das Herzogthum als ein erbliches Reichslehen galt, war unter diesen Umständen doch der König zur Einziehung desselben unfraglich berechtigt. Deshalb weigerte sich Heinrich hartnäckig den Billinger zu begnadigen und der Haft zu entlassen; deshalb hielt er Lüneburg noch immer besetzt. Umsonst baten Hermann, der Oheim des Magnus, und Otto von Nordheim um die Befreiung ihres Verwandten und Freundes. Der König erklärte, nur dann werde er Magnus in Freiheit setzen, wenn er dem Herzogthum und seinem väterlichen Erbe in aller Form entsage; Zumuthungen, auf die auch ein weniger ehrliebender Fürst, als Magnus, nimmer eingegangen sein würde. Eher alle Todesqualen ausstehen und im Kerker sterben, meinte Magnus, als Sachsen aufgeben. Es half Nichts, daß Hermann und Otto dem Könige Geld und einen großen Theil ihrer Besitzungen boten; Heinrich blieb unbeweglich. Da stellte endlich Otto sich selbst und alle seine Habe dem Könige zu Gebote, um den Freund zu befreien, der um seinetwillen litt; er erklärte, daß er für ihn gern in den Kerker zurückkehren werde. Der König wies das Anerbieten ab. Barsch soll er Otto zur Antwort gegeben haben: er habe sich selbst von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen noch nicht so gereinigt, daß er frei über sich und seine Güter verfügen könne. Sicherlich war dies nicht die Art, um den Nordheimer in der Treue zu erhalten.

Und schon waren die Absichten des Königs in ganz Sachsen kaum noch Geheimniß. Mit immer finstereren Blicken sah man deshalb auf die neuen Festen, ebenso viele Zwingburgen; immer schwerer ertrugen sich die Belästigungen der Besatzungen, die Launen der königlichen Günstlinge, die verächtliche Miene und die Schmähungen des Königs, wenn man über Bedrückungen klagte. Man verbreitete bald, der König wolle nicht allein Magnus sein Herzogthum nehmen, sondern die Sachsen

sämmtlich zu zinspflichtigen Knechten machen oder aus dem Lande vertreiben, um ihre Sitze seinen Lieblingen, den Schwaben, zu geben; unsinnige Gerüchte, wie sie die leidenschaftliche Erregung solcher Zeiten nur allzuleicht der blinden Masse einschmeichelt, die, weil sie die Schranken des Möglichen nicht kennt, in ihren Befürchtungen nur an den äußersten Grenzen der Einbildungskraft stehen bleibt.

Ganz Sachsen war in aufrührerischer Stimmung, und zugleich liefen Nachrichten ein, daß auch die Herzoge des oberen Deutschlands abermals mit dem Könige zerfallen seien. Wir wissen nicht, war es Magnus' Schicksal, welches auch sie mit Besorgniß erfüllte, oder hatte sie sonst aufs Neue der König gereizt: aber gewiß ist, daß man schon gegen Ende des Jahres 1072 eine Schilderhebung im südlichen Deutschland besorgte. Nur mit Mühe hielt man Herzog Rudolf von den Waffen zurück, nur mit Mühe den König von einer neuen Hochverrathsklage. Mehr, als gegen Rudolf, wagte Heinrich gegen Berthold, den Zähringer. Weihnachten 1072 entsetzte er ihn zu Bamberg des Herzogthums Kärnthen; es geschah, wie es heißt, ohne gesetzliches Verfahren und in Abwesenheit des Angeschuldigten. Nicht zu verwundern war, wenn sich Markward von Eppenstein jetzt auch ohne Auftrag des Königs anschickte das erledigte Herzogthum in seine Gewalt zu bringen, welches einst seinem Vater Adalbero entzogen war*).

Mit Schrecken sah Anno, welchen Gang die Dinge nahmen, und fühlte sich nur um so ohnmächtiger ihnen gegenüber, als er hinreichend erkannt hatte, wie wenig Gewalt er über den König besaß. Unter dem Vorwande, daß sein Alter ihm nicht mehr den Geschäften zu genügen ermögliche, erbat er damals zu Bamberg seine Entlassung, welche ihm der König gern gewährte. Mit Groll verließ der alte Erzbischof den Hof, jetzt zum dritten Mal von dem Gipfel der Macht gestürzt; die Zustände des Reichs schienen ihm fortan die schmählichsten, bei denen nur der Schmerz den Unmuth überwältige und die selbst die Feinde des Reichs beklagen müßten. Annos freiwillige Entfernung mußte gewaltiges Aufsehen erregen. Sie konnte allen Unzufriedenen, allen vom königlichen Zorne Bedrohten als ein Zeichen gelten, daß Nichts mehr den Grimm und die Leidenschaft des jungen Königs zurückzuhalten vermöge. Vorzüglich war für Sachsen zu fürchten, wo Erzbischof Wezel und Bischof Burchard bisher zu dem Könige gehalten hatten, aber jetzt

*) Vergl. Bd. II. S. 291.

nur zu geneigt schienen eine Sache aufzugeben, die Anno verließ. Der König, dessen besonderes Vertrauen bisher Burchard besessen hatte, wußte sehr wohl, wie sehr der Eifer und der Ehrgeiz dieses Priesters zu fürchten war. Daß er jetzt selbst die Zustände ernster anzusehen begann, zeigte die nächste Folge.

In der Schule des Zwangs und des Mißtrauens, in der Heinrich gebildet war, hatte er eine Kunst bis zur Meisterschaft erlernt: die Widersacher im Moment der Gefahr aus einander zu halten und, wo möglich, gegen einander zu gebrauchen. Diese Kunst übte er jetzt mit dem günstigsten Erfolge. Sobald Anno ihm den Rücken gewandt hatte, suchte er sich mit Siegfried von Mainz zu verständigen. Mißvergnügt hatte der ränkesüchtige Bischof ein Jahr zuvor ganz das Feld geräumt und sich nach Cluny begeben, war aber bald zurückgekehrt und hatte dann mit Anno, der noch in der Macht stand, ein vertrautes Verhältniß einzuleiten versucht. Vereint, meinte der eitle Mann, seien sie stark genug um das ganze Reich nach ihrem Willen zu lenken. Aber Anno wußte recht gut, daß für die Dauer zwischen Köln und Mainz kein Bund sei, und Siegfrieds Anerbietungen blieben ohne Folgen. Jetzt bot der König selbst dem Mainzer die Hand, obwohl derselbe über die Burgen in Thüringen und ihre Besatzungen viele und gewiß nicht ungerechte Beschwerden erhoben hatte. Aber Siegfrieds Grimm war nie unversöhnlich, und der König kannte das beste Mittel ihn zu besänftigen; er versprach ihm die thüringischen Zehnten. Auf einer Synode zu Erfurt am 10. März 1073 wurde die unglückliche Zehntenfrage, nachdem sie seit drei Jahren geruht hatte, aufs Neue verhandelt; der König selbst war zugegen und mit ihm diejenigen Bischöfe, deren Ansicht er bestimmen konnte. So wurden die Aebte von Fulda und Hersfeld einen Vergleich mit Mainz zu treffen genöthigt, wie er dem Erzbischof genügte, und die ganze Sache schien damit zu Ungunsten der Thüringer entschieden. Ob sich der König selbst einen Antheil an den Zehnten ausbedungen hat, sei dahingestellt; unglaublich ist es nicht, doch ist Lambert hierfür der einzige und gerade hier sehr parteiische Zeuge. Bei dem Werth, welchen die Thüringer auf ihre Zehntenfreiheit legten, mußte die Erfurter Synode ihre Erbitterung nicht nur gegen den Erzbischof, sondern auch gegen den König steigern; gleich den Sachsen sahen auch sie die Burgen des Königs jetzt als Zwingfesten an, und die Stimmung im Lande wurde mit jedem Tage schwieriger. Diese

Aufregung schien Heinrich nicht große Bedenken zu erregen; ihm lag vor Allem daran, Siegfried an sich zu fesseln, und diesen Zweck sah er erreicht.

Der König eilte von Erfurt nach dem Süden, um einer Schilderhebung der Herzoge um jeden Preis vorzubeugen. Am Palmsonntag (24. März) kam er mit Rudolf und Berthold in Eichstädt zusammen und söhnte sich vollständig mit ihnen aus; sie gewannen seine Gunst wieder, und ohne Frage erhielt hier Berthold Kärnthen zurück. Noch andere vornehme Männer, die ihm verdächtigt waren, nahm der König zu Gnaden an, und begab sich darauf nach Regensburg, wo er das Osterfest feierte. Auch mit Herzog Welf wird damals oder schon früher Alles ausgeglichen sein. Eine große Versammlung der Fürsten des oberen Deutschlands umgab dann den König, als er das Pfingstfest in Augsburg feierte. Sein Auftreten hatte hier alle Gefahr beseitigt, seine Autorität schien von Neuem gesichert, und ein großes Unternehmen sollte die hergestellte Eintracht bezeichnen.

Es war damals, daß der König das ganze Reich zu einer großen Heerfahrt gegen den Polenherzog aufrief, der mit Böhmen neue Händel begonnen hatte und dessen Ränke man noch immer in Ungarn spürte. Dieser Krieg war durch das Interesse des Reichs und des königlichen Hauses dringend geboten, und kaum konnte es ein besseres Mittel geben, um aus diesem Gewirr von Rivalitäten, Reibungen und Befürchtungen herauszukommen, als eine große Waffenthat, welche dem Ehrgeiz der Fürsten freies Feld eröffnete. Im ganzen Reich sollte gerüstet werden, die Baiern, Schwaben und Lothringer in Mainz, die Franken bei Hersfeld sich sammeln und die große Heeresmasse dann durch Sachsen der Elbe zuziehen, um am 22. August den Krieg zu eröffnen.

Der König eilte im Juni nach Sachsen, um auch hier die Rüstungen zu betreiben. Aber er fand die Stimmung noch um Vieles schlimmer, als er sich vorgestellt. Schon hatten sich Graf Hermann, der Billinger, und Bischof Burchard die Hand gereicht; eine Verschwörung hatte sich gebildet, in die selbst Bischof Hezilo von Hildesheim, bisher einer der vertrautesten Räthe Heinrichs, gezogen war; schon hatte auch Otto von Nordheim seinen Beistand versprochen. Die Verschworenen hatten die ohnehin so aufgeregte Volksmasse bearbeitet, die Besorgnisse geschärft, die Empfindlichkeit auf das Höchste gereizt. Als man vernahm, daß sich unermeßliche Kriegsschaaren in Sachsen sammeln würden, fragte

man bestürzt: wozu ein solches Heer gegen den Herzog von Polen? Bald galt es eine ausgemachte Sache, daß das Heer zu ganz anderen Zwecken bestimmt sei, als der König vorgebe, daß er jetzt den lange gefürchteten Streich gegen die sächsische Freiheit zu führen gedenke. Sachsen stand am Vorabend einer allgemeinen Empörung. Der König kannte die Verschwörung der Fürsten nicht, aber die Mißstimmung des Volks konnte ihm nicht entgehen, und fast scheint es, als ob er einen Ausbruch derselben weniger gefürchtet als gewünscht habe. War es ihm mit dem Polenkriege auch Ernst, so konnte das versammelte Heer doch auch in anderer Weise von ihm benutzt werden, wie er es denn auch wirklich in der Folge versuchte. Wie weit die Dinge bereits gediehen waren, inmitten welcher Gefahren er stand, davon hatte er freilich noch keine Ahnung.

Lambert von Hersfeld, der die Geschichte der Wirren mit ergreifender Energie darstellt, schildert Heinrich zu jener Zeit lediglich als einen in nichtige Tändeleien und niedrige Lüste versunkenen Wüstling, aber die Thatsachen, die er selbst anführt, geben doch ein anderes Bild, wie mich dünkt, von dem jungen König. Mit größerem Recht wird man Heinrich eine leidenschaftliche Betriebsamkeit, als Trägheit und Nachlässigkeit, vorwerfen können. Und kaum läßt sich verkennen, daß er eine sehr bestimmte Politik verfolgt, für die er seine Mittel und Werkzeuge mit großer Absichtlichkeit wählt. Was er will, ist im Grunde nichts Anderes, als was seine Ahnen wollten und worauf ihn die Natur seiner Stellung hinwies: er will die Selbständigkeit des Fürstenthums brechen, den Trotz der Stämme beugen, um sie dem Königthum und den allgemeinen Interessen des Reichs dienstbar zu machen; er will die Macht des Reichs und vor Allem die eigene. Er ist eifersüchtig auf diese Macht, voll untilgbaren Mißtrauens gegen Jeden, der sie bedroht. Seine Krone, weiß er, wurde ihm bestritten, ehe er noch ihren Werth zu schätzen vermochte; seit er Mann geworden ist, kennt er ihren Preis und wird sie mit seinem letzten Blutstropfen vertheidigen. Rings sieht er sich von Feinden umgeben, überall geräth er mit neu aufstrebenden Mächten in Kampf, und bald wird er inne, daß er neuer Mittel bedarf, um sich in diesem Kampfe zu behaupten: er umgiebt sich mit Dienern, die nur seinen Willen kennen, mit Kriegern, die ihm zu stetem und unmittelbarstem Dienst verpflichtet sind, er schützt sich durch

Waffen und Burgen im eigenen Reiche. Dem Gegner gegenüber ist er nicht wählerisch in seinen Mitteln: der Gewalt stellt er Gewalt, der List List entgegen, und die Treue war vielleicht in einer treulosen Zeit der Tugenden schwerste. Man mag ihn einen Tyrannen nennen, und Vielen seiner Zeitgenossen hat er dafür gegolten — aber er war ein Tyrann, der für sein ererbtes Recht, für die Einheit des deutschen Reichs und Deutschlands Macht einstand.

9.

Aufschwung Italiens und des Papstthums.

Während der inneren Wirren in Deutschland hatte sich Italien dem fremden Einfluß mehr und mehr entzogen und Raum zu selbständiger Entwickelung gefunden. Das Sinken der Kaisermacht führte in den deutschen Landen zu einer Befreiung der bisher gebundenen aristokratischen Gewalten, die sich dann aber theils im Kampfe gegen die Krone, theils in Reibungen unter einander schwächten und lähmten; die alten Zustände waren in der Auflösung, aber nirgends hatten sich noch bisher aus der Gährung der Dinge deutlich erkennbare Gestaltungen einer neuen Zeit herausgebildet. Anders jenseit der Alpen. Auch dort war die alte Zeit zu Grabe gegangen und eine neue hatte begonnen, aber ihre Zeichen leuchteten schon hell in die Weite. Bei uns Verfall, dort Erhebung; bei uns Alles in das Ungewisse gestellt, dort Ergebnisse einer frischen Entwickelung, die sich nimmermehr rückgängig machen ließen. Inmitten dieser Entwickelung stand das Papstthum, welches ebenso sie nach allen Seiten kräftigte, wie es von ihr gekräftigt wurde.

Wir wissen, wie sich schon im Jahre 1059 das Papstthum an die Spitze der allgemeinen Erhebung Italiens gegen die kaiserliche Macht stellen wollte. Aber es zeigte sich bald, daß die Tendenzen Hildebrands und seiner Freunde Italien noch viel zu wenig durchdrungen hatten, um die Kräfte der Nation verbinden zu können. Sobald sich die deutsche Macht gegen den Papst rührte, erstanden der Curie in Italien selbst aller Orten erbitterte Gegner und schlossen sich den deutschen Herren jenseits der Berge an. Dem von den Cardinal-Bischöfen erhobenen

Alexander setzten die lombardischen Bischöfe und der römische Adel einen Gegenpapst entgegen; ein Religionskrieg entbrannte, in dem es lange zweifelhaft blieb, ob sich Alexander würde behaupten können. Daß es geschah, verdankte er weniger dem Glück seiner Waffen, als einer Revolution am kaiserlichen Hofe. Zwei von König Heinrichs Vormündern berufene Synoden befestigten Alexanders Pontificat und sicherten ihm den Gehorsam des Abendlandes. Erst durch die Unterstützung des deutschen Hofs gelangte der Papst, den Hildebrand für den apostolischen Stuhl ersehen hatte, zu allgemeiner Anerkennung; gerade in Italien selbst wurde ihm am längsten die Obedienz verweigert.

Man mochte in Deutschland erwarten, daß sich die römische Curie nun wieder, wie in früheren Zeiten, den Interessen des deutschen Hofs enger anschließen würde; schon die Klugheit schien dies zu gebieten, so lange die Gegner nicht ganz überwältigt waren. Aber Hildebrand war nicht von fern gewillt auf jene alten Bahnen zurückzulenken, die er mit gutem Bedacht verlassen hatte. Er wollte Rom nicht in eine Abhängigkeit vom deutschen Hofe zurückfallen lassen, bei der sein Ideal von Freiheit und Herrschaft der Kirche sich nimmer verwirklichen ließ. Sobald es möglich war, nahm er die Politik des Jahres 1059 auf, welche er unwillig genug auf einige Zeit hatte verlassen müssen. Aufs Neue belebte Rom die Pataria in der Lombardei, fester und fester zog es Beatrix und Mathilde an sich, die Normannen Unteritaliens erhielt es in Abhängigkeit als Vassallen und begleitete die glorreichen Siege Robert Guiscards in Apulien und Sicilien mit seinen Rathschlägen und seinen Gebeten. Es ist anziehend, den Gang dieser Dinge näher in das Auge zu fassen.

Die Pataria unter Erlembald und das Ende des Cadalus.

Unter Ariald und Landulf schien die Pataria ihr Ziel erreicht und die Mailändische Kirche für immer Rom unterworfen zu haben. Aber sobald das Schisma ausbrach, trat Erzbischof Wido mit seinem Klerus und seinen großen Vassallen unverhohlen auf die Seite des Gegenpapstes und gab der Pataria dadurch eine neue Berechtigung. Landulf hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet, und Ariald stand zunächst allein auf dem Platze. Seine aufregenden Predigten begannen abermals, hatten aber nicht den früheren Erfolg, bis sich der Erzbischof, der sich zu

Mantua den Beschlüssen des Concils gefügt hatte, bald nachher aufs Neue an Cadalus anschloß und der Mailänder Klerus ihm folgte. Zu den Anklagen auf Simonie und Nicolaitismus gesellte Ariald jetzt den Vorwurf der Wortbrüchigkeit, und jegliches schien ihm gegen die eidvergessenen Priester gestattet.

Von Anfang an hatte die Pataria ihre Hauptkraft in dem Laienvolk gehabt; Ariald gab ihr jetzt auch einen Laien zum Führer. Es war Landulfs Bruder Erlembald, einem der ersten Geschlechter der Stadt entsprossen, ein ritterlicher Mann durch und durch, hochangesehen bei allem Volke. „Laß uns die geknechtete Kirche befreien", sagte Ariald zu ihm, „ich durch das Gesetz Gottes, du durch das Gesetz des Schwertes." Erlembald wußte nicht, ob er Ariald folgen sollte, und begab sich nach Rom, um die Meinung des Papstes einzuholen. Aber der Papst ermuthigte ihn zum Kampfe und gab ihm selbst eine Fahne. So weihte Erlembald sein Schwert der geknechteten Kirche und dem Willen Roms. Hatte sein Bruder den Mailändischen Klerus mit Ruthen gezüchtigt, so wollte er ihn mit Scorpionen geißeln. Kriegserfahren, wie er war, organisirte er die Pataria als eine bewaffnete Macht, und bald war Mailand von Aufruhr und Straßenkämpfen erfüllt. Wahrlich ein wunderbarer Mann ist dieser gegen Simonie und Priesterehe streitende Ritter: vor der Welt tritt er prächtig in Waffen und Kleidern auf, aber im Geheimen hüllt er sich wie ein Eremit in ein härenes Bußhemd. Und ebenso wunderbar ist die ganze Bewegung der Masse, die in dem Erzbischofe nicht nur ihr geistliches, sondern auch ihr weltliches Oberhaupt bekämpft, die Mailands Freiheiten Roms Geboten zum Opfer bringt und, indem sie für die Forderungen des apostolischen Stuhls eintritt, kecklich sich über den ersten Grundsatz desselben erhebt, daß kirchliche Dinge nicht von Laien zu entscheiden sind.

Inzwischen zog man die Verbindungen mit Rom fester und fester. Im Anfange des Jahres 1066 begab sich Erlembald wieder dorthin und setzte sich mit dem Papst, seinem Landsmann, in innige, mit Hildebrand in die innigste Verbindung. Mit einer Bannbulle gegen den Erzbischof kehrte er heim. Jetzt trat er gleichsam als Statthalter Roms in Mailand auf und geberdete sich als Herr der Stadt. Schon glaubten er und Ariald Alles den Mailändern bieten zu können. Aber der Erzbischof wollte Rom nicht weichen, und der Mailändische Patriotismus war doch verwundbarer, als sie meinten. Am Pfingstfest kam

es zu einem Aufstande gegen sie. Ariald mußte die Stadt verlassen, fiel in die Hand seiner Feinde und wurde bald darauf ermordet; Erlembald hielt sich eine Zeit lang ruhig. Der Erzbischof und die Capitane waren einmal wieder Herren der Stadt.

Bald wandte sich das Blatt. Erlembald warb unter dem Landvolk und in der Stadt neuen Anhang. Arialds Tod hatte den Zorn der Patarener nur noch mehr gereizt; schon fing man an ihn als einen Märtyrer der reinen Kirche zu feiern, und sein Märtyrerblut steigerte den Fanatismus. Eine zufällige Abwesenheit des Erzbischofs von Mailand benutzte Erlembald, um das Volk gegen ihn aufzuhetzen; nach kurzer Zeit war abermals die Stadt ganz in seiner Gewalt. Das alte Spiel mit den Eiden wurde erneuert. Die Geistlichen mußten der Simonie und der Ehe zu entsagen, die Laien den simonistischen Klerus bis auf den Tod zu verfolgen schwören. Und inzwischen hatte die Pataria auch in Cremona und Piacenza die Oberhand gewonnen; dort hatte man alle der Simonie und des Nicolaitismus verdächtigen Priester, hier den Bischof selbst verjagt. Cadalus' Sache schien in der Lombardei vernichtet, und nicht durch die Waffen des Königs oder seines Statthalters, sondern durch Volkshaufen, welche Hildebrand durch Erlembald zum Kampfe aufgerufen hatte.

Triumphirend schrieb Papst Alexander gegen Ende des Jahres 1066, die trüben Wolken seien endlich verscheucht und die Sonne leuchte wieder hell am klaren Himmel. Aber er frohlockte zu früh. Unerwartet brach ein anderes Unwetter über Rom ein, und man fühlte sich dort schutzloser als je. Richard rückte mit seinen Normannen im Frühjahre 1067 in das Gebiet des heiligen Petrus, und wie hätte es anders sein können, als daß dieser Angriff auch die Hoffnungen des Gegenpapstes und der lombardischen Bischöfe aufs Neue belebte? In solcher Bedrängniß standen die Cardinäle, daß sie die Romfahrt des deutschen Königs, welche sie bisher hintertrieben hatten, jetzt sehnlichst verlangten. Als sie unterblieb und Herzog Gottfried mit den Normannen einen schwächlichen Frieden schloß, sahen der Papst und Hildebrand ein, daß man eine versöhnlichere Politik einschlagen müsse, als in den letzten Jahren befolgt war. Während sie selbst sich nach Melfi und Capua zu den Normannen begaben und die Eintracht mit ihnen herstellten, gingen der Bischof Mainard von Silva Candida und der Cardinalpriester Johannes nach Mailand, um den Erzbischof zu begütigen und dem Treiben

der Pataria ein Ende zu bereiten. Am 1. August 1067 wurden dort Bestimmungen der Legaten bekannt gemacht, welche Simonie und Priesterehe aufs Neue verurtheilten, zugleich aber alle Eidgenossenschaften und Gewaltthaten gegen die Priester untersagten und die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs in ihrem ganzen Umfange erneuten. So gewann der Erzbischof, der damals oder schon früher vom Banne gelöst sein muß, für den Augenblick abermals die allgemeine Anerkennung. Zum zweiten Male hatte die Pataria ihre Dienste geleistet; Erlembald wurde zur Ruhe verwiesen, aber bald genug von Neuem in die Waffen gerufen.

Rom konnte mit den Normannen und dem Erzbischof von Mailand verhandeln, aber nimmer mit dem Gegenpapst selbst. Man weiß, in welche Aufregung es die römische Curie versetzte, als Anno und Herzog Gottfried mit ihm in Beziehungen traten. So lange aber „dieser alte Drache“ nicht völlig vernichtet war, schien man auch Erlembalds in Mailand nicht auf die Dauer entbehren zu können. Schon 1068 sehen wir ihn wieder an der Spitze bewaffneter Schaaren und mit Hildebrand in der unmittelbarsten Verbindung. Da verließ der Erzbischof, des langen Haders müde, die Stadt und dachte daran, seinem Amte ganz zu entsagen. Erlembald mußte davon unterrichtet sein, denn er suchte persönlich Verhaltungsbefehle in Rom nach, und Hildebrand belehrte ihn, nur durch eine kanonische Wahl seien die Mailänder Wirren beizulegen, eine kanonische Wahl aber sei eine solche, welche der Klerus und das Volk unter Roms Zustimmung vornähmen, die bisher übliche königliche Investitur sei gegen die Vorschriften der Kirche. Wie Hildebrand früher die Einsetzung des römischen Bischofs dem König bestritten hatte, so bestritt er ihm jetzt auch das Recht über den Stuhl des heiligen Ambrosius zu verfügen. Der Investiturfrage, welche einst der Cardinal Humbert aufgeworfen hatte, begann Hildebrand eine praktische Bedeutung zu geben; der Kanon der Synode von 1059, der irgend ein Kirchenamt aus Laienhand anzunehmen verbot (S. 47), sollte nun, nachdem derselbe auf einer römischen Synode im Jahre 1063 erneuert war, eine bestimmte Anwendung erhalten. Kaum war Erlembald mit den Weisungen des Cardinals nach Mailand zurückgekehrt, so stiftete er eine neue Eidgenossenschaft zur Durchführung einer kanonischen Wahl. Die Pataria hatte in dem Kampf gegen die königliche Investitur eine neue Aufgabe gewonnen, und sofort sollte sich zeigen, was sie vermöchte.

Wido hatte inzwischen sein Amt niedergelegt, einen Subdiakon, Gottfried mit Namen, der aus einer vornehmen Familie entsprossen war und sein besonderes Vertrauen genoß, an den König geschickt und zu seinem Nachfolger empfohlen. Ohne Bedenken hatte ihm der König, dem eine sehr bedeutende Summe dafür versprochen sein soll, die Investitur ertheilt, obwohl Klerus und Volk von Mailand in keiner Weise befragt waren. Dieses Verfahren verletzte den Mailänder Stolz so tief, daß Gottfried nach seiner Rückkehr nirgends Anerkennung, als bei seiner eigenen Sippschaft und den Simonisten fand, und zugleich war Rom über den Mailänder Handel auf das Höchste entrüstet; der Papst sprach über Wido, weil er ohne Erlaubniß des apostolischen Stuhls sein Bisthum niedergelegt, und über Gottfried, weil er die Mailänder Kirche bei Lebzeiten des Letzteren gewonnen und sich der Simonie schuldig gemacht habe, den Bann aus. Wido selbst begann alsbald seine Unbesonnenheit zu bereuen; er behauptete von Gottfried überlistet zu sein, verständigte sich mit Erlembald, nahm seine Würde wieder an und kehrte nach Mailand zurück, wo man den wetterwendischen Mann, um seiner sicher zu sein, in einem Kloster so gut wie gefangen hielt. Der Erwählte des Königs mußte in kurzer Frist Mailand verlassen und sich endlich nach seiner Stammburg Castiglione zurückziehen.

Die Mailänder gönnten auch hier Gottfried nicht Ruhe. Das städtische Heer zog aus, an seiner Spitze Erlembald, und umschloß die auf steiler Höhe belegene Burg. Noch lagen die Mailänder hier, als in der Fastenzeit 1071 ein furchtbarer Brand in ihrer Stadt ausbrach, der Viele von ihnen zur Heimkehr nöthigte. Erlembald blieb vor Castiglione liegen und brachte Gottfried, der gegen die geschwächten Belagerer einen Ausfall wagte, eine Niederlage bei. Dennoch mußte die Belagerung von Castiglione zuletzt aufgegeben werden, und mit dem Rest des städtischen Heers kehrte Erlembald heim. Gerade damals starb Erzbischof Wido zu Berguli*) (23. August 1071), nachdem ihm seit dem Brande die volle Freiheit zurückgegeben war. Die Frage, ob man jetzt Gottfried als Erzbischof anerkennen oder eine neue Wahl treffen solle, fing die gesammte Bürgerschaft zu beschäftigen an.

Einmüthig beschloß man und beschwor es, Gottfrieds Ernennung sei ungültig und eine neue Wahl zu treffen, die Wahl aber auf die

*) An der Stelle, wo später Alessandria gebaut wurde.

Domherren der Mailänder Kirche zu beschränken. Hierin einig, theilte sich die Meinung darüber, ob man für die Wahl die Zustimmung des Papstes oder des Königs einzuholen habe. Unermüdlich war jetzt Erlembald thätig. Bald unterhandelte er mit dem Volk, bald mit der Geistlichkeit, um eine kanonische Wahl im Sinne Hildebrands zu erwirken; namentlich suchte er die Masse des Landvolks dafür zu gewinnen. Aber die angesehensten Männer in Mailand hielten doch an dem bisherigen Verfahren fest und wollten die Investitur des Königs aufrecht erhalten. So verging fast ein halbes Jahr, ohne daß es zu einer Wahl kam.

Endlich traute sich Erlembald Kraft genug zu, eine kanonische Wahl nach den Absichten Roms durchzusetzen. Der Cardinal Bernhard erschien in Mailand, und in seiner Gegenwart sollte am 6. Januar 1072 die Wahl gehalten werden. Erlembald hatte Alles, worüber er gebieten konnte, zusammengebracht: Aebte, Mönche, einige Kleriker nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus Cremona und Piacenza, die bunte Masse der Patarener, namentlich zahlreiches Volk vom Lande. Diese mehr vielköpfige als stattliche Versammlung wählte einen jungen Menschen, Atto mit Namen, der erst die niederen Weihen besaß, nicht zu den Domherren gehörte und ohne sonderliches Ansehen war. Die Wahl war gegen das allgemein und auch von Erlembald selbst beschworene Abkommen und rief sofort einen Aufstand in der Stadt hervor. Als sich der Neuerwählte nach dem erzbischöflichen Palast begab und zum Festmahl niedersetzte, wurde er von einer Schaar wüthender Bürger überfallen und auf das Schlimmste mißhandelt. Man schleppte ihn nach der Marienkirche; hier stand er zitternd und zagend am Altare. Das Volk rief ihm zu, er solle das Lesepult besteigen; er that es und entsagte bebend für ewige Zeiten der erzbischöflichen Würde. Der römische Cardinal, dem man die Kleider vom Leibe riß, kam kaum mit dem Leben davon.

Erlembalds Bestrebungen in Bezug auf die Wahl waren gescheitert, aber er selbst behauptete sich mit Gewalt in der Stadt, und seine Macht war, da man kein anerkanntes Oberhaupt hatte, fast die einzige daselbst, die sich Geltung verschaffen konnte. Rom ließ ihn nicht im Stich. Kaum hörten der Papst und Hildebrand die Vorgänge bei der Wahl, so erklärten sie Attos Wahl für gültig, die Entsagung desselben für erzwungen und nichtig; der Papst wandte sich sogar an König Heinrich

mit der Bitte, Gottfried aufzugeben. Aber Hildebrand sah wohl ein, daß auf eine solche Nachgiebigkeit des Königs nicht zu rechnen war, und auf alle Weise unterstützte er deshalb Erlembald und die Patarener. Aus dem römischen Schatz flossen reiche Geldströme in Erlembalds Kasse, sein Anhang wuchs von einem Tage zum andern, die Capitane wagten endlich keinen Widerstand mehr; die Geistlichkeit beherrschte er „wie ein Papst“, die Masse des Volks wie ein König. „Durch Gold, Eisen und Eide“, sagt ein Mailänder Chronist, hatte er die Stadt unterworfen und waltete nun über sie wie ein Tyrann; nur einen Befehl erkannte er über sich, das Wort von dem Stuhle Petri. Was auch Attos Schicksal sein mochte, Erlembalds Gewalt schien davon kaum noch berührt zu werden.

Und schon hatte die Pataria auch in Piacenza und Cremona dem bischöflichen Regiment ein Ziel gesetzt. Die bewaffneten Bürgerschaften standen hier in der Gewalt, wie Erlembald in Mailand, und hatten sich Rom in gleicher Weise angeschlossen. Von entscheidender Wichtigkeit war, daß im Anfange des Jahres 1072 der Gegenpapst starb. Nicht nur daß durch seinen Tod die Kirchenspaltung aufhörte, auch in Parma traten nun andere Zustände ein. Nie war hier die Pataria aufgekommen, vielmehr hatten alle ihre Gegner hier stets eine Zufluchtsstätte gefunden; die Stadt war königlich gesinnt, und der König konnte frei über das erledigte Bisthum verfügen. An den Hof eilte jener Wibert, der als Kanzler der Kaiserin einst so viel zur Kirchenspaltung beigetragen hatte; Alles bot er auf, um das Bisthum in seiner Vaterstadt zu erlangen, und sein Geschlecht, sein Reichthum und seine Weltkenntniß schienen dafür zu bürgen, daß er die Stellung in glänzender Weise ausgefüllt haben würde. Aber seine Landsleute waren gegen ihn — gerade seine Macht in der Stadt scheinen sie gefürchtet zu haben — und nicht minder war es gewiß Anno, der ahnen mochte, daß in diesem Wibert mehr als ein Cadalus stecke. Anno lenkte die Wahl des Königs auf einen Kölner Geistlichen, mit Namen Eberhard. Ein Mann von Annos Wahl konnte kein Gegner der kirchlichen Reform sein, und die Bürger von Parma hatten nicht zu befürchten, daß ein deutscher Bischof jetzt die Zügel des Regiments allzu straff anziehen würde.

Wibert erhielt eine andere Stellung. Unmittelbar nach Cadalus war auch Erzbischof Heinrich von Ravenna, sein letzter und treuester Anhänger, gestorben, und die Ravennaten hatten Ring und Stab dem

Könige übersendet. Es geschah gerade damals, als die Kaiserin zu Worms bei ihrem Sohne verweilte, und welche Wandlungen auch in ihrem Gemüth vorgegangen sein mochten, Wibert wußte sie doch für sich zu gewinnen. Sie verwandte sich für ihren alten Günstling, der so das Erzbisthum von Ravenna erhielt. Mit großer Pracht hielt Wibert den Einzug in seine Residenz; mit nicht geringem Selbstbewußtsein trat er sein Amt an, aber nicht von fern war er damals gewillt in einen neuen Kampf mit Hildebrand zu treten, mit dem er sich vielmehr völlig wieder verständigt hatte. Als er sich zur Fastenzeit 1073 zur Weihe nach Rom begab, ertheilte sie ihm der Papst nur auf die ausdrückliche und dringende Verwendung des allgewaltigen Cardinal-Archidiakonen. Es war auch damals, daß er dem römischen Papst und seinen von den Cardinälen erwählten Nachfolgern einen Treueid leistete, bindender als je einer seiner Vorgänger. Auch seine Ansichten mochten sich seit dem Tage von Basel geändert haben.

Das war das Ende der zehnjährigen Kirchenspaltung; so bedrohlich in ihren Anfängen, so gewinnreich in ihrem Verlauf und Ausgang für das reformirte Papstthum. Die bischöfliche Macht in den lombardischen Städten war erschüttert und ließ sich nie wieder in alter Weise herstellen; mit ihr war das Ansehen des Königs gemindert. Die Bürgerschaften gewannen allmählich das Regiment und vergaßen nicht, daß ihnen Rom die Hand geboten hatte, um sich von dem Joche der Bischöfe und Capitane zu befreien. Die Feindschaft von Jahrhunderten lag zwischen den Lombarden und Rom: in der kirchlichen Bewegung dieser Zeit und der Abneigung der Italiener gegen die deutsche Herrschaft fand Hildebrand die Mittel, um Roms Geboten auch am Po wieder Geltung zu verschaffen.

Die Markgräfinnen Adelheid und Mathilde.

Die großen Exemtionen, welche die Ottonen und ihre Nachfolger den lombardischen Bischöfen ertheilt hatten, waren der Entwickelung der fürstlichen Macht im nördlichen und mittleren Italien hinderlich gewesen. Geschlossene Reichsfürstenthümer, wie sie in den Herzogthümern und Markgrafschaften Deutschlands vorhanden waren, kannte man in der Lombardei nicht mehr, sondern die Markgrafen, wie sich die hoch-

fürstlichen Herren meist nannten, vereinigten zersprengte Reste alter Reichslehen mit einer Menge von Kirchenlehen und weitzerstreuten, allmählich gewonnenen Allodialgütern zu einem Territorialbesitz, dessen Entstehung sich mehr aus den Schicksalen der einzelnen Familien, als aus der Geschichte des Reichs erklärte. Schwer genug fiel es oft zu unterscheiden, was von diesen Besitzungen ursprünglich Reichslehen gewesen war, zumal die Kaiser nicht selten ungewöhnliche Dienste durch die Verwandlung der Lehen in Eigenthum belohnt hatten. Nicht zu verwundern war es deshalb, wenn man sich gewöhnte auch die Reichslehen als Familiengut zu betrachten und gleich diesem zu behandeln. Wir sehen die Fürstenthümer Theilungen unterworfen und den markgräflichen Titel auf alle Theilenden übergehen; wir finden die Markgrafschaften in den Händen von Frauen, die sie nicht nur in Stellvertretung ihrer Männer oder unmündigen Kinder verwalteten, sondern in selbsteigener Gewalt, selbst wenn sie lehnsfähige Söhne besaßen. So verloren die großen Reichslehen, die hier noch vorhanden waren, mehr und mehr den Zusammenhang mit der Krone; das mehr als zwanzigjährige Interregnum, wie es für Italien nach dem Tode Heinrichs III. eintrat, löste ihn fast völlig auf.

In den Gegenden um den oberen Po hatten sich zwei Geschlechter zu namhafter Macht erhoben. Das eine waren die Nachkommen Alerams, den einst Otto der Große begünstigt hatte. Die Besitzungen des Hauses erstreckten sich von der Meeresküste bei Savona über die Seealpen längst beider Seiten des Tanaro bis zum Po hin, waren aber früh unter zwei Linien getheilt. Die eine von ihnen, deren Gebiet im Wesentlichen rechts vom Tanaro lag, nannte sich Markgrafen von Montferrat und Markgrafen von Bosco; die andere beherrschte die Länder auf der linken Seite des genannten Flusses, die später die Mark von Saluzzo hießen. Die Markgrafen sorgten unablässig für die Erweiterung ihres Gebiets, griffen aber damals in die großen Bewegungen nicht tiefer ein.

Um so bemerklicher machte sich das andere hochfürstliche Geschlecht in jenen Gegenden durch eine Frau starken Geistes. Es war die Markgräfin Adelheid von Turin, die Schwiegermutter des Königs. Ihr Haus hatte erst nach König Arduins Sturz größere Bedeutung erlangt. Ihr Vater Manfred II. beherrschte ein Gebiet, welches sich von der Höhe der Alpen bis zur Dora Baltea und dem Po er-

streckte; gegen Kaiser Konrad II. hatte er sich wie die anderen Großen Italiens erhoben, aber besiegt ihm dann seine Treue erhalten. Manfred starb ohne Söhne im Jahre 1035, und seine Wittwe Bertha, dem Geschlechte der Este entsprossen, schloß den engsten Bund mit dem Kaiserhause. Sie vermählte ihre Tochter Adelheid dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Stiefsohn Kaiser Konrads, dem damit auch die Mark von Turin zufiel. Seit der Gewinnung Burgunds hatte diese Mark, das Verbindungsglied zweier von unseren Kaisern beherrschten Reiche, einen außerordentlichen Werth gewonnen, und Berthas Ergebenheit konnte Konrad nicht hoch genug anschlagen. Es verdient erinnert zu werden, daß sie auch ihre andere Tochter an einen deutschen Fürsten, Otto von Schweinfurt, vermählte und daß sie es war, welche Konrad einst aus der größten Gefahr befreite*). Nur wenige Jahre nach ihrem Gemahl scheint Bertha gestorben zu sein. Auch Herzog Hermann starb jung (1038), und Adelheid übernahm nun selbst die Regierung der von ihrem Vater hinterlassenen Länder. Sie vermählte sich bald darauf in zweiter Ehe mit einem Markgrafen Heinrich, aber auch diese Ehe war kurz und blieb kinderlos, wie die erste. Erst ihrem dritten Gemahl gebar sie mehrere Söhne und Töchter; es war Odo, der Sohn Humberts aus dem Geschlecht der Grafen von Savoyen, Herr der Grafschaften Maurienne und Tarantaise, einer der mächtigsten Herren im burgundischen Königreich. Für die Geschichte des Geschlechts wurde es von der größten Bedeutung, daß Adelheid nach Ottos Tode (1060) auch die Herrschaft in den burgundischen Besitzungen ihres Gemahls zu behaupten wußte und so die Länder auf beiden Seiten der Alpen in eine dauernde Verbindung brachte.

Weit und breit kannte man die Markgräfin Adelheid als eine Frau von ebenso großer Entschlossenheit als Klugheit. „Männliche Kraft“, sagt Petrus Damiani, „wohnt hier in der Brust des Weibes“, und er vergleicht sie, die ohne männliche Beihülfe die ganze Last des Regiments trägt, mit der Deborah, welche als Richterin unter den Söhnen Israels thronte. Nicht unverdiente Lobsprüche spendet er ihr, obwohl das Herrschen ihr nicht eine Last, sondern Bedürfniß war; selbst als ihre Söhne Peter und Amadeus heranwuchsen, überließ sie ihnen nicht die Regierung, sondern gebrauchte sie nur als Gehülfen.

*) Vergl. Bd. II. S. 326. 327. 438.

In seltener Weise verstand diese Frau die Kunst des Herrschens; in ihrem Lande wohnte Ordnung, galt das Recht. Sie war habgierig und hart, deshalb nicht geliebt, aber geachtet und gefürchtet von Jedermann. Mit den Städtern stand sie niemals in gutem Vernehmen und ergriff mehr als einmal gegen sie die Waffen. Mit den Bürgern von Asti führte sie einen lang andauernden Krieg; im Jahre 1070 brachte sie die Stadt in ihre Gewalt und zerstörte sie. Kurz vorher (1069) hatte sie auch Lodi belagert und zum großen Theil in einen Schutthaufen umgewandelt; viele Tausende waren bei der Zerstörung der Stadt umgekommen, nicht einmal die Klöster und Kirchen hatte man geschont. So arg waren die Gräuel, daß der Papst, als Adelheid bußfertig nach Rom kam, keine genügende Sühne zu finden wußte. Die Nachbaren der Markgräfin führten, wie man sieht, gerade kein leichtes Dasein.

Ihr ganzes Leben wies Adelheid auf die deutsche Seite hin. Sie hatte ihre Tochter Bertha dem König, ihre zweite Tochter Adelheid an Rudolf von Schwaben vermählt, und die mannigfachsten Beziehungen knüpften sie an die deutsche Herrschaft. Und doch würde man irren, wenn man sie für eine Widersacherin der Bestrebungen hielte, die von Rom damals ausgingen. Die kirchliche Richtung der Zeit hatte doch auch sie ergriffen. Sie machte sich viele Sorge um ihr Seelenheil, weil sie mit drei Männern in der Ehe gelebt; in guten Werken suchte sie ihre Sünden abzubüßen und war überaus mildthätig gegen fromme Stiftungen. Von Freiheit des Klerus war in ihrem Lande freilich nicht die Rede, aber sie hörte auf die Ermahnungen des Petrus Damiani, Simonie und Priesterehe abzuschaffen. Sie war den Mönchen zugethan; Fruttuaria und andere Klöster befanden sich gut unter ihrem Schutze. Die Partei des Cadalus, obwohl diese ihren Beistand in Anspruch nahm, hat sie nicht unterstützt, und Hildebrand wußte recht wohl, warum er sie die theuerste Tochter des heiligen Petrus nannte. So stand sie in achtunggebietender Stellung inmitten der widerstrebenden Richtungen ihrer Mitwelt, von allen berührt, von keiner fortgerissen, zu aller Zeit nur durch das Interesse ihres Landes und ihres Hauses bestimmt.

Eine ganz andere Hingabe fand das Papstthum an zwei anderen Fürstinnen des norditalienischen Landes, deren Macht sich weithin nicht allein über die Gegenden am Serchio und unteren Po erstreckte, sondern

auch fast ganz Mittelitalien umspannt hielt. Man weiß, wie die Gewalt des Hauses Canossa lawinenartig angewachsen und in die Hand der lothringischen Beatrix und ihrer Tochter Mathilde gekommen war; ehe Robert Guiscard seine Eroberungen vollendet hatte, stand die Macht dieses Hauses in Italien ohne Gleichen da. Am Golf von Genua, in Tuscien, am unteren Po — fast überall berührten sich die Besitzungen desselben mit den Ländern des Geschlechts von Este, die damals Azzo II. vereinigt hatte. Auch er war ein reicher und mächtiger Fürst, aber keinen größeren Gegensatz gab es, als den zwischen ihm und den Frauen von Canossa. Ihre Brust war ganz von den großen Streitfragen zwischen Staat und Kirche bewegt; das Wohl und Wehe der römischen Curie und des deutschen Reichs wurde so zu sagen an ihrem Hofe entschieden, während Azzo weder der Unabhängigkeit Italiens gedachte, noch ihn der kirchliche Fanatismus beunruhigte, der die Lombardei durchtobte. Ihn bekümmerte nur, wie er in der Stille seinen Söhnen neue Fürstenthümer erwerben könne. Es gelang ihm, wie wir wissen, für seinen ältesten Sohn Welf nicht allein den reichen Besitz der Welfen in Schwaben und Baiern, sondern auch das Herzogthum Baiern zu gewinnen. Seinem zweiten Sohne Hugo hoffte er mit der Grafschaft Maine eine ähnliche Stellung in Frankreich zu sichern, um dann die italienischen Besitzungen ungetheilt dem dritten Sohn zu hinterlassen; aber in Frankreich bereitete ihm Wilhelm von der Normandie einen Widerstand, dem er nicht gewachsen war. Unablässig beschäftigten ihn die Sorgen um seine Nachkommenschaft, während seine mächtigeren Nachbarinnen sich geflissentlich dem Ehebett und dem Familienleben entzogen und ihr großes Erbe dereinst dem Stuhl Petri zu hinterlassen gedachten.

Beatrix war eine deutsche Fürstin von Geburt, dem kaiserlichen Hause nahe verwandt und als Pflegeschwester Heinrichs III. erzogen; sie hatte sich in zweiter Ehe einem deutschen Herzog vermählt, und ein großer Theil ihrer Güter lag auf deutschem Boden. Die mannigfachsten Bande ketteten sie an ihre Heimath und das Kaiserhaus, aber viel stärker war dennoch der Bann, den Hildebrand und seine Geistesgenossen über sie übten. Jeden Schritt, den seit der Zeit Stephans IX., ihres Schwagers, das reformirte Papstthum gethan, hatte sie begleitet, und mit jedem dieser Schritte hatten ihr Interesse und das der römischen Curie sich enger verflochten. Nicolaus II. und Alexander II.

hatten als Bischöfe von Florenz und Lucca ihr nahe gestanden, ehe sie den päpstlichen Stuhl bestiegen, und blieben immer mit ihr in den unmittelbarsten Beziehungen; Beide haben auch als Päpste in ihren tuscischen Bisthümern mehr residirt, als in Rom, und Hildebrand herrschte am Hofe der Beatrix so gut, wie in der römischen Curie. Mochte Herzog Gottfrieds Stellung zu dem Papstthum oft eine unklare sein, Beatrix hielt unverwandt zu der Sache, die sie einmal mit ganzer Seele ergriffen hatte. Sie war nicht ohne Herrschsucht, doch auch nicht ohne Herrschergaben. Oft saß sie selbst zu Gericht, bald mit ihrem Gemahl, bald ihn vertretend. Ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Umsicht werden gerühmt; Sicherheit und Ordnung herrschten in ihren Ländern. Alles, was sie aber an Macht besaß, stand in Hildebrands Dienst. Wohl Niemand hat Cadalus mehr Hindernisse bereitet, als sie; Erlembald und die Patarener hat sie niemals verlassen; die simonistischen und beweibten Priester verfolgte sie, so weit ihr Arm reichte. Mit den strengen Mönchen von Vallombrosa war sie vertraut; sie waren es, die den gutmüthigen Bischof von Florenz im Jahre 1067 der Simonie anklagten, und einer von ihnen, Petrus mit Namen, ging durch flammende Holzstöße, um die Schuld des Bischofs zu erhärten. Unter Beatrix' Augen geschah es, daß der Bischof zu Rom mit dem Banne belegt und seinem Amte zu entsagen genöthigt wurde; jener wunderthätige Mönch wurde dagegen später Cardinal-Bischof von Albano. Beatrix war stolz auf ihre Ahnen, deren Reihe sie bis auf Karl den Großen zurückführte, doch predigte Petrus Damiani ihr nicht umsonst den Preis der Demuth. Die Sinne verführten sie nicht; selbst Petrus war über ihr Gelübde erstaunt, in der zweiten Ehe wie eine Nonne zu leben und dem Segen weiterer Nachkommenschaft freiwillig zu entsagen. Mit ihrem Reichthum zeigte sie sich freigebig gegen die Kirchen; sie gab in dem Sinne des Petrus, der ihr sagte: „Gieb die Erde und nimm den Himmel!"

Seit Gottfrieds Tode theilte Beatrix die Herrschaft mit ihrer Tochter Mathilde, die nun in den Jahren der Blüthe stand. Was der Haß ihrer Feinde auch ersonnen und die Leichtgläubigkeit oder die Frivolität Späterer nachgesprochen hat, das Herz dieses jungen Weibes war nicht von Wollust entzündet und scheint selbst für alle Freuden irdischer Liebe unempfänglich gewesen zu sein. Ihre erste Ehe mit dem mißgestalteten Gottfried war vielleicht ebenso eine Scheinehe, wie eine

zweite Heirat, welche sie in späteren Jahren mit einem viel jüngeren Manne schloß. Sie, gleichwie einst ihre Mutter, bedurfte eines Mannes, der ihre steten Angriffen ausgesetzten Besitzungen diesseit und jenseit der Alpen zu schützen wußte: das verlangte sie von ihrem Gemahl und kaum mehr. Und doch beseelte der glühendste Enthusiasmus, der je einen weiblichen Busen schwellen machte, diese junge Fürstin — aber dieser Enthusiasmus wandte sich ganz Hildebrands Idealen zu. Seine Gedanken waren die ihren, sein Wille der ihre; vielleicht Niemand faßte den weiten Umfang seiner Pläne, die ganze Consequenz seines Systems besser, als sie, und gegen Niemand schüttete er deshalb auch freier sein Herz aus. Wenn sein Werk mit ihm nicht unterging, so dankt die römische Kirche es vor Allem Mathilden, und Urban VIII. hat mit gutem Recht ihr in St. Peter zu Rom ein Denkmal unter den Gräbern der Päpste errichtet und sie auf demselben „die Vorfechterin des apostolischen Stuhls" genannt.

Wie Adelheid von Turin war Mathilde ein Weib durchaus männlichen Sinns; auch sie wird von den Zeitgenossen der Deborah verglichen. Sie erschien wohl freundlich und milde, ihre Züge ähnelten den zarten Zügen der Mutter, doch die braune Gesichtsfarbe und die hohe Statur erinnerten an ihren Vater, einen harten und gewaltthätigen Herrn. Sie führte selbst ihre Mannen, schwang selbst das Schwert; zuerst als ein zwanzigjähriges Mädchen im Jahre 1067, als Richard von Capua Rom angriff. Ihr Auftreten war imponirend und Achtung erzwingend; sie führte den Titel einer Herzogin und Markgräfin und liebte allen Glanz des Fürstenthums um sich zu verbreiten. Das Volk nannte sie die „große Gräfin", aber sie selbst pflegte sich zu unterzeichnen: „Mathilde, durch Gottes Gnaden, wenn sie etwas ist". Und Alles, was sie war, stellte sie in den Dienst der Kirche und des apostolischen Stuhls. Sie war aufgewachsen mit den unaufhaltsamen Fortschritten der kirchlichen Ideen, mit dem Wachsthum des Papstthums. Mit der Theologie und den kirchlichen Streitfragen war sie wohlvertraut und folgte überall der strengsten Richtung bis zu ihrer letzten Consequenz. Der Glaube an Wunder beherrschte sie ganz; sie war glücklich, wenn sie sich von ihnen umgeben wähnte. Religiöse Erregungen, ascetische Uebungen waren ihrem Herzen Bedürfniß. Hildebrand schrieb ihr wenig später einmal, er würde ihr rathen eine Einsiedelei aufzusuchen, wenn sie nicht für den Dienst der Kirche

unentbehrlich wäre; täglich rieth er ihr das Abendmahl zu nehmen und zu der heiligen Jungfrau zu flehen. Aber sie war doch ganz etwas anders als eine theologisirende Betschwester. Nicht nur die kirchlichen, sondern auch die politischen Tendenzen Hildebrands hatte sie in sich aufgenommen, und gerade für diese hatte sie am meisten gelebt und gewirkt. Trotz ihrer deutschen Mutter und ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserhause fühlte sie als Italienerin; bald lösten sich die letzten Bande, welche sie an den Sohn Heinrichs III. fesselten, und länger als ein Menschenalter hat sie dann jedem Angriff auf Hildebrands Werk die Spitze geboten. Rücksichtsloser, als ihr Vater und Stiefvater, ist sie, ein Weib, gegen das Kaiserthum in die Schranken getreten, um die Weltmacht des Nachfolgers Petri zu gründen.

Die Triumphe Robert Guiscards und die Eroberung Siciliens.

Geistige Bande waren es, welche Erlembald und Mathilde an Rom knüpften; die normannischen Fürsten Unteritaliens sahen sich auch durch ein äußeres Band der Abhängigkeit an den Statthalter Petri gebunden. Richard von Capua und Robert Guiscard waren in gleicher Weise des Papstes Vasallen. Dennoch ist ihr Verhältniß zu Rom vielfach der Curie schwerste Sorge gewesen.

Man könnte nicht sagen, daß sie sich durchweg als ungehorsame Söhne der Kirche gezeigt hätten; vielmehr legten sie ihre Devotion oft recht geflissentlich an den Tag. Nirgends fanden die Verordnungen Roms gegen Priesterehe und Simonie leichteren Eingang als in ihren Gebieten; ihre Bischöfe schickten sie gern zu den Synoden nach Rom; glanzvoll empfingen sie den Papst, wenn er nach dem Süden kam; die Kirchen und Klöster hatten bei ihnen die größten Ehren, und reichlich machten sie gut, was sie in früheren Zeiten gefehlt. Wie dankbar empfing man Robert von Capua, wenn er die Höhe von Monte Cassino bestieg; keinen vertrauteren Freund hatte er, als Abt Desiderius, den Gesinnungsgenossen Hildebrands und des Papstes. Und Robert Guiscard begann nicht allein die schlimmen Streiche seiner Jugend zu bereuen, sondern auch Gewissensbisse über seine Ehe mit einer Ver-

wandten zu empfinden; er entließ Alberada*) und freite um eine Schwester Gisulfs von Salerno.

Aber diese normannischen Fürsten waren doch noch weit habgieriger als devot. Auch war die Ausbreitung ihrer Eroberungen fast eine Nothwendigkeit für sie, um jene Ritter zu beschäftigen und zu belohnen, die schon mit eifersüchtigen Augen auf die ihnen über den Kopf gewachsene Macht des Fürsten von Capua und des Herzogs von Apulien sahen. Weder die Besitzungen der römischen Kirche, noch die Länder der Fürsten von Salerno und Benevent, die immer aufs Neue den Schutz des römischen Bischofs anrufen mußten, wurden da ängstlich geschont. Wuchs die normannische Macht noch höher, so fürchtete Hildebrand mit Recht, daß ihr Rom nicht länger werde gebieten können, und nahm sich deshalb der langobardischen Fürstenthümer mit aller Entschiedenheit an; ja er scheute sich nicht selbst auffässige Vassallen Richards von Capua in die Dienste der römischen Curie zu ziehen. Gisulf von Salerno war ein Fürst von schlimmer Gemüthsart, von einer Treulosigkeit ohne Gleichen, welche sich kaum durch seine verzweifelte Lage entschuldigen ließ; dennoch trat Hildebrand mit ihm in ein so vertrautes Verhältniß, daß dadurch seine Freundschaft mit Abt Desiderius und den Mönchen von Monte Cassino gefährdet wurde.

Ueberall sah sich Richard bald von dem Widerstande der römischen Curie umgeben; sogar sein rebellischer Schwiegersohn, Wilhelm Monstarola, wurde Vassall des Papstes. Die Pläne auf Salerno mußte Richard so aufgeben; in Capua selbst wurde er von einem Aufstande seiner Mannen bedroht. Wir haben gesehen, wie er endlich die ihn hemmenden Schranken durchbrechen wollte und im Jahre 1067 Rom mit Waffengewalt angriff. Damals bequemte sich der Papst zu einem gütlichen Abkommen, aber bald brach der Unfriede aufs Neue aus. Abermals erhob sich Wilhelm Monstarola und nahm Aquino und andere Burgen vom Papste zu Lehen; ein neuer Aufstand der Vassallen bedrohte Richard von allen Seiten, und er stand in solcher Bedrängniß, daß er Robert Guiscard mit schwerem Herzen endlich um Beistand ersuchte; Robert versprach Hülfe, weil er das fremde Beispiel auch für

*) Alberada hat Robert lange überlebt, sie war in zweiter Ehe mit einem normannischen Großen, Roger mit Namen, vermählt, und wird als Herrin von Colobraso und Policoro noch in einer Urkunde vom Jahre 1122 erwähnt. Mehrere Klöster Unteritaliens preisen sie als ihre Wohlthäterin.

seine Vasallen zu fürchten hatte. Zu Richards Glück starb im entscheidenden Augenblick Wilhelm zu Rom am Fieber (1071), und der Aufstand verlor sein Haupt. Aber doch hatte Richard noch manchen Strauß zu bestehen, ehe er des nördlichen Campaniens wieder Herr wurde; sogar mit seinem Sohn Jordan und seinem Bruder Rainulf gerieth er deshalb in Zerwürfniß. Wie viel Mühe kostete es ihm, ehe er sich des kleinen Aquino bemächtigen konnte, welches er dann seinem Sohne überließ. Er sah endlich ein, daß er sich um jeden Preis die Geneigtheit Roms gewinnen müsse; im Jahre 1072 stand er wieder mit der Curie in gutem Vernehmen, doch hatte er nur durch das Aufgeben seiner Absichten gegen die römischen Besitzungen die Gunst des Nachfolgers Petri wieder erlangen können.

Ein freieres Feld kriegerischer Thätigkeit sah Robert Guiscard vor sich; überdies war er nicht der Mann, seinen Kampfesmuth von priesterlichen Händen zügeln zu lassen. Salerno behielt er im Auge und faßte durch die ertrotzte Ehe mit Sigelgaita, Gisulfs Schwester, festen Fuß in dem Fürstenthum. Dieses mochte noch auf einige Zeit bestehen, aber fiel es, sollte es nur in seine Hände fallen. Und Salerno war nicht der einzige Vortheil, den ihm diese Ehe verhieß; der höhere Gewinn war die Fürstin selbst, ein heldenmüthiges Weib, in der noch einmal der Langobardenname vor seinem Erlöschen im Süden zu Ehren kam. Selten sind Gatten so einer des anderen würdig gewesen, wie Robert und Sigelgaita: „Drei Tugenden" — sagt Amatus von Monte Cassino — „pries man an ihm und drei an seiner Gemahlin. Unter den Reichen war er der reichste, unter den Frommen der frommste, unter den Rittern der ritterlichste, und seine Dame war vornehm von Geblüt, schön von Gestalt und verständigen Sinnes." An Roberts bewunderten Thaten hat Sigelgaita keinen geringen Antheil.

Mit Calabrien, Apulien und Sicilien war Robert vom Papste belehnt worden, und damit war er zum Kampf gegen Griechen und Sarazenen aufgerufen. Nie hatte man ihn vergeblich zu den Waffen gefordert, und am liebsten ergriff er sie jetzt, wo es den Kampf gegen die Ungläubigen galt. Zur Seite stand ihm sein junger Bruder Roger, dessen Verwegenheit eher eines Zügels als des Sporns bedurfte. Kaum war mit der Eroberung von Reggio und Squillace die Unterwerfung Calabriens vollendet, kaum war in Apulien das feste Troja in seine Hände gefallen (1060), so ging er damit um, seine Waffen über die

Meerenge zu tragen, und das Glück kam ihm zu Hülfe. Ein verjagter Emir Siciliens wandte sich schutzflehend an ihn und erbot sich ihm die Bahn des Sieges zu öffnen.

Kurze Zeit nach jenem vereinten Angriff des Morgen- und Abendlandes auf die arabische Macht, der zuerst die Normannen nach Sicilien geführt hatte*), war Abdallah, der Sohn des Zeiriden Moezz-ibn-Badis, aus der Insel geflohen und hatte sie in der äußersten Verwirrung zurückgelassen (1040). Man wählte einen Bruder des ermordeten Akhal zum Emir; er hieß Hasan und führte den stolzen Beinamen Simsâm-ed-Dawla, d. h. Schwert des Reichs. Aber seine Thaten entsprachen dem Namen nicht; weder die äußeren Feinde wußte er abzuwehren, noch den Aufruhr im Innern zu bändigen. Ueberall stand das Volk auf; Volksführer erhoben sich in den einzelnen Städten als Tyrannen. Keiner unter ihnen gewann eine größere Bedeutung als der Kâid Ali-ibn-Ni'ma, mit Beinamen Ibn-Hawwasci, d. h. Sohn des Demagogen; er beherrschte von Castro Giovanni in der Mitte der Insel aus ein weites Gebiet, zu dem auch Girgenti und Castronovo gehörten; sein Schwager war der Kâid von Catania Ibn-Meklâti. Der Sammelplatz der arabischen Aristokratie wurde dagegen Palermo; hier erhob sich aus ihr Mohammed-ibn-Ibrahim-ibn-Thimna als Gegner jener Tyrannen und verjagte Ibn-Meklâti, dessen Stadt und Weib er sich aneignete. Vielleicht entstammte er der Dynastie der Kelbiten, die seit geraumer Zeit über Sicilien geherrscht hatte; jedenfalls trat er auf, als gebühre ihm als Emir die Herrschaft über die ganze Insel. Bald gerieth er deshalb mit Ibn-Hawwasci in Streit, zu dem nach den Berichten der Araber die schlimme Behandlung der Schwester des Herrn von Castro Giovanni die nächste Veranlassung bot. Im Kampf gegen ihn zog Ibn-Thimna den Kürzeren; Alles verließ ihn, und er sah kein anderes Mittel der Rettung, als sich den Normannen in die Arme zu werfen. „Und als dies geschah", sagt Amatus, „glaubte Robert darin Gottes Willen zu erkennen und rüstete sich Sicilien zu nehmen."

Es war in der Fastenzeit 1061, daß Robert Schiffe und ein kleines Heer zusammenbrachte, mit dem Goffred Ridell, einer seiner kriegserfahrensten Ritter, der junge Roger und Ibn-Thimna sofort über die

*) Bd. II. S. 335. 336.

Meerenge setzten; Goffred hatte er zu seinem Stellvertreter bei dem Heere, welches er selbst nicht begleiten konnte, ernannt, wohl um den Ungestüm Rogers zu zähmen. Der Angriff war auf Messina gerichtet. Bei Nacht griffen die normannischen Ritter die Stadt an, offenbar in der Absicht, zu überrumpeln; die Araber traten ihnen jedoch vor den Thoren entgegen, und trotz eines tapferen Kampfes mußten die Normannen nach wenigen Tagen den Rückweg suchen. Die Beute, welche sie heimbrachten, bestimmten sie zur Herstellung der Kirche des heiligen Andronicus bei Reggio. Messina aber suchte nun seinen Hafen durch eine Flotte zu schützen und wandte sich um Beistand an Palermo, wo es Schiffe, Geld und Krieger erhielt.

Inzwischen schickte sich auch Robert selbst an, nachdem er glücklich in Apulien gefochten, seine Waffen nach Sicilien zu tragen. „Ich will die Christen befreien", sagte er zu den Normannen, „die unter dem Joch der Sarazenen seufzen; mich verlangt ihrer Knechtschaft ein Ende zu machen und die Gott angethane Kränkung zu rächen." Und kühnen Muths antworteten die Normannen, sie seien bereit den Kampf zu unternehmen, und versprachen ihm mit Gottes Hülfe die Sarazenen zu unterjochen. Das Heer und die Schiffe der Normannen versammelten sich in Calabrien bei einem Orte S. Maria am Pharus. Die größte Schwierigkeit war, die Ueberfahrt zu bewirken, ohne von der palermitanischen Flotte behindert zu werden. Robert ließ zwei leichte Fahrzeuge ausrüsten; das eine bestieg er, das andere Roger, um den Stand der Flotte zu erspähen. Die Schiffe wurden von den Palermitanern bemerkt und verfolgt; glücklich aber kehrten die Fürsten heim und hatten ihren Zweck erreicht. Mit Freude wurden sie von den Rittern begrüßt, die sich nun nicht mehr vom Uebergange zurückhalten lassen wollten und deren Ungestüm Robert nur mit Mühe zügelte. Zweihundertundsiebzig erlesene Ritter übergab der Herzog alsbald seinem Bruder Roger, um sie auf dreizehn Schiffen bei Nacht über die Meerenge zu schaffen. Sie landeten unbemerkt an einem Ort, Calcare mit Namen, etwas südlich von Messina, und schickten sogleich die Schiffe zurück. Als es Tag geworden war, stiegen sie dann zu Roß und ritten gen Messina. Das Glück wollte ihnen wohl. Sie trafen auf eine Karavane von Pferden und Maulthieren, mit welcher der Kaid von Messina bedeutende Geldsummen zur Vertheidigung der Stadt von Palermo brachte; mit leichter Mühe bewältigten sie den Zug und machten die reichste

Beute. Und kaum wandten sie ihre Blicke nach dem Meere, so sahen sie ihre Schiffe abermals auf hoher See und sich der Küste mit Verstärkung nahen; Robert hatte sie wiederum ausgesandt und mit ihnen hundertundsiebzig Ritter. In der freudigsten Stimmung griffen sie so Messina an und fanden hier Alles in Verwirrung. Man wußte das Mißgeschick des Kâid, man sah die normannischen Schiffe auf der See, man war auf keinen Angriff von der Landseite gefaßt: im panischen Schrecken verließen die Männer ihre Weiber und Kinder und gaben die Heimat preis. Die Einen flohen auf die Schiffe, die Anderen längs der Küste. Ohne Kampf betraten die Normannen Messina und theilten unter sich die Weiber und Kinder, die Dienerschaft und alle Habe der Flüchtigen. Nach der ersten Siegesfreude sandten sie sogleich Boten an Robert und luden ihn ein, von der Stadt, welche sie ihm gewonnen, Besitz zu ergreifen. „Als Robert dies hörte, dankte er dem allmächtigen Gott, von dem aller Sieg und alle Siegesfreude kommt, und obwohl sein Herz voll Jubel und Lust war, gedachte er doch der Wohlthat von oben und rechnete nicht seinem Verdienst, sondern Gott den Triumph zu. Er befahl allen Normannen Gott die Ehre zu geben, der so wenige Ritter, als sie ausgesandt, so Großes habe vollführen lassen und ihnen eine Stadt in die Hände gegeben habe, von der aus alle Ungläubigen verjagt werden könnten." So erzählt Amatus, der erste Geschichtsschreiber der Normannen in Italien, den Hergang der Sache.

Nach der Eroberung Messinas verließ die Flotte der Palermitaner sofort den Hafen der Stadt. Ungehindert konnte Robert mit dem ganzen Heer in Messina landen; er nahm die Stadt in Besitz, befestigte sie und versah sie mit einer Besatzung. Nur tausend Ritter und tausend Mann Fußvolk hatte er bei sich, aber nach der Erfahrung, die er gemacht, hielt er dies Heer für groß genug, um mit Ibn-Hawwasci den Kampf zu wagen. Er drang, von Ibn-Thimna geführt, in das Innere der Insel ein. Als man am Aetna lagerte, kamen die Christen der Umgegend in Masse herbei und bezeugten dem Herzog ihre Freude über seinen Sieg, indem sie ihm zugleich Geschenke und Lebensmittel darbrachten. Einige Orte, wie Centorbi, hatten die Araber so stark befestigt, daß Richard sich auf eine Belagerung nicht einlassen konnte; andere, wie Paterno, fand man ganz verlassen, die Einwohner waren verschwunden „wie Wachs am Feuer". Endlich gelangte man vor Castro Giovanni, wo Ibn-Hawwasci sich den Normannen entgegen-

stellte. Hier kam es zu dem ersten offenen Kampf, in dem jedoch die Araber nicht lange Stand hielten. Fast ohne Verlust wurde ein vollständiger Sieg gewonnen, und Ibn-Hawwasci zog sich in die Feste zurück. Zwei Monate lag dann Robert vor Castro Giovanni, aber die feste Burg auf steiler Höhe zu bezwingen gelang ihm nicht. Er zog ab und nahm den Rückweg nach Messina.

Als Robert zurückkehrte, kamen von allen Seiten die Kâids zu ihm. Mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupt nahten sie sich ihm, brachten ihm Geschenke und schlossen Frieden, indem sie sich und ihre Städte ihm unterwarfen. Auch der Emir von Palermo sandte Boten und schickte Robert Mäntel mit spanischer Stickerei, kostbares Linnen, goldenes und silbernes Tafelgeräth, mit königlicher Pracht aufgezäumte Maulthiere und mit Gold verzierte Sättel als Geschenk, zugleich einen Beutel mit 80 000 Taris*). Der Herzog nahm die Geschenke an und sandte einen Diakonus, Peter mit Namen, der der arabischen Sprache kundig war, nach Palermo, um dem Emir zu danken. Er gebot ihm seine Kenntniß des Arabischen sorgfältig zu verhehlen, zugleich aber nach Allem zu horchen, was in Palermo vorginge. Peter fand dort die beste Aufnahme, und noch bessere beim Herzog, als er zurückkehrte und ihm meldete, wie die Stadt völlig entkräftet sei und die Bürgerschaft ihm ein Leib ohne Haupt scheine. Aber die Einnahme der Stadt ohne Flotte schien Robert dennoch unmöglich; er verschob sie auf spätere Zeit und begab sich nach dem Val Demone, dem nördlichen Theile der Insel. Die Christen hier kamen ihm freudig entgegen und brachten ihm willig Tribut dar. Zu ihrem Schutz baute er ein Castell und besetzte es mit normannischen Rittern; er hieß es San Marco zur Erinnerung an jene nach dem heiligen Marcus genannte Burg, von welcher aus er Calabrien unterworfen hatte. Als dies geschehen, wandte er abermals nach Messina um, nun der Rückkehr gedenkend; den wackern Goffred Ridell sandte er an Sigelgaita mit den fröhlichen Siegesbotschaften voraus. Bald begegnete er ihr selbst in Calabrien, von Roger begleitet. Ibn-Thimna hatten sie in Catania, normannische Besatzungen in Messina und S. Marco zurückgelassen.

Die Anfänge der normannischen Herrschaft auf Sicilien waren mit besonderem Glück gewonnen, aber im weiteren Fortgang stieß die Er-

*) Eine kleine Goldmünze, etwa vier Mark deutscher Reichswährung an Werth.

oberung auf große Schwierigkeiten. Robert mußte in Apulien mit den Griechen kämpfen, die seine Abwesenheit benutzt und ihm manche Städte wieder entrissen hatten. Roger setzte zwar den Krieg in Sicilien fort, aber das Unglück wollte, daß er eben damals mit seinem Bruder in Zerwürfnisse gerieth. Mitten in seinen Siegen war ihm in wundersamer Weise der Stern der Liebe aufgegangen. Judith von Grentemesnil, eine junge normannische Dame, die er schon in der Heimat gekannt und ihr sein Herz geschenkt hatte, kam mit den Ihrigen nach Calabrien, da ihr Bruder Robert, ein geistlicher Herr, vor dem Zorn Herzog Wilhelms aus der Normandie flüchten mußte. Kaum vernahm Roger von Judiths Ankunft, so eilte er nach Calabrien zurück, warb um ihre Hand und feierte mit ihr auf seiner Burg Melito die Hochzeit. Viel lag ihm daran, das schöne junge Weib mit fürstlichem Haushalt zu umgeben und in glänzender Weise auszustatten; deshalb verlangte er von seinem Bruder jetzt ein eigenes Fürstenthum in Calabrien, wie es ihm früher versprochen war. Robert war freigebig mit Geld, aber sparsam mit Land und Leuten. Roger mußte endlich die Waffen ergreifen, um ihn zur Erfüllung seines Versprechens zu zwingen; so gewann er die Hälfte des calabrischen Landes. Indessen war in Sicilien Ibn-Thimna bei einem Ueberfall erschlagen worden; die Normannen hatten in ihm nicht allein ihren treuesten Anhänger unter den Eingeborenen verloren, sondern sein Tod hatte auch den Abfall von Catania und anderen Orten nach sich gezogen. Wenn sich auch Messina und Traïna, eine fast ganz von Christen bewohnte Stadt, welche Roger auf einem neuen Zuge genommen und befestigt hatte, noch immer hielten, so war doch ernstlich in Frage gestellt, ob sich die Normannen auf der Insel würden behaupten können. Als Roger 1062 mit seiner jungen Gemahlin nach Sicilien zurückkehrte, geriethen Beide in Traïna durch eine Empörung der Einwohnerschaft sogar persönlich in die größte Bedrängniß. Aber Gefahren schienen Rogers Muth nur zu stählen. Wie lange und wie oft auch das Kriegsglück schwankte, endlich brachte er doch Ibn-Hawwasci bei Cerami eine empfindliche Niederlage bei (1063). Als die Normannen hier kämpften, fühlten sie ganz, wie viel auf dem Spiel stand und daß sie die Sache der ganzen Christenheit mit ihren Schwertern führten. Mit religiöser Begeisterung stürzten sie sich auf die Sarazenen. Es war wohl das erste Mal, daß ein Christenheer den heiligen Georg als Mitstreiter

und Mitsieger feierte; in der Gestalt eines Ritters mit hellglänzenden Waffen glaubte man den Heiligen mitten im Schlachtgewühl gesehen zu haben. Den Sieg meldete Roger sofort nach Rom, indem er zugleich dem Papst als Ehrengeschenk aus der Beute vier Kameele übersandte. Der Papst erwiederte diese Huldigung durch seinen apostolischen Segen und die Verleihung einer geweihten Fahne an Roger, um unter dem Zeichen des heiligen Petrus den Kampf gegen die Ungläubigen fortzusetzen.

Die Vorgänge auf Sicilien beschäftigten bereits, wie man sieht, die römische Curie — und wie wäre es anders möglich gewesen? Aber auch an anderen Orten Italiens nahm man an ihnen Antheil. Es war im Jahre 1063, daß die Pisaner ihre Flotte ausrüsteten, um Palermo zu erobern. Die Stadt war ihnen für ihren Handel überaus wichtig; sie hatten lange mit ihr in Verbindung gestanden und wollten sich jetzt nicht aus ihr verdrängen lassen, sondern sich entweder mit oder ohne die Normannen dort festsetzen. Das Unternehmen mißlang; wohl hauptsächlich deshalb, weil Roger den Kaufleuten von Pisa die Eroberung mißgönnte. Aber die Hafenketten, die sie gesprengt hatten, und unermeßliche Beute brachten die Pisaner von Palermo heim. Von der Beute begannen sie den Bau ihres Doms, an dem sie dann ein halbes Jahrhundert arbeiteten, eins der stattlichsten und glänzendsten Gebäude Italiens zu jener Zeit und noch jetzt von den Pisanern als ein Denkmal ihres alten Ruhms in hohen Ehren gehalten; auch die Hafenketten von Palermo haben sie immer zu ihren kostbarsten Tropäen gezählt.

Doch nicht Italien allein sah nach Sicilien hinüber, auch die Zeiriden in Afrika wurden inne, daß es sich dort um eine große Entscheidung für den Islam handele. Moezz war im Jahre 1062 gestorben und ihm sein Sohn Tamim gefolgt: dieser rüstete ein großes Heer und sandte es im Jahre 1063 nach Sicilien. Seine Söhne Ajub und Ali führten das Heer; der Erstere wandte sich nach Palermo, während der Andere Girgenti besetzte. Einer solchen Verstärkung der arabischen Streitkräfte fühlte sich Roger nicht gewachsen und verlangte Unterstützung von Robert. Mit großer Macht kam der Herzog darauf zum zweiten Male nach der Insel hinüber (1065) und ging nun unmittelbar auf Palermo los. Auf dem Monte Pellegrino, damals der Tarantelberg genannt, schlug er ein Lager auf, und lag drei Monate vor

der Stadt. Aber er fand, daß ohne eine tüchtige Flotte Palermo nicht zu bezwingen sei, zog ab und wandte sich gegen Girgenti. Doch auch hier war ein schneller Erfolg nicht zu erzielen. Robert verstrich die Zeit auf Sicilien in unsicheren Unternehmungen, während die Griechen seine Abwesenheit benutzten, um in Apulien den verlorenen Boden wiederzugewinnen, und in der That manche der wichtigsten Städte, die er bereits gewonnen hatte, an sich rissen. So war Otranto ihnen aufs Neue zugefallen, und Bari, dessen Einwohner früher schon mit den Normannen ein Abkommen getroffen hatten, war ganz wieder auf die griechische Seite getreten. Der Besitz dieser Seestädte war aber für Robert um so wichtiger, als ohne dieselben und ihre Schiffe weder Sicilien ganz gewonnen noch auch der bereits besetzte Theil der Insel dauernd behauptet werden konnte. Deshalb verließ er Sicilien wieder, und Roger blieb die Aufgabe, die von den Normannen eingenommenen Burgen vorläufig zu vertheidigen.

Kein geringes Glück für den Grafen war es, daß die afrikanischen Araber bei ihren sicilischen Glaubensgenossen nicht die beste Aufnahme fanden. Ibn-Hawwasci gerieth bald mit den Söhnen Tamims in Zerwürfnisse und griff endlich sogar gegen sie zu den Waffen. Es kam zu einem Kampfe, in dem Ibn-Hawwasci, offenbar der mächtigste und gefährlichste Gegner der Normannen, den Tod fand. Aber weder Palermo noch Girgenti wollte die Herrschaft der Zeiriden ferner anerkennen, und die Söhne Tamims kamen selbst in nicht geringe Noth. Roger wurde deshalb allgemach wieder unternehmender; seine Streifzüge gingen weit durch die Insel, und im Jahre 1068 brachte er sogar den Arabern bei Misilmeri, unweit Palermo, eine sehr erhebliche Niederlage bei. Das afrikanische Heer räumte wenig später Sicilien, und mit ihm verließen bereits eine große Zahl der einheimischen Muselmänner die Insel, da sie den Untergang des Islams in derselben vor Augen sahen und unter christlichem Regiment nicht leben wollten.

Indessen hatte Robert die Griechen in Apulien überall zurückgetrieben. Im Jahre 1068 nahm er Otranto, und noch in demselben Jahre begann die Einschließung Baris, des letzten Bollwerks der griechischen Macht in Italien. Die größten Schwierigkeiten bot ihm die Belagerung dar, da es Robert an einer ausreichenden Flotte fehlte, während die Belagerten Unterstützungen von Byzanz erhielten und selbst normannische Ueberläufer für sie thätig waren. Robert mußte alle seine

Streitkräfte aufbieten und auch Roger aus Sicilien zu seiner Unterstützung herbeirufen. Endlich im dritten Jahre der Belagerung am Sonnabend vor dem Palmsonntag (16. April 1071) fiel Bari. Die Eroberung dieser Stadt schloß nicht nur die völlige Unterwerfung Apuliens in sich, sondern bahnte auch den Weg zur Einnahme Palermos. Ein Ziel war erreicht, dem die Normannen seit langen Jahren nachgestrebt hatten; ein anderes, nicht minder ersehntes schien jedenfalls erreichbar.

Schon im August 1071 gingen die Brüder mit sehr stattlichen Streitkräften nach Messina hinüber. Diesmal begleitete sie auch eine ansehnliche Flotte, meist aus Schiffen von Bari bestehend. Zuerst wurde Catania von Roger belagert und ergab sich bereits nach vier Tagen; dann brach man sogleich gegen Palermo auf. Roberts Flotte sperrte den Hafen; zugleich erfolgte die Umschließung der Stadt. Auf der Strandseite schlug Robert selbst sein Lager auf, nach der Landseite hin Graf Roger. Die Stadt war mit großer Weitläufigkeit gebaut. Den alten Theil der Stadt hatten die Araber mit einer neuen Stadt rings umgeben, welche durch Mauern ebenso gegen die Altstadt, wie nach außen hin abgegrenzt war und viele prachtvolle Gärten einschloß. Vor den Thoren lagen anmuthige Landhäuser, mit allem Luxus des orientalischen Lebens ausgestattet; diese fielen sogleich in die Hände der Normannen, die sich alsbald in ihnen einrichteten. Der Glanz und die Schönheit, die man hier vereinigt fand, zauberten den normannischen Rittern ein Paradies auf Erden vor und machten sie nur begieriger auf den Besitz der weiten Stadt, die stolz in der reichen Ebene prangte.

Aber der Umfang Palermos erschwerte die Belagerung. Sie zog sich so in die Länge, daß der Herzog endlich an Richard von Capua sandte und ihn um Beistand bat. Richard hatte nämlich früher Hülfe gegen die Sarazenen versprochen, aber eifersüchtig, wie er immerdar auf Roberts Glück war, gereute ihn bereits sein Versprechen, und er blieb daheim. Anfangs wollte er seinen Sohn Jordan mit zweihundert Rittern nach Sicilien senden, aber bald wandte sich abermals seine Meinung, und er rief seinen Sohn mit den Rittern noch vom Wege zurück. So blieben die Normannen vor Palermo ohne Verstärkung, während die Städter von Afrika her wiederholt Unterstützung erhielten. Der Muth der Belagerten war ungebrochen; sogar als eine Hungersnoth unter den Volksmassen ausbrach, wollte sich die Stadt nicht er-

geben. Und schon stellte sich auch bei den Normannen der Mangel ein, selbst an der Tafel des Herzogs fehlte der Wein. Naiv genug bewundert Amatus, wie Sigelgaita das Wassertrinken habe aushalten können, da sie am Hofe von Salerno stets reinen Wein zu genießen pflegte; bei Robert schien ihm diese Nüchternheit nicht so erstaunlich, weil in der Normannen Heimat der Rebensaft nicht gedeihe.

Robert beschloß endlich einen Sturm. Vierzehn hohe Leitern ließ er anfertigen und die Hälfte derselben zu Roger schaffen; zugleich wurde ein gemeinsames Vorgehen auf einen bestimmten Tag verabredet. Mit der Morgenröthe desselben legte Roger die Leitern an die Stadtmauer. Ein Normanne, Archifred mit Namen, bezeichnete sich mit dem Kreuz und erstieg zuerst die Mauer; einige andere folgten. Die Araber drängten nach der angegriffenen Seite, und es entspann sich hier ein hitziger Kampf. Indessen hatte aber auch Robert auf der andern Seite die Leitern anlegen lassen und ohne Gefahr einige seiner Leute über die Mauer gebracht; ihnen gab er Befehl, ein nahe gelegenes Thor zu öffnen, und sofort ergoß sich nun der breite Strom der Ritter und ihrer Knappen in die Stadt. So fiel Neu-Palermo, und auch die alte Stadt ließ sich nun nicht mehr halten. Schon am folgenden Morgen erschienen zwei Kàids mit mehreren vornehmen Arabern beim Grafen Roger und übergaben ihm ohne Bedingung auch die Altstadt, in welche er sogleich mit seinen Rittern den Einzug hielt. Am vierten Tage betrat dann Robert selbst mit seiner Gemahlin, deren Bruder Guido und seinen Söhnen in feierlicher Weise Alt-Palermo und begab sich nach der Marienkirche, der ehemaligen Kathedrale, welche die Araber in eine Moschee verwandelt hatten. Die Zeichen des Islam wurden hier sogleich beseitigt, und der Erzbischof von Palermo, der bisher in der armen Kirche des heiligen Cyriacus sein Dasein gefristet hatte, kehrte in seine Kathedrale zurück und hielt vor den Normannen die erste Messe. Den Christen von Palermo war es, als ob der Lobgesang der Engel vom Himmel ertöne und ein überirdischer Glanz die Kirche umspiele (Januar 1072).

Als die Hauptstadt der Insel so in der Gewalt der Normannen war, versammelte Robert seine Ritter und berieth mit ihnen, was mit Sicilien geschehen solle. Sie waren der Meinung, man müsse die Insel Graf Roger überlassen, und Robert theilte diese Ansicht. Die Hälfte von Palermo, Messina und dem Val Demone behielt sich Robert vor,

alles Uebrige übergab er dem Bruder zu Lehen und bestätigte ihn überdies in dem Theile Calabriens, den er ihm bereits früher zugestanden hatte. Sofort zog Roger dann aus, um sich auch die Orte in der Umgegend zu unterwerfen; Robert blieb indessen in Palermo zurück, um die Stadt gegen die Araber in Vertheidigungszustand zu setzen. Er befestigte den Cassaro, die Burg derselben, und versah ihn mit Lebensmitteln auf lange Zeit. Auch der christlichen Kirche gedachte er. Als er neben den stattlichen Palästen der Araber die Dürftigkeit einer alten Marienkirche sah, die „wie ein Backhaus" an ihrer Seite erschien, seufzte er und befahl sie niederzureißen; mit vielen Kosten ließ er eine neue Kirche aus Marmor und Quadersteinen aufführen.

Inzwischen ereilten Robert schlimme Nachrichten aus der Heimat. Die Triumphe Roberts ließen Richard von Capua keine Ruhe. Vor Kurzem hatte er seinen Sohn Jordan mit Gaitelgrimma, einer Schwester Sigelgaitas, vermählt, um so auch sich die Wege nach Salerno offen zu halten; jetzt wiegelte er die großen Vasallen Apuliens gegen den Herzog auf und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Noch bestanden hier die alten zwölf großen Lehen, die um Melfi im Anfang der Eroberung begründet waren*), doch wurden die Inhaber derselben, die sich Grafen nannten, durch die steigende Macht des Herzogthums mehr und mehr beschränkt. Schon früher war deshalb unter ihnen ein Aufstand ausgebrochen und von Robert nur mühevoll niedergekämpft worden. Ein neuer Sturm brach jetzt los, schlimmer als der erste, und Robert mußte die Rückkehr beeilen, um nicht Apulien zu verlieren. Er berief die Bürger von Palermo, berechnete ihnen die großen Verluste, welche er durch die Eroberung der Stadt erlitten, und verlangte Entschädigung und Geiseln. Als er Beides empfangen, ging er über das Meer und warf sich in Apulien in den Kampf gegen Richard und die ihm verbündeten Großen, unter denen selbst seine nächsten Verwandten waren. Fast ein Jahr lang war er mit diesem Kampf beschäftigt. Burg für Burg mußte einzeln genommen, ein Gegner nach dem anderen bezwungen werden; endlich gewann er den vollständigsten Sieg, und Richard sah sich aufs Neue gedemüthigt. Aber der Herzog war durch diese Kämpfe und Siege bis auf den Tod erschöpft, schwer erkrankt lag er zu Bari darnieder. Im Frühjahre

*) Bd. II. S. 425.

1073 lief die Nachricht durch Italien, daß er sein Heldenleben vollendet habe.

Es ist nicht dieses Ortes, die Eroberung Siciliens weiter zu verfolgen, obwohl uns die Geschichte der Kaiserzeit noch öfters zu den reizenden Gestaden dieser Insel zurückführen wird. Rogers Waffen ruhten auch in der Folge nicht. Erst im Jahre 1086 gewann er Syracus, 1087 Girgenti, 1090 und 1091 die letzten von den Arabern vertheidigten Plätze; seitdem war die ganze Insel in den Händen Rogers und seiner Normannen. Eine arabische Bevölkerung blieb in derselben auch in der Folge zurück, obwohl manche Muselmänner auch noch nach den letzten Kämpfen nach Afrika ausgewandert, viele durch die Normannen nach Calabrien verpflanzt waren. Den Zurückbleibenden beließ Roger die Uebung ihrer Religion, ihr Recht und eigene Richter; er störte sie nicht in ihren Sitten, wofern sie sich gehorsam bewiesen und ihm Tribut zahlten. Die letzten Zeiten der Araberherrschaft waren traurig und drückend genug gewesen; die Eroberung der Normannen erschien deshalb nicht allein den Christen, sondern bald auch den einheimischen Arabern in mehrfacher Beziehung als Wohlthat. Gewerbfleiß und Handel, früh von den Arabern hier gepflegt, aber in der letzten Zeit vernachlässigt, blühten wieder auf. Auch die kriegerische Tüchtigkeit der Sarazenen erstarb unter der Fremdherrschaft nicht; fast überall finden wir arabische Krieger später in Rogers und seiner Nachfolger Heeren. Das eigenthümlichste Staats- und Culturleben entwickelte sich seitdem in Sicilien aus einer Mischung französischer, italienischer und orientalischer Elemente, welches auch auf das Festland Italiens nicht ohne tiefere Einwirkung blieb und selbst Deutschland berührte, indem es den Letzten unserer großen Kaiser von Jugend an umfing.

Gaufred Malaterra, der Geschichtsschreiber Rogers, der ihn kannte und verehrte, sagt: „Die Söhne Tancreds von Hauteville waren von Natur so geartet, daß sie voll unersättlicher Herrschbegier, so lange ihre Kräfte reichten, niemals ruhig einen ihrer Nachbarn im Besitz von Land und Leuten belassen konnten; jeder Nachbar mußte entweder ihnen dienen oder sie nahmen ihm Alles, was er besaß.“ Vor Allem, meint er, sei das die Art Robert Guiscards gewesen. Und gewiß sind nie aus Gaufreds Feder wahrere Worte geflossen. Nichts wäre daher verkehrter, als Roberts und Rogers Eroberungen allein aus religiösen Beweggründen abzuleiten. Aber doch kämpfte Roger unter der Fahne des

heiligen Petrus und schrieb um sein Siegel: „Die Rechte des Herrn gab Macht; die Rechte des Herrn erhöhte mich", und Robert stellt recht geflissentlich die Befreiung der Christen als sein wesentlichstes Interesse bei der Eroberung Siciliens hin. Die eigenthümlich kirchliche Färbung dieser Kämpfe ist in der That unverkennbar, und in mehr als einer Beziehung erscheinen sie als ein Vorbild der Kreuzzüge, die ja in ihren Anfängen zum großen Theil auch durch das normannische Element bestimmt wurden. Die alte Abenteuerlust ihrer scandinavischen Voreltern erwacht in diesen streitlustigen französischen Rittern von Neuem, aber nicht mit dem Bilde des Thor, sondern unter dem Zeichen des Kreuzes ziehen sie aus, und nicht einen König aus Odins Stamm erkennen sie als ihren Oberherrn, sondern den Nachfolger des heiligen Petrus zu Rom. Es bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Mittelalters, als die verwegensten Krieger des Abendlandes sich in den Dienst der römischen Kirche stellen, als das Abenteuer und die Abenteurer papistisch werden.

Allerdings sah die römische Curie die Siege Roberts, die sie mit ihren Gebeten begleitete, zugleich nicht ohne Besorgniß. Wenn sie sich damals wieder enger an Richard von Capua anschloß, so geschah es hauptsächlich wohl aus Besorgniß vor der Uebermacht, welche Robert in Italien zu gewinnen drohte. Doch die unermeßlichen Vortheile, die ihr aus seinen Thaten erwuchsen, konnte sie nicht verkennen. Der lateinische Ritus verbreitete sich nun erst über alle Länder italienischer Zunge; der Primat Petri gewann erst jetzt hier allgemeine Anerkennung. Nicht allein dem Islam, sondern auch der griechischen Kirche war ein weites Terrain abgewonnen. Wie oft hatten Päpste vor den Heeren von Byzanz und den Schaaren der Sarazenen mitten in ihrer Hauptstadt erzittern müssen: jetzt schienen sie vor diesen Feinden für alle Folge gesichert. Wenn nach den Kämpfen eines halben Jahrtausends Italien endlich ganz dem Abendlande gewonnen war, dem Nachfolger Petri vor Allem schien der Gewinn dabei zuzufallen.

Läßt man die Blicke von den Höhen des Aetna bis zu dem Fuße der Alpen schweifen, überall gewahrt man kriegerische Bewegung, überall aufstrebendes Leben. Die Lombarden ringen um Befreiung von der bischöflichen Herrschaft, die Pisaner streiten für die Sicherheit ihres Handels, ritterliche Frauen ergreifen das Schwert für die Befestigung

ihrer Herrschaften, verwegene Abenteurer aus fernen Landen gründen Reiche, des Neides von Königen werth. Aber welchen besonderen Zielen sie alle auch zustreben, sie stehen doch insgesammt unter dem Einfluß der römischen Kirche. Erlembald und Roger kämpfen unter der Fahne des Papstes, Richard und Robert haben ihm ihren Eid geschworen, Mathilde hat ihr Herz der römischen Kirche ergeben. Die Schwingungen der italienischen Bewegung gehen nach den verschiedensten Richtungen, aber in Rom schließen sie sich endlich alle zusammen. Nicht allein der Sitz der Religion ist die alte Weltstadt, sie ist zugleich von Neuem der Mittelpunkt für Italiens Politik geworden. Und wahrlich nicht ohne Bedeutung ist da, daß nach geraumer Zeit zum ersten Mal wieder ein Italiener auf dem Stuhle Petri sitzt und ein Cardinal die Geschäfte der Curie leitet, der sich ganz als Römer fühlt. Wenn Hildebrand jetzt sagte, sein Rom sei im Glauben und in den Waffen unbesiegt, so hatte es einen anderen Sinn, als zwanzig Jahre zuvor.

Neu war das Streben der Päpste nach der weltlichen Herrschaft über Italien mit Nichten. Man kennt die falsche Schenkungsurkunde Constantins und die aus ihr abgeleiteten Ansprüche; man weiß, wie Nicolaus I. und seine Nachfolger beim Verfall des Karolingischen Reichs auftraten; selbst Leo IX. und Victor II. hatten unzweideutig auf eine ausgedehnte fürstliche Gewalt in der Halbinsel hingearbeitet. Aber so lange das Kaiserthum ungebrochen dastand, fruchteten alle solche Bemühungen wenig. Anders war die Lage der Dinge jetzt, wo sich die Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt den Italienern deutlich kundgab, wo sie wußten, daß die Widersacher des Kaiserthums von Deutschland wenig zu fürchten, die Anhänger Nichts zu hoffen hatten.

Als die Capuaner von Richard belagert wurden, hatten sie ihren Erzbischof mit dem dringendsten Hülfegesuch an den König gesandt, aber er brachte nichts zurück, als leere Versprechungen. „Denn so", sagt ein Italiener jener Zeit, „ist es am deutschen Hofe Brauch, wer statt Geld Worte bringt, empfängt auch nur Worte zurück." So fiel Capua, und wenige Jahre später drohte Rom selbst ein gleiches Schicksal. Auch der Papst fand da jenseits der Alpen nur Worte; um nicht zu unterliegen, mußte er sich zu einem Abkommen mit den Normannen verstehen. Und welchen Eindruck mußte es in ganz Italien machen, daß der deutsche Hof den von ihm eingesetzten Gegenpapst bald selbst aufgab, daß ein Erzbischof von Mailand, den der König belehnt, sich in einen Winkel

verkroch! Man wurde jetzt inne, daß die deutschen Kaiser doch niemals Italien ganz geleistet hatten, was es erwarten konnte, vor Allem niemals der äußeren Feinde der Halbinsel Herr geworden waren. Amatus von Monte Cassino weist darauf hin, wie Robert Guiscard einen Kampf durchfocht, in dem Otto II. in seiner vollen Kaisermacht einst unterlag.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger sein, um die alten Ansprüche des Papstthums durchzusetzen, und Niemand sah dies befriedigter, als Hildebrand, dessen Politik nun den vollständigsten Triumph feierte. Seit Jahren hatte er dahin getrachtet, Rom von dem deutschen Einfluß zu befreien und alle Kräfte Italiens dem Stuhle Petri dienstbar zu machen: war dies Ziel auch noch nicht erreicht, so ging doch die ganze Bewegung augenfällig im beschleunigten Zuge nach dieser Richtung hin.

10.

Die Weltstellung des reformirten Papstthums.

Die Meinung, daß dem Papst die Leitung der gesammten Kirche gebühre, hatte schon in den pseudoisidorischen Decretalien den bestimmtesten Ausdruck gefunden und mit denselben sich über das Abendland verbreitet. Das Princip einer oberpriesterlichen Gewalt des Papstes über die gesammte Kirche stand im elften Jahrhundert fast unangefochten da, und die Kaiser selbst hatten es in ihrem Interesse gefunden, dasselbe zur Anerkennung zu bringen. Denn so lange der römische Bischof in Abhängigkeit von ihnen stand, hatten sie mehr dabei zu gewinnen, als zu verlieren. Die Anwendung des Princips war allerdings in den meisten Punkten noch streitig. So lange die einzelnen Kirchen Erinnerungen an ihre ursprüngliche Selbständigkeit bewahrten und einen Schutz für dieselbe bei den weltlichen Mächten fanden, stand nicht zu erwarten, daß sich alle Consequenzen durchführen ließen, welche Pseudoisidor bereits selbst gezogen hatte oder welche sich doch mit innerer Nothwendigkeit aus seinen Sätzen ergaben.

Die unzertrennliche Verbindung, in welche Kirche und Staat getreten waren, hätte den Päpsten, selbst wenn sie dahin gestrebt hätten, es unmöglich gemacht, ihr kirchliches Aufsichtsrecht zu üben, ohne das

politische Gebiet zu berühren. Welchem Widerstand sie da auch begegnen mochten, die Natur ihrer Stellung nöthigte sie immer aufs Neue die schwankenden Grenzen zwischen Kirche und Staat zu überschreiten, ihr Aufsichtsrecht auch auf weltliche Angelegenheiten zu erstrecken. Und schon deshalb konnte ihnen ein Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse schwer bestritten werden, weil alle Fürsten des Abendlandes mehr oder weniger den Beistand der Kirche, ja wohl den des Papstthums selbst zur Sicherung ihrer Autorität in Anspruch nahmen. Es ist bekannt, wie weit schon beim Verfall des Karolingischen Reichs das römische Bisthum seinen politischen Einfluß ausdehnen, wie es geradezu die Oberleitung der abendländischen Welt an sich ziehen wollte. Solche Ansprüche wurden freilich damals nicht durchgesetzt, aber die Einwirkung des Papstthums auf die Länder, die zur Karolingischen Monarchie gehört hatten, blieb dennoch keine geringe, und die dem Christenthum neugewonnenen Reiche im Osten und Norden traten von Anfang an zu Rom in ein engeres Verhältniß, welches sich nicht immer schlechthin auf die kirchlichen Angelegenheiten bezog. Wie Stephan von Ungarn eine Königskrone in Rom gewann, so warb um dieselbe dort Boleslaw von Polen, und auch ein Böhmenherzog hatte dort jüngst eine ähnliche Auszeichnung gesucht und erhalten. In der That wurde den Nachfolgern Petri kaum irgendwo in den Reichen des Abendlands das Recht einer Beeinflussung des staatlichen Lebens grundsätzlich bestritten, wenn man auch bestimmte politische Befugnisse ihnen noch nirgends eingeräumt hatte. So gestaltete sich Rom mehr und mehr zu einem Centrum auch des politischen Lebens, wo sich die Interessen der Nationen begegneten und ihre Ausgleichung suchten.

So lange freilich das deutsche Kaiserthum an der Spitze der allgemeinen Entwicklung stand und das Papstthum selbst in Dienstbarkeit hielt, konnte Rom trotz der Bedeutung, die ihm zugefallen war, auf den Gang der großen Dinge nur einen beschränkten Einfluß üben, der überdies mehr dem Kaiserreich, als der Kirche selbst zu gut kam. Aber kaum zeigte sich nach Heinrichs III. Tode die Schwäche des kaiserlichen Regiments, so trat das Papstthum wie von selbst in die Mitte der Weltverhältnisse und gewann eine so universelle Bedeutung für das abendländische Leben, wie es nie zuvor besessen hatte. Noch vor Kurzem wäre die römische Kirche schlechterdings nicht befähigt gewesen eine weltbeherrschende Stellung einzunehmen — so tief lag ihr geistiges

Leben danieder — aber die großen Reformen Heinrichs III. und Leos IX. hatten ihr einen Aufschwung gegeben, der ihr jetzt zu ihrer geistlichen Aufgabe die erforderlichen Kräfte lieh, und auch die Wege selbständiger und weitgreifender Politik hatte Hildebrands Geist dann sogleich ihr erschlossen.

Es könnte scheinen, als ob der nationale Gedanke, von Hildebrand so energisch erfaßt, die universellen Tendenzen des römischen Bisthums behindern mußte. Doch war dies so wenig der Fall, daß es dieselben vielmehr jetzt mit einer nie zuvor gekannten Lebendigkeit ergriff. Auch wäre eine einseitig nationale Politik für den apostolischen Stuhl kaum noch möglich gewesen, seit Leo IX. dem Cardinalscollegium den ausschließlich italienischen Charakter genommen hatte, seit Kleriker aus Deutschland, Frankreich und Burgund in demselben neben Italienern saßen, so daß es gleichsam als eine Darstellung der gesammten abendländischen Kirche erschien. Ueberdies war das reformirte Papstthum von Anfang an mit den französischen und burgundischen Verhältnissen in den nächsten und unmittelbarsten Berührungen gewesen. Dort wurzelten jene Ideen, aus denen es neue Lebenskräfte gesogen hatte und noch immer sog; dort hatte es offenbar seine ergebensten und zuverlässigsten Anhänger. Wir kennen die Verbindungen Roms mit den Cluniacensern, den ununterbrochenen Verkehr mit den Erzbischöfen von Reims, die mannigfachen Beziehungen Hildebrands zu den französischen Großen; bei allen Vorgängen im französischen und burgundischen Reich war die römische Curie unmittelbar betheiligt, wie man andererseits an ihren Schicksalen dort den lebendigsten Antheil nahm. Hildebrand selbst bezeugt, wie einst mehrere große Vassallen jener Reiche — es waren namentlich die Grafen Wilhelm von Hochburgund, Amadeus von Savoyen, Raimund von Sanct Giles, der Schwiegervater Richards von Capua, — dem Papst Alexander vor dem Grabe des heiligen Petrus gelobten, ihre Waffen zum Schutze der römischen Kirche zu ergreifen, wann und wo es der Papst verlangen würde. Es waren die Zustände Frankreichs, welche nächst den italienischen damals die päpstliche Curie besonders in Spannung hielten: sie müssen deshalb auch zunächst hier in Betracht gezogen werden.

Die überwuchernde Fülle kriegerischer Kräfte fand in Frankreich, wie wir wissen, nur in den Friedensbestimmungen der Cluniacenser und

des von ihnen beherrschten Klerus eine heilsame Regelung. Da das Capetingische Königthum eine durchgreifende Autorität nicht üben konnte, setzte der Gottesfriede fast allein dem Faustrechte Schranken, aber ohne einen starken weltlichen Rückhalt gelang es dem Klerus schwer, denselben immer zur Geltung zu bringen. Die Absichten Kaiser Heinrichs III., im Anschluß an Cluny und dessen Bestrebungen sich Frankreich zu unterwerfen, waren nach seinem Tode vom deutschen Hofe aufgegeben, und unter der Mitwirkung Roms hatte die französische Geistlichkeit noch einmal den Versuch gemacht, durch festere Vereinigung mit ihrer Krone eine leidliche Ordnung im Reiche zu begründen. Doch König Heinrich I. war weder der Mann Großes zu leisten, noch blieb ihm Zeit zu durchgreifenden Maßregeln. Nach seinem Tode (1060) trat eine vormundschaftliche Regierung ein, welche die Schäden des Reichs nicht heben konnte, und als dann der junge Philipp I. selbst die Zügel der Regierung ergriff, hatte sich die Verbindung der Krone mit dem strenger gesinnten Klerus bereits gelöst, die Macht und Zügellosigkeit der Großen aber ungemein gesteigert. Es fehlte Philipp nicht an dem Willen seine königliche Gewalt zu gebrauchen; eine nicht geringe Rührigkeit legte er an den Tag und suchte eher den Kampf gegen seine trotzigen Vassallen, als er ihn mied. Aber durch eine ränkevolle Politik verdarb er es mit allen seinen Anhängern, und noch verhängnißvoller war, daß er Cluny und dessen ganzes Gefolge aufbrachte, indem er der reformatorischen Richtung der Kirche entgegentrat. Bei der völligen Erschöpfung des Schatzes nahm er keinen Anstand die Bisthümer zu verkaufen und Kleriker in dieselben zu bringen, die Rom und Cluny unmöglich genehm sein konnten. So wurde sein Verhältniß zu der Congregation und dem Papstthum mit jedem Tage schlimmer, und bei dem großen Einfluß, den beide auf den Adel Frankreichs gewonnen hatten, mußten sich alle Verhältnisse heillos verwirren.

In der Auflösung des französischen Reichs schien ein gemeinsamer Mittelpunkt für dasselbe fast nur noch in der Autorität des Papstes gegeben, und in der That schloß man sich von vielen Seiten eng an diese an. Damit eröffneten sich der päpstlichen Curie ähnliche Aussichten auf eine Herrschaft über Frankreich, wie noch vor Kurzem dem deutschen Kaiserthum. Ein eigenes Spiel des Zufalls war, daß jene Agnes von Poitiers, an deren Person sich vordem die kaiserlichen Hoffnungen zum großen Theil geknüpft hatten, jetzt an der Schwelle der

Apostel in Rom verweilte, und gerade ihre Familie, die mächtigste im Süden Frankreichs, hier die kräftigste Stütze des römischen Einflusses wurde. Nicht nur ihre Schwägerin Ermesinda, die Wittwe ihres älteren Bruders, finden wir häufig am Grabe des heiligen Petrus, auch ihr jüngerer Bruder Herzog Wilhelm VIII. zog gern die Straße nach Rom und war ein eifriger Schutzherr der Cluniacenser. Er vereinigte aufs Neue die ausgedehnten Besitzungen seines Hauses und schien in jeder Beziehung in die Stelle einzutreten, die einst sein Vater Wilhelm der Große mit unvergessenem Ruhm eingenommen hatte.

Keinen hartnäckigeren Widersacher hatte Herzog Wilhelm, als den Grafen Fulko „den Rauhen", auf den nach dem Tode seines Oheims Gaufred die reichen Lehen von Anjou übergegangen waren. Fulko war an Habgier und Grausamkeit seinem Oheim nur zu ähnlich, aber nichtsdestoweniger beseelte auch ihn ein brennender Eifer für die Reform der Kirche. Wir besitzen einen merkwürdigen Brief desselben an Hildebrand, durch den er recht eigentlich Oel in hochlodernde Flammen goß. Denn was ist es anders, wenn er den Archidiakonus zum Kampf gegen Simonie und Investitur aufruft, ihn auf die Schenkung Constantins verweist und so anredet: „Sei du der Matathias, dessen Herz beim Anblick des Götzendienstes bebte und schwoll, der den Feind erschlug und den Altar umwarf." In demselben Briefe spricht er aus, die Könige müßten endlich zu der Einsicht kommen, daß sie in der Kirche nur die Stelle von Vögten einnähmen. Solche Gesinnungen wußte man in Rom zu schätzen und unterließ Nichts, um Fulko in seinem durch manche Gewaltthat erworbenen Besitz zu sichern.

Wie im Süden hatten sich auch im Norden Frankreichs bereits die folgenreichsten Verbindungen für Rom eröffnet. Durch Lanfrank war vor Allem Herzog Wilhelm von der Normandie ein Bundesgenosse des Papstthums geworden. Wilhelm war der uneheliche Sohn jenes Robert, den man den Teufel genannt hat, den aber die religiöse Richtung der Zeit ganz beherrschte. Auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem fand Robert den Tod, und in dem zartesten Alter gelangte der Sohn zu dem Herzogthum, auf welches seine Ansprüche sehr bedenklicher Art waren und erst mit den Waffen durchgesetzt werden mußten. Im Kampf erwuchs Wilhelm, und Kampf blieb die Aufgabe seines Lebens. Mit der Schärfe des Schwerts gewann er Alles, was er besaß; den Beinamen des Eroberers hat er sich wacker verdient. Nicht allein seinem

Könige und seinen Vassallen gegenüber erstritt er sich Anerkennung; durch Hartnäckigkeit und Klugheit brachte er auch Rom dahin, seine Ehe, deren Gültigkeit es nicht anerkennen wollte, zu dulden und mit ihm Frieden zu schließen. Seitdem trat er der Curie näher und näher, und es war nicht ohne Grund, wenn sie von einem Manne seiner Willenskraft große Erwartungen hegte. Hildebrand nennt Wilhelm wohl den Edelstein unter den Fürsten der Zeit und bekennt offen, daß er ihn zu allen Zeiten mit besonderer Vorliebe begünstigt, weil er sich von seinen Diensten alles Gute für die Kirche versprochen habe; er verschweigt nicht, wie er so nicht dem Vorwurfe, durch seine Begünstigung Wilhelms blutigen Gewaltthaten Vorschub geleistet zu haben, entgangen sei.

Man übersieht den durchgreifenden Einfluß, welchen Rom in Frankreich gewann und der selbst Clunty mit Neid erfüllte. Es war nichts Geringes, daß sich die gewaltigsten Kriegskräfte des Reichs dem Dienste des heiligen Petrus weihten, zumal sich damit verlockende Aussichten auch nach anderen Seiten dem Papstthum erschlossen. Schon seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten die französischen Ritter, wenn sie daheim keine Gelegenheit zu lohnenden Waffenthaten fanden, das Ausland gesucht; eine große Auswanderung dieses ebenso unruhigen als tapferen Adels hatte begonnen. Nicht allein der Süden Italiens zog ihn an, auch über die Pyrenäen stiegen französische Herren zum Kampf gegen die Ungläubigen, und Edward der Bekenner hatte sich in England wie mit Priestern, so auch mit Rittern von der anderen Seite des Kanals umgeben. Der ganze Westen war mit französischen Abenteurern gleichsam überschwemmt, und das Abenteuer begann damals, wie wir wissen, die Farbe der Kirche zu tragen. Zu derselben Zeit, als Roger in Sicilien unter der Fahne des heiligen Petrus stritt, kämpften französische Ritter, um Rom in Spanien die Wege zur Herrschaft zu bahnen, und ging Wilhelm von der Normandie mit einem Heer nach England hinüber; auch er, wie man sich in der päpstlichen Curie überzeugt hielt, ein Dienstmann des heiligen Petrus und gehorsamer Sohn der Kirche.

Die Herrschaft der Araber war in Spanien in eine ähnliche Auflösung gerathen, wie in Sicilien. Als im Jahre 1031 das Geschlecht der Omaijaden erlosch, hörte jede Verbindung der kleinen arabischen Staaten in der Halbinsel unter einander auf; die Emire standen sich

seitdem selbständig und meist feindselig gegenüber, nahmen oft sogar den Beistand der Christen gegen ihre Glaubensgenossen in Anspruch. Ein einmüthiger Angriff der christlichen Fürsten in der Halbinsel hätte die glücklichsten Erfolge erzielen müssen: aber an einen solchen war kaum zu denken, da die Christen hier noch nie einen Vereinigungspunkt gefunden hatten. Um so größere Hoffnungen knüpften sich deshalb an die Macht König Sanchos des Großen, die sich eben damals erhob und mit Navarra die Grafschaften Castilien und Aragon vereinigte; es war kein geringes Mißgeschick, daß diese Macht schon mit Sanchos Tode zerfiel (1035). Die Söhne des Königs theilten das Reich, und die Theilung gab ihnen immer neuen Anlaß zu Streitigkeiten und Kriegen unter einander. Die größte Macht unter den Brüdern gewann Ferdinand I., der mit Castilien bald das Königreich Leon verband (1037) und später auch einen Theil von Navarra an sich riß. So gefährdet Ferdinands Lage auch in jedem Augenblick war, warf er sich doch sofort in den Kampf gegen die Ungläubigen und wußte die Seinen mit Begeisterung für den Glaubenskrieg zu erfüllen.

In Ferdinands Heer bildete sich jener eigenthümliche Geist stolzer Ritterlichkeit aus, der in den Cid-Romanzen seinen Ausdruck gefunden hat, und von diesem Geist war der König selbst ganz durchdrungen. Weder dem Kaiser wollte er sich unterordnen noch dem Papste gehorsam sein. Trotz des Anathems Leos IX. sah er den Bischof von Compostella noch immer als den Apostolicus an; nirgends finden sich Beweise näherer Beziehungen zwischen ihm und der römischen Curie. Aber dessenungeachtet war er ein ergebener Sohn der Kirche. Schon sein Vater hatte die Cluniacenser in das Land gerufen und ihnen nicht allein die Klöster, sondern auch zum Theil die Bisthümer übergeben; so blieb auch er den französischen Mönchen hold, begünstigte sie in seinem Reiche und sandte alljährlich, wie erzählt wird, tausend Goldgulden nach Cluny. Den Kampf gegen die Araber sah er als ein frommes Werk an. Man hörte ihn wohl in der Kirche des heiligen Isidorus, die er zu Leon erbaut, in die Gesänge der Priester einstimmen und sah ihn dann unmittelbar vom Altar in das Feldlager stürmen, um die Ungläubigen anzugreifen. Er war ein glücklicher Krieger. Weiter, als je bisher die Christen vorgedrungen waren, führten ihn seine Streifzüge durch die arabischen Reiche; verheerend durchzog er die Gegenden jenseits des Tajo und gewann dauernd Lamego und Coimbra der Christenheit.

Noch in seinen letzten Lebenstagen umlagerte er Valencia, und nur sein Tod rettete die Stadt (1065). Die Fortsetzung dieser Kämpfe wurde durch das unglückliche Testament Ferdinands unterbrochen. Ungewarnt durch sein eigenes Schicksal, hatte er das Reich abermals einer Theilung unterworfen und damit den schlimmsten Zankapfel unter seine Söhne geschleudert. Nur durch ein wunderbares Spiel des Glücks gewann Alphons VI. endlich das ganze Reich des Vaters wieder und nahm dann auch sogleich die Kämpfe gegen die Araber auf. Er war es, der im Jahre 1085 Toledo eroberte und damit einen unersetzlichen Verlust dem Islam beibrachte.

Alphons trat dem Papstthum näher, als der Vater, aber behauptete Rom gegenüber doch eine selbständige Stellung. Eingreifender hatte sich inzwischen der Einfluß des apostolischen Stuhls auf die östlichen Reiche der Halbinsel, auf Aragon und Barcelona, entwickelt. Schon Ramiro von Aragon, der Bruder Ferdinands I., hatte Verbindungen mit Rom angeknüpft, die dann sein Sohn Sancho Ramirez unterhielt und befestigte. Der Vater war im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen (1063); der Sohn, ein thatkräftiger Jüngling, setzte den Krieg fort und nahm bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte auch auswärtige Hülfe in Anspruch. Ein Heer, aus allen Theilen Frankreichs gesammelt, eilte unter Herzog Wilhelm VIII. von Aquitanien ihm zu Hülfe und scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß im Jahre 1065 die wichtige Feste Barbastro in die Hände der Christen fiel. Sancho Ramirez vermählte sich darauf mit einer französischen Dame, einer Schwester des Grafen Ebulo von Rouci*), und blieb im steten Verkehr mit dem Adel jenseits der Pyrenäen. Damit wurden auch Cluny und Rom tausend Wege nach Aragon erschlossen, und gleichzeitig gewannen Beide auch auf die benachbarte Mark von Barcelona einen bedeutsamen Einfluß.

Dieser Mark hatte Ramon Berenguer I. eine neue Bedeutung gegeben, indem er sie nicht nur nach allen Seiten erweiterte, sondern auch durch heilsame Einrichtungen die Wohlfahrt seiner Unterthanen hob. Er war ein entschiedener Anhänger des Klerus, dessen Autorität er in jeder Weise für seine Absichten nutzte. Schon seit geraumer Zeit hatten die Cluniacenser in die Mark Eingang gefunden; Ramon trat nun auch mit Rom selbst in unmittelbare Verbindung und ver-

*) Rouci liegt in der Campagne, nicht weit von Reims.

ständigte sich soweit mit dem Papste, daß dieser einen eigenen Legaten abzusenden beschloß, um die kirchlichen Verhältnisse in der Markgrafschaft und in Aragon zu ordnen. Die Legation wurde dem Cardinal Hugo vertraut, demselben Mann, der sich einst auf Cadalus' Seite gewendet hatte, aber als reuiger Sünder nach Rom zurückgekehrt war und jetzt Hildebrands besonderes Vertrauen genoß. Die Cluniacenser waren von Hugos Wirksamkeit wenig erbaut, wie sie es denn überhaupt übel empfanden, daß Rom in Spanien, welches Land sie gleichsam als ihre besondere Domäne ansahen, so unmittelbar eingriff. Aber der Papst und Hildebrand zeigten sich durch Hugos Eifer im hohen Maße befriedigt. Auf mehreren Synoden gelang es ihm, die Annahme der römischen Liturgie und die Beseitigung der alten westgothischen durchzusetzen; auch brachte er die Bestimmungen der römischen Kirche gegen Simonisten und verheiratete Priester unter den spanischen Christen zur Anerkennung und wirkte dahin, daß mindestens in Ramons Gebieten die Treuga Dei eingeführt wurde. Der Papst sah nicht mit Unrecht in Hugos Erfolgen die Anfänge der vollständigen Vereinigung des spanischen Klerus mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, eine Anerkennung des Primats Petri, wie sie von Spanien bisher nie erreicht war.

Und bald knüpften sich an Hugos Erfolge noch Hoffnungen anderer Art. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Eroberung Siciliens entstand in Rom der Plan, durch einen großen Kriegszug französischer Herren die Araber ganz aus Spanien zu vertreiben und das von ihnen eroberte Land in eine ähnliche Lehnsabhängigkeit vom Stuhle Petri zu bringen, wie Sicilien. Graf Ebulo von Rouci erbot sich zur Ausführung des Plans und schloß einen Vertrag mit dem Papst, wonach er die Eroberungen, die man machen würde, von ihm zu Lehen zu nehmen versprach. Im Frühjahr 1073 rüstete Ebulo; mehrere französische Herren wollten sich ihm anschließen, andere auf eigene Hand über die Pyrenäen ziehen. Zu derselben Zeit schickte sich Cardinal Hugo zu einer neuen Reise nach Spanien an; vor Allem um zu verhüten, daß sich Jemand an dem Kampf betheilige, der nicht unzweideutig die Lehnshoheit Roms über die eroberten Länder anerkenne. Nicht lange währte es, so trat Hildebrand sogar mit der Behauptung hervor, daß ganz Spanien von Alters her ein Eigenthum des heiligen Petrus sei; er wollte auch die alteinheimischen Herrscher der Halbinsel nöthigen sich als Vassallen

dem apostolischen Stuhle zu unterwerfen. Er berief sich dabei auf „alte Constitutionen", die aber niemals bekannt geworden sind. Waren solche vorhanden, so gab man ihnen in Rom jetzt eine Auslegung, die ihrem ursprünglichen Sinn fremd war.

Die weitesten Aussichten erschlossen sich Rom in Spanien durch seine Verbindungen mit den kriegsmuthigen und eroberungslustigen Großen des französischen Reichs. Und inzwischen war diesem Adel bereits eine andere große Erwerbung gelungen, bei der auch das Papstthum nicht theilnahmlos blieb. Im Jahre 1066 hatte Herzog Wilhelm von der Normandie mit seinen Rittern England erobert.

Naturgemäß erscheint die Theilnahme Roms an den Kämpfen gegen die Araber, die alten Feinde der Christenheit, und man begreift, daß das Papstthum das Kriegsfeuer in Sicilien und Spanien lieber schürte, als erstickte. Aber befremden muß, daß der Stuhl Petri auch die Waffen der Normannen segnete, um ein christliches Volk zu unterdrücken. Denn weltbekannt ist, daß die normannische Eroberung auf fast zwei Jahrhunderte die Angelsachsen in die Knechtschaft der französischen Ritter brachte und diese Ritter eine viel grausamere und drückendere Herrschaft über die Eingeborenen des Inselreichs übten, als alle früheren Eroberer. Und doch hatte das Volk, welches Rom so knechten half, dem römischen Papst seit Jahrhunderten aufrichtige und hingebende Verehrung gezollt. Schaaren von Pilgern waren Jahr aus, Jahr ein von England nach Rom geströmt; die Angelsachsen zahlten willig den Peterspfennig, den andere Nationen verweigerten; aus ihrer Mitte waren die Missionen hervorgegangen, welche einst das innere Deutschland und noch in der letzten Zeit einen großen Theil des Nordens Rom unterwarfen. Man hat oft und mit gutem Recht gesagt, daß der apostolische Stuhl es den Angelsachsen vornehmlich zu danken hatte, wenn der Primat Petri im Abendlande zu allgemeiner Anerkennung gelangte; die Dankbarkeit Roms hat die angelsächsische Kirche nicht zu rühmen gehabt.

Man glaube nicht, daß die Angelsachsen in letzter Zeit den Zorn der römischen Curie besonders gereizt hätten. König Edward, den man ja den Bekenner genannt hat, war ein bis zur Schwäche devoter Fürst, devot namentlich gegen Rom. Von den Söhnen Godwins hatte sich Tostig noch in der letzten Zeit in Rom gezeigt, sein Bruder Harald

war dem Papstthum mindestens nie feindlich begegnet. Der Erzbischof Alfred von York hatte von Nicolaus II. persönlich das Pallium erbeten und erhalten. Stigand von Canterbury stand allerdings unter Censur, weil seine Wahl weder kanonisch war, noch es ungestraft bleiben konnte, daß er sich das Pallium von einem Adelspapst hatte ertheilen lassen; aber er war kein störrischer Charakter, und Rom hatte ihn bisher mit Nachsicht behandelt. Wohl hört man, daß das Leben in den englischen Klöstern manchen Anstoß gegeben habe, die wissenschaftliche Bildung dort in Verfall gerathen sei; auch entsprach der englische Episkopat weder den Forderungen, welche die Cluniacenser und ihre Freunde stellten, noch leistete er den neuen Ordnungen Roms immer unweigerlich Folge. Aber hatte sich denn die englische Kirche nicht von jeher in ihrem Ritus, in ihrer Sprache und Literatur eine größere Freiheit bewahrt, und hatte nicht gerade diese Freiheit ein thatkräftigeres Leben in ihr erhalten? Daß dieses noch nicht ganz erstorben war, zeigte mindestens die Mission. Svend Estrithson und Adalbert von Bremen mußten zu derselben zum großen Theil Angelsachsen benutzen, nachdem in der deutschen Kirche der Missionseifer merklich erlahmt war. Waren Reformen in England nöthig, so hätten sie bei bei der Achtung, welche der apostolische Stuhl dort von jeher genoß, gewiß ohne sonderliche Mühe durchgeführt werden können.

Und in der That nicht sowohl ein hervorragendes kirchliches Interesse machte den Papst zum Bundesgenossen des Normannen, als vielmehr die Aussicht, sowohl ihn selbst zum Dienstmann der römischen Kirche, wie über England die oberlehnsherrliche Gewalt zu gewinnen. Wilhelm leiteten allerdings andere Rücksichten bei diesem Bunde; er suchte ihn vornehmlich, um den englischen Klerus auf seine Seite zu ziehen, von dem er wohl wußte, daß er dem Gebote des heiligen Petrus keinen dauernden Widerstand entgegensetzen würde. Sein Anrecht an den englischen Königsthron war überaus schwach; nur mit dem Schwerte konnte er es den Laien, nur mit der Autorität Roms dem Klerus begreiflich machen. Der Archidiakon Giselbert von Lisieux, der ihm den Beistand Roms gewann und die Fahne des heiligen Petrus überbrachte, ist mit dem Bisthum Evreux wahrlich nicht zu reichlich belohnt worden. Auf dem berühmten Teppich von Bayeux sieht man das Kreuzesbanner des Papstes in dem Schiff, welches den Herzog über den Kanal führte, klar bezeichnet. Unter der Fahne des heiligen Petrus und mit dem

Feldgeschrei: „Gott hilf!" ist der von den Sachsen erhobene König Harald, Godwins Sohn, bei Hastings überwältigt und das traurige Schicksal des Volks für lange Zeiten entschieden worden (14. October (1066). Noch waren nicht drei Monate verflossen, als der Erzbischof von York den Eroberer in London zum König krönte. Ohne Zaudern schloß sich der Klerus dann dem neuen Herrn des Landes an, der diese Willigkeit nur zu bald vergaß.

Einst hatte Wilhelm, als er in der Normandie mit dem Abt von Ouche in Streitigkeiten gerieth und dieser durch römische Legaten sein Recht durchzusetzen gedachte, dreist erklärt: päpstliche Legaten werde er in Sachen des Glaubens und der Religion willig hören, wenn ihn aber einer von diesen Mönchen in der Regierung seines Landes hindern wolle, würde er ihn an der höchsten Eiche des nahen Waldes aufknüpfen lassen. Größere Achtung vor dem Stuhle Petri hatte seitdem der Eroberer gelernt. Er bot die Hand, daß im Jahre 1070 eine päpstliche Gesandtschaft in England erschien, und ließ sich sogar eine neue Krönung durch dieselbe gefallen. Nicht minder bot er die Hand, daß die Legaten auf einer Synode zu Winchester eine Reformation der angelsächsischen Kirche vornahmen, die sie fast völlig in die Hand Roms und der französischen Geistlichkeit gab. Die alten Klöster wurden geschatzt und nach gallicanischer Weise reformirt, viele angelsächsische Bischöfe entfernt und normannische Kapellane in ihre Stellen gebracht, das Einsetzungsrecht in die geistlichen Stellen kam an den fremden König, ein Bestätigungsrecht an den römischen Bischof. Es konnte dem Papst nur genehm sein, wenn dann das Erzbisthum Canterbury dem Italiener Lanfrank, das Erzbisthum York einem französischen Kapellan Wilhelms zufiel. Beide Erzbischöfe zogen im folgenden Jahre nach Rom, um dort das Pallium zu holen und einen Streit auszutragen, den Lanfrank erhoben hatte. Nicht minderes beanspruchte er, als den Vorrang vor York und den Primat in der ganzen englischen Kirche. Wie konnte man daran zweifeln, daß Rom diese Ansprüche gerecht finden würde? Trat so doch ein Italiener, ein eifriger Vorfechter des reformirten Papstthums, der gefeiertste Vertreter der römischen Kirchenlehre, unmittelbar an die Spitze des gesammten englischen Klerus. Mehr und mehr wurden nun die Sachsen aus den kirchlichen Aemtern verdrängt, mehr und mehr verschwanden aus der Kirche der alte Ritus und die Sprache des Landes; die Satzungen der römischen Synoden sollten fortan ohne Weiteres auch

in England als Kirchengesetze gelten. Nun erst schien die anglikanische Kirche den Römlingen ganz in die Einheit der abendländischen Kirche gezogen.

Gewiß, eine sehr erhebliche Erweiterung seiner geistlichen Autorität hatte Rom dem normannischen Eroberer zu danken. Und auch in anderen Dingen erwies er sich als ein gehorsamer Sohn des Papstes. Er ließ den Peterspfennig beitreiben, verpflichtete seine händelsüchtigen Vassallen auf die Treuga Dei und unterstützte die Bischöfe in der Ausführung derselben mit Ernst und Nachdruck; aller Wege zeigte er sich rechtgläubig und eifrig in frommen Werken. Sein Gehorsam gegen Rom hatte jedoch eine scharf gezogene Grenze. Seine freie königliche Macht hielt er zu allen Zeiten aufrecht; jede Anforderung, sich als Vassallen des apostolischen Stuhls zu bekennen, wies er mit Entschiedenheit ab. So groß Lanfranks Einfluß auf ihn war, den Lehnseid dem Papste zu schwören, ließ er sich niemals bewegen. Aber nichtsdestoweniger sah ihn die Curie immer als einen mit der Fahne belehnten Vassallen des heiligen Petrus an, wenn auch als einen ungefügigen Dienstmann, und Hildebrand, der ihn so sehr begünstigt, hat sich später nicht selten über seinen Undank beschwert.

Mit Entrüstung erfüllt es, daß damals Nichts von deutscher Seite geschah, um ein stamm- und blutsverwandtes Volk vor Ueberwältigung zu schützen. Man glaube nicht, daß die Bedeutung des sich in England vollziehenden Ereignisses nicht in unseren Ländern gefühlt sei. So selten die Annalisten sonst die Vorgänge außerhalb des Reichs berühren, hier schweigen sie nicht und verrathen die Erregung, in welche Wilhelms Eroberung die Gemüther der Deutschen versetzte. Nur am königlichen Hofe sah man ihr mit absonderlicher Gleichgültigkeit zu. Und doch war, selbst wenn der Hof keine Sympathien für sächsisches Blut hegte — dem jungen König mindestens waren sie kaum zuzutrauen —, unschwer zu begreifen, daß das deutsche Reich seinen ganzen Einfluß auf den Westen einbüßte, indem es England den Franzosen zur Beute ließ. Welche Wege einzuschlagen waren, hatte Kaiser Heinrich III. deutlich gezeigt. Nicht nur hatte er sich mit König Edward dem Bekenner verbündet, sondern auch die Rückkehr eines Neffen des Königs, der seit langen Jahren als Verbannter in Ungarn lebte, vermittelt. Dies war Edward, der Sohn König Edmunds, die letzte Hoffnung des absterbenden Königshauses. Leider war derselbe bald nach seiner Rückkehr gestorben;

aber er hatte einen Erben hinterlassen, Edgar mit Namen, den Sohn einer deutschen Mutter*), der mehr als sechzig Jahre die Zeit der Eroberung überlebt hat. Obschon Edgar damals noch minderjährig war, hätte das deutsche Reich sich doch seiner Ansprüche annehmen müssen; sie waren rechtlich begründet, und es fehlte in England selbst nicht an einer Partei, die zu dem jungen Fürsten hielt. Mindestens schien dies das einzige Mittel, um das deutsche Interesse zu wahren; die Politik Ottos des Großen und Heinrichs III. wäre sonder Zweifel diese und keine andere gewesen.

Der Eroberer war in Wahrheit nicht ohne Besorgniß, daß ihm der deutsche Hof in den Weg treten könnte. Kurz vor dem Angriff auf England hatte er deshalb ein Freundschaftsbündniß mit König Heinrich geschlossen, und Anno, der eben wieder zur Macht gelangte, scheint Alles aufgeboten zu haben, um das Bündniß zu erhalten. Auch als dann Adalberts Einfluß von Neuem stieg, blieb das gute Vernehmen mit Wilhelm; wissen wir doch, daß der Bremer Erzbischof selbst als Vermittler zwischen dem Normannen und dem Dänenkönig eintrat. In der flandrischen Sache verband dann sogar scheinbar ein gemeinsames Interesse den deutschen Hof mit dem Eroberer, der sich seiner Schwägerin Richilde gegen Robert den Friesen annahm. Aber endlich ergriff Heinrich doch Furcht vor der normannischen Uebermacht. Es war im Frühjahre 1074, als sich das Gerücht verbreitete, daß Wilhelm mit einem großen Heer gegen die deutschen Grenzen anrücke und sich der Kaiserstadt Aachen bemächtigen wolle; man beschuldigte Anno ihn durch große Versprechungen zu einem solchen Unternehmen bewogen zu haben. Das Gerücht erwies sich als unbegründet, doch mag schon damals Heinrich klar geworden sein, wie gefahrvolle Wege seine Rathgeber ihn geführt hatten.

Wichtige Ergebnisse der Verbindung zwischen Rom und den französischen Großen standen in Spanien zu erwarten, und die folgenreichsten Resultate derselben lagen bereits in England vor. Schon geschah Nichts von Bedeutung im Westen Europas, ohne daß der Papst befragt wurde, ohne daß er mitrathend, mithelfend, oft entscheidend eintrat. Es ist schwer zu sagen, ob sein kirchlicher oder sein politischer Einfluß hier größer war; beide unterstützten einander, hoben sich gegenseitig, steigerten

*) Edward, Edmunds Sohn, war mit einer Verwandten Kaiser Heinrichs II. vermählt; sie hieß Agathe und war vielleicht eine Tochter Bruns, des nachherigen Bischofs von Augsburg.

sich in immer wachsendem Maße. Unleugbar hatten einst auch die deutschen Kaiser tief in die Verhältnisse des Westens eingegriffen, aber niemals hatten sie hier eine gleiche Autorität gewonnen, niemals so energisch das Leben der romanischen Nationen erfaßt, wie jetzt das Papstthum.

Schon seit einem Jahrhundert waren auch die östlichen Reiche der Slawen und Magyaren in den Gesichtskreis der römischen Curie getreten, und in den Zeiten Stephans des Heiligen und Boleslaw Chabrys schienen wohl die zuletzt bekehrten Heiden die ergebensten Söhne des Nachfolgers Petri zu werden. Welche Hoffnungen erweckten nicht die mächtigen Nachwirkungen von Adalberts Märtyrertod! Aber jene Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die großen Erschütterungen, welche alsbald die Reiche des Ostens erlitten, lösten auch ihre kirchlichen Ordnungen auf und stellten selbst den Bestand des Christenthums hier noch einmal in Frage. Wenn sich nun auch die christliche Religion endlich siegreich behauptete, blieb die kirchliche Organisation doch in großer Verwirrung und die Verbindungen mit Rom hörten fast ganz auf. Nirgends war hier der Boden bereitet, um eine Saat zu empfangen, wie sie das Papstthum im Westen ausgestreut hatte. Hier gab es keine bahnbrechenden Cluniacenser; hier hörte man wenig oder nichts von den Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe; hier kannte man keine Treuga Dei; nur selten fanden päpstliche Legaten den Weg in diese Länder. Auch konnte Rom einen politischen Einfluß hier kaum festhalten, so lange der deutsche Hof den Osten beherrschte, und mindestens hierin waren die Vormünder des Königs den Traditionen früherer Zeiten gefolgt.

Aber so ungünstig die Lage der Dinge der päpstlichen Curie war, ließ sie den Osten doch nicht aus den Augen. Die klarsten Beweise liegen vor, daß sie sich hier ebenso eifrig bemühte ihrer eigenen Autorität Bahn zu brechen, wie den deutschen Einfluß zu beseitigen. Nicht zum geringsten Teil ruhte der letztere, wie wir wissen, auf der Abhängigkeit, in welche Ungarn gerathen war, und die Verhältnisse dieses Reichs mußten der Curie, seit ihr die Kaiserin Agnes nahe stand, mehr als hinreichend bekannt sein. Die Kaiserin selbst konnte kaum ein größeres Interesse haben, als die bestehenden Zustände in Ungarn zu erhalten, an denen das Wohl und Wehe ihrer Kinder hing. Trotzdem und trotz ihres Einflusses auf die Cardinäle geschah Alles in Rom, um eine

Umwälzung im ungarischen Reiche herbeizuführen. Man machte König Salomo den schwersten Vorwurf daraus, daß er sein Reich von den Deutschen empfangen, und trat bald mit der Behauptung hervor, daß der heilige Stephan Ungarn dem Stuhle Petri unmittelbar unterworfen und Kaiser Heinrich III. dies anerkannt habe; man ging sogar mit Herzog Geisa, dem alten Widersacher des Königs, eine vertraute Verbindung ein. Zu verwundern ist, daß die Curie nicht auch Boleslaw von Polen, dem rücksichtslosesten Gegner der Deutschen, schon damals die Hand zum Bunde reichte. Aber der kirchliche Verfall war in Polen so groß und Boleslaw zeigte in seinem kriegerischen Treiben so wenig Neigung zu geistlichen Dingen, daß Rom sich ihm zu nähern wohl Anstand nehmen konnte. Erst im Jahre 1075 schickte der Pole eine Gesandtschaft nach Rom, und man beeilte sich dann Legaten abzusenden, um die kirchlichen Verhältnisse seines Landes zu ordnen.

Die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen unterhielt Rom damals mit Böhmen, wo die Kirche von den politischen Bewegungen am wenigsten berührt worden war. Die Söhne Herzog Bretislaws hatten immer die Verbindung mit den Päpsten erhalten und Spitihnew sogar bei Nicolaus II. um eine besondere fürstliche Auszeichnung nachgesucht, die er wunderbarer Weise in einer Bischofsmitra erhielt; er hätte sich dafür zu einem Census von hundert Pfund Silber verstanden. Herzog Wratislaw wurde derselbe Ehrenschmuck von Alexander II. ertheilt, und auch er zahlte in seinen ersten Regierungsjahren den gleichen Census dem Papste. Aber trotzdem blieb die unmittelbare Einwirkung Roms auf die böhmische Kirche eine sehr beschränkte, bis die ärgerlichen Streitigkeiten Wratislaws mit seinem Bruder Jaromir ausbrachen und der Curie erwünschte Gelegenheit zum Einschreiten boten. Jaromir, ein junger Mann voll Keckheit und Lebenslust, war sehr gegen seinen Willen in den geistlichen Stand getreten; nur die Aussicht auf das reiche Bisthum Prag hatte ihn endlich dazu vermocht. Um so mehr entrüstete er sich deshalb, als sein Bruder einem deutschen Kapellan das erledigte Bisthum zuwenden wollte. Die Czechen nahmen sich Jaromirs an, und Wratislaw mußte, der Volksstimme gehorchend, Prag schließlich doch dem Bruder überlassen. Jaromir erhielt dann in Mainz von König Heinrich die Investitur, von Erzbischof Siegfried die Weihe, bei der man seinen dem Klerus auffälligen slawischen Namen mit dem deutschen Gebhard vertauschte (1067). Es war vorauszusehen, daß der

Friede zwischen den Brüdern sich nicht lange erhalten würde, zumal Wratislaw einige Jahre zuvor zum großen Verdruß der Prager Kirche das Bisthum Olmütz hergestellt hatte, wodurch Prag eine nicht geringe Einbuße an Zehnten und Landbesitz erlitt. Die dafür vom Herzog gewährten Entschädigungen schienen an sich Jaromir nicht genügend und wurden überdies nicht genau nach dem Abkommen geleistet. Der neue Bischof war nicht der Mann vieler Worte; er liebte und brauchte Gewalt. Mit bewaffneter Hand besetzte er die Burg Podewin, um welche sich der Streit hauptsächlich drehte, und überfiel dann den Bischof von Olmütz in seiner Stadt, wo er ihn auf die unwürdigste Weise mißhandelte. Inzwischen hatte sich der Herzog mit Beschwerden nach Rom gewandt, wo man begierig die Gelegenheit ergriff, einen Legaten nach Böhmen zu senden (1072).

Das herrische Auftreten dieses Legaten — sein Name war Rudolf — machte unter den Czechen das größte Aufsehen. Er berief alle Großen des Landes und den gesammten Klerus zu einer Synode, und da sich Jaromir nicht stellte, sprach er ohne Zaudern über ihn den Kirchenbann aus. Die Czechen murrten laut und zwangen den Legaten das Urtheil zu mildern; aber Jaromir blieb doch vom Amt suspendirt. Höchlich entrüstet verließ er die Heimat und wandte sich schutzflehend an seinen Metropoliten, den Erzbischof von Mainz, auf dessen und seiner Mitbischöfe Gericht er sich von Anfang an berufen hatte. Siegfried von Mainz, den das unmittelbare Einschreiten Roms in seine Kirchenprovinz erbittert hatte, versprach Jaromir Schutz und trat in der That Anfangs mit ungewohnter Entschiedenheit für ihn ein. Aber auch diesmal zeigte er im Widerstande wenig Beharrlichkeit; als er starke Zurechtweisungen und Drohungen vom Papste vernahm, gab er seinen Schützling preis, dem nun kein anderer Ausweg blieb, als in Rom um Verzeihung zu bitten, um seine Suspension rückgängig zu machen. Die Sache endete mit einem vollständigen Siege der römischen Kirche, und schon im Jahre 1073 fing man an die Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe auch in Böhmen zur Anwendung zu bringen.

Offenbar zeigte sich Wratislaw von Böhmen dem Papstthum in hohem Maße willfährig; wenn er nichtsdestoweniger mit großer Treue zu den Deutschen hielt, so beweist dies recht deutlich, wie wenig die Gegensätze, welche sich zwischen dem Papstthum und Kaiserthum herausbildeten, damals schon allgemein begriffen wurden. Auch ein König des

scandinavischen Nordens, der sich offen dem deutschen Einfluß hingab, trug deshalb nicht das geringste Bedenken der Curie eine Dienstwilligkeit ohne Gleichen zu zeigen. Es war Svend Estrithson von Dänemark. Wie kampfbewegt war einst seine Jugend gewesen! Wo gab es ein Gestade im Nordland, wo er nicht seine Waffen erprobt hatte! Aber längst war er des Schwerterspiels müde, und nicht einmal Wilhelms Angriff auf England hatte ihn wieder auf die Dauer in den Harnisch gebracht. Der alternde König lebte am liebsten in den Werken der Mission, und diese seine Thätigkeit war für die Kirche kein geringes Glück, da sie sonst bei den Fürsten Scandinaviens damals kaum irgendwo Schutz fand. Schon um der ihm so theuren Mission willen mußte Svend mit Bremen, wie mit Rom ununterbrochene Beziehungen erhalten, und hier wie dort war er gleich geehrt. Die Bremer priesen den kirchlichen und klugen König, so sehr seine Trunksucht und Fleischeslust ihnen auch anstößig war, und nicht minder erhob ihn Hildebrand wegen seiner Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl. Papst Alexander forderte ihn einst sogar auf, den Peterspfennig von seinem dänischen Reiche zu zahlen: wir wissen nicht, ob er dieser schlecht begründeten Forderung Folge gegeben hat. Aber bezweifeln läßt sich kaum, daß Svend zu Zeiten die größte Neigung verrieth, sein Reich ganz dem Schutze des heiligen Petrus zu befehlen und eine förmliche Oberlehensherrlichkeit Roms über Dänemark anzuerkennen; er hätte damit wohl kaum gegen König Heinrich und die Deutschen feindlich zu handeln geglaubt.

So wenig der Böhme und Däne ahnen mochten, wie sie Rom vor Allem dem deutschen Einfluß entziehen wollte, so bestand nichtsdestominder die Absicht. Was im Norden und Osten durch Hildebrand und seine Freunde geschah, diente demselben großen Plan, den sie im Westen und Süden verfolgten. Alles zielte dahin, die deutsche Kaisermacht von ihrer Höhe zu stoßen, um an ihre Stelle die Herrschaft der römischen Kirche zu setzen. Mit dem vollsten Bewußtsein, mit scharfer Berechnung und unermüdlicher Thätigkeit verfolgte man in Rom dieses Ziel und errang eben deshalb in so kurzer Frist namhafte Erfolge. Die Verhältnisse des Abendlands lagen der Curie ungemein günstig, und Nichts begünstigte ihre Fortschritte mehr als die Sorglosigkeit des deutschen Hofes. So erfahrene Männer, wie Anno, Adalbert und andere Bischöfe waren, sahen sie doch nicht oder wollten nicht sehen, wie alle

Fundamente der kaiserlichen Macht allmählich untergraben wurden; überdies waren die Bischöfe sämmtlich mehr oder weniger in die Netze eines kirchlichen Systems verfangen, aus dem Hildebrands Anhänger nur die letzten Consequenzen zogen. Den weltlichen Großen war jede Schwächung der kaiserlichen Gewalt nur zu erwünscht; in ihrer Kurzsichtigkeit erkannten sie nicht, wieviel sie selbst mit einem starken Kaiserthum für alle Folge aufgaben. Der junge König war in die unklarsten Verhältnisse zu Rom gleichsam hineingewachsen, die er kaum völlig durchschauen konnte und aus denen er selbst unter den günstigsten Umständen schwer einen Ausweg gefunden hätte.

Allerdings scheint ihm früh klar geworden zu sein, wie er nicht mehr in der Stellung seines Vaters zum römischen Bisthum stand, wie eine kaum noch zu bewältigende Macht im Papstthum sich gegen ihn erhob. Aber er war selbst unter dem Einfluß der kirchlichen Reformen erzogen, und die Autorität des apostolischen Stuhls imponirte ihm nicht wenig, zumal sie mit der Autorität seiner Mutter im Bunde war. So hemmend die päpstliche Curie seinen leidenschaftlichen Regungen öfters in den Weg trat, fesselten ihn Bande an Rom, die zu zerreißen er kaum den Muth in sich fühlte. Für die Absichten Hildebrands und seiner Anhänger kam Alles darauf an, wie sich ihr persönliches Verhältniß zu Heinrich gestalten würde. Gelang es ihnen des Königs aufstrebenden Sinn niederzuhalten und sich dienstbar zu machen, so war Aussicht, Roms Weltherrschaft auf friedlichem Weg zu begründen; gelang dies nicht, so mußten sie sich in einen Kampf stürzen, dessen Verwickelungen nicht zu berechnen waren, wenn sie auch an dem schließlichen Sieg nicht zweifelten.

Heinrich hatte sich bisher nichts weniger als störrisch gegen Rom gezeigt. Weil der Papst es verlangte, hatte er die Scheidung von seiner Gemahlin aufgegeben. Der Verkehr der Bischöfe seines Reichs mit Rom war ganz unbehindert. Ernsteren kirchlichen Bestrebungen war er nirgends hemmend entgegengetreten. Wohl hatte er sich an Kirchengut vergriffen, auch kirchliche Aemter verkauft — er selbst bekannte es später —, aber die Schuld traf mehr seine Genossen und Rathgeber als ihn persönlich. Und auch wenn er sich solche Verletzungen der kanonischen Bestimmungen erlaubte, bewies er sich nachgiebig, wenn er einem entschiedenen Widerstande begegnete. Dies zeigt vor Allem der Konstanzer Handel, der damals das größte Aufsehen in Deutschland erregte.

Als im Jahre 1069 das Bisthum Konstanz erledigt wurde, übergab es der König einem Magdeburger Domherrn, Karl mit Namen, der bei ihm besondere Gunst genoß und deshalb schon früher zum Probst auf der Harzburg bestellt war. Die Konstanzer Domherren, die gern einen aus ihrer Mitte auf den Bischofsstuhl erhoben hätten, waren unzufrieden und erhoben gegen Karl Beschwerden in Rom. Namentlich beschuldigten sie ihn der Simonie, und in der That hatte er einige Hofleute bestochen, damit sie seine Bewerbung um das Bisthum unterstützten. Als Erzbischof Siegfried Ostern 1070 in Rom war, befahl ihm deshalb der Papst ausdrücklich Karl die Weihe zu versagen; denselben Befehl wiederholte bald darauf noch einmal eine päpstliche Gesandtschaft. Inzwischen aber drängte der König den Erzbischof den von ihm ernannten Bischof zu weihen und empfand dessen Zögern sehr übel. Eine Synode, welche nach dem Willen des Papstes über Karls Schuld oder Unschuld entscheiden sollte, war wegen der kriegerischen Zustände in der Mainzer Provinz nicht zu Stande zu bringen, und Siegfrieds Lage wurde um so peinlicher, da das Gerücht verbreitet war, der König wolle Karl nach Rom senden und dort vom Papst selbst weihen lassen. Dies mußte Siegfried um jeden Preis abzuwenden suchen und betrieb endlich mit allem Eifer die Synode. Am 15. August 1071 trat sie in Mainz wirklich zusammen. Die Sache hatte schon ein solches Interesse erweckt, daß der Papst die Erzbischöfe Gebhard von Salzburg und Udo von Trier zu seinen besonderen Legaten für die Synode ernannte und König Heinrich selbst nach Mainz kam.

Die beiden ersten Tage der Synode verliefen, ohne daß man die Sache Karls angriff; offenbar geschah es auf Betrieb des Königs, der die Bischöfe gewinnen und für Karl stimmen wollte. Am dritten Tage in der Frühe begaben sich endlich die geistlichen Herren zu Heinrich und beschworen ihn der Gerechtigkeit nicht länger hindernd entgegenzutreten. Der König nahm dies gegen seine sonstige Weise ruhig und sogar gnädig auf, versicherte auf das Bestimmteste, daß er selbst seine Hand in dieser Sache rein gehalten, aber nicht wisse, was Karl mit seinen Hofleuten und Vertrauten abgemacht habe; sollte derselbe gefehlt haben, so werde er, der König, das Urtheil der Kirche nicht hemmen. Er besuchte darauf selbst die dritte Sitzung der Synode, und in seiner Gegenwart erhoben nun die Konstanzer die ärgsten Beschuldigungen gegen Karl. Der Angeklagte suchte sich zu rechtfertigen, und die Verhandlungen

dehnten sich so aus, daß sie endlich wegen Eintritts der Nacht abgebrochen werden mußten. Eine unerwartete Entscheidung brachte der folgende Tag. In der Frühe desselben gab Karl freiwillig Ring und Stab dem Könige zurück; unfraglich weil er den üblen Ausgang seiner Angelegenheit voraussah und einem ihn verurtheilenden Spruch zuvorkommen wollte. Den Bischöfen blieb nichts zu thun übrig, als den Triumph zu feiern, daß sie den König und seinen Günstling zur Nachgiebigkeit genöthigt hatten; sie beschlossen durch ein Schriftstück diesen ihren Sieg zur Kenntniß aller folgenden Zeiten zu bringen. Der merkwürdige Synodalbericht ist in der That bis auf unsere Tage gekommen und beweist vor Allem, daß der König nicht in dem Grade ein Feind der kirchlichen Reformbestrebungen war, wie seine Widersacher glauben machen wollten. Er gab sogar in einer Sache nach, die ihn persönlich betraf und deren Durchführung er lange mit Eifer betrieben hatte. Allerdings erreichten auch die Konstanzer bei dem Handel nicht, was sie beabsichtigten; ihr Bisthum übergab der König dem Goslarer Domherrn Otto und sorgte dafür, daß dessen Weihe alsbald erfolgte. Karl kehrte nach Magdeburg zurück und starb bereits nach wenigen Monaten.

Nicht minder nachgiebig zeigt sich der König in der Sache des Bamberger Abts Robert, der durch Simonie die berühmte Abtei Reichenau gewonnen hatte. So bestimmt versichert wird, daß der König selbst von dem Abte Geld genommen habe, findet sich dafür kein zuverlässiges Zeugniß, aber die Umgebung des Königs war abermals bestochen. Auch hier gingen Klagen nach Rom. Wiederholt wurde Robert dorthin beschieden, um sich zu rechtfertigen, aber stellte sich nicht. Deshalb traf ihn der Bann des Papstes, der zugleich alle Verfügungen des Abts über die Kirchengüter cassirte. Robert fühlte, daß seine Stellung unhaltbar wurde, zumal der König selbst in ihn drang der Abtei zu entsagen. Im Jahre 1072 gab er den Hirtenstab zurück und kehrte nach Bamberg heim. Zwei Jahre später erhielt er durch den Bamberger Bischof die kleine, von diesem abhängige Abtei Gengenbach an der Kinzig, wo er nach kurzer Zeit bei einem Streit mit einem Ministerialen des Klosters erschlagen wurde. Der Rücktritt Roberts hatte übrigens die Streitigkeiten in Reichenau nicht beendet. Die Herren, welche von dem gebannten Abt Güter erhalten hatten, wollten dieselben nicht ausliefern, und neue Klagen ergingen aus der

Abtei nach Rom; auch wurde für dieselbe vom König kein neuer Abt bestellt. Erst im Jahre 1074 kamen die Sachen zu einem gewissen Abschluß. Damals wurde der Bann über jene widerspenstigen Herren vom Papste ausgesprochen, und er selbst weihte einen neuen Abt. Es war ein Mönch des Klosters, mit Namen Eckard, welcher der strengsten Richtung folgte. Der König legte dem Allem unseres Wissens kein Hinderniß in den Weg.

Und doch kam es zum offenen Bruch zwischen Rom und dem königlichen Hofe. Nicht sowohl die deutschen als die italienischen Angelegenheiten führten ihn herbei, vor Allem der Streit über die Besetzung des Mailänder Bisthums.

Es ist erzählt worden (S. 186), wie Rom Alles aufbot, um die Wahl Attos in Mailand trotz seiner erzwungenen Entsagung durchzusetzen und Nichts unterließ, um Gottfried, den Ernannten des Königs, zu beseitigen. Der Papst hatte deshalb selbst an König Heinrich geschrieben, ihn beschworen, den Mailändern einen Bischof „nach göttlichem Recht" zu vergönnen, und zur Willfährigkeit gegen die Kirche ermahnt. Aehnliche Rathschläge scheint damals auch Hildebrand brieflich dem Könige gegeben zu haben, der später Gewicht darauf legte, daß er schon als Diakon Heinrich von den gefährlichen Pfaden abzubringen versucht habe, auf welche er durch schlechte Rathgeber gekommen. Größere Wirkung, als von diesen Ermahnungen, mochte man von Erlembalds bewaffneten Schaaren und der Mißstimmung Mailands hoffen. Aber diesmal zeigte der König doch Rom gegenüber eine ungewöhnliche Festigkeit. Es war gewiß nicht so sehr Abneigung gegen die Kirche, wenn er sein Investiturrecht in Mailand mit aller Entschiedenheit festhielt, wie vielmehr die Einsicht, daß seine ganze Macht, und namentlich sein Einfluß in der Lombardei, mit dem Investiturrecht in Frage gestellt würde. Seine Räthe bestärkten ihn in dieser Meinung und konnten kaum anders. Er gab daher Befehl Gottfried, obwohl er im Banne Roms stand, zu weihen und sandte einen seiner Vertrauten Rapoto von Cham, über die Alpen, um den Befehl zur Ausführung zu bringen. Im Anfange des Jahres 1073 versammelte Rapoto die lombardischen Bischöfe zu Novara, erklärte ihnen die Absichten des Königs und ließ Gottfried die Weihe ertheilen.

Ein solches Verfahren des Königs hatte man in Rom nicht erwartet. Der Papst und Hildebrand sahen in den Vorgängen von

Novara eine verwegene Herausforderung der Autorität des heiligen Petrus und waren ihr zu begegnen entschlossen. Auf der römischen Synode, welche während der nächsten Fasten abgehalten wurde, sprach der Papst über mehrere Räthe des Königs den Bann aus, weil sie ihn von der Einheit der Kirche zu trennen suchten. Wir wissen nicht, welche Räthe der Bann traf; aber offenbar waren es die, welche nach Annos Entfernung den meisten Einfluß am Hofe gewonnen hatten. Ausdrücklich wird berichtet, daß die Kaiserin zu diesem Schritte gerathen habe, und schwerlich werden auch Herzog Rudolf und Erzbischof Anno ohne Einfluß auf ihn geblieben sein. Anno stand damals mit Rom in ununterbrochenem Briefwechsel, und wir besitzen eines seiner Schreiben, in welchem er die Zustände des Hofes als die unwürdigsten schildert.

Der Papst kann mit diesem Schritte kaum Anderes bezweckt haben, als den König von seinen Rathgebern zu trennen, ihn gefügiger gegen die Anordnungen der römischen Kirche zu machen und namentlich in der Mailändischen Sache zur Nachgiebigkeit zu zwingen; der Papst selbst, Hildebrand und die Kaiserin konnten einen offenen Kampf gegen den König unmöglich damals hervorrufen wollen. Doch ließ der Erfolg des Banns die Nachgiebigkeit, die man vom Könige erwartet hatte, nicht erkennen. Die Räthe blieben in seiner Nähe, und er hielt auch an Gottfried fest, der im Mailändischen sogar weiteren Boden gewann, obschon er niemals der Pataria Herr werden konnte. So sah man sich in Rom den König selbst halb und halb als einen Gebannten zu behandeln und den Verkehr mit ihm zu unterbrechen genöthigt. Wie wenig man den Kampf auch wollte, er schien unvermeidlich zu werden. Und auf welche Unterstützung hatte dann die römische Kirche in Deutschland zu zählen?

Die Lage der Dinge war hier anders, als in den romanischen Ländern. Die deutsche Kirche hatte Rom gegenüber seit einem Jahrhundert einen nicht geringen Grad von Selbständigkeit behauptet. Es lag dies theils in der herrschenden Stellung der Deutschen, theils in dem Zusammenhang, in welchem die Bischöfe durch die Investitur und ihre ganze Lage mit dem Königthum standen. Römische Legaten erschienen selten in Deutschland und galten hier wenig. Von den Reformen waren die Bisthümer bisher nicht sehr tief berührt worden; Heinrich III. hatte allerdings die Simonie mit Erfolg bestritten, aber gerade unter der Vormundschaft hatte sie wieder gewaltig um sich ge-

ergriffen; gegen die Priesterehe war kaum noch ein ernstliches Einschreiten versucht worden. Ebensowenig war die Reformation des Mönchsthums durchgedrungen: die alten Benedictiner hatten sich gegen die neuen Klosterordnungen bisher wacker behauptet und nur in Lothringen hatte Cluny bedeutende Erfolge erzielt. Am wenigsten war der Laienstand von den kirchlichen Vorstellungen der Zeit ergriffen. Die Treuga Dei mit ihren bischöflichen Gerichten und ihren Kirchenstrafen kannte man noch kaum; es galten beschworene Landfrieden, wie sie erst die Ostfranken, dann die Thüringer und Sachsen aufgerichtet hatten. Kirchliche Beweggründe hatten die Deutschen wohl früher in den Kampf geführt, als sich die Kaiser der Mission annahmen; mit dem Missionseifer war auch die Begeisterung für religiöse Kämpfe erlahmt. Man hatte das Heidenthum im Wendenlande wohl öfters bekriegt, aber die Kriege gegen dasselbe erregten wenig Enthusiasmus und waren zuletzt aufgegeben worden. Die Fundamente für ein päpstlich-hierarchisches Regiment waren in Deutschland noch kaum gelegt.

Rom wußte recht wohl, was fehlte, und suchte Grundlagen für seine Herrschaft zu gewinnen. Vor allem zählte es da auf die reformirten Klöster. Wir wissen, wie Anno italienische Mönche aus Fruttuaria nach Siegburg verpflanzte. Sein Beispiel fand Nachahmung; bald wetteiferten die deutschen Bischöfe und Fürsten aus Italien und Frankreich Mönche für die Reformation ihrer Klöster zu gewinnen. Lambert von Hersfeld lernte die Ordnungen der fremden Mönche in Siegburg kennen; so sehr er von der Lebensanschauung, auf welcher die Reformen ruhten, selbst ergriffen war, bekennt er doch, daß die alten Bräuche mit der Regel des heiligen Benedict besser übereinstimmten, als die Neuerungen. Aber die fremden Mönche machten Aufsehen und gewannen bald die Meinung des Tages für sich. Fürsten und Volk hielten sie für Engel, nicht für sterbliche Menschen, für geistige Wesen ohne die Gebrechen des Fleisches. In Franken, Thüringen und Sachsen brachen sich die Klosterreformen Bahn und ergriffen bald auch Schwaben. In dem vom Grafen Adalbert von Calw hergestellten Kloster Hirschau wurde der Regensburger Wilhelm zum Abt bestellt (1071), der die Ordnungen der Cluniacenser nach einiger Zeit dort einführte und weithin über das südliche Deutschland verbreitete. Hirschau wurde das Haupt einer ausgedehnten Klostercongregation, gleichsam ein deutsches Cluny, und in dieser Congregation fand Rom dann seine

willigsten Diener. In gleichem Sinne und in unmittelbarer Verbindung mit Hirschau wirkten die Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde, die von Fruttuaria aus reformirt waren.

Niemand war geeigneter eine religiöse Stimmung zu nähren, die Roms Tendenzen entsprach, als diese reformirten Mönche. Und nicht weniger wirkte die Wundersucht, welche mehr als je das Volk zu beherrschen anfing. Es hungerte gleichsam nach überirdischen Erweisungen, und sein Hunger wurde gestillt. Zeichen und Wunder folgten sich in Deutschland rascher, als jemals. In Lüttich regten sich die Reliquien des heiligen Remaclus; in Tholey geschahen Heilungen am Grabe jenes Konrad, den Laienhände erschlagen hatten; in Nürnberg kam die Verehrung des heiligen Sebald, in Hasungen die des heiligen Haimerad auf. Das Volk strömte zu den wunderreichen Stätten und durchdrang sich mit Gefühlen, welche es den hierarchischen Bestrebungen Roms mit Gewalt zutrieben. Diese religiöse Erregung ergriff nicht nur die Massen, sondern auch die Bischöfe, den Adel und den König selbst.

Geistige Strömungen solcher Art lassen sich nicht geflissentlich erzeugen, aber leiten und benutzen, und diese Kunst hat Rom damals, wie oft in der Folge bewiesen. Nur bei einer Stimmung der Gemüther, wie sie sich nun allgemein verbreitete, konnte es Angriffe auf die Selbständigkeit des deutschen Klerus wagen, die in den Zeiten eines Willigis und Aribo unfehlbar zu einer Kirchenspaltung geführt haben würden. Wir wissen, welche Demüthigung selbst Anno erfuhr, obschon er dem Papstthum die wichtigsten Dienste geleistet. Nie hatte ein Mainzer Erzbischof eine unterwürfigere Sprache gegen den Nachfolger Petri geführt, als Siegfried, und doch mußte er sich immer neue Eingriffe in seine bisher unbestrittenen Rechte gefallen lassen. Hermann von Bamberg, vor dem Richterstuhl des Papstes verklagt, rettete nur mit genauer Noth seine Stellung. Karl von Konstanz wich dem Zorn Roms und gab seinen Bischofsstab zurück. So wuchs mehr und mehr der kirchliche Einfluß des Papstthums in Deutschland, und dieser kirchliche Einfluß war zugleich ein politischer von unberechenbarer Bedeutung.

Kam es daher zum Kampf mit Heinrich, so konnte es Rom auch in Deutschland an einem Anhang nicht fehlen; um so weniger, als das Regiment des Königs nichts weniger als beliebt war, als die ersten Fürsten des Reichs mit dem Hofe in andauernden Zerwürfnissen lebten, ein Theil der hohen Geistlichkeit mißvergnügt war und ein allgemeiner

Aufstand in Sachsen drohte. Von den weltlichen Fürsten des Reichs stand mindestens einer, Rudolf von Schwaben, schon damals durch die Kaiserin Agnes zu der päpstlichen Curie in einem sehr nahen Verhältniß, und unter den Bischöfen unterhielt der kräftigste und geachtetste, Anno von Köln, mit ihr die unmittelbarsten Beziehungen. So hatte sie auch hier Verbindungen geschlossen, an welche sich große Hoffnungen knüpften.

Das Papstthum stand nicht nur inmitten der italienischen Bewegung, sondern beeinflußte auch die gesammte Entwickelung der abendländischen Welt. Was die universellen Tendenzen des Kaiserthums seit zwei Jahrzehnten an Boden verloren, das und mehr hatten die hierarchischen Bestrebungen der römischen Kirche gewonnen. Unter solchen Verhältnissen gewannen die römischen Synoden eine ganz neue Bedeutung. Fast alljährlich sind sie unter Alexander II. zusammengetreten; Anfangs in der Zeit nach Ostern, vom Jahre 1072 an im Beginn der Fasten. Aus der ganzen Weite des Abendlandes wurden sie besucht, und man fing an sie sämmtlich als allgemeine Concilien zu betrachten. Die für die Ausbildung der geistlichen Herrschaft wichtigsten Angelegenheiten wurden auf ihnen berathen und zur Entscheidung gebracht. Ihre Berathungen umfaßten das gesammte Gebiet der Kirche und griffen vielfach auch auf das politische Gebiet hinüber. Ihre Entscheidungen beanspruchten Geltung in der gesammten Christenheit des Abendlandes und wurden meist als gesetzliche Bestimmungen nach allen Seiten verbreitet.

Seit dem Verfalle des Karolingischen Reichs hatte es keine Versammlungen gegeben, welche in gleicher Weise die Interessen des ganzen Occidents vertraten, in gleicher Weise sie verbanden. In gewissem Sinne leisteten die Synoden jetzt Aehnliches, wie einst die Reichsversammlungen Karls des Großen. Daß jene unter dem Einfluß des Kaisers gestanden hatten, diese der Autorität des Papstes unterworfen waren, daß jene die kirchliche Fragen nach staatlichen Gesichtspunkten entschieden hatten, bei diesen das umgekehrte Verhältniß eintrat, bezeichnet klar den Umschwung der allgemeinen Verhältnisse. Die römischen Synoden konnten, wie Karls Reichstage, zum Organ einer allgemeinen Gesetzgebung werden, wie man sie einst in den Karolingischen Capitularien gehabt hatte; ja sie waren es bereits geworden. Rom gab der Welt wieder geschriebene Gesetze, nach denen schon nicht mehr allein

Italien hungerte: das Papstthum leistete damit, was die deutschen Kaiser nie zu leisten vermocht hatten.

Schon beherrschte man vom Lateran bei weitem mehr die Weltlage, als von dem Kaiserpalast zu Goslar, und Hildebrand hatte für sie einen scharfen, überaus geübten Blick. Aber doch hat er sich in seinen Berechnungen getäuscht, indem er dem jungen König, auf dem die Erbschaft des Kaiserthums ruhte, weniger Klugheit, Selbstgefühl und Festigkeit zutraute, als er besaß. Wir wissen, Hildebrand hatte dem Kaiser der Zukunft, wenn er sich gutwillig der Macht der Kirche beugen würde, eine hervorragende und glänzende, wenn auch dem Nachfolger Petri untergeordnete Stellung zugedacht; Heinrich war aber zu sehr der Sohn seines Vaters, um sich in einer zweiten Stelle zu befriedigen. Mochte seine Erbschaft zerstreut oder bestritten sein, er kannte sie, kannte sein Recht und fühlte sich Mann genug, um das Seine nicht in fremder Hand zu belassen. Ohne einen Kampf mit Rom durfte er es freilich nicht zu gewinnen hoffen, und diesen Kampf hat er nicht minder gescheut, als ihn die Curie scheute. Wie man ihm Nachgiebigkeit zutraute, hat er sie auf der anderen Seite von den Priestern erwartet. Man täuschte sich, wie die Folge zeigte, auf beiden Seiten nur allzusehr.

Petrus Damiani sah die neuen Zerwürfnisse zwischen Rom und dem Könige nicht mehr. Bei seinen Vorstellungen über das Verhältniß des Kaiserthums zur Kirche hatte ihn der unbeschränkte Einfluß Hildebrands auf die Geschäfte der Curie längst mit Mißtrauen erfüllt; nicht geringe Besorgnisse erregte ihm die politische Richtung, welche der Archidiakon immer bestimmter dem Papstthum gab. Er beklagte die geistige Tyrannei, die Hildebrand über den Papst übte, und machte seinem Unmuth in beißenden Epigrammen, wie den folgenden, Luft:

> Ehr' ich den Papst nach Gebühr, so beug' ich vor dir mich im Staube;
> Denn ihn machst du zum Herrn, doch er erhebt dich zum Gott.
>
> Willst du leben in Rom, so verkünde es laut auf den Gassen:
> Mehr als des Herrn Papsts Gnade vertrau' ich dem gnädigen Papstherrn.

Auch wohl in schlimmeren Ausfällen, als solchen Geistesspielen, hat er seiner Erbitterung Ausdruck gegeben. Aber wie wenig er Hildebrands letzte Absichten theilte, in seinem Eifer für die kirchlichen Reformen erlahmte der alte Eremit von Fonte Avellana niemals. Gegen Simonisten und verheiratete Priester war er stets auf dem Platze, und noch seine

letzte Reise nach seiner Vaterstadt Ravenna hatte die Durchführung strenger Kirchenzucht zum Zweck.

Auf der Rückreise starb Petrus am 23. Februar 1072 zu Faenza am Fieber. Er war ein unvergleichlicher Vorkämpfer des reformirten Papstthums gewesen, durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der römischen Curie. Seine Schriften verrathen Witz, eine lebendige Phantasie, südliches Feuer; es kennzeichnet sie ein genialer Zug, der wenig Schriftwerken jener Zeit eigen ist; auf die Literatur des Mittelalters haben sie eine nachhaltige Wirkung geübt. Dem Schüler des heiligen Romuald folgte als Cardinal-Bischof von Ostia ein Cluniacenser; es war Gerald, ein Deutscher von Geburt, welcher einst als Lehrer der Domschule in Regensburg vorgestanden hatte, ehe ihn sein Lebensgang über Cluny in das Collegium der Cardinäle führte.

Am 21. April 1073 starb auch Alexander II.; er endete in Rom, wenige Wochen nach dem Bannspruch über die königlichen Räthe. Nur elf Jahre saß er auf dem Stuhle Petri, aber sein Pontificat war überaus merkwürdig. Erst wurde ihm die Tiara unaufhörlich bestritten, mehr als einmal schien seine Lage hoffnungslos; dann aber befestigte er sich in der Gewalt und gewann größere Erfolge, als alle seine Vorgänger. Unter ihm wurde das reformirte Papstthum eine selbständige Macht und erlangte eine Autorität, der kaum noch eine andere zu vergleichen schien. Freilich war das Gewonnene weniger ihm, als Hildebrand in Rechnung zu bringen. Mochte der Archidiakon auch klagen, daß Manches gegen seinen Willen der Schwäche des Papstes entlockt sei, jener war doch die Seele der römischen Politik gewesen, und Niemand konnte leugnen, daß er sie bisher ebenso klug wie glücklich geleitet hatte.

11.

Hildebrand als Papst Gregor VII.

Seit die kaiserliche Autorität in Rom geschwunden war, führte die Erledigung des päpstlichen Stuhls fast regelmäßig unruhige Auftritte in der Stadt herbei. „Der Anstand", sagt Amatus von Monte Cassino, „ging verloren in Rom, seit die Macht der Deutschen verfiel, und

wollte ich von den Vorgängen bei der Papstwahl reden, so müßte ich entweder lügen oder würde mir, wenn ich die Wahrheit sagen wollte, den Haß der Römer zuziehen." Ueberraschend war es daher, daß sich diesmal das Volk ruhig verhielt und Hildebrand die Geschäfte ohne Widerstand fortführen konnte. Unverzüglich ging er mit den Cardinälen wegen der Besetzung des päpstlichen Stuhls zu Rath und bestimmte ein dreitägiges Fasten und Betfest; sogleich nach demselben sollte die Wahl des neuen Kirchenhauptes erfolgen, welche er demnach in das freie Ermessen der Cardinäle stellen wollte.

So Hildebrands Anordnung. Aber die Wahl erfolgte nicht nach derselben, sondern ihr entgegen; schon am Tage nach dem Tode Alexanders II. wurde der Stuhl Petri aufs Neue besetzt, in jeder Beziehung auf ordnungswidrige Weise. Als man nämlich an diesem Tage in der Kirche des Lateran mit der Bestattung des abgeschiedenen Papstes beschäftigt war, entstand plötzlich ein wirres Zusammenströmen von Klerikern und Laien, von Männern und Weibern; man hörte aus der Menge den Ruf: „Hildebrand sei unser Bischof!" Hildebrand erschrak gewaltig; er wollte an das Lesepult eilen, um den Tumult zu beschwichtigen. Aber der Cardinal Hugo der Weise kam ihm zuvor. „Brüder!" — so redete er die Menge an — „Ihr wißt, wie seit den Tagen Leos IX. Hildebrand die heilige römische Kirche erhöht und unsere Stadt befreit hat. Da wir nun für das römische Bisthum weder einen besseren Mann noch einen seines Gleichen finden können, wählen wir ihn, der in unserer Kirche geweiht, euch und uns wohlbekannt und in allen Dingen erprobt ist." So sprach Hugo gleichsam im Namen der Cardinäle, und in der That stimmten diese ihm zu mit dem Rufe: „Papst Gregor hat der heilige Petrus gewählt!" Sofort riß die aufgeregte Menge Hildebrand fort und führte ihn nach der Kirche S. Pietro in Vincoli am Esquilin, wo man ihn trotz heftigen Widerstrebens inthronisirte. Hier wurde auch das Wahlprotokoll aufgesetzt, welches den Vorgang nicht getreu darstellt. In demselben erschienen die in S. Pietro in Vincoli versammelten Cardinäle aller Ordnungen außer den Bischöfen als die eigentlichen Wähler, die niedere Geistlichkeit und das Volk als Zustimmende, auch der Anwesenheit von Bischöfen und Aebten wird gedacht; die Wahl trägt einen Schein äußerer Ordnungsmäßigkeit, die ihr in Wahrheit fehlte.

Später ist die Meinung verbreitet worden, Hildebrand habe seine

Wahl durch Bestechung und Waffengewalt durchgesetzt. Man erzählte, es sei gleich nach Alexanders Tode Geld unter das Volk ausgestreut, die Thore, die festen Thürme und Brücken Roms, wie der Lateran seien mit Bewaffneten besetzt und der Hildebrand abgeneigte Theil des Klerus mit blanken Schwertern bedroht worden. Aber Nichts der Art ist geschehen. Diese Erzählungen sind lediglich Erfindungen, die freilich zum großen Theil von demselben Hugo herrühren, der damals der erregten Stimmung der Menge Worte lieh. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wahl, wie sie erfolgte, ein unvorhergesehenes Ereigniß, der plötzliche Ausbruch einer einhelligen, allgemein verbreiteten Stimmung in Rom war. „Die Einmüthigkeit bei der Wahl", schreibt Abt Wilhelm von Metz, „war so groß, daß sich in der ganzen Masse des Volks Keiner fand, der sie nicht billigte." Kaum weniger zweifelhaft ist, daß eine so stürmische Erhebung Hildebrands Wünschen wenig entsprach. Dagegen steht in Frage, ob er nicht bei einem ruhigeren Verlauf des Wahlgeschäfts diesmal die Tiara an sich zu bringen gewünscht hat. Der Cardinal Hugo stand ihm damals so nahe, daß man sich schwer überzeugt, sein Auftreten habe mit Hildebrands Neigung in schroffem Widerspruch gestanden. Wie dem auch sei, der Archidiakonus sah, sobald jene tumultuarische Wahl erfolgt war, in ihr eine unmittelbare Berufung des Apostels, der er sich nicht entziehen dürfe. Er nahm sogleich den Namen Gregor VII. an und zögerte keinen Augenblick das Kirchenregiment in seinem ganzen Umfange zu ergreifen.

Noch erschöpft von den Vorgängen des verflossenen Tages, auf dem Bett liegend, schrieb Gregor am 23. April an den Abt Desiderius von Monte Cassino und den Fürsten Gisulf von Salerno. Er forderte Beide auf, nach Rom zu kommen, wo die Kirche ihrer bedürfe; Desiderius solle die Kaiserin Agnes und den Bischof Rainald von Como, die sich gerade in Monte Cassino befanden, beschwören, daß sie jetzt dem neuen Papste ihre Liebe und Anhänglichkeit durch die That bewiesen. Wenige Tage darauf zeigte er in dem Tone freundschaftlichen Vertrauens die Wahl Wibert von Ravenna an und bat ihn um seinen Beistand; in ähnlicher Weise schrieb er an die Herzogin Beatrix, an den Dänenkönig Svend Estrithson, den Erzbischof Manasse von Reims, die Aebte Hugo von Cluny und Bernhard von Marseille. Vom 29. April ist der erste Brief, der ihn in Ausübung seiner kirchlichen Jurisdiction zeigt. Er betrifft die Aufhebung unkanonischer Ehen und ist an den Bischof

Rainer von Florenz gerichtet; der Papst weist darauf hin, wie er um so sicherer auf schnelle Ausführung dieses Befehls rechne, als es der erste sei, der von ihm ausgehe.

Alles kam darauf an, ob der König die Rechtmäßigkeit dieser Wahl anfechtbar, wie sie in mehr als einer Beziehung war, bestreiten würde. Das Decret Nicolaus II., welche Auslegung man ihm auch geben mochte, verlieh Heinrich ein Recht der Einsprache, welches vor Allen Gregor als Urheber des Decrets nur mit Mühe hätte bestreiten können. Aber auffälliger Weise begab sich der König dieses Rechts, wenn er auch die Wahl nicht, obschon dies gleichzeitige Schriftsteller versichern, ausdrücklich anerkannt hat. Auch hat Gregor selbst, obgleich es dieselben Schriftsteller meinen, gewiß nicht eine solche Anerkennung verlangt. Er hätte damit das Papstthum wieder in jene Abhängigkeit von dem Königthum gesetzt, von welcher er dasselbe endlich befreit zu haben glaubte; er hätte sich überdies dann zu einer Nachgiebigkeit in den zwischen Rom und dem Könige obwaltenden Streitigkeiten verstehen müssen, die ihm Niemand zutrauen wird. Als man ihn erinnerte, daß die Zustimmung des Königs nach der Bestimmung Nicolaus II. erforderlich sei, soll er geantwortet haben, er wisse Nichts vom Könige und könne Verordnungen seiner Vorgänger rückgängig machen. Schwerlich waren dies seine Worte, aber seine Meinung war keine andere.

Gregors Stellung zum König zeigt am deutlichsten ein Schreiben, welches er am 6. Mai an Herzog Gottfried richtete. Gottfried, der damals in Italien lebte, hatte sich den Papst zu seiner Erhebung zu beglückwünschen und seine Gesinnung gegen den König zu erkunden beeilt. „Unsere Meinung“, antwortet Gregor, „und unsere Absichten in Betreff des Königs kannst Du vollständig erfahren. Wir glauben, daß Niemand um des Königs zeitliches und ewiges Glück bekümmerter ist, Niemand gegen ihn größeres Wohlwollen hegt, als wir. Auch ist unsere Absicht, bei erster Gelegenheit ihn durch Gesandte väterlich und dringend auf das hinzuweisen, was nach unserer Meinung zum Nutzen der Kirche und zur Ehre seiner königlichen Würde erforderlich ist. Hört er uns dann, so soll unsere Freude über sein Heil nicht geringer sein, als über unser eigenes, und am sichersten wird er sein Wohl begründen, wenn er sich, um in der Gerechtigkeit zu bleiben, in unsere Rathschläge ergiebt. Erwidert er dagegen, wie wir es nicht wünschen, unsere Liebe mit Haß, lohnt er dem Allmächtigen für so große Ehren, die er ihm

dankt, die göttliche Gerechtigkeit mißachtend, wider Gebühr mit Verachtung, so wird das Wort: „Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!" *) über uns, so Gott will, nicht kommen. Denn es steht nicht in unserer Macht, aus persönlicher Vorliebe für irgend Jemanden das Gesetz Gottes zu vernachlässigen und vom Pfade des Rechts um Menschengunst willen zu weichen, da der Apostel sagt: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich der Knecht Gottes nicht." **) Wer möchte sich überzeugen, daß bei solcher Gesinnung Gregor seine Stellung von einer Entschließung des Königs abhängig macht, ein Einschreiten desselben selbst veranlaßt haben sollte? Vielleicht hat er Heinrich den Tod des Papstes und seine eigene Erhebung in gleicher Weise, wie anderen Fürsten, angezeigt; mehr that er sicher nicht.

Aber von anderen Seiten ist allerdings ein Einschreiten des Königs verlangt worden. Die lombardischen Bischöfe versetzte Gregors Wahl in nicht geringere Aufregung, als einst die Wahl seines Vorgängers. Es wird berichtet, daß sie und an ihrer Spitze der eigene Kanzler des Königs, Gregor von Vercelli, einen Einspruch gegen Hildebrands Wahl bei Hofe zu erwirken suchten. Ebenso sollen die deutschen Bischöfe einstimmig Heinrich gerathen haben die Wahl für ungültig zu erklären, indem sie ihm vorstellten, Niemand werde schlimmer als er selbst die Folgen empfinden, wenn er dem Ungestüm des Gewählten nicht rechtzeitig Zügel anlege. Beide Nachrichten verdienen Glauben, und Pfingsten 1073 zu Augsburg werden jene Anforderungen der Bischöfe an den König gestellt sein. Aber eben damals suchte Heinrich, durch die sächsischen Wirren in Besorgniß versetzt, mit den Herzogen, wie wir wissen, ein gutes Vernehmen herzustellen und das Reich zu beruhigen. Nichts mußte ihm da bedenklicher scheinen, als Rudolf von Schwaben und seinen Freunden einen neuen Anlaß zur Unzufriedenheit zu bieten, Nichts gefährlicher, als den Gegnern, von denen er sich von allen Seiten umgeben sah, einen religiösen Vorwand zur Empörung zu leihen. Viel zu sehr war er überdies mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigt, als daß ihm neue Verwirrungen in Italien hätten erwünscht sein können. So wird es erklärlich, daß er trotz der Aufforderung der

*) Jeremias 48, 10.
**) Galater 1, 10.

Bischöfe sein Recht nicht übte, sondern die Wahl unangetastet bestehen ließ.

Die Weihe des neuen Papstes verzögerte sich. Die Priesterweihe, welche ihm noch fehlte, konnte er nicht vor dem nächsten Quatember, Mittwoch nach Pfingsten (22. Mai), erhalten; zu der Bischofsweihe scheint er absichtlich das große Kirchenfest Roms, den Tag der Apostelfürsten, ersehen zu haben. Am Peter-Paulstage (29. Juni) oder am folgenden Tage fand die Ceremonie unter großen Feierlichkeiten statt. Die Kaiserin Agnes, die Markgräfin Beatrix waren nach Rom gekommen, um den Glanz des Festes zu erhöhen. Auch der Bischof Gregor von Vercelli soll bei der Weihe zugegen gewesen sein. War es der Fall — und wir sehen keinen Grund es zu bezweifeln —, so lag darin allerdings eine stillschweigende Anerkennung der Wahl von Seiten des Königs. Wie wenig sich übrigens Gregors Gesinnung gegen Heinrich inzwischen geändert, zeigt ein Brief, den er wenige Tage zuvor an die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter Mathilde gerichtet hatte. Er wiederholt hierin das Versprechen, bald eine Gesandtschaft an den König abgehen zu lassen, um ihn zur Liebe gegen die Kirche zurückzuführen und über die Form der Kaiserkrönung mit ihm zu unterhandeln. „Hört er uns nicht", fährt Gregor fort, „so können und dürfen wir deshalb von der Kirche nicht lassen. Denn es ist besser für uns, im Kampf für die Wahrheit ihm um seines eigenen Heils willen bis auf das Blut zu widerstehen, als ihm den Willen zu thun und der Ungerechtigkeit zuzustimmen, was uns Beide — möge es Gott verhüten! — in das Verderben stürzen würde." Offenbar war noch Nichts zwischen König und Papst verhandelt; alle Streitpunkte lagen unangerührt seit dem Tode Alexanders.

Wie hätte es anders sein können, als daß die Wahl Hildebrands aller Orten das größte Aufsehen erregte! War er doch an allen Höfen der Fürsten längst bekannt, mehr noch bekannt an jedem Bischofssitz und in jeder Abtei; sein Name stand da von der Klerisei theils verehrt, theils gefürchtet, seit Jahren der Stolz aller Klosterbrüder. Man wußte, wieviel diesem neuen Gregor in zweiter Stelle gelungen war: was ließ sich von ihm nicht nun in erster Stelle hoffen oder besorgen! Gleich nach seiner Erhebung schrieb der Abt Wilhelm von Metz an ihn: „Wer Deiner Herrschaft zuwider ist, achtet seine Seligkeit nicht. Du aber gürte das Schwert um Deine Lenden und laß Dich durch keine Drohungen von dem heiligen Kampfe zurückhalten. Auf hoher Warte stehst Du;

Aller Augen sind auf Dich gerichtet, und Jeder erwartet Großes von Dir. Thorheit ist es, Dich anzufeuern, da Du voll wunderbarer Begeisterung Größeres in das Auge fassest, als unsere Kurzsichtigkeit ermessen kann, und wie ein Adler das Auge zur Sonne wendest."

So dachten gewiß Viele, und Gregor selbst fühlte mehr, als jeder Andere, die ganze Schwere der Aufgabe, die er vor Aller Augen übernommen hatte und durchführen sollte. Die ganze Welt liege im Argen, äußerte er oftmals, die Kirche werde von ihren eigenen Würdenträgern nicht vertheidigt, sondern angegriffen; für Gewinn und eitle Ehre beeifere sich Alles, aber Niemand zeige Eifer für die Religion und die Sache Gottes; wenn er nicht auf das Gebet der Gläubigen sein Vertrauen setzte, müßte er unter der Wucht der ihm auferlegten Bürde verzagen. Aber er verzagte mit Nichten. Mit jener Rührigkeit, die ihn von jeher ausgezeichnet hatte, warf er sich auf die Geschäfte, die geistlichen und noch mehr die weltlichen seines Amtes; mit erstaunlicher Kühnheit trotzte er allen Gefahren, trat er den größten Schwierigkeiten entgegen. Die Ideen der Kirchenreform und Kirchenherrschaft verfolgte er mit der Hartnäckigkeit des Mönches und der Umsicht des Staatsmannes, und die Erfolge seiner Thätigkeit übertrafen im Anfang jede Erwartung.

Gregors erste Sorge war das Patrimonium Petri in seinem alten Umfange herzustellen. Zu dem Ende bildete er ein stattliches Vassallenheer und ließ von demselben zunächst die Städte und Burgen, die noch in päpstlicher Gewalt waren, besetzen, dann Alles, was dem Stuhle Petri in letzter Zeit entfremdet war, mit Waffengewalt wieder beibringen. In wenigen Monaten war dies gelungen. Auch für die Folge schien dies Vassallenheer dem Papste eine gesicherte Stellung gegen seine Nachbarn zu verbürgen. Einen großen Theil des römischen Adels zog er auf diese Weise in seinen unmittelbaren Dienst; so auch jenen Cencius, der einst so hartnäckig das reformirte Papstthum bekämpft hatte, jetzt aber sich als ein dienstfertiger Vassall des apostolischen Stuhls zeigte.

Aber auch Widersacher erwuchsen dem Papste aus den Bemühungen, dem heiligen Petrus sein Eigenthum wiederzugewinnen. Als Gregor die Huldigung in Imola verlangte, suchte Wibert von Ravenna seine Ansprüche auf die Stadt geltend zu machen. Es geschah ohne Erfolg, und der Erzbischof mußte sich in das Unvermeidliche fügen; Nichts war aber natürlicher, als daß die Freundschaft zwischen ihm und

dem Papste, kaum geschlossen, sich bereits zu lockern anfing. Schlimmer noch gestalteten sich die Verhältnisse des Papstes zu den Normannen. Auch ihnen hatte er manche Güter der römischen Kirche entzogen, welche sie wider Vertrag besaßen. Auf sein Heer gestützt, suchte er ihnen gegenüber eine selbständigere Stellung zu gewinnen, als seine Vorgänger, da ihn Nichts mehr beunruhigte, als der Gedanke, sich dermaleinst der Willkür dieser gewaltthätigen und habgierigen Ritter preisgegeben zu sehen. Niemanden fürchtete er mehr, als Robert Guiscard; als sich in den ersten Tagen seines Pontificats die Nachricht verbreitete, der kühne Normannenführer sei der Welt durch den Tod entrissen, scheint Gregor darüber nicht gerade erschrocken zu sein.

Wir wissen, wie im Frühjahr 1073 Robert nach der Bewältigung seiner aufständischen Vasallen und Richards von Capua in eine schwere Krankheit verfiel und das Gerücht von seinem Tode durch Italien lief. Gregor beeilte sich Boten nach Bari zu senden, um Sigelgaita den Schmerz der Cardinäle über das Hinscheiden ihres tapfern Gemahls auszudrücken, zugleich sie aber aufzufordern ihren Sohn Roger unverzüglich zur Belehnung nach Rom zu senden. Herzog Robert, damals schon in der Genesung, war über die Eilfertigkeit seines neuen Lehnsherrn wenig erfreut, dankte ihm jedoch für seine Theilnahme und versprach ihm die Dienste eines treuen Vasallen. Gregor aber mißtraute den Worten des schlauen Mannes; er befürchtete eine Aussöhnung Roberts mit Richard, dann einen gemeinsamen Angriff Beider auf das römische Gebiet. So groß schien ihm die Gefahr, daß er im Sommer 1073 selbst nach Unteritalien ging. Im Juli machte er sich auf den Weg nach Monte Cassino und beschied Robert nach San Germano, um dort die neue Belehnung zu empfangen.

Robert beeilte sich nicht dieser Aufforderung zu folgen. Er wußte, in welchen Verbindungen der Papst mit Landulf von Benevent und Gisulf von Salerno stand, wie er Richard von Capua mehr als jemals begünstigte; Vorsicht schien ihm geboten. Eine namhafte Zahl seiner Vasallen entbot er deshalb und zog, von ihnen begleitet, nach Rapolla zwischen Venosa und Melfi. Als er hier stand, erschien Abt Desiderius mit der Botschaft, daß der Papst bereits sich nach Benevent begeben habe und dort den Herzog erwarte. Robert brach mit seinen Vasallen sogleich auf und bezog vor den Thoren von Benevent ein Lager. Gregor forderte ihn auf in die Stadt zu kommen; in der alten

Fürstenburg wollte er den Normannen belehnen. Aber Robert weigerte sich, weil er den Beneventanern nicht trauen könne, und lud vielmehr den Papst zu einer Zusammenkunft in seinem Lager ein; „nicht dem Herzog, sondern dem getreuen Vassallen möge der Papst diese Bitte gewähren". Gregor gewährte sie nicht. Auf keine Weise war er zu bewegen in das Zelt seines Lehnsmanns und mitten unter die Waffen der Normannen zu treten. So zog Robert ohne Belehnung ab; im höchsten Zorn sah es der Papst, wie er der Stadt den Rücken wandte.

Je bedenklicher Roberts Stellung wurde, desto mehr suchte Gregor die anderen Fürsten Unteritaliens an sich zu fesseln. Am 12. August traf er mit dem alten Fürsten Landulf von Benevent ein Abkommen, welches dessen Fürstenthum in dieselbe Abhängigkeit brachte, wie die unmittelbaren Besitzungen der römischen Kirche, und Landulf lediglich zu einem Verwalter des Papstes herabsetzte. Seitdem wurde in Benevent wieder nach den Regierungsjahren der Päpste gezählt, wie es seit Leos IX. Tode nicht mehr geschehen war. Von Benevent begab sich Gregor nach Capua, wo er nahezu drei Monate bei Richard verweilte, der am 14. September die Belehnung empfing und den Lehnseid leistete. Es geschah in der hergebrachten Form, nur daß sich Richard noch bestimmter zum Schutz der römischen Kirche verpflichtete und auch König Heinrich, sobald der Papst ihn dazu auffordern würde, jedoch vorbehaltlich seiner Lehnstreue gegen den Stuhl Petri, zu huldigen versprach. Denn schon rechnete der Papst auf eine Verständigung mit dem Könige, vor Allem auf die Nachgiebigkeit desselben in der Mailänder Sache.

Niemand hatte Hildebrands Erhebung auf den apostolischen Stuhl mit größerem Jubel begrüßt, als Erlembald und die Patarener in Mailand. Atto, der wieder Hoffnungen faßte, war sogleich nach Rom geeilt und fand dort die beste Aufnahme. Auch unterließ der Papst, als er den Stuhl Petri bestiegen hatte, Anfangs Nichts, um dem Kampf der Pataria gegen Gottfried neues Leben zu geben; alle Getreuen des heiligen Petrus rief er zu demselben auf, warnte Beatrix und Mathilde sich mit Gottfried oder den lombardischen Bischöfen in irgend welche Verbindungen einzulassen und unterhielt unausgesetzt die vertraulichsten Beziehungen mit Erlembald. Aber bald fing er selbst an den Eifer der Patarener zu mäßigen; offenbar weil der König Roms Forderungen Gehör zu schenken schien. Die Kaiserin, Beatrix und Mathilde, Rudolf

von Schwaben und die ihm verbündeten Fürsten hatten seit geraumer Zeit kein Mittel unversucht gelassen, um im Sinne des Papstes auf den jungen König zu wirken, und Rudolf glaubte sich schon am Ziele. Er meldete seine Erfolge dem Papst, der seine Bestrebungen in einem Schreiben aus Capua vom 1. September höchlich belobte. Da Gregor vernommen hatte, daß Rudolf selbst nach der Lombardei zu gehen beabsichtige, um die Mailänder Angelegenheiten zu ordnen, bat er ihn auch nach Rom zu kommen, damit sie dort mit Agnes, Beatrix, dem Bischof Rainald von Como und anderen gottesfürchtigen Männern gemeinsam die Bedingungen einer dauernden Aussöhnung zwischen dem Könige und dem Stuhle Petri festsetzten. Er stellte in Aussicht, daß ganz Italien dann leicht Ruhe gewinnen würde und der König demnächst ohne alle Gefahr seine Romfahrt antreten könne. So viel lag ihm daran, das Friedenswerk zu fördern, daß er sogar den Verkehr mit den schismatischen Bischöfen der Lombardei jetzt frei gab.

Noch stand der Papst in der Erwartung, welchen Erfolg diese Schritte haben würden, als unerwartet ein Schreiben Heinrichs einlief, „voll Ergebenheit", wie er selbst sagte, „und wie weder der König selbst noch einer seiner Vorgänger es jemals einem römischen Bischof gesandt habe". In den letzten Tagen des Septembers empfing Gregor zu Capua dieses Schreiben, welches in der That an Unterwürfigkeit Alles überbot, aber freilich nur durch den Drang der Verhältnisse Heinrich abgepreßt war. Der König klagt sich in demselben offen an, daß er der kirchlichen Gewalt nicht durchweg nach Gebühr ihr Recht gelassen noch ihr die gebührende Ehre ertheilt habe, daß das Schwert, welches ihm Gott verliehen, nicht immer von ihm gegen die Uebelthäter zur Handhabung der Gerechtigkeit gezückt sei. „Ach! wir sind", fährt er fort, „sündig und elend und haben, theils durch unsere Jugend, theils durch unsere schrankenlose Gewalt, theils durch die Rathschläge Anderer verführt, im Himmel und vor Euch gefehlt; wir sind nicht mehr werth Euer Sohn zu heißen. Denn wir haben nicht allein die Güter der Kirche an uns gerissen, sondern sie auch an unwürdige und simonistische Priester verkauft und nicht nach Gebühr mit ihnen geschaltet. Aber jetzt, weil wir allein ohne Eure Autorität die Kirche nicht in einen besseren Stand bringen können, bitten wir Euch uns hierin, wie in allen unseren Angelegenheiten, Euren Rath und Beistand nicht zu versagen; mit der größten Sorgsamkeit soll Euer Befehl in allen Dingen erfüllt werden.

Und zuerst ersuchen wir Euch die Mailänder Kirche, welche durch unsere Schuld in Verwirrung gerathen ist, durch Eure apostolische Entscheidung kanonisch zu reformiren, dann aber weiter zu der Reform der anderen Kirchen zu schreiten. Wir werden Euch in Allem hülfreich zur Seite stehen, andererseits bitten wir aber auch Euch in gleicher Weise in Allem um Euren gnädigen Schutz." Der König verspricht dann noch weitere Auskunft in nächster Zeit dem Papste zu geben. Die Wirkung des Schreibens verstärkte, daß der Papst auch von den ihm befreundeten deutschen Fürsten, wie von Beatrix und Mathilde die bestimmtesten Zusicherungen erhielt, daß der König in der Mailänder Sache, wie in allen kirchlichen Angelegenheiten, sich durchaus willfährig erweisen werde.

Mehr hatte Gregor erreicht, als er jemals gehofft hatte. Der Trotz des Königs schien gebrochen; nicht allein in Bezug auf Mailand hatte er nachgegeben, nicht allein mit seiner eigenen die Schuld seiner Räthe bekannt, sondern sich, wie es schien, ganz in die Hände des Papstes geliefert. Nichts ist merkwürdiger, als ein Brief, den Gregor unmittelbar nach Empfang des königlichen Schreibens an Erlembald sandte. Hier wird Nichts von der geistlichen Phrase umhüllt, die in den Erlassen der Päpste sonst so Manches versteckt; aus der wortkargen Feder eines Politikers scheint er geflossen und ist unfehlbar von Gregor selbst abgefaßt. „Wisse", sagt er, „wir verweilen gesund und wohlgemuth in Capua, nicht ohne großen Gewinn für die heilige Kirche. Denn die Normannen, die sich zum Verderben des Reichs und der Kirche zu vereinen gedachten, beharren unausgesetzt in der Zwietracht, in der wir sie fanden, und werden sich nur dann vertragen, wenn wir es wünschen. Hielten wir es für die heilige Kirche heilsam, so würden sie sich uns bereits demüthig unterworfen und die gewohnte Huldigung geleistet haben." Dann erwähnt er voll Freude den unterwürfigen Brief, den er vom Könige empfangen, und fährt fort: „Wieviel wir ihm nützen oder andererseits ihm schaden können, wenn wir unsere schützende Hand von ihm ziehen, wirst Du bald, wie wir hoffen, auf das Augenscheinlichste erfahren und so einsehen, daß Gott mit uns ist und uns sichtlich unterstützt." Er versichert schließlich Erlembald der Treue der Beatrix und ihrer Tochter und eröffnet die freundlichsten Aussichten in eine glückliche Zukunft der Mailänder Kirche.

Aber Robert Guiscard maß der Papst in diesem Briefe andere Gesinnungen bei, als er in Wahrheit hegte. Mit dem tiefsten Miß=

trauen sah der Herzog den Bund Richards mit dem Papste. Schon rüstete er sich zum Kampfe und ließ dazu selbst seinen Bruder Roger aus Sicilien kommen. Unterstützt von den Borellern, einer in den Abruzzen mächtigen Familie, die sich gegen Richard erhoben hatte, griff er alsdann das Fürstenthum Capua von verschiedenen Seiten an. Erst Roberts Anrücken auf die campanischen Gefilde scheint den Papst vermocht zu haben sich von Richard zu trennen; gegen Ende des Novembers verließ er Capua und trat zögernden Schrittes die Rückreise nach Rom an. Er ging zur rechten Stunde. Schon wurden die Ufer des Garigliano von den Schaaren Roberts überschwemmt; Trajetto und Sujo fielen in Rogers Hände. Auch die Umgebung von Capua litt schwer unter den Verwüstungen der Feinde, doch wußte sich Richard in der Stadt zu behaupten. Bald darauf wurde auch das Beneventanische von den Normannen mit Krieg überzogen. Im Kampfe gegen sie fiel bei Monte Serchio am 7. Februar 1074 Pandulf, des alten Fürsten Landulf Sohn und Mitregent. Ein Angriff auf Benevent war aber damals kaum etwas Anderes, als ein unmittelbares Eindringen Roberts in die Besitzungen des heiligen Petrus.

Man sollte meinen, Nichts hätte dem Papste bei solchen Zerwürfnissen mit Robert mehr am Herzen liegen müssen, als sein Verhältniß zum König zu ordnen, um an ihm einen Rückhalt gegen den schon übermächtigen Normannenfürsten zu gewinnen. Um so befremdlicher ist, daß die so oft verheißene Gesandtschaft noch immer nicht Rom verließ und über die Alpen zog. Der Papst hatte auch die aufständischen Sachsen auf diese Gesandtschaft verwiesen und ihnen unter der Mitwirkung seiner Legaten einen annehmbaren Frieden versprochen: doch ein Monat nach dem anderen verging, ohne daß die Legaten in Deutschland erschienen, und der Friede wurde ohne ihre und ohne des Papstes Vermittelung geschlossen. Fast scheint es, als habe Gregor immer noch auf jene weiteren Aufschlüsse gewartet, welche ihm der König versprochen hatte, aber niemals sind sie unseres Wissens gegeben worden. Erst nach der Mitte des März 1074, nach der römischen Fastensynode, in welcher der Papst feierlich den Bann über Robert Guiscard aussprach, traten apostolische Legaten wirklich den Weg nach Deutschland an. Sie hatten die wichtigsten Aufträge; alle Streitpunkte zwischen dem apostolischen Stuhl und dem König sollten sie austragen und zugleich die Verordnungen der letzten römischen Synoden gegen Simonie und Priesterehe

zur Durchführung bringen. Zu dem Ende hatte der Papst die Bestimmungen seiner Vorgänger auf der Fastensynode noch einmal erneuert und mit allem Nachdruck eingeschärft; nicht allein der Käufer und Verkäufer der Kirchenämter, sondern auch ihre Mitschuldigen bei dem simonistischen Handel wurden mit dem Bann bedroht.

Die päpstlichen Legaten waren die Cardinal-Bischöfe Hubert von Palestrina und Gerald von Ostia, der Letztere, wie wir wissen, von Geburt ein Deutscher. Mit ihnen kamen die Kaiserin Agnes, deren vertrauter Freund Bischof Rainald von Como und der Bischof Heinrich von Chur. Um die Osterzeit gelangte die Gesandtschaft nach Franken und verweilte in Nürnberg. Der König feierte das Fest in Bamberg in der Nähe des Bischofs Hermann, der wegen Simonie am schlimmsten berüchtigten Persönlichkeit im ganzen Reiche. Die Legaten nahmen Anstand nach Bamberg zu gehen, um nicht mit diesem Manne in unmittelbare Berührung zu kommen. Aber der König eilte bald nach dem Fest der Mutter entgegen. Er traf zu Nürnberg mit ihr zusammen und empfing hier zugleich die Legaten ehrenvoll und huldreich; in seiner Begleitung waren die Erzbischöfe von Mainz und Bremen nebst mehreren anderen Bischöfen. In Gegenwart dieser Kirchenfürsten erneuerte er das reuige Bekenntniß, welches er dem Papste bereits schriftlich abgelegt hatte, und wurde dann förmlich wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Auch die königlichen Räthe wurden, nachdem sie eidlich gelobt hatten alle Kirchengüter, die sie durch Simonie gewonnen, zurückzugeben, vom Bann gelöst. So schien der Friede zwischen dem Könige und dem Stuhl Petri glücklich hergestellt.

Hatte der König das Versprechen gegeben, die Reformation der Kirche auf alle Weise zu unterstützen, so wurde er nun sogleich beim Worte genommen. Die Legaten verlangten von ihm ein Nationalconcil, welches unter ihrem Vorsitz die Beschlüsse der letzten päpstlichen Synoden durchführen sollte. Der König konnte seine Einwilligung nicht versagen, aber einem über Erwarten hartnäckigen Widerstand begegneten die Legaten dagegen bei dem deutschen Klerus. In vertrauter Besprechung suchten sie die beiden Erzbischöfe zu gewinnen, aber diese verständigten sich sofort mit ihren anwesenden Amtsbrüdern und erklärten dann, ohne die Einwilligung des gesammten Episkopats könnten sie sich in einer Angelegenheit von so allgemeinem Interesse zu Nichts verstehen. Die Cardinäle wurden zornig und citirten die Erzbischöfe nach Rom, wenn

sie noch ferner Schwierigkeiten machten. Namentlich traf ihr Unwille den Erzbischof von Bremen, der sich jeder Einladung seiner Suffragane weigerte: diese hätten ihre Sitze unter den Dänen und im hohen Norden, ein deutsches Nationalconcil berühre sie deshalb in keiner Weise. Die Abneigung der deutschen Bischöfe gegen die Anforderungen Roms war in der That ganz allgemein; sie meinten, wenn der Papst nicht selbst in Person ein Nationalconcil versammle, so käme dies als seinem Legaten nur dem Erzbischof von Mainz, nicht aber römischen Cardinälen zu. Das Concil kam nicht zu Stande, und die Legaten mußten Deutschland verlassen, ohne die Reform der Kirche nach ihren Aufträgen angebahnt zu haben. Die Wirksamkeit der Legaten fand, wie man sieht, bei uns einen weit zäheren Widerstand, als in anderen Ländern.

Ob dem so war, schlug der Papst die erreichte Aussöhnung mit dem Könige sehr hoch an. Reich beschenkt kehrten die Legaten vom Hofe zurück und überbrachten einen Brief Heinrichs, der als ein neuer Beweis seiner Unterwürfigkeit galt; sie bezeugten überdies, daß der König persönlich die besten Absichten gegen die Kirche hege. Das Erreichte maß der Papst besonders der Mitwirkung der Kaiserin bei und stattete ihr, die noch länger in Deutschland zurückblieb, durch ein Schreiben vom 15. Juni seinen Dank ab. Durch die Rückkehr des Königs in die kirchliche Gemeinschaft, schreibt er, sei insofern viel gewonnen, als er nun unmittelbar mit demselben wieder verkehren könne; bald werde Agnes sehen, wieviel sie ihrem Sohne genützt habe und wie gnädig sich Gott desselben annehmen werde, aus seinem eigenen Munde sollte sie das Nähere darüber erfahren. Es war wohl die Kaiserkrönung, auf welche der Papst damit deuten wollte.

Während so Gregor mit dem Erben des abendländischen Kaiserthums ins Verständniß trat, hatte er auch die Verhältnisse des östlichen Kaiserreichs in das Auge gefaßt und Einleitungen zu einem gewaltigen Unternehmen getroffen, welches im Fall eines glücklichen Ausgangs allerdings Rom unberechenbare Vortheile geboten hätte. Schon Leo IX. hatte eine nähere Verbindung mit der griechischen Kirche wieder herbeizuführen gesucht, aber dadurch die Entfremdung derselben von Rom nur gesteigert. Nichts mußte deshalb dem Papste erwünschter kommen, als daß Kaiser Michael VII., als die Seldschucken tiefer in Kleinasien eindrangen und er mit den Kräften seines Reichs ihnen zu begegnen ver-

zweifelte, die Hülfe des Abendlandes in Anspruch nahm, namentlich die des römischen Bisthums, dem er eine Wiedervereinigung der Christenheit des Ostens mit der abendländischen Kirche in Aussicht stellte. Begierig ergriff der Papst diese Hoffnungen, die sich ihm gleich im Anfange seines Pontificats eröffneten, und sandte schleunigst den Patriarchen von Venedig nach Constantinopel, um eine Union der morgen- und abendländischen Kirche vorzubereiten und zugleich das römische Bisthum mit dem Kaiserthrone von Byzanz zu versöhnen. „Ihr wißt", schrieb er dem Kaiser, „wieviel die Eintracht unserer und Eurer Vorfahren früher dem apostolischen Stuhl, wie Eurem Reiche genützt hat; ebensoviel aber hat ihnen beiden später geschadet, daß die gegenseitige Liebe erkaltete."

Die Erklärungen, welche der Patriarch in Constantinopel erhielt, müssen Gregor völlig befriedigt haben; denn im Februar 1074 war er eifrigst beschäftigt ein Heer zu sammeln, mit welchem er dem Kaiser des Ostens zur Hülfe ziehen und Constantinopel gegen die Angriffe der Sarazenen schützen wollte. Er forderte nicht allein Beatrix, Mathilde und Herzog Gottfried auf, ihm zu diesem Unternehmen ihren Beistand zu leihen, sondern rief auch jene französischen und burgundischen Großen zu den Waffen, die einst ihre Dienste seinem Vorgänger angelobt hatten. Zugleich erließ er ein Aufgebot an Alle, die den christlichen Glauben vertheidigen wollten; im Besonderen scheint er noch Herzog Wilhelm von Aquitanien um Unterstützung angesprochen zu haben. An der Spitze eines bedeutenden Heeres, aus allen Theilen des Abendlandes gesammelt, hoffte er alsbald über das Meer ziehen zu können. Das Unternehmen, welches den Papst beschäftigte, war nicht ohne innern Zusammenhang mit jenen Kämpfen der Christen gegen die Ungläubigen in Spanien und Sicilien, von denen gesprochen ist, doch knüpften sich noch viele weitere Aussichten an dasselbe. Ein Sieg über den Islam im Osten würde dem Papste alle seine Feinde im Abendlande unterworfen und ihn zugleich zum Herrn der griechischen Kirche gemacht haben.

Einen Glanz ohne Gleichen würde dieser hochstrebende Mann über sein Pontificat verbreitet haben, wäre es ihm durch sein Ansehen gelungen, die unheilvolle Spaltung der orientalischen und occidentalischen Kirche zu beseitigen und das Kaiserthum des Ostens von dem Untergange in demselben Augenblick zu retten, wo der Bestand des abendländischen Kaiserthums in seine Hand gelegt schien. So hätte er dem

Stuhle Petri die höchste Gewalt, die nach seiner Meinung demselben gebührte, in voller Wahrheit gewonnen. Immer von Neuem ertönten seine Klagen über die Unterdrückung der Kirche: aber konnte sie wirklich so herabgewürdigt in einer Zeit sein, wo ihr Oberhaupt den Gedanken fassen konnte, die ersten Herren der Welt von sich abhängig zu machen?

Die Anfänge des neuen Pontificats waren überaus glücklich, und man begreift, wie Gregor mitten in seinen Klagen über die Verderbniß der Zeit in den Triumphruf ausbrechen konnte: „Gott ist mit uns und unterstützt augenscheinlich unser Werk!" Bald jedoch sollte er erfahren, daß dem Kampf mit den Mächten der Welt die Kräfte Roms und seine eigenen noch nicht gewachsen waren; die Durchführung seiner gewaltigen Pläne stieß überall auf unüberwindliche Hindernisse.

Den Widerstand Robert Guiscards dachte der Papst leicht zu bewältigen, sobald sich die kriegerischen Kräfte, auf die er zum Kampf gegen die Sarazenen rechnete, um ihn sammeln würden. Er hoffte, der Herzog werde sich dann nach seinen Absichten bequemen; wo nicht, konnte er das Glaubensheer zunächst gegen ihn wenden. Doch dieses Heer sammelte sich nicht so schnell, wie er erwartet hatte. Schon am 4. April schrieb der Papst sehr unmuthig über das Ausbleiben der versprochenen Hülfe an Herzog Gottfried; bald sah er sich genöthigt den überseeischen Zug mindestens aufzuschieben und dachte nur daran, wie er schnell aus Italien ein Heer gegen den durch den Bann höchlich erbitterten Robert zusammenbringe. Er zählte dabei außer auf Richard von Capua und Gisulf von Salerno auch auf Wibert von Ravenna und die Pisaner, vor Allem aber auf Beatrix und Mathilde. Diese Frauen, erzählt Amatus von Monte Cassino, hätten dem Papst ein Heer von 30 000 Mann zu stellen versprochen und unter ihnen, um des Sieges ganz sicher zu sein, 500 Deutsche; der Papst aber habe 20 000 Mann für genügend erachtet. Da sollen die Frauen ihm entgegnet haben: „Eine große Schande würde für uns sein, wenn unsere Leute den Kürzern zögen; denn man würde sagen: die Weiber geben sich mit Dingen ab, die für sie nicht taugen, und wollen die Fürsten spielen, deshalb trifft sie der Spott nach Gebühr. Damit wir also wie

Männer die Normannen überwältigen, laß uns soviel Mannen aufbringen, als wir für nöthig erachten; dann wird uns der Ruhm des Sieges, dem heiligen Petrus aber sein Eigenthum zufallen." Der Papst und die Frauen scheinen ihren Sieg für sicher gehalten zu haben. Im Juni verließ Gregor Rom und begab sich nach dem römischen Tuscien, wo sich die norditalienischen Schaaren sammeln sollten. Ihn begleitete von Rom der reiche Gisulf von Salerno, der sich zu Soldzahlungen an die päpstlichen Hülfstruppen verpflichtet hatte. Aber schon die Römer hatten ihn ausgelacht, daß er statt Goldsäcke seidene Mäntel und Kleider mit sich führte, als wolle er Weiber und Pagen ausputzen. Mit solchen Geschenken mochte man einst in Salerno die ersten Normannen geworben haben, die Pisaner und die Mannen der Beatrix erwarteten anderen Lohn.

Der Papst war in das Feldlager gezogen, wie er es in seinen Schreiben aus jener Zeit nicht ohne Selbstgefühl hervorhebt. Aber des Feindes wurde er nicht ansichtig; vielmehr nahm das ganze Unternehmen den kläglichsten Ausgang. Am Monte Cimino, unweit Viterbo, war ein Sammelplatz für die norditalienischen Bundesgenossen des Papstes, namentlich die Pisaner, bestimmt worden. Als diese nun Gisulf in der Gesellschaft des Papstes ankommen sahen, brachen sie gegen den Fürsten von Salerno, der früher ihre Landsleute schmählich mißhandelt hatte, in die furchtbarsten Verwünschungen aus; sie drohten ihm und Jedem, der ihn schützen würde, den Tod. Heimlich mußte der Papst den Fürsten in der nächsten Nacht entfernen, und jene pisanischen Schaaren liefen dann doch auseinander. Auch die Truppen, welche Wibert dem Papst in Bagnorea zuzuführen versprochen hatte, erschienen nicht. Schon in seinen Hoffnungen herabgestimmt, begab sich Gregor in der Mitte des Juni nach Fiano, wo er Mathilde und Beatrix erwartete. Sie erschienen, aber auch sie brachten keine Hülfe. Ein Aufstand der Valvassoren war, wohl in Folge der übermäßigen und ungewöhnlichen Aushebungen, in der Lombardei ausgebrochen, und die Frauen mußten sich zunächst gegen ihre aufrührerischen Lehnsleute wenden. Dem von allen Seiten verlassenen Papste blieb Nichts übrig, als einsam nach Rom zurückzukehren. In seinen sichersten Erwartungen bitter getäuscht, verfiel er in eine so schwere Krankheit, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte.

Robert Guiscard hatte sich, als die größte Gefahr ihm drohte, mit

Vorsicht benommen. Eine päpstliche Botschaft war an ihn ergangen, er solle sich in Benevent vor dem Papste stellen, wenn dieser dort einträfe, um sich von dem Banne zu lösen. Er antwortete, er werde erscheinen und alle Welt solle durch das Urtheil des Papstes selbst seine Unschuld erfahren. In der That erschien er an dem ihm bezeichneten Termin zu Benevent, umgeben von seinen tüchtigsten Vassallen und begleitet von Sigelgaita und ihren Kindern. Er pflegte wohl zu sagen: „Wer mir mein Weib und meine Kinder nimmt, soll Alles haben, was ich besitze" und wollte sich jetzt offenbar recht absichtlich dem Papste mit dem, was ihm das Theuerste war, gegenüberstellen. Aber dieser, von seinem Heere verlassen, wagte sich nicht mehr in Roberts Nähe. Drei Tage erwartete der Herzog ihn vergeblich; dann brach er gegen Richard von Capua auf, der ohne die Unterstützung des Papstes jetzt in nicht geringe Noth gerieth. Robert schloß mit dem Herzoge Sergius IV. von Neapel ein Bündniß und rückte dann mit einem bedeutenden Heere gegen Aversa an. Als hier die beiden Normannenfürsten kampfgerüstet gegenüber lagerten, versuchte endlich Abt Desiderius von Monte Cassino eine Ausgleichung herbeizuführen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Es gelang ihm, eine persönliche Zusammenkunft zwischen den Fürsten zu Stande zu bringen: sie umarmten, küßten sich und traten unmittelbar über die Herstellung des Friedens nun in Berathung. Monate lang zogen sich die Verhandlungen hin, und so eifrig sie von beiden Seiten geführt wurden, gediehen sie doch nicht zu dem gewünschten Ziele. In Gregor hauptsächlich lag der Grund, daß das Friedenswerk nicht zum Abschluß kam. Wir wissen aus des Papstes eigenem Munde, daß Robert wiederholentlich Gesandte an ihn schickte und die stärksten Bürgschaften für seine Treue bot, daß dieser sie aber nicht annehmen wollte. So war denn nicht zu verwundern, daß Robert schließlich einen Vertrag mit Richard zu unterzeichnen verweigerte, in welchem der Letztere einen Vorbehalt in Betreff seines Verhältnisses zum Papst stellte oder vielmehr stellen mußte. Gregor, der Robert mehr mißtraute als je, wollte die Zwietracht zwischen den Normannen geflissentlich auch ferner erhalten, und mindestens dies gelang ihm. Die Feindseligkeiten zwischen Robert und Richard dauerten fort. Durch einen neuen Vassallenaufstand wußte der Fürst von Capua dann den Herzog in Apulien zu beschäftigen; namentlich erhob Abälard, Humfreds Sohn, sich abermals gegen seinen Oheim. War Robert auch nicht überwältigt,

so hatten Richard und der Papst doch im Augenblick nicht viel von ihm zu fürchten.

In der Mitte des Octobers konnte Gregor an Mathilde schreiben, daß er von seiner schweren Krankheit genesen sei. Es sei das, meinte er, freilich für ihn mehr eine Ursache zur Betrübniß, als zur Freude, denn täglich müsse er gleichsam alle Aengste und Nöthe eines kreisenden Weibes erdulden; fast vor seinen Augen leide die Kirche Schiffbruch, und er sehe kein Mittel zur Rettung; die christliche Religion sei fast überall so in Verfall gerathen, daß die Sarazenen und Heiden besser die Vorschriften ihres Glaubens hielten, als die Bekenner des christlichen Namens. Aehnliche Aeußerungen des Unmuths finden sich vielfach in den Briefen des Papstes aus dieser Zeit. Am ergreifendsten drückt er seine Gemüthsstimmung in einem Schreiben aus, welches er am 22. Januar 1075 an den Abt Hugo von Cluny richtete. „Oft“, sagt er hier, „habe ich Jesus gebeten, daß er mich aus der Welt abrufen oder durch mein Leben der Kirche, unserer Aller Mutter, Nutzen schaffen möge. Aber bisher hat er mich weder diesem peinvollen Dasein entrissen, noch hat mein Leben der Mutter Kirche, an die er mich mit den engsten Banden gefesselt, so viel Nutzen gebracht, als ich hoffte. Denn unsäglicher Schmerz und tiefe Trauer umdrängen mich, weil die Kirche des Ostens auf Anstiften des Teufels vom rechten Glauben abgefallen ist und der alte Feind dort durch seine Glieder aller Orten die Christen hinschlachten läßt, so daß sie, vom Oberhaupt geistig getödtet, von dessen Gliedern leiblich vernichtet, nicht dermaleinst wieder durch die göttliche Gnade zur Erkenntniß erweckt werden können. Und durchmustere ich im Geiste die Länder des Westens, Südens und Nordens, so finde ich kaum dort Bischöfe, welche, nach dem Gesetze zum Amt gelangt und nach dem Gesetze lebend, die christlichen Gemeinden aus Liebe zum Herrn und nicht nach den Antrieben weltlichen Ehrgeizes leiteten; unter den Fürsten der Welt aber kenne ich keine, die Gottes Ehre der ihrigen, die Gerechtigkeit ihrem Vortheile vorzögen. Die Völker, in deren Mitte ich lebe — die Römer, Lombarden und Normannen — halte ich, wie ich ihnen selbst oft sage, fast für schlimmer, als die Juden und Heiden. Wende ich den Blick auf mich selbst, so fühle ich mich so gedrückt durch die Schwere meiner eigenen Werke, daß mir außer Christi Barmherzigkeit keine Hoffnung des Heils bleibt. Hegte ich nicht trotzdem die Hoffnung, ein gottgefälligeres Leben und eine bessere Zukunft der Kirche herbeiführen zu

können, so würde ich fürwahr nicht länger hier in Rom ausdauern, wo ich nur gezwungen — Gott ist mein Zeuge! — seit zwanzig Jahren verweile. Denn zwischen den täglich sich erneuernden Schmerzen und der Hoffnung, die sich ach! nur zu lange verzögert, von tausend Stimmen umtost, lebe ich hier gleichsam in Todesnöthen und harre auf den, der mich mit seinen Ketten gebunden, mich wider meinen Willen nach Rom geführt und hier mit tausend Aengsten umgeben hat. Oft spreche ich zu ihm: „Eile und zögere nicht ferner, verweile nicht mehr, sondern befreie mich aus Liebe zur heiligen Maria und zum heiligen Petrus." Aber das Lob ist nicht köstlich und das heilige Gebet frommt wenig im Munde eines Sünders, dessen Wandel kaum lobenswürdig ist und dessen Werke der Welt gehören. Deshalb beschwöre ich Dich auf das Höchste, diejenigen, die um ihres verdienstlichen Wandels willen erhört zu werden verdienen, mit allem Fleiß anzutreiben, daß sie zu Gott für mich um der Liebe willen beten, die sie der Kirche, unserer gemeinsamen Mutter, schulden."

Das sind Worte, die aus der Tiefe des Herzens quillen. Die Angst, die Gregor schildert, erfüllte seine Seele; nur glaube man nicht, daß sie ihn auf die Dauer entmuthigt habe. Kaum genesen, stand er wieder in der umfassendsten Thätigkeit und suchte von Neuem ein großes Heer um sich zu sammeln. Gerade in diesem Schreiben an Abt Hugo wirbt er um neue Mannen für den heiligen Petrus. „Ich verlange", schreibt er, „sicher zu erfahren, welche in Wahrheit Getreue des heiligen Petrus sind, so daß sie um der himmlischen Herrlichkeit willen ihm als dem Fürsten des Himmels ebenso treu dienen wollen, wie sie um irdischer und vergänglicher Hoffnungen willen den weltlichen Fürsten gehorsamen. Wir müssen beide Hände statt der Rechten gebrauchen, um die Wuth der Gottlosen zu bekämpfen; wir müssen das Leben der Frommen schirmen, da sich kein Fürst darum kümmert."

Nach dem mißglückten Unternehmen gegen Robert hatte Gregor den überseeischen Krieg so gut wie aufgegeben. Als ihm damals Herzog Wilhelm von Aquitanien Hülfe anbot, hatte er sie abgelehnt und ihm am 10. September 1074 geschrieben: er empfange günstigere Nachrichten aus dem Orient und habe noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, was nun zu thun sei. Aber schon drei Monate später beherrschte ihn wieder ganz der Gedanke des großen Glaubenskampfes, der in seinem Geiste immer gewaltigere Dimensionen annahm und schon um

die heiligen Stätten selbst mit den Ungläubigen geführt werden sollte. Am 7. December meldete er in einem von ihm selbst abgefaßten Briefe an König Heinrich, daß aus Italien und den Ländern jenseits der Alpen sich bereits 50,000 Mann gerüstet hätten, um unter seiner Leitung den Krieg gegen die Sarazenen zu unternehmen und bis zum heiligen Grabe vorzudringen, daß er von diesem Unternehmen nicht allein die Vereinigung mit der griechischen, sondern auch mit der armenischen und den anderen Kirchen des Ostens erwarte. Er bittet den König, von dem er damals alles Gute erwartete, um Rath und Hülfe; denn seinem Schutze werde er nächst Gott, wenn er ausziehe, die Kirche überlassen, damit er sie wie eine Mutter heilig halte, hüte und schütze. In einem Schreiben von 2. Januar, welches ebenfalls von ihm selbst abgefaßt ist, fordert er dann Alle auf, die sich dem Zuge anschließen wollen, besonders aus den Ländern jenseits der Alpen, Abgesandte aus ihrer Mitte nach Rom zu schicken, um den Weg und die anderen nothwendigen Maßregeln für den Aufbruch zu verabreden.

Mit welchem Eifer er die Sache betrieb, zeigt vor Allem ein in jener Zeit an die Gräfin Mathilde gerichteter Brief. „Wie all mein Sinnen und Trachten, schreibt er, nur darauf gerichtet ist, über das Meer zu gehen, um unter dem Beistande des Herrn dort den Christen, die wie das Vieh von den Ungläubigen hingewürgt werden, Hülfe zu leisten, erröthe ich Anderen zu sagen, damit ich nicht der Leidenschaftlichkeit geziehen werde. Aber Dir, theuerste Tochter, trage ich kein Bedenken es zu vertrauen; denn, wie hoch ich von Deinem Eifer und Deiner Klugheit halte, würdest Du selbst kaum auszudrücken vermögen. Deshalb sende ich Dir das Schreiben, welches ich in dieser Sache an die jenseits der Alpen richte; lies es, und kannst Du für Deinen Schöpfer in dieser Sache mit Rath und That etwas thun, so unterlasse es nicht. Denn wenn es schön ist für das Vaterland zu sterben, wie Manche meinen, so ist doch das Schönste und Rühmlichste, dieses sterbliche Fleisch für Christus hinzugeben, der das ewige Leben ist. Ich bin überzeugt, daß viele Getreue bei diesem Unternehmen uns gern unterstützen und daß unsere Kaiserin selbst mit uns nach jenen Gegenden zu ziehen und Dich mit sich zu nehmen wünscht; wenn Deine Mutter hier zurückbleibt und unsere gemeinsamen Angelegenheiten besorgt, werden wir sorglos unter Christi Führung zu den heiligen Stätten ziehen können. Die Kaiserin und Du würden fürwahr als Pilgerinnen Viele zu diesem

Unternehmen begeistern, und ich würde, von solchen Schwestern begleitet, von Herzen gern über das Meer gehen, um willig mein Leben, wenn es sein müßte, dort für Christus an Eurer Seite hinzugeben, wie ich auch mit Euch dereinst in unserer ewigen Heimat am liebsten vereint sein möchte. Was Du über diese Sache und Deine Ankunft in Rom beschlossen hast, laß mich schnell wissen. Der Allmächtige wolle Dich von Tugend zu Tugend fördern und Dich segnen, damit die Kirche sich lange Zeit Deiner erfreuen könne."

So erfaßte Gregor abermals den Zug nach dem Osten mit aller Lebendigkeit seines Geistes. Aber zugleich beschäftigten ihn die Angelegenheiten Italiens nach wie vor. Noch hoffte er durch die Nachgiebigkeit des deutschen Hofes sein und der Pataria Geschöpf in Mailand zur Herrschaft zu bringen. Wenn Heinrichs Versprechungen in Betreff der Mailänder Kirche bisher nicht in Erfüllung gegangen waren, so sah er die Ursache dazu vornehmlich in den am Hofe mächtigen Räthen. Mit Entschiedenheit drang er deshalb darauf, daß diese Räthe entlassen würden, daß der König sich mit Männern umgebe, welche aufrichtig die Aussöhnung zwischen dem Reiche und der Kirche wollten und die Mailänder Angelegenheit nach den Zusagen des Königs zu ordnen geneigt wären. Nicht minder rechnete er darauf, den Hochmuth Robert Guiscards gründlich zu beugen, ja ihn wohl ganz aus seiner Herrschaft zu verjagen. Am 25. Januar 1075 schrieb er an Svend Estrithson: „Wir wünschen sichere Kunde zu erhalten, welche Hoffnung wir auf Dich setzen können, wenn die heilige römische Kirche Dich gegen die Heiden und Feinde Gottes zu den Waffen rufen sollte. Nicht weit von uns liegt am Meere ein schönes Land; dort wünschen wir einen Deiner Söhne zum Herzog, Fürsten und Vertheidiger der Christenheit zu bestellen, wofern Du in Wahrheit ihn, wie es nach dem Bericht eines Bischofs aus Deinem Lande Deine Absicht sein soll, mit einer genügenden Zahl treuer Vassallen dem Waffendienst der Kirche zu widmen gewillt bist." Noch immer dachte offenbar Gregor daran, jene Schaaren, welche sich zu dem überseeischen Kriege um ihn sammeln würden, zugleich zum Kampfe in Italien zu verwenden. Bezwang er mit ihnen den Normannenherzog und verhalf er zugleich in der Lombardei der Pataria, sei es mit Güte sei es mit Gewalt, zum Siege, so schien der Principat Roms über die ganze Halbinsel gesichert.

Schnell hatte sich Gregor von der Demüthigung, die ihn betroffen,

erhoben und war zu seinen früheren Plänen zurückgekehrt; bald aber mußte er sie doch in ihrem idealen Zusammenhang, in ihren gewaltigen Dimensionen aufgeben. Sein durchfahrendes Auftreten hatte aller Orten hartnäckigen Widerstand erregt, und er fand selbst da Gegner, wo er sie kaum erwartet hatte. Ueberall sah er sich in Streitigkeiten verwickelt, denen er weder ausweichen konnte noch wollte; dringendere Sorgen in der Nähe zwangen ihn die Angelegenheiten des fernen Ostens aus den Augen zu lassen. Bereits verzweifelte Kaiser Michael daran, Beistand vom Papst zu erhalten, und bewarb sich um die Gunst Robert Guiscards. Nur durch große Tributzahlungen gewann sie der Kaiser, indem er überdies seinen einzigen Sohn Constantin, ein Knäblein kaum aus den Windeln, mit einer Tochter des Normannenherzogs verlobte. Von einer Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen, von dem großen Kriege gegen die Ungläubigen im Osten war vorläufig nicht mehr die Rede.

Es ist gezeigt worden, wie die Ansprüche des reformirten Papstthums geraume Zeit in Frankreich ihre festeste Stütze fanden, wie hoch das Ansehen der römischen Curie dort bei Adel und Geistlichkeit gestiegen war. In der That sah Gregor, als er den Stuhl Petri bestieg, das französische Reich fast wie eine abhängige Provinz des römischen Bischofs an. Nicht allein, daß er seine Heere hauptsächlich an der Seine, Loire und Garonne zu sammeln suchte, er trat auch König Philipp mit dem gebietenden Tone eines Mannes entgegen, dessen weitüberlegene Macht jener in dem eigenen Reich nicht genug fürchten könne.

Schon im Jahr 1073 hatte Gregor den König als Simonisten mit dem Bann der Kirche bedroht. Als derselbe sich wenig später beikommen ließ einigen italienischen Kaufleuten mit Gewalt Geldsummen abzunehmen, verlangte der Papst nicht nur Entschädigung für die Beraubten, wiederholte nicht nur die Androhung des Banns, sondern sprach auch unverhohlen aus, daß er bei fernerem Ungehorsam den König ohne Bedenken entthronen werde. Er befahl dem Herzog Wilhelm von Aquitanien und anderen französischen Großen ihrem Lehnsherrn den Gehorsam zu verweigern, untersagte den Bischöfen den Umgang mit dem König und belegte ganz Frankreich mit dem Interdict, bis Philipp

den an ihn gestellten Forderungen genüge. „Sollte auch diese Strafe nicht auf ihn Eindruck machen", schrieb Gregor, „so sei Jedermann kund und zu wissen, daß wir auf jede Weise Bedacht nehmen werden, ihm das Reich zu entreißen."

Der König wußte, was er von der Entschlossenheit dieses Papstes zu erwarten hatte, und seine Schwäche hätte von den Drohungen desselben das Schlimmste besorgen müssen, wenn diese nicht selbst bei denen Bedenken erregt hätten, auf deren Ergebenheit sie vor Allem berechnet waren. Gerade das ganz rückhaltslose Auftreten Gregors scheint doch das Mißtrauen der Franzosen erregt zu haben. Dem Papste eine unmittelbare Gewalt in Frankreich einzuräumen, war der Adel mit Nichten gewillt, und eine noch bestimmtere Opposition bildete sich gegen Rom in dem Klerus. Auch bei ihm waren die letzten Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe nicht ohne Widerspruch geblieben, und der Hochmuth der päpstlichen Legaten, die jetzt immer von Neuem in Frankreich erschienen, verschärfte den Widerstand mehr, als er ihn hob. Der Erzbischof Manasse von Reims, ein Mann von vornehmer Geburt und vielem weltlichen Ehrgeiz, dachte nicht von fern daran, alle Vorrechte seiner Stellung Rom zum Opfer zu bringen, und gerieth deshalb bald mit dem Papst in Streitigkeiten, die sich mehr und mehr erhitzten. Auch andere Bischöfe wollten sich die Rolle leidenden Gehorsams nicht aufzwingen lassen, und selbst die Cluniacenser wurden es müde die willigen Werkzeuge eines Papstthums zu sein, welches ihre Bemühungen nicht nur nicht nach Verdienst lohnte, sondern ihnen wohl gar, wie jüngst in Spanien, hindernd entgegentrat.

So entwickelte sich allmählich eine antirömische Partei in Frankreich, an welche sich der König anlehnen konnte. Sie war stark genug, ihn zu schützen, so daß jene Drohungen des Papstes doch zuletzt wirkungslos verhalten. Aber man würde ihre Bedeutung weit übertreiben, wenn man in ihr eine unmittelbare Gefahr für Gregors Bestrebungen erkennen wollte. Viel zu tief hatten die hierarchischen Ideen bereits das Leben der französischen Nation ergriffen, als daß ein ähnlicher Angriff, wie zu Gerberts Zeiten von der gallicanischen Kirche hätte ausgehen können. Die in derselben sich erhebende Opposition gewann nur dadurch Wichtigkeit, daß sie in einem inneren Zusammenhange mit verwandten Regungen in Italien und Deutschland stand.

Mehr zu fürchten hatte Gregor die simonistischen Bischöfe der

Lombardei, mit denen er nahezu zwanzig Jahre in einem Kampfe lag, der, vielfach beigelegt, niemals zur Entscheidung gebracht, sich mit der Zeit auf das Höchste erbittert hatte und mit dem alle persönlichen Verfeindungen, alle Hetzereien und Rivalitäten der hervorragendsten Kirchenfürsten Italiens auf das Engste verbunden waren. Die Wechselfälle des Kampfes hatten bisher meist davon abgehangen, welche Stellung der deutsche Hof und der deutsche Episkopat zu den lombardischen Bischöfen einnahmen. Um so bedenklicher war es daher, daß der König noch immer seine Versprechungen in Bezug auf Mailand zu erfüllen zögerte und sich inzwischen ein fast einmüthiger Widerstand bei den deutschen Bischöfen gegen die römischen Forderungen erhob, welcher den König leicht auf andere Bahnen führen konnte, als er zuletzt im Drange der Noth eingeschlagen hatte. Hier in der deutschen Kirche lag die größte Gefahr für Gregor, und dies entging ihm so wenig, daß er bald seine Hauptthätigkeit gegen sie richtete und jene weitaussehenden Pläne im Osten aufgab. Er begriff, daß seine Stellung, ehe er sich nicht den deutschen Episkopat unterworfen hätte, stets eine unsichere bleiben würde.

Die päpstlichen Legaten hatten, wie man weiß, es nicht dahin bringen können, auf einem deutschen Nationalconcil die Decrete Roms gegen Simonie und Priesterehe durchzuführen: der Papst mußte daher auf andere Mittel denken, um diesen Zweck zu erreichen. Er ergriff solche, die gerade nicht neu, aber doch auf Deutschland bisher entweder gar nicht oder doch nicht so durchgreifend angewandt waren. Zuvörderst beschloß er die der Simonie verdächtigen deutschen Bischöfe nach Rom vor seinen Richterstuhl zu bescheiden. Im December 1074 erließ er an Siegfried von Mainz und Liemar von Bremen Citationen zur nächsten Fastensynode; auch Siegfrieds Suffragane Otto von Konstanz, Werner von Straßburg, Heinrich von Speier, Hermann von Bamberg, Imbrico von Augsburg und Adalbero von Würzburg wurden vorgeladen. Wofern Siegfried sich persönlich zu stellen durch Krankheit verhindert wäre, sollte er zuverlässige Gesandte schicken und durch sie Alles mittheilen, was er über den Amtsantritt und den Lebenswandel seiner oben genannten Suffragane ermitteln könne.

Wir kennen die Aufnahme, welche diese Vorladungen des Papstes fanden. Liemar, der überdies wegen seines Auftretens gegen die Legaten vom Amt suspendirt war, hielt das ganze Verfahren des Papstes für ungerecht und gegen die übliche Form verstoßend; er war nicht geneigt

sich dem Befehl des Papstes zu fügen. „Dieser gefährliche Mensch", schrieb er an Hezilo von Hildesheim, dessen Rath er einholte, „will den Bischöfen nach seinem Gefallen gebieten wie seinen Pächtern; leisten sie nicht sofort Gehorsam, müssen sie flugs nach Rom oder werden des Amts enthoben." Was Hezilo gerathen hat, wissen wir nicht; gewiß ist, daß Liemar nicht nach Rom ging. Auch Heinrich von Speier und Werner von Straßburg stellten sich nicht, eben so wenig Otto von Konstanz und Hermann von Bamberg, obwohl die beiden Letzteren mindestens durch Gesandte ihr Ausbleiben entschuldigten. Niemand hatte wohl mit größerem Recht die Strafen des Papstes zu fürchten, als Hermann; das Schreiben voll Lug und Trug, welches er seinem Gesandten mitgab, verräth am deutlichsten sein böses Gewissen. Er betheuert darin, Nichts unterlassen zu haben, um das durch schlechte Rathgeber verleitete Gemüth des Königs dem Papst zu gewinnen; er versichert keinen lebhafteren Wunsch zu hegen, als nach Beendigung einer Pilgerfahrt nach S. Jago den heiligen Vater zu sehen, um vor ihm seine Unschuld zu erhärten, welche nur der Neid seiner Nebenbuhler verdächtige.

Und was that Erzbischof Siegfried? Wenn er sich auch dem Nationalconcil der Legaten widersetzt hatte, war es doch nie seine Absicht gewesen mit Rom zu brechen, vielmehr versprach er sich von der persönlichen Zuneigung des neuen Papstes nicht geringe Vortheile. Von Neuem hatte er ein Einschreiten Roms gegen die noch immer den Zehnten verweigernden Thüringer beantragt; in Erwartung desselben nahm er selbst harte Strafpredigten des Papstes und ungerechtfertigte Eingriffe desselben in seine alten Gerechtsame mit erzwungener Gelassenheit hin und zeigte sich überdies für die von Rom geforderten Reformen äußerlich betriebsam genug. Wiederholentlich hatte er bereits früher an seinen Klerus das Ansinnen des Cölibats gestellt, obschon ohne allen Erfolg, endlich aber auf einer Synode zu Erfurt (October 1074) von den Priestern seines Sprengels mit aller Bestimmtheit verlangt, daß sie entweder der Ehe oder dem Amt entsagen sollten. Ein furchtbarer Sturm brach hier gleich am ersten Tage in der Versammlung aus, die sich im wilden Getümmel auflöste. Nur durch das Versprechen, sich beim Papst für ein milderes Verfahren gegen die verheirateten Priester zu verwenden, konnte er es noch zu einer zweiten Sitzung der Synode bringen. Da er aber hier zum Unglück das alte Lied von den

thüringischen Zehnten von Neuem anhob, entstand ein noch größerer Tumult, als am vorigen Tage; die anwesenden thüringischen Herren würden den Erzbischof erschlagen haben, wenn nicht seine Reisigen noch zur rechten Stunde zur Hülfe geeilt und ihn der Gefahr entrissen hätten. In einem von Ergebenheit überströmenden Briefe beantwortet er jetzt die Vorladung des Papstes, aber er that dennoch wenig oder nichts von dem, was von ihm verlangt wurde. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit schwerer Krankheit, das Unterlassen der ihm aufgetragenen Untersuchungen mit der Kürze der Zeit und bat, obschon er seine Dienstwilligkeit auf alle Weise betheuerte, bei der Reform der deutschen Kirche die Zeitumstände und die menschliche Schwäche nicht außer Acht zu lassen. So erschienen denn höchstens Zwei, vielleicht nicht Einer der vorgeladenen deutschen Bischöfe auf der Synode in Rom*).

Auch sonst war es mit der Obedienz des deutschen Klerus gegen den Papst schwach bestellt. Wir wissen, daß Anno von Köln und Gebhard von Salzburg ihre Verbindungen mit Rom damals fast abgebrochen hatten, daß der Papst ihre laue Gesinnung schmerzlich empfand und bitter rügte. Niemandem unter den deutschen Erzbischöfen schenkte er zu dieser Zeit wohl größeres Vertrauen, als Udo von Trier, aber gerade von Udo besitzen wir ein Schreiben an den Papst, welches recht deutlich zeigt, wie verbreitet die Mißstimmung des deutschen Klerus gegen den apostolischen Stuhl war. Gregor hatte nämlich Udo aufgetragen einen Kleriker des Bisthums Toul, der sich gröblich gegen seinen Bischof vergangen, dann aber die Hülfe des Papstes in Anspruch genommen hatte, vor den Censuren des Beleidigten zu schützen, zugleich aber die Kleriker der Touler Diöcese unter Androhung des Banns zu vernehmen, ob der Bischof ohne Simonie sein Amt überkommen habe; derselbe wurde in dem päpstlichen Anschreiben, obgleich seine Schuld bisher unerwiesen, bereits als ein reißender Wolf und ein Erbischof bezeichnet. Udo hatte auf seine eigene Hand ein so unerhörtes Verfahren nicht einschlagen wollen und deshalb die Gelegenheit, als er mit mehr als zwanzig seiner Mitbischöfe zusammentraf, benutzt, um ihnen das päpstliche Schreiben vorzulegen. Einstimmig hatten sie darauf

*) Siegfried von Mainz und Adalbero von Würzburg waren in der Mitte des Aprils 1075 in Rom; Siegfried kam erweislich erst nach dem Schluß der Synode, der jedoch Adalbero beigewohnt haben könnte.

erklärt: ein unerträgliches Joch werde ihnen auferlegt, wenn sie Untergebene unter Androhung des Banns gegen ihre geistlichen Oberen verhören sollten; sie hatten überdies die entehrenden Ausdrücke des päpstlichen Schreibens gegen den verdächtigen Bischof, ehe seine Schuld dargethan war, auf das Bestimmteste mißbilligt und Udo beauftragt ihre Meinung dem Papst mitzutheilen, daß er sich künftig ähnlicher Anordnungen zu enthalten habe. Dies that Udo in dem erwähnten Schreiben und schien hierzu um so mehr berechtigt, als die nachher angestellte Untersuchung Nichts ergab, was man dem Bischof von Toul zur Last legen konnte. „Wir ersuchen Euch dringend" — so schließt er den Brief — „uns in Zukunft mit so lästigen Aufträgen zu verschonen, da wir weder sie ausführen können, noch Genossen finden werden, die uns dabei die Hand bieten wollen."

Unverkennbar war die Mißstimmung des deutschen Episkopats gegen Rom fast allgemein. Nur jene sächsischen Bischöfe, die in offener Empörung gegen den König standen, namentlich Burchard von Halberstadt, hätten gern dem Papst die Hand gereicht. Aber er mußte sie zurückweisen und jede nähere Verbindung gerade mit den Sachsen geflissentlich meiden, so lange er Hoffnung hatte, daß der König seine Versprechungen erfüllen würde. Und diese Hoffnung, obschon sie schwächer werden mochte, gab er noch immer nicht auf. Ueberdies lagen in einem offenen Bruch mit dem König für ihn die größten Gefahren. Schon sah er sich ein ähnliches und gefährlicheres Schisma in Deutschland bilden, als er seit langen Jahren in der Lombardei bekämpft hatte; schon sah er die Schismatiker auf beiden Seiten der Alpen sich nähern; Nichts hatte er da mehr zu vermeiden, als den König geflissentlich auf die Seite der überall gegen ihn erwachenden Opposition zu drängen. Wie eng verwandt der lombardischen Bewegung ihm die deutsche erschien, die sich lauter und lauter gegen Roms Decrete erhob, zeigt sich deutlich darin, daß er bald darauf auch gegen den deutschen Klerus ein Mittel in Anwendung brachte, dessen Wirkung er an den Lombarden bereits hinreichend erprobt hatte.

Brieflich forderte Gregor am 11. Januar 1075 die Herzoge Rudolf, Berthold und Welf auf, den Messen simonistischer und verheirateter Priester überall hindernd, „selbst mit Gewalt" entgegenzutreten und sich durch keine Einsprache der Bischöfe einschüchtern zu lassen; fänden sie bei ihrem Einschreiten gegen die ungehorsamen Priester Widerspruch,

so sollten sie sich auf die päpstlichen Befehle berufen und die Widersprechenden nach Rom verweisen. Durch ein anderes Schreiben untersagte der Papst allen Klerikern und Laien in Deutschland, denjenigen Bischöfen, welche die Verheiratung der Priester, Diakone und Subdiakone ferner dulden würden, Gehorsam und Folge zu leisten. Es hieß dies nichts Anderes, als die Pataria nach Deutschland verpflanzen, den inneren Krieg, der in der Lombardei wüthete, auch diesseits der Alpen entzünden.

In welche Zerwürfnisse der Papst gerathen war, zeigte die große römische Fastensynode, die vom 24. bis 28. Februar 1075 abgehalten wurde. Eine lange Reihe kirchlicher Strafen wurde in ihr verhängt, welche scharf die Lage der Dinge bezeichnet. Fünf Räthe König Heinrichs trennte der Papst wegen Simonie von der kirchlichen Gemeinschaft und erklärte sie für excommunicirt, wenn sie nicht bis zum 1. Juni nach Rom kämen und Genugthuung leisteten. Erzbischof Liemar von Bremen wurde wegen Ungehorsams aufs Neue vom Amt suspendirt und vom Genuß des Abendmals ausgeschlossen. Gleiche Strafen trafen die Bischöfe Werner von Straßburg und Heinrich von Speier; auch Hermann von Bamberg wurden sie angedroht, wenn er nicht vor dem Osterfeste nach Rom käme, um sich persönlich vor dem Richterstuhle des Papstes zu rechtfertigen. Von den lombardischen Bischöfen, welche sich im Kampf gegen die Pataria hervorgethan hatten, wurden Wilhelm von Pavia und Kunibert von Turin vom Amt suspendirt, Dionysius von Piacenza entsetzt. Gegen Robert Guiscard wurde der Bann erneuert und dieselbe Strafe über einen anderen Normannen, Robert von Loritello, verhängt, der Besitzungen des heiligen Petrus an sich gerissen hatte. König Philipp von Frankreich sollte dem päpstlichen Legaten Bürgschaften für seine Sinnesänderung geben, widrigenfalls auch er in den Bann verfallen würde.

Schon dieses Strafregister beweist, daß Gregors Hauptangriff sich damals gegen die deutsche Kirche richtete, und noch mehr zeigen es die auf der Synode erlassenen Kanones. Vier derselben schärften die früheren Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe ein, welche dann durch Synodalschreiben an die deutschen Bischöfe verbreitet wurden; sie erneuten zugleich den Kanon Nicolaus' II. gegen die Messen verheirateter Priester, welcher bisher seine hauptsächliche Bedeutung für die Lombardei gehabt und dort der Pataria als kräftige Waffe gedient hatte,

jetzt aber recht geflissentlich zu demselben Zweck in Deutschland zur Publicität gebracht wurde. Diesem Hauptangriff gegen den deutschen Klerus ging jedoch ein anderer zur Seite, der sich unmittelbar gegen den König richtete. Denn der Papst hatte nicht allein fünf von Heinrichs vertrautesten Räthen von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, sondern sprach auch zuerst auf dieser Synode das allgemeine Verbot der Laieninvestitur aus, welches Niemanden mehr als den König berührte und berühren sollte. Man weiß, welche verhängnißvollen Folgen dieses Verbot hatte, welche furchtbaren Kämpfe es später erregte; um so wichtiger ist die Frage, ob Gregor jene Folgen vorausgesehen, jene Kämpfe beabsichtigt habe, oder mit anderen Worten, ob er durch dies Verbot jede Möglichkeit einer Verständigung mit dem Könige bereits abschneiden wollte. Um seine Absicht bei diesem Schritt zu erkennen, wird man sich sein bisheriges Verhältniß gegen Heinrich noch einmal vergegenwärtigen müssen.

Nicht der geringste Zweifel kann darüber obwalten, daß Gregor noch bis vor Kurzem ernstlich an eine versöhnliche Stimmung des Königs geglaubt hatte. Nicht allein der reumüthige Brief desselben mit seinen großen Versprechungen, auch die freundliche Aufnahme seiner Legaten hatte diesen Glauben in ihm erregt und befestigt, und selbst die immer verzögerte Erfüllung der Versprechungen hatte ihn nicht zu erschüttern vermocht. Mehr in den Räthen des Königs, als in ihm selbst, sah Gregor die Schuld, wenn seine Forderungen nicht sämmtlich befriedigt, namentlich in Mailand Nichts geändert wurde. Deshalb wandte er sich noch am 7. December 1074 mit jenem eigenhändigen Schreiben, dessen wir schon (S. 258) gedachten, an den König und beschwor ihn jene Räthe zu entlassen. Aber dieses Schreiben, obschon in dem herzlichsten und beweglichsten Tone abgefaßt, blieb ohne Wirkung, der König behielt seine Räthe, und in Mailand gingen die Dinge den alten Gang. Seitdem mußten beim Papst ernste Bedenken erwachsen, ob der König seine Zusagen gutwillig erfüllen würde, ob derselbe wirklich eine Verständigung wolle. Uud doch wurde die Verständigung für Gregor selbst bei der wachsenden Opposition des deutschen Klerus und ihrer Rückwirkung auf die Lombardei mit jedem Tage wünschenswerther. Erreichte er sie, so wurde dem neuen drohenden Schisma jede nachhaltige Bedeutung von vornherein genommen; dauerte der bisherige Zwiespalt zwischen der römischen Curie und dem königlichen Hofe länger fort, so

war nicht nur zu besorgen, daß die Opposition erstarken, sondern auch daß sie den König fortreißen würde. Alles glaubte demnach Gregor aufbieten zu müssen, um seine Sache mit dem König zum Austrag zu bringen, und da die gütlichen Mittel erschöpft schienen, blieb nur der Weg des Zwangs. Seine damaligen Maßregeln beabsichtigten keineswegs eine Verständigung mit dem Könige unmöglich zu machen, sondern vielmehr ihn zu entgegenkommenden Schritten zu nöthigen; nur so aufgefaßt, sind sie aus der damaligen Lage der Dinge zu verstehen.

Die Ausschließung der königlichen Räthe aus der Kirche hatte Rom schon einmal zu ähnlichem Zwecke angewandt und nicht ohne Erfolg; was lag daher näher, als diese Maßregel zu wiederholen, um einen ähnlichen Erfolg zu erzielen? Aber vielleicht noch größere Wirkung erwartete Gregor von dem Investiturverbot, welches nach seiner Meinung dem König keine Wahl ließ, als in neue Unterhandlungen mit Rom zu treten, zu denen er ihn sogar selbst unverzüglich aufforderte.

Die Frage, ob die Investitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab, durch Laien kanonisch sei, war längst aufgeworfen. Die Reformpartei hatte sie seit Jahren eifrig verhandelt und sich meist für ihre Verneinung entschieden; auch Gregor selbst, der ihr schon zu Alexanders II. Zeiten in Mailand eine überaus praktische Bedeutung gegeben hatte. Aber zum ersten Male wurde das Investiturverbot jetzt vom Stuhle Petri herab verkündigt. Wir kennen das Verbot nicht in seiner damaligen, seiner ursprünglichen Fassung; nach den Nachrichten, die auf uns gekommen, ist anzunehmen, daß der Papst jede Laieninvestitur bei kirchlichen Aemtern und Gütern für unkanonisch und deshalb für ungültig erklärte und diesen Grundsatz besonders auch auf die bisher übliche Investitur der Bischöfe durch den König anwandte, ohne jedoch eine bestimmte Strafe bereits für den Verleiher oder den Beliehenen festzusetzen. Wie allgemein übrigens das Verbot auch gefaßt war, richtete es sich doch zunächst und zumeist auf die Verhältnisse des deutschen und italienischen Reichs; es tastete am schärfsten und unmittelbarsten die Machtstellung König Heinrichs an, und zwar, wie Gregor recht wohl wußte, gerade an ihrer empfindlichsten Stelle. Deshalb ließ er auch dem Könige sofort durch einige Getreue desselben, welche der Synode beiwohnten, melden: über die Aenderung des bisherigen schlechten Herkommens bei Besetzung der geistlichen Stellen möge

er sich nicht zu sehr beunruhigen, sondern kirchliche und verständige Männer aus seinem Reiche nach Rom senden; ihren Rathschlägen wolle er, der Papst, gern Gehör schenken, wenn sie eine Auskunft ermitteln könnten, wie er ohne Beeinträchtigung seines Gewissens das erlassene Verbot zu mildern vermöge.

Es ist klar, daß Gregor nach dem Erlaß des Verbots den Weg der Unterhandlungen mit dem König unmittelbar zu betreten gedachte, daß er sogar die Bestimmungen desselben zu ändern entschlossen war, sobald Heinrich sich in den Punkten nachgiebig bewies, über welche sich Rom zu beschweren hatte, sobald er namentlich in der Mailänder Sache seine Versprechungen erfüllte. Hieraus erhellt auch, weshalb der Papst eben so geflissentlich diesen kanonischen Beschluß der Verbreitung entzog, wie er die anderen Satzungen der Synode in die Oeffentlichkeit brachte; noch nach Jahren konnten sich deutsche Bischöfe darauf berufen, daß ihnen das Verbot nicht bekannt sei. Der Papst wollte sich offenbar für die beabsichtigten Unterhandlungen mit dem König die Hand völlig frei halten. So unterließ er die Veröffentlichung eines Verbots, dem er die größte Publicität hätte geben müssen, wenn er es für mehr als eine Drohung angesehen hätte, durch welche er einen anderen Zweck zu erreichen hoffte. Auch der König hat es nicht anders betrachtet. Die Laieninvestituren hatten den früheren Fortgang, und das Verbot blieb ohne erhebliche Wirkung, so lange die Verhandlungen Heinrichs mit dem Papste währten; erst nach dem Abbruch derselben gewann es seine eigentliche Bedeutung.

Constantinopel und Jerusalem waren vergessen; den Papst umdrängten im Abendlande andere und schwerere Sorgen. Ein Widerstand erhob sich hier gegen ihn in der Kirche, wie er kaum ihn erwartet hatte, vor Allem in Italien und Deutschland. Die Dinge konnten die übelste Wendung nehmen, wenn es ihm nicht gelang, sich den halb geneigten, halb widerstrebenden Sinn des Königs ganz zu unterwerfen; denn lediglich auf Unterwerfung war es bei der angeblichen Verständigung abgesehen. Nie hat Gregor daran gedacht, von jenen maßlosen Versprechungen, welche dem König die Noth abgepreßt hatte und durch die er sich ganz in die Gewalt des Papstes zu geben schien, irgend etwas nachzulassen. Auf diese Versprechungen kam Gregor immer wieder zurück und ließ kein Mittel unversucht, um den König zur Erfüllung

seiner Zusagen zu bewegen. Nicht von fern war er gewillt, welchen Gefahren er auch entgegengehen mochte, sich in eine ähnliche Abhängigkeit vom König zu setzen, wie seine Vorgänger, oder irgend eine der Bedingungen aufzugeben, die ihm für die Freiheit und Herrschaft der römischen Kirche wesentlich schienen.

Wie wenig die Erfahrungen der letzten Zeit Gregors Ansprüche herabgestimmt hatten, zeigt ein merkwürdiges Schriftstück, welches uns unter seinen Briefen vom März 1075 erhalten ist. Einst hatte er von Petrus Damiani eine Zusammenstellung der Vorrechte des apostolischen Stuhls verlangt, um sie als Richtschnur in den Kämpfen der Zeit zu gebrauchen; jetzt legte er in dem erwähnten Schriftstück selbst eine solche Zusammenstellung an. Es besteht aus siebenundzwanzig kurzen Sätzen, welche zum Theil wörtlich aus Pseudoisidor entlehnt sind. Ausgehend von den Behauptungen, daß die römische Kirche von dem Herrn selbst gegründet sei und ihrem Bischof allein der Name eines allgemeinen Bischofs gebühre, nimmt Gregor die Verwaltung und die richterliche Gewalt in der Kirche in dem gleichen Umfange, wie Pseudoisidor, in Anspruch. Aber weit geht er über dessen Forderungen hinaus, indem er zugleich die Unterwerfung aller weltlichen Gewalten unter das Papstthum verlangt. Noch nie, selbst nicht von Nicolaus I., waren von den römischen Bischöfen Ansprüche erhoben worden, wie sie Gregor in folgenden Sätzen ausspricht: Der Papst allein kann sich der kaiserlichen Insignien bedienen; seine Füße allein haben alle Fürsten zu küssen; sein Name allein darf in dem Kirchengebet genannt werden, und kein Name in der Welt ist seinem zur Seite zu stellen; ihm ist erlaubt Kaiser abzusetzen und Unterthanen von der Pflicht gegen abtrünnige Fürsten zu entbinden.

Oft genug ist gesagt worden, Gregor habe die Freiheit der Kirche gewollt, und unzweifelhaft war sie sein Ziel. Aber die Freiheit der Kirche sah er nicht in ihrer Trennung vom Staate, sondern in ihrer Herrschaft über denselben. Auch kannte er keine andere Freiheit der Kirche als in der Durchführung des strengsten Romanismus, des absoluten Papismus innerhalb ihrer selbst. Dahin zielen die meisten jener Sätze, von denen der eine der römischen Kirche die unbedingte Infallibilität zuschreibt, ein anderer jedem kanonisch eingesetzten Papst den zweifellosen Anspruch auf Heiligkeit beimißt. Klar spricht Gregor aus, daß der Papst allein ohne jede Mitwirkung einer Synode Bischöfe

abzusetzen und excommunicirte wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen berechtigt sei, daß kein Urtheilsspruch von ihm an ein anderes Forum gezogen, er selbst von Niemandem gerichtet werden könne, daß ihm, und zwar ihm allein, die Befugniß zustehe, neue Kirchengesetze nach dem Bedürfniß der Zeit zu erlassen, daß er jede von Anderen getroffene Bestimmung reformiren könne, während die seinige unantastbar sei, daß ohne seine Einwilligung keine Synode als eine allgemeine bezeichnet werden dürfe, kein Kanon und keine Kanonessammlung ohne seine Genehmigung Gültigkeit habe.

So verbreitet der Papismus im Occident war, lehrte doch der Augenschein, daß er bei solchen Ansprüchen mit den kirchlichen Gewalten selbst noch schwere Kämpfe zu bestehen haben würde. Nur zu gut wußte dies Gregor und gab seine Pläne für den Orient auf, um mit ungetheilter Kraft die Sache des Papstthums gegen den abendländischen Klerus durchzufechten. Er hoffte dabei in dem Erben des Kaiserthums, der sich in einem Augenblick der Verzweiflung ihm ergeben, Unterstützung zu finden. Aber war im Ernst zu erwarten, daß ihm dieser die Hand reichen würde, um in der Geistlichkeit Italiens und Deutschlands eine Opposition niederzuwerfen, deren Vernichtung das Kaiserthum selbst in die Gewalt der römischen Curie geben mußte? Sollte sich Heinrich in der That durch Schreckmittel zwingen lassen Versprechungen zu halten, welche ihm lediglich die Noth abgepreßt hatte? Hinreichend hatte er bereits gezeigt, daß er wenig Neigung trug, jene Zusagen in ihrem ganzen Umfange dem Papste zu erfüllen, und unschwer war vorauszusehen, daß alle Versuche ihn auf den Boden derselben zurückzuführen scheitern würden, sobald er den Aufstand der Sachsen überwältigt hätte. Die Geschicke Roms hingen auch diesmal, wie so oft, von der Entwickelung der deutschen Verhältnisse ab.

12.

Der Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV.

Des Königs Erniedrigung.

Eine Fürstenverschwörung, wie es viele andere im Reiche gegeben hatte, bot den ersten Anstoß zum Aufstand der Sachsen, der nie eine so furchtbare Gewalt, nie eine so nachhaltige Kraft hätte gewinnen können, wenn nicht das ganze Volk längst mit Argwohn und Ingrimm gegen den jungen König erfüllt gewesen wäre. Eine populare Erhebung fand Heinrich alsbald zu bekämpfen, wie sie seit der Gründung des Reichs unerhört war.

Wir wissen, welchen Dank sich einst der erste Heinrich durch seine planmäßigen Burgbauten im Sachsenlande gewonnen hatte; wunderbar daß es jetzt ähnliche Bauten waren, die den Unwillen des Volks gegen den König erregten. Noch immer war Sachsen ärmer an Burgen, als die anderen Theile des Reichs, und gegen die Angriffe der Wenden, Dänen und Polen keineswegs ausreichend geschützt; auch hören wir nicht, daß die Burgen der Fürsten und des Adels, wie sie gerade in jener Zeit, meist ohne Einwilligung des Königs, in nicht geringer Zahl dort entstanden, eine Mißstimmung im Volke erweckt hätten: weniger also waren es die Burgen selbst, welche die Menge aufbrachten, als der Zweck, dem man Heinrichs Bauten dienstbar glaubte. Denn dieser Zweck schien, wie man argwöhnte und offen aussprach, kein anderer, als das Volk dem Willen des Königs zu beugen, es zu besteuern und zu knechten; kein Volk aber war eifersüchtiger auf seine Freiheit und seine Rechte, als die Sachsen.

Noch war der Stand der freien Bauern in Sachsen zahlreich, noch war er der Waffen nicht ganz entwöhnt, und das Wort Knecht klang diesen Bauern ebenso widerwärtig in die Ohren, wie den mächtigsten Herren. Sie zeigten sich deshalb als geschworene Feinde der ritterlichen Mannen, welche in den königlichen Festen lagen. Jeder ungewohnte Dienst, welchen die Besatzungen forderten, galt ihnen als ein unerträglicher Eingriff in ihre Rechte; jeder Liebeshandel eines königlichen Kriegsmannes mit ihren Weibern und Töchtern als ein mit Blut zu sühnender Frevel. Und nicht weniger, als diese Mannen, haßten sie

deren Gebieter, den König, zumal er den Klagen über die Gewaltthaten seiner Leute kein Gehör zu schenken pflegte, und alle jene übermüthigen Hofleute aus Schwaben und Hessen, die ihn zu Goslar und auf der Harzburg zu umgeben pflegten. Nur darauf, meinten sie, habe es der König abgesehen, diese seine Günstlinge im Lande anzusiedeln und die alten Besitzer zu verdrängen oder doch zu deren Knechten zu machen. Diese Stimmung herrschte besonders unter den Bauern am Harz, da hier und in den angrenzenden thüringischen Gegenden die meisten Burgen des Königs lagen, verbreitete aber sich allmählich weiter durch die meisten Gaue des sächsischen Landes. So wurde es den mit dem Regiment des Königs unzufriedenen sächsischen Fürsten nur zu leicht, die Aufregung des Volkes zum offenen Aufstand zu steigern. Sie mochten sich einbilden die Masse, wenn sie zum Treubruch verführt sei, ganz nach ihrem Willen lenken zu können, aber die Folge zeigte, wie sehr sie sich hierin irrten. Bald genug wurde klar, daß die Interessen der Herren von denen des Volks doch sehr verschieden waren, wie denn auch die Bischöfe, welche am Aufstand theilnahmen, meist gar nicht aus Sachsen, sondern aus dem oberen Deutschland stammten.

Die Verschwörung war von dem Billinger Hermann, den Bischöfen Burchard von Halberstadt und Hezilo von Hildesheim ausgegangen, die alsbald auch Otto von Nordheim gewannen. Wie verschieden die Beweggründe sein mochten, welche die Verschwornen zusammengeführt hatten, sie waren einig in ihrem Haß gegen den König und jene Günstlinge, die seit Annos Sturz am Hofe allmächtig schienen, wie auch einig in dem nächsten Zweck, den sie erreichen wollten: Magnus aus dem Kerker zu befreien und in das Herzogthum seiner Ahnen einzusetzen *). Für diesen echt sächsischen Zweck ließen sich leicht die Gemüther im Lande gewinnen; die Verschwörung machte deshalb die schnellsten Fortschritte. Nichts scheint dieselbe mehr gefördert zu haben, als daß sich die Meinung verbreitete, die großen Rüstungen, welche im Sommer 1073 gegen die Polen betrieben wurden, sollten vor Allem dem König zur Unterdrückung Sachsens dienen.

Welche Ausdehnung die Verschwörung der Fürsten gewonnen hatte, konnte dem Könige nicht lange verborgen bleiben, als er im Juni 1073 von dem oberen Deutschland nach Sachsen zurückkehrte. Während die

---

*) Vergl. oben S. 175.

Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthen zu der großen Heerfahrt, die am 22. August angetreten werden sollte, zu rüsten begannen, wollte er selbst in Sachsen die Vorkehrungen für den Kriegszug treffen; es hing wohl mit diesen zusammen, daß er zum Peter- und Paulstag (29. Juni) die sächsischen Fürsten insgesammt nach Goslar beschied.

Die Fürsten fanden sich überaus zahlreich in der Pfalz zu Goslar ein, die ostfälischen vollständig und mit ihnen sämmtliche Markgrafen; denn sie wollten die Gelegenheit benutzen, um ihre Beschwerden durchzusetzen und den Drangsalen Sachsens ein Ziel zu setzen. Der König mußte inzwischen von der Verschwörung der Fürsten Kenntniß erhalten haben; er wußte, der Tage von Kaiserswerth und Tribur gedenkend, in welcher Weise sie ihre Absichten zu erreichen pflegten, und war nicht gewillt, sich wieder in ihre Hände zu geben. Deshalb zeigte er sich, obwohl er selbst die Fürsten beschieden, nicht in ihrer Mitte. Vergeblich erwarteten sie ihn vom Morgen bis zum Abend, bis sie beim Einbruch der Nacht von einem der Höflinge erfuhren, daß er durch eine Hinterthür die Pfalz verlassen und sich spornstreichs nach der Harzburg begeben habe. Diese Nachricht versetzte sie in eine solche Wuth, daß sie ihm sofort offen den Gehorsam aufkündigen wollten; nur der alte Markgraf Dedi hielt sie von einem so übereilten Schritt zurück. Aber noch in derselben Nacht hatten sie in einer Kirche zu Goslar eine geheime Versammlung, in welcher sie Zeit und Ort zu einer großen Tagfahrt für das ganze Sachsenvolk verabredeten; dort sollten die nothwendigen Maßregeln beschlossen werden, um die bedrohte Freiheit Sachsens gegen den König zu schützen.

Die Großen, welche außer den oben genannten Herren damals bereits der Verschwörung angehörten oder doch in der nächsten Zeit ihr beitraten, waren: Erzbischof Wezel von Magdeburg, Annos Bruder; die Bischöfe Eilbert von Minden, Immed von Paderborn, Werner von Merseburg, Benno von Meißen, sämmtlich zu Anno, Wezel und Burchard in naher Freundschaft stehend; die Markgrafen Udo von der Nordmark, ein Verwandter des Königs, Ekbert von Meißen, ein noch nicht waffenfähiger Knabe, der nächste Stammvetter des Königs, und der alte Dedi von der Lausitz, der von Neuem durch sein ehrgeiziges Weib zum Aufruhr getrieben wurde, der sehr angesehene Pfalzgraf Friedrich, Bruder Adalberts von Bremen, der Graf Adalbert von Ballenstedt, einst bereits Dedis Genosse im Aufstande, endlich die Grafen Dietrich,

Otto, Konrad und Heinrich. Die Stellung anderer angesehener Männer war zweifelhafter Art. So war Bischof Friedrich von Münster, des Markgrafen Dedi Bruder und Annos Freund, zwar nicht der Verbindung der Fürsten beigetreten, aber seine ganze Lage zog ihn doch zu den Verschworenen hin.

Zu der anberaumten Tagfahrt, die wahrscheinlich zu Wormsleben am süßen See bei Eisleben gehalten wurde, erschienen alle diese Fürsten; zugleich strömten von weit und breit die sächsischen Bauern zusammen. Viele kamen ohne zu wissen, um was es sich handelte, und Otto von Nordheim, dem ein vielbewegtes Leben und unbestrittener Kriegsruhm die erste Stelle unter den Herren anwiesen, übernahm es, den Zweck der Versammlung darzulegen. Von einer Anhöhe herab sprach er zu der Menge. Er erinnerte an die Beschädigungen, welche die Umwohner der neuen Burgen durch die Besatzungen derselben erlitten, wie ihnen ihr Eigenthum genommen, sie und ihr Gesinde zu Frohndiensten gezwungen, ihre Weiber und Töchter beschimpft seien. Dies Alles, sagte er, sei nur der Anfang der Leiden, welche dem Sachsenvolk bevorständen; Burgen würden sich so weiter an Burgen reihen, und sei erst das ganze Land von ihnen umschlossen, so werde sich der König nicht mehr am Raube von Einzelnem und an Einzelnen begnügen, sondern Allen Alles nehmen, das Land an Fremde vertheilen und die alten freien Bewohner zu Knechten der Fremdlinge machen; Nichts könne freie Männer abhalten solche Schmach mit den Waffen in der Hand abzuwehren, selbst nicht der Eid, den sie wohl dem Könige, aber nicht einem Tyrannen geschworen. Damit aber Nichts, schloß er, unüberlegt und in Uebereilung geschehe, solle jeder hier öffentlich seine besonderen Beschwerden gegen den König vortragen, dann aber die Gesammtheit entscheiden, ob hinreichender Grund, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, gegeben sei.

Darauf trugen zuerst Erzbischof Wezel und Bischof Burchard ihre Klagen vor, dann Otto von Nordheim, Graf Hermann und Pfalzgraf Friedrich. Aber diese Beschwerden der Fürsten machten weniger Eindruck auf die Bauern, als die Anklagen, welche zwei wohlhabende und angesehene Männer freien Standes gegen den König erhoben. Es waren Friedrich, nach seinem Wohnort vom Berge genannt, und Wilhelm aus dem nahen Lodersleben, den man wegen seines Reichthums und Wohllebens wohl den König von Lodersleben hieß. Jener betheuerte, der

König habe ihm die freie Geburt bestritten und ihn als Ministerialen in Anspruch genommen: dieser behauptete, er sei vom König mehrerer Güter beraubt. Verlust der Freiheit und des Eigenthums: das eben war es, was die Bauern fürchteten. Friedrichs und Wilhelms Beschwerden entflammten daher ihre Leidenschaften, und jede neue Klage ähnlicher Art goß nun nur mehr Oel in das Feuer. Einmüthig beschloß nun die versammelte Menge die Waffen gegen den König zu ergreifen. Die Fürsten gelobten den Bauern, die Bauern den Fürsten eidlich Beistand; gemeinschaftlich wolle man die Freiheit und die alten Rechte des Landes schützen. Ueber sechszigtausend Sachsen sollen es gewesen sein, die sich so eidlich zum Widerstand gegen den König verpflichteten.

Indessen verweilte der König auf der Harzburg, wo er mindestens seine Person gesichert glaubte. Er sah den Aufstand höher und höher schwellen und empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von Lüneburg. Graf Hermann hatte dort mit seinen Mannen die kleine Besatzung überrumpelt, der junge Eberhard von Nellenburg sich mit seinen Leuten ergeben müssen, und der Tod war den Königlichen angedroht, wenn nicht Magnus endlich der Haft entlassen würde. Man drang in den König den gefangenen Billinger frei zu geben; aber er konnte sich, so tief ihn das Schicksal der Seinen bekümmerte, zu diesem Schritt nicht entschließen. Nicht allein daß er damit einen lange verfolgten Plan hätte aufgeben müssen, er fürchtete zugleich, der Aufstand möchte in Magnus erst den rechten Führer finden; überdies glaubte er in der Person desselben das sicherste Unterpfand gegen Gewaltthätigkeiten der Sachsen zu haben.

Wer Heinrichs Rührigkeit kennt, wird sich nicht überreden, daß er unthätig der offenkundigen Gefahr entgegengesehen habe, die ihn bedrohte. Alles weist vielmehr darauf hin, daß er mit den Herzogen des oberen Deutschlands sich schleunigst in Verbindung setzte. Bald erschien Herzog Berthold auf der Harzburg und gewiß nicht, wie Lambert meint, durch Zufall. Dem Könige mußte Alles daran liegen, daß die Heereskräfte der Herzoge sich in möglichster Eile sammelten; führten ihm die oberdeutschen Herren, mit denen er sich eben ausgesöhnt hatte und auf deren Bereitwilligkeit er damals zählen zu können glaubte, ihre Schaaren zu, so hatte er die Sachsen weniger zu fürchten, als sie ihn. In wenigen Wochen konnte er an der Spitze eines großen Heeres stehen; seine Sache stand günstig genug, wenn ihm die Sachsen durch Unterhandlungen hinzuhalten gelang, bis die Herzoge zu ihm stießen.

Die Sachsen wußten indessen recht wohl, in welche Bedrängniß sie durch Zögern gerathen würden. Sie stürmten deshalb zu entscheidender That. Fürsten und Bauern griffen zu den Waffen, schaarten sich zusammen und brachen gegen Goslar und die Harzburg auf; bald bezogen sie vor der Burg ein Lager. Nur wenige Tage nach jener großen Tagfahrt — um den 1. August — war der König von einem großen, kriegsgerüsteten Heer in der Harzburg belagert. Der Ungestüm der Bauern war so groß, daß die Fürsten sie nur mit Mühe von einem Sturm auf die Burg zurückhalten konnten.

Die Schnelligkeit der Sachsen hatte den König überrascht, aber er hoffte auch jetzt noch durch Unterhandlungen sie zu beschwichtigen. Von seiner Seite sandte er Herzog Berthold, Bischof Friedrich von Münster und seinen Kapellan Siegfried in das feindliche Lager. Diese Männer, den Sachsen völlig unverdächtig, meldeten im Namen des Königs: er sei über ihre Auflehnung erstaunt, da er sich keines Vergehens gegen sie bewußt sei, welches sie zu einem solchen Schritte berechtigen könne; sie sollten die Waffen niederlegen und ihm ihre Beschwerden vortragen; bereitwillig werde er sie hören und Alles, was nach dem Rathe der Fürsten und seiner Freunde abzustellen sei, abstellen. Zugleich warnten die Gesandten die Sachsen vor einem Unternehmen, welches weit ihre Kräfte übersteige und niemals von den Fürsten des Reichs gebilligt werden könne; sie möchten der Vernunft lieber als dem Zorne Raum geben und die königliche Majestät achten, die selbst die Barbaren für heilig und unantastbar hielten. Auf das Dringendste riethen sie ihnen von den Waffen abzustehen und die Entscheidung eines Reichstags über ihre Beschwerden zu erwarten.

Otto von Nordheim antwortete im Namen der Sachsen: sie seien nicht ausgezogen, um einen Bürgerkrieg zu beginnen, wollten vielmehr dem Könige wie bisher in aller Treue dienen, wenn er sie nicht tyrannisch behandele, nur verlangten sie den sofortigen Abbruch der in ihrem Lande errichteten Burgen; weigere er sich dessen, so wüßten sie den Zweck dieser Festen und würden ihre Freiheit und ihr Eigenthum gegen Jedermann unter Gottes Beistand vertheidigen. Dem Urtheile der anderen deutschen Fürsten, erklärten die Sachsen, würden sie ihre Beschwerden nicht unterwerfen, da es sich lediglich um ihre eigene Sache handele und die anderen Länder des Reichs nicht mit ihnen in gleicher Lage seien. Mit dieser wenig befriedigenden Antwort kehrten die Gesandten

zum König zurück und suchten ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Forderung der Sachsen zu bewegen.

Der König konnte, so gefahrvoll seine Lage war, es nicht über sich gewinnen, in jene Forderung zu willigen; er ergriff vielmehr den Gedanken, sich durch die Flucht der Gewalt seiner Gegner zu entziehen. Wie vor Kurzem von Goslar nach der Harzburg, so wollte er sich jetzt von hier nach Hessen und Franken wenden; dort hatte er zuverlässige Anhänger, dort mußte in kürzester Zeit sich das Reichsheer sammeln. Ließ er wirklich, wie Lambert berichtet, die Unterhandlungen mit den Sachsen noch fortsetzen, so that er es nur, um sie über seine Absicht zu täuschen.

Die Sachsen ahnten, daß der König auf Flucht denke, und hielten deshalb die Wege von der Burg zum Thal besetzt. Aber weithin lag dichter Wald um dieselbe, und alle Pfade, die das Dickicht durchkreuzten, zu beobachten war unmöglich. So gelang es Heinrich zu entkommen. Die Reichsinsignien und einen Theil des Schatzes sandte er unter Bedeckung voraus. Die Harzburg übergab er den muthigsten und ritterlichsten Jünglingen aus seinem Gefolge mit dem Auftrag, sie unter allen Umständen zu behaupten und den Feind möglichst lange über seine Abwesenheit zu täuschen; in ihrer Gewalt ließ er auch den Billinger Magnus. In der Nacht vom 8. zum 9. August brach er dann auf, begleitet von Herzog Berthold, den Bischöfen Ebbo von Naumburg und Benno von Osnabrück nebst einigen anderen Vertrauten. Ein Jägersmann aus der Umgegend führte den kleinen Zug; der Führer kannte Weg und Steg, nicht minder der König selbst, der oft genug in diesen Wäldern der Waidlust obgelegen hatte. Nicht ohne Besorgniß verfolgte man Anfangs die Pfade durch das rauschende Dickicht; selbst als man auf geebnete Wege kam, schwand nicht die Furcht. In der That soll Otto von Nordheim dem Könige einen Hinterhalt gelegt haben, aber durch den Anblick der königlichen Majestät so überwältigt worden sein, daß er trotz seiner überlegenen Streitkräfte von einem Angriffe Abstand nahm. Drei Tage setzte man ohne Unterbrechung die Reise fort; erst am 12. August gönnte man sich in Eschwege einige Ruhe. Ergebene Anhänger schlossen sich nun dem Könige in größerer Zahl an, und es war kein kleiner Zug mehr, der am folgenden Tage in die Abtei Hersfeld einritt. Hier war der König sicher, und schon begann

sich das Reichsheer zu sammeln, theils bei Mainz, theils in der nächsten Umgebung des Klosters.

Niemand empfand tiefer die Schmach der Flucht, als Heinrich; aber er hoffte sie schnell vergessen zu machen und das Reichsheer gegen die Sachsen führen zu können. Blieb diesen seine Flucht auch nur wenige Tage verborgen, so konnte er erwarten sie mit weit überlegenen Streitkräften unvorbereitet zu überfallen und gründlich zu demüthigen. Die Entfernung des Königs wurde aber sofort den Sachsen bekannt. Die Nachricht von derselben erschreckte sie auf das Höchste, da sie einsahen, daß sie es jetzt nicht allein mit Heinrich, sondern auch mit den Fürsten des Reichs zu thun haben würden. Nichts Anderes blieb ihnen übrig, als sich zu einem großen Kampf zu rüsten, und sie thaten es mit allem Eifer. Während die Harzburg belagert blieb, wurde der Aufstand im ganzen Lande organisirt. Man nahm die Güter des Königs in Beschlag, verjagte überall seine Dienstleute und Anhänger. Auch Erzbischof Liemar von Bremen, der gleich seinem Vorgänger mit den Billingern in steter Feindschaft lebte und mit Graf Hermann in offener Fehde stand, mußte das Land verlassen und sich zum Könige flüchten.

Und schon breitete sich der Aufstand auch über Thüringen aus, wohin die Sachsen gleich nach der Flucht des Königs eine Gesandtschaft abgeordnet hatten. Auf einer zahlreich besuchten Tagfahrt auf ihrer alten Dingstätte Triteburg an der Unstrut (unweit Gebesee) hörten die Thüringer das Hülfegesuch ihrer Nachbarn. Gerade in ihrem Lande hatte der König die meisten jener Burgen gebaut, welche die Sachsen fürchteten, und auch sie hatten Beschwerden gegen deren Besatzungen; überdies waren sie auf den König erbittert, daß er die Zehntenforderungen Siegfrieds in letzter Zeit aufs Neue unterstützt hatte. Die Worte der sächsischen Gesandten fanden deshalb zu Triteburg die beste Aufnahme. Jubelnd erklärten die Thüringer, die Sache der Sachsen sei auch die ihre, Gefahr und Sieg wollten sie mit ihren Brüdern theilen, bis zum letzten Athemzuge mit ihnen stehen. Ein Schutz- und Trutzbündniß wurde geschlossen und beschworen.

Auch in Thüringen wurde nun sogleich aller Orten gerüstet. Selbst von den Aebten von Hersfeld und Fulda forderte man, daß sie ihre Vasallen den Aufständischen stellten; weigerten sie sich dessen, so drohte man die Besitzungen der Abteien zu verwüsten. Gegen Erzbischof Siegfried, der sich gerade in Erfurt aufhielt, brauchten die Thüringer Gewalt.

Sie überfielen ihn und nöthigten ihn Geiseln zu stellen; er mußte das Versprechen geben, daß er Nichts offen oder im Geheimen gegen sie unternehmen werde. Eine Zusage wegen der Zehnten scheint man von ihm nicht gefordert zu haben, aber Niemand dachte daran, sie ferner zu zahlen. Bald erschienen Boten des Königs und suchten den eben geschlossenen Bund mit den Sachsen zu trennen; sie fanden kaum Gehör und wurden nur mit Mühe vor Mißhandlungen geschützt. Schon eilten die Thüringer ihren Bundesgenossen zu Hülfe und belagerten mit ihnen die Haimburg bei Blankenburg; als diese nach kurzer Zeit sich ergab, äscherte man sie ein und zog dann gegen die sehr starke Hasenburg bei Nordhausen. Bis zur Werra hin war das ganze Land im Aufstand; es gab hier keine königlich Gesinnten mehr, als die dürftigen Besatzungen in den zerstreuten Burgen.

Indessen hatte sich um den König ein größerer Anhang gesammelt. Kaum war er in Hersfeld angekommen, so eilten die Bischöfe Hermann von Bamberg, Adalbero von Würzburg und andere fränkische Große zu ihm; zugleich sandte Herzog Rudolf mit den rheinischen, schwäbischen und baierischen Bischöfen, die sämmtlich bei Mainz im Lager standen, Botschaft nach Hersfeld und ließ den König fragen, wo er sie empfangen wolle. Heinrich beschied sie nach dem nahen Dorfe Kappel*) und traf hier am 18. oder 19. August mit ihnen zusammen. Die entscheidende Frage war, ob die Fürsten ihm gegen die Sachsen folgen würden. Daß er unter den obwaltenden Umständen ihren Beistand nicht ohne Entgelt gewinnen würde, konnte ihm nicht zweifelhaft sein; er war ihn auch mit dem höchsten Preis zu erkaufen entschlossen.

So schmachvoll Heinrichs Flucht, fast erniedrigender waren doch die Demüthigungen, denen er sich unterwarf, um sich der Beihülfe der Fürsten zu vergewissern. Die Sache des Billingers Magnus war auch die ihre: deshalb hatte Heinrich schon am 15. August auf die Vorstellungen seiner treuesten Anhänger von Hersfeld aus den Befehl nach der Harzburg gesandt, Magnus zu entlassen**). So mochte er hoffen, das gemeinsame Interesse der Fürsten an der Verschwörung zu befrie-

*) Kappel, jetzt Grebenau, drei Meilen südwestlich von Hersfeld.

**) Magnus wird seitdem in den Quellen Herzog von Sachsen genannt; doch war er es damals nur nach Erbrecht, nicht durch königliche Belehnung, die kaum vor 1078 erfolgt sein kann. Auf die weitere Bewegung hat er nicht einen so tiefgreifenden Einfluß geübt, wie man hätte erwarten sollen.

digen und sie damit von dem sächsischen Aufstande zu trennen. Es war ein schweres Opfer, welches er brachte; doch weit mehr noch gewann er seinem stolzen Sinne ab, als er sich Rudolf und den anderen Fürsten zu Füßen warf, als er sie flehentlich bat mit ihm Erbarmen zu haben und ihn in solcher Noth nicht zu verlassen. Nimmer, sagte er, habe er um die Sachsen verdient, daß er ihr Land wie ein Flüchtling unter Schrecken des Todes habe räumen müssen; wie viele Wohlthaten habe er nicht dem Volke, wie viele nicht Einzelnen erwiesen! Aber er sei, fuhr er fort, der von der Gesammtheit der deutschen Fürsten gewählte König, und sie alle treffe die Schmach, die er erlitten; sie würden nicht dulden, daß das herrliche und glänzende Reich, welches sie von ihren Vorfahren überkommen, durch ihre eigene Schwäche und die Bosheit einiger eidvergessener Männer zu Grunde gehe. Es war zu derselben Zeit, daß Heinrich jenen verhängnißvollen Brief an Papst Gregor sandte, dessen wir früher gedachten, in dem er sich als Sünder gegen Gott und den apostolischen Stuhl bekannte und alle Beschwerden desselben zu erledigen versprach. Wir wissen, wie Herzog Rudolf und seine Freunde auf eine Unterwerfung des Königs unter die Forderungen Roms, dessen Verbündete sie waren, längst hinarbeiteten; sie erreichten jetzt, was sie wollten. Jener Brief war ein neues Opfer, welches der König sich auferlegte, um Rudolf zu gewinnen, und findet nur in den Drangsalen jener Zeit seine Erklärung.

Als der König sich so tief vor den Fürsten beugte, sollen sie den Thränen nicht haben gebieten können: und wie hätte der Sohn Heinrichs III. in solcher Erniedrigung nicht ein beweglicher Anblick sein sollen? Jedoch, was er mit allen diesen Opfern, mit diesen Demüthigungen erreichen wollte, erreichte er trotzdem mit Nichten. Man hat wohl behauptet, Rudolf sei von Anfang an mit den Sachsen im Einverständniß gewesen; aber in Wahrheit war ihm, wie den meisten Fürsten des Reichs, ein Volksaufstand, wie er jetzt Sachsen und Thüringen erfüllte, in innerster Seele zuwider. Ueberdies, was kümmerten ihn und seine Freunde die Burgbauten Heinrichs und die wirklichen oder eingebildeten Leiden des sächsischen Volkes? Daß dieses Volk das Urtheil der Reichsfürsten verschmäht hatte, deutete darauf hin, daß es sich äußersten Falles selbst vom Reiche zu trennen entschlossen sei: an der Einheit des Reichs hielten aber die Fürsten des oberen Deutschlands fest, wie sehr sie auch das Königthum von sich abhängig zu machen bemüht

waren. So war denn die allgemeine Meinung der Fürsten, man müsse dem König Beistand leisten, um das Reich nicht zu gefährden, aber eine schleunige Hülfe, worauf es dem Könige besonders ankam, lehnten sie ab. Einige verlangten zwar, man solle mit den bereiten Streitkräften sogleich aufbrechen, um die Rebellen zu züchtigen, doch war dies weder die Ansicht Rudolfs und seiner Freunde, noch die Meinung der Mehrzahl; man beschloß vielmehr das Heer zu entlassen, neue Rüstungen zu machen und am 5. October zu Breitungen*) aufs Neue zusammenzutreten, um dann gegen die Sachsen in das Feld zu rücken. Wenn die Fürsten zur Rechtfertigung dieses Beschlusses behaupteten, sie seien zwar gegen die Polen, aber nicht gegen das tapfere Volk der Sachsen hinreichend gerüstet, so war das nichts als ein leerer Vorwand. Einzig und allein das Mißtrauen gegen den König bestimmte ihren Entschluß. Sie wußten, daß sie seiner nur in der Bedrängniß mächtig seien und ein schnell gewonnener Sieg sein Selbstbewußtsein aufs Neue steigern würde; nur darauf kam es ihnen an, den günstigen Moment zu verlängern, wo der König ihrer bedürfe und sie sich gleichsam als Schiedsrichter zwischen ihn und die Sachsen drängen konnten.

So unzufrieden der König mit dem Beschluß der Fürsten sein mochte, blieb ihm keine Wahl, als sich ihm zu fügen. Als er von ihnen schied, begab er sich in die Gegenden am Main und Rhein und suchte hier — das Einzige, was ihm geblieben war — durch seinen persönlichen Einfluß Freunde zu gewinnen. Er zeigte sich mildthätig, freigebig, reicher noch an Versprechungen, als an Belohnungen, bei denen ihn die eigene Noth beschränkte. Auf seinem Umzug begleitete ihn ein ansehnliches Gefolge, welches den Glanz des königlichen Namens wenigstens äußerlich erhielt.

Inzwischen war auch der Weg der Unterhandlungen mit den Sachsen aufs Neue betreten worden. Der König hatte die Erzbischöfe von Mainz und Köln aufgefordert, sie möchten die sächsischen Großen die Entscheidung ihrer Beschwerden einem Reichstage anheimzustellen vermögen; es war derselbe Vorschlag, den er ihnen durch Herzog Berthold gemacht hatte. Siegfried von Mainz unterzog sich willig dem Auftrag; nur unentschlossen und zögernd lieh Anno seinen Beistand. Man kann glauben, daß der alternde Erzbischof, durch trübe Erfahrungen belehrt, nicht selbst diesmal die Fäden der Verschwörung geschürzt und verknüpft

*) Herrenbreitungen an der Werra.

habe, aber ganz unbekannt mit einem Unternehmen so gefährlicher Art, an dessen Spitze seine nächsten Verwandte und trautesten Freunde standen, kann er unmöglich gewesen sein. Indessen entschloß er sich doch mit Siegfried die sächsischen Fürsten zu beschicken und zu einer Besprechung nach Korvei zum 24. August einzuladen.

Die Häupter des sächsischen Aufstandes erschienen zu Korvei. Auch Siegfried stellte sich ein. Anno war ausgeblieben, hatte aber Boten gesandt, welche seine Zustimmung zu Allem erklärten, was man zum Wohle des Reichs beschließen würde; er versprach für das gemeine Beste keine Mühwaltung zu sparen. Hatte Siegfried im Auftrage des Königs den Tag berufen, so konnte er jetzt kaum noch als Bevollmächtigter desselben gelten; die Thüringer hatten ihn in ihre Gewalt bekommen, und er mußte in ihrem Sinne handeln. Die Lage der Dinge hatte sich in den beiden letzten Wochen völlig geändert, und Siegfried war, wie man weiß, stets den Umständen fügsam.

Wenn die sächsischen Fürsten in Korvei erschienen, so dachten sie doch nicht von fern mehr an eine Ausgleichung mit dem Könige. Das unaufhaltsame Anschwellen des Aufstands und die Weigerung der oberdeutschen Fürsten, ihn sogleich mit Waffengewalt niederzuwerfen, hatten sie in gleicher Weise ermuthigt. Kein anderes Ziel verfolgten sie jetzt, als alle geistlichen und weltlichen Gewalten des Reichs für sich und gegen den König zu gewinnen, dessen Absetzung sie bereits in das Auge gefaßt hatten. Deshalb boten sie Alles auf, um ihm auch den letzten Rest von Achtung zu nehmen, ihn als den sittenlosesten Menschen darzustellen. Kaum waren die Verhandlungen eröffnet, so bezüchtigten sie ihn öffentlich der gemeinsten fleischlichen Vergehen: nicht allein Hurerei und Ehebruch warfen sie ihm vor, sondern auch widernatürliche Befriedigung der Lust und Preisgebung der eigenen Schwester an einen seiner Genossen. Zu allen Zeiten hat sich in solchen Verdächtigungen, deren Ungrund meist unerweislich bleibt, der Parteigeist besonders gefallen, und um so leichter konnten sie in diesem Falle Glauben finden, als der Lebenswandel des jungen Königs keineswegs musterhaft war. Aber ob auch damals von Vielen geglaubt und in weiten Kreisen verbreitet, die schlimmsten jener Anschuldigungen sind weder jemals erwiesen noch an sich wahrscheinlich, und es ist Leichtsinn oder Bosheit, unbegründete Verdächtigungen erbitterter Widersacher noch jetzt für geschichtliche Thatsachen auszugeben.

Wir wissen, was diese Anschuldigungen der Sachsen zunächst be-

zweckten. Sie sollten die geistlichen Gewalten des Reichs vermögen die strengsten Kirchenstrafen über den König zu verhängen, die ihn von der Welt trennen, seine Ehe lösen, die Waffenehre ihm nehmen und vor Allem ihn des Thrones berauben mußten. Vielleicht daß man sich der schmählichen Herabwürdigung Ludwigs des Frommen erinnerte; wenigstens war es ein ähnliches Schicksal, welches man Heinrich zu bereiten gedachte. Wie Siegfried über die Absichten der Sachsen auch urtheilen mochte, auf der Hand lag, daß er, ohne die Fürsten des Reichs und den König selbst zu hören, kirchliche Strafen, wie man sie verlangte, nicht verhängen konnte: er bewog deshalb die Sachsen vor einen großen Fürstentag ihre Anklagen gegen den König zu bringen. Am 20. October — so kam man überein — sollte dieser Fürstentag zu Gerstungen an der Grenze Hessens und Thüringens gehalten werden. Die Sachsen versprachen sich einzufinden, und auch der König sollte, wenn es dienlich erscheine, persönlich zu seiner Rechtfertigung anwesend sein; zu gegenseitiger Sicherheit wollten sie ihm, sollte er ihnen zwölf Geiseln stellen und diese bereits am 13. September zu Homburg an der Unstrut ausgewechselt werden. Unter diesen Bedingungen erklärten sich die Sachsen bereit den Urtheilsspruch der Fürsten abzuwarten, aber sie gingen keine Verbindlichkeit ein, bis zu dem anberaumten Tage Waffenstillstand eintreten zu lassen. Die Kämpfe um die Harzburg und Hasenburg wurden nicht unterbrochen.

Das Abkommen, welches Siegfried getroffen hatte, mochte dem Interesse der Fürsten entsprechen, der König konnte unmöglich in dasselbe willigen; denn es machte die Fürsten zu seinen Richtern, ihn lediglich zu einem Angeklagten, stellte ihn auf ganz gleiche Stufe mit den Rebellen, denen er sogar Geiseln geben sollte, damit sie ungescheut die ungeheuerlichsten Beschuldigungen gegen ihn erheben könnten. Die Frist des Fürstentages war überdies so bemessen, daß die ihm für den 5. October bereits zugesagte Reichshülfe ihre Bedeutung verlor; er wäre entwaffnet worden, während die Sachsen ausdrücklich die Niederlegung der Waffen abgelehnt hatten. So weigerte er sich denn auf das Entschiedenste Siegfrieds Erbietungen anzuerkennen und die Geiseln zu stellen. Dennoch erschien am 13. September nicht allein Siegfried, sondern diesmal auch Anno zu Homburg. Konnten sie auch keine Geiseln des Königs ausliefern, so hielten sie doch an dem Gerstunger Tage fest, forderten die Sachsen auf, dort zu erscheinen, und gaben ihr

Wort zum Unterpfand, daß sie für ihre Sicherheit Nichts zu fürchten haben würden.

Inzwischen hatte der König, gebunden von allen Seiten wie er war, das letzte Mittel ergriffen, um den Sachsen in ihrem Lande beizukommen und den Besatzungen seiner Burgen Erleichterung zu verschaffen: er hatte die alten Feinde des Landes, die Dänen und Liutizen, in die Waffen gerufen. Auch erschien der alte Svend Estrithson, mit dem der König schon vor zwei Jahren Verabredungen getroffen hatte*), wirklich mit einer Flotte an der sächsischen Küste, aber die Dienste, welche Heinrich erwartet hatte, leistete er ihm mit Nichten. Die Dänen wollten nicht gegen die Sachsen kämpfen, und der Alte hielt für das Gerathenste schleunigst nach seinen Inseln heimzukehren, um nicht das Gespött seiner Feinde zu werden. Die Liutizen machten nicht einmal den Versuch eines Angriffes auf die Sachsen. Hatte ihnen Heinrich große Anerbietungen für einen solchen gemacht, so machten die Sachsen ihnen noch größere, wenn sie daheim blieben. Die liutizischen Häuptlinge spalteten sich; einige ergriffen für den König, andere wider denselben Partei. Die Folge war ein langwieriger innerer Krieg, während dessen die Liutizen an eine Einmischung in die sächsischen Angelegenheiten nicht denken konnten.

Des Königs Lage war verzweifelter als je, als der Tag zu Gerstungen näher und näher heranrückte. Der Aufstand in Sachsen und Thüringen gewann mit jedem Tage neue Kraft; die auswärtige Hülfe, auf die er gehofft hatte, war nicht geleistet; das Reichsheer hatte sich weder vollzählig noch schlagfertig gestellt, und immer klarer mußte ihm werden, wie wenig er auf den willigen Gehorsam der Fürsten zu rechnen hatte. Sollte er nun doch Siegfrieds Abkommen gleichsam als einen Rettungsanker ergreifen? Er that es nicht, sondern beschied vielmehr die Fürsten des Reichs zu sich nach Würzburg. Fast vollzählig erschienen sie; selbst Siegfried und Anno fehlten nicht. Im Wesentlichen vermißte man nur die sächsischen und thüringischen Großen, die sich bald darauf nach ihrem Versprechen in Gerstungen einstellten. Ein kampfbereites Heer von vierzehntausend Mann hatten sie dorthin zu den Verhandlungen mitgebracht, der deutlichste Beweis, in welchem Sinne sie dieselben zu führen gedachten.

---

*) Vergl. oben S. 166. 167.

Die zu Würzburg versammelten Fürsten werden den König zu neuen Unterhandlungen aufgefordert haben, und in der That konnte er selbst kaum auf eine andere Auskunft verfallen. Er sandte sofort die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzoge Gottfried, Rudolf und Berthold nach Gerstungen; sie sollten die Sachsen die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen vermögen, sonst ihnen aber ohne Zweifel alles Gute versprechen. Aber kaum traten die Abgesandten des Königs mit den sächsischen Fürsten in Berathung, so erhoben diese von Neuem alle jene abscheulichen Beschuldigungen gegen den König, die sie bereits in Korvei vorgebracht hatten; auf den Knieen flehten sie die Abgesandten an, sie möchten nicht um eines Tyrannen willen sich ihrer gerechten Sache entziehen. Sie fanden nur zu leicht Gehör; vor Allem bei Rudolf, da sie unverhohlen von der Absetzung des Königs sprachen und dem Schwabenherzog mit der Aussicht auf den Thron schmeichelten. Wie sehr er auch betheuern mochte, niemals werde er die Krone annehmen, wenn sie ihm nicht von allen Fürsten, ohne daß ein Makel an ihr hafte, ordnungsmäßig übertragen werde, die Hoffnung auf dieselbe lockte und verführte seinen hochfahrenden Sinn. Nach dreitägigen Verhandlungen kamen die Abgeordneten des Königs mit den Sachsen überein, daß die Absetzung Heinrichs und die Wahl eines neuen Königs in Betracht zu ziehen sei; man beschloß aber die Sache geheim zu halten, bis man auch die anderen Fürsten dafür gewonnen habe.

Niemand wird dieses Verfahren eines Siegfried und Anno, eines Rudolf und Berthold rechtfertigen können, und nicht ohne Befremden sieht man, daß auch ein Mann wie Gottfried bei demselben betheiligt war. Mochten diese Fürsten sich sagen, daß Heinrichs scharfes Auftreten gegen die Sachsen, sein unvertilgbares Mißtrauen gegen die ersten Männer Deutschlands das Reich von Gefahren in Gefahren stürze, daß die Folgen dieses Volksaufstandes unabsehbar seien, selbst eine Zersplitterung des Reichs aus ihm hervorgehen könne: ihr Beginnen blieb Hochverrath und war um so schmählicher, als sie im Auftrage des Königs selbst die Verhandlungen führten. Und womit wollten sie es vollends rechtfertigen, daß sie sich, um den König zu täuschen, sogar den Anschein gaben, Nichts als seinen Auftrag vollführt zu haben? Sie trafen nämlich mit den Sachsen ein Scheinabkommen, durch welches sich diese Weihnachten zu Köln dem König zu unterwerfen versprachen, wofern er ihnen

Straflosigkeit und Abhülfe ihrer Beschwerden verbürge; auch zu einem Waffenstillstand mit den königlichen Besatzungen in ihrem Lande müssen sich die Sachsen durch dieses Abkommen verpflichtet haben.

Nachdem das arge Werk vollendet war, kehrten die sächsischen Fürsten in ihre Heimat zurück, die Unterhändler des Königs zu ihm nach Würzburg. Heinrich trug nicht das geringste Bedenken, jenes trügerische Abkommen zu bestätigen; er ahnte nicht, daß es nur ein Fallstrick war, um ihn desto sicherer zu verderben. Zu Würzburg wurde in aller Form von dem König und den Fürsten des Reichs jener Vertrag genehmigt, der kein Vertrag, sondern Verrath war. Der König entließ darauf das Aufgebot, welches sich zum Kriege gegen die Sachsen gesammelt hatte. So wenig er eine Ahnung von dem Gerstunger Verrathe hatte, fiel ihm doch bald das Verhalten der rheinischen Fürsten auf. Sie zeigten sich in seinem Dienst unwillig und säumig; offenbar hatten Rudolf und seine Genossen sie bereits gewonnen. Der König beschloß deshalb Würzburg zu verlassen und begab sich bald nach dem 1. November auf die Reise nach Baiern. Klarer wurde Heinrich erst die Lage der Dinge, als er sich mit Rudolf und Berthold einige Tage in Nürnberg aufhielt und hier ein verruchter Anschlag an das Tageslicht trat, lediglich darauf berechnet, ihn moralisch zu vernichten, um ihn dann des Throns zu berauben.

Ein gewisser Regenger, der bisher das Vertrauen Heinrichs genossen hatte, wandte sich an Rudolf und Berthold mit den auffälligsten Eröffnungen. Er betheuerte, der König habe ihn und einige andere Höflinge in Würzburg aufgefordert, die ihm verdächtigen Fürsten, namentlich Rudolf und Berthold, zu ermorden; nur an seinem Widerstand sei die blutige That gescheitert und er mit genauer Noth dem Zorne des Königs entgangen, der ihn sogleich habe niederstechen wollen. Regenger erbot sich seine Aussagen durch ein Gottesgericht darzuthun, entweder im Zweikampf gegen den König selbst, wenn ein solcher zulässig, oder gegen jeden anderen Kämpen, den man ihm stellen würde.

Bei dem bösen Gewissen der Herzoge und der steten Besorgniß vor einer Entdeckung ihres Verraths mußten diese Enthüllungen sie in die äußerste Bestürzung versetzen. Sie verließen sofort den Hof und kündigten durch Boten dem König offen den Gehorsam auf. Würde er sich nicht, ließen sie ihm melden, wegen der Anklage Regengers rechtfertigen, so habe er im Glück keine Treue, in der Noth keine Hülfe mehr von ihnen zu hoffen. Ein neuer Bruch zwischen dem König und den Herzogen

lag aller Welt vor Augen; er war schlimmer als je und schien fast unheilbar. Wie die Lage des Königs war, konnte kein Schlag ihn härter treffen: es schien sich Alles zu seinem Untergange zu verschwören, und die Krone wankte sichtlich auf seinem Haupte.

Heinrich begriff ganz die Größe der Gefahr. In Regenger sah er lediglich ein Werkzeug Rudolfs, der sich dieses elenden Menschen bediene, um den lange vorbereiteten Verrath vor der Welt zu beschönigen und ihm durch die abscheulichsten Verläumdungen auch den letzten Rest von Achtung zu rauben; öffentlich vor allem Volk bezüchtigte er deshalb den Schwabenherzog, seinen Schwager, des freventlichsten Ehrgeizes. Der Unterhandlungen, bei denen er zuletzt doch nur der Betrogene der Fürsten war, müde und in jugendlicher Hitze aufwallend, brach er in die Worte aus: „Weg mit dem Wortstreit und allen diesen künstlichen Lügengespinnsten! Nicht mit der Zunge, nein — mit dem Schwert will ich die Lüge strafen. Meiner königlichen Majestät nicht achtend, werde ich selbst mit Herzog Rudolf kämpfen und den Trug enthüllen, mit dem er seine Bosheit zu verdecken sucht. Verliere ich das Reich, so soll mindestens Jedermann wissen, daß ich es nicht durch meine Schuld, sondern durch seine Ränke und seinen Meineid eingebüßt habe.“

Gewiß Nichts wäre dem König erwünschter gewesen, als mit gewaffneter Hand den Verräther zu züchtigen. Aber man erinnerte ihn an das, was er seiner Majestät gegenüber einem Unterthanen schulde. Udalrich von Godesheim, einer seiner vertrautesten Räthe, welcher auch als Mitwisser bei dem Mordplan bezeichnet war, suchte ihn zu besänftigen; er erbot sich gegen Regenger oder jeden anderen Kämpen die Waffen zu führen, um des Königs und seine eigene Unschuld darzuthun. Der König gab nach, und sogleich machte sich Udalrich auf den Weg zu Rudolf. Er erklärte sich bereit die Lügenhaftigkeit Regengers darzuthun, auf welche Weise es dem Herzog beliebe. Rudolf nahm weder das Anerbieten an noch wies er es ab; er erklärte, die Entscheidung der Fürsten darüber abwarten zu müssen.

Daß Regengers Aussagen lügenhaft waren, steht außer Zweifel; fraglich ist allein, ob er aus freiem Antriebe oder auf Anstiften Anderer gegen den König auftrat. Das Erstere ist ebenso unwahrscheinlich, als das Andere wahrscheinlich, wenn auch keineswegs erwiesen. Der König sah Rudolf als den Urheber des Anschlags an, und leicht begreift sich, wie er zu dieser Meinung gelangte. Aber fast ein noch stärkerer

Verdacht ruht auf den sächsischen Fürsten. Ihnen mußte Alles daran liegen, eine neue Wendung Rudolfs und Bertholds auf die königliche Seite, wie sie bei der eigennützigen und unzuverlässigen Politik dieser Männer noch immer denkbar war, unmöglich zu machen; blieben bis Weihnachten ihre geheimen Verabredungen mit den Herzogen ohne Folge, so wurden sie nicht allein vor aller Welt wortbrüchig, sondern geriethen auch in die bedenklichste Lage. Ueberdies konnte einem Manne, wie Otto von Nordheim, dieser Anschlag nur als gerechte Vergeltung für jenen Streich gelten, durch den ihn einst Egino um das Herzogthum Baiern gebracht hatte. Die Sachsen wollten, wie wir wissen, um jeden Preis die Entsetzung des Königs; um sie zu erreichen, hatten sie längst Verleumdungen auf Verleumdungen gegen ihn gehäuft. Ihre früheren Anklagen waren mehr auf die Gefühle der Geistlichkeit berechnet gewesen; diese Beschuldigung konnte am geeignetsten scheinen, um die weltlichen Fürsten für immer von dem König zu trennen. Auch mußten, wenn der Verdacht eines Mordanschlags gegen die ersten Fürsten des Reichs auf dem König haften blieb, um so leichter die früheren Anschuldigungen Glauben finden. In der That sehen wir gleich nach Regengers Auftreten die Sachsen in ihre rheinischen Freunde dringen, die Entsetzung Heinrichs ernstlicher zu betreiben, und bald brachten sie Siegfried dazu, Einladungen zu einem Fürstentage in Mainz zu erlassen, um noch vor Weihnachten über die Zukunft des Reichs Entscheidung zu treffen.

Heinrichs Krone schien zu fallen. Wo hatte er noch auf Hülfe zu hoffen? Allen war er verhaßt oder verdächtig, er selbst mit Mißtrauen gegen Jedermann erfüllt, nach Regengers Verrath selbst gegen seine nächste Umgebung. In solcher Stimmung erfuhr er zu Regensburg, womit man in Mainz umging. Doch auch jetzt dachte er nicht daran, feige seinen Gegnern das Feld zu räumen. Unverzüglich eilte er an den Rhein, um den Verhandlungen in Mainz zuvorzukommen. Als er bis Ladenburg am Neckar gekommen war, unterlag er den Aufregungen und Anstrengungen; eine schwere Krankheit warf ihn nieder, und mehrere Tage konnte er das Lager nicht verlassen. Man fürchtete nicht, man hoffte sein Ende; schloß er die Augen, so schien aller Unfriede im Reiche beseitigt, jedes Zerwürfniß beigelegt. Aber schnell raffte er sich wieder auf. Es war eine Trauerpost für die Fürsten, daß der König den Weg nach Mainz fortsetze und schon gegen Worms vorrücke.

Indessen nun zeigte sich doch, daß er nicht ganz so verlassen war, wie die Fürsten gewähnt hatten und er selbst besorgte. Brach der Adel die Treue, erhob sich das Bauernvolk Sachsens gegen ihn, so erstanden ihm jetzt in den Bürgern der rheinischen Städte opferwillige Anhänger und Freunde. Diese Städter, durch Handel und Gewerbfleiß bereichert, trugen längst mit Abneigung das durch Abgaben drückende und oft sehr launische Regiment ihrer geistlichen Herren. Sehr erwünscht kam ihnen daher das Zerwürfniß, in welches diese Herren mit ihrem König geriethen, und sie schwankten nicht lange, auf welche Seite sie sich zu stellen hätten. Offen erhob sich zuerst Worms gegen seinen Bischof. Sein Name war Adalbert, und er war erst vor wenigen Jahren dem Bruder Herzog Rudolfs gefolgt; wie es scheint, gehörte er zu den nächsten Freunden des Schwabenherzogs, jedenfalls war er für dessen verrätherische Pläne gewonnen. Als der König gegen Worms anzog, traf der Bischof deshalb Vorkehrungen, ihm die Thore der Stadt zu sperren. Er that es zu seinem Unglück. Die Bürger traten seinen Mannen hemmend entgegen, jagten sie aus der Stadt und beschlossen den Bischof selbst in Fesseln zu legen, um ihn dem Könige auszuliefern: nur durch die eiligste Flucht entging Adalbert diesem Schicksal. In kriegerischer Rüstung, in festlicher Pracht zogen dann die Wormser dem König entgegen und holten ihn ein. Ihre stattlichen Waffen, ihre zahlreiche und kräftige Jugend sollten dem Könige zeigen, was er von ihnen zu erwarten habe. Mit ihrem Leibe, mit ihrem ganzen Vermögen versprachen sie ihm zu dienen; bis zum letzten Athemzug gelobten sie treu zu ihm zu halten.

Worms war nicht allein reich und dicht bevölkert, sondern auch stark befestigt und mit allen Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen. Der König übersah, welche Bedeutung die Stadt für ihn hatte, und wählte sie, wie der Geschichtsschreiber Lambert sagt, fortan zum Sitz des Kriegs, zur Burg des Reichs. Von hier war sein Geschlecht ausgegangen: er kehrte gleichsam in die Heimat desselben zurück. Bischof Burchard hatte einst hier die Burg von Heinrichs Ahnen zerstört*); jetzt zog der König in die Burg der Bischöfe ein. Nach Gebühr lohnte er die Treue der Wormser und befreite sie vom Zoll an den königlichen Zollstätten zu Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern.

*) Vergl. Bd. II. S. 232.

In dem denkwürdigen, noch im Orginal vorhandenen Freibrief vom 18. Januar 1074 bekennt er, wie die Wormser in der höchsten Verwirrung des Reichs, als alle Fürsten von ihm abgefallen, ohne Furcht vor Tod und Gefahr ihm treu geblieben, wie sie ihm, da andere Ortschaften die Thore geschlossen, ihre Stadt geöffnet hätten; ihre Treue stellt er anderen Städten als Beispiel vor, damit sie ähnlichen Lohn empfingen.

Die Vorgänge in Worms wirkten in der That auch auf die anderen Städte am Rhein; viele Bürgerschaften wurden hier gegen ihre geistlichen Herren, bald selbst die Kölner gegen Anno schwierig. Die Bischöfe begriffen, daß sie, wenn sie nicht das Schicksal ihres Amtsbruders theilen wollten, sich gegen den König nicht offen erheben dürften. Nicht minder wichtig war eine andere Folge jener Vorgänge, die Vereitelung des Mainzer Tages, auf dem über Heinrichs Krone entschieden werden sollte. Als die Fürsten vernahmen, daß sich Heinrich in Worms festgesetzt hatte, wagten die meisten nicht mehr nach Mainz zu gehen, und die wenigen, welche sich einfanden, zogen alsbald wieder unverrichteter Sache von dannen. Die Absetzung des Königs erfolgte also nicht, wie es die Sachsen gehofft hatten. Weihnachten war nahe, und sie standen als wortbrüchig da, wenn sie sich dann ihm nicht unterwarfen — und wer hätte dies ihnen bei der Lage der Dinge zumuthen können? Wenn sie sich beschwerten, daß sie von den Fürsten des Reichs betrogen seien, hatten sie Recht, nur waren sie selbst durch ihren Scheinvertrag Mitschuldige des Betrugs gewesen.

Der König hatte das Schlimmste zu verhüten gewußt, aber seine Stellung war noch immer trübselig genug. Nichts wäre unzeitiger gewesen, als ein schroffes Auftreten; wie schwer sich die Fürsten gegen ihn vergangen hatten, er mußte sie durch die äußerste Nachgiebigkeit zu gewinnen suchen. Inständigst lud er deshalb die Fürsten des oberen Deutschlands, die sich in Mainz eingestellt hatten und eben nach der Heimat zurückkehren wollten, zu einer vertraulichen Besprechung in Oppenheim ein. So wenig traute man sich, daß man gegenseitig Geiseln verlangte; als sie gestellt waren, fand die Zusammenkunft statt und blieb nicht ohne Erfolg. Der König warf sich den Fürsten zu Füßen, bekannte offen, in jugendlichem Uebermuth und in der Leidenschaft Vieles gefehlt zu haben, und versprach Besserung; fortan werde er handeln, wie es sich für einen Mann, für einen König gezieme, nur sollten sie ihn

in der Noth nicht verlassen, ihm jetzt die Treue bewahren. Die Fürsten wollten von Treue nichts wissen, so lange Regengers Anklage nicht widerlegt sei; sie machten die Entscheidung über dieselbe von dem Ausgange eines Gottesgerichts abhängig, wie es der König und Udalrich von Godesheim früher vergebens gefordert hatten. Willig gab der König hierzu seine Zustimmung. In den ersten Tagen des Januars kam man überein, sollte zwischen Udalrich und Regenger auf einer Rheininsel bei Mainz der Zweikampf stattfinden; siegte Udalrich, so versprachen die anwesenden Fürsten Treue und Gehorsam für alle Folge. Für dieses Abkommen muß der König auch Anno, Siegfried und andere angesehene Männer des Reichs gewonnen haben; von einem Fürstengericht über ihn war nicht mehr die Rede, sondern Alles wurde auf den Ausgang des Zweikampfs gestellt.

Wie wohl dem Könige die Treue der Wormser that, es war doch ein trauriges Weihnachtsfest, welches er damals in ihrer Mitte beging. Nicht allein daß ihm die glänzende Umgebung der Fürsten fehlte und die gewohnten Leistungen für den Hofhalt ausblieben, so daß er Alles in der Stadt kaufen lassen mußte, viel schwerer bedrückte ihn die Gefahr seiner Burgmannen in Sachsen. Nach dem Würzburger Vertrage hatten sie eine kurze Zeit Ruhe gehabt, aber der Kampf entbrannte sehr bald von Neuem. Ein Handel, in den einige ruhmredige Mannen von der Harzburg zu Goslar gerathen waren, bot die Veranlassung. Die Besatzung der Burg — junge, kampflustige Gesellen — war froh, daß sie nun nicht mehr zu feiern hatte; sie trieb den Goslarern ihr Vieh fort und machte mehrere glückliche Ausfälle. Die Sachsen fingen endlich an, um diesem verwegenen Kriegsvolke einen Zügel anzulegen, auf einer gegenüberliegenden Höhe, noch jetzt der Sachsenberg genannt, eine Befestigung anzulegen, welche den Harzburgern vielfach beschwerlich wurde, sie jedoch keineswegs entmuthigte. Schlimmer sah es in der Hasenburg aus. Der Besatzung, von allen Seiten abgeschnitten, gebrach es an den nothwendigsten Lebensmitteln; sie ließ dem König melden, daß sie, wenn nicht bald Hülfe käme, dem Feinde oder dem Hunger erliegen müsse.

Weihnachten ging vorüber, ohne daß sich die Sachsen unterwarfen, ohne daß sie nur den Bruch des Würzburger Vertrags zu rechtfertigen suchten. Schwer mußte es dem Könige fallen, mit diesem treulosen Geschlecht abermals zu verhandeln, aber die Noth der Seinen und die eigene Bedrängniß gewannen auch das ihm ab. Er forderte Siegfried

und Anno auf, sich zu den sächsischen Fürsten zu begeben, um mindestens einen neuen Waffenstillstand zu erwirken. Die Erzbischöfe konnten sich dem Auftrage des Königs nicht entziehen und kamen am 12. Januar 1074 mit den sächsischen Fürsten abermals in Korvei zusammen. Aber sie fanden mit ihrem Auftrage kein Gehör und mußten sogar die bittersten Vorwürfe hören, wie sie mit ihrem ewigen Verhandeln die kostbare Zeit verdürben; nicht um Weibergeschwätz handle es sich mehr, sondern um die Entscheidung des Schwertes. Nicht nur wurde ein neuer Waffenstillstand von den Sachsen abgelehnt, sie hielten auch an jenen Beschlüssen fest, die sie mit Anno, Siegfried und ihren Genossen vordem in Gerstungen gefaßt hatten. In der Woche vom 9. bis 15. Februar, erklärten sie einmüthig, würden sie zu Fritzlar mit den Fürsten, die sich ihnen anschließen wollten, über Heinrich zu Gericht sitzen und, wenn die Beschuldigungen gegen ihn erwiesen werden sollten, einen König nach dem Herzen Aller wählen. Bezeichnend ist, daß sie Fritzlar bestimmten, wo einst der sächsische Heinrich zum König gewählt war; schwerlich dachten sie noch an die Erhebung des Schwabenherzogs, sondern der Sachse Otto von Nordheim war wohl der König, den sie „nach dem Herzen Aller" wähnten.

Die Sachsen waren dreist genug, den König von ihren Beschlüssen in Korvei zu unterrichten und ihn aufzufordern sich persönlich in Fritzlar zu stellen, wenn er sich etwas zu seinen Gunsten davon verspräche; sie verbaten sich dagegen Zwischenträger und Briefe. Unfehlbar beschieden sie auch die Fürsten des Reichs insgesammt nach Fritzlar, doch konnte dies kaum noch Erfolg haben. Die Mehrzahl derselben schwankte unsicher und wagte nicht mehr dem König entgegenzutreten, da ein Gottesgericht für ihn entschieden hatte. Zu dem Zweikampf Regengers war es zwar nicht gekommen, da er wenige Tage vor der angesetzten Frist im Wahnsinn ein furchtbares Ende fand; aber auch dieser Tod galt für ein Gottesurtheil, und die Fürsten erklärten sogar den Reinigungseid, zu dem sich der König erbot, für unnöthig. Die Gewissen waren verwirrt, die Interessen gespalten; die meisten Fürsten hätten sich am liebsten parteilos gehalten und jede Erklärung jetzt vermieden. Aber die Sachsen drängten zu einer Entscheidung, und auch der König sah, daß sie sich nicht mehr verschieben ließ.

Wenige Tage nach den Verhandlungen in Korvei mußte die Hasenburg übergeben werden; sie wurde in Brand gesteckt, der Besatzung

freier Abzug gewährt. Unmittelbar darauf wurde der Spatenberg von den Thüringern belagert, die vorher auch schon Volkrode umschlossen hatten, wo sich seit längerer Zeit die hochschwangere Königin aufhielt. Auf Bitten des Königs suchte sie der Abt von Hersfeld aus der umlagerten Burg nach seinem Kloster zu bringen, und die Thüringer ließen dies willig geschehen. Klar war, eine Burg nach der anderen mußte fallen, wenn der König nicht zur Hülfe eilte. Kam es ferner zu dem Tag von Fritzlar, so stand zu besorgen, daß er zu einer Trennung Sachsens und Thüringens vom Reiche führen würde, wenn sich die anderen Fürsten, wie bereits zu erwarten war, ihn zu beschicken weigern sollten. Der König bot Alles auf, um diesen Tag zu hintertreiben und zugleich seine Burgen zu retten. Um den 20. Januar, bei der strengsten Kälte, verließ er mit allen Streitkräften, die er aufbringen konnte, Worms und nahm seinen Marsch gegen die Sachsen.

Der König hatte, als er aufbrach, alle Fürsten des Reichs zur Heeresfolge aufgeboten. Viele entzogen sich seinem Gebot, namentlich die Herzoge, die Erzbischöfe Anno und Siegfried, die Bischöfe von Straßburg und Worms. Aber die Mehrzahl der geistlichen Herren folgte ihm doch in das Feld, obschon großentheils ohne ihre Vassallen. Als er am 27. Januar nach Hersfeld kam, soll sein Heer etwa sechstausend Mann stark gewesen sein. Trotz seines hastigen, ganz unerwarteten Aufbruchs fand er die Sachsen und Thüringer gerüstet. Sobald sie von seinem Vorrücken Kunde erhielten, besetzten sie die Werragegenden, um ihm den Eintritt in Thüringen zu versperren; hier lagerten sie — vierzigtausend Mann stark, wie man sagte — auf dem rechten Werraufer, Vacha gegenüber. In hellen Haufen waren die Bauern trotz der schneidenden Kälte auf den Ruf des Adels herbeigeeilt.

Heinrich wollte noch einmal jetzt den Weg der Unterhandlungen betreten. Schon am 26. Januar hatte er den Abt von Hersfeld in das feindliche Lager mit der Anfrage vorausgesandt, ob Friedensanerbietungen gehört, königliche Gesandte freies Geleit erhalten würden. Unerwarteter Weise gaben die sächsischen Fürsten eine günstige Antwort: niemals würden sie Gesandte antasten, deren Person ja bei allen Völkern geheiligt sei; noch jetzt würden sie gern das Schwert in der Scheide bergen, wenn ihre Beschwerden Gehör fänden; nur die Noth habe sie zum Kampf getrieben. Wie es scheint, drang besonders Otto von

Nordheim darauf, daß nicht jeder Weg der Verständigung sogleich abgeschnitten würde. Ob er und seine nächsten Anhänger durch Versprechungen vom König gewonnen waren, wie versichert wird, läßt sich nicht entscheiden. Irren wir nicht, so leiteten die sächsischen Großen besonders Rücksichten auf die anderen Fürsten des Reichs: sollten sie sich völlig von ihnen trennen, sich ganz in die Hände der Bauern geben? Eine Zersplitterung des Reichs schien dann unvermeidlich, und mochten das Landvolk lediglich provinzielle Interessen beherrschen, über sie hatte die Idee der Reichseinheit doch unfraglich noch nicht alle Gewalt verloren.

Dem König kam die Antwort der sächsischen Fürsten hocherwünscht, da seine Lage überaus schwierig war. In seinem Heere herrschte Mangel; überdies litten die Seinen schwer durch die Kälte. Die um Hersfeld gelegenen Dörfer wurden geplündert, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse dem Heere zu beschaffen, und der König war außer Stande der Verwüstung zu wehren. Dabei stand er in steter Gefahr, mit weit überlegenen Streitkräften von dem Feinde angegriffen zu werden. Nachdem er Hersfeld verlassen, lag er in den letzten Tagen des Januars bei Breitenbach an der Fulda, nur wenige Meilen von den Sachsen entfernt. Noch trennte sie die Werra, aber sie trug Eis, stark genug, um sie ungehindert zu überschreiten. Schon bereute Heinrich Worms verlassen und sich in diese Gefahren gestürzt zu haben, zumal er unter den Seinen nur geringe Neigung zum Kampfe verspürte. Sofort sandte er deshalb vier Bischöfe an die Sachsen; sie sollten alles Gute versprechen und die Bedingungen hören, unter welchen sich die Sachsen unterwerfen wollten.

Die Bedingungen waren hoch gestellt. Die sächsischen Fürsten verlangten Niederreißung der königlichen Burgen, Gewährleistung ihrer alten Rechte, Ausschließung der Fremden bei Entscheidung ihrer Angelegenheiten, Rückerstattung der vom Könige eingezogenen Güter, Wiedereinsetzung Ottos von Nordheim in das Herzogthum Baiern; die Thüringer suchten sich die Befreiung von den Zehnten noch besonders zu sichern. Ueberdies wurde Amnestie für Alle gefordert, die in diesen Wirren den König verlassen und mit den Sachsen verhandelt hatten, namentlich auch für Anno, Siegfried und Herzog Rudolf. Es zeigt sich hierin, wie die sächsischen Fürsten die allgemeinen Interessen des Reichs doch auch jetzt noch im Auge behielten. Aber anders als sie fühlten die Bauern. Die erneuten Unterhandlungen empörten sie; auch

nicht die höchstgespanntesten Forderungen wären nach ihrem Sinne gewesen; sie glaubten sich von ihren eigenen Fürsten hinter das Licht geführt. Man habe sie zum Kampf entboten, riefen sie tumultuarisch, und sie wollten nun Kampf; sie drangen in Otto den königlichen Namen anzunehmen und sie zum Kampf gegen Heinrich zu führen. Aber, wie sehr sie ihn bestürmten, sie erreichten Nichts, als daß er und die anderen Fürsten dem Abschluß des Friedens nur geneigter wurden.

Auch der König wollte Anfangs auf die Bedingungen, welche gestellt waren, nicht hören. In leidenschaftlicher Erregung verwarf er sie als seiner unwürdig: lieber würde er unter den ungünstigen Umständen das Glück des Kampfes versuchen, als sich so tief demüthigen. Aber er war der Seinen nicht sicher; als er mit dem Heere zur Schlacht ausrücken wollte, weigerten sich die Fürsten an seiner Seite die Waffen zu nehmen. So wurde er in jene harten Bedingungen zu willigen gezwungen; auf Grund derselben überließ er seinen Großen den Frieden zu schließen. Es geschah weder das, was er, noch das, was die sächsischen Bauern wollten, sondern was die Fürsten hüben und drüben verlangten. Funfzehn Bischöfe und alle weltlichen Großen im Lager des Königs begaben sich zu den sächsischen Herren und überbrachten die Einwilligung des Königs in deren Forderungen. Sehr begreiflich ist, daß die sächsischen Fürsten in diese erzwungene Einwilligung Mißtrauen setzten; es kostete nicht geringe Mühe dasselbe zu überwinden, und erst dann gaben sie nach, als man ihnen zugestand, daß der König, wenn er seine Verheißung nicht erfülle, als ein Meineidiger durch Beschluß eines Reichstags entthront werden solle. Darauf zogen die Fürsten, die bisher gegen einander gestanden hatten, vereint nach dem Lager des Königs, welches inzwischen nach Gerstungen an der Werra verlegt war. Er empfing die Großen Sachsens und Thüringens ehrenvoll, bot ihnen den Mund zum Kusse und bestätigte selbst das Abkommen. So wurde am 2. Februar 1074 der Friede von Gerstungen geschlossen, der, so schimpflich er für den König auch war, doch die Kraft des sächsischen Aufstandes brach und Sachsen dem Reiche erhielt. Der Fritzlarer Tag war vereitelt.

Der König entließ sein Heer, nachdem er die Treue der Treuen reichlich belohnt. Er selbst begab sich nach Goslar, um für die Ausführung des Friedens Sorge zu tragen und in Sachsen wieder die königliche Autorität zu zeigen. Inzwischen gebar die Königin im Kloster

Hersfeld am 12. Februar einen Sohn. So schwächlich war das Kind, daß man die Taufe beeilte; sie erfolgte am dritten Tage nach der Geburt. Der Abt und die Mönche waren die Taufzeugen, der Täufer der von den Wenden aus seinem Sprengel vertriebene Bischof Eizo von Oldenburg. Konrad wurde der Knabe nach seinem Großvater genannt; ein längeres Leben als man erwartet hatte, war ihm beschieden, aber die glücklichen Tage Kaiser Konrads hat er nicht gesehen.

Des Königs Erhebung.

Seit der König beim ersten Drohen des Aufstands Goslar verlassen hatte, waren sieben Monate verflossen: welche Fülle von Demüthigungen war seitdem über ihn, den Sohn des mächtigsten Kaisers, gekommen! Wie der Sturm eine Welle des Meeres der anderen zujagt und jede nur schreckbarer und tückischer aufsteigt, so war Leid über Leid auf ihn eingestürmt und hatte ihn in immer finsterer Gestalt umdrängt. Nicht allein das Maß der Gewalt war ihm bestritten, auch seine Ehre und seinen Christennamen hatte man angetastet; bald war die Einheit seines Reichs, bald seine Krone selbst in Frage gestellt worden. Und nicht so sehr die offenen Waffen seiner Feinde hatte er zu fürchten, als die Treulosigkeit an seiner Seite, als den heimlichen Verrath der ersten Fürsten des Reichs.

Selten ist der König eines großen Reichs in hülfloserer Lage gewesen, als dieser junge Heinrich. Nur Unverzagtheit und Klugheit konnten ihn retten, und beide Tugenden hatte er in diesen Wirren in hohem Maße bewährt. So vereitelte er die Tage von Mainz und Fritzlar, wo man über ihn zu Gericht sitzen und über sein Reich verfügen wollte. Aber dessenungeachtet war das Endergebniß in dem Frieden zu Gerstungen eine Niederlage für ihn; er mußte sich in den Willen der Fürsten fügen. Dieser Friede schien einer der glänzendsten Triumphe, welche noch je das deutsche Fürstenthum davongetragen; gegen den König, wie gegen das Volk hatte es ihn durchgesetzt und sich selbst zum Hüter des Vertrags bestellt.

War aber dieser Sieg zu behaupten, der Vertrag durchzuführen? Große Schwierigkeiten zeigten sich sofort, und nicht der König allein war es, welcher sie verursachte. Nicht alle Fürsten hatten zu demselben mitgewirkt, namentlich nicht die oberdeutschen Herzoge, und nicht von

fern war es ihnen genug, daß ihnen Amnestie für ihr Vergehen gegen den König zugestanden wurde. Was sollten diese Herzoge vor Allem dazu sagen, daß sich Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern bedungen hatte? Wahrlich nicht deshalb hatten sie Magnus wieder zu dem Erbe seiner Ahnen verholfen, um Welf, der stets zu ihnen gehalten und mit dem namentlich Herzog Rudolf in der nächsten Verbindung stand, einem Sachsen zu opfern! Hatten die Sachsen ihre Stammesinteressen in den Vordergrund gestellt, so begannen auch die Oberdeutschen ihre Vortheile zu erwägen. Und wie hätte ferner Erzbischof Siegfried ein Abkommen billigen können, welches ihn abermals um die thüringischen Zehnten brachte? Endlich und vor Allem war selbst in Sachsen der Friede keineswegs Allen genehm; den Bauern war er so gut wie dem Könige abgerungen, und sie zeigten bald genug, wie wenig sie sich an ihn gebunden hielten.

Sobald der König in Goslar erschienen war, hatte er Befehl erlassen, daß sofort seine Burgen frei zu geben seien; die Besatzungen sollten sich aller Feindseligkeiten gegen die umwohnenden Bauern enthalten, doch erst nach Erschöpfung der letzten Vorräthe abziehen; die Zerstörung der Burgen sollte dann den Bauern überlassen werden, nicht den sächsischen Fürsten, in deren Hand er seine Festen um keinen Preis geben wollte. Offenbar wollte der König durch diese Maßregel nur Zeit gewinnen, aber die sächsischen Fürsten willigten ein, da ohnehin die Abtragung der Burgen ihnen weniger am Herzen lag, als den Bauern. Vor Allem war Otto von Nordheim mehr auf die Einsetzung in sein altes Herzogthum bedacht, als auf die Abstellung der Beschwerden des Landvolks. Als dann der König auf die Harzburg kam, hier die muthigen Reden seiner jungen Ritter hörte und die Beweise ihrer tapferen Thaten sah, wurde das Herz ihm schwerer und schwerer, wenn er an die Zerstörung der Burgen gedachte, und doch begann das Volk sie immer dringender zu verlangen. Er bat endlich die sächsischen Fürsten zu genehmigen, daß die Ausführung der Friedensbedingungen bis zu einem Reichstage verschoben bliebe; dort möchten die Fürsten in ihrer Gesammtheit entscheiden, wie sie am heilsamsten für das Reich zu bewerkstelligen sei. Er rechnete offenbar auf die Mißstimmung der Oberdeutschen über den Gerstunger Frieden; denn schon warfen diese den Sachsen unzweideutig Verrath am Reiche vor. Dennoch gaben auch diesmal die sächsischen Herren nach, und alle Großen des Reichs wurden zum 10. März nach Goslar beschieden.

Aber die sächsischen und thüringischen Bauern verlangten jetzt nur um so stürmischer das Einreißen der Burgen, vor Allem der Harzburg, und ließen sich von ihren Fürsten kaum noch zurückhalten. Diese riethen dem König Einem aus ihrer Mitte die Harzburg zu übergeben, da sie sich so vielleicht erhalten ließe, doch war hierzu der König am wenigsten zu bewegen. Als nun am 10. März die Fürsten des Reichs nicht zu Goslar erschienen — man scheint ihr Ausbleiben einer Veranstaltung des Königs zugeschrieben zu haben —, brach der lange drohende Sturm der Massen aufs Neue mit aller Gewalt los. Die Bauern eilten zu den Waffen und mahnten die Fürsten an die ihnen beschworene Treue. Niemand konnte der entfesselten Volkswuth wehren, am wenigsten die alten Führer des Aufstands. In hellen Haufen, von den Fürsten selbst geführt, rückte das Volk vor Goslar und forderte den Ruin der Burgen; der König war jede andere Forderung zu erfüllen bereit, diese wies er zurück und berief sich auf die Entscheidung eines Reichstags. Da drang am 11. März das Volk gegen die Pfalz vor; von keiner Verhandlung wollte es mehr hören, entschlossen Heinrich für immer abzusagen und sich einen eigenen König zu wählen, der es zum Kampfe führe.

In diesem entscheidenden Augenblicke beschworen die nächsten Freunde den König nachzugeben; selbst Liemar von Bremen ließ es mit den Bischöfen von Naumburg und Osnabrück, die so viel um seinetwillen erduldet hatten, an eindringlichen Bitten nicht fehlen. Der König hörte endlich auf sie und trat mit den sächsischen Fürsten aufs Neue in Unterhandlung. Er erbot sich die Burgen sofort abtragen zu lassen, verlangte aber zugleich, daß auch die Burgen der sächsischen und thüringischen Großen, soweit sie bei seinen Zeiten gebaut, gebrochen werden sollten. Otto von Nordheim, der zugleich die Rückgabe Baierns nachdrücklich forderte, versprach er binnen Jahresfrist nach der Entscheidung der Fürsten gerecht zu werden; dagegen beanspruchte er die Rückgabe aller königlichen Güter, in deren Besitz sich die sächsischen Großen gesetzt hatten. Im Uebrigen verblieb es bei den Bestimmungen des Gerstunger Friedens. Dies Abkommen befriedigte die Bauern. Ihnen kam alles darauf an, die königlichen Burgen in Schutthaufen verwandelt zu sehen; fielen auch die adeligen Burgen zugleich, so war es für sie nur ein Gewinn mehr. In der That hatten sie vor Allem bei der neuen Wendung der Dinge gewonnen; dem sächsischen Adel legte sie nur Opfer auf, die er aber, in die Gewalt der Menge gegeben, bringen und ertragen mußte.

Nun begann das Werk der Zerstörung. Die Mauern der Harzburg wurden eingerissen, die Wälle abgetragen, die Gräben verschüttet; nur die kirchlichen Gebäude blieben unberührt, der Münster und die für das Domherrnstift bestimmten Baulichkeiten. Der Spatenberg und die übrigen königlichen Burgen wurden bis auf den Grund zerstört. Die sächsischen Fürsten erboten sich die Abtragung zu übernehmen, aber der König übertrug sie seinen Rittern, die sie mit Hülfe der Bauern ausführten. Ebenso fielen auch die in den letzten zwanzig Jahren gebauten Burgen des Adels bis auf einzelne, deren Fortbestand der König ausdrücklich gestattete. Zugleich durchzogen königliche Gesandte das Land, um dem entfremdeten Krongute nachzuspüren, und ruhten nicht eher, als bis sie Alles herbeigebracht hatten.

Noch war man mit diesen Dingen beschäftigt, als der König Sachsen verließ. Mit den bittersten Gefühlen schied er aus den Gegenden, in denen er den größten Theil seiner Jugend verlebt hatte. Wie tief er das trotzige Bauernvolk haßte, ein viel tieferer Ingrimm regte sich doch in ihm gegen die sächsischen Fürsten, deren Treulosigkeit nur ihrer Habgier gleich zu kommen schien. Als er den sächsischen Boden verließ, soll er gesagt haben, niemals werde er zurückkehren, wenn nicht mit solcher Macht, daß er in dem Lande frei nach seinem Willen schalten könne. Am 22. März war er in Fritzlar und nahm dann den Weg nach dem treuen Worms, wo er sich während der Fastenzeit aufhielt. Kaum war er hier angelangt, so erhielt er Nachricht, wie die sächsischen Bauern den Frieden auf das Freventlichste verletzt hatten; sie waren zu einer That geschritten, welche den König im tiefsten Grunde des Herzens verwundete und die er nimmermehr ungerächt lassen konnte.

So lange noch ein Stein auf dem anderen oben in der Harzburg blieb, hatte es dem Volke im Thale nicht Ruhe gelassen; Nichts schien ihm erreicht, wenn dort nicht Alles dem Erdboden gleich gemacht würde. Besonders peinigte der Anblick des Münsters und der anderen kirchlichen Gebäude das Landvolk der Umgegend, dessen Aecker von den Harzburgern so oft verwüstet waren; zu den Domherren, meinte es, würden sich dort doch bald wieder die raublustigen Rittersleute gesellen. So geschah es, daß schon am dritten Tage nach der Abreise des Königs von Goslar die Bauern in hellen Haufen den Berg hinauf stürmten und Alles bis auf den Grund oben zerstörten. Sie raubten, was sie an Werth vorfanden; auch ein Theil des königlichen Schatzes, der zurück-

gelassen war, fiel in ihre Hände. Der Münster, ein prächtiger Bau, aber zu größerer Beschleunigung der Arbeit meist aus Holz aufgeführt, wurde in Brand gesteckt, die Altäre zerschlagen, die Reliquien der Heiligen aus ihren Schreinen gerissen und die heiligen Gefäße geraubt. Selbst die Gräber der Todten schonte man nicht; man erbrach sie und riß die modernden Gebeine hervor. Mit welchen Gefühlen mußte es der König vernehmen, daß Bauernhände an den letzten Resten seines Sohnes und seines Bruders gefrevelt hatten, daß dort, wo seine stolze Harzburg gestanden und er selbst so oft verweilt hatte, Alles nun dem nackten Boden gleich gemacht war. Nur mit Mühe hatte der Abt des benachbarten Klosters Ilseburg einige Reliquien und Todtengebeine gesammelt und in seine Kirche übertragen.

Die Bauern frohlockten, als die letzten Reste der Harzburg vom Erdboden verschwunden waren; jetzt erst glaubten sie die alte Freiheit Sachsens gesichert. Andere Gefühle erfüllten die Fürsten des Landes: sie begriffen sofort, daß der Friede, der von der Zerstörung der Burgen, doch nicht der Kirchen handelte, die Abtragung der Burgen dem Könige, nicht den Bauern anheimgab, freventlich verletzt sei und dieser Friedensbruch das schwerste Unheil auch über sie zu bringen drohe. Die Gesinnung des Königs gegen sie kannten sie nur zu gut und wußten zugleich, wie wenig sie der Mehrzahl der oberdeutschen Fürsten noch trauen durften. Sie schickten deshalb sofort Gesandte an den König, lehnten alle Mitschuld an den letzten traurigen Vorgängen ab, deren Urheber sie zur Verantwortung gezogen hätten, und versprachen ihre eigene Unschuld vor den Fürsten des Reichs zu erhärten. Sie sprachen die Wahrheit, aber der König glaubte weder an ihre Unschuld, noch war er geneigt ihre Rechtfertigung anzunehmen. „Da mir die Ordnungen des Reichs", sagte er, „keinen Schutz gegen den Trotz der Sachsen gewähren, da mir meine Vassallen nicht Beistand leihen, um die Treulosen mit dem Schwert zu züchtigen, nehme ich nothgedrungen meine Zuflucht zu den Gesetzen der Kirche; Gottes Beistand rufe ich an, da mich jede menschliche Hülfe verläßt." Er sandte Botschaft nach Rom und bat Papst Gregor um Beistand gegen das tempelschänderische und kirchenräuberische Volk der Sachsen.

Wir wissen, wie die Sachsen einst entehrende Kirchenstrafen über den König bringen wollten, um ihm das Reich zu entziehen. Als sie bei Erzbischof Siegfried diesen Zweck nicht erreichten, hatten sie sich gleich

nach dem Würzburger Vertrage unmittelbar an den Papst gewendet. Sie werden in Rom dieselben Anschuldigungen gegen den Lebenswandel des Königs haben laut werden lassen, die sie vor den deutschen Bischöfen erhoben, aber sie hatten auch in Rom nicht Gehör gefunden. Der Papst hatte vielmehr die Stellung eines unparteiischen Richters zu behaupten gesucht und die Sachsen wie den König die Waffen niederzulegen aufgefordert, bis seine Legaten in Deutschland zur Herstellung des Friedens erschienen; doch war sein Wort damals gerade von den Sachsen am wenigsten beachtet worden, und jetzt hatten sie selbst eine That begangen, die alle kirchlichen Autoritäten gegen sie aufrufen mußte, alle religiösen Vorstellungen der Zeit verletzte. Was Wunder also, daß der König nun gegen sie die Waffen kehrte, die sie vorher gegen ihn gerichtet hatten und die einmal den Zeitgenossen die schärfsten schienen! Wenn er aber Rom gegen seine Feinde aufrief, betrat er mindestens nicht den Weg der Verdächtigung, sondern berief sich auf offenkundige Thatsachen.

Leicht begreift sich jetzt, weßhalb die päpstlichen Legaten, als sie im April 1074 vor dem König erschienen, ihn so fügsam fanden*). Zwar hatten diese Legaten, die nach der Nachricht von dem Gerstunger Frieden und vor der Kunde von seiner Verletzung Rom verlassen hatten, keinen besonderen Auftrag des Papstes über die Ordnung der sächsischen Wirren, aber in welchem Lichte ihnen dieselben erschienen, mußte dem Könige nichtsdestominder von der größten Bedeutung sein. Wie die Anklagen Heinrichs in Rom aufgenommen wurden, wie die Legaten die deutschen Zustände dort darstellten, ist nicht überliefert; doch steht mindestens fest, daß sich zunächst Gregor der Sachsen in keiner Weise annahm, daß er sie vielmehr dem Zorne des Königs preisgab. Als Bischof Burchard von Halberstadt seine besondere Ergebenheit gegen die römische Kirche damals an den Tag legte, nahm der Papst zwar diese Huldigung willig an, gab aber deutlich genug zu verstehen, daß ihm ganz Anderes am Herzen liege als die Interessen der sächsischen Herren.

Ob dem so war, ließ sich Gregor zu Kirchenstrafen gegen die Sachsen doch durchaus nicht bestimmen. So weit ging seine Dienstwilligkeit gegen den König nicht, daß er den Bannstrahl gegen dessen rebellische

*) Vergl. oben S. 250.

Unterthanen geschleudert hätte. Es ist auffällig genug, daß sich zur Züchtigung des begangenen Kirchenfrevels die deutschen Fürsten weit entschlossener zeigten, als der Papst, daß sie hierzu willig dem Könige Hand und Schwert gegen die Sachsen boten, mit denen sie zuvor wider ihn conspirirt hatten. Erzbischof Siegfried, die Herzoge Rudolf, Berthold, Welf und Gottfried hatten zwar den Gerstunger Frieden ohne Frage von Anfang an offen mißbilligt, und der Bruch desselben war ihnen überaus willkommen, aber unerwartet war doch wohl dem Könige selbst, wie sie jetzt eben so geflissentlich den Hof suchten, als sie ihn sonst mieden. Niemand war abermals diensteifriger, als Erzbischof Siegfried. Er, Herzog Berthold von Kärnthen und viele andere dem Könige überaus verdächtige Fürsten erschienen bereits Ostern 1074 am Hofe, wo sie einen gnädigen Empfang fanden, und selbst Herzog Rudolf stellte sich bald wieder ein, nachdem ihm, wie es scheint, die Kaiserin Agnes die Wege geebnet hatte. Der König sah sich von Neuem von den Fürsten des Reichs umgeben; nur die Sachsen durften sich nicht nahen, und nahmen mit Schrecken wahr, wie Heinrich von Tag zu Tag neue Kräfte gewann.

In die bedenklichste Stellung gerieth damals Erzbischof Anno. Wie er auch über den Frieden und dessen Bruch denken mochte, er stand mit den Führern des sächsischen Aufstandes in zu nahen Beziehungen, als daß er ohne Gefahr an den Hof hätte zurückkehren können. Aber selbst in Köln war er seines Lebens nicht sicher. Er, der so oft seine Stimme für die Freiheit erhoben hatte, galt den Kölnern als ein Tyrann, und sie dachten, seit die Wormser ihren Bischof verjagt und die Stadt dem Könige übergeben hatten, nur daran, wie auch sie sich ihres strengen Gebieters entledigen und Heinrich unterwerfen könnten. Indem die sächsischen Bauern gegen ihren König die Waffen ergriffen, erhoben sich die rheinischen Bürgerschaften für ihn. Es war das erste Zeichen, daß das deutsche Bürgerthum einen selbständigen Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes nahm.

Gleich nach Ostern 1074 brach in Köln der offene Aufstand gegen Anno aus. Die Veranlassung gab, daß die Leute des Erzbischofs das Schiff eines reichen Kaufmanns für den Dienst ihres Herrn beanspruchten, der auf demselben Bischof Friedrich von Münster, seinen Gast, über den Rhein führen lassen wollte. Der Sohn jenes Kaufmanns, ein handfester, herzhafter, in der Stadt sehr beliebter Jüngling, trat mit

Keckheit den Leuten Annos entgegen, sammelte schnell eine Zahl rüstiger Genossen und jagte nicht nur diese Leute, sondern auch den herbeieilenden Stadtvogt mit seinen Schergen in die Flucht. Der Erzbischof war Feuer und Flamme; nach seiner Art brach er in die furchtbarsten Verwünschungen aus und drohte dem verwegenen Burschen mit strenger Züchtigung. Gerade diese Drohungen gaben dem Aufstand erst Bedeutung. Die Bürger zusammt verschworen sich nun gegen den Erzbischof und stellten jenen Jüngling an ihre Spitze, der schon so entschiedene Beweise seines Hasses gegen den Erzbischof und seines Muthes gegeben hatte. Ihnen stand das Beispiel der Wormser vor Augen, doch wollten sie den Erzbischof nicht verjagen, sondern sich seiner Person bemächtigen, um ihn zu tödten. Am Nachmittage des 23. April überfielen sie die erzbischöfliche Pfalz, als Anno dort eben mit Bischof Friedrich beim Mahle saß. Die Pfalz wurde geplündert und ein Mann erschlagen, den man für Anno hielt. Den Erzbischof fand man nicht; er war in dem Getümmel entkommen und hatte sich nach dem Dom geflüchtet, dessen Pforten er sogleich schließen ließ. Die Verschworenen stürmten nun nach dem Dom; aber auch hier entrann Anno noch rechtzeitig und flüchtete sich aus Köln durch eine kleine Pforte, die erst vor wenigen Tagen in die Stadtmauer gebrochen war. Einige Pferde wurden schnell herbeigeschafft, und unter dem Schutz der Nacht gelangte er mit einigen Begleitern ungefährdet nach Neuß.

Sobald die Kölner der Flucht des Erzbischofs sicher waren, wandten sie alle ihre Gedanken auf die Vertheidigung der Stadt. Denn daran zweifelten sie keinen Augenblick, daß Anno alsbald mit einer Heeresmacht gegen sie anziehen würde. In der That erschien er schon am vierten Tage nach seiner Vertreibung wieder vor den Mauern, von einem stattlichen Ritterheere begleitet, zu dem er Alles bis fünf Meilen in der Runde aufgeboten hatte. Da sank den Städtern, so tapfer sie bisher bei den Bechern geredet hatten, gewaltig der Muth. Sie hatten zum König eiligst um Hülfe gesandt, aber der König war weit und die Gefahr nahe. Mit ihren eigenen Streitkräften konnten sie Annos Heer nicht begegnen, zumal in der Stadt keineswegs Ordnung herrschte. Der Pöbel hatte sich, des strengen Herrn entledigt, arge Gewaltthätigkeiten erlaubt. Längst waren den Kölnern die Mönche von S. Pantaleon zuwider, denen Anno nach Vertreibung der alten Benedictiner cluniacensische Ordnungen gegeben hatte; es fehlte nicht viel, daß diese

sämmtlich als Opfer der empörten Menge fielen. So verzagt war in Folge der gewaltsamen Erhebung des Pöbels die Bürgerschaft, daß sie jeden Widerstand gegen Anno alsbald aufgab und ihm Unterwerfung versprach; sie erklärte alle Strafen auf sich nehmen zu wollen, wofern es nur Niemanden an den Hals ginge. Anno verhieß Milde walten zu lassen, und die Bürgerschaft erschien barfuß und in härenen Kleidern vor ihm zu S. Georg, wo er vor den Mauern der Stadt an diesem Tage Messe hielt. So groß war aber die Erbitterung der Ritter gegen die Städter, daß er diese nur mit Mühe vor rohen Gewaltthaten schützte und das Heer noch am selbigen Tage, ehe er Köln selbst betrat, aus Furcht vor einer argen Verwüstung der Stadt entließ. Nur seine unmittelbaren Mannen behielt er bei sich, um mit ihnen am folgenden Tage, nachdem er zu S. Gereon vor den Mauern übernachtet, den Einzug zu halten.

Der Einzug fand statt, doch bemerkte Anno sogleich, daß die Widersetzlichkeit der Kölner keineswegs gebrochen war. Unmittelbar nach dem Einzuge hatte er beim Dome ein großes Gericht über die aufständischen Bürger halten wollen und sie dorthin beschieden; aber Niemand erschien, und er erfuhr, daß in der Nacht zuvor sechshundert der reichsten Kaufleute die Stadt verlassen hatten. Auch am zweiten und dritten Tage stellte sich Niemand vor seinen Richterstuhl. Ein entsetzliches Strafgericht wurde nun, um der Kölner Trotz zu strafen, über die Stadt verhängt; die Mannen des Erzbischofs brachen in die Häuser der Bürger, mordeten, plünderten und sättigten vollauf ihre Wuth. Was schuldig schien und nicht gleich hingewürgt wurde, schlug man in Fesseln und bewahrte es zu grausamer oder schimpflicher Bestrafung auf. So wurde jener Jüngling, der Leiter des Aufstands, nebst Mehreren seiner Genossen geblendet, Andere wurden geschoren und mit Ruthen gepeitscht. Alle Bürger ohne Unterschied erlitten schwere Vermögensstrafen und mußten dem Erzbischof einen Eid leisten, daß sie die Stadt für ihn gegen Jedermann vertheidigen und die flüchtigen Bürger, bis sie ihm Genugthuung geleistet, als erklärte Feinde der Stadt behandeln würden. Die Flüchtlinge zeigten unter solchen Umständen wenig Neigung zurückzukehren; sie zerstreuten sich durch das Trierische und die mittelrheinischen Gegenden. Auch hier verfolgte sie Anno. Als die päpstlichen Legaten nach Köln kamen, sprach er in ihrer Gegenwart den Bann über die Rebellen aus und forderte dann den Erzbischof Udo von Trier brieflich

auf, sie aus seinem Sprengel zu vertreiben, damit die verderbliche Gesinnung dieser Leute nicht wie der Krebs weiter um sich fresse und auch die Trierer anstecke.

Anno hatte über die Kölner gesiegt, aber von seinem Siege blieben traurige Spuren in der Stadt zurück. Köln, bisher nach Mainz die volkreichste unter den Rheinstädten, schien wie verödet, kaum ein Schatten seiner selbst. Die Schuld alles Unglücks wälzten die Bürger natürlich auf den Erzbischof: wie hätten sie auch glauben mögen, daß ohne sein Wissen und Willen jenes Blutbad bereitet sei, mochten er und Andere immerhin geflissentlich diese Meinung zu verbreiten suchen? Von den Bürgern seiner Stadt gehaßt, durch die Verbindungen mit den Sachsen dem König verdächtig, ohne Ansehen bei den Fürsten, die sich wieder dem König zuwandten, hatte der alte Anno fast nirgends trotz seines Sieges eine zuverlässige Stütze, und allgemein fühlte man, wie gefährdet die Macht dieses Mannes sei, der einst über das Reich und die Kirche verfügt hatte. In solcher Noth, wollte man wissen, sei er mit König Wilhelm von England, den er sich früher verpflichtet hatte, in Unterhandlungen getreten und habe ihn aufgefordert sich Unter-Lothringens und der Kaiserstadt Aachen zu bemächtigen, er habe, mit anderen Worten, dem Engländer Hoffnungen auf die deutsche Krone gemacht. Das Gerücht, so wunderbar es war, konnte um so eher Glauben finden, als Wilhelm bereits seit längerer Zeit an der flandrischen Sache einen lebhaften und kaum uneigennützigen Antheil nahm. In der That war die Meinung von Annos Verrath so allgemein verbreitet, daß der König, eben damals zu Regensburg mit Vorbereitungen zu einem Ungarnkriege beschäftigt, eiligst Baiern verließ und seinen Weg nach dem Rheine nahm

Der König feierte das Pfingstfest (8. Juni) zu Mainz, wo sich Erzbischof Siegfried ihn auf das Prächtigste zu bewirthen beeiferte. Als Anno von der Anwesenheit des Königs in Mainz erfuhr, beeilte er sich Boten zu ihm zu senden, um sich gegen die Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche man gegen ihn erhob. Niemals, ließ er melden, werde er das Vaterland einem Fremden verrathen, um eine persönliche Beleidigung zu rächen; sein ganzes Leben müsse ihn gegen solchen Verdacht schützen. Er bat vor dem König persönlich erscheinen zu dürfen, und diese Bitte wurde ihm gern gewährt. Am 1. Juli traf er mit dem König in Andernach zusammen und reinigte sich von der Beschuldigung

des Landesverrathes durch einen Eid; über die anderen Vergehen, welche ihm zur Last gelegt wurden, wollte der König selbst den Schleier der Vergessenheit gebreitet wissen. Heinrich begab sich darauf nach Köln und saß hier am zweiten Tag nach seiner Ankunft zu Gericht. Abermals wurden hier viele Anklagen gegen Anno erhoben, aber sie fanden beim Könige weniger Gehör, als die Vertheidigung des Erzbischofs. Doch verlangte Heinrich von ihm, daß er die Excommunicirten vom Banne löse und den Kölnern Amnestie ertheile, außerdem sechs seiner Vasallen ihm als Unterpfand der Treue stelle. Noch vor Kurzem hatte der König Amnestie den Fürsten gewähren müssen, noch war kein Jahr verstrichen, daß Anno selbst ihn zur Stellung von Geiseln bewegen wollte; jetzt schienen Anno solche Forderungen, von dem König an ihn gestellt, unerhört, und hartnäckig verweigerte er ihre Erfüllung. Es kam zu den heftigsten Auftritten, doch gab endlich der König nach. Lieber, sagte er, werde er in Wohlthaten mit dem Erzbischof wetteifern, als ihm Böses mit Bösem vergelten; wolle derselbe sich fortan treu und ergeben zeigen, so solle er den ersten Platz unter seinen Freunden einnehmen. Offenbar lag dem König Alles daran, Anno auf seine Seite zu ziehen und dessen Interesse von dem der Sachsen zu trennen. Widerstrebend genug mochte Anno die Milde des jungen Königs über sich walten lassen, aber sein starrer Sinn mußte ihr endlich weichen. Sie schieden dem Anscheine nach versöhnt.

Von Köln begab sich der König nach Aachen, um diese Stadt und die Westgrenze des Reichs gegen einen Angriff vom Westen zu sichern. Mochte der Verdacht gegen Anno unbegründet sein, nur zu sehr war zu befürchten, daß die Könige von Frankreich und England die Wirren des Reichs für ihre Absichten benutzen könnten. Besonders scheint die Bewachung der Westgrenze Herzog Gottfried übertragen zu sein, dessen Verhältniß zum König ein immer innigeres wurde. Dieser treffliche Fürst schien eine ähnliche Stellung zu Heinrich gewinnen zu sollen, wie einst sein Großvater Gozelo zu Kaiser Konrad II. Der König verließ bald darauf Lothringen; er wurde nach dem Osten gerufen, wo ein Krieg seiner harrte, bei dem es sich eben so sehr um die Ehre seines Hauses, wie um die Macht des Reiches handelte.

Daß der Krieg gegen Boleslaw von Polen im vorigen Jahr unterblieben war, hatte unmittelbar seine Rückwirkung auch auf Ungarn geübt. Geisa und Ladislaw hatten, im Bunde mit dem Polen, die

Waffen gegen ihren Vetter König Salomo erhoben, den Bundesgenossen und Schwager des deutschen Herrschers. Salomo, der gegen äußere Feinde sich rührig genug bewiesen, war einem inneren Kriege nicht gewachsen, in dem alle Gefühle der Magyaren seine Vettern unterstützten. In offener Feldschlacht überwunden, mußte er mit seiner Gemahlin an die deutsche Grenze flüchten. Kaum wird es seiner und Judiths beweglicher Bitten bedurft haben, um Heinrich zur Hülfeleistung zu bewegen; schon im Juni wollte dieser nach der ungarischen Grenze aufbrechen, als ihn die Vorgänge in Köln nach dem Rhein riefen. Aus Lothringen nach Worms zurückgekehrt, ereilten ihn sogleich neue und dringendere Hülfegesuche Salomos, der ihm nicht allein Tribut, sondern auch die Abtretung von sechs der festesten Grenzburgen Ungarns versprach. Solche Versprechungen, für deren Einhaltung Salomo sogleich zwölf Geiseln stellte, konnten Heinrich nur erwünscht sein, doch hatte er noch andere und stärkere Beweggründe in die ungarischen Angelegenheiten einzugreifen; schien doch das ganze Resultat des glücklichen Feldzugs vom Jahre 1063 vernichtet und der Einfluß des deutschen Reichs im Osten gebrochen, während die polnische Macht hier aufs Neue breiten Raum gewann.

Ohne Verzug bot Heinrich das Reichsheer gegen Ungarn auf. Es war bei den Zerwürfnissen der Zeit nicht zu erwarten, daß die Großen jetzt mit derselben Willigkeit gegen die Ungarn die Waffen ergreifen würden, wie vor elf Jahren, und Heinrich hatte allen Grund, keinen Zwang gegen die Fürsten zu üben. Der Waffenruf des Königs verhallte deshalb fast ungehört. Dennoch brach er mit einem Heere, welches aber fast nur aus niederen, in seinem besonderen Dienst stehenden Mannen bestand, um die Mitte des Augusts von Mainz auf und erreichte bald die ungarische Grenze, wo sich baierische und böhmische Hülfsvölker ihm anschlossen. Auf dem rechten Donauufer rückte das Heer, von Salomo begleitet, bis in die Gegend von Waitzen vor. Man fand hier Alles verwüstet, während Geisa mit seinem ganzen Heere auf der nahen Donauinsel eine unangreifbare Stellung genommen hatte. Hungersnoth und Krankheit brachen in Heinrichs Heere aus; auch er selbst scheint erkrankt zu sein. Nach kurzer Zeit trat er deshalb mit seinen Mannen über Preßburg den Rückweg an, ließ aber Salomo mit den baierischen und böhmischen Truppen zurück. Um den 1. October traf er, von seiner Schwester Judith begleitet, wieder in

Worms ein. Aber auch vom Kriegsschauplatz entfernt, folgte er mit Aufmerksamkeit den ungarischen Angelegenheiten, die sich freilich für Salomo übler und übler gestalteten. In einer blutigen Schlacht völlig geschlagen, mußte er sich über die Donau nach Wieselburg flüchten; diese Feste gehörte zu den Grenzburgen, welche er den Deutschen übergeben hatte. Gegen Ende des Novembers besuchte Heinrich noch einmal die südöstlichen Marken des Reichs, um diese und die anderen Grenzfesten gegen einen Angriff Geisas zu schützen. Salomo scheint in Wieselburg zurückgeblieben zu sein, von wo er später noch einmal einen Versuch auf seinen Thron zurückzukehren machte; auch sein Schicksal hing vor Allem von Heinrichs Glück oder Unglück ab.

Den Blick bald nach Osten bald nach Westen wendend, um die Grenzen des Reichs zu sichern und zu erweitern, hatte Heinrich doch zu keiner Zeit der Rache vergessen, welche die Sachsen mit Recht von ihm fürchteten. Aber er wollte der Ergebenheit der anderen Fürsten erst völlig sicher sein, ehe er einen neuen und, wie er hoffte, vernichtenden Schlag gegen die Sachsen führte. Wie sehr er an Achtung im Reiche gewonnen hatte, zeigte sich im Winter 1074 und 1075, als er Baiern, Schwaben und Franken durchzog. Ueberall fand er jetzt bereitwilliges Entgegenkommen. Als er das Weihnachtsfest zu Straßburg feierte, umgaben ihn die meisten Fürsten des oberen Deutschlands; der Hof zeigte wieder den alten Glanz. Schon damals ging er mit den ersten Männern des Reichs über einen neuen Kriegszug gegen die Sachsen im Geheimen zu Rath, und sie versprachen ihm ihre Dienste; Niemand zeigte sich wunderbarer Weise damals eifriger für die Sache des Königs, als Herzog Rudolf. Ueberall begann man im Reiche und mächtiger, als je, zu rüsten. Den Vorwand gab ein neuer Ungarnkrieg, doch war es kaum Jemand verborgen, daß die Rüstungen den Sachsen galten.

Die sächsischen Fürsten wußten, was ihnen drohte. Wiederholentlich hatten sie bereits Botschaft an den König gesandt und sich zu jeder Genugthuung erboten, welche der Fürstenrath als geziemend erachten würde, doch waren ihre Boten nicht einmal vorgelassen worden. Jetzt wandten sie sich mit den kläglichsten Bitten an Erzbischof Siegfried und andere Herren, um beim König Fürsprache einzulegen; sollten sie ungehört verurtheilt werden, so möchten wenigstens die Fürsten sich nicht

zu blinden Werkzeugen des königlichen Zorns hergeben. Wirklich brachten sie es so zu einer Antwort Heinrichs, aber sie war wenig tröstlich. Seine Gnade, ließ er den Sachsen melden, würden sie nur dann wiedergewinnen, wenn sie sich ihm ohne jede Bedingung ergäben. Als er das Osterfest (5. April) 1075 zu Worms feierte, wies er einige sächsische Herren, die vor ihm erscheinen wollten, sofort sehr ungnädig zurück, und als sich damals an den Erzbischof von Trier bei der Predigt ein sächsischer Mann drängte und ihn aufforderte vor dem Volke ein dargereichtes Blatt zu verlesen, verwehrte es der König auf das Entschiedenste. Das Blatt enthielt einen Nothschrei Sachsens an die deutschen Brüder, und der Ueberbringer beschwor, da er seine Absicht vereitelt sah, laut die versammelte Menge das Sachsenvolk nicht ungehört dem Verderben preiszugeben. Doch seine Worte verhallten wirkungslos; der König hatte schon die Stimmung ganz für sich gewonnen.

Vor Allem war die Lage der sächsischen Fürsten deshalb bedenklich, weil die frühere Einhelligkeit unter ihnen selbst fehlte. Ekbert von Meißen, des Königs junger Vetter, und beinahe das ganze Meißener Land waren in den Händen des Königs; auch die westfälischen Großen waren fast sämmtlich zu ihm übergetreten. Unter den sächsischen Bischöfen harrten mit Wezel von Magdeburg und Burchard von Halberstadt nur noch die Bischöfe von Merseburg und Paderborn aus; die übrigen hatten sich offen dem König angeschlossen oder hielten sich in schwankender Stellung. Ueberdies waren die Bauern schwierig. Sie mißtrauten mit Recht den Fürsten, welche sie dem Könige preisgegeben haben würden, wenn sie sich damit zu retten vermocht hätten, und die Fürsten mißtrauten ihnen mit gleich gutem Grunde; gingen doch selbst Friedrich vom Berge und Wilhelm von Lodersleben bald auf die Seite des Königs über, die Männer, deren Beschwerden hauptsächlich den Aufstand der Bauern entzündet hatten. Kaum auf den dritten Theil jener Streitkräfte konnten die Sachsen noch zählen, die sie einst dem König entgegenstellten.

Die verzagte Stimmung der sächsischen Großen war am Hofe nicht unbekannt, und einige Vertraute gaben dem König den Rath, sich an Erzbischof Wezel und andere gemäßigtere Männer zu wenden, um den Sieg ohne Krieg zu erlangen. In der That ließ der König diesen Verzeihung zusagen, wenn sie sich von seinen Feinden trennten und ihm die Haupturheber des Aufstands, namentlich Bischof Burchard, Otto von Nordheim und den Pfalzgrafen Friedrich auslieferten. Auf einem Tage

zu Goslar wurde über dieses Anerbieten des Königs öffentlich verhandelt. Man wagte nicht es ganz zurückzuweisen, aber man wollte doch nur dann die ersten Männer Sachsens ausliefern, wenn ihr Schicksal von einem Urtheil der Reichsfürsten abhängig gemacht würde. Von einer Bedingung wollte indessen der König Nichts mehr hören, und so blieb der Krieg beschlossen.

Das ganze Reichsheer war aufgeboten; in den ersten Tagen des Juni hatte es sich zu Breitungen an der Werra zu sammeln. Für den glücklichen Erfolg der königlichen Waffen waren Gebete angeordnet, die während der ganzen Dauer des Krieges fortgesetzt werden sollten. Schon strömten von allen Seiten die reisigen Schaaren herbei, als der König zu Worms das Pfingstfest (24. Mai) feierte; nur von wenigen Fürsten war er umgeben, da die meisten bereits auf dem Wege nach Breitungen waren. Zur bestimmten Zeit traf er selbst dort ein und fand ein Ritterheer, so stark und so gut gerüstet, wie seit Menschengedenken es keinem König zu Gebot gestanden hatte. Die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs waren persönlich erschienen; denn der König hatte hierauf das größte Gewicht gelegt, da er den Krieg recht eigentlich als eine Sache des ganzen Reichs ansah. Nur Anno von Köln und Dietwin von Lüttich fehlten von den Bischöfen; nicht ihr Alter hatte ihnen Urlaub erwirkt, sondern Dietwin die Sorge für die Königin, Anno Gewissensbedenken gegen seine nächsten Verwandten die Waffen zu führen, obwohl auch er seine Mannen zum Heere stellen mußte. Selbst den alten und lahmen Abt Widerad von Fulda schaffte man auf einem Wagen herbei. Kürzlich hatte ihn ein Schlaganfall getroffen, der sich bei der Unruhe des Lagerlebens sogleich wiederholte; man brachte ihn nach Hause, wo er nach wenigen Wochen starb. Alle deutschen Stämme — selbst Sachsen fehlten nicht — mischten sich im Heere des Königs, und neben den Deutschen sah man die Schaaren des Böhmenherzogs; dieser war damals der treueste Bundesgenosse des Königs und hatte ihm noch kürzlich in Ungarn zur Seite gestanden.

In dem königlichen Lager herrschten Muth und Siegesvertrauen, anders stand es auf der sächsischen Seite. Als auf die letzten Anerbietungen des Königs die Antwort erging, hatte man bereits geringe Aussichten auf eine günstige Aufnahme derselben gehegt. Ueberall berieth man deshalb, was in dieser Noth zu thun sei, und stellte öffentliche Fasten und Betfeste an, um den Zorn Gottes zu versöhnen.

Man beschloß endlich, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, sich bewaffnet zu derselben Zeit bei Lupnitz (Groß-Lupnitz zwischen Eisenach und Langensalza) zu sammeln, wo der König das Lager zu Breitungen — wenige Meilen von Lupnitz entfernt — beziehen würde, inzwischen aber die Verhandlungen mit den oberdeutschen Fürsten fortzusetzen. Aber es war unmöglich, das Ohr dieser Fürsten zu gewinnen; der König hatte ihnen einen Eid abgenommen, sich in keine Unterhandlungen mit den Sachsen einzulassen, ehe nicht die ihm und dem Reiche angethane Schmach vollauf gebüßt wäre. Immer klarer wurde, wie der Kampf unvermeidlich sei, und die Sachsen unterließen nicht ihre letzten Kräfte zusammenzuraffen. Die Fürsten rüsteten sich auf das Sorgfältigste; auch brachte man eine große Zahl von Bauern abermals in die Waffen. Es hob nicht wenig den Muth, daß damals Gesandte von dem Polenherzog und den Liutizen erschienen und bedeutende Hülfeleistungen entweder gegen den König oder gegen die Dänen, von denen ein neuer Einfall gefürchtet wurde, in Aussicht stellten.

Als der König zu Breitungen eintraf, hatten die Sachsen Lupnitz noch nicht erreicht, ja nicht einmal die Unstrut überschritten, aber er erfuhr durch Kundschafter, daß das feindliche Heer im Anmarsch, daß es zahlreich und wohlgerüstet sei. Die Stimmung der Fürsten an der Seite des Königs war die beste. So gefürchtet die sächsischen Schwerter waren, glaubten sie doch selbst gegen eine Uebermacht der Feinde bestehen zu können; denn dort seien zum großen Theil Bauern, welche nur der Zwang in den Kampf treibe, auf ihrer Seite Ritter, die das ganze Leben im Waffenhandwerk zugebracht hätten, das erlesenste Kriegsvolk der Welt. Mehr als den Kampf besorgte der König, daß durch die Bitten und verführerischen Worte der Sachsen diese Stimmung seiner Fürsten sich ändern könne; er beschloß deshalb die Entscheidung möglichst zu beeilen. Am 8. Juni brach er mit dem Heere von Breitungen auf und rückte den Sachsen entgegen. An diesem Tage kam man bis Ellen (Ober-Ellen westlich von Eisenach), zog am folgenden Morgen eiligst weiter und langte früh am Vormittag bei Behringen an, einem Dorfe auf halbem Wege zwischen Eisenach und Langensalza. Der König ließ hier ein Lager aufschlagen und begab sich, überaus erschöpft, ein wenig zur Ruhe, als Herzog Rudolf stürmisch in sein Zelt drang und die Meldung brachte, daß die Sachsen nicht fern seien und sich sorglos beim Becher und beim Spiele vergnügten. So war es in der That.

Auf ihrem Marsche waren sie bis an die Unstrut gekommen und hatten auf beiden Seiten des Flusses unweit Nägelstädt und Homburg*) ein Lager bezogen; sie waren ziemlich sorglos, weil sie den König noch bei Breitungen glaubten.

Als Herzog Rudolf diese Botschaft dem König brachte, forderte er ihn auf, sogleich den Feind anzugreifen: derselbe sei völlig unvorbereitet, und den größeren Theil des Tages habe man noch vor sich. Auf das Lebhafteste dankte der König dem Herzog für die Nachricht und seinen Rath; niemals, sagte er, werde er ihm diesen Dienst vergessen. Beide eilten dann aus dem Zelt und ließen sogleich das Zeichen zum Kampfe geben. In kürzester Frist schimmerte die ganze Ebene im Waffenglanze und waren die Schaaren des Königs geordnet. Das Vordertreffen bildeten die Schwaben, von Herzog Rudolf geführt; sie behaupteten ein Ehrenrecht auf den ersten Angriff zu haben. Auch die anderen Züge waren nach Volksstämmen geordnet; nur den fünften, den der König selbst führte, bildete eine Auswahl heldenkühner Jünglinge aus verschiedenen Theilen des Reichs. Im Hintertreffen standen die Böhmen. Die Anordnung des Heeres war noch wesentlich dieselbe, wie an jenem Tage, da Otto I. die Ungarn auf dem Lechfelde schlug**).

Erst als die Ritter des Königs, die mit großer Schnelligkeit vorrückten, sich der Unstrut näherten und man dichte Staubwolken im Lager diesseits des Flusses aufwirbeln sah, wurden die Sachsen inne, vor welcher Gefahr sie standen. Ein panischer Schrecken ergriff sie. In wahnsinniger Wuth schrie Alles zu den Waffen und wappnete sich ohne Ordnung. Die Fürsten, ihre Mannen und Alle, die Pferde hatten, stürzten sich aus dem Lager und stürmten in einem dichten, verworrenen Knäuel ohne Kampfzeichen und ohne Befehl auf die Schwaben los. Unweit von Homburg kam es darauf zu einem blutigen Handgemenge. Die Schwaben wankten anfangs, aber Herzog Welf mit den Baiern eilte ihnen zu Hülfe, und heißer entbrannte der Kampf, mit gesteigerter Wuth erneuert. Bald versagten die Speere den Dienst, und man griff zu

*) Homburg liegt etwas nördlich von Langensalza, nahe dem rechten Ufer der Unstrut, Thamsbrück gegenüber. Nägelstädt und Thamsbrück sind wegen des blutigen Kampfs vom 27. Juni 1866, der auf demselben Felde geschlagen wurde, neuerdings vielfach genannt worden. Später bestand zu Homburg ein Kloster; ob schon zu Heinrichs Zeit, ist ungewiß.

**) Man vergleiche Bd. I. S. 421. 422.

den Schwertern. Gerade in dieser Streitart waren die Sachsen vor Allem Meister, wie sie denn meist mit zwei oder drei Schwertern umgürtet auszuziehen pflegten. Auch diesmal führten sie meisterliche Streiche, unter denen viele vornehme Baiern und Schwaben verbluteten. Es blieben auf dem Kampfplatze der schwäbische Graf Engelbert, mit ihm Eberhard und Heinrich, die Söhne jenes Eberhard von Nellenburg, der damals der vertrauteste Rathgeber des Königs war. Markgraf Ernst, der so oft rühmlich sein Oesterreich gegen die Ungarn vertheidigt hatte, wurde tödtlich verwundet und starb am Tage nach der Schlacht. Mehr als ein Mal gerieth Herzog Rudolf selbst in die äußerste Gefahr, vornehmlich als Markgraf Udo von der Nordmark einen kraftvollen Streich auf sein Haupt führte; nur die feste Rüstung rettete das Leben des Schwabenherzogs.

Trotz der erheblichen Uebermacht ihrer Gegner wußten sich die Sachsen gut zu behaupten. Auch war auf ihrer Seite der Verlust weit geringer, als im Heere des Königs; von den sächsischen Fürsten fiel im Kampf nur Einer, Graf Gebhard von Supplinburg, dessen Sohn Lothar noch dereinst die Kaiserkrone gewinnen sollte. Vor Allem glänzte in Mitte der Sachsen an diesem Tage durch Tapferkeit und Umsicht Otto von Nordheim, von einer Schaar kühner Jünglinge umringt. Bald war er vorn in den Reihen, jeder Gefahr verwegen in das Auge blickend, bald hinten, um die Ermatteten in den Kampf zurückzuführen. So hielt er die Schlacht bis um die zweite Stunde nach Mittag, und schon begannen die Baiern und Schwaben zu weichen. Nun aber erschienen auch die Franken auf dem Kampfplatze: hier fiel eine Schaar unter dem Grafen Hermann von Gleiberg den Sachsen in die Flanke, dort brachen die Bambergischen Vassallen in ihre Reihen. Und schon rückten auch Herzog Gottfrieds und des Böhmenherzogs Züge heran, als die Sachsen bereits ihre Kräfte ermatten fühlten und sich zur Flucht wandten. Vergebens suchte sie Otto zu halten. Mit verhängten Zügeln sprengten Alle davon und jagten dem Lager zu, wo die zurückgebliebenen Bauern in größter Seelenangst den Ausgang des Kampfs erwarteten.

Die Schlacht war vom Heere des Königs gewonnen, und vom Siege wandte es sich sogleich zur Verfolgung. Es drängte den Flüchtigen auf den Fersen nach und stand so bald vor dem Lager, daß an dessen Vertheidigung nicht mehr zu denken war. Ohne Widerstand zu finden drangen die Königlichen ein; doch spornstreichs jagten schon nach

der anderen Seite die sächsischen Herren mit ihrem berittenen Gefolge davon. Sie wurden ohne Aufenthalt etwa zwei Meilen im Umkreis verfolgt, aber ohne Erfolg. Die Schnelligkeit ihrer Pferde, die genaue Kenntniß der Gegend, die dichten Staubwolken weit und breit retteten sie vor den verfolgenden Feinden. So entkamen die Fürsten und vornehmen Herren fast sämmtlich über die Unstrut; nur zwei Männer von niederem Adel fanden bei der Verfolgung den Tod. Ein um so furchtbareres Blutbad war über die niederen Leute verhängt worden. Alle, die sich im Lager vorfanden, wurden von den eindringenden Rittern niedergemetzelt; man rächte es blutig, daß sich die Bauern Waffen zu tragen erlaubt hatten. Manche suchten durch die Flucht ihr Leben zu retten, aber auch sie fanden meist in dem nahen Flusse ihr Grab. Gegen achttausend vom sächsischen Volke sollen das Leben an diesem Tage eingebüßt haben. Empörend vor Allem war, daß die Thüringer die sächsischen Flüchtlinge, welche dem Tode entronnen auf ihren Aeckern umherirrten, überfielen, plünderten und über ihre Grenzen jagten; sie mochten den Zorn des Königs so von sich und ihrem Lande abzuwenden hoffen.

Mit dem einbrechenden Dunkel ließ das Reichsheer von der Verfolgung der Feinde ab und kehrte nach dem sächsischen Lager zurück, welches der Plünderung preisgegeben wurde. Man fand nicht allein Lebensmittel für lange Zeit, sondern auch eine große Menge von Gold, Silber und Prachtgewanden. Die sächsischen Herren hatten sich auf eine lange Heerfahrt eingerichtet, und so schnell war der Kampf entschieden! Der König selbst zog kurz nach Sonnenuntergang wieder in sein früheres Lager ein; ihn geleitete der Siegesjubel der Seinen, und seine Brust hob das Bewußtsein eines großen, alle Hoffnungen weit überflügelnden Erfolges. Welche Drangsale hatte ihm dieses Volk bereitet, welches nun das Schwert so scharf und so gründlich gezüchtigt hatte! Die Leiden zweier Jahre schienen durch das Glück weniger Stunden aufgewogen.

Noch einige Tage verweilte der König auf dem Kampfplatz. Er sorgte für die Bestattung der Todten, für die Heilung der Verwundeten und erwog vor Allem das Ergebniß des Kampfes. So folgenreich es war, zeigte sich bald, daß der König den Sieg theuer erkauft hatte — den Verlust des Reichsheers schlug man auf tausend fünfhundert Mann an — und die Feinde doch nicht völlig vernichtet waren. Der Theil des sächsischen Heeres, welcher die Unstrut noch nicht überschritten

hatte und jenseits lagerte, war von dem Kampf gar nicht berührt worden; zu ihm sammelten sich bald die in der Schlacht zersprengten Fürsten und Ritter, und das Wichtigste schien, daß die Hauptanstifter des Aufruhrs entkommen waren und den Krieg fortzusetzen entschlossen schienen. Der König besorgte, daß die Gräuel des inneren Kriegs schwer auf die Gewissen der Seinen fallen möchten, und es gab in seinen Augen nur ein Mittel zur Beschwichtigung solcher Bedenken bei der Menge, wenn er dem Kampf einen religiösen Charakter zu leihen vermochte. Vergebens hatte er den Papst zu Kirchenstrafen gegen die Rebellen aufgefordert; williger zeigte sich jetzt Siegfried von Mainz, mindestens nahm er keinen Anstand über die thüringischen Herren den Bann auszusprechen. Mitten im Lager, noch auf dem Kampfplatz verkündete er in höchst ordnungswidriger Weise die Excommunication gegen diese seine und des Königs Feinde; der Vorwand bot ihm der Angriff, den diese Herren im vorigen Jahre auf sein Leben zu Erfurt gemacht hatten, die Rechtfertigung eine angebliche Erlaubniß des Papstes, den Bann über die Thüringer, wann und wie es ihm beliebe, zu verhängen. Allerdings war Siegfried vor wenigen Wochen in Rom gewesen, aber wir sind nicht unterrichtet, ob er wirklich damals eine so unbeschränkte Erlaubniß vom Papste erwirkte.

Nachdem die Kirchenstrafen über die Thüringer verhängt waren, durchzog das Reichsheer verwüstend Thüringen und wandte sich dann nach den Harzgegenden. Nichts wurde geschont, selbst nicht die Kirchen und das Kirchengut, und gerade die Bischöfe im Reichsheere waren es, die am wenigsten der Verwüstung des geistlichen Eigenthums steuerten. Man machte in dem reichen Lande unermeßliche Beute; trotzdem wurde die Verpflegung des Heeres bald schwierig, da die dürftige Ernte des vorigen Jahres verbraucht war und das neue Getreide noch auf dem Halm stand. Gern hätte der König die Sache schnell beendet, und wiederholentlich sandte er Boten an die sächsischen Fürsten mit der Aufforderung, sich jetzt gutwillig zu unterwerfen. Diese Aufforderungen hatten hier und da Erfolg. Bischof Werner von Merseburg gab sich in die Hand des Königs und wurde dem Abt von Lorsch zur Bewachung anvertraut. Auch Markgraf Udo von der Nordmark stellte sich; er wurde freigegeben, da er seinen Sohn als Geisel bot. Der alte Markgraf Dedi von der Ostmark lag schwer erkrankt darnieder; seit dem Gerstunger Frieden hatte er sich parteilos gehalten, aber seine Gemahlin,

die ehrgeizige Adela, hielt es doch für gerathen, ihren etwa fünfjährigen Sohn Heinrich als Geisel dem König zu senden; mit Udos Sohn wurde der Knabe einem fränkischen Ritter Eberhard zur Obhut übergeben. So waren mindestens die sächsisch-thüringischen Marken sämmtlich dem Könige wieder unterworfen, aber der Aufstand hatte damit noch keineswegs sein Ende erreicht.

Otto von Nordheim, die Billinger, der Pfalzgraf Friedrich, Bischof Burchard waren nicht geneigt ihre Häupter dem Zorn des Königs, den gerade sie vor Allen gereizt hatten, ohne irgend eine Bürgschaft preiszugeben; sie erboten sich dagegen einem Gericht der Fürsten ihre Freiheit und ihr Leben anheimzustellen, indem sie ohne Zweifel hierdurch die Stimmung ihrer Standesgenossen für sich zu gewinnen hofften. Alle Anerbietungen des Königs wiesen sie deshalb entschieden zurück, selbst als er ihnen durch Siegfried und andere Fürsten baldige Befreiung aus der Haft, die Erhaltung ihrer Güter, Lehen und Aemter zusagen ließ. Am hartnäckigsten widersetzte sich Bischof Burchard der Unterwerfung; er war es auch, der den ziemlich zaghaften Wezel von Magdeburg auf der Seite der Aufständischen hielt. Als der König bis nach Goslar und Halberstadt vordrang, sammelten sich Otto von Nordheim, Burchard und ihre Genossen um Magdeburg und besetzten hier alle festen Punkte; sie werden hier einen neuen Angriff erwartet haben.

Aber der Mangel im Heere des Königs war schon so groß, daß er an die Auflösung desselben denken mußte. Um den 1. Juli trat er deshalb den Rückweg an und führte seine Schaaren schnell durch Thüringen nach Eschwege an der Werra, wo er sie entließ. Zugleich kündigte er einen neuen Kriegszug gegen die Sachsen auf den 22. October dieses Jahres an; an diesem Tage sollten sich die Fürsten mit ihren Schaaren zu Gerstungen sammeln. Die Fürsten versprachen es auf das Bestimmteste, vor Allen diensteifrig zeigte sich Herzog Gottfried, da ihn der König sich so eben in besonderer Weise verpflichtet hatte. Nach dem Tode Dietwins hatte nämlich der König das reiche und mächtige Bisthum Lüttich dem Verduner Domherrn Heinrich, einem Sohne des Grafen Friedrich von Toul und nahen Blutsverwandten Gottfrieds, nach dessen Wünschen verliehen. Nach der Auflösung des Heeres begab sich der König nach Worms und belohnte reichlich seine Vassallen, um sie für weitere Dienste nur noch williger zu machen.

War Sachsen auch nicht ganz unterworfen, mit ganz anderer Macht

kehrte doch der König nach Worms zurück, als er es verlassen hatte, und selbst seine Widersacher mußten bekennen, daß er nicht nur Entschlossenheit, sondern auch eine Umsicht in diesen Wirren bethätigt hatte, wie sie von einem fünfundzwanzigjährigen Jüngling kaum zu erwarten war. Der königliche Name, so schmählich herabgewürdigt, gewann von Neuem Ansehen und Bedeutung.

Die Unterwerfung der Sachsen.

Nach dem Abzug des königlichen Heeres pflogen die Sachsen und Thüringer, welche sich noch nicht unterworfen hatten, vielfache Berathungen über die Maßregeln, welche sie jetzt zu ergreifen hätten. Aber bald wurde klar, welches Mißtrauen die Aufständischen bereits gegen einander hegten; aller Orten fehlte die Eintracht, Hader erwuchs aus Hader. Die Fürsten warfen den Bauern vor, in der Schlacht unthätig geblieben zu sein, die Bauern den Fürsten, sie schutzlos nach der Schlacht den Schwertern der Feinde überliefert zu haben; auch wollten die Sachsen mit den Thüringern nichts mehr gemein haben, welche sich ihre flüchtigen Landsleute zu plündern nicht gescheut hatten. Nur mit der größten Anstrengung verhinderten Otto von Nordheim und Burchard von Halberstadt, daß es bei den Zusammenkünften nicht zu den wildesten Ausbrüchen der Zwietracht kam, die Aufständischen nicht gegen einander die Schwerter zückten. So sehr die Bauern vordem zum Kriege gedrängt hatten, so heftig verlangten sie jetzt nach dem Frieden; sie wollten ihre Ernten nicht dem Heere des Königs preisgeben, ihre Häuser und Scheuern nicht niederbrennen lassen und hegten zu dem Ausgang eines neuen Kampfes wenig Vertrauen. So aufgeregt war ihre Stimmung gegen die Fürsten, daß diese von den eigenen Landsleuten gebunden und dem König überliefert zu werden besorgten. Nur dadurch ließ sich die Masse endlich beschwichtigen, daß die Fürsten Alles aufzubieten versprachen, um den Frieden herzustellen, ehe ein neues Kriegswetter losbräche.

Keinen besseren Fürsprecher konnten die aufständischen Fürsten, wenn es ihnen wirklich um den Frieden zu thun war, bei dem Könige finden, als Liemar von Bremen, den immer Getreuen. Von Markgraf Udo begleitet, begab sich der Erzbischof nach Worms und beschwor den König Sachsen mit einem neuen Kriegszuge zu verschonen; die Aufständischen

seien sich zu unterwerfen bereit und wollten, wenn sie nur nicht am Leben und der Freiheit gestraft würden, sich jeder Buße nach dem Urtheil der Reichsfürsten unterziehen. Der König, der durchaus unbedingte Unterwerfung verlangte und ohne einen neuen Heereszug sie nicht zu erreichen hoffte, gab eine ablehnende Antwort. Ohne die Fürsten, erklärte er, könne er über Krieg oder Frieden Nichts entscheiden; am 22. October kämen jene zu der neuen Heerfahrt nach Gerstungen, dort möchten auch die Sachsen, wenn sie ihre Auflehnung gegen das Reich bereuten, sich einstellen, um die gebührende Strafe zu empfangen. Diese Antwort war für die sächsischen Fürsten wenig tröstlich; dennoch gaben sie die Hoffnung nicht auf, einen neuen Kriegszug noch abzuwenden. Sie schickten dieselben Gesandten in Begleitung des klugen Hezilo von Hildesheim abermals ab und erklärten sich zu jeder Genugthuung bereit. Schon führten die Gesandten die Geiseln mit sich, die sie dem Könige stellten wollten. Auch die Fürsten am Hofe sollten sie zu gewinnen suchen und überhaupt Nichts unterlassen, um der Fortsetzung des Krieges vorzubeugen. Sie fanden den König nicht mehr in Worms, der sich wahrscheinlich mit Absicht diesen Verhandlungen entzog, bei denen er doch nur aufs Neue betrogen zu werden besorgte.

Mit einem kleinen Gefolge, welches nur aus dem Grafen Hermann von Gleiberg und 500 Rittern bestand, war Heinrich nach Böhmen aufgebrochen und wollte von dort, wie er mindestens selbst angab, nach Ungarn ziehen. In der That scheint dies zuerst seine Absicht gewesen zu sein. Seit einigen Monaten schwebten nämlich Unterhandlungen über die Herstellung des Friedens zwischen Geisa und Salomo, die Papst Gregor wohl auf Antrieb der Judith-Sophia und ihrer Mutter Agnes angeregt hatte. Der Papst faßte dabei eine Theilung der Regierung in Ungarn in das Auge, wollte aber zugleich eine ausdrückliche Anerkennung der Oberherrschaft Roms über das Reich des heiligen Stephan erlangen. Bei diesen Unterhandlungen mitzuwirken, um die Rechte des deutschen Reichs und seines Schwagers zu wahren, mußte dem König von der größten Wichtigkeit sein, und sehr glaublich ist, daß er sich zu dem Ende, wie er verlauten ließ, nach Ungarn begeben wollte. Aber die Verhandlungen blieben ohne Erfolg, und Geisa ließ sich noch in demselben Jahre zum König krönen *). Unter diesen Umständen konnte

*) Die Krone scheint Geisa aus Constantinopel vom Kaiser Michael Dukas

Heinrich für den Augenblick nicht in die ungarischen Wirren weiter eingreifen, zumal er ohne ausreichende Streitkräfte war und die Zeit heranrückte, wo das Reichsheer gegen die Sachsen wieder zusammentreten sollte. Dagegen unternahm er, von dem Böhmenherzog unterstützt, damals einen Heereszug, dessen Veranlassung ziemlich dunkel ist, der aber wohl keinen anderen Zweck haben konnte, als die sächsisch-thüringischen Marken gegen einen Angriff des Polenherzogs zu sichern.

Man weiß, wie der zweite Boleslaw in den Fußtapfen des ersten wandelte und das glorreiche Reich desselben sich herzustellen bemühte: wie hätte er da nicht daran denken sollen, auch jene deutschen Marken, die einst sein Vater besessen, aufs Neue an sich zu reißen? Und kaum schien dies in einer Zeit unmöglich, wo unter seinem Beistand Ungarn das Joch der Deutschen abgeschüttelt hatte, die sächsischen Aufständischen mehr als je seiner Unterstützung bedurften und die Liutizen frei von dem deutschen Einflusse waren, wo der König gegen ihn keinen anderen Bundesgenossen als den Böhmen fand. Ueberdies waren diese Marken in den Händen einer Frau, die sich von jeher den Aufruhr gegen den König zu schüren bemüht hatte und die der Pole bei ihrem maßlosen Ehrgeiz unschwer auf seine Seite ziehen konnte. Adela beherrschte nämlich nicht allein ganz die Verwaltung der Ostmark, da der alte Markgraf Dedi dem Tode zueilte, sondern übte auch auf den kaum dem Knabenalter entwachsenen Ekbert von Meißen, dem sie ihre älteste Tochter verlobt oder vielleicht bereits verheiratet hatte, den größten Einfluß. Unmöglich konnte der König in Adela, obschon er ihren Sohn als Geisel bewahrte, einen genügenden Schutz gegen den Polen sehen, und nur hieraus wird begreiflich, wie er damals einen Zug nach Meißen unternahm, obwohl Markgraf Ekbert ihm nahe verwandt und längst zum Gehorsam zurückgekehrt war.

Unerwartet erschien der König mit einem böhmischen Heere plötzlich vor Meißen, wo Niemand daran dachte, ihm den Einlaß zu wehren. Dennoch wurde die Burg und die umliegende Gegend übel behandelt. Wohin die Böhmen kamen, pflegte es an Brandstiftung und Plünderung nicht zu fehlen, und die Mark Meißen verheerten sie jetzt wie ein feindliches Land, obwohl man nirgends einem Feinde begegnete.

---

erhalten zu haben; es ist dann dieselbe, die jetzt den Untersatz der ungarischen Königskrone bildet. Die Krone des heiligen Stephan wird in Salomos Händen gewesen sein. Vergl. Bd. I. S. 740.

Der König war darauf bedacht, sich vor Allem derer zu vergewissern, deren Treue ihm verdächtig war. So ließ er den Bischof Benno von Meißen ergreifen, der während des letzten Krieges ihm Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben versäumt hatte, und behielt ihn in seiner Nähe. Es entsprach diesen Absichten des Königs, daß er den jungen Markgrafen mehrere seiner Burgen und Besitzungen an Udalrich von Godesheim abzutreten nöthigte; in zuverlässigeren Händen konnte sie Heinrich nicht wissen.

Der Einfall des Königs in Meißen, welchem Zwecke er auch dienen mochte, mußte den Sachsen die größten Besorgnisse einflößen. Kaum war Heinrich etwas über Meißen vorgegangen, so erfuhr er, daß die aufständischen Fürsten ein Heer von funfzehntausend Mann gesammelt hätten und in der Nähe ständen, bereit ihm eine Schlacht zu liefern, wenn er nicht von den Waffen weichen und ihre Unterwerfung unter den früher gestellten Bedingungen annehmen wolle. Der König war mit den Böhmen ihnen in keiner Weise gewachsen, und seine Umgebung rieth ihm dringend sein Glück nicht verwegen auf das Spiel zu setzen Er begann deshalb zum Schein Unterhandlungen, trat aber während derselben den Rückweg an. Nicht ohne persönliche Gefahr führte er das Heer nach Böhmen zurück, von wo er sich sogleich nach Regensburg begab. Nichts zeugt wohl deutlicher, was dieser tumultuarische Zug bezwecken sollte, als daß der König beim Tode des Markgrafen Dedi, der nach wenigen Wochen erfolgte, die Ostmark dem Böhmenherzog übergab; nur in dessen Händen mochte sie ihm gegen den Polen gesichert erscheinen. Das Erbrecht des Knaben Heinrich, der ihm vergeiselt war, ließ er unbeachtet. Auch machte es ihm wohl wenig Sorge, daß Adelas Ehrgeiz durch diese Verleihung empfindlich verletzt wurde; trug er doch kein Bedenken, noch vor Ablauf eines Jahres auch Meißen dem jungen Ekbert zu entziehen, um es in gleicher Weise dem Böhmen zu überliefern.

Inzwischen hatte Siegfried von Mainz mit geistlichen Waffen Burchard von Halberstadt zu bewältigen gesucht. Er beschied ihn vor eine Synode nach Mainz, die am 1. October eröffnet werden sollte, indem er die Anklage des Hochverraths und Meineids gegen ihn erhob. Niemals würde Burchard sein Schicksal einer Versammlung, der Siegfried vorsaß, anvertraut haben, und dieser Synode hatte er überdies gesetzlichen Grund sich zu entziehen, da ihm die Vorladung nicht rechtzeitig

mitgetheilt war. Aber seine und seiner Freunde Lage wurde doch mit jedem Tage schlimmer. Die letzten Gesandten, welche die Aufständischen abgeschickt hatten, fanden den König erst bei seiner Rückkehr in Regensburg und brachten eine ungenügende Antwort zurück; der gefürchtete 22. October rückte inzwischen näher und näher. Unablässig gingen die Aufständischen zu Rath, ohne jemals zu einem Entschlusse zu kommen. Die verzweifeltsten Vorschläge wurden gemacht, bald das Land zu verwüsten und neue Wohnsitze jenseits der Elbe zu suchen, bald die wilden Liutizen in das Land zu rufen. Auch daran dachte man, die zerstörten Burgen herzustellen, um sich hinter ihnen gegen das einbrechende Heer zu vertheidigen. Jetzt riethen selbst die Fürsten dazu, einen eigenen Sachsenkönig zu wählen; er würde Einheit in die Kriegsführung bringen und sich die unüberwindliche Tapferkeit der Sachsen dann aufs Neue zeigen. Aber das Bauernvolk war auf keine Weise mehr zu Rüstungen zu bewegen und noch viel weniger für jene abenteuerlichen Pläne zu gewinnen. Nur Unterwerfung blieb übrig.

Das Reichsheer trat, wie bestimmt war, am 22. October in Gerstungen zusammen. Alle Bischöfe, alle Grafen waren persönlich erschienen, von den Herzogen die beiden Lothringer, und namentlich Gottfried mit einer so starken und wohlgerüsteten Schaar, daß sie das ganze übrige Heer in Schatten stellte. Im Uebrigen ließ sich das Aufgebot nicht von fern mit dem vergleichen, welches die Fürsten im Juni dem König zugeführt hatten; vor Allem war auffällig, daß die oberdeutschen Herzoge diesmal im Heere fehlten. Rudolf und seine Freunde gereute bereits der Eifer, den sie beim letzten Feldzug im Dienste des Königs bewiesen hatten.

Die Aufständischen hatten ihre letzten Streitkräfte gesammelt und ein Lager unweit Nordhausen bezogen. An ernstlichen Widerstand konnten sie freilich nicht mehr denken und sandten deshalb sogleich abermals die Bischöfe Liemar und Hezilo mit dem Markgrafen Udo nach Gerstungen, versprachen Unterwerfung und baten den König einige Fürsten nach seiner Wahl abzuordnen, mit denen sie Rath pflegen könnten; sie seien sich Allem, was diese ihnen anrathen würden, zu fügen entschlossen. Ungern ging der König auf neue Verhandlungen ein, gab aber doch endlich nach; nur wollte sich keiner der Fürsten zu dem widerwärtigen Auftrag verstehen. Endlich vermochte er die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Gebhard von Salzburg sich mit den Bischöfen Embriko

von Augsburg und Adalbero von Würzburg und in Begleitung des Herzogs Gottfried in das feindliche Lager zu begeben. Die Wahl war den Sachsen genehm, da es Männer von dem höchsten Ansehen im Reiche waren, nicht gefügige Creaturen des Königs.

Indessen war der König langsam den Sachsen entgegengerückt, und schon standen die beiden Heere bei den Dörfern Ebra und Spier südlich von Sondershausen ganz nahe einander, als am 24. October die königlichen Gesandten bei den aufständischen Fürsten erschienen. Nichts ließen diese unversucht, um die Stimmung der Gesandten für sich zu gewinnen, aber sie hörten doch keinen andern Rath, als sich ohne alle und jede Bedingung zu unterwerfen; denn darin seien alle Fürsten einig, daß diese unerhörte Empörung gegen den König und das Reich so allein gebührend gesühnt werden könne. Wollten die Aufständischen diesem Rath folgen, so versprachen die Gesandten es sich angelegen sein zu lassen, daß jene nach der Unterwerfung weder am Leben noch an ihren Aemtern, Lehen und Vermögen gestraft werden sollten. Die Sachsen fügten sich endlich in das Unvermeidliche, verlangten aber für die Zusagen der Fürsten ausdrücklich bestimmtere Bürgschaften vom Könige selbst, und die Gesandten versprachen ihnen solche am folgenden Tage, wenn sie zu erlangen sein sollten, persönlich zu überbringen.

Der Bericht seiner Gesandten erfreute den König nicht wenig, da die Sachsen Unterwerfung ohne Bedingung versprachen. Auch wird er ihnen eine milde Behandlung in Aussicht gestellt haben, da die Gesandten am anderen Tage in das sächsische Lager zurückzukehren nicht Anstand nahmen. Dennoch brachten sie nicht so bestimmte Bürgschaften, wie die Aufständischen erwartet hatten; denn abermals gingen die Gesandten hin und wieder, abermals wurde hin und her verhandelt, und erst durch viele Bitten und Drohungen wurden die Sachsen schließlich zum Nachgeben gebracht. Unter Thränen und Seufzern erklärten sie endlich, sie würden sich ohne jede Bedingung unterwerfen und lediglich auf die Verheißungen der Fürsten und die Gnade des Königs ihr Vertrauen setzen. Aber nicht jene Verheißungen vermochten sie zu diesem Schritte, sondern einzig und allein ihre hülflose Lage und die Unmöglichkeit den Krieg fortzusetzen.

Große Freude herrschte bei der Friedensnachricht im Lager des Königs, da man hier nach dem vielen Blut, welches an der Unstrut geflossen war, nicht ohne Besorgniß einem neuen Kampfe entgegenging.

Mit lautem Jubel sah man am folgenden Tage (26. October) die Aufständischen heranziehen, um sich dem Könige zu übergeben. Er selbst hatte seinen Platz auf dem Felde bei Spier genommen; in zwei langen Linien stand vor ihm sein Heer aufgestellt, und zwischen diesen Linien mußten die sächsischen und thüringischen Großen, ein Schauspiel Aller, hindurchgehen. So erschienen in demüthiger und unterwürfiger Haltung vor dem König Erzbischof Wezel und Bischof Burchard, Otto von Nordheim, die Billinger Magnus und Hermann, der Pfalzgraf Friedrich, die sächsischen Grafen Diedrich von Katlenburg und Adalbert von Ballenstedt, die thüringischen Grafen Ruodger, Sizzo, Berengar und Bern und andere Männer freien Standes, die sich durch Ansehen und Reichthum auszeichneten. Der König übergab sie Männern seines Vertrauens zur Bewachung, bis er mit den Fürsten seines Reichs weiter über ihr Schicksal entschieden haben würde. Außerdem ließ der König eine Frist bekannt machen, bis zu welcher alle Männer von freier Geburt in Sachsen und Thüringen, die an dem Aufstand betheiligt und noch nicht vor seinem Throne erschienen wären, sich ihm stellen müßten; unterließen sie dies, so würden sie als Feinde des Reichs behandelt und ihre Besitzungen mit Feuer und Schwert verwüstet werden.

Der Aufstand war völlig überwältigt, die Autorität des Königs in Sachsen hergestellt. Dennoch vermied er damals den sächsischen Boden zu betreten; auch verweilte er nur wenige Tage in Thüringen, die er zur Herstellung der Hasenburg bei Nordhausen verwandte. In kürzester Frist trat er den Rückweg an und entließ sein Heer. Den Martinstag (10. November) feierte er bereits wieder in Worms, als glücklicher Sieger gepriesen.

Vielfach und schon zu der Zeit dieser Vorgänge ist behauptet worden, daß die Aufständischen bei den Unterhandlungen betrogen seien, daß der König ihnen für den Fall der Unterwerfung entweder volle Straflosigkeit oder doch die Entlassung aus der Haft nach wenigen Tagen zugesichert, ja sogar eidlich versprochen habe. So gewiß dies nicht geschehen ist, eben so gewiß scheint andererseits, daß der König durch seine Gesandten Aussichten auf eine schonendere Behandlung den Sachsen hatte eröffnen lassen, als sie nachher erfuhren. Man hatte die baldige Freilassung der gefangenen Fürsten erwartet, aber man sah sich darin,

wie in jeder anderen Hoffnung auf die Milde des Königs nur zu sehr getäuscht.

Niemand empfand das traurige Schicksal der Sachsen tiefer, als Anno. Es war der nagendste Kummer seiner letzten Tage, in denen sich Leid auf Leid häufte. Auch nach dem Kölner Aufstande hatte er noch viel von der Untreue derer, die ihm nahe standen, gelitten. Nur durch besondere Fügung wurde ein Anschlag vereitelt, mit dem zwei seiner vertrautesten Diener sein Leben bedrohten; ein dritter überbrachte einen geheimen Brief mit Weisungen an Bischof Burchard dem König, der über den Inhalt in die größte Aufregung gerieth, dem Erzbischof Treubruch vorwarf und ihm den Untergang drohte. Noch tiefere Wunden, als die Treulosigkeit, schlug dem alten Erzbischof die Liebe. Es starb ihm ein Schwestersohn, ein Knabe, den er wie sein eigenes Kind hielt und mit seinem Namen genannt hatte; wenige Tage darauf verschied sein lieber Freund Hermann, der Prior des Klosters Siegburg. Es hätte Anno nicht an den Seinen hängen müssen, wie er es that, wenn ihm die Demüthigungen Wezels und Burchards nicht das Herz hätten zerfressen sollen.

Schon seit geraumer Zeit hatte Anno mit Vorliebe klösterlichen Uebungen obgelegen, und diese Neigung steigerte sich unter den Leiden der letzten Jahre. Die einzige Erquickung war ihm, seine Stiftungen in Thüringen und Westfalen zu besuchen, dort mit den Brüdern zu beten und ihnen zu dienen; in der Freigebigkeit und Sorgfalt für diese Stiftungen ist er niemals ermüdet. Am liebsten verweilte er in Siegburg; dort wollte er einst ruhen, dort bestellte er auch selbst sein Grab. Diesem mönchischen Zug entsprach, daß er einen nicht geringen Werth auf Traumbilder und Visionen legte. So nahm er in Folge eines Traums Ostern 1075 den Bann zurück, den er über die flüchtigen Kölner ausgesprochen hatte, forderte sie zur Rückkehr auf und setzte sie wieder in ihre Güter ein. In einer Vision behauptete er einst die schweren Verhängnisse der kommenden Zeiten gesehen zu haben. „Wehe der armen Welt!“, rief er aus, „Wehe dem ganzen Menschengeschlecht um der Bischöfe willen, die meines Gleichen sein wollen, aber Bischöfe heißen, ohne es nach ihrem Wandel zu sein!“ Räthselhafte Worte, um deren Erklärung man ihn vergeblich bat; er wiederholte nur immer: „Wehe der armen Welt!“ Der Gang der Dinge hienieden erfüllte ihn mehr und mehr mit Grauen. Er suchte sich von dieser argen Welt

völlig abzuwenden; mit dem Psalmisten rief er aus: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin; es wird meiner Seele bange zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen." (Psalm 120, 5. 6.)

Unter den Stürmen der Leidenschaften und geistlicher Erregungen begann die Körperkraft des sonst so stattlichen Mannes allmählich zu schwinden. Schon im Februar 1075 war er in eine so schwere Ohnmacht verfallen, daß man fürchtete, er möchte nicht wieder erwachen. Er erholte sich noch einmal, aber im Herbst befielen ihn gichtische Leiden der furchtbarsten Art, welche sich durch das Ungeschick der Aerzte noch steigerten. An beiden Füßen bildeten sich eiternde Geschwüre, die immer weiter um sich fraßen; das Fleisch faulte ab, so daß die bloßen Knochen hervortraten. Neun Wochen litt er unter Todesschmerzen. Als er endlich sein Ende nahe fühlte, beschied er den Grafen Gerlach aus der Nachbarschaft zu sich. Er hegte zu diesem Grafen ein besonderes Vertrauen und beschwor ihn Alles aufzubieten, daß er am folgenden Tage noch Herzog Gottfried zu sehen vermöge. Da der Graf dies wegen der weiten Entfernung Gottfrieds für unmöglich erklärte, verpflichtete er ihn eidlich seine letzten Aufträge dem Herzog zu überbringen; sie betrafen die Sachsen und legten dem Herzog warm an das Herz, daß er sich der Unglücklichen beim Könige annehme. Dies war Annos letzte Sorge. Am dritten Tage darauf (4. December) starb er im einundzwanzigsten Jahre seines erzbischöflichen Amtes. Sein Lebensalter wird er nicht weit über sechszig Jahre gebracht haben.

Gewiß war Anno in Köln nichts weniger als geliebt gewesen, gleichwohl machte sein Tod in der Stadt den tiefsten Eindruck. Denn wie man auch über seine Tyrannei klagen mochte, unleugbar hatte er das Erzbisthum Köln auf eine Machthöhe gebracht, die man vorher kaum geahnt; die Kölner Kirche verdankte ihm an Glanz und Reichthum mehr, als irgend einem seiner Vorgänger. Aber auch im ganzen Reich mußte dieser Todesfall als ein bedeutendes Ereigniß gelten; denn Nichts war in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland geschehen, worauf Anno nicht einen großen, oft geradezu entscheidenden Einfluß gehabt hatte. An vielen Orten hielt man ihn in der That für das Orakel, als welches er gern angesehen werden wollte, und wo man ihn nicht verehrte, konnte man sich doch der Furcht vor ihm nicht entschlagen. Viele und schwere Demüthigungen hatte er erfahren, aber Niemand mochte sich rühmen, daß er ihn und seinen Einfluß vernichtet hätte.

Selbst der junge König verlor niemals die Scheu vor seinem alten Zuchtmeister, so tief er ihn haßte und so rücksichtslos er seiner Leidenschaft Raum gab; er, von Allen gefürchtet, fürchtete Anno, der schon der Schrecken seiner Kinderjahre gewesen war.

Mit gewaltigen Geistesgaben ausgestattet, ein durchgreifender Charakter, eine Herrschernatur durch und durch, hätte Anno, wenn er zum Throne geboren, vielleicht ein Glück für Deutschland sein können; in die Stellung eines Unterthanen, selbst eines solchen, der dem Throne am nächsten stand, wußte er sich nicht zu fügen, und sein Hochmuth wurde dem Reiche verderblich. Auch Rom gegenüber hat er nicht immer die Ergebenheit gezeigt, die man dort beanspruchte; mit Hildebrand hat er kaum jemals in einem vertrauten Verhältniß gestanden. Selbst jede Schranke zu durchbrechen nur zu geneigt, suchte er die königliche Macht in enge Grenzen zu bannen; wäre ihm dies gelungen, wie er es wünschte, so würde er Roms Ansprüche kaum weniger entschieden bekämpft haben. Man kann glauben, daß er die Macht und den Ruhm seiner Nation wollte, aber kaum ein anderer deutscher Mann hat mehr die kaiserliche Gewalt untergraben, auf der doch vor Allem die Machtstellung unseres Volkes damals beruhte.

Es ist das Vorrecht so starker Naturen, ihr Andenken für lange Zeiten lebendig zu erhalten. In Legende und Lied haben die späteren Geschlechter Annos Namen gefeiert, und aus dem Grabe zu Siegburg, an dem man Wunder über Wunder zu sehen glaubte, wurden im Jahre 1183 seine Gebeine als Reliquien eines Heiligen erhoben. Aber der heilige Anno ist nicht der Anno der Geschichte. Papst Lucius III. dachte, als er den Kölner Erzbischof den Heiligen der Kirche beizählte, wohl nicht mehr der schweren Bußen, welche einst Alexander II. demselben auferlegt hatte. Die Siegburger Legende vergißt, indem sie Anno als Mönchsvater verherrlicht, daß sein Name im Kloster Stablo lange nicht ohne Verwünschungen ausgesprochen wurde. Jene Kölner, welche später den heiligen Anno als ihren Wohlthäter feierten, litten nicht mehr unter der Tyrannei, welche ihre Vorfahren zur Empörung trieb. Der Dichter des Annolieds feiert die Verwaltung seines Helden als die Blüthe des Kaiserreichs, die nach ihm in den Staub gesunken sei, — und doch war es Anno selbst, der sie zuerst mit dreister Hand knickte.

Dem Könige mochte Annos Tod als ein nicht minder großes Glück erscheinen, als die Unterwerfung der Sachsen. Wurden ihm die letzten

Wünsche des Erzbischofs überbracht, so hat er ihnen schwerlich großes Gewicht beigelegt. Tieferen Eindruck mußte es auf ihn machen, als der Papst die Wiedereinsetzung der gefangenen Bischöfe in ihre Aemter forderte. Diese Forderung wurde durch Legaten gestellt, die etwa um die Mitte des Decembers am Hofe eintrafen. Um den König waren gerade damals viele Fürsten des Reichs versammelt, mit denen er über das Verlangen des Papstes sogleich zu Rathe ging. Man beschloß demselben nachzukommen, doch sollten die Bischöfe noch bis Weihnachten in Obhut verbleiben, wo der König über die Gefangenen insgesammt zu Goslar mit den Fürsten Gericht halten wollte; bis zu dieser Zeit gedachten auch die päpstlichen Gesandten am Hofe zu verweilen.

Die Hoffnung war allgemein, daß die Gefangenen mindestens dann sämmtlich der Haft entlassen und mit jeder weiteren Strafe verschont werden würden, doch auch in dieser Erwartung fand man sich getäuscht. Alle Fürsten des Reichs waren nach Goslar beschieden, aber nur der Böhmenherzog mit wenigen anderen Großen erschien, und die Sache der Gefangenen kam gar nicht zur Sprache. Sie blieben in Haft, und Viele von ihnen ließ der König wenig später sogar in entferntere Gegenden bringen, nach Schwaben und Baiern, selbst nach Italien und Burgund. Auch die Bischöfe wurden in ihre Sprengel nicht zurückgeführt, und für sie, wie für ihre Genossen schien jede Aussicht auf eine baldige Erlösung zu schwinden.

Nur Einer der Gefangenen wurde auf freien Fuß gesetzt, und gerade der, von dem es am wenigsten erwartet werden mochte. Es war Otto von Nordheim, der bisher mit Bischof Burchard auf einer Burg bei Bamberg bewahrt worden war. Otto stellte seine beiden Söhne als Geiseln dem Könige, dem er aber zugleich unfehlbar die stärksten Bürgschaften einer völligen Sinnesänderung gab. Denn — wunderbar genug — er gewann sofort in dem Maße das Vertrauen des Königs, daß sein Einfluß jeden andern am Hofe in Schatten zu stellen schien. Welcher Umschlag der Dinge war erfolgt, wenn Otto jetzt für den ergebensten Diener des Königs gelten konnte! Der Glaube an Heinrichs Glücksstern mußte wahrlich groß sein, als der Nordheimer so gleichsam sein ganzes früheres Leben verleugnete.

Jetzt erst, als Otto von königlicher Gnade lebte und Anno ein stiller Mann geworden war, konnte Heinrich der Tage von Kaiserswerth und Tribur ohne Schamröthe gedenken. Daß der neue Erzbischof

von Köln nicht die Wege seines Vorgängers einschlagen würde: dafür wußte er zu sorgen. Er bestimmte für das Erzstift einen Goslarer Domherrn, Hildulf mit Namen, den weder vornehme Geburt, noch körperliche und geistige Gaben auszeichneten; seine Wahl begegnete in Köln hartnäckigem Widerstand, aber er wußte ihn zu beseitigen.

Zum erstenmal seit der Unterwerfung der Sachsen hatte Heinrich wieder ihr Land betreten, und es ist nicht zu verwundern, wenn er nun mit voller Entschiedenheit auftrat und nach dem Recht des Siegers die Verhältnisse ordnete. Zu seinem Statthalter setzte er Otto von Nordheim ein, dem er die Harzburg herzustellen und zugleich eine andere Feste auf dem Steinberg bei Goslar zu errichten befahl. Auch die anderen im vorigen Jahre gebrochenen Burgen des Königs wurden wieder in Stand gesetzt und sie, wie alle übrigen befestigten Orte im Lande, zuverlässigen Anhängern des Königs übergeben, die er zugleich mit großen Lehen ausstattete. Die königlichen Gefälle wurden nach alter Weise erhoben, und wohl strenger, als seit Heinrichs III. Tode jemals geschehen war. Von allen freien Männern, die dem König noch Besorgniß einflößten, ließ er sich Geiseln stellen. Sachsen gewann das Ansehen einer eroberten Provinz.

Die schwierigste Aufgabe, die der junge König bisher seiner Regierung gestellt hatte, schien glücklich gelöst, der Trotz der sächsischen Fürsten gebeugt, dem Sonderwesen des Sachsenvolks eine Schranke gesetzt. Eine populare Bewegung in der Geschichte des Reichs ohne Gleichen, genährt durch das nach Selbstherrschaft trachtende Fürstenthum, hatte er, fast von jedem Beistand verlassen, siegreich niedergekämpft. Aber unter welchen Gefahren! Mehr als einmal hatte er in diesen Kämpfen für seine Krone zu fürchten gehabt; kaum konnte er damals dieselbe sich, geschweige denn seinem Sohne zu erhalten hoffen. Es ist bezeichnend, daß er jetzt als Sieger zu Goslar sogleich auch die Erbfolge seinem kaum zweijährigen Sohne zu sichern suchte. Er verlangte von den anwesenden Fürsten einen Eid, daß sie nur diesen als seinen Nachfolger anerkennen würden, und die Fürsten weigerten sich nicht den Schwur zu leisten.

Nach so vielen Demüthigungen hatte der König endlich eine Stellung gewonnen, wie sie der Krone würdig war und in der er ohne Beschämung auf seinen Vater und Großvater zurückblicken konnte. Er durfte sich sagen, daß er mehr für sein Glück, als das Glück für ihn

gethan hatte. Wie hätte er ahnen sollen, daß ihm die tiefsten Demüthigungen noch bevorstanden, daß alle diese mühsam errungenen Erfolge binnen kürzester Frist vernichtet sein würden? Heinrichs Mißgeschick ließ sie verschwinden, wie der Sturm die Spreu von der Tenne fegt.

13.

Bruch des Königs mit dem Papste.

Unterhandlungen und Zerwürfnisse.

Vom Anfange seines Pontificats an hatte Gregor VII. die Hoffnung genährt, daß es ihm in Güte gelingen würde sich den Sinn des Königs zu unterwerfen. Auch schien diese Hoffnung nicht zu kühn, so lange Heinrich in Deutschland mit dem Aufstand der Sachsen und der treulosen Politik seiner Fürsten zu kämpfen hatte. Aber kaum fühlte dieser sich Herr in seinem Reiche, so zeigte sich, daß er sehr wohl wußte, wie seine kaiserlichen Vorfahren über Rom und die römische Kirche geboten hatten, und der Papst sah ein, daß er zu den durchgreifendsten Mitteln seine Zuflucht nehmen müßte, wenn er seine Absichten noch erreichen wollte.

Die Maßregeln, welche der Papst auf der letzten Fastensynode ergriffen, hatten nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Weder enthielt sich der König der Investitur, noch eröffnete er Verhandlungen über eine Aenderung des Verbots, wie sie vom Papste gewünscht waren, noch erschienen zu ihrer Rechtfertigung in Rom jene gebannten Räthe des Königs, die, wenn sie auch vielleicht auf einige Zeit den Hof meiden mußten, doch nie ganz ihren Einfluß auf ihn verloren. Dessenungeachtet fehlte viel daran, daß Heinrich damals seinen Gegensatz gegen den Papst geflissentlich verschärft hätte; der Zeitpunkt, wo sich Rudolf und die anderen oberdeutschen Herzoge wieder mehr dem Throne näherten, wäre dazu am wenigsten geeignet gewesen. Es bestand ein offenes Zerwürfniß zwischen dem deutschen Hofe und Rom; es war kein Friede, aber doch suchte man den Kampf zu vermeiden, ja es hatte sogar noch im Sommer 1075 den Anschein, als ob eine völlige Aussöhnung zwischen Papst und König eintreten könne. Gregor war einer solchen um so weniger abge-

neigt, als ihn ein schwerer Schlag traf, der seine Machtstellung in Italien erheblich schwächte.

Man weiß, welchen Werth von jeher der Papst auf die feste Begründung seines Einflusses in Mailand gelegt hatte, wie seine Zerwürfnisse mit dem Könige hauptsächlich in den dortigen Verhältnissen wurzelten. Mit großer Befriedigung mußte er deshalb sehen, wie die Pataria im Jahre 1074 nicht allein in Mailand selbst völlig die Oberhand gewann, sondern auch in Cremona und Piacenza zur Herrschaft gedieh. Ihre Hauptstütze fand sie in Erlembald, der in Mailand abermals wie ein Dictator schaltete. Aber sein gewaltsames Auftreten und vor Allem die Verachtung, welche er und der Priester Liprand, sein geistlicher Beirath, gegen die alten Gebräuche der Ambrosianischen Kirche an den Tag legten, erregten in der Bürgerschaft Mißstimmung. Es steigerte sie, daß kurz vor Ostern 1075 eine Feuersbrunst die Stadt aufs Neue verheerte und man die Patarener entweder geradezu als die Anstifter des Brandes ansah oder doch in diesem Unglück eine gerechte Strafe Gottes für die Verhöhnung der alten kirchlichen Ordnungen zu erkennen meinte.

Ein Theil der Bürger, namentlich aus den ersten Ständen der Capitane und Valvassoren, verließ mißmuthig die Stadt und stiftete eine Vereinigung, welche sich die Bewahrung des Ambrosianischen Ritus und die Herstellung des alten Stadtregiments unter einem vom König eingesetzten Erzbischof zum Ziele stellte. Denn das erzbischöfliche Regiment war in Mailand so gut wie in Vergessenheit gekommen, da der vom Papste begünstigte Atto noch immer in Rom verweilte, der vom König eingesetzte Gottfried alle Achtung in der Stadt verloren hatte und sich außerhalb derselben in einer Burg eingeschlossen hielt. Die Verschworenen gewannen einen großen Theil des Landvolks für sich und rückten um den 1. Mai mit der unverhohlenen Absicht, der Tyrannei Erlembalds für immer ein Ende zu machen, in die Stadt. Die Gefahr muß Erlembald völlig überrascht haben. Mit einem Pöbelhaufen, den er eben nach seiner Gewohnheit auf dem Markte haranguirt hatte, warf er sich seinen Widersachern entgegen. Das Schwert in der Rechten, die Fahne des heiligen Petrus in der Linken brach er als der Erste in die dichtgedrängen Reihen der Feinde ein; unter lautem Kriegsruf folgte ihm die Masse. Aber von der Uebermacht seiner Gegner wurde er sofort von allen Seiten umschlossen; Wunden auf

Wunden bedeckten seinen Leib. Sterbend sank der Held der Pataria zum Entsetzen seiner Anhänger, die sofort nach allen Seiten zerstoben. Sein Leichnam blieb in der Gewalt der Feinde, die ihn plünderten, beschimpften und dann unbestattet liegen ließen. Erst in der folgenden Nacht bestellten einige Patarener ihrem hochgefeierten Führer in aller Stille das Grab. Ueber Erlembalds Genossen erging nun eine schonungslose Verfolgung; Liprand ergriff man auf der Flucht und verstümmelte ihn an Nase und Ohren, Andere wurden erschlagen, Vielen gelang es sich nach Cremona zu flüchten, wo sie für den Augenblick Sicherheit fanden.

Das Ende Erlembalds brachte eine gewaltige Wirkung hervor. Zunächst änderte sich in Mailand selbst die ganze Lage der Dinge. Kaum war der Vorkämpfer der Pataria gefallen, so zogen die Mailänder noch in den Waffen in feierlicher Procession nach S. Ambrogio und sangen ihrem Schutzpatron, dessen Ehre nun gerettet schien, Dankeslieder. Am folgenden Tage traten sie zu einem feierlichen Gottesdienst in derselben Kirche zusammen. Jeder bekannte hier öffentlich seine Sünden, und die Priester ertheilten allem Volk die Absolution. Nach einem neunzehnjährigen inneren Kampf schien der langersehnte Friede endlich hergestellt; die Freude war allgemein. Als man dann daran ging, die Verhältnisse der Stadt aufs Neue zu ordnen, beschloß man sich an den König zu wenden und ihn um die Einsetzung eines neuen Erzbischofs zu bitten. An eine Anerkennung Attos war jetzt natürlich nicht zu denken, aber auch die Herstellung Gottfrieds sah man als eine Unmöglichkeit an.

Indessen machte sich auch in den anderen norditalienischen Städten das Mißgeschick der Pataria fühlbar. Ueberall erhoben sich wieder die Gegner des Papstes, überall erwachte der alte Anhang des Cadalus. Das gute Verhältniß Wiberts von Ravenna mit dem Papste war schon früher gelöst; jetzt vergaß er völlig die Ergebenheit, die er vor wenigen Jahren dem Nachfolger Petri gelobt, und trat wieder an die Spitze der schismatischen Bischöfe. Die überwiegende Mehrzahl des hohen Klerus in der Lombardei und Romagna stand bald in offenster Opposition gegen Rom, so daß der Papst einschreiten mußte. Ueber Wibert wurde die Suspension vom Amte ausgesprochen, aber die Strafe blieb ohne Wirkung.

Nicht minder gewann in Rom selbst der Widerstand, den die Reformpartei in den letzten Jahren niedergehalten hatte, neue Kraft. Mit durchgreifender Strenge war hier Gregor im Anfange seines Pontificats

gegen die kirchlichen Mißbräuche eingeschritten. Der römische Klerus lebte noch, von den Reformen wenig berührt, sorglos im Genuß seiner reichen Pfründen; jetzt sollten die Priester das kanonische Leben annehmen oder dem Genuß ihrer Einkünfte entsagen. Viele wählten das Letztere, trugen aber bitteren Groll gegen den, der sie ihres Wohlstandes beraubt, im Herzen. Große Aergernisse wurden in dem heiligsten Gotteshause, am Grabe der Apostel Petrus und Paulus, gegeben; auch sie suchte Gregor zu beseitigen. So pflegten die Cardinäle dort die theuer bezahlten Messen am Hauptaltar schon vor Tagesanbruch zu beginnen; er untersagte den Dienst vor der dritten Tagesstunde und verletzte dadurch den habgierigen Sinn dieser vornehmen Priester. Noch größeren Haß erweckte ihm, daß er die bisherigen Wächter bei S. Peter entfernte. Es waren Weltliche, die sich aber durch auffällige Mitren den Anschein von hochgestellten Geistlichen gaben; sie täuschten dadurch die unwissenden Wallfahrer, die ihnen Messen bezahlten, welche niemals gelesen wurden. Fremden Priestern, welche dort das Meßopfer darbringen wollten, wagten diese Wächter ganz unbefugte Abgaben aufzulegen, ja sie erlaubten sich sogar in der Nacht Gewaltthaten der schlimmsten Art gegen die um die Kirche lagernden Pilger. Gregor mußte diesem Unwesen steuern und übergab die Aufsicht der Kirche an Kleriker, erregte aber dadurch die ganze Wuth jenes räuberischen Gesindels und aller Genossen desselben. Auch in den Sippschaften der Geistlichen, deren Ehen er aufgelöst hatte, herrschte eine nicht geringe Erbitterung gegen den mönchisch gesinnten Papst, und ein großer Theil des römischen Adels konnte ihm nimmer vergessen, daß er ein kräftigeres Regiment in der Stadt aufzurichten gewußt hatte und festhielt. Die Herren, die einst Cadalus eingelassen hatten, waren meist noch am Leben und auf ihre alten Wege zurückzukehren zu jeder Stunde bereit.

Zahlreich war die Partei der Unzufriedenen und fand bald ein Haupt in jenem übelberüchtigten Cencius, dessen Dienste Gregor gewonnen hatte, ohne ihn jedoch dauernd an sich fesseln zu können. Die Veranlassung zum Bruch gab, daß Cencius sich während der schweren Krankheit des Papstes im Herbst 1074 eine Testamentsfälschung erlaubt hatte, um ein der römischen Kirche vermachtes Gut an sich zu bringen. Sobald Gregor hergestellt war, ließ er den Betrug untersuchen und zwang den Fälscher den Raub herauszugeben. Seitdem entbrannte in Cencius von Neuem der alte Haß gegen den Papst; er umgab sich mit

gefährlichen Gesellen, wie sie in der Stadt nie fehlten, und begann alle Ordnung frech zu verhöhnen. Auf der Petersbrücke legte er einen Thurm an, besetzte ihn mit Bewaffneten und trieb auf eigene Hand einen Zoll von Allen ein, welche die Brücke überschreiten mußten. Der Stadtpräfect trat ihm nach Gebühr entgegegen. Cencius wurde gefangen genommen, vor ein Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Es war in den letzten Tagen des Februars 1075, als gerade die Markgräfin Mathilde zur Fastensynode nach Rom gekommen war. Ihre Fürbitte und die Verwendung mehrerer vornehmer Römer erwirkten dem ruchlosen Menschen Begnadigung. Der Papst schenkte ihm das Leben und die Freiheit, doch mußte er auf die Gebeine des heiligen Petrus Besserung geloben, Geiseln stellen und den Thurm auf der Petersbrücke übergeben, der sogleich von Grund aus zerstört wurde.

An Besserung war bei Cencius nicht zu denken, zumal die Aufregung Italiens nach Erlembalds Tod seinen Racheplänen günstig genug schien. Auch fand er einen Genossen gegen den Papst in seiner unmittelbaren Nähe. Es war jener unruhige Lothringer Hugo der Weiße, Cardinalpriester vom Titel des heiligen Clemens. Es ist erzählt worden, wie Hugo nach den mannigfachen Irrgängen seines früheren Lebens sich Hildebrand in die Arme geworfen und sogar den ersten Anstoß zu dessen Erhebung auf den Stuhl Petri gegeben hatte. Glaubte er seine Verdienste um den Papste nicht genug belohnt oder fiel ihm unmöglich den unsteten Sinn auf die Dauer zu bemeistern, bald löste er wieder den Bund, den er mit solchem Eifer geschlossen hatte, und seine Hingebung für Gregor verwandelte sich in die bitterste Feindschaft. Es wird berichtet, und die Nachricht scheint glaubwürdig, daß Hugo sich zu Robert Guiscard begeben und diesem vorgestellt habe, wie er mit Unrecht gebannt, da die Wahl des Papstes eine ordnungswidrige sei; zugleich soll er Robert die Kaiserkrone versprochen, wenn er sofort mit einem Heere gegen Rom aufbreche, der Normannenherzog aber solchen Versprechungen kein Vertrauen beigemessen haben. Hier zurückgewiesen, trat Hugo mit seinen alten Parteigenossen in Verbindung, mit denselben Männern, mit denen er einst schon auf Cadalus' Seite gegen Hildebrand gestritten hatte. Er begab sich zu Wibert nach Ravenna und brachte diesen und die Lombarden mit Cencius und dessen Anhang in Rom in Zusammenhang. Zum drittenmal traf Hugo jetzt als Apostat und Ketzerführer der Bann des Papstes.

Die Dinge um Gregor gewannen augenscheinlich eine gefährliche Gestalt. Die Verhältnisse des Jahres 1062 schienen sich herzustellen, nur daß noch der Gegenpapst fehlte; wie aber die Mailänder sich einen neuen Erzbischof vom König erbitten wollten, war zu besorgen, daß die schismatischen Bischöfe von ihm demnächst auch die Einsetzung eines neuen Gegenpapstes verlangen würden. Es begreift sich, wenn Gregor im Sommer 1075 seine Schritte gegen Heinrich mit großer Vorsicht bemaß, wenn er die versöhnlichste Sprache gegen ihn anstimmte.

Nicht geringes Aufsehen machte damals in Deutschland die Absetzung des Bischofs Hermann von Bamberg, und nicht zum kleinsten Theil deshalb, weil König und Papst hier in völligem Einvernehmen handelten. Hermann hatte sich trotz der bindendsten Versprechungen, welche er seinen Domherren gegeben, nicht auf der letzten Fastensynode gestellt; in Bamberg, wo der Klerus Hermann durchaus abgeneigt war, billigte man es durchaus, daß der Papst endlich Strenge gebrauchte, ihn vom Amt suspendirte und mit Absetzung drohte, wenn er sich nicht bis zum Palmsonntag in Rom einfinden würde. Erst als die Frist fast abgelaufen war, machte sich Hermann auf den Weg; ihn begleiteten der Dompropst Poppo und einige andere Domherren, die sich von seiner Rechtfertigung überzeugen sollten. Um die Mitte des Aprils war der Bischof nur noch zwei bis drei Tagereisen von Rom entfernt, als er die Nachricht erhielt, daß Erzbischof Siegfried, der sich bis dahin nach Kräften der schlimmen Sache angenommen hatte, in Rom sei und dort offen den simonistischen Handel um das Bisthum Bamberg bekannt habe; Hermann erfuhr zugleich, daß in Folge dieser Geständnisse der Papst ihn als einen Excommunicirten zu meiden geboten habe, bis er sich persönlich rechtfertige und seine Lossprechung erwirke. Unter solchen Umständen wagte er die Reise nicht fortzusetzen; dagegen gingen die Bamberger Domherren eiligst nach Rom, trugen ihre Beschwerden gegen den Bischof vor und wurden vom Papste angewiesen fortan jeden Umgang mit dem Excommunicirten zu meiden; auch wurde unter dem 20. April ein Schreiben des Papstes an die Bamberger ausgestellt, in dem sie davon unterrichtet wurden, daß der Bann über ihren Bischof verhängt und er seines Amtes enthoben sei. Hermanns Sache war entschieden. Und doch wußte er noch einmal die Stimmung in Rom für sich zu gewinnen. Er sandte einige seiner Leute mit kostbaren Geschenken ab, um durch sie auf den Papst und die Cardinäle zu wirken. Das Letztere ge-

lang ihm, wie wir aus Gregors eigenem Geständniß wissen, wider Erwarten. Jenes Schreiben des Papstes wurde nicht abgesandt; die Bamberger Domherren kehrten ohne dasselbe zurück, ja sogar in der Gesellschaft des excommunicirten Bischofs, der sie mit dem Versprechen zu ködern gewußt hatte, daß er sofort seinen Stab freiwillig niederlegen und in ein Kloster gehen wolle. Kaum aber war Hermann in Bamberg angelangt, so geberdete er sich daselbst völlig wieder als Herr, wenn er sich auch der geistlichen Amtshandlungen enthielt.

Ein innerer Krieg entbrannte sofort im Bamberger Lande. Obwohl die päpstliche Excommunication nicht veröffentlicht war, verweigerte der Klerus den Gehorsam dem mißliebigen Bischof, der dagegen einen bedeutenden Anhang unter den Stiftsvassallen gewann. Denn diese hielten für unerhört, daß ihr Bischof ohne Verhör und kanonische Verhandlung seines Amtes beraubt sei, fühlten in der Ehre ihres Lehnsherrn die eigene gekränkt und erklärten sich seine Sache zu vertheidigen bereit. Die widerspenstigen Domherren wurden ihrer Güter beraubt, welche der Bischof unter seine Vassallen vertheilte, und die reiche Bamberger Kirche wäre vollends zu Grunde gerichtet worden, wenn sich der König nicht ihrer angenommen hätte. Hermann hatte lange am Hofe im höchsten Ansehen gestanden und sich um den König noch in der letzten Zeit erhebliche Verdienste erworben; dennoch trat dieser jetzt, als die Schuld des Bischofs offenkundig zu Tage lag und der Bestand des Bamberger Bisthums durch die inneren Zerwürfnisse gefährdet wurde, mit aller Entschiedenheit ihm entgegen. Auch der Papst glaubte nun rücksichtslos einschreiten zu müssen. Unter dem 20. Juli 1075 meldete er durch ein Schreiben den Bambergern, daß Hermann für immer seines Bisthums entsetzt, überdies, bis er sich in Rom stelle und Genugthuung leiste, der priesterlichen Würde verlustig erklärt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sei. Er erließ zugleich an Erzbischof Siegfried und den König die Aufforderung, für die Besetzung des erledigten Bisthums Sorge zu tragen.

So wenig Gregor mit dem Verfahren Siegfrieds in dieser Sache zufrieden war, so sehr belobte er das Auftreten des Königs. Und nicht allein in diesem einzelnen Fall glaubte er in ihm den löblichsten Eifer für die kirchliche Reform wahrzunehmen, sondern in seinem ganzen Verhalten. „Außer anderen vortrefflichen Werken, theuerster Sohn" — so

schrieb er damals dem König — „zu welchen Du Dich, wie uns das Gerücht meldet, voll Eifer für Deine Besserung erhebst, hat Dich ein Zweifaches ganz besonders Deiner Mutter, der römischen Kirche, empfohlen: erstens daß du mannhaft den Simonisten widerstehst, dann aber daß Du das ehelose Leben der Kleriker gern siehest und einzuführen Dich redlich bemühst. Hierdurch hast Du uns Veranlassung geboten, noch größere und schönere Hoffnungen von Dir zu fassen."

Die Hoffnungen, welche Gregor von dem König damals glaubte fassen zu können, waren keine anderen, als daß dieser sich endlich zu Unterhandlungen herbeilassen und zur Erfüllung seiner alten Versprechungen bestimmen lassen würde; und diese Hoffnungen schienen sich bald zu erfüllen. Wenige Tage, nachdem der Papst jene Worte geschrieben hatte, erschienen zwei Gesandte des Königs in Rom und überbrachten ein Schreiben desselben, welches er während seines siegreichen Vordringens in Sachsen erlassen hatte; mit der größten Freude empfing es der Papst. „Da ich sehe", schrieb Heinrich, „daß fast alle Fürsten meines Reichs mehr Gefallen an unserer Zwietracht, als an einer Verständigung zwischen uns finden, sende ich im Geheimen diese Männer zu Euch, die von edler Geburt und kirchlicher Gesinnung sind und die den Frieden zwischen uns, wie ich fest überzeugt bin, hergestellt zu sehen aufrichtig verlangen. Ich wünsche, daß ihre Aufträge außer Euch, meiner Mutter, meiner Muhme Beatrix und ihrer Tochter Mathilde Jedermann geheim gehalten werden. Sobald ich aus Sachsen zurückkehre, werde ich Euch andere Gesandte schicken, und zwar die treusten und vertrautesten meiner Räthe; durch sie werde ich Euch die volle Geneigtheit und Ehrfurcht darthun, die ich dem heiligen Petrus und Euch schulde."

Das war inmitten der Unglücksfälle, die Gregor in Italien betroffen hatten, ihm eine hocherwünschte Botschaft. Nichts mußte er mehr wünschen, als ohne die Fürsten unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln. Niemals hatte ihm dieser eine so geneigte Gesinnung gezeigt, wogegen er unter den Fürsten nicht auf gleiche Ergebenheit zu rechnen hatte. Stand er auch mit den oberdeutschen Herzogen im Bunde, so war er doch mit Herzog Gottfried völlig zerfallen, der unter den weltlichen Fürsten zur Zeit großes Ansehen genoß, und die geistlichen Herren waren mit wenigen Ausnahmen ihm geradezu feindlich gesinnt. Kein Wunder daher, daß er bereitwillig auf Heinrichs Vorschlag einging.

So wenig wir die Aufträge jener Gesandten im Besonderen kennen,

wissen wir doch, daß sie hauptsächlich den Römerzug betrafen, der so oft verschoben war und den der König nun endlich nach der Besiegung Sachsens auszuführen gedachte. An Aufforderungen dazu aus Italien konnte es nicht fehlen, und auch ohne solche mußte Heinrich daran denken, das Kaiserthum herzustellen, welches nach einer fast zwanzigjährigen Ruhe der Vergessenheit zu verfallen drohte. Aber nicht abtrotzen wollte er, wie man sieht, dem Papste die Kaiserkrone, sondern sich vorher mit ihm verständigen. Das Glück schien dieser Absicht günstig, da die Lage des Papstes ihm Versöhnlichkeit anrieth und bei den obwaltenden Verhältnissen Italiens die kirchliche Reformpartei sogar den Römerzug wünschen mußte, sobald der König nur feste Bürgschaften gab, daß er die schismatischen Bischöfe nicht unterstützen würde. In der That war Gregor damals völlig bereit die kaiserliche Krone dem Sohne Heinrichs III. aufzusetzen, wofern er solche Bürgschaften erhielt; fast scheint es, als habe er jetzt selbst von jenen Versprechungen zum Theil absehen wollen, auf deren Erfüllung er bisher so hartnäckig und so vergeblich gedrungen hatte.

Sehnlichst erwartete der Papst jene vertrauten Räthe des Königs, welche den Frieden abschließen sollten. Aber sie trafen nicht ein; statt ihrer kam ein Bote, der den königlichen Gesandten ferner in Rom zu bleiben befahl. Der König, meldete er, werde die Räthe erst später senden; sein Wille sei und bleibe, ohne die Fürsten mit dem Papst Frieden zu schließen. Der Bote kehrte schnell nach Deutschland zurück, und der Papst benutzte ihn, um die Antwort auf den letzten Brief des Königs zu befördern. Sie ist erhalten und beweist aufs Unzweideutigste, wie sehr Gregor damals eine Ausgleichung mit dem König wünschte und hoffte.

„Da wir", schreibt der Papst, „nicht allein mit Euch, den Gott am meisten auf Erden erhöht hat, sondern mit allen Menschen in Christo Frieden zu halten und Jedem sein Recht zu bewahren wünschen, begehren wir Nichts mehr, als ein inniges und herzliches Verhältniß zu Euch zu gewinnen. Wir wissen auch, und Euch wird es gleichfalls nicht unbekannt sein, daß Alle, die Gott wahrhaft lieben und nicht die Strafen des Reichs und der Kirche zu fürchten haben, die Herstellung des Friedens zwischen uns sich angelegen sein lassen. Deshalb habe ich gute Hoffnung geschöpft, als Du unsere oder vielmehr der ganzen Kirche Sache gottesfürchtigen Männern übertrugst, die uns und nicht

das Unsere lieben, und in heiliger Gesinnung nach einer Reform der christlichen Kirche trachten. Ich meinestheils, um es in Kürze zu sagen, bin gern bereit, nach dem Rath dieser Männer Dir den Schooß der heiligen römischen Kirche zu öffnen und Dich als meinen Herrn, Bruder und Sohn aufzunehmen, auch Dir jeden gebührenden Beistand zu leisten, indem ich zum Entgelt nichts Anderes verlange, als daß Du heilsamen Rathschlägen das Ohr zu leihen und Deinem Schöpfer die gebührende Ehre zu erweisen Dich nicht weigerst." Im Weiteren beglückwünscht der Papst Heinrich wegen seines Erfolges über die „mit Unrecht aufständischen" Sachsen. So sehr er die Opfer dieses Sieges beklagt, sieht er in ihm doch ein Mittel zur Herstellung des kirchlichen Friedens und ermahnt den König eindringlich, daß er sein Glück nicht so sehr zur Erhöhung seiner weltlichen Macht, als zur Förderung der Gerechtigkeit und zum Ruhme Gottes benutze. Schließlich erinnert er den König noch einmal an die Besetzung des Bamberger Bisthums, wo Hermann freilich entfernt war, aber noch keinen Nachfolger erhalten hatte.

Um den 1. September ist dieser Brief geschrieben, und so sicher Gregors Hoffnungen auf eine gütliche Ausgleichung damals noch schienen, sah er sie doch, obwohl die königlichen Gesandten auch ferner in seiner Nähe blieben, bald darauf schwinden. Wir erfahren dies aus einem Briefe, den er an die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde unter dem 11. September richtete und der zugleich die Veranlassung seiner Entmuthigung darthut. Der König hatte sich nämlich an die Gräfinnen gewendet und ihnen eröffnet, daß er nicht ohne die Fürsten, sondern nur unter ihrer Zustimmung seine Streitpunkte mit dem Papste erledigen könne; durch die Vermittelung der Markgräfinnen sollte ohne Zweifel die Einwilligung des Papstes für dieses veränderte Verfahren gewonnen werden. Ueberaus wahrscheinlich ist, daß die Meinung des Königs durch Herzog Gottfried, dessen Ansehen am Hofe immer höher stieg, geändert war; zumal sich auch der Herzog selbst bei seiner Gemahlin und deren Mutter verwandte und die besten Versprechungen für einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen gab. Die Markgräfinnen waren ungewiß, was sie antworten sollten, und suchten bei Gregor selbst Rath, der ihnen in der größten Verwunderung über die Sinnesänderung des Königs antwortete.

Nur das Eine schien dem Papste klar, daß der König einen Frieden nicht ernstlich beabsichtige, für den er jetzt die Zustimmung derer bean-

spruche, die er früher selbst als Gegner der Verständigung bezeichnet hatte. Auf das Bestimmteste erklärte Gregor deshalb, daß er auf den neuen Vorschlag nicht eingehen werde, den er weder für geziemend noch vortheilhaft für die römische Kirche halten könne; wolle der König dagegen zu seinem früheren Entschluß zurückkehren, so werde er sich weiteren Verhandlungen nicht entziehen. Den Versprechungen Gottfrieds, meinte Gregor, sei wenig Vertrauen zu schenken; könnten die Markgräfinnen ein der Kirche förderliches Abkommen mit ihm treffen, so werde er es billigen, anderenfalls nicht; unter allen Umständen aber erwarte er, daß sie treu bei ihm ausharrten; gegen Angriffe Gottfrieds hoffe er sie, seine theuersten Töchter, unter allen Umständen schützen zu können.

Weitere Verhandlungen unterblieben in der nächsten Zeit, obwohl die beiden Gesandten des Königs auch ferner noch in Rom verweilten. Auch schien äußerlich noch ein leidliches Vernehmen zwischen dem König und Papst zu bestehen. Heinrich trat, wie bisher, in Deutschland der Simonie entgegen. Am 30. November wurde in Bamberg der Dompropst Rupert von Goslar zum Bischof ordinirt, nachdem er vom König die Investitur erhalten; als ein vertrauter Freund des Königs und eine sehr einflußreiche Person am Hofe war er den Bamberger Domherren genehm und der Papst erhob gegen seine Einsetzung keinen Einspruch. Hermanns, des simonistischen Bischofs, letzte Hoffnungen waren damit vereitelt*). Zu derselben Zeit verlieh der König die Abtei Fulda einem schlichten Mönch aus dem Kloster Hersfeld, Ruzelin mit Namen, obwohl Andere ihm und den Hofleuten goldene Berge versprachen. Auch die erledigte Abtei Lorsch fiel ungeachtet großer Versprechungen, die der Propst derselben dem Könige machte, einem armen Mönch zu, der Nichts weniger als solche Ehre erwartet hatte.

Um so bemerkenswerther ist dieses Verfahren Heinrichs, als der Widerstand des deutschen Klerus gegen die strengen Vorschriften des Papstes daneben in alter Weise fortdauerte. Unter dem 3. September hatte Gregor dem Erzbischof Siegfried auf die gemessenste Weise Befehl gegeben, den Cölibat endlich unter der Geistlichkeit seiner Provinz durchzuführen und zu dem Ende eine Synode zu versammeln, zu der er sogar einen eigenen Legaten in dem Bischof von Chur sandte. Im

*) Hermann ging in das Kloster Schwarzach und gewann bald darauf die Absolution des Papstes. Er starb in diesem Kloster im Jahre 1084.

October trat die Synode in Mainz zusammen, aber ein solcher Sturm erhob sich gegen Siegfried unter dem Klerus, daß er für sein Leben zu fürchten hatte. Er erklärte nun, daß er an der Durchführung der päpstlichen Verordnung verzweifle; der Papst selbst möge sehen, wie er den Cölibat durchsetzen könne. Aehnliche Auftritte wiederholten sich an anderen Orten. Niemand konnte lebendigeren Eifer für die kirchliche Reform haben, als der Bischof Altmann von Passau, der frühere Kapellan der Kaiserin Agnes, aber auch er gerieth in Lebensgefahr, als er auf einer Synode mit Gewalt die Decrete Gregors durchführen wollte, und mußte sich nachgiebig zeigen.

Schwach genug waren noch immer die Aussichten für die Reform in Deutschland, obschon die oberdeutschen Herzoge sich für sie erklärt hatten, obschon unter ihrem Schutz schwärmerische Prediger Baiern und Schwaben durchzogen, um die Laienwelt gegen die simonistischen und beweibten Priester aufzuwiegeln. Die Pataria wollte auf dem fremden Boden doch nicht so schnell, wie in Italien, gedeihen, und die Reform schien kaum noch einen anderen Halt hier zu besitzen, als in der Geneigtheit des Königs. Dennoch steigerte sich die Entfremdung zwischen ihm und dem Papste fortan mit jedem Tage, und der wachsende Zwiespalt gab sich in dem Gange der Dinge deutlich zu erkennen.

Denn schwerlich geschah es ohne den Einfluß des Papstes, wenn sich die oberdeutschen Herzoge im Herbst 1075 dem Kriegszuge gegen die Sachsen entzogen. Als dann das Unglück Burchards und seiner Genossen entschieden war, unterließ der Papst nicht sich für die Befreiung der aufständischen Bischöfe zu verwenden (S. 328), obgleich er früher den Aufstand als ungerechtfertigt verurtheilt hatte. Augenscheinlich schloß sich Rom enger den Widersachern des Königs an, und dieser begann seinerseits noch um Vieles offener mit den Feinden des Papstes zu verkehren. Die gebannten Räthe waren mit Herzog Gottfried wieder die einflußreichsten Männer am Hofe; die wichtigsten Geschäfte wurden ihnen übertragen. Es ist berichtet (S. 321), wie der König Udalrich von Godesheim, einen der Gebannten, in der Mark Meißen ansässig machte, um das bedrohte Land gegen die Polen zu schützen. Etwa zu derselben Zeit sandte er den alten Grafen Eberhard von Nellenburg, der gleichfalls unter dem Bann stand, nach Italien, um dort mit den Gegnern des Papstes in Verbindung zu treten. Der Papst wäre thöricht gewesen,

wenn er von einem Römerzuge noch Vortheile für sich ohne die bestimmtesten Bürgschaften hätte erwarten wollen.

Als Eberhard in der Lombardei erschien, hielt er eine große Tagfahrt auf dem Roncalischen Felde. Er belobte die Mailänder wegen ihres muthigen Auftretens gegen Erlembald und wies sie an, über die Berge zu ziehen; der König werde ihnen sofort einen Erzbischof geben, wie sie ihn wünschten. Zugleich erklärte er alle Patarener für Feinde des Reichs und des Königs und traf Anstalten, um dem Treiben derselben in Piacenza ein Ziel zu setzen. Theils mußten sie die Stadt räumen, theils ihm ausgeliefert werden und erhielten nur auf Fürbitte der Beatrix die Freiheit wieder. Allein in Cremona und den Städten der Markgräfinnen behauptete sich noch die päpstliche Partei, sonst wurde sie in der Lombardei aller Orten zerstreut. Und schon eilten Eberhard und Gregor von Vercelli, der Kanzler des Königs, sich auch mit dem Manne in Verbindung zu setzen, den der Papst am meisten in Italien zu fürchten hatte, der unter dem Banne der Kirche stand. Sie begaben sich zu Robert Guiscard und forderten ihn auf, sein Land von König Heinrich als Lehen zu empfangen.

In der ehrenvollsten Weise empfing der ritterliche Normanne die Gesandten des Königs, aber ihre Aufforderung wies er mit aller Festigkeit ab. „Ich habe dies Land“, sagte er, „mit großem Blutvergießen und vielen Beschwerden den Griechen entrissen, unter mannigfachen Verfolgungen meiner Landsleute behauptet und, um den Uebermuth der Sarazenen zu brechen, große Gefahren jenseits des Meeres bestanden. Von allen Seiten bedrängt, bedarf ich der Hülfe Gottes und der Fürbitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus, denen alle Reiche der Welt untergeben sind; deshalb habe ich mit allen meinen Eroberungen mich dem Papste, ihrem Stellvertreter, unterworfen. Nur so glaube ich mich vor der Hinterlist der Sarazenen schützen und die hoffärtigen Griechen besiegen zu können. Denn die Griechen haben von Alters her Apulien und Calabrien beherrscht, und ganz Sicilien war in den Händen der ungläubigen Sarazenen: jetzt aber hat der allmächtige Gott mir den Sieg gegeben, mir das Land unterworfen und mich vor Allen meines Volks erhöht. Ihm muß ich deshalb dienen, ihn allein als den Lehnsherrn dieses Landes erkennen, welches ihr mir zu verleihen versprecht. Indessen die Hand des Königs ist stark und reicht weit, will er mir zu dem Wenigen, was ich besitze, etwas von dem Seinen geben,

so werde ich ihm gern als meinem Lehnsherrn huldigen, doch nur mit Vorbehalt der Treue, welche ich der Kirche schulde." Die Gesandten verwundern sich, wie Amatus von Monte Cassino berichtet, dieser Worte, noch mehr aber des Reichthums und der Macht des Normannen, als sie seine Städte und Burgen sahen. Sie sprachen: „Dieser Fürst ist der mächtigste Herr der Welt!" Reich beschenkt entließ sie Robert, doch hatten sie nicht von ihm erreicht, was sie erreichen sollten.

Obschon ein Bund zwischen Heinrich und Herzog Robert nicht geschlossen wurde, blieb die Gesandtschaft nicht ohne wichtige Folgen. Der Geschichtsschreiber Amatus sagt ausdrücklich, daß sie die Veranlassung gab, daß sich Robert und Richard, deren Zwietracht der Papst so lange künstlich erhalten hatte, die Hände zum Frieden reichten. Sie thaten es, indem sie sich gegenseitige Unterstützung gegen Jedermann, also auch gegen den König gelobten, zugleich aber mit der bestimmten Aussicht auf neue Erwerbungen. Robert war wegen Amalfis, welches sich unter seinen Schutz begeben hatte, mit Gisulf von Salerno in die heftigsten Streitigkeiten gerathen und ging mit dem Plan um, den langobardischen Fürsten zu verjagen, um das Gebiet von Salerno, nach dem er so lange getrachtet, endlich unter seine Herrschaft zu bringen; Richard, der selbst nach dieser Seite hin immer sein Fürstenthum hatte erweitern wollen, gab diese Absicht auf und versprach sogar dem Herzoge vor Salerno hülfreiche Hand zu leisten, wenn dieser ihm zum Entgelt Schiffe und Ritter stellen würde, mit denen er sich Neapels bemächtigen könne. Bedeutende Unternehmungen standen im Entwurf, die im Falle des Gelingens fast den ganzen Süden Italiens unmittelbar in die Gewalt der Normannen bringen mußten. Was die römische Curie bisher auf alle Weise zu hindern gesucht hatte, schien durch den Bund Roberts und Richards unvermeidlich.

Und schon ergossen sich die Schaaren der Normannen auch über das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino, über Gebiete, auf welche Rom selbst Ansprüche erhob, obwohl sie vom König Herzog Gottfried zu Lehen gegeben waren. Jener Robert von Loritello, den mit Herzog Robert zugleich der Bann des Papstes getroffen hatte, griff in der Mark den Grafen Trasimund von Chieti an, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten hier mächtig war. Robert von Loritello war ein Neffe Herzog Roberts, ein Sohn seines Bruders Goffred. Mit besonderer Liebe hing der Normannenfürst an diesem Neffen, der nicht nur seinen Namen trug, sondern ihm auch in dem kühnen und doch umsichtigen

Auftreten glich; er selbst hatte ihn zu dem Unternehmen gegen Trasimund ausgerüstet. Alle Herren der Mark eilten dem bedrängten Grafen zu Hülfe. Ein Heer von zehntausend Mann stellte man dem jungen Normannenführer entgegen, aber mit fünfhundert Rittern zersprengte dieser es in alle Winde und zeigte aufs Neue der Welt, wie wenig auf den Kriegsmuth der Italiener zu bauen sei. Trasimund mußte einen Theil seines Gebiets dem Normannen überlassen, den Rest empfing er als Lehen von ihm zurück. Indessen lenkte Richard von Capua den Ehrgeiz seines Sohnes Jordan gegen das Herzogthum Spoleto, und ohne Mühe gewann dieser sich die Grafen des Marserlandes, von Amiterno und Valvi, zu Vassallen. Hier, wie dort, mußten fortan die Eingeborenen den Normannen Tribut entrichten. Bis in die höchsten Theile der Abruzzen, bis zum See von Celano und dem oberen Aterno breitete sich die Herrschaft der Normannen aus.

Der König und Herzog Gottfried waren unmittelbar durch diese neue Ausdehnung der normannischen Eroberungen berührt. Es geschah wohl nicht ohne Rücksicht auf dieselben, wenn Heinrich damals die erledigten Bisthümer von Spoleto und Fermo ihm vertrauten Männern — deutschen Klerikern, wie es scheint — verlieh und sie dem Papste zur Weihe sandte. Schwer, als eine Nichtachtung seiner Person und seiner Stellung, empfand es Gregor, daß er ihm völlig unbekannten Klerikern in seiner unmittelbaren Kirchenprovinz, nachdem sie der König mit Gütern, die er als Eigenthum des heiligen Petrus ansah, belehnt hatte, die Weihe ertheilen sollte. Aber noch mehr erbitterte ihm die Art, wie der König zu derselben Zeit über die Mailänder Kirche verfügte. Als auf Eberhards Aufforderung mailändische Gesandte am Hofe erschienen, bezeichnete ihnen der König einen ihrer Landsleute aus vornehmer Familie, der ihm eine Zeit lang in Deutschland als Kapellan gedient hatte, als ihren zukünftigen Erzbischof. Man fand gegen den jungen Kleriker — Thedald war sein Name — Nichts einzuwenden, und sofort erfolgte die Investitur. Die Gesandten führten Thedald dann im Auftrage des Königs nach Mailand, wo er die beste Aufnahme fand. Aber seine Ernennung war nichtsdestoweniger vom Standpunkt der Kirche durchaus verwerflich. Mochte der König Attos Wahl, an der Gregor festhielt, nicht anzuerkennen ein Recht haben, nimmermehr war die Nichtachtung Gottfrieds zu rechtfertigen, den er selbst eingesetzt, selbst hatte weihen lassen und

gegen den nie ein von ihm anerkanntes kirchliches Verfahren eingeleitet war.

Sobald Gregor Thedalds Einsetzung erfuhr — es war im Anfang des Decembers —, beschloß er die zuwartende Stellung, die er seit geraumer Zeit behauptet hatte, aufzugeben. Die erschütterten Ordnungen der Kirche trieben ihn seine Stimme zu erheben, und nicht minder mußte ihn die politische Stellung, in die er gerathen war, zu einem entscheidenden Schritte drängen. Alles ließ sich dazu an, daß es in nächster Zeit zu einem großen Zusammenstoß zwischen den Deutschen und Normannen auf der Halbinsel kommen würde: sollte er ruhig abwarten, welches der beiden Völker den Sieg gewinnen, sich Italien und damit auch das Papstthum unterwerfen würde? Schon sah er in der Halbinsel den politischen Einfluß Roms, den er selbst unter so vielen Mühen begründet hatte, mehr und mehr schwinden. Außer in den Markgräfinnen fand er von den Alpen bis zur Straße von Messina kaum noch irgendwo einen festen Rückhalt. Die Wege, die er bisher gewählt hatte, um den König für seine Absichten zu gewinnen, hatten ihn nicht nur nicht zum Ziele, sondern vielmehr in nicht geringe Gefahren geführt; eine andere und sicherere Straße mußte er einschlagen, um sich dieses jungen Fürsten, dem das Wohl der Kirche nicht gleichgültig schien und der für Roms hierarchische Bestrebungen so förderlich werden konnte, zu vergewissern, um ihn seiner bisherigen Umgebung zu entreißen und dem apostolischen Stuhle dienstbar zu machen.

Weder das konnte Gregor beirren, daß sich Thedald durch einige Freunde in Rom um seine Gunst bewarb, noch daß der König noch einmal im Ton der Ergebenheit schrieb und ihm den Brief durch einen Mann schickte, der dem Papste nicht minder genehm war, als die beiden anderen noch immer in Rom verweilenden Gesandten. Wir kennen den Inhalt dieses letzten Schreibens, welches vor dem Bruch der König an Gregor richtete, nicht näher, aber unzweifelhaft brachte es aufs Neue die Kaiserkrönung in Anregung und suchte die Geneigtheit des Papstes für dieselbe zu gewinnen. Gregor meinte nicht mit Unrecht, die Thaten des Königs ständen mit seinen Worten in keinem Einklang; sein Entschluß war gefaßt, fortan mehr auf jene als auf diese zu geben, und dem Könige in einer Weise entgegenzutreten, die eine Entscheidung der so lange schwebenden Fragen herbeiführen mußte.

In diesem Sinne forderte Gregor durch ein Schreiben vom

7. December Thedald auf, seine Einsetzung dem Richterspruche des heiligen Petrus zu unterwerfen und zu dem Ende spätestens bis zur nächsten Fastensynode in Rom zu erscheinen. Auf das Bestimmteste untersagte er ihm vor jenem Richterspruche die Weihen zu empfangen und warnte ihn vor übeln Rathgebern, die ihn unter Hinweisung auf das Ansehen seines Geschlechts, die Unterstützung seiner Mitbürger und den königlichen Schutz zur Uebertretung des Verbots verleiten möchten. „Erwäge", schließt der Papst, „daß aller Kaiser und Könige Macht und alles Anstreben der Menschen gegen die Rechte des apostolischen Stuhls nur gleich Spreu und Asche zu achten ist und daß es Dir nicht zusteht, auf irgend eines Menschen Antrieb oder im Vertrauen auf ihn Dich in freventlichem Leichtsinn übermüthig gegen die göttlichen und apostolischen Gebote aufzulehnen." Den Suffraganen Mailands verbot der Papst durch ein Schreiben vom folgenden Tage Thedald die Weihen zu ertheilen und bedrohte sie, wenn sie das Verbot überträten, mit sofortiger Excommunication; er erwarte von ihnen, sagte er, den Gehorsam, den sie in allen Stücken der römischen Kirche schuldeten.

Zu derselben Zeit war es, daß Gregor den Schritt that, der ihn auf immer vom Könige trennte. Er sandte jene drei deutschen Gesandten, die sich noch in seiner Nähe befanden, — der eine von ihnen war Rapoto von Cham, die beiden anderen werden Adalbert und Udalskalk genannt — an den König mit einem Schreiben und mündlichen Aufträgen zurück. Von der Aufnahme dieser Botschaft und besonders der mündlichen Aufträge machte er es abhängig, was er auf die letzten Eröffnungen Heinrichs zu antworten habe und ob er überhaupt noch die Verhandlungen mit ihm fortsetzen könne.

Das Schreiben Gregors, welches die Gesandten überbrachten, ist erhalten; es ist das letzte, das er an den König gerichtet, und schon deshalb von großem Interesse. Durchweg bewegt es sich in Vorwürfen gegen Heinrich, die sich aber wesentlich auf zwei Hauptpunkte beziehen, auf die Nichtachtung des über die königlichen Räthe ausgesprochenen Banns und auf den Widerspruch zwischen den ergebenen Aeußerungen des Königs und seinen dem apostolischen Stuhle feindlichen Handlungen. Nur durch das Gerücht wußte der Papst von dem fortgesetzten Umgang des Königs mit den Gebannten, verlangte aber, wenn das Gerücht begründet sei und Heinrich sich schuldig fühle, daß er sich schleunig bei einem untadeligen Bischof Absolution erwirken solle. Den

Widerspruch zwischen den Worten und Thaten des Königs findet Gregor erstlich in dem Eingreifen desselben in die mailändischen Verhältnisse, welches mit seinen früheren Versprechungen völlig unvereinbar sei, dann in der Ernennung der Bischöfe von Fermo und Spoleto, endlich in seinem Verhalten in Bezug auf das Investiturverbot. Eine unverantwortliche Verletzung des heiligen Petrus sieht er darin, daß Heinrich auf die ihm angebotenen Verhandlungen über Milderung des Verbots nicht eingegangen sei, sondern ohne Rücksicht auf dasselbe nach wie vor die Investitur ertheilt habe. Schließlich ermahnt er den König in eindringlicher Weise zum Gehorsam gegen Gottes Gebote und beschwört ihn die Kirche in ihrer freien Entwickelung nicht ferner zu hindern, sondern vielmehr ihre Erhebung zu unterstützen; gerade sein Sieg über die Widersacher und die ihm von Gott jetzt gewährte Macht müßten ihm besondere Rücksichten gegen die Kirche auferlegen; er solle bedenken, wie Gott Saul gestürzt, weil er im Uebermuth des Triumphs die Warnungen des Propheten verachtet, David aber wegen seiner Demuth erhöhet habe.

So ernst der Ton ist, in welchem der Papst diese Vorwürfe und Mahnungen ausspricht, läßt er sich nicht geradezu feindselig nennen; deutlich schimmert sogar durch, daß Gregor in Betreff der Investitur noch zu Zugeständnissen bereit war, wenn der König sich von seinen Räthen trennen und seine früheren Versprechungen, namentlich in Bezug auf Mailand, erfüllen würde. Denn noch immer wollte der Papst weniger einen unheilbaren Bruch mit dem König herbeiführen, als eine Verständigung mit demselben erzwingen, eine Verständigung allerdings, die wesentlich einer Unterwerfung des Kaiserthums unter die Gewalt des apostolischen Stuhls gleichkam. Unverkennbar sollte der Brief als ein starkes Zwangsmittel dienen, und einen noch wirksameren Zwang hoffte der Papst durch die mündlichen Aufträge zu üben, die er den Gesandten mitgab.

Gregor selbst hat in einer Darlegung dieser Verhältnisse, zu der er sich später gedrängt sah, den Inhalt jener Aufträge kund gegeben. Die Gesandten, berichtet er, sollten den König im Geheimen ermahnen, wegen jener Laster Buße zu thun, deren er vielfach angeklagt werde und für welche er nicht nur bis zu gebührender Genugthuung excommunicirt, sondern auch nach göttlichen und menschlichen Gesetzen des Reichs für immer entsetzt zu werden verdiene; sie sollten ihm ferner melden, daß der Papst nicht länger umhin könne, ihn von der kirchlichen Gemeinschaft

zu trennen, wenn er sich nicht sofort von dem Umgange mit den gebannten Räthen lossage; zugleich aber sollten sie versichern, daß ihn der Papst mit der größten Freude und Liebe im Schooße der heiligen Kirche als den Vertheidiger des Friedens und der Gerechtigkeit empfangen würde, sobald er sein Leben bessern und die Ermahnungen vom Stuhle Petri beherzigen wolle. So giebt Gregor selbst an, und er scheint dabei im Wesentlichen nichts anderes übergangen zu haben, als daß er durch die Gesandten dem Könige ankündigen ließ, er werde schon auf der nächsten Fastensynode die angedrohten Strafen verhängen, wofern derselbe nicht bis dahin deutliche Beweise seiner Sinnesänderung gegeben habe*). Es ist klar, daß dadurch der König zu einem raschen Entschluß gedrängt werden sollte.

Mochten die letzten Absichten des Papstes auch friedliche sein, diese Aufträge der Gesandten enthielten nicht allein die stärksten Drohungen, sondern auch Beleidigungen gegen den König, die ihn im tiefsten Herzen verwunden und empören mußten. Denn was hätte ihn mehr verletzen können, als daß das Oberhaupt der Kirche, von dem er vor Allen Gerechtigkeit erwarten durfte und das bisher in dem Tone väterlicher Zuneigung und schonenden Wohlwollens zu ihm gesprochen hatte, plötzlich ihm jene abscheulichen Verbrechen zur Last legte, die ihm erbitterte Feinde nachgesagt hatten, deren er aber weder geständig noch überwiesen war? War es nicht, als ob der Papst diesen Feinden, nachdem er sie im Glück nicht unterstützt, nun im Falle die rettende Hand reichen und so den Sieg des Königs vereiteln wolle? Drohte er ihm jetzt in der That nicht dasselbe an, was die Sachsen früher von Siegfried und in Rom selbst vergeblich beansprucht hatten? In einem sehr verdächtigen Lichte mußte dem König nun erscheinen, daß sich der Papst kurz zuvor für die Befreiung der aufständischen Bischöfe so dringend verwandt hatte. Kaum konnte er daher in dieser Botschaft etwas Anderes als die offenste Feindseligkeit sehen, und Gregor, obschon er den Frieden wollte, war selbst nicht ohne Schuld, wenn aus der von ihm gestreuten Saat Zwietracht statt Eintracht aufging.

*) Heinrich hat Gregor widerholentlich vorgeworfen, dieser habe ihm durch die Gesandten sagen lassen, entweder werde er selbst, der Papst, untergehen oder ihm, dem Könige, Reich und Leben nehmen. Sind diese oder ähnliche Aeußerungen verlautet, so ist doch der Zusammenhang, in welchem sie standen, nicht nachzuweisen. Daß der König selbst zur Fastensynode nach Rom citirt sei, sagt Lambert, aber er allein, und gewiß ohne Grund.

Die Gesandten verließen etwa am 8. December Rom und erschienen am 1. Januar 1076 am königlichen Hoflager in Goslar. Man kann denken, welche Aufnahme sie bei einem Fürsten fanden, der eben im vollen Gefühl glänzender Erfolge stand und den das Glück eher zur Härte, als zur Nachgiebigkeit stimmte. Nicht allein daß sie kein Bekenntniß der Schuld von ihm erlangen, kein Gefühl der Reue bei ihm wecken konnten, sie mußten sogar unter den ärgsten Schmähungen, daß sie als Vassallen des Königs sich zu einer solchen Botschaft hätten gebrauchen lassen, vom Hofe weichen. Der König war in seiner Stellung und in seiner Person auf das Höchste gekränkt, und im Vertrauen auf seine jetzt scheinbar so gesicherte Macht beschloß er dem rücksichtslosen Papst nur um so rücksichtsloser entgegenzutreten. Den Sieg, den er über die Sachsen gewonnen, sah er nicht eher als vollständig an, als bis er diesen Papst beseitigt hätte, und erst dann schien sich ihm auch der Weg nach Italien und zur Kaiserkrönung zu öffnen.

In der höchsten Erregung machte der König dem Hofe bekannt, wie Hildebrand ihm nach der Krone und dem Leben trachte. Unverweilt ging er dann mit seinen gebannten Freunden und den Bischöfen, welche die Strafen Roms trugen oder sie doch zu fürchten hatten, darüber zu Rath, wie dem Uebermuth des verwegenen Mönchs zu begegnen sei. Leicht stellt man sich vor, welche Reden in diesem Kreise laut wurden, wie sich die Leidenschaft an der Leidenschaft erhitzte. Der König und Alle, die ihn umgaben, wurden bald einig, man müsse den Papst, noch ehe er auf der bevorstehenden Fastensynode das Schwert Petri schwingen könne, seines Amtes entsetzen; so entziehe man ihm die Autorität und entkräfte vorweg die Beschlüsse der römischen Synode, wenn sie ja noch solche gegen den König zu fassen wagte. Daß Heinrich, so gut wie seine Vorgänger und seine Mutter, einen römischen Bischof entsetzen könne: daran zweifelte wohl Niemand in Goslar. Aber unerhört mußte doch selbst hier erscheinen, daß ein deutsches Nationalconcil die Entsetzung des allgemeinen Oberhauptes der Kirche aussprechen sollte; doch mochte man es mit der Dringlichkeit der Zeitumstände zu entschuldigen suchen und sich auf die unglücklichen Baseler Vorgänge vom Jahre 1061 berufen. Ueberdies war nicht unvergessen, daß Hildebrands Wahl nichts weniger als ordnungsmäßig erfolgt, daß sie vom König nie förmlich anerkannt war.

Eile war geboten, und schon zum 24. Januar berief der König

die deutschen Bischöfe zu einem Concil nach Worms. Er selbst verließ Goslar, um in Person einer Handlung beizuwohnen, welche den letzten Widersacher, den er noch fürchtete, vernichten sollte. Lange genug hatte er den Kampf mit Rom gescheut und hingehalten; derselbe schien jetzt unvermeidlich, und er hielt sich des Sieges für sicher. Er zählte nicht allein auf den Beistand der deutschen Bischöfe und so angesehener deutscher Fürsten, wie Gottfried, sondern auch auf die Lombarden und Römer.

Denn schon traten dem Papste auch in Italien seine Widersacher in der dreistesten Weise entgegen. In der Lombardei, wie in Rom fühlte man es, daß der Bruch zwischen der päpstlichen Curie und dem deutschen Hofe nicht mehr ausbleiben konnte. Kaum waren die letzten Botschaften des Papstes über die Alpen getragen, so hielt Cencius die Zeit für günstig, einen verruchten Anschlag auszuführen, über welchen er lange im Stillen gebrütet. In der Christnacht des Jahrs 1075 versuchte er den Papst lebend oder todt in seine Gewalt zu bringen.

Nach uralter Sitte feiert der Papst die heilige Nacht in der Kirche S. Maria maggiore, wo die Krippe bewahrt werden soll, in welcher das Christuskind zuerst gebettet wurde. Der nächtliche Gottesdienst wird dort gewöhnlich, obwohl die Kirche weit ab von den bevölkerten Theilen der Stadt liegt, unter einem großen Zufluß der Gläubigen gehalten. Diesmal war es anders. In Strömen ergoß sich der Regen, so daß Wenige den Weg nach der Kirche antreten mochten. Nur von einem kleinen Gefolge von Klerikern und Laien war der Papst umgeben, als er dort die Vigilien und die Frühmesse hielt. Dies erfuhr Cencius und eilte mit seinen Genossen zur Stelle; sie kamen auf schnellen Rossen, gewappnet bis an die Zähne. Bei der Kirche angelangt, brachten sie ihre Pferde in Sicherheit und stürmten dann sogleich unter wildem Getümmel in das Gotteshaus. Sie hieben nieder, was ihnen im Wege stand; ohne Widerstand zu finden, durchbrachen sie die Schranken des Hauptaltars, wo der Papst eben den Laien das Abendmahl reichte. Einer der Verruchten hob sofort das Schwert, um ihm das Haupt zu spalten, aber plötzlich gelähmt sank er zusammen und konnte den Streich nicht führen. Doch blutete der Papst gleich darauf aus einer Stirnwunde, die ihm ein Anderer schlug, und bald war er ganz in der Gewalt der Rotte. Man riß ihn an den Haaren fort, beraubte ihn seiner priesterlichen Gewande und setzte ihn

auf ein Pferd. So brachte man ihn, nur nothdürftig bekleidet, in der schlimmen Winternacht nach einem festen Thurm des Cencius, der in weiter Entfernung beim Pantheon lag.

Als der Weihnachtstag dämmerte, verbreitete sich schnell das Gerücht von dem entsetzlichen Frevel durch die Stadt. Der Regen ließ nach, und Alles eilte auf die Straßen. Die Geistlichkeit schloß die Kirchen und entkleidete die Altäre ihres Schmuckes. Trompeten riefen die Stadtmiliz zusammen, um die Thore zu besetzen, damit Cencius nicht die Flucht ergreifen könne. Noch wußte man nicht, wo er den Papst geborgen, ob er ihn lebend oder todt in Händen habe. Bald aber wurde bekannt, daß Gregor im Thurm des Cencius gefangen sitze, und Alles stürmte dorthin. Von einer unermeßlichen Menge sah sich Cencius umlagert, und nichts Anderes blieb ihm übrig, als den Papst der Haft zu entlassen. Aber das wüthende Volk dürstete nach dem Blute des Frevlers, und nur mit Mühe gelang es Gregor, weiteres Blutvergießen zu hindern, um den heiligen Tag nicht durch größere Gräuel zu entweihen. Kaum der Gefangenschaft entronnen, kehrte er nach S. Maria maggiore zurück, um den unterbrochenen Gottesdienst zu vollenden. Als dies geschehen, entließ er die Menge mit seinem Segen und begab sich nach dem Lateran, wo er das Fest in gewohnter Weise beging. Mit bewunderungswürdiger Fassung überstand er den Tag, der zu seinem Verderben bestimmt war, aber ihm zum schönsten Siege verhalf und sein Ansehen in der Stadt nicht wenig steigerte.

Am folgenden Tage wurde über Cencius und seine Genossen Gericht gehalten. Er selbst hatte bereits in der Nacht mit seinem Weibe und seinen Kindern aus der Stadt zu entkommen gewußt und sich der Strafe entzogen; aber sein Thurm wurde dem Erdboden gleichgemacht, seine Güter mit Feuer und Schwert verwüstet, seine Dienstleute mißhandelt. Die Mitschuldigen seines Frevels wurden aus der Stadt verbannt, ihre Burgen und Häuser zerstört, ihr Hab und Gut eingezogen. Nur e i n Todesurtheil wurde ausgesprochen und vollstreckt; d e n traf es, der das Blut des Papstes vergossen hatte.

Cencius' Plan war vereitelt, aber dadurch weder er selbst noch sein Anhang vernichtet. In einer Burg der Campagna setzte er sich fest und verheerte von dort weit und breit die Besitzungen der römischen Kirche. Weder in der Umgegend Roms, noch in der Stadt selbst fehlte es ihm an mächtigen Freunden; noch einmal ließ ihm der Papst die

Hand zur Versöhnung bieten und erst, als er sie ausschlug, durch den Bischof von Palestrina den Bann gegen ihn erneuern. Doch auch in weiter Ferne hatten Cencius und seine Genossen Verbindungen. Durch den Cardinal Hugo stand er Wibert und den lombardischen Bischöfen nahe, welche dem Verbote Gregors zum Trotz bereits Thedald geweiht und dadurch ohne alle Scheu die Strafen Roms herausgefordert hatten. Gleich hitzige Gegner hatte der Papst, wie man sieht, jenseits und diesseits der Alpen zu bekämpfen.

Aller Widerstand dort fand gleichsam seinen Mittelpunkt in Cardinal Hugo, und dieser Mann eilte jetzt über die Alpen, um alle Widersacher des Papstes zu verbinden und die Verhältnisse so herzustellen, wie sie zu Cadalus' Zeiten bestanden hatten. Anderes ließ sich von diesem jungen und durchgreifenden König erwarten, als einst von der schwankenden Kaiserin; würde der Kampf jetzt erneuert, so müßte, meinte Hugo, Hildebrands letzte Stunde geschlagen haben. Von Wibert begab sich der Lothringer Hugo zu Thedald, von ihm an den königlichen Hof; er suchte seine Heimat auf, die er seit den Tagen Leos IX. kaum wieder betreten hatte. Er kam nach Worms zur rechten Stunde, um dort die Erbitterung gegen den Papst zu jenem maßlosen Haß zu steigern, der ihn selbst gegen einen Mann beseelte, den er zur größten Höhe erhoben zu haben glaubte, ohne billigen Dank zu ernten.

Der König entsetzt den Papst.

Am 24. Januar 1076 wurde, wie bestimmt war, in Gegenwart des Königs das Nationalconcil in Worms eröffnet. Man zählte vierundzwanzig deutsche Bischöfe, zu denen sich noch ein burgundischer und ein italienischer gesellten. Von den Erzbischöfen waren nur zwei erschienen, Siegfried von Mainz und Udo von Trier, da der neue Erzbischof von Köln noch nicht geweiht war, Wezel von Magdeburg sich in Haft befand, die Erzbischöfe von Salzburg und Bremen sich wohl geflissentlich der mißlichen Sache entzogen. Von den Bischöfen fehlten etwa zehn, meist aus äußeren Gründen: nur wenige waren gleich Altmann von Passau wegen Gewissensbedenken ausgeblieben. Auch die Klostergeistlichkeit war in großer Zahl herbeigekommen, spielte jedoch bei den Verhandlungen keine eingreifende Rolle. Unter den weltlichen Fürsten, deren nicht wenige dem Concil beiwohnten, ragte durch seine ganze

Stellung und durch die Einwirkung, welche er auf die Verhandlungen übte, am meisten Herzog Gottfried hervor. Den Vorsitz bei den Besprechungen der Bischöfe führte der Erzbischof von Mainz. Wie jetzt die Sachen standen, war Niemand königlicher gesinnt, als er; wie oft er um die Gunst dieses Papstes gebuhlt hatte, den er jetzt verurtheilen wollte, hatte er entweder vergessen oder hätte es doch vergessen mögen.

Es bedurfte wenig, um die Versammlung in die lebhafteste Aufregung zu versetzen, weniger als die boshaften Erfindungen des Cardinals Hugo, der als Ankläger des Papstes auftrat. Dieser Mann, der so lange in Rom und wenigstens zeitweise in der größten Vertrautheit mit Gregor gelebt hatte, scheute sich nicht die unglaublichsten Dinge von ihm dem Concil zu berichten, wie derselbe, im niedrigsten Stande geboren und im Kloster erzogen, aus maßlosem Ehrgeiz dasselbe verlassen, bei Zeiten der früheren Päpste durch List und Gewalt alle Macht an sich gerissen und große Reichthümer erworben, dann sich auf unrechtmäßige Weise des Stuhls Petri bemächtigt habe, den er durch den anstößigsten Lebenswandel beflecke; vor Allem warf er dem Papste vor, daß er sich mit einem Gefolge vornehmer Frauen umgebe und mit der Markgräfin Mathilde im Ehebruch lebe.

Hugos Anschuldigungen waren theils vom Hasse erfunden, theils in hohem Maß übertrieben. Es waren genug Männer in der Versammlung, die ihren Ungrund leicht hätten darthun können. Auch hat der König schwerlich Hugos Märchen Glauben geschenkt; noch weniger ist zu erwarten, daß der Cardinal Herzog Gottfried überzeugt haben sollte, so widerwärtig dem Herzog die Vertraulichkeit seiner Gemahlin mit dem Papste sein mochte, die diesem eben so große Zuneigung schenkte, wie ihm Kälte bewies. Aber, nachdem einmal der Papst auf die unerwiesenen Verdächtigungen der Sachsen gegen den König Gewicht gelegt hatte, schien es nur eine gebührende Vergeltung, wenn man seinem persönlichsten Widersacher williges Ohr lieh. Und zu allen Zeiten hat unter ähnlichen Verhältnissen gegen die Leidenschaft ruhige Erwägung nicht Stand gehalten, zu allen Zeiten haben erregte Parteien weniger nach dem Wahren oder Wahrscheinlichen gefragt, als nach dem, was ihren Zwecken dient. So wurden auch Hugos Märchen damals für wahr gehalten oder doch dafür ausgegeben, und sind Jahrhunderte lang von Gegnern der römischen Hierarchie meist in gutem Glauben, oft auch wider besseres Wissen nacherzählt worden.

Die Bischöfe beschlossen, wie es der König wünschte, daß der Papst, weil er widerrechtlich den Stuhl Petri bestiegen, denselben verlassen müsse und nicht ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen sei. Sie folgten dabei großentheils eben so sehr ihrem eigenen Herzen, als dem Willen des Königs. Einzeln unterschrieben sie dann nicht nur das Absetzungsdecret, sondern stellten jeder besonders noch eine Erklärung aus, daß sie fortan Hildebrand weder noch gehorchen noch ihn als apostolischen Vater anerkennen oder anreden wollten. Die meisten leisteten willig die Unterschrift. Nur die Bischöfe Adalbero von Würzburg und Hermann von Metz, die persönlich dem Papste früher in Rom ihre Ehrfurcht bezeigt hatten und die Lügen Hugos besser als andere durchschauen mochten, erhoben gegen das außergewöhnliche und den kanonischen Bestimmungen widerstreitende Verfahren schließlich Bedenken. Doch der alte Bischof Wilhelm von Utrecht, ein sehr unterrichteter, aber stolzer und hochfahrender Mann, der bei dem König und Herzog Gottfried *) viel vermochte, ließ die Schwankenden hart an; bebend unterschrieben auch sie. In eigenthümlicher Weise wollte sich der schlaue Hezilo von Hildesheim vor jedem Nachtheil schützen. Er vermerkte unter seinen Namen das Zeichen eines Speers, womit man in den Handschriften apokryphe Stellen anzudeuten pflegte; so meinte er seiner Unterschrift im Fall der Gefahr die Bedeutung benehmen zu können.

Darauf erließen die Bischöfe gemeinschaftlich ein Schreiben an den Bruder Hildebrand, wie sie ihn nun anredeten, in welchem sie ihm den Gehorsam aufkündigten und die Gründe ihres Verfahrens angaben. Sie hätten — so heißt es in dem Schreiben — bisher gehofft, daß er durch Rechtschaffenheit und Thätigkeit seine ihnen längst bekannte widerrechtliche Ergreifung der höchsten Kirchengewalt in Vergessenheit bringen werde, aber dem üblen Anfang seines Pontificats seien im Fortgange immer größere Uebel gefolgt; Friede und Liebe seien aus der Kirche gewichen, da er als ein Bannerträger des Schismas mit Härte und mit Uebermuth aufgetreten sei und die Flammen der Zwietracht, die er erst in Rom entzündet, über alle Kirchen Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Spaniens verbreitet habe; alle Gewalt der Bischöfe habe er, so weit es bei ihm gestanden, gebrochen und die Verwaltung der Kirche

*) Gottfried hatte kurz vorher bei Wilhelm in Utrecht das Weihnachtsfest mit großem Glanz gefeiert.

der Wuth des Pöbels preisgegeben, so daß Niemand mehr Bischof oder Priester sein könne, wer sich nicht in schimpflicher Weise vor Rom demüthigen wolle; die ganze herrliche Ordnung der Kirche, wie sie von den ältesten Zeiten bestanden, sei durch seine Decrete vernichtet worden, denn während er die Bischöfe herabgewürdigt, habe er sich selbst eine neue ganz ungebührliche Macht beigelegt, indem er behaupte, daß Niemand ein Recht auf die Schlüsselgewalt habe, als er selbst oder wem er sie übertrage; nach solchen und ähnlichen Erfahrungen könnten sie nicht länger mehr schweigen, sondern müßten endlich offen aussprechen, aus welchen Gründen er nicht auf dem apostolischen Sitze bleiben könne, ja ihn niemals habe besteigen dürfen.

Im weiteren Verlauf des Schreibens führen die Bischöfe dann einzeln die Gründe auf, weshalb Gregors Wahl ungültig gewesen und die Fortführung des Pontificats ihm nicht mehr gestattet werden könne. Er habe, sagen sie, in den Tagen Heinrichs III. diesem einen Eid geschworen, daß er bei des Kaisers oder seines Sohnes Lebzeiten weder selbst Papst werden, noch einen Anderen als solchen anerkennen wolle, wofern nicht die Wahl vom Kaiser oder seinem Sohne gebilligt werde; ferner habe er einst, als sich mehrere Cardinäle um das Papstthum bewarben, einen Eid abgelegt, daß er selbst niemals sich in den Besitz desselben setzen werde, um auch jene dadurch zu einem gleichen Gelöbniß zu bewegen; endlich sei durch das Wahldecret Nicolaus' II. unter Androhung des Bannes bestimmt worden, daß Niemand Papst werden dürfe ohne Genehmigung des Königs, und dieses Decret habe er selbst abgefaßt, durchgesetzt und unterschrieben: hätte er schon hiernach den Stuhl Petri nie besteigen dürfen, so sei er durch den wiederholten Eidbruch vollends desselben unwürdig, zumal er durch den über Gebühr vertrauten Verkehr mit dem Weibe eines Anderen das schwerste Aergerniß der gesammten Kirche gebe; aus Schamgefühl wollten sie nicht Alles sagen, was ihnen zu Gebote stände, aber überall würden Klagen laut, daß alle Verhandlungen beim apostolischen Stuhl durch Frauen geführt und durch diesen neuen Weibersenat die ganze Kirche geleitet werde; die Worte versagten ihnen, um alle die niederen Schmähungen wiederzugeben, welche sich der Papst gegen die Bischöfe erlaube, indem er sie Hurensöhne zu nennen oder in ähnlicher Weise zu schimpfen sich erdreiste. „Da Du", schließt das Schreiben, „mit schweren Meineiden dein Amt angetreten, die Kirche Gottes durch deine Neuerungen in

die größten Gefahren gestürzt, Deinen Wandel durch Verbrechen befleckt hast, so sagen wir Dir den Gehorsam auf, den wir Dir nie versprochen haben und in Zukunft nicht leisten werden, und da Keiner von uns, wie Du öffentlich zu äußern pflegtest, Dir bisher als Bischof galt, so wirst Du auch Keinem von uns fortan als Papst gelten."

In Verbindung mit diesem Schreiben der Bischöfe wurde ein anderes im Namen des Königs ausgestellt, welches die bezeichnende Aufschrift trägt: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Denn der besondere Inhalt des Schreibens, welches im Uebrigen nur die Beschuldigungen der Bischöfe wiederholt, beruht wesentlich in der Ausführung, daß der König seine Macht unmittelbar von Gott habe, Gregors Gewalt dagegen als eine durch List, Geld, Volksgunst und Gewalt erworbene nicht von Gott stamme, daß ihm deshalb in keiner Weise zugestanden habe den Gesalbten des Herrn zu berühren, über den nach dem Ausspruche der Väter das Gericht Gott allein vorbehalten sei und der, so lange er nicht den Glauben verlasse, wegen keines Verbrechens abgesetzt werden könne. So schließt das Schreiben: „Der heilige Petrus, ein Papst in Wahrheit, sagt: „Fürchtet Gott, ehret den König"; Du aber, weil du Gott nicht fürchtest, verunehrst in mir seine Ordnung. Der heilige Paulus, wo er den Engel vom Himmel nicht schont, der Anderes als das Evangelium predigen würde, hat Dich, der Anderes auf Erden lehrt, nicht ausgenommen, wenn er sagt: „So irgend Jemand, ob wir oder ein Engel vom Himmel, euch würde Evangelium predigen anders, denn euch gepredigt ist, der sei verflucht" *). Durch diesen Fluch und unser und unserer Bischöfe Urtheil verdammt, steige also herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl; es besteige den Thron Petri ein Anderer, der da nicht Gewalt unter dem Deckmantel der Religion übt, sondern die lautere Lehre des heiligen Petrus verkündet. Ich Heinrich, König von Gottes Gnaden, rufe Dir mit allen meinen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab!"

Man beschloß, daß diese Schreiben zuerst durch die Bischöfe Huzmann von Speier und Burchard von Basel im Namen des Concils den lombardischen Bischöfen zu einer zustimmenden Erklärung vorgelegt,

*) Galater 1, 7.

dann aber nach Rom überbracht und vor der versammelten Synode dem Papste zugefertigt werden sollten; Hildebrands Absetzung sollte dort öffentlich verkündigt und die Römer aufgefordert werden eine Gesandtschaft an den Hof zu schicken, um aus der Hand des Königs einen neuen Papst zu empfangen. Herzog Gottfried erbot sich den Erwählten nach Rom zu geleiten, und bereits Pfingsten wollte der König dann selbst nach Rom kommen, um in Sanct Peter die Kaiserkrone von dem Papst seiner Wahl zu empfangen. Man mochte glauben, plötzlich wieder in die Tage Heinrichs III. zurückversetzt zu sein. Wie schnell stürmen oft inmitten großer Erfolge die Gedanken über die Zeiten dahin!

Als das Concil in Worms sich trennte, machten sich die beiden Bischöfe sogleich auf den Weg. Sie begleitete im Auftrage des Königs der alte Graf Eberhard, der unter den Lombarden bekannt genug war. Auch erreichten die Gesandten unter den lombardischen Bischöfen leicht ihren Zweck. Eine zu Piacenza versammelte Synode trat mit der größten Bereitwilligkeit den Beschlüssen zu Worms bei, ja die einzelnen Bischöfe verpflichteten sich sogar eidlich Hildebrand nicht ferner Folge zu leisten. Aber man konnte sich nicht verhehlen, daß es gefahrvoll sei, dem Papst in Rom selbst mit den Botschaften des Königs entgegenzutreten; denn die Stimmung war dort gegen Gregor wesentlich anders, als man in Deutschland erwartet hatte.

Gleich nach den Wormser Beschlüssen hatte sich nämlich der König brieflich an die Römer gewandt, um sie von denselben in Kenntniß zu setzen und zum Widerstand gegen Hildebrand aufzurufen. Er theilte ihnen zugleich ein Schreiben mit, welches er an Letzteren gerichtet, um das bisher zwischen ihnen obwaltende persönliche Verhältniß für immer zu lösen. Nicht mit kirchlichen Phrasen überladen, in der Sprache der Leidenschaft geschrieben, läßt dieses Schreiben in das wahre Verhältniß des Königs zum Papst einen tieferen Blick werfen und verdient seinem ganzen Wortlaut nach mitgetheilt zu werden.

So schrieb der König dem Papst: „Heinrich, König von Gottes Gnaden, an Hildebrand. Da ich bisher von Dir väterliche Gesinnungen erwartete und Dir in Allem zu großem Mißfallen meiner Getreuen Gehorsam bewies, hast Du dies so erwidert, wie es der schlimmste Feind meines Lebens und meines Reichs nicht ärger vermocht hätte. Denn, nachdem Du zuerst mir Alles, was ich als ererbtes Recht von Deinem Sitze beanspruchen durfte, durch übermüthiges Wagniß entrissen, hast Du

weiter fortschreitend auch das italienische Reich durch die abscheulichsten Ränke mir zu entziehen gesucht. Und damit noch nicht zufrieden, hast Du gegen die ehrwürdigsten Bischöfe, die uns auf das Engste, gleichwie die Glieder dem Haupt, verbunden sind, die Hand zu erheben Dich nicht gescheut und sie mit den dreistesten Beleidigungen und empfindlichsten Schmähungen gegen göttliches und menschliches Recht, wie sie selbst sagen, verfolgt. Ich suchte dies Alles mit scheinbarer Geduld zu übersehen; Du aber hieltest meine Geduld für Zaghaftigkeit und wagtest Dich sogar gegen mich, das Haupt selbst, zu erheben; denn Du sandtest mir die Dir wohl bekannte Botschaft, daß Du, um Deine eigenen Worte zu gebrauchen, entweder sterben oder mich um Reich und Leben bringen würdest. Diesem unerhörten Hochmuth meinte ich nicht mehr mit Worten, sondern mit der That entgegentreten zu müssen und berief eine Versammlung aller Bischöfe meines Reichs auf ihre eigenen Bitten. Als hier, was bisher aus Scheu und Ehrfurcht verschwiegen, bekannt wurde, trat aus den wahrhaften Aussagen derselben gegen Dich, die Du aus ihrem Briefe erfahren wirst, klar an den Tag, daß Du nicht länger den apostolischen Stuhl einnehmen kannst. Ihr Urtheil, weil es gerecht und billig vor Gott und Menschen schien, habe ich genehmigt: deshalb spreche ich Dir jedes Recht ab, was Du bisher als Papst geübt hast, und gebiete Dir nach dem Rechte des Patriciats, welches mir Gott verliehen und die Römer eidlich bestätigt haben, daß Du von dem Bischofsstuhle der Stadt herabsteigst."

Der König meinte, die Römer würden aus diesem Schreiben sehen, wie Hildebrand nicht nur die Kirche unterdrückt, sondern auch als ein Feind des Reichs sich erwiesen habe; er forderte sie deshalb auf, sich kräftigst gegen ihn zu erheben. „Wir sagen nicht", heißt es am Schluß des an die Römer gerichteten Schreibens, „daß Ihr sein Blut vergießen sollt, da ja das Leben ihm nach seiner Entsetzung nur eine härtere Strafe, als der Tod sein wird, sondern daß Ihr ihn, wenn er es nicht willig thut, den päpstlichen Stuhl zu verlassen zwingt und einen Anderen, der von uns nach Eurem und aller Bischöfe Rath erwählt werden soll, als Papst aufnehmt, einen Mann, der jene Wunden, die Hildebrand der Kirche geschlagen, zu heilen den Willen und die Kraft besitzt."

Diese Schreiben des Königs hatten auf die Römer ihre Wirkung verfehlt. Wenn auch der Papst Widersacher in der Stadt hatte, so war

doch sein Ansehen seit dem gescheiterten Anschlag des Cencius so gestiegen, daß er für seine persönliche Sicherheit kaum noch zu sorgen hatte. Wohl war es deshalb ein Wagniß mit den Botschaften des Königs und der abfälligen Bischöfe inmitten einer von Gregor berufenen Synode, umringt von einer ihm ergebenen Bürgerschaft, vor ihn hinzutreten, ein Wagniß, zu welchem sich Wenige stark genug fühlen mochten. Ein Kleriker aus dem schismatischen Parma, Roland mit Namen, und ein königlicher Ministerial übernahmen es endlich, die gewichtigen Schreiben nach Rom zu bringen und dem Papst vor seiner Synode den Gehorsam aufzukündigen. Großen Lohn scheint man ihnen versprochen zu haben *), und unter Todesängsten haben sie ihn sauer verdient.

Der Papst bannt und entsetzt den König.

Eine stattliche Versammlung hatte sich in der Kirche des Lateran zusammengefunden, als in der Fastenzeit **) der Papst die Synode eröffnete. Die Zahl der anwesenden Bischöfe wird auf hundert und zehn angegeben. Sie mochten aus dem südlichen und mittleren Italien, aus Burgund und Frankreich gekommen sein, aus Deutschland und der Lombardei war Keiner zugegen. Viele Aebte und Mönche hatten sich von nahe und fern eingefunden, und eine dichte Menge von römischen Klerikern und Laien füllte die weiten Räume der Kirche. Auch die Kaiserin Agnes war gegenwärtig, um das ihrem Herzen Schmerzlichste zu erleben.

Roland und sein Gefährte waren erst am Tage zuvor in Rom angekommen, aber sie zögerten keinen Augenblick ihren gefährlichen Auftrag zu erfüllen. Sie begaben sich in die Synode und übergaben ihre Briefe im Namen des Königs. Roland rief dem Papste vor der versammelten Menge die Worte zu: „Der König und unsere Bischöfe gebieten dir von dem Stuhle Petri zu steigen, den du nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt hast!" Darauf wandte er sich zu den römischen Cardinälen und forderte sie auf, Gesandte nach Deutschland zu schicken, um aus der Hand des Königs, der Pfingsten selbst nach Rom kommen werde, einen anderen Papst zu empfangen; „denn dieser", fügte er hinzu,

*) Roland erhielt bald darauf das Bisthum Treviso.

**) Die Synode war auf die erste Fastenwoche (14.—20. Februar) berufen, scheint aber erst in der folgenden Woche am 21. Februar eröffnet zu sein.

„ist kein Papst, sondern ein reißender Wolf.“ Bei diesen Worten brach ein furchtbarer Sturm in der Versammlung los. Der Cardinal-Bischof Johann von Porto rief: „Ergreift ihn!“ Der Präfect Cencius, ein von Jugend an dem Papst überaus ergebener Mann, zückte sein Schwert; alle Bewaffneten in der Versammlung folgten seinem Beispiel und stürmten auf die Gesandten ein. An der heiligen Stätte würden sie vor den Augen des Papstes niedergemetzelt sein, wenn er nicht sie mit seinem Leibe gedeckt und den Wüthenden entrissen hätte. Er ließ sie dann zu seinen Füßen niedersitzen und stellte die Ruhe her. Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang; der Papst leitete sie, dem Befehle des Königs trotzend. Der erste Tag der Synode verlief ohne weitere Störung.

Auch bei diesem Sturm hatte Gregor eine sichere Haltung bewahrt, die ihn überhaupt in dem Drange ungewöhnlicher Dinge, so heiß sonst sein Blut wallte, am wenigsten zu verlassen pflegte. Schon am anderen Tage kam ihm Botschaft von einigen deutschen Bischöfen, die ihm Reue über ihr unbedachtes Beginnen zu erkennen gaben, und diese Botschaft stärkte seinen Muth. Als er in die Synode kam, ließ er die Briefe des Königs und der Bischöfe verlesen und stellte zur Berathung, wie gegen die Verächter des apostolischen Stuhls zu verfahren sei. Die Synode beschloß, was er wünschte. Siegfried von Mainz wurde, „weil er sich die Bischöfe und Aebte des deutschen Reichs von der heiligen römischen Kirche, ihrer geistlichen Mutter, zu trennen erdreistet hätte“, vom Amt suspendirt und vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Auch über alle deutschen Bischöfe, die freiwillig dem Schisma beigetreten waren und in demselben verharrten, wurde die Suspension vom Amte und die Ausschließung vom Abendmahl verhängt, dagegen die Bestrafung für diejenigen, die nur gezwungen beigetreten, bis auf Petri Kettenfeier (1. August) verschoben; erst wenn sie bis dahin nicht in Person oder durch Boten dem römischen Stuhle Genugthuung geleistet hätten, sollten auch sie das Amt verlieren. Die lombardischen Bischöfe schloß der Papst insgesammt, „weil sie mit Verachtung der Kirchengesetze sich gegen den heiligen Petrus verschworen hätten“, von ihrem Amt und der Gemeinschaft der Kirche aus. Außerdem wurden einige Strafen, welche Hugo von Die, der übereifrige Legat des Papstes, in Burgund verhängt hatte, bestätigt. Das Wichtigste aber war, daß der Papst, was er dem König angedroht hatte, zur Ausführung brachte; er sprach den Bann über Heinrich aus,

entsetzte ihn seiner königlichen Gewalt und entband alle Unterthanen von dem Eide, den sie ihm geschworen hätten oder noch schwören würden.

In einem Gebet an den heiligen Petrus verkündete Gregor vor der Synode sein Urtheil über den König. Es sind folgenschwere und ewig denkwürdige Worte, die er damals vom apostolischen Stuhle sprach: „Heiliger Petrus“, so hub er an, „du Fürst der Apostel, neige zu uns, ich bitte dich, gnädig dein Ohr; vernimm mich, deinen Knecht, den du von Kindesbeinen an ernährt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen errettet hast, die mich wegen meiner Treue gegen dich gehaßt haben und hassen. Du selbst bist mein Zeuge, und mit dir meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter den Seligen, daß deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung berief, daß ich es nicht für einen Raub ansah deinen Stuhl zu besteigen, sondern lieber in der Fremde mein Leben beschließen, als deinen Sitz um irdischen Ruhmes willen durch weltliche Ränke gewinnen wollte. Und deshalb, nach deiner Gnade, nicht nach meinem Verdienst, war es, wie ich glaube, und ist es dein Wille, daß die Christenheit, wie sie dir besonders befohlen ist, so auch mir als deinem Stellvertreter besonders gehorchen soll, und um deinetwillen ist mir von Gott die Macht verliehen zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. In diesem Vertrauen untersage ich nun zur Ehre und zum Schutz deiner Kirche im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, in Kraft deiner Vollmacht dem König Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohn, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen deine Kirche erhoben hat, die Regierung des ganzen deutschen Reichs und Italiens, löse alle Christen von der Verpflichtung des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage hiermit Jedermann ihm als einem König zu dienen. Denn es gebührt sich, daß wer die Würde deiner Kirche herabzusetzen sucht, selbst die Würde, die er besitzt, verliere. Und weil er als Christ weder gehorchen wollte, noch zu dem Herrn, den er verlassen hatte, zurückkehrte, indem er mit Gebannten Gemeinschaft pflog, die Mahnungen, die ich — du bist mein Zeuge — nur um seines Heiles willen an ihn ergehen ließ, verachtete und von deiner Kirche, die er zu spalten suchte, sich trennte, deshalb schlinge ich um ihn in deinem Namen die Bande des Fluches. Und ich spreche im Vertrauen auf dich diesen Bann aus, auf daß alle Völker wissen und erkennen sollen, daß du bist Petrus und

auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Nie waren ähnliche Worte vom Stuhle Petri gesprochen, nie ein Strafurtheil von ähnlicher Bedeutung von einem Papste gefällt worden. Wohl hatte man erlebt, daß der Nachfolger Petri Kronen vertheilte, wohl waren kirchliche Strafen von ihm über die Könige großer Reiche verhängt worden, und Gregor selbst hatte vor Jahren den König von Frankreich mit Absetzung bedroht, aber unerhört war und mit keinem früheren Vorgang zu vergleichen, daß der Erbe des Kaiserthums, der oberste Schutzherr der abendländischen Kirche, in dem man den Urquell aller weltlichen Macht bisher verehrte und von dem der römische Bischof selbst in mehr als einer Beziehung abhing, jetzt von diesem entthront und alle Lehnseide, die ihm je geschworen, gelöst wurden.

Der Lehnsstaat beruhte seiner Natur nach auf dem Lehnseid; wer die Macht hatte diesem Eid seine Kraft zu nehmen, in dessen Hand lag die letzte Entscheidung, war die Summe der Dinge gegeben. Offen sprach jetzt Gregor aus, daß er als Stellvertreter des heiligen Petrus diese Macht und damit die höchste Gewalt in der Christenheit besitze, daß nicht er vom König, dem Inhaber der kaiserlichen Gewalt, sondern dieser von ihm abhängig sei, daß nicht allein in Spanien, England, Frankreich und Ungarn, sondern auch in Deutschland und Italien dem römischen Bischof die Oberherrschaft gebühre, daß mit einem Worte nicht das Kaiserthum, sondern das Papstthum den Ausgangspunkt jeder weltlichen Ordnung zu bilden, das Kaiserthum selbst nur von ihm seine Autorität zu empfangen habe. Was er einst schon durch die Krönung Nicolaus' II. im Jahre 1059 bezeichnet, was er dann oft bald mehr bald minder deutlich als das Recht des heiligen Petrus beansprucht hatte*), führte er jetzt in einer großen und verhängnißvollen Action in die Geschichte ein. König Heinrich sprach wenig später aus, Hildebrand habe auf jener Fastensynode gezeigt, daß er alle geistliche und weltliche Gewalt in einer, in seiner Hand vereinigen wolle, und dadurch in gleicher Weise die bisherigen Ordnungen des Staats, wie der Kirche, erschüttert: hierin liegt in der That die wesentliche Bedeutung des Vorgangs, der mit Recht die ganze Welt in Erstaunen versetzte.

---

*) Man sehe oben S. 45. 46 und S. 270.

Die Befugniß in dieser Weise zu verfahren, hat Gregor eben so hartnäckig behauptet, wie sie ihm von der Gegenseite bestritten ist. Wiederholentlich hat er theils durch kanonische Bestimmungen, theils durch Berufung auf frühere Vorgänge sein Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Jene Vorgänge sind wenig beweisend, und daß die kanonischen Formen auf der römischen Synode nicht strenger beobachtet wurden, als auf dem Wormser Concil, läßt sich unschwer darthun; auch wurde seinen Ausführungen schon damals mit guten Gründen begegnet, und mit besseren könnte man sie heute widerlegen. Aber welthistorische Vorgänge, mit denen sich die Pforten einer neuen Zeit erschließen, lassen sich nicht allein nach dem Maß aus der Vorzeit überlieferter Rechtsgrundsätze messen, und für den Historiker hat eigentlich nur die Frage eine wesentliche Bedeutung, ob Gregors Schritt nach der ganzen Lage der Dinge und nach seiner eigenen Stellung ein nothwendiger war — und diese Frage muß man, wenn ich nicht irre, bejahen.

Wir wissen, wie das Papstthum sich an die Spitze einer großen kirchlichen Reformbewegung gestellt hatte, welche vom Kaiserthum erst begünstigt, dann vergeblich bekämpft, schließlich mit unzureichenden Mitteln in halber Weise unterstützt wurde, wie zugleich der römische Bischof, als die deutsche Macht in Italien hinschwand, hier in die Mitte der nationalen Bewegung trat, wie ihm endlich eine universelle Stellung zufiel, noch weniger befestigt, aber doch weitgreifender und aussichtsreicher, als sie je ein deutscher Kaiser besessen; wir wissen, wie Gregor diese kirchlich-weltliche Macht des Stuhls Petri, die er zum großen Theil selbst begründet hatte, mit dem Bewußtsein, daß er ihr zum vollständigen Siege über ihre Widersacher zu verhelfen von Gott berufen sei, in dem Vorgefühle eines unzweifelhaften Triumphs übernahm. Ob ihn nun persönlicher Ehrgeiz beseelte oder nicht, nimmermehr war ihm möglich vom Stuhle Petri herabzusteigen und mit seiner Person eine Sache, die ihm Gottes Sache war, aufzugeben, weil es ein junger König so verlangte, der sich zum Verderben des Papstes mit einer Zahl den römischen Forderungen hartnäckig widerstrebender Bischöfe vereinigt hatte und kaiserliche Rechte in Erinnerung brachte, die seit geraumer Zeit kaum noch geübt waren. Konnte aber Gregor nicht von dem Stuhle Petri weichen, so konnte er nach Allem, was vorangegangen war, nur so verfahren, wie er that. Er mußte dem Könige mit gleicher Entschiedenheit begegnen, wie dieser ihm be-

gegnet war; wie seine Autorität der König zu entkräften gesucht hatte, so mußte er die des Königs so tief, wie möglich, erschüttern. Man irrt, wenn man glaubt, daß des Papstes nächste Absicht bei diesem Schritte gewesen sei Heinrich zu verderben; obwohl Gregors Untergang unfehlbar vom Könige beschlossen war, wollte er doch damals den König nicht vernichten, sondern vielmehr durch das letzte und äußerste Zwangsmittel zur Unterwerfung nöthigen. Das Verfahren, welches er einschlug, war das einzig mögliche, wenn er das Papstthum und sich selbst in der Stellung behaupten wollte, die sie durch den Gang der Dinge gewonnen hatten.

Wie große Gefahren ihn umgaben, entging Gregor nicht; aber er stand in dem Bewußtsein, daß der heilige Petrus, als dessen Werkzeug er sich lediglich ansah, ihm durchhelfen werde. Auf das Gebet der Getreuen setzte er seine Hoffnung. Er unterließ nicht ihnen sofort seine Lage mitzutheilen, damit sie zu Gott flehen möchten, „daß er entweder die Herzen der ruchlosen Widersacher zur Reue stimme oder durch die Vernichtung ihrer bösen Absichten zeige, wie wahnsinnig Alle seien, welche den von Christus gegründeten Felsen zu erschüttern und die von Gott gegebenen Privilegien anzutasten sich erdreisteten".

Aber Gregor war nicht der Mann weltlichen Mächten nur mit Gebet zu begegnen. In die größte Thätigkeit warf er sich, um Waffen, Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen. Mehr als je warb er um die Gunst des römischen Volkes. Ihm zu Liebe ließ er die Gesandten des Königs, die er auf der Synode vom Tode errettet, in den Kerker werfen, grausam foltern und dann zum Schauspiel der Menge durch die Straßen der Stadt führen; ein Verfahren, welches mit Recht den schwersten Tadel erfuhr, doch wußte der Papst, womit auf diese rohe Masse zu wirken war. Zugleich verstärkte er sein Heer in der Stadt. Wir wissen, daß er von dem Tridentiner Bischof Mannschaft verlangte; in gleicher Weise wird er andere Freunde nahe und fern in Anspruch genommen haben. Robert Guiscard und dessen Bruder Roger suchte er sich damals zu nähern und begann mit den Normannen Friedensverhandlungen. Er fand sie äußerst willig; „nach Gott", schrieb er nach Mailand, „wollen die Normannen nur den heiligen Petrus zum Herrn und Kaiser haben." Vor Allem aber schloß er sich auf das Engste an Mathilde an, die um diese Zeit zur alleinigen Herrschaft in den von ihrem Vater einst beherrschten Ländern und Städten gelangte.

Am 26. Februar starb ihr Gemahl Herzog Gottfried, fern von ihr, wie er schon seit Jahren fern von ihr gelebt hatte, am 18. April endete auch ihre Mutter Beatrix zu Pisa das Leben. Immer mehr lösten sich die Bande, die Mathilde an Deutschland und das Kaiserhaus knüpften, und immer entschiedener wandte sie sich der Sache der Kirche und Italiens zu, immer fester zog sich ihr Verhältniß zum Papste. Ihm scheint sie damals willig das von der römischen Curie so oft beanspruchte Herzogthum Spoleto mit der Mark von Camerino überlassen zu haben, welches ohnehin zum großen Theil in den Händen der Normannen war; auch ohne diese Länder blieb ihr eine der glänzendsten Herrschaften des Abendlands. Voll von Ehrgeiz und Enthusiasmus, war dieses dreißigjährige Weib zum Dienst des Papstes, dem sie ihren Geist und ihr Herz ergeben hatte, stets bereit, eine getreue Magd des heiligen Petrus, wie er sie nannte.

Die lombardischen Bischöfe und Aebte kamen auf Antrieb Wiberts von Ravenna gleich nach Ostern in Pavia zusammen und sprachen feierlich den Bann über den Papst aus. Die Trennung der Kirche Norditaliens von Rom schien damit vollzogen und hier dem Papste keine Hoffnung weiter zu bleiben. Aber bald zeigte sich, daß das entschiedene Vorgehen desselben doch auch in der Lombardei Eindruck gemacht hatte. Die Pataria erhob sich von Neuem; selbst in Mailand, wo ein Ritter Wifred an die Spitze derselben trat und sich sofort mit dem Papste in Verbindung setzte. Nichts mußte Gregor erwünschter sein, als daß die Anhänger des heiligen Petrus in Mailand abermals zu den Waffen griffen: er versprach Wifred die verlangte Unterstützung, aber wirksameren Beistand, als er jetzt gewähren konnte, fanden die Patarener bei der großen Gräfin. Die Städte Lombardiens wurden aufs Neue der Schauplatz religiöser, mit großer Erbitterung geführter Kämpfe.

Die Hauptsache war, welche Aufnahme die Beschlüsse der römischen Synode in Deutschland finden würden. Kein Zweifel kann obwalten, daß sie noch ein Menschenalter zuvor hier den furchtbarsten Sturm erregt haben würden. Aber die Verhältnisse hatten sich inzwischen geändert. Das Königthum übte nicht mehr den alten Zauber auf die Gemüther; der Bruch des Lehnseides war bei den Fürsten an der Tagesordnung, und Nichts war ihnen willkommener, als wenn die Religion selbst ihren Treubruch zu heiligen schien; die Verdächtigungen des Königs,

welche von den Sachsen ausgegangen waren, hatten Mißstimmung gegen ihn in allen Theilen des Reichs verbreitet, die zugleich alle Klassen des Volks ergriff. Während so der Glanz der Krone mehr und mehr erblich, gewann der Name des heiligen Petrus einen immer volleren Klang. In den neuen Klöstern cluniacensischer Richtung hegte man die ausschweifendsten Vorstellungen von der Macht des römischen Bischofs, und die eifrigen Mönche derselben verbreiteten dieselben nicht nur unter die gesammte Klostergeistlichkeit, sondern auch weit unter die Masse. Kaum erscholl deshalb die Kunde vom Bann des Königs, so wurde es in Sachsen abermals unruhig, die oberdeutschen Herzoge traten zu einer Verschwörung zusammen, die Mönche im Schwarzwalde, Franken, Thüringen und Sachsen predigten dreist von dem Rechte des apostolischen Stuhles Könige und Kaiser vom Throne zu stürzen. Die Saat ging auf, die Rom seit Jahren gestreut hatte*); üppiger schoß sie empor, als der Papst selbst wohl erwartet hatte.

Es fehlte Gregor nicht an Freunden in Deutschland, die ihm die Hand entgegenstreckten. Selbst unter den Bischöfen, wußte er wohl, war der Bund nicht so fest, wie es zu Worms geschienen hatte, und nicht ohne Grund hatte er diejenigen, die unfreiwillig seine Absetzung unterschrieben hatten, von den anderen geschieden. Gleich nach der Synode schrieb er an den Erzbischof Udo von Trier, die Bischöfe Dietrich von Verdun und Hermann von Metz und bat sie in den Schooß der Kirche zurückzukehren; sie waren sämmtlich dem Papste als religiöse Männer persönlich bekannt, und das Schreiben verfehlte nicht seine Wirkung. Udo und Dietrich bewahrten dem Könige ihre Treue, aber Udo trat doch alsbald die Reise nach Rom an und unterwarf sich**); Hermann ging sogleich offen zu den entschiedenen Widersachern des Königs über. Dasselbe that Bischof Adalbero von Würzburg, der gleich ihm zögernd in Worms unterschrieben und wohl unverzüglich den Papst seiner Reue versichert hatte. Bald fanden sich noch andere Bischöfe, die es doch lieber mit dem Papste als mit dem Könige halten wollten, und selbst Siegfried begann den gewagten Schritt zu bereuen, zu dem er sich hatte verleiten lassen. Der Papst schrieb an den Bischof von Trient: „Petri Kettenfeier wird nicht vorübergehen, ohne daß aller Welt klar vor

*) Vergl. oben S. 234. 235.

**) Dies mochte bei Dietrich nicht nöthig erscheinen, da er das Absetzungsdecret nicht unterschrieben hatte.

Augen liegt, daß Heinrich mit dem vollsten Recht excommunicirt ist." Petri Kettenfeier hatte er als Termin den deutschen Bischöfen gestellt; er hoffte sie dann wohl insgesammt bereits reuig zu seinen Füßen zu sehen.

Aber so groß die Zahl der Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland auch war, jenen äußersten Schritt, den Gregor gethan hatte, billigten dennoch Viele mit Nichten. Deshalb erließ er an die Bischöfe, Herzoge, Grafen und Alle, „die im deutschen Reiche den christlichen Glauben vertheidigen", ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben. Er entwickelt in demselben den Verlauf seiner Streitigkeiten mit dem König, allerdings weder vollständig noch im Einzelnen überall richtig; dann giebt er noch einmal seine Gründe für das Anathem an, welches selbst dann aufrecht erhalten werden müßte, wenn es nicht aus genügender Ursache oder nicht ganz ordnungsmäßig von ihm verhängt sein sollte; endlich ermuthigt er die Getreuen zur Standhaftigkeit, indem er die Hoffnung, daß der König doch noch in sich gehen und reuig in den Schooß der Kirche zurückkehren werde, ihnen eröffnet. „Wenn er umkehren will, wird er uns, was er auch gegen uns im Schilde führen mag, doch immer bereit finden, ihn in die Gemeinschaft der Kirche, in welcher Weise Ihr, Geliebte, es uns anrathen werdet, wieder aufzunehmen." Viele Freunde mußte ihm unter den deutschen Großen gewinnen, daß er so von ihrer Mitwirkung den Austrag des Streites abhängig machte.

Uebrigens waren schon bald nach der Synode Versuche gemacht worden, den Streit zwischen Kaiser und Papst in Güte beizulegen. Aber den Männern, die ein solches Friedenswerk betrieben, gab der Papst zur Antwort, nur dann könne er dem König die Hand reichen, wenn er seine Vergehen gegen die Kirche nach den Anweisungen des apostolischen Stuhles wieder gut machen, mit anderen Worten, wenn er sich ihm so vollständig, wie er es einst versprochen hatte, unterwerfen würde. Zu Zugeständnissen wäre Gregor früher bereit gewesen; jetzt würde er kaum im Geringsten nachgegeben haben. Er meinte wohl, daß das Reich des Teufels jetzt in der Welt offenbar sei, doch glaubte er bemerkt zu haben, daß die Macht desselben dann am schnellsten zusammenbräche, wenn sie am meisten sich brüste. Seine Art war es, Wehe über die Zeiten, in denen er leben müsse, zu rufen. Dennoch war Petri Schifflein jetzt in eine Strömung gerathen, die seine Fahrt wundersam be-

günstigte, und Niemand wußte dies besser, als der kluge Mönch, der das Steuer führte.

Der Hader zwischen König und Papst, den Beide noch vor Kurzem beizulegen gehofft hatten, war nicht nur nicht beigelegt, sondern hatte sich so erhitzt, daß an eine Vermittelung kaum noch zu denken war. Weder Roms Decrete gegen Simonie und Priesterehe, noch Gregors Investiturverbot hatten den unmittelbaren Anlaß zum Bruche gegeben, sondern die Verhältnisse Mailands und die gesammte Lage Italiens. Aber die nächste Veranlassung war nicht der letzte Grund, der tief in der ganzen Entwickelung der Dinge lag. Sobald sich der römische Bischof als den Statthalter Gottes auf Erden, als den Schiedsrichter in den wichtigsten geistlichen und weltlichen Dingen zu fühlen anfing, mußte er über kurz oder lang mit dem Erben des deutschen Kaiserthums, der sich von Gott zum Oberherrn der abendländischen Christenheit eingesetzt glaubte, in Kampf gerathen. Die beiden Mächte, welche im Occident allein eine universale Bedeutung besaßen, waren durch den Gang der Geschichte allmählich und fast unvermerkt in den schroffsten Gegensatz gerathen; man war sich nun dessen völlig bewußt geworden, und der offene Kampf schien nicht mehr zu vermeiden. Die neue Zeit mußte zum Bruche mit den Traditionen der Vergangenheit führen, nachdem alle Versuche zur gütlichen Ausgleichung von Gegensätzen, die sich schwer ausgleichen ließen, gescheitert waren. Ein Conflict war ausgebrochen, der den ganzen Bestand der Dinge im Abendlande in Frage stellte, wie ihn die Geschichte der christlichen Welt bisher nicht gekannt hatte. Wie ein Erdbeben den Boden zu lösen scheint, hatte der Bannspruch des Papstes alle Vorstellungen, die man von der Weltordnung hegte, in Verwirrung gesetzt.

Der König hatte den Papst entsetzt und wollte ihn vernichten; der Papst hatte den Erben des Kaiserthums gebannt und entthront, um ihn und mit ihm das Kaiserthum sich zu unterwerfen. Noch war die große Frage unentschieden, wer von Beiden seine Absicht durchsetzen könne; von der Entscheidung derselben schien es abzuhängen, ob das Kaiserthum, wie bisher, auch ferner die Geschicke der Völker leiten sollte oder ob es von seiner Höhe zu steigen und die Zügel der Weltherrschaft dem Papstthum zu überlassen habe.

14.

Heinrich IV. im Bann.

Die Wirkungen des Bannes.

In dem Bewußtsein eines großen Erfolges war der König von Worms nach Goslar zurückgekehrt, um seine Maßregeln zur Bezähmung des Sachsenvolkes weiter durchzuführen. Die Herstellung der alten Burgen wurde eifrig gefördert, neue Festen zu den alten gebaut, die eingezogenen Güter erprobten Vertheidigern der königlichen Sache übergeben; Edicte ergingen gegen alle freie Männer in Sachsen und Thüringen, die sich der Aufforderung des Königs zuwider noch nicht gestellt und unterworfen hatten. Erst gegen die Mitte des März verließ Heinrich Goslar und begab sich nach Lothringen, wo seine Anwesenheit dringend gefordert wurde.

Vor Kurzem war Herzog Gottfried eines gewaltsamen Todes gestorben. Er hatte sich in die neugewonnenen friesischen Länder begeben, die von Robert dem Friesen und dessen Stiefsohn Graf Dietrich von Holland bedroht waren. Bei der Feste Vlaardingen, als er zur Nachtzeit einen abgelegenen Ort zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse aufsuchte, lauerte ihm Gislebert auf, ein Dienstmann des Grafen Dietrich, bohrte ihm von hinten ein Schwert in die Eingeweide und ergriff die Flucht. Zu Schiff wurde der tödtlich verwundete Herzog nach Utrecht gebracht und starb dort nach kurzer Zeit*). Nach seinem Wunsche wurde er in Verdun zur Seite seiner Väter bestattet. Mit ihm starb der Mannesstamm eines Geschlechtes aus, welches seit mehr als hundert Jahren auf die Geschicke Lothringens einen großen, oft geradezu entscheidenden Einfluß geübt hatte.

Gottfrieds Tod war ein Ereigniß von weitgreifender Bedeutung. Freund und Feind unter den Zeitgenossen sind darüber einig, daß er ein Fürst von großer Einsicht und ungemeiner Thatkraft war, der unter

*) Bald nach Gottfrieds Tode fiel Graf Dietrich, von seinem Stiefvater unterstützt, über die friesischen Gegenden her und riß Yſſelmuiden unweit von Vlaardingen an sich.

den weltlichen Großen neben sich nicht seines Gleichen fand. Lothringen empfand schwer seinen Verlust, da unter ihm ein ungewöhnlicher Friede im Lande geherrscht hatte und man bald an seine glücklichen Zeiten nur mit Seufzen gedenken konnte. Noch schwerer traf Gottfrieds Tod den König. Dem Lothringer vor Allem dankte er die Unterwerfung der Sachsen, und auf seine gewichtige Unterstützung hätte er jetzt unbedingt auch gegen Gregor rechnen können; keinen deutschen Fürsten gab es, der in gleicher Weise die Verhältnisse Italiens kannte und der unmittelbarer bei ihnen betheiligt gewesen wäre. Ueberdies schien Gottfried der einzige Mann, der durch klugen Rath den hochfahrenden und gewaltsamen Sinn des jungen Königs zu mäßigen vermochte.

Zunächst begab sich Heinrich nach Köln, um dort persönlich die Weihe Hildulfs durchzusetzen, die noch immer auf mannigfachen Widerspruch stieß. Selbst Wilhelm von Utrecht war dem Goslarer Domherrn abgeneigt, verstand sich aber zur Weihe, als einem seiner Verwandten das erledigte Bisthum Paderborn versprochen wurde. Sobald Hildulf geweiht war, eilte der König von Köln nach Utrecht, wo er das Osterfest (27. März) bei Bischof Wilhelm beging; hier stellte sich ein Neffe Herzog Gottfrieds am königlichen Hofe ein, den er sterbend als seinen Erben bezeichnet hatte. Es war ein Sohn seiner Schwester Ida und des Grafen Eustachius von Boulogne; er trug den Namen des Oheims, der ihm besonders zugethan gewesen war und große Hoffnungen von ihm gehegt hatte, obwohl er kaum ahnen konnte, daß dieser Jüngling eine Königskrone in sein Haus bringen sollte.

Der junge Gottfried von Bouillon — unter diesem Namen kennt ihn die Welt — erhielt Verdun und die alten Stammgüter seines Geschlechtes, auch wurde er mit der Grafschaft Antwerpen und den benachbarten friesischen Gegenden vom König belehnt, mit der Mark Antwerpen, wie man fortan diese Besitzungen nannte*). Aber das Herzogthum seines Oheims fiel nicht ihm zu, sondern der König verlieh es seinem eigenen zweijährigen Sohne, demselben Knaben, dem er vor Kurzem auch die Erbfolge im Reiche bereits hatte zusichern lassen. Nichts Anderes bedeutete dies, als daß Heinrich nach der Weise seines Vaters

*) Für diese Belehnung mußte der junge Gottfried nach dem Geschichtsschreiber Berthold vierzig Pfund Goldes geben, und dies ist sehr glaublich, da es dem Brauch der Zeit entsprach. Zweifelhafter ist, ob der König, wie Berthold gleichfalls versichert, Gottfried früher auch das Herzogthum versprochen hatte.

und Großvaters eine der wichtigsten Provinzen des Reichs unmittelbar an die Krone ziehen wollte. Man weiß, wie ein solches Verfahren die Fürsten stets mit dem größten Mißtrauen erfüllte. Schon hatten sie einem ähnlichen Versuche des Königs in Sachsen sich mit aller Energie widersetzt; auf Widerstand mußte er auch jetzt gefaßt sein, aber für so gesichert hielt er bereits seine Stellung, daß er jede Auflehnung leicht besiegen zu können vermeinte.

Zu Utrecht war es, wo der König zuerst die Vorgänge auf der römischen Fastensynode erfuhr, die schmähliche Behandlung der Gesandten und den Widerstand Hildebrands gegen die königlichen Befehle. Auch ein König milderer Gemüthsart als Heinrich würde bei der Nachricht, daß der Mönch den Bannstrahl gegen ihn zu wenden, ihn seines Thrones verlustig zu erklären und alle Unterthanen ihres Eides zu entbinden gewagt habe, Tod und Verderben dem Verwegenen geschworen haben. Heinrichs Zorn kannte keine Grenzen; die Bischöfe tobten, die Genossen des Königs wütheten ohne Maßen. Es hieß nicht anders als Hildebrand sei ein Scheinheiliger, ein Ketzer, ein Mörder, Meineidiger und Ehebrecher; der Bann, den er auf den König geschleudert, sei null und nichtig und müsse nach allem Recht auf sein verruchtes Haupt zurückgeschleudert werden.

Am Hofe befand sich mit einigen anderen lothringischen Bischöfen der Bischof Pibo von Toul, früher Kanzler des Königs und ihm treu ergeben, aber voll von Gewissensbedenken in den Wirren der Kirche: ihn ersah man, um feierlich am Osterfest vor dem versammelten Volk im Namen der anwesenden Bischöfe das Anathem gegen Hildebrand zu verkünden. Aber Pibo entzog sich dem bedenklichen Auftrag; heimlich verließ er in der Nacht vor dem Fest, begleitet vom Bischof Dietrich von Verdun, seinem Sinnesgenossen und Freunde, die Stadt. Was ihm das Gewissen belastete, that ungescheut Wilhelm von Utrecht. In die ärgsten Schmähungen ergoß er sich in der Festpredigt gegen Hildebrand und endete mit einer Fluth von Verwünschungen über den meineidigen Mönch, der seine Hand gegen den König erhoben habe. Dies Verfahren des Bischofs mißbilligten Viele, und auf die zum Fest versammelte Menge machte es einen tiefen Eindruck, daß an demselben Tage der Blitz in den Utrechter Dom schlug und ein Werk, welches der Bischof mit großen Kosten und vieler Sorgfalt erbaut hatte, gründlich zerstörte.

Mit dem Anathem, wie es Wilhelm gegen Hildebrand verkündet hatte, war allein wenig gethan; der König mußte auf Mittel denken, durch die er seinen Widersacher von dem Stuhle, den er freiwillig nicht räumte, mit Gewalt vertreiben könnte. Zu dem Ende beschloß er mit seinen Anhängern ein neues großes Nationalconcil in Worms zu Pfingsten (15. Mai) zu versammeln; dort sollte nach den Kirchengesetzen förmlich ein gerichtliches Verfahren gegen Hildebrand eingeleitet, er auf Grund desselben entsetzt und ein Anderer auf den Stuhl Petri erhoben werden, den der König dann sofort selbst nach Rom geleiten wollte. Drei ältere Bischöfe aus den Zeiten Heinrichs III. wurden bestimmt, um zu Worms durch ihr Zeugniß die gegen Hildebrand erhobene Anklage des Meineides darzuthun; es waren Wilhelm von Utrecht, Ebbo von Naumburg und Altwin von Brixen. Die Frist des Concils war wohl deshalb weiter hinausgeschoben, um Hildebrand nach den Bestimmungen der Kirchengesetze förmlich vorladen und die Römer zur Beschickung des Concils auffordern zu können.

Der König, die Zeit des Concils abwartend, blieb in Lothringen, während die Berufungen nach allen Seiten ausgingen. Das Schreiben des Königs an Altwin von Brixen ist uns erhalten; es ist voll der eindringlichsten Vorstellungen über die Gefahr, welche der Kirche und dem Reich von Hildebrand drohe, da er beide zusammen beherrschen, das geistliche und weltliche Schwert, die Gott getrennt habe, in einer Hand vereinigen wolle. Zum ersten Mal wird hier die Lehre von den zwei Schwertern in der Weise vorgetragen, wie sie nachher im Mittelalter so oft wiederholt ist. Altwin entschloß sich trotz seines hohen Alters dem Wunsche des Königs zu entsprechen, aber zu seinem Unglück. Nicht allein daß ihn das Anathem des Papstes traf, auf der Reise wurde er vom Grafen Hartmann von Dellingen überfallen und in einen Kerker geworfen. Auch Wilhelm von Utrecht ereilte vor dem Wormser Tage das Verderben. Am 27. April starb er eines plötzlichen Todes; im Bann des Papstes hauchte er den letzten Athem aus, wohl nicht ohne Reue, daß er dem Könige zu willig gewesen. Denn das Bisthum Paderborn hatte doch nicht, wie er wünschte, sein Verwandter davongetragen, sondern jener Propst Poppo von Bamberg, der den Sturz Bischof Hermanns besonders herbeigeführt hatte. Es konnte kaum anders sein, als daß Wilhelms Tod als eine göttliche Strafe vom Volke betrachtet wurde, zumal man die furchtbarsten Dinge über seine letzten

Augenblicke geflissentlich verbreitete. Wilhelms Bisthum erhielt der Kämmerer des Mainzer Erzbisthums, Konrad mit Namen; es galt Siegfried bei guter Stimmung zu erhalten.

Von den drei geladenen Zeugen traf nur Ebbo von Naumburg in Worms zu Pfingsten beim Könige ein. Schon war Heinrich die erwünschte Nachricht zugekommen, daß ohne Verzug die lombardischen Bischöfe zu Pavia Hildebrands Anathem mit dem Anathem gegen ihn erwidert hatten; aber er irrte, wenn er gleiche Bereitwilligkeit bei allen deutschen Bischöfen voraussetzte. Viele scheuten bereits den Umgang mit dem Gebannten und hielten sich absichtlich vom Hofe fern. Manche fehlten zu Worms, auf deren Erscheinen der König mit Sicherheit gerechnet hatte. Noch auffälliger war das Betragen der oberdeutschen Herzoge und ihrer Anhänger. Auch sie waren nach Worms eingeladen worden, hauptsächlich wohl, um die Anordnungen wegen des Römerzugs mit ihnen zu verabreden. Aber Keiner von ihnen stellte sich ein; dagegen kam Kunde, daß sie mit den Bischöfen, die den Hof mieden, verdächtige Zusammenkünfte hielten. Man sah in Worms bald, daß unter solchen Umständen keine wirksamen Beschlüsse gegen Hildebrand zu fassen waren, und verschob Alles auf eine neue Zusammenkunft, die am Peter- und Paulstage (29. Juni) in Mainz stattfinden sollte. Die eindringlichsten Ermahnungen ergingen an die Bischöfe und Fürsten sich einzustellen; auch an die Römer, die nach Worms keine Gesandtschaft geschickt hatten, erließ man wohl eine neue Mahnung.

Der König, der sich bisher des Erfolges sicher gefühlt hatte, fing an zu begreifen, daß der Bann des Papstes nicht ungehört verhallt sei, zumal mit jedem Tage die Wirkungen desselben sichtbarer hervortraten. Schon hatten sich die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold mit Gebhard von Salzburg, Adalbero von Würzburg und Altmann von Passau verständigt, daß man nicht allein den gebannten König meiden, sondern ihm auch kräftig entgegentreten müsse, da die verhaßten Räthe mehr als je bei ihm vermöchten und seine Härte gegen die sächsischen Großen darthue, was alle Fürsten von ihm zu erwarten hätten. Reich und Kirche schienen ihnen und ihren Anhängern auf gleiche Weise unter diesem König gefährdet, und der Widerstand gegen ihn, nachdem der Papst den Lehnseid gelöst, ohne Bedenken. Es war kaum noch ein Geheimniß, daß die oberdeutschen Fürsten sich vom König lossagen

wollten. Mit diesen Fürsten im Einverständniß stand Hermann von Metz, ein Mann von nicht geringer Bedeutung. Aus der Lütticher Schule hervorgegangen, ein Freund Berengars von Tours, hatte er sich das Vertrauen des Königs erworben und war erst vor wenigen Jahren durch ihn zu seinem Bisthum gelangt. Dennoch hatte er widerwillig in Worms seine Zustimmung zu Hildebrands Absetzung gegeben und bald die tiefste Reue darüber empfunden; denn er war nicht nur persönlich dem Papste befreundet, sondern sein ganzes Herz hing auch an den Ideen einer kirchlichen Reform, wie sie Rom in das Leben zu führen suchte. Keinen Augenblick zögerte er daher den Widersachern des Königs die Hand zu reichen, sobald sie sich nur offen für die Sache des Papstes erklärten. Er gab sofort, um keinen Zweifel über die Entschiedenheit seiner Gesinnung zu lassen, den sächsischen Fürsten, die seiner Obhut vom Könige anvertraut waren, die Freiheit. Es waren die Grafen Hermann der Billinger und Dietrich von Katlenburg; spornstreichs eilten sie in ihre Heimat zurück.

Mit beispiellosem Jubel wurden die Grafen von den Sachsen aufgenommen, die zähneknirschend die aufgedrungenen Steuern zahlten, seufzend zur Herstellung der Burgen Spann- und Handdienste leisteten. Verhaßter als jemals war der König im Lande, und schon als gleich nach seinem Aufbruch von Goslar zwei junge Männer aus einem vornehmen Hause den Aufstand dort neu zu beleben gesucht hatten, waren sie nicht ohne Anhang geblieben. Dietrich und Wilhelm, die Söhne des an der Saale ansässigen Grafen Gero von Brena, die Neffen des jüngst verstorbenen Markgrafen Dedi, waren die Urheber dieses Aufstandes. Zur Zeit der sächsischen Unterwerfung hatten sie sich zu den Wenden über die Elbe geflüchtet, waren aber bald in die Saalegegenden zurückgekehrt und hatten hier als Wegelagerer ihr Leben zu fristen gesucht. Da sie und ihr Gefolge gern mit den Steuereintreibern des Königs Händel suchten, galten sie als Vertheidiger der unterdrückten Freiheit des Volks, und eine nicht unbedeutende Zahl Unzufriedener, selbst von Männern aus dem ritterlichen Stande, gesellte sich zu ihnen. So war das Feuer des Aufstandes bereits im Lande aufs Neue entzündet und verbreitete sich von Tag zu Tag weiter; in helle Flammen schlug es auf, als jetzt die von Bischof Hermann entlassenen Fürsten unter ihren Landsleuten erschienen. Bald kamen auch andere sächsische Herren in die Heimat zurück, ihrer Haft auf gleiche Weise von des

Königs Widersachern entlassen; jeder neue Ankömmling steigerte den Jubel und gab frische Kraft der Empörung.

In kurzer Zeit stand der größte Theil Sachsens wieder im Aufstand, und alle Klassen des Volkes waren bei demselben betheiligt. Das Mißtrauen, welches die Bauern früher gegen die Fürsten gezeigt hatten, schien verschwunden; freiwillig griffen sie, Gut und Blut für die alten Rechte ihres Landes hinzugeben bereit, abermals zu den Waffen. Die königlichen Burgen wurden von den Aufständischen umschlossen; einige ergaben sich sofort, andere wurden erstürmt. Alle Besatzungen des Königs mußten das Land räumen, seine Steuereinnehmer wurden verjagt, seine Anhänger vertrieben und ihre Güter verheert, wenn sie sich nicht freiwillig von ihm lossagten. Schon bestimmte man Ort und Stunde, wo man den allgemeinen Bund zur Vertheidigung des Vaterlandes aufs Neue schließen wollte; Alle, deren Gesinnung verdächtig sei, sollten dann des Landes verwiesen werden, wenn sie sich nicht entschieden gegen den König erklärten.

Zu den Verdächtigen gehörte vor Allen Otto von Nordheim. Ruhig saß er, der Statthalter des Königs, auf der Harzburg, ohne der Empörung zu wehren und ohne sich ihr anzuschließen. Seine Ruhe beängstigte die Aufständischen, und sie ließen ihn endlich durch Gesandte zu einer offenen Erklärung auffordern. Sie überhäuften ihn mit Vorwürfen, daß er allein aus dem Unglück des Landes Vortheil gezogen habe, gaben ihm zu verstehen, daß er die Fürsten nur deshalb zur Unterwerfung veranlaßt, um sie desto sicherer zu verderben, und forderten ihn auf, den Makel seiner Ehre jetzt durch das einzige ihm gelassene Mittel, durch eine offene und männliche Vertheidigung der wiedergewonnenen Freiheit zu tilgen; wolle er sich dazu nicht entschließen, so würden sie ihn als einen Verräther des Vaterlandes aus den Grenzen desselben verjagen und seine Habe verwüsten. Otto beschwor sie nicht übereilt zu verfahren; er werde den König zur Nachgiebigkeit zu stimmen suchen und hoffe seine Absicht zu erreichen; sollte dies nicht der Fall sein, so werde er die Freiheit Sachsens bis zum letzten Athemzuge verfechten. In der That sandte er Boten an den König und rieth ihm in die Forderungen der Sachsen zu willigen, zugleich aber zog er bereits die Besatzungen von der Harzburg und dem Steinberg zurück und begann mit den aufständischen Fürsten freundlich zu verkehren, als ob

er nicht mehr Statthalter des Königs wäre, als ob es keine königliche Macht im Lande mehr gäbe.

Des Königs Zuversicht begann zu wanken, als der Aufruhr so aller Orten zugleich das Haupt erhob; er zeigte sich unentschlossener, als sonst seine Art war. Eine Zeit lang dachte er daran, Metz zu belagern und den rebellischen Bischof zu züchtigen; doch stand er von dem Unternehmen wieder ab, da er durch dasselbe die Auflehnung anderer Fürsten nur zu beschleunigen besorgte. Noch weniger wollte er sich in den Kampf gegen die Sachsen stürzen, da der Mainzer Tag nahe bevorstand; dort hoffte er nicht nur Beistand gegen Hildebrand, sondern auch ausreichende Mittel zur Bewältigung der sächsischen Empörung zu gewinnen. Vorläufig schien ihm deshalb genug erreicht, wenn nur die noch verhafteten Fürsten nicht entkämen, wenn vor Allem Burchard von Halberstadt, den er am meisten fürchtete, nicht in die Heimat zurückkehren könne. Obgleich er diesen seinen Todfeind damals in seiner unmittelbaren Nähe bewahrte, glaubte er ihn doch selbst hier nicht völlig gesichert und beschloß ihn nach Ungarn zu schaffen. Als seine Schwester Judith die Reise zu ihrem Gemahl antrat, der wohl noch immer in Wieselburg verweilte, gab Heinrich ihr den Bischof mit und traf Veranstaltungen, daß er unterwegs auf das Strengste bewacht würde. Aber Burchard fand in der Ferne einen Freund; mit Hülfe desselben entkam er an der Donau und eilte zu derselben Zeit, wo der König die Fürsten in Mainz erwartete, der Elbe zu.

Von den oberdeutschen Herzogen und den sächsischen Großen stellte auch in Mainz Keiner sich ein, dagegen fanden sich die Bischöfe, die noch zum Könige hielten, in großer Zahl zusammen. Außer den Erzbischöfen von Mainz und Köln sah man dort Udo von Trier, der erst vor Kurzem von Rom heimgekehrt war. Er hatte sich vor dem Papste gerechtfertigt und die Erlaubniß von ihm erhalten, mit dem König verkehren zu dürfen, um dessen Gemüth auf andere Bahnen zu lenken. So trat er mit Heinrich in Verhandlung, verweigerte aber jede Gemeinschaft mit Siegfried von Mainz und den anderen Excommunicirten. Durch Udos Auftreten kam in den deutschen Episkopat eine noch tiefere Spaltung. Manche Bischöfe — und gerade die strengeren und ernsteren — verfielen in schwere Bedenken und entfernten sich vom Hofe; die anderen geriethen in den heftigsten Zorn gegen Udo, den sie einen Verräther am Reiche nannten. Die Gemüther erhitzten sich mehr und

mehr; man ergoß sich in immer leidenschaftlichere Reden gegen Hildebrand und rief den König auf, endlich das Schwert gegen den Verwegenen zu zücken. Wirklich kam es dazu, daß der über Heinrich ausgesprochene Bann für ungerecht und ungültig erklärt, dagegen über den Papst auf Grund der gegen ihn vorgebrachten Zeugnisse die Excommunication verhängt wurde. Damit war aber wenig von dem erreicht, was in des Königs Absichten bei der Berufung der Versammlung gelegen hatte. An die Bestellung eines neuen Papstes, an die Romfahrt des Königs wurde nicht mehr gedacht: und wie wäre auch letztere bei der verdächtigen Stellung der oberdeutschen Herzoge und den reißenden Fortschritten des sächsischen Aufstandes jetzt noch möglich gewesen?

Schon verzweifelte der König daran, seinen Gegnern mit Gewalt zu begegnen, und legte sich auf Verhandlungen. Er sandte versöhnliche Botschaften an die oberdeutschen Fürsten und ließ zugleich mehrere der gefangenen Sachsen nach Mainz bringen, um sie gegen ein Lösegeld freizugeben. Ein Zufall gab diesen Gefangenen die Freiheit auch ohne Lösegeld. Zwischen dem Mainzer Stiftsvasallen und der Bamberger Dienstmannschaft, die mit Rupert gekommen war, brach ein Streit in Mainz aus; die Bamberger steckten ein Haus in Brand, und die Feuersbrunst griff so um sich, daß ganze Quartiere der Stadt eingeäschert wurden. Während der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung, welche dies Unglück hervorrief, entkamen die Gefangenen; unter ihnen war auch Gertrud, die Wittwe des Herzogs Ordulf, die Stiefmutter des gefangenen Magnus. Inzwischen gewann der sächsische Aufstand mit jedem Tage an Kraft, da er den rechten Führer erhalten hatte.

Kein größerer Freudentag war seit lange von den Sachsen gefeiert worden, als der, an dem sie Bischof Burchard wieder in ihrer Mitte begrüßten. Alles lief herbei, um ihn zu sehen. Es war als ob das Grab einen Todten zurückgegeben habe, und gerade den, dessen man vor Allem bedurfte. Für den König war die Nachricht von der Heimkehr des Bischofs ein Donnerschlag. Bisher hatte er von Milde gegen die sächsischen Großen Nichts hören wollen; jetzt sah er in der Nachgiebigkeit die letzte und einzige Rettung. Er ließ die sächsischen Fürsten, die noch in seiner Gewalt waren, zu sich bringen — es waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Meißen, der Billinger Magnus, Pfalzgraf Friedrich nebst einigen anderen sächsischen und thüringischen Herren — und versprach sie zu entlassen, wenn sie ihm

in Zukunft treu zu bleiben und zur Beruhigung Sachsens Beistand zu leisten gelobten; sogar große Belohnungen stellte er ihnen in Aussicht, wofern es durch ihre Mühwaltung gelänge, die Sachsen zum Gehorsam zurückzubringen. Sie gelobten eidlich, was der König verlangte, sie aber entweder von vornherein nicht zu halten gedachten oder doch bald genug brachen. Was galten auch Eide, nachdem von Petri Stuhl der Eidbruch geheiligt war!

Otto von Nordheim hatte wiederholentlich dem Könige zur Nachgiebigkeit gerathen und mit ihm eine Zusammenkunft in Saalfeld verabredet, wo man über die Mittel zur Beruhigung Sachsens berathen wollte. Der König glaubte sich nun nachgiebig genug gezeigt zu haben, aber den Landfriedensbruch der Söhne Geros wollte er deshalb nicht ungerächt lassen, zumal derselbe nach seiner Meinung ohne Zweifel mit dem Ehrgeiz Adelas und ihrer Sippschaft, wie mit neuen Ränken des Polenherzogs in Verbindung stand (S. 321). Mit großer Hast brach er deshalb, nur von wenigen Vasallen begleitet, von Mainz auf und nahm seinen Weg nach Böhmen, um von dort durch die Mark Meißen einen Angriff auf Geros Söhne zu unternehmen. Er verlangte, daß die Fürsten, die er so eben der Haft entlassen, in der Mark zu ihm stoßen sollten; Gleiches verlangte er auch von Otto, zu dem er den Bischof Ebbo nach Saalfeld sandte, da er selbst nicht dort nach der Verabredung erscheinen konnte. Es war wohl in dieser Zeit, daß er auch die Söhne Ottos, die er noch als Geiseln in Händen hatte, dem Vater zurückgab.

Von Herzog Wratislaw und einem kleinen böhmischen Heere unterstützt, rückte der König alsbald in die Mark Meißen ein, aber vergebens erwartete er den Zuzug der sächsischen Herren. Otto hatte dem Bischof geantwortet, er wolle mit dem Könige, der sich mehr auf die Böhmen als die Deutschen verlasse, nichts ferner gemein haben; er halte sich, da man seine Rathschläge verachte und ihn unschuldiges Blut zu vergießen zwinge, an seinen Eid nicht mehr gebunden; die gerechte Sache seines Volkes werde er mit den Waffen in der Hand bis zum letzten Athemzug vertheidigen. Auch die anderen sächsischen Fürsten erklärten Aehnliches den Boten des Königs. Und hätten sie wirklich ihren Versprechungen nachkommen wollen, sie würden es kaum vermocht haben; so allgemein war der Aufstand, so gereizt die Stimmung des ganzen Volkes gegen den König. Sobald die Sachsen vernahmen, daß Heinrich mit einem

böhmischen Heere in das Meißensche einrücke, griff Alles zu den Waffen. Viele Tausende sammelten sich, voll brennenden Eifers dem verhaßten Feinde des Sachsenlandes auf dem Kampfplatz zu begegnen und sein Blut zu vergießen. Als es unmöglich fiel, die immer wachsende wirre Heeresmasse in Bewegung zu setzen, eilten mindestens die Söhne des Gero mit siebentausend Reitern dem Könige entgegen.

Das Heer des Königs war inzwischen bis an die Mulde gekommen. Nur der stark angeschwollene Strom schützte Heinrich gegen einen Ueberfall der Feinde, den er mit seinen unzureichenden Streitkräften kaum hätte aushalten können. Er beschloß den Rückzug nach Böhmen, übergab aber zuvor die Mark Meißen, ohne auf des jungen Markgrafen Ekbert Anrecht weiter zu achten, an Herzog Wratislaw, wie er vor einem Jahr demselben auch schon die Ostmark verliehen hatte. Böhmische Besatzungen blieben hier, wie dort in den Burgen liegen, zum großen Verdruß der Sachsen und vor Allem Adelas. Auch mit den Liutizen, den alten Feinden des sächsischen Namens, scheint der König damals aufs Neue Verbindungen angeknüpft zu haben. Denn nur so wird erklärlich, weshalb die Sachsen alsbald mit Heeresmacht in das Gebiet der Liutizen einfielen und es mit Feuer und Schwert verheerten. Uebrigens blieben auch die Böhmen in den Marken nicht unangegriffen. Kaum war das Wasser in der Mulde gefallen, so kehrte Ekbert mit einem sächsischen Heere nach Meißen zurück und verjagte Wratislaws Besatzungen aus allen Burgen. Hier verdrängt, konnten sich auch in der Ostmark die Böhmen kaum noch halten.

Der König sah, Sachsen war ihm verloren. Otto von Nordheim und Burchard von Halberstadt, seine gefährlichsten alten Widersacher, standen abermals wider ihn in den Waffen; auf Treue hatte er bei den sächsischen Fürsten nirgends mehr zu rechnen. Aeußerst niedergeschlagen hatte er sich in Böhmen von dem Herzog getrennt und seinen Weg nach Baiern genommen. Er stellte zu Regensburg dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich ein Privilegium aus, und die ungarischen Angelegenheiten, bei denen Beide so nahe betheiligt waren und die sich aufs Neue zu verwickeln schienen, mögen sie wohl lebhaft beschäftigt haben. Aber wichtiger für den König war doch zu erkunden, wie sich Herzog Welf mit seinen Freunden verhalte. Er erfuhr, daß sie das Schlimmste gegen ihn im Schilde führten, ernstlicher als je an seine Absetzung dachten. Als Heinrich etwa im Anfang des Septembers zu seiner Gemahlin nach

Worms zurückkehrte, war seine Macht in Deutschland, die noch vor Kurzem so gesichert schien, bereits ganz untergraben, seine Lage voll der größten Gefahren.

Wie sich die Stimmung vollständig geändert hatte, sah man am klarsten an Erzbischof Siegfried. Die Wetterfahne kann nicht anders, als sich nach dem Winde drehen. Schon dachte er, der mit seiner Autorität vor Allem die Wormser Beschlüsse getragen und noch auf dem Mainzer Tage das Anathem gegen den Papst geschleudert hatte, lediglich daran, wie er seinen Frieden mit Rom, mit den Sachsen und den oberdeutschen Fürsten machen könnte. Er war es, der den letzten Geiseln Sachsens zur Freiheit verhalf. Es waren die unmündigen Söhne der Markgrafen Udo und Dedi, welche der König einem fränkischen Ritter übergeben hatte (S. 317). Einen unbewachten Augenblick auf der Jagd hatten die Knaben zur Flucht benutzt und waren ungefährdet bis Mainz gekommen. Hier erreichte sie ihr Wächter und verlangte die Auslieferung. Aber der Erzbischof trat ihm entgegen, nahm sich der Knaben an und sorgte dafür, daß sie unter sicherem Geleit zu den Ihrigen kamen. Adela erhielt so ihren Sohn zurück; Nichts hinderte sie jetzt mehr ihren Haß gegen den König frei walten zu lassen. Noch bedeutender war, daß Siegfried bei dieser Gelegenheit offen aller Welt zeigte, daß er seine Sache abermals von der des Königs trenne; es konnte nicht anders sein, als daß viele Bischöfe seinem Beispiele folgten. Wie der Schnee an der Sonne zerrann der Anhang des Königs.

Wie hatte Heinrich noch vor wenigen Monaten auf seine Erfolge und seine Macht getrotzt, mit welcher Siegesgewißheit war er Gregor entgegengetreten — und wie war jetzt sein Muth gebrochen! Schon sah er sich von allen Seiten verlassen, selbst von jenen deutschen Bischöfen, die ihn zum Angriff gegen Rom gedrängt hatten. Kein leeres Wort war es gewesen, wenn der Papst die Eide löste: sie hatten wirklich ihre Kraft verloren, der Treubruch war in den deutschen Ländern fast allgemein. Heinrich selbst mußte sich gestehen, daß er die Macht, welche dem apostolischen Stuhle zugewachsen war, nicht gekannt, daß er die Wirkungen des Bannstrahls nicht zu schätzen gewußt hatte; er sah, daß der deutschen Krone ein anderer und gefährlicherer Feind erstanden war, als jemals zuvor. Hülfloser war Heinrich, als selbst in jenen Tagen, da er von der Harzburg floh, und doch blieben ihm, um seine Krone zu retten, auch jetzt keine anderen Mittel, als dieselben, die er damals

bereits angewendet hatte. Abermals mußte er sich Demüthigungen unterwerfen und die gegen ihn vereinigten Gegner in ihren Interessen zu theilen versuchen; wohl mochte er selbst zweifeln, ob sich diese Mittel noch einmal bewähren würden.

Die oberdeutschen Herzoge und die mit ihnen verbündeten Bischöfe, die eigentlich päpstliche Partei, hatten inzwischen mit Rom in ununterbrochenen Verhandlungen gestanden. Am 25. Juli schrieb Gregor diesen seinen Anhängern voll Freude über ihren Eifer und forderte sie auf, Nichts unversucht zu lassen, um den König zu aufrichtiger Reue zu bewegen. Zeige er sich bußfertig, so erklärte sich der Papst bereit ihn wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen, obwohl nur unter Bedingungen, die es dem König unmöglich machen würden, abermals die Christenheit zu verwirren und die Kirche mit Füßen zu treten; beharre jener aber in seinem Trotz, so wollten sie gemeinsam bestimmen und beschließen, wie dem kirchlichen Verderben kräftig zu steuern sei. Die bisherigen Anhänger des Königs, die sich von ihm trennen wollten, gab der Papst Vollmacht unbedenklich zu absolviren, gebot dagegen Alle zu meiden, die bei dem König verharrten, da diese Menschen es seien, die nicht allein ihn, sondern auch das Reich und die Kirche zu Grunde richteten.

Gregors Anweisungen wurden mißverstanden. Manche glaubten in Deutschland, daß auch der König, wofern er nur eine reumüthige Gesinnung an den Tag lege, von einem deutschen Bischof vom Banne gelöst werden könne, und man meinte zu wissen, daß er bereits damit umgehe, sich auf solche Weise die Absolution zu gewinnen. Durch ein Schreiben an Hermann von Metz vom 25. August erklärte deshalb der Papst auf das Nachdrücklichste, daß Niemand ohne seine besondere Genehmigung den König vom Banne lösen dürfe; zeige derselbe sich zu aufrichtiger Buße geneigt, so solle man ihm zuverlässige Meldung machen, damit er Legaten schicke und dann mit den deutschen Großen gemeinsam die Bedingungen feststelle, unter welchen die Absolution zu erfolgen habe. Wenige Tage darauf unterrichtete er noch durch ein zweites Schreiben alle Getreuen des heiligen Petrus von dieser seiner Entschließung.

Aber schon erfuhr Gregor, daß seine Bundesgenossen in Deutschland nichts Anderes beabsichtigten, als an Heinrichs Stelle, da er durch

den Spruch des h. Petrus im Banne sei, einen anderen König einzusetzen, daß sie sogar über die Person des neuen Herrschers bereits beriethen. Man verlangte seinen Rath zu hören, und nichts ist merkwürdiger als sein Schreiben an die Deutschen vom 3. September, in dem er ohne allen Rückhalt seine Meinung über die wichtigste Angelegenheit der Zeit entwickelt. Er geht davon aus, daß Heinrich durch den Spruch des apostolischen Stuhls allerdings entsetzt und alle ihm geschworenen Eide gelöst seien, einen Anspruch an den Thron er demnach nicht mehr habe. Indem er dies erklärt, beschwört er aber die Deutschen gegen Heinrich nicht nach dem strengen Recht, sondern mit Milde zu verfahren; er bittet sie, mit Rücksicht besonders auf seine frommen Eltern, die unter den Fürsten der Zeit nicht ihres Gleichen fänden, ihn in der Herrschaft zu erhalten, wofern er sich nur von ganzem Herzen bekehre und sichere Bürgschaften gäbe, daß er nicht neues Unheil über Kirche und Reich bringen werde. Diese Bürgschaften giebt der Papst dann näher dahin an: die excommunicirten Räthe müssen entlassen werden und kirchlich gesinnte Männer in ihre Stelle treten, der König muß die Kirche, die er bisher als Magd behandelt, als eine Herrin über sich anerkennen und zum Nachtheil der kirchlichen Freiheit eingeführte Gewohnheiten — es sind besonders die Investituren gemeint — nicht aufrecht erhalten. Gäbe Heinrich hiefür und für einige andere nothwendige Dinge genügende Bürgschaften, so sollten die Deutschen es sogleich dem Papste mittheilen, damit sie dann gemeinsam die nothwendigen Schritte beschlössen, keinesfalls aber dürfe der König ohne besondere Genehmigung Roms vom Banne gelöst werden.

Der Papst wollte am liebsten, wie man sieht, Heinrich auf dem Throne erhalten, freilich nur unter der Bedingung, daß er sich ihm vollständig unterwürfe. Dennoch faßte er auch die Möglichkeit der Wahl eines neuen Königs in das Auge. „Was wir", schreibt er, „über die sich kreuzenden Absichten Mancher in Betreff der Wahl hören, erregt uns Bedenken, und wir besorgen, daß dabei Menschengunst und Menschenfurcht im Spiele ist. Bekehrt sich indessen Heinrich unseren Wünschen entgegen nicht aufrichtig zu Gott, so muß allerdings unter göttlichem Beistand zur Regierung des Reichs ein Anderer berufen werden, aber nur ein Mann, der die obigen Bedingungen und andere, welche für die christliche Kirche und das Reichswohl nothwendig sind, durch ein völlig unverbrüchliches Versprechen zu erfüllen sich anheischig macht.

Und damit wir Eure Wahl, wenn eine solche nothwendig wird, durch apostolische Autorität bekräftigen und die neue Ordnung in gleicher Weise zu unseren Zeiten, wie es dereinst von unseren heiligen Vorfahren geschehen ist, genehmigen, zeigt uns die Verhältnisse, die Eigenschaften und die Denkungsweise des Mannes Eurer Wahl möglichst schnell an, damit Ihr durch Eure frommen und heilsamen Bestrebungen die Gunst des apostolischen Stuhls und den Segen des Apostels Petrus gewinnt." Auf das Unzweideutigste sprach so Gregor aus, daß er eine Bestätigung der Wahl in Anspruch nahm, und wir wissen aus späteren Vorgängen, daß er die Bestätigung nur einem Manne zu ertheilen gewillt war, der sich einen förmlichen Vassalleneid dem Nachfolger Petri zu leisten entschloß. Bei dieser seiner Forderung schwebten dem Papste offenbar Erinnerungen an die Rolle vor, die seine Vorgänger bei der Erhebung der Pippiniden gespielt hatten; auf jenes Ereigniß scheint er auch in dem Briefe selbst anzuspielen.

Die Deutschen hatten einst der Kaiserin Agnes — wie es scheint, unmittelbar nach dem Tode Heinrichs III. — eidlich versprochen, in dem Falle, daß ihr Sohn vor ihr sterben würde, nicht ohne ihre Einwilligung über den deutschen Thron zu verfügen. Dieser Eid erregte jetzt manche Bedenken, auf welche der Papst zuletzt in dem erwähnten Schreiben eingeht. Er erklärt den der Agnes geleisteten Schwur für unverbindlich, hält aber für passend, wenn Heinrichs Absetzung unabwendbar sein sollte, gleich ihm auch die Kaiserin bei der Wahl zu Rathe zu ziehen; bereite sie dann Schwierigkeiten, so werde die Kirche leicht jedes Hemmniß der gerechten Sache beseitigen.

Etwa zu derselben Zeit, wo dieser Brief nach Deutschland ging, hielten die oberdeutschen Herzoge mit mehreren Bischöfen eine Zusammenkunft in Ulm, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Verwundert sah man hier selbst Otto von Konstanz, der von dem Papste als ein Gegner der Reformbestrebungen lange bekämpft und dann zu Worms sehr hitzig gegen ihn aufgetreten war, erscheinen, um sich von Altmann von Passau absolviren zu lassen und an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Die versammelten Großen beschlossen auf den 16. October nach Tribur einen allgemeinen Fürstentag auszuschreiben, um dort den gestörten Frieden der Kirche und des Reichs herzustellen. An alle deutschen Fürsten erging die Einladung, begleitet von den eindringlichsten Bitten, sich unter keinen Umständen dieser hochwichtigen

Berathung zu entziehen. Auch den Papst setzte man von der Zusammenkunft in Kenntniß, und er bestimmte für dieselbe zu seinen Legaten den Bischof Altmann von Passau, den er schon früher zu seinem Vicar in Deutschland bestellt hatte, und den Patriarchen Sieghard von Aquileja, einen früheren Kanzler des Königs.

Allerdings war die Lage des Papstes in Italien damals nicht ohne Gefahren. Auf die Anhänglichkeit der Römer konnte er, seitdem die Normannen in unmittelbarer Nähe die Stadt bedrängten, nicht mehr mit voller Sicherheit bauen. Der Friede mit Robert und Richard war nicht zu Stande gekommen, und nirgends schien man mehr den vordringenden Normannen wehren zu können. Seit Monaten wurde Salerno belagert, die Mark von Camerino und das Herzogthum Spoleto waren zum Theil erobert, Benevent und die Campagna in gleicher Weise bedroht. Und zugleich hatte sich die ganze Lombardei und Romagna, so weit die Macht der Bischöfe reichte, völlig von Rom losgesagt, jeden Gehorsam dem apostolischen Stuhle offen aufgekündigt. Nur mit Mühe bewahrten Mathilde und die Pataria die Sache des heiligen Petrus in Italien vor dem Untergange. Dennoch war Gregor voll der besten Hoffnungen, wenn er auf den Gang der Dinge in Deutschland sah, und dorthin verwies er die Seinen, wenn ihr Muth sinken wollte. Am 31. October schrieb er den Patarenern in Mailand: „Die Zahl der Getreuen ist in Deutschland in stetem Wachsthum, und schon sprechen sie offen von der Wahl eines neuen Königs. So weit es die Gerechtigkeit zuläßt, haben wir versprochen ihr Vorhaben zu unterstützen und werden unser Versprechen halten.“ Eine Besorgniß vor Heinrichs Macht regte sich nicht mehr in seiner Seele.

Und in Wahrheit sah Heinrich unter Furcht und Zittern dem Tage von Tribur entgegen. Er wußte, daß seine Absetzung eine so gut wie beschlossene Sache war. Das Wort, welches er Hildebrand zugerufen: „Steige herab!“ hatte sich zu einem furchtbaren Hohn gegen ihn selbst gewendet. Eine andere Kraft, wie sich nun zeigte, war in den Worten des Mönchs gewesen, als er auf dem Stuhle Petri Heinrich, dem Sohne Kaiser Heinrichs, die Regierung des deutschen Reichs und Italiens untersagte.

Die Beschlüsse von Tribur und Oppenheim.

Zahlreich versammelten sich die deutschen Fürsten am 16. October in Tribur, an einem bedeutungsvollen Ort. Hier hatten einst ihre Väter den letzten Kaiser aus dem echten Stamm der Karolinger entsetzt, und jetzt waren sie mit dem besten Willen gekommen, dem Beispiele derselben zu folgen.

Alle waren wirklich einmal völlig einig. Wenig über ein Jahr war verflossen, seit die Schwerter der Oberdeutschen sich mit sächsischem Blut gefärbt hatten, und man befürchtete bei der Begegnung möchten die Schwerter wieder aus der Scheide fahren; aber die Baiern und Schwaben zogen den Sachsen entgegen und begrüßten sie als Freunde und Brüder. Wie Vieles trennte Otto von Nordheim von dem undankbaren und treulosen Welf, der ihm die Tochter beschimpft, ihn um Baiern gebracht hatte! Jetzt reichte der Sachse seinem bösen Schwiegersohn die Hand und bot ihm die Lippen zum Kuß; sie wurden eins, daß der künftige König ihren Streit über Baiern schlichten und jeder von ihnen die Entscheidung desselben unweigerlich anerkennen sollte. So versöhnten sich auch die anderen Fürsten Sachsens und gleich ihnen ihre Vasallen und Aftervasallen mit ihren alten Feinden; Alles, was sie gegen einander auf dem Herzen hatten, vergaben sie sich unter Thränen. Dann schlugen die Sachsen ihre Zelte den Oberdeutschen so nahe auf, daß die Worte vernehmlich herübertönten; dennoch hörte man von keinem Streite, keinem Zwiste. Als man von der Wahl des neuen Königs zu sprechen anfing, wollten die Sachsen nur einen Oberdeutschen, diese nur einen Sachsen wählen.

Auch die Spaltung unter den Bischöfen, welche in Mainz noch so ärgerliche Scenen herbeigeführt hatte, schien ausgeglichen. Die geistlichen Herren, welche noch nicht absolvirt waren, eilten zu Altmann von Passau und wurden ohne Schwierigkeit losgesprochen; selbst Siegfried von Mainz wurde vom Banne gelöst. Schon war der größere Theil der Bischöfe, die zu Worms dem Papste so dreist entgegengetreten waren, zu Kreuz gekrochen; nur wenige hielten es noch mit dem Könige.

Die Stimmung war in Tribur so papistisch, wie möglich. Besondere Verehrung genossen die päpstlichen Legaten und einige Laien, welche der Papst unmittelbar von Rom gesandt und die durch ihr ganzes Auftreten nicht geringes Aufsehen erregten. Sie waren von vornehmem

Stande, hatten aber den Glanz ihres weltlichen Lebens Gott und dem Stuhle Petri zum Opfer gebracht, sich freiwillige Armuth erwählt und ganz dem Dienste des Papstes hingegeben. Diese Männer hörte man aller Orten verkündigen, daß Heinrich mit Recht von dem Bannstrahle des Papstes getroffen sei und der Beistand Roms den Deutschen nicht fehlen würde, sobald sie sich einen neuen König wählen wollten. Mit ängstlicher Sorgfalt mieden sie Jeden, der mit dem König oder einem anderen Gebannten, mit simonistischen oder verheirateten Priestern irgend in Berührung gekommen war, und schärften so die Gewissen der Gläubigen. Mit ihnen war von Rom auch ein ritterlicher Mann aus Schwaben, Kadalaus mit Namen, gekommen, der vordem seine Waffen niedergelegt und einen stillen Platz im Kloster St. Blasien im Schwarzwalde gesucht und gefunden hatte. Dem Tode nahe, war er nach Rom gepilgert, um dort Vergebung seiner Sünden zu erwirken, und der Papst hatte sie ihm versprochen, wenn er eine Botschaft nach Tribur brächte. Er vollführte den Befehl des Papstes und starb bald darauf in seinem Kloster.

Als man zu den Verhandlungen schritt, wurden von den Weltgeistlichen und Mönchen zuerst die Fragen erörtert, ob der Papst überhaupt einen König excommuniciren könne und ob er es in diesem Falle aus gerechten Ursachen gethan habe. Leicht wird man über beide Fragen einig geworden sein, denn über ihre Bejahung konnte bei den Anwesenden kaum eine wesentliche Meinungsverschiedenheit herrschen. Schwieriger mochte dagegen die Entscheidung der weiteren Fragen scheinen, ob Heinrich, weil ihn der Papst entsetzt und alle Unterthanen ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden habe, nicht mehr als König anzuerkennen sei und ohne Anstand nun ein Anderer auf den Thron gesetzt werden dürfe. Gewiß gestanden die Fürsten — denn über diese Frage werden sie ohne Zweifel sich selbst die Entscheidung vorbehalten haben — dem Papste das Recht nicht zu, durch einen einseitigen Machtspruch über den deutschen Thron zu verfügen, doch waren sie nur zu geneigt ihrerseits als eine Folge der Excommunication die Entsetzung Heinrichs auszusprechen und ihm einen Nachfolger zu wählen. Noch einmal ergoß sich ein Strom von Klagen über das verbrecherische Leben des Königs, seine Härte und Grausamkeit, die schmähliche Behandlung der ersten Fürsten, die Auflösung aller Ordnung im Inneren, die hinschwindende äußere Macht des einst so blühenden Reiches, die Gefahren der christ-

lichen Kirche. Der König war in den Augen dieser tugendhaften Fürsten die Wurzel aller Uebel der Zeit: weshalb sollten sie länger zaudern diese arge Wurzel auszureißen?

Und doch verhandelten sie sieben Tage zu Tribur, ohne zu einem Beschluß zu kommen! Wenn ein solcher nicht herbeigeführt werden konnte, lag der Grund unfehlbar zumeist in den keineswegs entschiedenen Aeußerungen des Papstes. Noch immer hatte er sich die Möglichkeit offen gelassen, dem reuigen König die Absolution zu ertheilen und die Regierung des Reichs wieder zu gestatten. Man wußte recht wohl, daß er gewisse persönliche Beziehungen zu Heinrich festhielt; überdies hatte er zu seinen Legaten zwei Männer bestellt, die dem jungen König nicht fern standen, und Altmann, der frühere Kapellan und vertraute Freund der Kaiserin Agnes, mußte das Interesse seiner Herrin noch besonders im Herzen tragen. Was geschah aber dann, wenn nach einer Neuwahl, deren Bestätigung sich der Papst vorbehalten hatte, er diese verweigerte und den gedemüthigten Heinrich wieder zu Gnaden annahm? Um so näher lag diese Frage, als Heinrich Nichts unterließ, um den Legaten und den Fürsten seine Bereitwilligkeit zur Buße an den Tag zu legen.

Der König war, als die Fürsten nach Tribur zogen, mit seinen Freunden von Worms aufgebrochen und nach Oppenheim gegangen; nur der Rhein trennte ihn hier von dem Felde, wo seine Widersacher über sein Schicksal beschlossen. Ihn umgaben die wenigen Bischöfe, die ihm treu geblieben waren, seine vom Papst gebannten Räthe und eine Dienstmannschaft, so zahlreich er sie eben aufzubringen vermochte. Er war völlig entmuthigt und zu jeder Demüthigung entschlossen, welche die Fürsten fordern würden. Er wußte, sie wollten ihm die Krone nehmen, doch hoffte er durch Unterwerfung sie jetzt wiederum umzustimmen, wie vor drei Jahren, als er hier in Oppenheim in gleich verzweifelter Lage war (S. 291). Täglich schickte er Gesandte nach Tribur hinüber, gelobte Besserung seines Lebenswandels, versprach den Fürsten die Regierung des Reiches zu überantworten, wenn sie ihm nur den königlichen Namen und die Reichsinsignien beließen, bot Geiseln und eidliche Versicherungen an, die keinen Zweifel an der Erfüllung aller dieser Versprechungen aufkommen lassen konnten; er beschwor sie den Glanz des deutschen Reiches, Jahrhunderte hindurch rein und unversehrt von

ihren Vorfahren erhalten, nicht durch den Makel eines schmählichen Abfalles für alle Zeiten zu trüben.

Leicht begreift sich, daß die Fürsten diesen Versprechungen wenig Glauben schenkten; sie wußten nur zu gut, daß dieser junge Fürst ein anderes Gesicht in den Stunden der Noth, ein anderes in den Tagen des Glückes zeigte. Ihre Antworten waren verletzend genug. Sie könnten auf des Königs Worte, sagten sie, nachdem sie so oft hinter das Licht geführt seien, nicht mehr bauen; nicht mit stürmischer Eile wären sie zum Aeußersten geschritten, sondern hätten Leiden über Leiden durch viele Jahre erduldet, ruhig erduldet um ihrer Eide willen, bis sie der Papst jetzt von diesen gelöst habe; nun aber könnten sie ohne Gefahr für ihr Seelenheil mit dem Könige nicht länger verkehren und müßten die ärgsten Thoren sein, wenn sie nicht jetzt, da Zeit, Ort und Umstände ihnen günstig, die weltlichen und geistlichen Gesetze nicht hinderlich seien, sofort ausführten, was sie lange beabsichtigt hätten; sie würden sich demnach einen anderen König wählen, der sie vor Allem gegen jeden übermüthigen Frevler an der römischen Kirche in den Kampf führen solle.

Und die Fürsten schienen Ernst zu machen. Schon gab Heinrich die Hoffnung auf sie zu erweichen, schon besorgte er sogar von ihnen überfallen zu werden und zog seine Reisigen am Rhein zusammen; denn er sah, wie der Erzbischof von Mainz Fahrzeuge auf dem Flusse herbeischaffen ließ. Da erschienen ganz unerwartet Gesandte von den sächsischen und oberdeutschen Großen zu Oppenheim und erklärten, daß die Fürsten mit dem Könige verhandeln wollten. Sie überbrachten Vorbedingungen der schmählichsten Art; doch keine Bedingung gab es, welche der König in diesem Augenblicke nicht eingegangen wäre, um seine Krone zu erhalten. Der aufwallende Zorn drohte ihn zu ersticken: dennoch erklärte er sich bereit Alles zu thun, was die Fürsten des Reiches von ihm verlangten.

Umsonst forscht man nach den Umständen, welche die Fürsten noch in der letzten Stunde zu solcher Sinnesänderung vermochten. Nur das hören wir, daß der Abt Hugo von Cluny sich damals zum König begeben und daß er, die Kaiserin Agnes und die Gräfin Mathilde auf eine Verständigung der Fürsten mit Heinrich eingewirkt haben. So sehr diese drei der Sache Roms ergeben waren, hatten sie doch ein nahes und persönliches Interesse, daß Heinrich die Krone erhalten bliebe. Wie hätte Agnes ruhig diesen Dingen zusehen sollen? Mochte sie ihren

Sohn für einen Verführten halten, den mit Recht die Strafen Roms getroffen hätten, ihr Mutterherz mußte doch im Innersten bewegt werden, als die deutschen Fürsten ihm die Krone des Vaters rauben wollten. Auch in Mathilde scheinen sich die verwandtschaftlichen Gefühle für Heinrich geregt zu haben. Den Abt von Cluny kümmerten wenig die Händel der deutschen Großen mit ihrem Könige, während ihn in tiefster Seele das Unglück des Kaisersohns ergriff, den er einst aus der Taufe gehoben hatte. Dem Abt — denn Agnes und Mathilde waren nicht gegenwärtig — scheint es der König am meisten verdankt zu haben, wenn die Fürsten von einer Neuwahl abstanden; nächst ihm wohl Altmann von Passau, dem Legaten des Papstes und Freunde der Kaiserin Agnes. Aber alle persönlichen Verwendungen, die für Heinrich eintraten, würden doch kaum zum gewünschten Ziele geführt haben, wenn die Meinung des Papstes selbst entschiedener ausgedrückt worden wäre, wenn er eine Versöhnung mit Heinrich nicht noch immer in Aussicht genommen hätte.

Die Verhandlungen mit dem König wurden in Oppenheim eröffnet und in den nächsten Tagen zum Abschluß gebracht. Ueber den Gang derselben sind wir nicht unterrichtet, aber ihr Ergebniß ist bekannt genug. Die Hauptsache war, daß der König in allen Dingen dem Papste den schuldigen Gehorsam zu leisten, seine Fehler gegen den apostolischen Stuhl demüthig zu bekennen und zu büßen sich anheischig machen mußte; die anderen schweren Beschuldigungen, welche man gegen ihn erhoben hatte, versprach er entweder durch den Beweis der Unschuld oder ein Gottesurtheil zu entkräften oder, wenn ihm dies nicht gelingen sollte, eine angemessene Buße auf sich zu nehmen. Von dieser seiner Unterwerfung und diesen Versprechungen mußte er dem Papste und allen Würdenträgern seiner Reiche durch in Gegenwart der Fürsten besiegelte Schreiben Kenntniß geben und alle seine Anhänger, die noch im Banne ständen, anweisen unmittelbar beim Papste die Absolution nachzusuchen. Auch er selbst sollte nur durch den Papst vom Banne gelöst werden können und die Lossprechung spätestens bis zum Jahrestag des Bannes (22. Februar) erfolgen. Die Fürsten beschlossen aber zugleich den Papst zu einer Tagfahrt, die auf Mariä Reinigung (2. Februar) in Augsburg festgesetzt ward, einzuladen, damit er dort mit den Fürsten die Sache des Königs verhandele und über die Zukunft des Reichs und der Kirche entscheide. Gelänge es dem Könige

nicht bis zum Ablauf der jährlichen Frist die Absolution zu erlangen, so habe er für immer, erklärten die Fürsten, das Reich verwirkt. Die Legaten und alle Fürsten gelobten eidlich, daß sie dann Heinrich nicht mehr als ihren Herrn anerkennen, ihm den königlichen Namen nicht mehr geben würden; auch schriftlich verzeichneten die geistlichen Herren dies ihr Gelöbniß.

Als die Fürsten Heinrich für immer des Thrones verlustig erklärten, wofern er sich innerhalb Jahr und Tag nicht vom Banne löse, beriefen sie sich auf Reichsgesetze. Es waren dies vielleicht Bestimmungen, die sich nicht auf den Kirchen-, sondern auf den Gerichtsbann bezogen und Jeden, der diesem über Jahresfrist nicht Folge leistete, mit Verlust der Habe, der Lehen und Würden bedrohten, aber weder diese noch andere Reichsgesetze paßten auf den vorliegenden Fall. Indessen so wenig sich in Wahrheit die Beschlüsse der Fürsten durch Reichsgesetze begründen ließen, mußten sie doch als eine Nothwendigkeit erscheinen, nachdem man dem Papste einmal das Recht den König zu bannen eingeräumt und Heinrichs Excommunication als gültig anerkannt hatte. Denn klar war, daß bei der Stimmung in Deutschland Heinrich im Bann nicht auf die Dauer regieren konnte, und nach anerkannten Bestimmungen des kanonischen Rechtes war ein volles Jahr die äußerste Frist, innerhalb deren die Lösung vom Banne nachgesucht werden mußte. Unterwarf man einmal die deutsche Krone dem Papste, so konnte kaum fehlen, daß man sie auch von Satzungen der römischen Kirchendisciplin abhängig machte.

In den Oppenheimer Beschlüssen überlieferten die deutschen Fürsten ihren König dem Urtheilsspruche Roms, aber sie nutzten zugleich die Gelegenheit, um ihn ihre eigene Macht empfinden zu lassen. Die sächsischen Fürsten nöthigten den König ihren entronnenen Geiseln Straflosigkeit zu gewähren. Die vollständigste Genugthuung gewann sich der gekränkte Bischof von Worms. Heinrich mußte ihm Worms zurückgeben, seine Besatzung herausziehen und ihm gegen eine neue Auflehnung der Bürger Sicherheit stellen. Es war eins der schwersten Opfer für den König, die treue Stadt zu verlassen und der Wuth ihres erbitterten Herrn zu überliefern.

Auch wurden Bestimmungen getroffen, wie sich der König bis zu seiner Absolution zu verhalten habe. Zum Aufenthaltsorte wies man ihm und seiner Gemahlin Speier an. Hier sollte Bischof Dietrich von

Verdun, ein allseitig geachteter Mann, an Heinrichs Seite bleiben, außerdem eine Anzahl von Hofleuten und Dienern, welche die Fürsten ausgewählt hatten. Von seinen bisherigen Räthen mußte sich der König völlig zu trennen versprechen. Man untersagte ihm ferner jede selbständige Verwaltung der Reichsgeschäfte, jede Entfaltung königlichen Glanzes und das Tragen der Reichsinsignien bis zur erfolgten Lossprechung vom Banne.

Wunderbar, daß man zugleich mit dieser tiefsten Erniedrigung des Königthums die Herstellung des Kaiserthums beschloß! Es wird glaubhaft berichtet, daß die Fürsten dem König, wenn er an seinen Versprechungen festhielte, ihre Unterstützung zum Römerzuge zusagten, um nicht nur ihm die Kaiserkrone zu gewinnen, sondern auch die Normannen aus Italien zu verjagen. Einen lockenden Lohn des Gehorsams stellten sie ihm damit in Aussicht, zugleich aber umgaben sie ihn mit allen Schrecken des Wortbruches. Wenn er irgend eines seiner Versprechen nicht hielte, erklärten sie, seien sie jeder Pflicht und jeder Treue gegen ihn entbunden und würden, ohne auf das Urtheil des Papstes weiter zu warten, für das Wohl des Reiches nach ihrem eigenen Ermessen sorgen.

Indem sich Heinrich den zu Oppenheim gefaßten Beschlüssen unterwarf, gab er offenbar seine ganze bisherige Stellung auf. Er erkannte an, daß er kein Recht zur Entsetzung des Papstes, dieser aber ein Recht ihn zu bannen gehabt habe, er unterwarf sich dem Urtheilsspruche des römischen Bischofs, über den er bisher richterliche Rechte beansprucht hatte, er bekannte sich ihm zum Gehorsam verpflichtet „in allen Dingen". Und zugleich räumte er ein, daß er im Unrecht gewesen sei, wenn er die Macht der Krone den Fürsten gegenüber als eine selbständige zur Geltung zu bringen suchte. Mochte er nun auch demnächst durch das Urtheil des Papstes und des Augsburger Tages wieder in den vollen Besitz der Regierungsgewalt, mochte er selbst zur Kaiserkrone gelangen, so blieb er doch nimmerdar als ein Kaiser und König von Gottes Gnaden bestehen, sondern Alles, was er so wurde, war er von Gnaden des Papstes und der Fürsten; seine Gewalt blieb nicht frei, sondern wurde von Rom und den deutschen Herren abhängig. Nur der Zwang geht Verpflichtungen ein, in denen das ganze Selbst zum Opfer gebracht wird, und es liegt in der Natur des Menschen, sich solchem Zwange zu entwinden, am meisten in der Natur eines Mannes, der sich zur höchsten Freiheit berufen glaubt.

Man fühlte recht wohl schon in Oppenheim, daß der König die eingegangenen Verpflichtungen nur so lange halten würde, als er sich in der Gewalt seiner Feinde befinde. Die Netze waren rings um ihn zusammengezogen, so daß nicht leicht ein Ausweg zu finden war; aber man kannte die Klugheit des Vielgewandten und fürchtete, daß es ihm dennoch gelingen möchte. Die Fürsten trennten sich deshalb nicht, ohne sich zuvor gegenseitigen Beistand für den Fall zuzuschwören, daß der König das Schwert zur Rache gegen sie ziehen sollte; viele wagten ihm nicht einmal zum Abschiedsgruß unter die Augen zu treten. Nichts besorgten die Fürsten mehr, als daß Heinrich den Papst für sich zu gewinnen und gegen sie einzunehmen suchen würde, und seine Absichten hatten sie damit nur zu gut errathen.

Heinrich ergab sich scheinbar geduldig in sein Schicksal. Seine Räthe und Freunde entließ er und ging mit seiner Gemahlin nach Speier, wo er in größter Stille gleich einem Gefangenen lebte. Er mied allen öffentlichen Verkehr, enthielt sich der Reichsgeschäfte, besuchte als Gebannter selbst den Gottesdienst nicht. In trüber Einförmigkeit schleppten sich ihm die Wintertage hin. Aber der junge König erschien geduldiger, als er war. Unablässig arbeitete sein Geist, um die Fesseln zu sprengen, in die ihn seine Feinde geschlagen; unablässig dachte er daran, wie er seine Krone und sein königliches Recht retten könne. Alles schien ihm zunächst darauf anzukommen, den Augsburger Tag zu vereiteln, wo der Bund des deutschen Fürstenthums mit dem römischen Bischof zur Knechtung der königlichen Gewalt besiegelt werden sollte, und nur ein Mittel sah er, jene Zusammenkunft zu hintertreiben, wenn er nämlich binnen kürzester Frist die Absolution des Papstes gewinne und denselben überzeuge, daß es ihm mit seinen Versprechungen Ernst sei. Gelang ihm dies, so durfte er hoffen nicht allein dem Reichstage zu entgehen, sondern auch den Bund des Papstes und der Fürsten zu sprengen. Er hatte nicht vergessen, daß vor einem Jahre Gregor Nichts mehr gewünscht hatte, als ohne die Fürsten mit ihm zu verhandeln. So entschloß er sich sofort in Rom selbst Buße zu thun, wenn sich der Papst ihn dort loszusprechen bereit erklärte. Dem Erzbischof Udo von Trier, der die Unterwürfigkeitserklärung nach Rom überbringen sollte, trug er auf, Nichts unversucht zu lassen, um den Papst für eine schleunige Absolution zu gewinnen.

Gregor hörte voll Freude den Ausgang der Oppenheimer Ver-

handlungen. Was er seit Jahren erstrebt hatte, sah er erreicht: die Rückkehr des Königs zu den Versprechungen, deren Erfüllung er bisher so hartnäckig verweigert hatte, und zugleich die Unterwerfung der deutschen Kirche. Seine kühnsten Erwartungen überstieg es, wenn ihn die deutschen Fürsten überdies in ihre Mitte einluden, um das Schicksal Deutschlands zu entscheiden und über den König Gericht zu halten. Welcher Triumph für den heiligen Petrus, nachdem die deutschen Herren mehr als einmal über seine Nachfolger in Rom das Urtheil gesprochen!

Die ersten Nachrichten über die wichtigen Vorgänge in Deutschland erhielt der Papst wohl durch Huzmann von Speier und einige andere Bischöfe, welche Altmann zu ihrer Lossprechung nach Rom gesandt hatte. Sie hatten bisher treu zum Könige gehalten und mußten hart ihre Treue büßen; denn sie wurden zu strengen Bußübungen in verschiedene römische Klöster eingesperrt und erst nach längerer Zeit auf Bitten der Kaiserin Agnes entlassen. Bald darauf kamen die Gesandten der deutschen Fürsten nach Rom, um den verlangten Bericht abzustatten und Gregor zu dem Augsburger Tage einzuladen. Endlich erschien auch Erzbischof Udo von Trier, der Gesandte des Königs, mit seinen Begleitern; geraume Zeit hatte ihn der Bischof Dionysius von Piacenza, welcher der Reise einen dem Könige feindlichen Zweck beimaß, zurückgehalten und erst auf einen Brief aus Speier die Fortsetzung des Wegs ihm gestattet. Etwa zu derselben Zeit kam auch der Abt von Cluny nach Rom; schwerlich war Gregor mit dessen Bemühungen in Oppenheim unzufrieden, aber der Abt mußte doch dafür Kirchenbuße thun, daß er ohne Erlaubniß des Papstes mit dem gebannten Könige verkehrt hatte.

Wie wenig Gregor noch immer Heinrich traute, zeigte sich sogleich beim Empfang der königlichen Botschaft. In Gegenwart der fürstlichen Gesandtschaft ließ er das Schreiben des Königs vorlesen, und es ergab sich sofort, was er vermuthet hatte, daß es nicht so lautete, wie es in Gegenwart der Fürsten besiegelt war. Vergeblich suchte Udo die Aenderung in Abrede zu stellen; er mußte sie einräumen, nur betheuerte er nicht zu wissen, wer der Urheber derselben sei. Sie lief wesentlich darauf hinaus, daß die Stelle wegen der dem Könige beigemessenen moralischen Verbrechen verdunkelt und am Schluß die Forderung hinzugefügt war, auch der Papst solle sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen rechtfertigen. Die Enthüllung dieser Fälschung — anders läßt sich die Aenderung nicht bezeichnen — machte den übelsten Eindruck und steigerte

das Mißtrauen des Papstes. Als ihm daher Udo im Geheimen die Absicht des Königs eröffnete, sofort nach Rom zu kommen, um sich die Absolution zu gewinnen, fand er nichts weniger, als williges Gehör. Der Papst erklärte trotz alles Andringens auf das Bestimmteste, daß er die Buße des Königs in Rom nicht annehmen, sondern nach Augsburg kommen werde, um mit den Fürsten des Reichs zu bestimmen, was für Kirche und Staat ersprießlich sei. Die Gesandten der Fürsten schickte er mit einem Schreiben zurück, worin er ihnen meldete: trotz des Widerspruchs seiner Freunde in Rom werde er über die Alpen kommen; denn für die Freiheit der Kirche und das Wohl des Reiches scheue er sich keiner Gefahr in das Auge zu sehen und sei selbst sein Leben zu opfern bereit; so sehr hoffe er seine Reise zu beschleunigen, daß er schon am 8. Januar in Mantua eintreffe; er forderte sie auf, Anstalten zu sicherem Geleit und einem geziemenden Empfang für ihn zu treffen, auch für den Landfrieden bei sich zu sorgen, damit seine heilsamen Absichten für das Reich keine Hindernisse fänden.

Der Papst brannte, wie man sieht, seinen Triumphzug anzutreten. Es duldete ihn nicht länger in Rom, welches er kurz vor Weihnachten verließ, indem er zugleich noch einmal ein Schreiben an die Deutschen mit der Aufforderung sandte, Alles zu seinem Empfange bereit zu halten. Am 28. December war er in Florenz, um Neujahr ging er über den Apennin und traf in der Lombardei schon etwa zwanzig Tage vor dem Termin ein, an dem ihn einer der Herzoge an der Etschklause erwarten sollte. Bis Mantua gab ihm Mathilde das Geleit, und zur bestimmten Zeit (8. Januar) scheint er dort eingetroffen zu sein; weiter sollte ihn Gregor von Vercelli, den er absolvirt hatte und der damals eine sehr zweideutige Rolle spielte, zu der Klause geleiten. Aber die Frist verstrich, ohne daß sich dort das Geleit einfand und bald kam die unvermuthete Botschaft aus Deutschland, daß Heinrich heimlich Speier verlassen habe und man bei der dadurch entstandenen Verwirrung das Geleit nicht stellen könne. Zugleich erhielt der Papst durch Bischof Gregor sichere Kunde, daß der König über die Alpen gekommen und in Vercelli eingetroffen sei. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Heinrich durch einen kühnen Entschluß den Netzen seiner Feinde entronnen sei.

Gregor stand in der Lombardei auf gefahrvollem Boden. Zwar hatte noch kurz zuvor Heinrich ihm abermals Boten geschickt, Reue und

Unterwerfung an den Tag gelegt, demüthigst um die Lossprechung vom Bann und den apostolischen Segen gebeten, aber rauh und streng hatte der Papst abermals diese Bitte zurückgewiesen. Wie, wenn der König nun erzwingen wollte, was er nicht anders erreichen konnte? Ueberall fand er in der Lombardei Waffen gegen Rom; mit leichter Mühe konnte er ein Heer sammeln, dem Mathilde kaum die Spitze zu bieten vermochte. Gregor mußte an seine Sicherung denken; er ging über den Po zurück und begab sich nach Canossa, der festesten Burg der großen Gräfin. Hier konnte er, für den Augenblick ungefährdet, Heinrichs weitere Schritte abwarten und danach seine Entschließung richten. Schon nach kurzer Zeit erfuhr er, daß der König nicht mit feindlichen Absichten kam. Heinrich verlangte zunächst Nichts auf Italiens Boden, als die Lossprechung vom Banne, und sie wußte er in der That dem widerstrebenden Papst abzudringen.

Die Tage von Canossa und die Lossprechung vom Banne.

Als der König in Speier vernahm, daß Gregor seine Buße in Rom nicht annehmen wolle, vielmehr die Reise nach Deutschland auf alle Weise beschleunige, entschloß er sich dem Papste, ehe er noch die Alpen erreichte, entgegenzutreten, um ihn zur Absolution zu bewegen; er durfte keinen Augenblick säumen, wenn er den Papst noch erreichen und den Augsburger Tag hintertreiben wollte. Der Plan zur Flucht von Speier war schnell entworfen und wurde glücklich ausgeführt. Man hat allen Grund anzunehmen, daß Dietrich von Verdun selbst um die Absicht des Königs wußte.

Einige Tage vor Weihnachten entkam der König mit seiner Gemahlin, mit dem kleinen Konrad und einem treuen Diener seinen Wächtern und nahm zunächst seinen Weg nach Hochburgund zu dem Vetter seiner Mutter, dem Grafen Wilhelm; hier feierte er, schon der Gefahr entronnen, das Weihnachtsfest zu Besançon.

Die Absicht des Königs war seinen Freunden ohne allen Zweifel nicht unbekannt geblieben. Denn um dieselbe Zeit machten sich fast alle Bischöfe, die noch im Banne waren, wie die meisten früheren Räthe des Königs auf den Weg, um ebenfalls dem Papste in der Lombardei zu begegnen. Auch müssen die deutschen Fürsten einen solchen Anschlag des Königs erwartet haben, da die Pässe der Alpen von Rudolf, Welf

und Berthold sorglich gehütet wurden. So kam es, daß Bischof Rupert von Bamberg, der große Schätze mit sich genommen hatte, von Herzog Welf an den Alpen angehalten wurde und dann von Weihnachten bis gegen Ende August in Gefangenschaft blieb. Auch Dietrich von Verdun, der dem Könige nach Italien folgen wollte, gerieth in Gefangenschaft; der Graf Adalbert von Calw ergriff ihn und ließ ihn erst nach längerer Zeit gegen ein Lösegeld frei. Die meisten Anhänger des Königs wußten den Wachen der Fürsten zu entgehen und gelangten glücklich auf den lombardischen Boden; auch Heinrich selbst, indem er einen Weg einschlug, wo ihn die Nachstellungen seiner Feinde nicht erreichen konnten.

Nur einen Tag verweilte der König in Besançon und setzte dann mit einem bereits ziemlich zahlreichen Gefolge die Reise fort. Bei Genf über die Rhone setzend, erreichte er bald das Gebiet seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid von Turin. Mit ihrem Sohn Amadeus kam sie dem König entgegen und empfing ihn ehrenvoll. Aber der Moment schien ihr günstig, die Bitte verlauten zu lassen, daß ihr der König über die fünf Bisthümer Verfügung belieẞe, welchen das geistliche Aufsichtsrecht in ihren Ländern zustand. Heinrich war nicht in der Lage ihr eine Bitte versagen zu können; dennoch trug er Bedenken eine so außerordentliche Forderung zuzugestehen. Er suchte Adelheid durch die Abtretung eines Theils von Burgund, wahrscheinlich des Bugey zwischen Rhone und Ain, zu befriedigen. Auf alle Weise unterstützte übrigens die Markgräfin die Reise ihres Schwiegersohnes, ihrer Tochter und ihres kleinen Enkels, eine Reise, deren Beschwerden sich nun mit jedem Tage steigerten.

Der König wählte wahrscheinlich den Weg über den Mont Cenis, und die ohnehin mühevolle Straße mußte gerade damals fast unübersteigliche Schwierigkeiten bieten. Schon sehr früh war der Winter mit unerhörter Strenge eingetreten, und die Kälte dauerte in ungewöhnlicher Weise an. Große Schneemassen bedeckten bereits im November das obere Deutschland und die Alpengegenden; Rhein und Po waren so fest gefroren, daß sie Monate lang Rosse und Wagen trugen. Gewiß war es ein Wagniß für den König mit einer zarten Frau und einem dreijährigen Knaben unter solchen Umständen den Weg über das Hochgebirge zu nehmen, aber er mußte eben Alles wagen, wenn er seine Krone erhalten wollte.

Große Noth standen der König und seine Begleiter aus, bis sie

die Paßhöhe erreichten. Die Straßen waren völlig verschneit und mußten erst mühsam durch Landleute, die man aufbot, gangbar gemacht werden. Die Hindernisse mehrten sich aber noch, als man die Höhe erreicht hatte und das Hinabsteigen begann. Unmöglich war es, auf dem abschüssigen, spiegelglatt gefrorenen Boden sich zu halten, und mehr als einmal verzweifelte man je das Thal zu erreichen. Kriechend auf Händen und Füßen oder die Schultern der Führer umklammernd, bald strauchelnd, bald weite Strecken hinabrollend, kamen die Männer endlich herunter. Die Königin und ihre Dienerinnen wurden auf Rindshäute gesetzt und so hinabgezogen. Die meisten Schwierigkeiten machte das Wegschaffen der Pferde. Man ließ sie theils mit Winden herab, theils schleppte man sie mit gebundenen Füßen fort, aber die meisten verendeten doch oder wurden mindestens unbrauchbar. Endlich kam man aus den Bergen heraus, und welche Schrecken man auch überstanden hatte, kein Menschenleben war verloren gegangen. Der König vergaß die bestandenen Leiden um so leichter, als er überall, wohin er kam, die beste Aufnahme fand: in Susa, Turin, Vercelli und Pavia.

Von allen Seiten strömten die Bischöfe und Grafen, die Capitane und Valvassoren herbei; Alle sammelten sich um den König, die an der Herstellung der alten Ordnungen ein Interesse hatten, die Widersacher des Papstes, Mathildens und der Patarener zuhauf. So lange hatten sie den Erben des Kaiserthums erwartet, und sie dachten nicht anders, als daß er jetzt käme, um seine Macht zu zeigen und jenen verwegenen Mönch zu züchtigen, der ihm seine Krone bestritten und Roms Bannstrahlen über die Lombardei ausgeschüttet hatte, als gäbe es hier keinen anderen Herrn. Ein gewaltiges Gefolge, gleichsam ein Heer, sammelte sich um den König, und es hätte nur bei ihm gestanden, dem Papste mit gewaffneter Hand entgegenzutreten.

Aber Heinrichs Gedanken waren damals, wie wir wissen, auf ganz Anderes gerichtet. Er sagte den Lombarden: er sei nicht gekommen, um den Papst anzugreifen, sondern um mit ihm über den Bann zu verhandeln, den er mit Unrecht gegen ihre Bischöfe und gegen ihn selbst geschleudert habe; diese Verhandlung sei ihm wegen der Beschlüsse der deutschen Fürsten geboten, ein feindliches Auftreten jetzt gegen den Papst würde das Reich in namenlose Verwirrung stürzen. Nur mit Mühe überzeugte er sie, daß ihm die Klugheit für den Augenblick zu weichen riethe, aber sie gaben endlich doch seinen Gründen nach, nur

beschworen sie ihn möglichst bald mit Gregor Ernst zu machen, der sonst ihn und mit ihm sie alle verderben würde.

Inzwischen hatte der König erfahren, daß sich der Papst nach Canossa begeben habe, daß Mathilde und der Abt Hugo um ihn seien, und brach unverweilt auf, um diese Burg zu erreichen. Die Bischöfe und Herren, die sich ihm angeschlossen hatten, ließ er großentheils in Reggio zurück; von seiner Schwiegermutter, seinem Schwager Amadeus und dem Markgrafen Azzo von Este nebst einigen anderen Herren begleitet, ritt er auf Canossa zu und sah die stattliche, weithin schimmernde Feste vor sich, der er durch seine Buße einen ewig denkwürdigen Namen verleihen sollte.

Auf einem nackten, hohen und fast nach allen Seiten abschüssigen Felsen lag Canossa, von Natur fest und durch Mathildens Vorfahren sorglich mit Allem ausgerüstet, was nach der Kunst der Zeit einen Platz zu sichern vermochte. Ein dreifacher Mauerring umgab die Burg, die für unbezwinglich galt, selbst wenn sie nur von einem kleinen Häuflein vertheidigt wurde. Sie war von nicht geringem Umfang und schloß geräumige Wohngebäude, eine Kirche und ein Mönchskloster in ihren starken Mauern ein. Jetzt sind von dem alten Glanz keine Spuren mehr geblieben, aber an den Trümmern der Burg und am Fuße des Berges lebt eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern. Sie wird selten an den Triumph denken, den hier das Papstthum fast widerwillig feierte, indem sich ein deutscher König, und zwar der stolzesten einer, zu der tiefsten Erniedrigung vor einem römischen Bischof drängte.

Erst vor wenigen Tagen war Gregor auf Canossa angelangt, aber schon hatte er manchen Büßer sich den Mauern der Burg nahen sehen. Jene gebannten Bischöfe und Räthe Heinrichs, die glücklich über die Alpen gekommen, waren dem Papste auf den Fersen gefolgt und flehten bald barfuß und in härenen Kleidern vor dem Burgthore um Einlaß. Einige von ihnen scheinen sogleich absolvirt zu sein, bei Anderen behielt sich der Papst die Lossprechung vor, bis Heinrichs Sache entschieden sei. Denn schon hörte er, daß auch der König, der größte Sünder gegen den heiligen Petrus, sich Canossa nahe. Darüber konnte er nicht mehr im Unklaren sein, daß Heinrich als Büßer und nur um sich zu unterwerfen komme; dennoch trug er Bedenken die Buße und Unterwerfung des Königs anzunehmen.

Als Heinrich mit seinem Gefolge am Fuße des Berges anlangte,

ließ er Mathilde und den Abt Hugo zu einer Unterredung auffordern. Beide erschienen, und er zeigte ihnen seine Bereitwilligkeit, jeder Forderung des Papstes zu entsprechen, wenn er nur die Lossprechung vom Banne erwirke. Seinen Wünschen ohnehin nicht abgeneigt, versprachen sie ihren Einfluß aufzubieten, um den Papst zur Milde zu stimmen. Von Adelheid, Amadeus und Azzo begleitet, kehrten sie in die Burg zurück, und alle legten hier ihre Fürsprache für den König ein. Aber Gregor verschloß sich ihren Vorstellungen; nur unter der Bedingung soll er sich zur Absolution bereit erklärt haben, wenn Heinrich ihm die Krone übergeben und dem königlichen Namen für immer entsagen wolle. Wurde eine solche Bedingung gestellt, so konnte Gregor dabei keine andere Absicht haben, als sich dem Anliegen des Königs zu entziehen, welches ihm überaus lästig sein mußte, da er durch frühere Versprechungen gebunden war, Heinrichs Sache nur gemeinschaftlich mit den deutschen Fürsten zu entscheiden*), diese aber wesentlich verändert wurde, sobald er vom Banne ihn löste. Er mußte fürchten, daß sein Bund mit den Deutschen sich in demselben Augenblick lockerte oder gar löste, wo er sich eine solche Vorentscheidung zu treffen bewegen ließe.

Daß der Papst nicht durch Vorstellungen zu erweichen sei, muß Heinrich sogleich erfahren haben. Denn er schritt ohne Verzug zu dem Aeußersten, um dem Papste durch sittlichen Zwang die Lossprechung abzudringen. Er entschloß sich öffentlich die strengsten Bußübungen vorzunehmen, welche die Kirche von reuigen Sündern fordert, um vor aller Welt zu zeigen, daß er jede Genugthuung dem Papste zu leisten bereit sei, die derselbe beanspruchen könne; weigerte sich dieser auch dann ihm den Schooß der Kirche zu öffnen, so lag klar vor Augen, daß ihm die Eigenschaft fehlte, die kein Priester und am wenigsten der höchste Priester der Christenheit verleugnen darf, die Barmherzigkeit. Der Papst richtete sich selbst, wenn er die unzweideutige Buße des Königs verwarf, und dieser gewann gerade in der tiefsten Erniedrigung einen sittlichen Sieg von unberechenbarer Bedeutung.

Es war am 25. Januar, als der König und mit ihm einige andere Gebannte barfuß und in härenen Büßerhemden vor dem Burgthor erschienen und Einlaß begehrten. Die Pforten blieben trotz des dringenden Flehens des königlichen Mannes, trotz der bitteren Kälte ge-

*) Vergl. oben S. 367 und 381.

schlossen. Auch als am folgenden Morgen Heinrich von Neuem um Aufnahme bat, als er bis zum Abend unter Thränen das Mitleid des apostolischen Vaters anzurufen nicht müde wurde, öffneten sich die Thore nicht. Gregors Herz blieb unbewegt; er gewann es über sich, daß Canossa noch am dritten Tage dies kläglichste aller Schauspiele ansehen mußte. Doch schon war der Papst von Allen, die Canossas Mauern umfingen, der Einzige, der ohne Herzensregung den Sohn Heinrichs III. in solcher Erniedrigung anblicken konnte. Man bestürmte ihn unter Thränen sich durch Heinrichs Noth erweichen zu lassen, warf ihm unerhörte Herzenshärtigkeit vor und schalt ihn, wir wissen es aus seinem eigenen Munde, einen rohen und grausamen Tyrannen.

Schon wollte Heinrich Canossa verlassen, als der Papst endlich nachgab. Der Abt von Cluny und vornehmlich Mathilde hatten ihn zum Weichen gebracht. Unaufhörlich während dieser drei Tage hatten sie mit Heinrich und seinen Anhängern verhandelt und endlich in der letzten Stunde eine Verständigung erzielt. Sie vermochten den König Sicherheiten zu stellen, wie sie der Papst theils im Interesse Roms, theils zur Sicherung der deutschen Fürsten zu bedürfen meinte; sie vermochten den Papst gegen solche Sicherung Heinrich wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen.

Am 28. Januar traten von Seiten des Papstes zwei Cardinalbischöfe, zwei Cardinalpriester, zwei Cardinaldiakone und ein Subdiakon, von Seiten des Königs der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Vercelli und Osnabrück, der Abt von Cluny und mehrere vornehme Laien zusammen, um die Sicherheiten, welche der Papst verlangte, schriftlich festzustellen. Wir besitzen den Wortlaut des Schriftstückes, welches aus diesen Berathungen hervorging, und der wesentliche Inhalt desselben faßt sich in folgenden Sätzen zusammen: Heinrich gelobt zu einer von Gregor festzusetzenden Frist den von ihm abgefallenen Fürsten nach dem Urtheil des Papstes Genugthuung zu geben oder sich mit ihnen nach dem Wunsch des Papstes zu vergleichen; sollte er oder der Papst jene Frist einzuhalten aus bestimmten Gründen verhindert sein, so wird der König sich nach Beseitigung des Hindernisses die Anberaumung einer anderen Frist gefallen lassen; sollte endlich der Papst über die Alpen oder sonst wohin reisen wollen, so verspricht der König ihm und seinem Gefolge Sicherheit des Leibes und Lebens, wie Beseitigung jeder Verzögerung auf der Reise, das Gleiche auch in

Bezug auf alle Gesandte, welche der Papst auszusenden für gut finden sollte.

Diese Bestimmungen genügten dem Papste, doch verlangte er, daß sie vom König in Person beschworen würden. So hart die Bedingungen Heinrich und seinen Freunden schienen, hatte er sie in der Noth des Augenblicks sich gefallen lassen, aber sich dem Papst persönlich gegen das Herkommen durch einen Eid zu verpflichten weigerte er sich entschieden. Gregor stellte sich endlich damit zufrieden, daß die Bischöfe von Vercelli und Naumburg, der Markgraf Azzo und einige andere Laienfürsten im Namen des Königs auf Reliquien beschwuren, daß alles in den Sicherheiten Versprochene unverbrüchlich gehalten werden sollte. Der Abt von Cluny, der als Mönch nicht schwören durfte, verbürgte sein Wort vor den Augen des allsehenden Gottes. Er, die Markgräfinnen Mathilde und Adelheid, einige andere geistliche und weltliche Fürsten bestätigten überdies das Schriftstück durch ihre Unterschrift.

Als sich so der Papst für gesichert hielt, ließ er die Pforte der Burg öffnen, und Heinrich trat mit den anderen Gebannten ein. Bald standen sie vor den Augen des gewaltigen Priesters, der mit seinem Anathem das Kaiserthum entwaffnet hatte; unter einem Strom von Thränen warfen sie sich vor ihm zu Boden. Gregors ganze Umgebung weinte laut, und auch ihm, dem noch vor wenigen Stunden so eisernen Mann, feuchteten sich die Augen. Er hörte Heinrichs Schuldbekenntniß, die Beichte seiner Genossen und ertheilte den Reuigen die Absolution mit dem apostolischen Segen. Dann erhob er sie und führte sie nach der Burgkirche. Nach einem feierlichen Dankgebet reichte er hier ihnen allen die Lippen zum Kuß und hielt dann selbst die Messe.

Lambert von Hersfeld erzählt, der Papst habe, als er die Hostie consecrirt, sich zum König gewendet und in eindringlicher Rede demselben vorgehalten, wie man mit Unrecht auf ihn, den Nachfolger Petri, die schwersten Beschuldigungen häufe; zum Zeugniß seiner Unschuld habe der Papst dann die Hälfte der gebrochenen Hostie verzehrt und den König die andere Hälfte zu nehmen aufgefordert, wenn er in gleicher Weise sich frei von den Sünden wisse, die ihm zum Vorwurfe gemacht würden; der König aber habe Schwierigkeiten erhoben und sich schließlich solchem Gottesurtheile entzogen. In ergreifendster Weise stellt Lambert den Vorgang dar, und auch von einem anderen Zeitgenossen wird ähnliches berichtet. Dennoch erwachsen die begründetsten Zweifel,

ob sich solche Dinge in Canossa zugetragen haben. Nicht nur Gregors Politik steht damit im Widerspruch, daß er dem König sofort ein Mittel zu vollständiger Rechtfertigung geboten hätte, sondern auch die Aussage mehrerer Quellen, daß Papst und König mit einander das Abendmahl feierten, macht bedenklich. In Deutschland wurde ohne Frage erzählt und nacherzählt, was wir bei Lambert lesen, und die Gegner Heinrichs sahen in der Zurückweisung der Hostie den klarsten Beweis für das Schuldbewußtsein des Königs.

Nach der Messe setzte sich der Papst mit dem König an derselben Tafel zum Mahle. Als dies beendet war, verlangte der König die Burg zu verlassen. Beim Abschiede erinnerte ihn der Papst noch einmal an seine Versprechungen und warnte ihn vor erneutem Umgang mit den Excommunicirten, namentlich vor jeder kirchlichen Gemeinschaft mit den lombardischen Bischöfen, von denen er ihm jedoch ausdrücklich Hofdienste anzunehmen erlaubte. Er versprach überdies sich des Königs bei den obwaltenden Streitigkeiten mit den Fürsten anzunehmen und nicht allein Gerechtigkeit, sondern auch Nachsicht gegen ihn zu üben, so weit es ihm ohne ihrer Beider Seelenheil zu gefährden möglich sei; in bindender Weise und, wie er selbst sagt, mit voller Aufrichtigkeit gab er dies für den König so werthvolle Versprechen. Nachdem er dann ihm nochmals den Segen ertheilt, verabschiedete er ihn; es war das erste Mal, daß er den König seit dessen Knabenjahren gesehen und gesprochen hatte. Mit anderen Gefühlen ritt Heinrich von der Burg, als er gekommen war. Er hatte erreicht, was er zunächst erreichen wollte; aber die Erinnerung an die vier Tage von Canossa hat doch ewig auf seiner Seele gebrannt.

Der König hatte durch seine Bußfahrt über die Alpen seine Absichten durchgeführt: der Augsburger Tag war vereitelt und die Absolution ihm gewonnen. Mit der Letzteren glaubte er zugleich das Recht erlangt zu haben, ohne Weiteres die Regierungsgeschäfte wieder zu üben, die ihm ja nur wegen seiner Excommunication entzogen waren. Hatte er auch dem Papste versprochen seine Streitigkeiten mit den deutschen Fürsten nach dessen Entscheidung auszutragen, so war doch die selbstverständliche Voraussetzung dieses Versprechens, daß er der König sei und bleibe, und der Papst selbst räumte ihm jetzt anstandslos den königlichen Namen ein, was er früher nicht gethan hatte. Freilich be-

richtet Lambert von Hersfeld, der Papst habe ausdrücklich alle Regierungshandlungen dem Könige bis auf Weiteres untersagt, alle Eide der Unterthanen bis zur endgültigen Entscheidung des zwischen dem Könige und den Fürsten entstandenen Streites auch ferner für gelöst erklärt; doch ist Lamberts Darstellung hier erweislich irrig, und selbst Gregor hat, obwohl er das größte Interesse dabei gehabt hätte, Aehnliches niemals behauptet. Wohl hat er später darauf Gewicht gelegt, daß er mit der Lösung vom Banne Heinrich nicht ausdrücklich die Regierung des Reichs wieder übertragen habe, aber eine solche Uebertragung hat Heinrich auch weder gefordert, noch hätte er sie fordern können, ohne dem Papste ein Recht einzuräumen, welches ihm nicht einmal die deutschen Fürsten bisher zugestanden hatten. Ihre Beschlüsse zu Oppenheim, so weit sie die Regierung des Reichs betrafen, beruhten lediglich auf der Annahme, daß der König im Banne nicht regieren könne, und schienen deshalb mit der Lösung des Bannes ihre Bedeutung zu verlieren. Nicht anders sah Heinrich die Sache an und hatte unseres Erachtens das Recht auf seiner Seite. Waren die Oppenheimer Beschlüsse durch die Vorgänge in Canossa in ihrem Fundament erschüttert, so hatten dafür die deutschen Fürsten mehr den Papst als den König in Anspruch zu nehmen.

Aber was der König auch gewonnen hatte, es war mit einem Opfer erkauft, dessen Schwere jeden Gewinn überbot. Offen vor den Augen der ganzen Welt hatte er bekannt, daß der römische Bischof das Recht ihn zu binden und zu lösen habe; ihm, der als deutscher König und Erbe des Kaiserthums das höchste Richteramt im Abendlande überkommen hatte, war das Geständniß entwunden, daß der Erwählte der römischen Cardinäle und des römischen Volks der Mächtigere sei, der ihn in den Staub stürzen, ihn aus dem Staube erheben könne. Als Heinrich vor dem Thore von Canossa im Büßerhemde vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutschen Kaiserthums, und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofs. Jene Tage von Canossa konnten niemals wieder vergessen werden; Blutströme sind in mehr als hundertjährigen Kämpfen vergossen worden, um das Andenken an dieselben zu tilgen, aber sie haben es nimmer vermocht. Von ihnen beginnt eine neue Periode unserer Kaisergeschichte, wie der Geschichte des Papstthums, von ihnen zählt eine neue Epoche der Weltgeschichte.

Als der Roms Geboten widerstrebende Erbe der kaiserlichen Gewalt verlassen und vernichtet am Boden lag, war er nach der Meinung Gregors an der Stelle, die ihm und Jedem gebühre, der dem heiligen Petrus sich nicht willig fügte; da sah er endlich einmal erfüllt, was er Gerechtigkeit nannte und allein als solche begriff. Es war ein glänzender Triumph der Kirche, in dem Gregor für die zahllosen Mühen und langen Kämpfe eines arbeitsvollen Lebens wohl hätte einen genügenden Lohn finden können. Aber gewiß ist, dieser Triumph befriedigte ihn nicht. Ein köstlicherer Sieg wäre ihm bereitet worden, wenn er im Herzen Deutschlands inmitten der deutschen Fürsten über den höchsten Thron des Abendlands hätte verfügen, wenn er dort Heinrich hätte aus dem Staube erheben können, und diesen Sieg hat ihm Heinrichs Klugheit damals und für immer entzogen.

War dieser Erfolg ihm mißgönnt, so rechnete Gregor doch noch auf andere und größere Siege der Sache, die er für die gerechte hielt. Er begriff, daß die Saat, die er ausgestreut, tausendfältige Frucht tragen müsse; auch war die Ernte reich genug, nur sollte er sie nicht selbst mehr in die Scheuern bringen. Die Tage in Canossa, so wenig er sich ihrer gefreut hat, waren doch der Höhepunkt seines Lebens. Noch stand er, obschon von Feinden rings umgeben, frei und beherrschend da; bald gerieth er von Verwickelungen in Verwickelungen, aus denen er sich nicht zu lösen wußte, und sein Ende war der Triumph seiner Gegner. Nach wenigen Jahren mußte er aus seinem Rom vor dem Manne flüchten, dem er das Thor von Canossa geschlossen. Aber wohl nie ermißt der Sterbliche, wann er die Höhe seiner Laufbahn erreicht hat; ein gnädiges Geschick hat ihm diese vernichtende Erkenntniß versagt.

Ergebniß.

Schritt für Schritt nach allen Seiten hin haben wir die Erhebung der päpstlichen Macht verfolgt; sie beruht auf einer Entwicklung eigenthümlichster Art. Reformatorische Ideen, die zunächst nur ein unmittelbar kirchliches Interesse berühren, die von einer französischen Klostercongregation weithin durch die Welt getragen und von den deutschen Kaisern lange begünstigt sind, ergreift Rom mit ganzer Energie in einem Augenblick, wo das Kaiserthum in den Erbansprüchen eines

Kindes ruht und der realen Bedeutung entbehrt. Mitten in die kirchliche Bewegung, in die mächtigste Strömung der Zeit, tritt damit das römische Bisthum; die im Augenblick wichtigsten geistigen Interessen des Abendlands finden bei ihm Vertretung und Förderung; der Nachfolger Petri wird wirklich einmal, was er immer zu sein behauptet hatte, der höchste Regent der abendländischen Kirche.

Aber Kirche und Staat waren längst in eine völlig unlösbare Verbindung getreten, mit, durch und in einander fest und eng verwachsen: deshalb führt die Herrschaft über die Kirche auch sofort Rom zu den tiefsten Eingriffen in den Gang der weltlichen Dinge. Die fortschreitende Lösung Italiens vom deutschen Reiche, die Vertreibung der Araber aus Sicilien, die Ausbreitung der christlichen Herrschaften in Spanien, die Vernichtung der angelsächsischen Macht auf der brittischen Insel, der Thronwechsel in Ungarn, die Erhebung der fürstlichen Gewalten gegen das Königthum in Deutschland und Frankreich, fast jede andere folgenreiche Bewegung der Zeit erfolgt unter dem Einfluß der päpstlichen Curie, welche dem Gang der Dinge oft die entscheidende Wendung giebt. Die Erlasse der römischen Bischöfe werden für die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse nicht minder wichtig, als für die Förderung kirchlichen Lebens; die apostolischen Legaten dienen jetzt in ähnlicher Weise zugleich weltlichen und kirchlichen Zwecken, wie einst die Königsboten Karls des Großen; nicht die klerikalen Interessen allein, auch die politischen finden in Rom ihren Mittelpunkt, wie es im Abendland zur Zeit keinen zweiten giebt. Die großen Synoden, wie sie nun in Rom mit dem Anspruch allgemeiner Concilien alljährlich in der Fastenzeit gehalten werden, sind nicht nur eine Repräsentation der ganzen abendländischen Kirche, sondern des Occidents überhaupt; von ihnen gehen Gesetze aus, welche Geltung gewinnen, so weit der Primat Petri anerkannt wird.

Man weiß, wie Pseudoisidor der Kirche die Gestalt einer absoluten Monarchie vorgezeichnet, dem Papste die Rechte eines absoluten Herrschers in der Kirche eingeräumt hatte; jetzt war es an der Zeit, diese Rechte in vollem Umfange in Anspruch zu nehmen, und trotz des heftigsten Widerspruchs geschah es mit großem Erfolg. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die weltliche Macht des römischen Bischofs sich nach demselben Ideal gestaltete, daß ihm bei dem kirchlichen Primat vor Augen stand, daß er eine absolute Gewalt auch in der Herrschaft

über die Staaten anstrebte. Die Analogie, die man allerwege in Kirche und Staat durchzuführen geneigt war, leitete ihn dahin, wie ihm jede geistliche Gewalt nur als eine von ihm delegirte galt, so auch alle Macht weltlicher Fürsten nur als einen Ausfluß seiner Plenipotenz anzusehen. Nie ist in der That der Gedanke einer absoluten Vollgewalt über alle staatliche und kirchliche Dinge zugleich, der Gedanke der absolutesten Universalmonarchie in schärferer Weise im Abendlande ausgesprochen worden, als es damals vom Stuhle Petri geschehen ist.

Häufig hat man diese Erhebung des Papstthums lediglich als ein Werk Hildebrands angesehen, und ohne Frage beruht sie zum großen Theil auf seiner in ihrer Art einzigen Persönlichkeit. Denn wo hat sich je eine gleiche Verbindung religiöser Devotion mit irdischer Betriebsamkeit, mönchischer Weltverachtung mit imperatorischem Triebe, idealen Aufschwungs mit berechnender Staatskunst gefunden? Seine Seele lebt in den heiligen Schriften und wohl hört man die Friedensworte des neuen Testaments von seinen Lippen tönen, aber neben ihnen wiederholt er immer von Neuem mit furchtbarem Nachdruck die scharfen Drohungen der Propheten des alten Bundes. „Ungehorsam ist Abgötterei“, sagt Samuel *), und kein Wort kehrt häufiger in Hildebrands Briefen wieder; nächst ihm liebt er vornehmlich den Ausspruch des Jeremias **): „Verflucht sei, der das Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße.“ Jeder Ungehorsam gegen Roms Gebot ist nun in Hildebrands Augen Abgötterei, und wo er immer auf Ungehorsam stößt, fühlt er sich das Schwert zu zücken verpflichtet. Allerdings versteht er unter dem Schwert zunächst geistliche Waffen, aber keineswegs diese allein. Ein Friedensfürst nach seinem mönchischen und priesterlichen Stande, hält er sich doch auch zum Kampf mit weltlichen Waffen gegen die Feinde des Herrn berufen. Er sammelt eine Miliz des heiligen Petrus um sich, zieht selbst gegen die Normannen ins Feld, mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele ergreift er den Gedanken, sich an die Spitze eines großen Heerzuges zur Befreiung des heiligen Grabes zu stellen. Mit der Kunst des gewandtesten Demagogen weiß er dann den inneren Krieg in Italien und Deutschland zu nähren: die Gemeinden ruft er zum Kampf gegen ihre Bischöfe auf, die Unterthanen

*) 1. Buch Samuelis 15, 23.
**) Jeremias 48, 10.

entbindet er von der Treue gegen ihren König. Die Autorität gilt ihm Alles, aber für ihn giebt es nur eine, die eine selbständige Bedeutung besitzt, die des römischen Bischofs, der an Petri Statt die Welt zu regieren bestimmt ist. Alles in ihm ist Eifer und Kraft, zugleich aber Plan und Berechnung.

Wieviel man indessen auch Hildebrands Persönlichkeit zuschreiben mag, klar ist doch, daß die Ideen seiner Zeit ihn ebenso beherrschten, wie er sie. Die hierarchischen Tendenzen, die sich seit Jahrhunderten bald offener, bald mehr im Stillen entwickelt hatten, brachen in gewaltiger Gährung mit einer nicht mehr zu hemmenden Gewalt durch, als das Kaiserthum, nachdem man seinen Druck stärker als je gefühlt hatte, gerade die ungenügendste Repräsentation erhielt. Was Hildebrand die unwiderstehliche Gewalt über die Gemüther gab, war doch zuletzt nichts Anderes, als daß er die Ideen der Zeit in ihrer Consequenz ergriff, in ein übersichtliches, leicht faßliches System brachte und diesem unter der Gunst der Verhältnisse Geltung zu geben wußte. Theokratische Vorstellungen beherrschten längst die Gemüther, und Hildebrands System war lediglich die vollendete Theokratie.

Das hierarchische System, die Summe der tiefsten Erregungen jener Zeit und die Keime einer ungeheuren Revolution in sich schließend, mußte aber mit Nothwendigkeit das Papstthum in Kampf mit allen Gewalten, die ihre Selbständigkeit festhalten wollten und ein unzweifelhaftes historisches Recht hierfür aufweisen konnten, in Streitigkeiten verwickeln. Wir sahen, wie der Streit auf dem kirchlichen und politischen Gebiet zugleich ausbrach, wie er bald zu Conflicten zwischen dem Papste und dem Erben des Kaiserthums führte und führen mußte. Denn keine Macht gab es, die höhere, weitgreifendere Anrechte durch die Geschichte begründen konnte als das Kaiserthum, keine, deren Ansprüche sich so unmittelbar überall mit den neuen Anforderungen des Papstthums begegneten. Die Weltherrschaft, welche der Nachfolger Petri verlangte, sah der deutsche König als Nachfolger Karls des Großen als sein ererbtes Recht an und leitete aus ihr, wenn sie seine Vorgänger auch niemals hatten durchsetzen können, eine Summe von Befugnissen ab, die er weder aufgeben wollte noch konnte.

Mit großer Klugheit wußte Hildebrand den Ausbruch eines blutigen Kampfes mit dem deutschen König hinzuhalten; die Umstände schienen ihm günstig, auch ohne Waffengewalt das mächtigste Reich des

Abendlandes mit allen seinen Anrechten an das allgemeine Imperium dem römischen Bisthum zu unterwerfen. Die Vormundschaft erst eines schwachen Weibes, dann hadernder Bischöfe brach die innere Kraft des Reiches, ehe der junge König zur Selbständigkeit reifte; dann suchte dieser mit leidenschaftlicher Hitze, nicht ohne Willkür und Härte die Stellung seiner Vorfahren wiederzugewinnen und erregte dadurch einen Widerstand, den er nicht zu besiegen vermochte und der ihn mehr als einmal mit dem Verlust seiner Krone bedrohte. Indem der Papst diese inneren Kämpfe mehr nährte als erstickte, brachte er, bald der geheime, bald der offene Bundesgenosse der aufständischen Großen, es in der That dahin, daß der König ihm Unterwerfung gelobte, in der offenkundigsten Weise sich vor ihm erniedrigte. Nie war es Gregors Absicht gewesen, das Kaiserthum, welches mit den kirchlichen Ideen verwachsen war, ganz zu beseitigen, doch sollte die kaiserliche Gewalt gleich jeder andern Macht eine von Rom abhängige, von dem Nachfolger Petri lediglich delegirte werden; und schien nicht ihre Selbständigkeit nun in Canossa für alle Zeiten gebrochen?

Aber es schien nur so. Bald mußte Gregor erfahren, daß mit jenem Bußact, zu dem sich der junge König im Augenblick höchster Bedrängniß verstanden hatte, die Widerstandskraft desselben und des deutschen Kaiserthums keineswegs erschöpft war. Mit Gewalt raffte sich Heinrich aus der Tiefe des Elends auf und schlug an das Schwert, seine letzte Hoffnung. So wenig ihm sonst das Glück hold war, in den Waffen wußte er dasselbe zu fesseln. Der Papst mußte erleben, wie seine Bundesgenossen in Deutschland und Italien zu Paaren getrieben wurden, wie der König dann ohne Aufenthalt gegen ihn selbst vordrang. Der Kampf, den Rom hatte vermeiden wollen, entbrannte nun in der schreckendsten Gestalt; mit einer Hartnäckigkeit ohne Gleichen wurde er geführt, so daß die ihn begannen, das Ende nicht sahen. Es handelte sich bei ihm nicht allein um Priesterehe oder Simonie oder Laieninvestitur, sondern um die höchste Gewalt im Abendlande, um die ganze weitere Entwickelung des europäischen Lebens.

Nur das Bewußtsein einer gerechten Sache und einer unausweichlichen Nothwendigkeit konnte den König zu diesem Kampf ermuthigen. Denn wie hätten ihn nicht die Erfahrungen seines bisherigen Regiments auf das Tiefste beugen sollen? Und schien nicht der Kampf, wenn er seine Mittel überschlug, der ungleichste von der Welt? Wohl waren die Ansprüche des deutschen Königsthum die alten, aber die Macht-

stellung desselben hatte sich in den beiden letzten Jahrzehnten erheblich gemindert.

Wir wissen, wie vollständig der Abfall der Großen des Reiches war, wie die Treue jetzt Schmach statt Ehre brachte; wenige Wochen nach dem Tage von Canossa wurde Heinrich trotz seiner Absolution von den deutschen Fürsten entsetzt, die einen andern König wählten. Das Werk der Treulosigkeit vollendete sich und mußte sich wohl vollenden. Schon oft waren unsere Könige mit den Fürsten in die erbittertsten Streitigkeiten gerathen, und der Verrath gegen die Krone war in unserer Geschichte wahrlich keine neue Erscheinung. Aber unerhört war, daß der Eidbruch mit der Autorität des Papstes gerechtfertigt wurde und daß der Aufstand sich zum Ziel setzte, mit deutscher Fürstenmacht zugleich die beanspruchten Rechte des römischen Pontifex zur Geltung zu bringen. Und auch das hatte man zuvor nicht erlebt, daß der deutsche Episkopat in der Mehrzahl dem Throne den Rücken wandte. So lange hatte das Königthum in den deutschen Bischöfen die kräftigste Stütze gegen die weltlichen Fürsten gesucht und gefunden; diese Stütze brach nun zusammen, und keine andere war zu ihrem Ersatze bereit.

Die deutsche Geistlichkeit war bisher nicht sonderlich dem Romanismus ergeben gewesen; jetzt machte er bei ihr und namentlich in dem Mönchsstande reißende Fortschritte. Wiederum waren Klostergründungen an der Zeit, doch waren die neuen Stiftungen ebenso papistisch in ihrer Grundlage, wie die früheren mit der Geschichte des Königthums in enger Verbindung standen. Auch in der Literatur macht sich die veränderte Richtung der Geistlichkeit bemerkbar genug. Nachdem die literarische Produktion lange sich in den engen altgewohnten Geleisen bewegt, schlägt sie nun weitere Bahnen ein. Die Chronik gewinnt Wärme und Leben, der theologische Tractat wirft sich auf die großen kirchlichen Fragen des Augenblicks; jedes Buch verräth, daß es mitten in einer großen Bewegung der Geister entstanden ist. Aber fast Alles, was in den letzten und in den nächstfolgenden Jahren geschrieben, zeigt wenig Anhänglichkeit an das Königthum, das Meiste eine entschiedene Abneigung. Adam von Bremen steht noch in der alten Zeit, und königlicher, als in seinem Domstift, war man nirgends, aber Vorliebe für den königlichen Hof wird man ihm nicht nachsagen können. Der Altaicher Annalist lebt ganz in den Erinnerungen der alten Kaisermacht, er ist der giftigste Widersacher Ottos von Nordheim, des Un-

terdrückers seines Klosters, und doch deckt auch er rücksichtslos die Mißstände des Regiments auf. Unverhohlen tritt der Ingrimm gegen die Gewaltthaten Heinrichs in Lambert von Hersfeld hervor, und doch war sein Kloster eins von denen, wo man am längsten königliche Gesinnung pflegte. Wie papistisch die Ansichten in den schwäbischen Klöstern waren, zeigen Berthold von Reichenau und Bernold von Konstanz; Beide knüpften ihre Annalen an das Werk Hermanns von Reichenau, doch ist der Geist ihrer Arbeit ein völlig anderer.

In den Bürgerschaften der rheinischen Städte, auch hier und da in der Ritterschaft, namentlich in Baiern, war man dem Könige hold; doch im Ganzen und Großen stand die deutsche Nation ihm nicht zur Seite, und auf willige Opfer von Seiten derselben hatte er kaum zu rechnen. Noch weniger durfte er auf Unterstützung zählen bei den unterworfenen Völkern, wenn man von solchen noch sprechen konnte. Denn mit dem Wachsen der inneren Zerwürfnisse war der Einfluß des deutschen Reiches auf die Nachbarstaaten fast völlig geschwunden; der Principat desselben bestand in der Erinnerung seiner glänzenden Zeiten dem Namen nach fort, eine wirksame Bedeutung besaß er damals nirgends. So gebietend die Stellung des durch eine starke Regierungsgewalt geeinten Deutschlands gewesen war, verrieth sich doch die innere Lähmung der zusammenhaltenden Kraft sogleich überall in den äußeren Verhältnissen. Das uneinige Deutschland war gegen seine Nachbarn so ohnmächtig, wie es immer im Widerstreit der Parteien gewesen ist und sein wird.

Die Vorfahren des Königs hatten dem Reiche besonders einen überlegenen Einfluß im Osten durch die Abhängigkeit der Herrscher von Ungarn und Polen zu sichern gewußt; was sie da erreicht hatten, war inzwischen untergegangen. Man weiß, wie Heinrichs Schwager König Salomo aus Ungarn mit polnischem Beistand vertrieben wurde, wie sich Geisa die freie Krone der Magyaren aufs Haupt setzen ließ. Vergebens suchte Salomo sie ihm mit deutscher Unterstützung zu bestreiten und die Rückkehr in sein Reich zu gewinnen. Am Weihnachtsfest 1076 ließ sich auch Boleslaw von Polen in Gegenwart von fünfzehn Bischöfen als König krönen; wie überall, wandelte er auch hier in den Bahnen Boleslaw Chabrys. Mit Recht sahen die deutschen Fürsten in dem Unterfangen des Polen eine Schmach für ihr Reich, dessen tributpflichtiger Vassall derselbe einst gewesen war; sie warfen sich ein=

ander vor, daß ihre Streitigkeiten die Ehre der deutschen Nation beeinträchtigten. Die Erkenntniß kam ihnen zu spät; noch wenige Jahre zuvor hatte sie der König zu einer großen Heerfahrt gegen Polen aufgerufen, aber sie hatten dieselbe zu vereiteln gewußt. Dem ehrgeizigen Polenfürsten gegenüber blieb Heinrich kein anderer Rückhalt, als der Böhmenherzog, der einzige verläßliche Bundesgenosse der Deutschen im Osten und doch die verhaßteste Person bei den deutschen Herren.

Wie der polnische Einfluß damals die östlichen Reiche beherrschte, zeigten die russischen Thronstreitigkeiten nach des Großfürsten Jaroslaw Tode. Das Reich war unter seine Söhne getheilt worden, von denen der älteste, Isäslaw, der Kiew zum Sitz erhielt, eine Oberherrschaft über die Brüder führen sollte, jedoch bald mit ihnen zerfiel. Aus dem Reiche vertrieben, wurde er durch den Polenherzog, seinen Schwestersohn, hergestellt, fand aber, nach nicht langer Zeit abermals verjagt, nicht nur bei diesem kein Gehör weiter, sondern sogar Mißachtung schlimmster Art. Hülfeflehend wandte er sich nun an König Heinrich (1075), und dieser sandte eine Botschaft unter dem Dompropst Burchard von Trier nach Kiew, wo damals Isäslaws Bruder Swätoslaw herrschte*). Aber die Gesandtschaft des Königs richtete Nichts aus; ebenso wenig brachte es Isäslaw Gewinn, daß er seinen Sohn nach Rom schickte, um das Reich Ruriks vom Papste zu Lehen zu nehmen. Swätoslaw blieb Herr in Kiew, weil es Boleslaw so wollte; erst nach Swätoslaws Tode kehrte Isäslaw zurück, und jetzt abermals durch polnische Unterstützung (1077).

Auch im Norden war die Achtung vor dem deutschen Namen im Schwinden. Einen bedeutenden Einfluß hatten dort lange unsere Kaiser durch das Erzbisthum Hamburg-Bremen geübt; jetzt aber lag Hamburg in Schutt und Asche, und mit der alten Herrlichkeit des nordischen Patriarchats ging es auf die Neige. Es war hohe Zeit, daß sich Meister Adam daran machte, mindestens die Erinnerung an dieselbe durch sein berühmtes Buch der Nation zu erhalten. Der alte Svend Estrithson galt als ein Freund des fränkischen Königshauses, Gleiches ließ sich von seinen Söhnen nicht rühmen. Als sie nach dem Tode des Vaters (1076) in Streitigkeiten geriethen, trat nicht König Heinrich, sondern

*) Als Swätoslaw dem deutschen Gesandten seine Schätze zeigte, sagte dieser: „Das Alles ist todt und dient zu Nichts; besser sind Ritter, denn sie werden dir auch noch Größeres gewinnen." So erzählt der russische Chronist Nestor.

der Papst als Vermittler ein und wandte sich an den Norwegerkönig, um einer Zersplitterung des Dänenreichs, die nicht ohne Gefahr für den Bestand der christlichen Kirche war, vorzubeugen. Seit Erzbischof Liemar im Banne stand, entwöhnten sich die scandinavischen Bischöfe, die Weihen in Bremen zu suchen, und noch vor Ablauf eines Menschenalters erhielt der Norden seine eigene Metropole in Lund.

Schwand das Ansehen des deutschen Reiches bei jenen noch halbbarbarischen Völkern, so erstarb dasselbe vollends bei den entwickelteren Nationen im Westen und Süden, zumal überdies, während die Entwickelung der germanischen Elemente in Stillstand gerieth, das Leben der Romanen einen bemerkenswerthen Aufschwung gewann. Mit dem Ruhme seiner Waffenthaten erfüllte jenes halbschlächtige Mischvolk der Normannen, welches durch französische Sprache und Sitte seine nordische Abkunft in Vergessenheit gebracht hatte, damals die weite Welt. Im ganzen Westen Europas gab es keinen gefürchteteren Namen, als den Wilhelms des Eroberers; an allen Gestaden des mittelländischen Meeres erzählte man von Robert Guiscard und seinen Rittern. Wer, wie Amatus von Monte Cassino, das Glück der Normannen auf dem Felde von Hastings, vor den Thoren von Barbastro und Palermo, auf den Bergen Sklavoniens und den Hochebenen Armeniens übersah, mußte wohl zu der Meinung kommen, daß Gott dieses Volk zu besonderen Dingen ersehen habe. Aber es waren nicht die Normannen allein, welche die romanische Ritterlichkeit zu Ehren brachten; neben der Eroberung Siciliens ging die Ausbreitung der christlichen Reiche in Spanien, gingen die Seekämpfe der Pisaner gegen die arabischen Flotten. Und nicht nur in kriegerischer Tüchtigkeit schritten die Romanen voran, auch das geistige Leben entfaltete bei ihnen frische und kräftige Triebe. Berengars Streitigkeiten gaben den philosophischen und theologischen Studien in den französischen Schulen neues Leben; Medicin und Jurisprudenz fingen an in Italien mit Eifer gepflegt zu werden.

Früher ist darauf hingewiesen worden, wie die normannische Eroberung Englands das Uebergewicht der Romanen im westlichen Europa feststellte; zu derselben Zeit geschah es, daß sich Italien dem deutschen Einfluß fast völlig entzog. Wie lange hatten sich unsere Kaiser den Süden der Halbinsel zu gewinnen bemüht: das Schicksal desselben wurde jetzt für lange Zeit entschieden, und es geschah nicht zu Gunsten der deutschen Macht. Mit der Eroberung Salernos, welches nach sieben=

monatlicher Belagerung am 13. December 1076 in Herzog Roberts Hände fiel, waren die Normannen hier völlig Herr geworden, und die schwächliche Selbständigkeit, welche Neapel und Benevent noch fristeten, kam kaum in Betracht. Wir wissen, wie wenig Robert Guiscard und Richard von Capua eine Abhängigkeit vom deutschen König anzuerkennen geneigt waren, wie sich auch der Papst als ein völlig selbständiger Herr ansah; schon verfügte er über das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino, als ob diese Länder sein Eigenthum wären. Und was galt sonst die königliche Autorität jenseits der Alpen? Bereits ging Mathilde, die Alles, was sie war, nur durch Gottes Gnade sein wollte, mit dem Gedanken um, ihren großen Besitz dem heiligen Petrus zu vermachen. Die lombardischen Bischöfe mit ihrem adeligen Anhang erschienen allerdings zeitweise als die eifrigsten Partisane des deutschen Königthums, aber doch nur, weil sie dasselbe als Schild gegen Rom und die Pataria brauchten. Als sie den König mit dem Papst im Einverständniß glaubten, fehlte wenig daran, daß sie ihm absagten und seinem dreijährigen Sohne Italiens Krone aufsetzten. Und nicht anders war es in den Bürgerschaften der lombardischen Städte. Nach den Tagen von Canossa zogen sie Heinrich nicht mehr mit Fackeln in festlichen Aufzügen entgegen, wie einst seinen Vorgängern; sie öffneten ihm nicht einmal ihre Thore, sondern wiesen ihm in den Vorstädten Wohnung an. Mit Riesenschritten schien Italien der Selbständigkeit entgegenzueilen.

Eine mächtigere Erhebung des Romanismus zeigte sich aller Orten; und jene hierarchischen Tendenzen, welche das Papstthum aufnahm, wurzelten nicht auch sie zum größten Theil in dem Ideenkreis der romanischen Völker? Es war ein großer gemeinsamer Zug in der ganzen Entwickelung, der unbehindert seiner Richtung folgend nicht allein die Herrschaft unserer Könige, sondern auch jede freie Entwickelung des deutschen Lebens gefährdet hätte. Nicht länger war zu säumen, wenn nicht das deutsche Reich und die deutsche Nation von der forteilenden Bewegung der Zeit überholt und niedergeworfen werden sollten. Es war ein Glück, daß Heinrich noch zur rechten Stunde die Erinnerungen des deutschen Kaiserthums erweckte: dadurch rettete er Deutschland und Europa von der Gefahr, mit der sie römischer Absolutismus aufs Neue bedrohte.

Siebentes Buch.

Heinrichs IV. Kämpfe um die Erhaltung des Kaiserthums 1077 — 1106.

1.

Spaltung des Reichs.

Die Stellung der Parteien.

Der Gedanke der Kirchenreform, lange von den deutschen Kaisern begünstigt, aber nie von ihnen in seiner Consequenz durchgeführt, war von dem römischen Bisthum in dem günstigsten Zeitpunkte aufgenommen worden. Nicht im Einverständniß mit dem Kaiserthum, sondern jetzt im Widerspruch gegen dasselbe hatte das reformirte Papstthum die welterschütternden Lehren von der Ehelosigkeit des Klerus und der freien Wahl zu den geistlichen Aemtern verkündigt und selbst mit den Waffen vertheidigt: es hatte zugleich den Vorrang der geistlichen vor den weltlichen Gewalten in einer Weise in Anspruch genommen, wie es nie zuvor geschehen war. Die Kirchenreform nahm damit eine politische, dem Kaiserthum feindliche Richtung, und alsbald schlossen sich alle demselben widerstrebenden Gewalten ihr an. Eine große Revolution begann im Abendlande, welche sich im Wesentlichen auf die Befreiung vom Druck der kaiserlichen Uebermacht in den geistlichen und weltlichen Verhältnissen richtete, eine Emancipation der römischen Kirche, des deutschen Fürstenthums, der beherrschten Nationen in Aussicht stellte. Die Bewegung wuchs mit jedem Tage, und an ihrer Spitze stand nun der römische Bischof.

Gregor VII. war ganz der Mann, um diese Revolution, die er zum großen Theil selbst hervorgerufen, im Fortgang zu erhalten. Auch hatte es ihm und seiner Sache, die er für Gottes Sache hielt, nicht an glänzenden Erfolgen gefehlt. Nichts Geringeres konnte er zu erreichen hoffen, als die Erhebung des Stuhls Petri über den Kaiserthron, der Kirche über den Staat, den Sieg eines Systems, welches das Papstthum zum Ausgangspunkt und Mittelpunkt jeder geistlichen und weltlichen Gewalt auf Erden machte. Schon sah er in Canossa das deutsche Königthum

gedemüthigt zu seinen Füßen, und nur von ihm schien abzuhängen, ob das Kaiserthum noch den Nachfolgern Ottos des Großen verbleiben und unter welchen Bedingungen es fortbestehen solle.

Man begreift, daß es so weit kommen konnte, obwohl erst zwei Jahrzehnte seit der glanzvollen Regierung Heinrichs III. vergangen waren. Mochte das deutsche Kaiserthum die Tradition der Jahrhunderte für sich haben: nur Geist und Kraft, nicht die verdämmernden Schatten früherer Herrlichkeit halten eine Welt zusammen. Alles, was der Stütze bedarf, wendet sich nach seiner Natur der Stärke zu, und am deutschen Hofe sah das Abendland seit dem Abscheiden des letzten Kaisers nur Unsicherheit und Willkür, während im Reiche selbst mehr als ein Mal der innere Krieg entbrannte. So löste sich das Band, welches die deutsche Herrschaft um die Christenheit des Occidents geschlungen hatte, und mit einer gewissen Nothwendigkeit sahen sich die Völker nach einer anderen sie zusammenhaltenden Macht um. Ihre Blicke konnten sich da nur auf das Papstthum richten, welches allein neben dem Kaiserthum eine universelle Stellung besaß, und schon war Rom mehr als bereit jede dargebotene Huldigung anzunehmen. Die geistigen und materiellen Kräfte, welche vordem dem Kaiserthume gedient hatten, wandten sich mehr und mehr dem Stuhle Petri zu, und Gregor wußte sie klug zu benutzen, um die Erben der kaiserlichen Gewalt zu dem beschämenden Geständniß seiner Schwäche zu zwingen.

Weil das Kaiserthum in innerer Auflösung begriffen schien, hatten sich die Anfänge einer neuen Weltordnung begründen lassen, doch über Anfänge war man bisher kaum hinausgekommen. Denn was Jahrhunderte schaffen, pflegt ein Menschenalter nicht zu vernichten. Noch wurzelte der Bestand der Dinge wesentlich in der Vorstellung, daß das Kaiserthum die höchste, von Gott selbst verordnete Macht auf Erden, die Quelle jeder anderen obrigkeitlichen Gewalt sei; der Makel freventlicher Usurpation war daher noch keineswegs von denen genommen, die sich gegen das Kaiserthum erhoben. Nicht Wenige gab es noch immer, namentlich im deutschen Volke, welche Kaisergebot über den Bannspruch des Papstes stellten, und weitverbreitet war die Meinung, daß selbst der Papst nicht die Eide, die man dem Kaiser geschworen, zu lösen vermöge. Die Versuche, diesseits der Alpen eine papistische Partei unter den niederen Volksklassen zu begründen, hatten bisher noch keinen entscheidenden Erfolg gehabt.

Auch verhehlten sich die Gegner der alten Ordnung nicht, wie wenig gesichert bisher ihre Macht sei, welche Gefahr ihnen drohe, wenn sich der Erbe des kaiserlichen Namens aufraffen sollte, um Alles, was Interesse oder Ueberzeugung an ihn wies, um sich zu sammeln und mit Entschlossenheit sein ererbtes Recht zu vertheidigen. Welche Demüthigungen der junge Heinrich erfahren hatte, man zweifelte, ob sein Muth vollends gebrochen sei. Man wußte, daß er beherzt, klug und herrschlustig war, und ein langes Leben schien vor ihm zu liegen. War er der würdige Sproß seines Stammes, so verhieß dieses Leben noch Kämpfe im Uebermaß um die ihm bestrittene Gewalt seiner Väter. Der Enthusiasmus, welchen die Ahnung einer neuen Freiheit zu erregen pflegt und welcher die Anhänger zukünftiger Ideen selbst über die augenfälligsten Hemmnisse gemeinhin verblendet, fehlte auch damals den Gegnern des Kaiserthums nicht, ja er steigerte sich vielfach zum äußersten Fanatismus; so hoffnungsreich war aber kaum Einer, daß er nicht den Sohn Heinrichs III. gefürchtet, ja Alles von ihm für eine Sache gefürchtet hätte, die sonst einen ernstlichen Widerstand auf die Dauer kaum zu erwarten hatte.

Nicht daß es dieser Sache auch an anderen Feinden gefehlt hätte; es gab deren zahlreiche und höchlich erbitterte, offene und geheime. Die Kirchenreform, sobald sie von Rom aus angegriffen war, hatte, wie wir wissen, in den Städten der Lombardei einen blutigen Parteikampf hervorgerufen, und die päpstliche Partei war in demselben bisher nicht Sieger geblieben; die lombardischen Bischöfe und der ihnen anhängende städtische Adel wütheten gegen Gregor und die ihm anhängenden Patarener. Auch der römische Adel, in der Herrschaft über die Stadt beschränkt, schien nur die Gelegenheit zu erwarten, um die Waffen gegen den Papst zu ergreifen. In Deutschland waren die Gegner der Reform für den Augenblick zwar zum Schweigen gebracht, aber die Opposition war deshalb nicht erstorben. Jene zahllose Schaar niederer Kleriker, welche an ihren Weibern und ihren erkauften Aemtern hingen, nährten den Unwillen gegen den Papst unter sich und in den unteren Klassen des Volks. Die deutschen Bischöfe hatten sich allerdings insgesammt wieder dem Papste unterworfen, aber Viele von ihnen waren doch vorher gegen Gregor mit großer Entschiedenheit aufgetreten, und nichts war wahrscheinlicher, als daß sie mit einem Glückswechsel abermals ihre

Stellung verändern würden. Schon machte sich fühlbar, daß auch die päpstliche Herrschaft mit großen Ansprüchen hervortrat, und Besorgnisse wegen dieser Ansprüche regten sich hier und dort, vielleicht am stärksten im deutschen Episkopat. So mächtig die Zeitströmung war, Alles war nicht von ihr fortgerissen.

Aber die Gegner der neuen Ordnung hatten doch keinen anderen Namen, in dem sie etwas vermochten, als den Heinrichs IV., des Kaisers der Zukunft. Deshalb hatten sie, obschon von dem deutschen Hofe vielfach getäuscht, sich immer wieder auf seine Rechtsansprüche gestützt. Ihr offener oder geheimer Widerstand mußte jedoch endlich erlahmen, wenn sich der König nicht muthig erhob und einmal wieder das Banner des Reiches mit kräftiger Hand aufrichtete. Aber sobald sich Heinrich dazu entschloß und mit sicherem Schritte als der Erbe seiner Väter hervortrat, konnte ihm ein zahlreicher Anhang nicht fehlen. Große Erwartungen knüpften sich an seinen Namen; wie die Anhänger der Reform Alles von ihm fürchteten, so hatten die Gegner derselben Alles von ihm und nur von ihm zu hoffen. Ob sie ihn liebten oder nicht, sie mußten zu ihm, als dem Erben der Kaiserkrone, halten. Mochte er einmal und noch einmal zum Fall kommen, man hoffte, daß er von dem Fall erstehen und die Rechte seiner Vorfahren durchkämpfen werde. Mit demselben Glauben, mit dem man auf der anderen Seite an der neuen Zeit hing, klammerte man sich hier an die Vergangenheit.

Schon erschütterte der Conflict zwischen Kaiserthum und Papstthum, zwischen Kirche und Reich die Welt. Diesseits und jenseits der Alpen war es zu unerhörten Auftritten gekommen: der König mit seinen Bischöfen hatte dem Papst, der Papst und die deutschen Fürsten hatten dem König die Herrschaft abgesprochen. Der Gegensatz in seiner ganzen Schroffheit lag offen vor Augen. Aber noch hatten König und Papst nicht selbst gegen einander die Waffen ergriffen, und doch schien nur ein allgemeiner Kampf, in welchen alle weltbewegenden Kräfte eintraten, die Wirren der Zeit lösen, die neue Ordnung der Dinge sichern zu können. Freilich drohte dieser Kampf den Frieden der Christenheit auf ungewisse Zeiten zu stören, über die ganze Weite des Abendlands seine Schrecken zu verbreiten und furchtbarer zu werden, als je einer ausgestritten. Kein Wunder daher, daß gerade diejenigen, die ihn am leichtesten entfesseln konnten und die zugleich am meisten bei ihm zu gewinnen oder zu verlieren hatten, vor ihm zurückbebten. Gregor, so

siegesgewiß er sonst schien, scheute sich doch den Kampfesruf gegen Heinrich zu erheben und ein Glaubensheer gegen ihn zu führen; kein Mittel der Politik ließ er unversucht, um sich den König zu unterwerfen, ehe er sich die Welt in die Waffen zu rufen entschloß. Und selbst der junge heißblütige Fürst auf dem deutschen Throne hielt sein Schwert, welches er ohne Zaudern gegen andere Feinde gerichtet hatte, gewaltsam in der Scheide, als ihn die Lombarden es gegen den Papst zu brauchen mahnten.

Wie lange und wie oft war zwischen Gregor und Heinrich schon verhandelt! Selbst als es bereits zum Aeußersten gekommen war und der Bruch zwischen ihnen unheilbar schien, selbst da haben sie noch einmal an eine friedliche Ausgleichung der Gegensätze, welche die Zeit verwirrten, zu denken gewagt. Die Verabredungen zu Canossa sollten der Welt den Frieden sichern, ein gütliches Abkommen zwischen dem Papste, dem Könige, den deutschen Fürsten und lombardischen Bischöfen ermöglichen. Die Erniedrigung Heinrichs erregte dem Papste die Hoffnung, die großen Angelegenheiten noch in seinem Sinne friedlich ordnen zu können, und in der That schien für Heinrich jetzt ein nachhaltiger Widerstand kaum mehr möglich. Aber bald zeigte sich doch, daß die Gegensätze mächtiger waren, als die Personen, die Parteien hitziger als ihre Führer, daß sich der Zwiespalt der Zeit nicht durch gütliche Mittel heben ließ. Gerade die Vorgänge in Canossa führten zum Ausbruch des lange gefürchteten Kampfes.

Niemand wird glauben, daß Heinrich zerknirschten Herzens im Büßergewande vor Canossa stand; gewiß haßte er den Mönch, der ihm die Burgthore verschloß, nur tiefer, als je zuvor. Aber Heinrichs Unterwerfung war deshalb doch kein leeres Spiel. Ernstlich lag ihm daran, den Bund des Papstes mit den deutschen Fürsten zu lösen und die Autorität des Stuhls Petri wo möglich gegen diese zu wenden; er wollte, wie er es schon früher mit Glück versucht hatte, auch jetzt seine Widersacher von einander trennen. Er konnte den Papst nur gewinnen, wenn er sich vom Bann löste, Roms Autorität nur gegen die Fürsten benutzen, wenn er ihm die verlangten Zusicherungen gab und hielt, wenn er zugleich jede Verbindung mit den alten Gegnern der Reform vorläufig abbrach. So ertrug er das Widerwärtige, ja selbst Schmachvolle, weil er im Augenblicke keine andere Möglichkeit sah, seine Gewalt

in Deutschland herzustellen. Aber er that es in der Hoffnung, daß er sich dadurch die Krone erhalten hätte, daß der Papst selbst ihm zur Befestigung seiner Macht in Deutschland die Hand bieten würde. Und in der That hatte ihm dieser in Canossa die bestimmte Zusage ertheilt, sich nach Kräften der königlichen Sache gegen die Fürsten anzunehmen. Alles mußte Heinrich wünschenswerth machen, Gregor in versöhnlicher Stimmung zu erhalten; man kann kaum an seiner Absicht zweifeln, daß er Alles treulich erfüllen wollte, was er dem Papste beim Abschiede versprochen hatte.

Aber ein Verhalten, wie es sich der König vorgezeichnet hatte, war schwer zu behaupten; stand er doch in der Lombardei auf dem Boden, welchen die kirchlichen Parteien am meisten durchwühlt hatten, wo die Streitfragen über Priesterehe, Kirchenkauf, Investitur längst das ganze Leben beherrschten, wo der Papst seine eifrigsten Anhänger und zugleich seine erbittertsten Feinde zählte, wo sich die Letzteren bisher eng an das deutsche Königthum angeschlossen hatten. Wenn sich Heinrich jetzt von den excommunicirten Bischöfen Lombardiens trennte, lief er Gefahr, den Anhang zu verlieren, auf den er bisher am sichersten rechnen konnte; er mußte den Verlust Italiens besorgen, ehe er Deutschland wiedergewonnen. Man hatte sich zu Canossa der Hoffnung hingegeben, die excommunicirten Bischöfe beschwichtigen und zum Gehorsam gegen Rom zurückführen zu können. Gregor unterließ Nichts, um ihnen die Rückkehr zu erleichtern. Er sandte sofort den Bischof Ebbo von Naumburg an die zu Reggio versammelten Bischöfe; dieser vertraute Rath des Königs war selbst so eben erst vom Bann gelöst und konnte die Milde des Papstes, die er erfahren, seinen Amtsbrüdern empfehlen. Aber ein furchtbarer Sturm des Unwillens brach gegen ihn, gegen den Papst und den eigennützigen König los, der sich selbst im sicheren Hafen geborgen hatte, während er die Seinen dem stürmischen Meere preisgab. Die Lombarden wollten sich dem Papste nicht bedingungslos unterwerfen und standen auf dem Punkt einem Könige abzusagen, der sie gleichsam mit gebundenen Händen ihrem erbitterten Widersacher überlieferte. Die ausschweifendsten Gedanken ergriffen sie; sie dachten daran, sich des Knaben Konrad, des Sohnes des Königs, zu bemächtigen, ihm die lombardische Krone aufzusetzen und ihn dann sofort zur Kaiserkrönung nach Rom zu geleiten, wo er alle Amtshandlungen Hildebrands aufheben, ihn entsetzen und einen neuen Papst aufwerfen sollte. Augenscheinlich waren

die Lombarden in grenzenloser Aufregung, und Heinrich mußte mit Vorsicht auftreten, um sich nicht diejenigen, die ihn noch vor Kurzem jubelnd empfangen hatten, zu unversöhnlichen Feinden zu machen.

Nachdem einige Fürsten*), die er vorausgesandt, sein Verfahren mit dem Drange der Umstände entschuldigt und die Gemüther einigermaßen beschwichtigt hatten, kam Heinrich selbst nach Reggio. Als er nun hier mit königlicher Autorität auftrat, Rechtsfragen entschied, die ihm vorgelegt wurden, Männer seines Vertrauens in die lombardischen Städte sandte, um Gericht zu halten und die rückständigen Gefälle der Krone einzutreiben, begegnete er nur finsteren Mienen und widerwilligen Gemüthern. Noch einmal machte er einen Versuch, eine Aussöhnung der lombardischen Bischöfe mit Rom herbeizuführen; noch einmal soll er deshalb mit dem Papst und Mathilde in Bianello in den ersten Tagen des Februar eine persönliche Zusammenkunft gehabt haben. Es wird berichtet, daß man eine Tagfahrt in Mantua verabredet habe, zu der sich der Papst selbst begeben wollte. Aber Gregor wagte sich nicht unter die „lombardischen Stiere", und auch die Lombarden hegten gegen die Absichten des Papstes und des Königs das größte Mißtrauen. Schon suchten Viele das Weite. Um den König wurde es immer stiller. Als er von Reggio aufbrach, begleitete ihn nur ein geringes Gefolge; es bestand aus seinen alten Räthen, die sich vom Bann gelöst hatten, und einigen Lombarden. Der Zug hatte weder ein stattliches Ansehen, noch fand er in den Städten eine würdige Aufnahme. Die gewohnten Empfangsfeierlichkeiten unterblieben, die Hofdienste wurden spärlich geleistet, meist mußte man in den Vorstädten übernachten.

Nichts erschwerte die Stellung des Königs mehr, als daß inzwischen auch der innere Krieg in den lombardischen Städten aufs Neue ausgebrochen war. Die Vorgänge in Canossa belebten den Muth der Patarener, namentlich in Mailand. Kaum hörte man hier von dem Triumphe des Papstes, so schickte man Boten an ihn, bezeugte ihm Reue über die geschehenen Dinge und gelobte Unterwerfung. Unter den Boten waren Mitglieder des Mailänder Klerus, die der Pataria bisher fern gestanden hatten, wie der Geschichtsschreiber Arnulf. Der Papst sandte sogleich zwei ihm sehr vertraute Männer nach Mailand, die Bischöfe Gerald

*) Es waren wohl Heinrichs Schwager Amadeus und der Markgraf Azzo von Este.

von Ostia und Anselm von Lucca. Mit Jubel wurden sie in der Stadt aufgenommen, predigten dort drei Tage unter gewaltigem Zulauf, ermuthigten die Getreuen und nahmen die Reuigen wieder in den Schooß der Kirche auf. Eine vollständige Gesinnungsänderung schien in der Stadt erfolgt. Der vom König eingesetzte Erzbischof Thedald verlor alle Macht; ein Versuch, der Pataria noch einmal mit Gewalt entgegenzutreten, mißlang. Im Bewußtsein großer Erfolge verließen die päpstlichen Legaten Mailand, um in Pavia und in anderen lombardischen Städten in ähnlicher Weise zu wirken. Auch hier stärkten sie die Patarener und belebten ihren Widerstand gegen die Bischöfe, bis Bischof Dionysius von Piacenza der Thätigkeit der Legaten ein schnelles Ende bereitete. Als sie sich seiner Stadt näherten, ließ er sie überfallen und festhalten. Anselm, ein Lombarde, wurde sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt, Gerald aber, der deutsche Cardinal, auf eine Burg des Dionysius geschleppt und dort in sicheren Gewahrsam gebracht. Der Kampf der Pataria mit den lombardischen Bischöfen stand, wie man sieht, wieder in lichten Flammen: konnte der König sich in demselben parteilos halten, ohne sich seine treusten Anhänger ganz zu entfremden?

Wenige Tage nach Geralds Mißgeschick, etwa in der Mitte des Februar 1077, kam der König nach Piacenza. Er war Willens nach Mailand oder Pavia weiter zu ziehen, um sich die eiserne Krone auf das Haupt setzen zu lassen. Es erregte ihm indessen Bedenken, sie von einem excommunicirten Bischof ohne besondere Erlaubniß des Papstes zu empfangen; er bat deshalb Gregor entweder den Erzbischof von Mailand oder den Bischof von Pavia oder auch einen anderen Bischof zur Krönung zu ermächtigen. Die Bitte konnte nicht wohl gewährt werden, und Gregor schlug sie um so entschiedener ab, als er in der Gefangennehmung seines Legaten bereits einen offenen Bruch der Versprechungen sah, die ihm Heinrich zu Canossa geleistet. Dringend verlangte er dagegen die Freigebung des Cardinal-Bischofs, mit dem, wie er sagte, der heilige Petrus selbst in Bande gelegt sei. Auch die Kaiserin Agnes, die Rom verlassen und ihren Sohn zu Piacenza erreicht hatte, sparte keine Bitte, um ihren Sohn zu einem glänzenden Beweis des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl zu vermögen. Aber Heinrich that nichts für den gefangenen Cardinal; er wußte, daß jeder Schritt für die Freigebung desselben den vollständigen Bruch mit den Bischöfen Lombardiens

zur Folge haben mußte*). Er stand vorläufig von der Krönung ab, setzte aber die Reise nach Pavia fort.

Mit jedem Tage wuchs fortan das Mißtrauen zwischen dem König und dem Papste, aber in demselben Maße fühlten sich die lombardischen Bischöfe mehr zu Heinrich hingezogen. Zahlreicher kamen sie jetzt an den Hof, williger leisteten sie dem Könige Dienste. Um ihn sammelten sich bereits in Pavia alle Elemente, die in Italien bisher dem Papstthum feindlich entgegengetreten waren; selbst ein Cencius hoffte nun bei Heinrich Unterstützung und Lohn zu finden. Es war diesem schlimmen Gesellen gelungen, bei einem Ueberfall Roms den Bischof Rainald von Como, den vertrauten Freund Gregors und der Kaiserin, in der Nähe der Petruskirche aufzugreifen, und er führte seinen einflußreichen Gefangenen jetzt dem Könige zu. Aber er fand bei Heinrich nicht die erwartete Aufnahme; erst auf sein wiederholtes Ansuchen wurde ihm Aussicht eröffnet, den König zu sprechen, und ehe er noch dies erreicht hatte, raffte ein jäher Tod ihn dahin. Die lombardischen Bischöfe bereiteten dem verruchten Menschen in Pavia ein feierliches Leichenbegängniß; denn in ihren Augen hatte er mindestens das eine Verdienst gehabt, den Papst mit tödtlichem Haß zu verfolgen. Den Bischof von Como, von dessen Gefangenschaft nichts weiter verlautet, scheint der König alsbald auf freien Fuß gesetzt zu haben.

Mochte der König auch gegen den Papst noch Rücksichten beobachten, seine ganze Umgebung mußte doch die Besorgnisse unaufhörlich steigern, welche die Gefangenschaft des Legaten erregt hatte. Schon umstanden auch Eberhard von Nellenburg, Udalrich von Godesheim, Berthold von Mörsburg und die anderen dem Papste so verhaßten Räthe des Königs wieder den Thron desselben und übten den alten Einfluß. Gregors Argwohn, daß der König alle seine Versprechungen bald in den Wind schlagen und sich offen den Feinden Roms anschließen würde, schien sich zu bestätigen. Doch auch Heinrich fehlte es nicht an Veranlassung dem Papste zu mißtrauen. Er wußte, daß die deutschen Fürsten auch nach seiner Lösung vom Bann die Absicht ihn zu entthronen nicht aufgegeben hatten und mit dem Papste verhandelten: er fürchtete mit Recht, daß der Papst bei diesen Verhandlungen noch andere Zwecke verfolgte, als die Absicht der Fürsten lediglich zu vereiteln.

*) Gerald ist erst später auf Verwendung der Kaiserin und der Markgräfin Mathilde der Haft entlassen worden.

Man kann nicht verkennen, auch der Papst war in eine schwierige Lage gerathen; die Vorgänge in Canossa hatten sein Verhältniß zu den deutschen Fürsten, im Augenblick seinen zuverlässigsten Bundesgenossen, in ähnlicher Weise getrübt, wie das Heinrichs zu den Lombarden. Wiederholentlich hatte er den deutschen Fürsten versprochen, nur gemeinschaftlich mit ihnen über Heinrichs Schicksal zu entscheiden, und nun hatte er doch unter dem Zwang der Verhältnisse ohne ihr Mitwissen durch die Lossprechung vom Bann den Beschlüssen von Oppenheim den Boden entzogen, auf dem sie ruhten; überdies hatte er sich Heinrichs Sache, so weit es sein Gewissen zuließe, zu unterstützen verpflichtet. Die Fürsten, welche jene Beschlüsse in das Leben gerufen hatten, mußten die ganze Leidenschaftlichkeit des Königs fürchten, wenn er je wieder zur Macht gelangte, und zu derselben schien ihm der Papst selbst jetzt den Weg zu bereiten. Man konnte sich nicht wundern, daß ihr Vertrauen zu Gregor zu schwinden begann, wenn sie auch den Bund mit ihm nicht sofort lösen konnten, ohne sich selbst in die größte Gefahr zu stürzen.

Gregor verhehlte sich nicht, wie seine ganze Autorität in Deutschland auf dem Spiel stehe, wenn sich die Fürsten von ihm lossagten. Deshalb erstattete er ihnen von den Vorgängen in Canossa sogleich selbst ausführlichen brieflichen Bericht. Nichts von dem wahren Verlaufe der Dinge verbarg er ihnen, gab aber zugleich deutlich genug zu verstehen, daß sie selbst hauptsächlich die Schuld des Geschehenen trügen, indem er durch das Ausbleiben des Geleits die Alpen rechtzeitig zu überschreiten verhindert gewesen sei. Zugleich sprach er ihnen Muth ein, da ja noch im Wesentlichen Alles weiterer Entscheidung vorbehalten sei und er selbst demnächst über die Alpen zu kommen gedenke; ausdrücklich forderte er sie zu einmüthigem Beharren in der Sache auf, die sie unternommen hätten. Diese Aufforderung war vieldeutig genug, und entsprach mindestens nicht dem, was der König vom Papste erwartet hatte und erwarten mußte.

Hatte schon die Nachricht, daß der König Speier verlassen, die Fürsten so verwirrt, daß sie nicht mehr an das Geleit des Papstes, nicht mehr an den Reichstag dachten, so war die erste Kunde von der Absolution Heinrichs wie ein Donnerschlag unter sie gefahren. Man verabredete endlich in Ulm zusammenzutreffen, um bestimmte Entschlüsse in so gefahrvoller Lage zu fassen. Gegen die Mitte des Februar 1077

erschienen hier der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Metz, die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold nebst einigen schwäbischen Herren. Der Winter war hart und die Straßen mit Schnee bedeckt: deshalb mochten manche Fürsten, auf die man rechnete, ausgeblieben sein. Die Sachsen konnten bei der Kürze der Zeit kaum eintreffen. Aber viele Herren fehlten auch gewiß, weil sie, seit Heinrich vom Bann gelöst war, sich auf dem betretenen Wege zu bleiben scheuten. Um so entschlossener waren alle, die sich eingefunden hatten. Um keinen Preis würden sie sich Heinrich wieder unterworfen haben; sie wollten den Widerstand gegen ihn fortsetzen, selbst wenn sie der Papst verließe. Bald genug erfuhren sie, daß sie dies nicht zu besorgen hatten. Das erwähnte Schreiben Gregors wurde bekannt und beruhigte die Gemüther um so mehr, als der Bote — es war derselbe Rapoto von Cham, der schon einmal dem Stuhle Petri in einer wichtigen Mission gedient hatte — im mündlichen Auftrage des Papstes noch besonders zu versichern hatte, daß Rom die Wünsche und Absichten der Fürsten nach Kräften unterstützen werde.

Der Brief des Papstes ermahnte zur Beharrlichkeit; dieser Mahnung bedurfte es kaum. So klein das Häuflein in Ulm war, zeigte es sich nicht nur beharrlich, sondern schritt sogar kühn zu dem folgenreichen Beschlusse vor: am 13. März solle ein großer Reichstag zu Forchheim abgehalten werden, um dort endgültig über die Zukunft des Reichs zu entscheiden. Man beschloß zu diesem Tage alle Fürsten besonders zu berufen und auch an den Papst eine Einladung mit der Bitte zu erlassen, daß er im Falle seines Ausbleibens brieflich und durch Legaten seine Meinung kundgäbe.

Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß man sich schon in Ulm darüber einigte, daß Heinrich trotz der erfolgten Absolution, weil er die zu Oppenheim gegebenen Versprechungen nicht gehalten, für abgesetzt zu halten sei; nicht einmal eine Aufforderung erließ man an ihn, sich in Forchheim zu seiner Rechtfertigung einzustellen. Nicht minder deutlich ist, daß man sich auch über die Wahl Rudolfs bereits dort verständigte. Der Schwabenherzog war es, der sofort Maßregeln ergriff, um jedes Hinderniß einer Neuwahl zu beseitigen. Nichts hatte er mehr zu fürchten, als daß sein Schwager nach Forchheim eile, um die Fürsten abermals umzustimmen. Deshalb sandte er sogleich Rapoto über die Alpen zurück; er sollte Heinrich vorstellen, daß sein Erscheinen in Deutschland

in diesem Augenblick gefahrvoll sei, wie es der königlichen Sache viel besser dienen würde, wenn er seine Mutter oder den Papst voraussende, um ihm die Wege zu bereiten. Zugleich sollte Rapoto den Papst selbst auffordern, nach Forchheim zu kommen, aber nicht ohne sicheres Geleit des Königs. Es war klar, daß Rudolf und seine Freunde über Heinrichs Krone in dessen Abwesenheit entscheiden wollten; sie luden die Personen ein, deren Zustimmung zu einer Neuwahl Gregor früher als wünschenswerth bezeichnet hatte (S. 383). Ob Rudolf wirklich nach der Gegenwart des Papstes aufrichtig verlangte, sei dahin gestellt; eher mochte er die schwache Kaiserin über die Alpen zu locken wünschen, da der ihr geschworene Eid Bedenken einflößte und er ihren Widerstand unschwer zu brechen hoffen durfte.

Es fiel Heinrich nicht schwer, die Absichten seines Schwagers zu durchschauen. So wenig Neigung er hatte, Italien zu verlassen, wo er sich jetzt als König anerkannt sah, um sich neuen Demüthigungen durch die deutschen Fürsten zu unterwerfen, so war er doch noch weniger gewillt den Papst seinen Feinden in Deutschland zuzuführen. Um Gregor von den deutschen Fürsten zu trennen, war er nach Italien gekommen und hatte die Schmach von Canossa auf sich genommen; Nichts lag ihm ferner, als dem Papste nun selbst die Mittel zu einer neuen Verständigung mit Männern zu bieten, die ihm nach der Krone trachteten.

Wie aber dachte Gregor? Er war entschlossen, wenn irgend möglich, über die Alpen zu gehen. Sofort sandte er deshalb Boten an Heinrich und verlangte sicheres Geleit. Lambert von Hersfeld erzählt, daß der Papst Heinrich aufgefordert habe, ihn selbst nach Forchheim zu begleiten, damit er dort seine Streitigkeiten mit den Fürsten entscheide, der König habe aber vorgeschützt, daß seine Anwesenheit in Italien jetzt nothwendig, auch die Frist zu kurz bemessen sei, um rechtzeitig in Forchheim einzutreffen. Hat Gregor wirklich eine solche Aufforderung gestellt, so hat er wohl auch nur eine solche Antwort erwartet, zu welcher der König durch das Abkommen von Canossa ohnehin befugt war. Sicher ist nur, daß Gregor das Geleit und die Zustimmung des Königs zu der Reise verlangte, aber eben so sicher, daß er starke Zweifel an der Gewährung seiner Forderungen hegte. Denn noch ehe seine Boten von Heinrich zurückgekehrt waren, traf er bereits seine Anordnungen für die Forchheimer Versammlung. Er sandte den Cardinaldiakon Bernhard und den gleichnamigen Abt von St. Victor in Marseille über die Alpen,

mit ihnen ein Schreiben, in welchem er abermals besonders hervorhob, daß der Augsburger Tag nur durch die Saumseligkeit der Fürsten vereitelt sei, daß er aber auch jetzt noch ihren Wünschen entsprechen wolle; er sei entschlossen, ob mit, ob wider Willen des Königs, über die Alpen zu kommen; sollten seine Feinde ihm dies unmöglich machen, so würde er doch für den Glauben der Fürsten beten, damit sie für die kirchliche Freiheit und das Wohl Deutschlands heilsame Beschlüsse faßten. Zugleich sprach er sehr bestimmt aus, daß er mit Heinrichs Verhalten, welches die schlimmsten Feinde der Kirche nur in ihrem Trotz ermuthigte, unzufrieden und die Aufrichtigkeit seiner feierlich gegebenen Versprechungen schon zweifelhaft sei.

Gregor wußte, was die Fürsten beabsichtigten, und Niemand kann behaupten, daß er ihren Absichten hindernd entgegentrat. Das Schreiben, welches die Legaten überbrachten, konnte die Entschlüsse der Fürsten nicht hemmen, und die mündlichen Aufträge der Legaten gaben ihnen noch freieren Spielraum. Denn diese waren angewiesen die Fürsten aufzufordern die Entscheidung über das Reich, wofern dies ohne Gefahr geschehen könne, bis zur Ankunft des Papstes aufzuschieben, anderenfalls sollten sie sich dem Willen der Fürsten nicht widersetzen. Gregor wollte also in erster Linie in Forchheim selbst über das deutsche Reich entscheiden; konnte er diese Stellung nicht einnehmen, so überließ er den Fürsten nach ihrem Gutdünken zu verfahren. Wollte er sich die Geneigtheit der deutschen Fürsten erhalten und den Bund mit ihnen nicht lösen, so mochte ihm kein anderer Ausweg bleiben, aber sein Verfahren entsprach nimmermehr seinen Zusagen in Canossa. Er hatte sich eben so weit von denselben entfernt, wie Heinrich von den Versprechungen, die er dem Papste gegeben.

Der Papst hatte mit der Absendung der Legaten geeilt. Erst am 1. März, am Tage nach ihrem Abgange, erschien der schwäbische Graf Manegold von Veringen vor ihm, um ihn im Namen der Ulmer Verbündeten zum Forchheimer Tag einzuladen. Der Papst erklärte aufs Neue seine Bereitwilligkeit, der Einladung zu entsprechen, und sandte noch an demselben Tage den Grafen mit dem Cardinaldiakon Gregor an den König ab, um die erwartete Antwort desselben wegen des Geleits zu beschleunigen; würde sie zusagend lauten, so sollte der Cardinal sogleich nach Deutschland eilen, um jeden entscheidenden Schritt dort bis zur Ankunft des Papstes zu verhindern, im anderen Falle aber zu ihm

zurückkehren. Der König wies die Forderung des Geleits entschieden zurück. Manegold eilte darauf nach Forchheim, der Cardinal begab sich wieder zum Papste, der nun selbst dem Reichstage beizuwohnen aufgab; er ließ dem Gange der Dinge jetzt freien Lauf.

Auffallend ist, daß auch Heinrich nichts Anderes zu thun schien, daß er nicht sofort den Anschlägen seiner Feinde in Deutschland entschlossener entgegentrat. Bei seiner sonst bewiesenen Rührigkeit hätte man erwarten sollen, daß er über die Alpen stürmen und den Forchheimer Tag sprengen würde. Die bedrohliche Lage Italiens mochte ihn abhalten, mehr aber wohl die Meinung, daß die Fürsten ohne den Papst seine Absetzung nicht wagen, daß sie jetzt nach seiner Absolution nur noch größere Besorgnisse beschleichen würden, als einst zu Tribur. Wie weit der Papst in seiner Nachgiebigkeit gegen die Fürsten gegangen war, konnte Heinrich nicht ahnen; man muß sagen, daß er dem Papste noch zu viel Vertrauen schenkte.

Wir sehen, jene Versprechungen, welche Papst und König in Canossa ausgewechselt, waren von beiden Seiten schlecht und nur auf einige Tage gehalten worden; Beide hielten sich kaum noch an dieselben gebunden. Die Hoffnungen, welche sich an die scheinbare Aussöhnung der beiden an die Spitze gestellten Parteihäupter geknüpft hatten, waren bereits hinfällig; die Parteien selbst hatten sie vereitelt, indem sie ihre besonderen Zwecke nach wie vor mit einer Hitze verfolgten, welche weder der Papst noch der König mäßigen konnte. So drohte der gefürchtete Kampf dennoch auszubrechen. Jeder Tag konnte ein Ereigniß bringen, welches alle feindlichen Elemente der Zeit in einen allgemeinen Krieg hineinriß. Viel kam darauf an, wer die Fackel anzulegen wagte, um den Weltbrand zu entzünden.

Gregor stand in steter Besorgniß, daß die Lombarden sich seiner Person bemächtigen wollten. Und hätte sich Heinrich damals von einem excommunicirten Bischof die Krone Italiens aufsetzen lassen und wäre an der Spitze der Lombarden aufgebrochen, um Gregor und die große Grafin zu fangen, wer möchte sagen, welchen Ausgang die Dinge nach einem solchen Unternehmen, welches kaum zu verwegen schien, genommen hätten? Die Lombarden bebten vor einer solchen That wahrlich nicht zurück, wohl aber Heinrich, welcher die Lage Deutschlands vor Allem ins Auge faßte. In Wahrheit nicht von ihm wurde das Ereigniß

herbeigeführt, welches den Ausbruch des Kampfs unvermeidlich machte, sondern von jenen deutschen Fürsten, welche Gregor als die Getreuen des heiligen Petrus, als die Vertheidiger der christlichen Religion zu bezeichnen pflegte. Sie unter dem Beistande päpstlicher Legaten thaten den Schritt, der Heinrich keine Wahl zwischen Kampf und Verhandlung mehr ließ. Als Gregor die letzte Botschaft mit der Forderung des Geleits an den König sandte, färbten sich, wie man erzählt, drei Finger seiner rechten Hand plötzlich bis zur Mitte mit Blut. Eine schlimme Vorbedeutung sah man in dieser Erscheinung, und Blut ist nur zu bald in Strömen geflossen.

Die Wahl Rudolfs zum Gegenkönig.

Noch immer lag der Schnee hoch auf den Bergen und in den Thälern Frankens, als sich am 13. März die Ulmer Verbündeten zu Forchheim abermals versammelten. Sie sahen Viele von denen, die sie geladen hatten, ihnen zuziehen, namentlich aus Franken und Sachsen. Eine beträchtliche Zahl der deutschen Fürsten fand sich zusammen, doch als eine vollständige Vertretung des Reichs konnte die Versammlung kaum gelten. Unter den dreizehn Bischöfen, die gegenwärtig waren, kamen nur zwei aus Baiern, einer aus Lothringen; aus Schwaben hatte sich keiner der Bischöfe eingestellt. Wie Viele man aber auch vermissen mochte, man war zu dem entscheidenden Schritt entschlossen. Dort, wo einst Ludwig das Kind und Konrad I. unglücklichen Andenkens erwählt waren, wollte man einen neuen König bestellen, unter welchem die Fürsten frei wieder schalten könnten und der Kirche ihre Selbständigkeit gewahrt sei. Siegfried von Mainz mochte sich ein anderer Hatto bedünken und von neuen goldenen Zeiten für sein Erzstift träumen.

Die Legaten des Papstes erschienen rechtzeitig. Weder das Schreiben des Papstes, welches sie trugen, noch ihre mündlichen Aufträge konnten die Fürsten in ihrem Entschlusse hemmen, zumal Graf Manegold die Nachricht brachte, daß Gregor wegen des verweigerten Geleits nicht mehr zu erwarten sei. Nachdem die Legaten in voller Versammlung ihr Schreiben übergeben hatten, geleitete man sie in ihre Herberge; hier ließen die Fürsten einzeln wieder die alten Klagen über Heinrichs Tyrannei und Treulosigkeit laut werden, und die Legaten sollen dabei ihre Verwunderung, daß man so lange einen solchen König ertragen,

nicht verhehlt haben. So ging der erste Tag hin. Am anderen Tage kamen die Fürsten wieder in die Wohnung der Legaten und stellten ihnen vor, daß eine gefährliche Spaltung dem Reiche drohe, wenn man nicht sogleich zur Königswahl schreite. Die Legaten erwiderten kurz nach ihren Aufträgen, es scheine ihnen das Beste, mit der Wahl wo möglich zu warten, bis einst der Papst selbst erscheinen könne, aber das Wohl des Reichs unterliege nicht so sehr ihrer Beurtheilung, wie der Entscheidung der Fürsten, welche die Bedürfnisse desselben am besten kennen müßten. Damit war Alles in die Hand der Fürsten gelegt.

Gleich darauf trat man zu einer neuen Berathung in der Wohnung des Erzbischofs von Mainz zusammen. Bald waren die Fürsten darüber einig, daß sie unverzüglich zur Wahl schreiten könnten, da der Papst ihnen kein Hinderniß in den Weg lege und sie als freie Männer Heinrich gegenüberständen; die Eide, die sie ihm geschworen, seien vorlängst vom Papste gelöst und durch die Absolution habe sie derselbe weder in ihrer Gültigkeit herstellen können noch wollen; über ein Jahr sei das Reich ohne König und eine Neuwahl deshalb zur Nothwendigkeit geworden. Nur darum handelte es sich also noch, wen man auf den Thron erheben solle; hierüber beriethen dann die geistlichen und weltlichen Fürsten gesondert.

Die Bischöfe vereinigten bald ihre Stimmen auf Rudolf von Schwaben, dessen Wahl ja längst in das Auge gefaßt war. Seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, seine enge Verbindung mit der Kaiserin und dem Papste ließen ihn als die geeignetste Persönlichkeit unter den obwaltenden Verhältnissen erscheinen; überdies hatte er sich in den kirchlichen Streitigkeiten den Neuerungen überaus günstig gezeigt, so daß Alle, die das Heil der Welt von Gregors Reformen erwarteten, seine Erhebung vor Allem wünschen mußten. Auch die weltlichen Fürsten schlossen sich endlich dieser Wahl an, doch war es unter ihnen vorher zu ärgerlichen Verhandlungen gekommen. Otto von Nordheim wollte Rudolf nicht eher seine Stimme geben, als bis derselbe ihm das Herzogthum Baiern zurückzustellen versprochen habe; Andere stellten andere Forderungen, und ein schmählicher Handel um die Wahlstimmen stand in Aussicht. Da untersagten die päpstlichen Legaten ausdrücklich ein solches Verfahren, welches sie mit Recht als Simonie brandmarkten; so nur wurden auf Rudolf auch die Stimmen der weltlichen Fürsten vereinigt.

Dennoch drangen die Legaten selbst darauf, daß sich Rudolf zu zwei wichtigen Zugeständnissen herbeiließ. Er mußte erstlich das Recht des Volkes, d. h. der Großen, nach seinem Tode frei über das Reich zu verfügen, anerkennen und jedem Erbrecht seiner Kinder auf die Krone ausdrücklich entsagen; er mußte ferner die Besetzung der Bisthümer durch freie kanonische Wahlen gestatten. Einen förmlichen Verzicht auf die Investitur scheinen die Legaten von Rudolf nicht verlangt zu haben, und dies ist um so auffälliger, als der Papst wenig später bestimmte Veranstaltung traf, um das Investiturverbot in Frankreich zu anerkannter Geltung zu bringen.

Aus einem Wahlreich war das deutsche Kaiserthum hervorgegangen, aber das Streben, die kaiserliche Gewalt nach dem Vorbilde der fränkischen Monarchie erblich zu machen, hatte sich früh gezeigt, und wenigstens thatsächlich war die Erblichkeit des Kaiserthums längst durchgesetzt. Und nicht minder wichtig, als die erbliche Fortpflanzung der höchsten Gewalt, war bisher für den Bestand des Reichs gewesen, daß die Besetzung der Bisthümer wesentlich in der Hand des Königs lag, daß er an Kleriker seiner Wahl die Bischofsstühle in Deutschland, Italien und Burgund ertheilen konnte. Mochte Heinrich III. sich noch so entschieden gegen die Simonie erklärt haben, nie hatte er das Recht frei über die Besetzung der hohen Kirchenämter zu verfügen aufgegeben, und zum großen Theil waren die obwaltenden Zerwürfnisse mit dem Papstthum gerade dadurch entstanden, daß Heinrich IV. von diesem Recht denselben Gebrauch, wie seine Vorfahren, namentlich in Italien, gemacht hatte. Wenn Rudolf daher das Recht der freien Königswahl den Fürsten und das Recht der freien Bischofswahl Rom und dem Klerus einräumte, so gab er damit das Kaiserthum der deutschen Nation, wie es bisher bestanden hatte, im Wesentlichen auf. Rudolf mochte ein König nach dem Sinne der Fürsten sein, mochte die Anerkennung der Kirche gewinnen, ein Kaiser nach der Weise seiner Vorfahren konnte er nimmerdar werden.

Doch auch auf solche Bedingungen hin erklärte sich Rudolf die Krone zu empfangen bereit. Unsere Quellen berichten, daß er nur nothgedrungen die Wahl angenommen habe, und Rudolf selbst hat dies alsbald dem Papste versichert. Aber schwerlich hat Gregor solchen Worten Glauben geschenkt. Längst hatte Heinrich seinem Schwager vorgeworfen, daß er ihm nach der Krone trachte, und mindestens nach dem Tage von

Tribur traten unverkennbare Beweise persönlichen Ehrgeizes in Rudolfs Verhalten hervor. Sein Auftreten zu Ulm, seine Verhandlungen nachher zeigen, daß er die höchste Gewalt nicht floh, sondern suchte*). Er erreichte sein Ziel. Am 15. März 1077 wählten ihn die versammelten Fürsten einstimmig auf dem Pilatushofe zu Forchheim zum deutschen König, und das umstehende Volk erkannte die Wahl durch Zuruf an.

Der Wahltag war nicht glücklich gewählt. An den Iden des März war das Blut jenes Cäsar geflossen, nach welchem unsere Kaiser sich nannten, und an demselben Tage thaten die Fürsten, so viel an ihnen war, um dem Kaiserthum die schwerste Wunde zu schlagen. Gerade damals fing der Schnee an aufzugehen, und man wollte darin eine Vorbedeutung sehen, daß die schlimmen Zeiten für das Reich, wie der Schnee, nun dahinschwinden würden; näherliegend wäre die Deutung gewesen, daß die Kraft der deutschen Herrschaft in ihrer Auflösung begriffen sei. Auch der Wahlplatz konnte trübe Ahnungen wecken. Die Könige, die vordem in Forchheim gewählt waren, hatten unter großen Gefahren kaum ihre Macht aufrecht erhalten und schlimme Zeiten über Deutschland gebracht. Selbst der Name des Pilatushofes schien anstößig genug für die Erhebung eines Königs, der sich vorzugsweise zum Vertheidiger der christlichen Kirche berufen glaubte; in Volksliedern wurde er ein zweiter Pilatus genannt. Auch in anderen Beziehungen war es eine anstößige Wahl. Wie oft hatten die Sachsen über Beeinträchtigung durch die Schwaben Klage geführt, und nun wählten sie den Schwabenherzog, der sein Schwert zu ihrem Verderben geführt, zum Oberhaupt des Reichs. Man wollte einen kirchlichen König auf den Thron setzen, und man erhob einen Herzog, der mit den Bischöfen seines Landes in unausgesetzten Streitigkeiten lebte, dessen Lebenswandel selbst Rom zu tadeln gehabt hatte. Mit dem Namen „Burgunder" bezeichnete man damals in Deutschland einen treulosen Menschen; jetzt setzte man sich einen König, der aus burgundischem Blute stammte.

Bereits früher hatte sich Gregor die Bestätigung für den Fall einer Neuwahl vorbehalten (S. 383); die Anerkennung des Papstes beeilte sich jetzt Rudolf zu gewinnen. Schon in den nächsten Tagen schickte er Botschaft über die Alpen und verpflichtete sich in allen Dingen der

*) Die Krone, mit welcher Rudolf gekrönt wurde, soll er sich bereits vorher im Geheimen im Kloster Ebermünster an der Ill haben schmieden lassen; ein Schwestersohn Rudolfs war Abt dieses Klosters.

römischen Kirche zum Gehorsam; zugleich lud er brieflich den Papst ein zur Herstellung der kirchlichen Ordnung nach Deutschland zu kommen und verhieß ihm sofort sicheres Geleit zu senden. Aber er sollte erfahren, daß der Segen des heiligen Petrus nicht so leicht zu gewinnen sei. Bald mußten er und seine Anhänger staunend hören, daß die Wahl nicht auf den Rath des Papstes erfolgt, sondern allein sie selbst die Verantwortung derselben zu tragen hätten, daß sich Rom die Entscheidung vorbehielte, wer von beiden Königen ein größeres Recht auf das Reich besitze.

Und schon früher wurde Rudolf klar, daß er eine dornenvolle Bahn betreten habe. Man eilte mit der Krönung. Von seinem Anhang begleitet, zog der Erwählte schleunig über Bamberg und Würzburg nach Mainz. Siegfried, frohlockend über die neue Krönung in der alten Metropole, ertheilte hier dem Manne seiner Wahl am Sonntag Lätare (26. März) die Königsweihe, welcher die päpstlichen Legaten, der Erzbischof von Magdeburg mit anderen Bischöfen, viele weltliche Fürsten und eine große Menge des Volks beiwohnten. Es fehlte der Krönung nicht an Pracht, und doch war es eine traurige Feier. Schon das erregte Aergerniß, daß das Chrisma zur Salbung fehlte und erst am Krönungstage selbst gegen die Gewohnheit geweiht werden mußte, daß dann der Diakon, der beim solennen Hochamt das Evangelium lesen sollte, auf Rudolfs Befehl vom Altar entfernt wurde, weil die Anklage der Simonie auf ihm ruhte. Aber das Bedenklichste war, daß am Nachmittage des Krönungstags ein Aufstand der Bürgerschaft gegen das königliche Gefolge und den neuen König selbst ausbrach.

Welche Achtung konnten die Mainzer vor einem Erzbischof haben, den sie fortwährend aus Habgier und Schwäche die Stellung wechseln sahen und der, sich in alle Händel verwickelnd, auch sie zugleich aus Wirren in Wirren zog? Noch lag ja ein Theil der Stadt seit jenem traurigen Tage, wo die Bamberger und Mainzer Stiftsvasallen an einander geriethen, in Schutt und Asche (S. 377). Es kann nicht verwundern, wenn da die Bürger Abneigung auch gegen den Pfaffenkönig hegten, den Siegfried in ihren Mauern krönte, und ihn mit seinem Gefolge möglichst bald aus ihrer Nähe entfernen wollten. Die simonistischen Geistlichen, welchen der König beim Krönungsact selbst mit solcher Entschiedenheit entgegengetreten war, unterließen überdies nicht die Mißstimmung der Bürgerschaft gegen den König zu nähren. Es bedurfte nur des geringsten Anlasses, um einen Tumult in der Stadt zu erregen.

Leicht fand sich der Anlaß. Es war Sitte, am Sonntag Lätare sich mit Spielen zu vergnügen; selbst die Geistlichkeit nahm daran Antheil. Nach der Mittagsmahlzeit fanden sich deshalb mehrere junge Ritter zu fröhlicher Lust zusammen; sie trugen keine Waffen, welche die Sitte während der Fastenzeit zu führen verbot. Ein Bursche aus der Stadt mischte sich unter sie und war keck genug einem der Ritter heimlich von einem kostbaren Pelzkragen ein Stück abzuschneiden. Der Bursche wurde ergriffen, mußte seinen Raub ausliefern und wurde dem Stadtschultheißen übergeben, der ihn sogleich wieder freigab. Aber die Mainzer wollten Tumult. Die Glocken wurden gezogen, man schleppte Waffen herbei und stürmte nach dem Dom und der anstoßenden Pfalz; Drohungen erschollen, man werde den Pfaffenkönig tödten.

Der König hatte sich nach dem Dome zur Vesper begeben; die Pfalz wurde inzwischen von seinen Rittern, obschon sie meist ihre Waffen in den Herbergen zurückgelassen hatten, tapfer vertheidigt, so daß der König nach vollendeter Vesper in seine Gemächer zurückkehren konnte. Das Volk wurde es endlich müde, die Pfalz zu bestürmen. Der Hauptangriff wandte sich jetzt gegen den Dom. Der König griff nach dem Schwerte; er wollte selbst dorthin und sich unter die Masse stürzen. Nur mit Mühe hielt man ihn zurück. Indessen eilten einige Fürsten mit ihren Vasallen, nachdem sie sich Waffen verschafft hatten, in den Dom, stärkten sich hier durch Gebet zum Kampfe und brachen dann mit dem Gesange Kyrie eleison aus der am meisten bedrohten Pforte des Domes heraus. Obwohl ihre Zahl nicht groß war, verbreiteten diese ritterlichen Kämpfer doch einen gewaltigen Schrecken unter den Städtern. Alles sprengte flüchtend auseinander, und Manche stürzten, obwohl die Ritter nicht weit über den Kirchhof vordrangen, blind bis zum Rhein und warfen sich in den Strom. Von beiden Seiten war Blut geflossen; unter den Schwertern der Ritter erlagen manche Städter, andere waren in die Gefangenschaft der Königlichen gefallen.

Einige angesehene Männer der Stadt fürchteten für das Leben der Gefangenen und besorgten das Schlimmste, wenn sich ähnliche Ereignisse wiederholten. Sie baten deshalb am anderen Tage den Erzbischof sich beim Könige zu verwenden. Siegfried that dies, aber Rudolf war nicht gerade versöhnlich gestimmt. Allein die Rücksicht, daß er der Gefahr noch keineswegs entronnen war, scheint ihn zur Nachgiebigkeit vermocht zu haben. Die Mainzer gingen so gut wie straflos aus; nur eine

geringe Kirchenbuße wurde von den Legaten den Ruhestörern auferlegt. Und auch diese wurde nicht abgebüßt. Denn alsbald rottete sich das Volk von Neuem zusammen; es kam abermals zu Raufereien mit dem Gefolge des Königs; man drohte sogar Feuer in die Pfalz zu werfen. Siegfried gerieth in die größte Bestürzung und verbürgte sich endlich den Bürgern für die schleunige Abreise des Königs. Sie erfolgte sogleich; bei Nacht verließ Rudolf mit seinem ganzen Geleit, fast wie ein Flüchtling, die Stadt. Auch der Erzbischof fühlte sich dort nicht mehr sicher; unter den Schmähungen der Bürger zog er aus den Thoren und ist niemals wieder zu seinem Bischofssitz zurückgekehrt.

Erklärten sich die Mainzer in solcher Weise entschieden gegen die neue Königswahl, so standen sie nicht allein. Dieselbe Gesinnung herrschte in Würzburg, und kaum hatten die Heinrich so treu ergebenen Wormser vernommen, daß auch ihr Bischof sich an der Wahl betheiligt, so sammelten sie kriegerische Mannschaft, um sich gegen ihren Herrn und dessen König zu vertheidigen. Rudolf vermied jedoch Worms; über Tribur und Lorsch nahm er seinen Weg eilends nach Schwaben, seinem alten Herzogthume. Palmsonntag (9. April) feierte er in Ulm; von dort brach er sogleich nach Augsburg auf. Denn hier wollte er Ostern halten und auf einem großen Hoftage wichtige Beschlüsse für Reich und Kirche herbeiführen.

Aus Schwaben und Burgund erwartete Rudolf vor Allem die Mittel für seine Herrschaft zu gewinnen; hier, wo er seit zwei Jahrzehnten mit herzoglicher Gewalt schaltete, mußte sein Wort am meisten gelten. Waren ihm auch die Bischöfe nicht gewogen, so hatten sich unter seinem Schutze hier doch bereits die Anfänge einer deutschen Pataria gebildet, welche dem Episkopat Bedenken und Furcht erregten. Die Klöster im Schwarzwald, im Elsaß und am Bodensee, welche in Hirschau und Sanct Blasien ihre Mittelpunkte hatten, verbreiteten mehr und mehr die neuen kirchlichen Ideen; zahlreiche Missionare gingen von dort aus, um das niedere Volk gegen den papstfeindlichen König einzunehmen und Rudolf, dem Freunde Gregors, die Wege zu bereiten. Ueberdies waren die Zähringer, das erste Geschlecht Alamanniens, mit ihrem großen Anhange mit Heinrich völlig zerfallen; ihre und Rudolfs Sache schien eine und dieselbe.

Aber schon in Augsburg erfuhr Rudolf, daß er sich in den Schwaben geirrt hatte. Der dortige Bischof Embriko trat ihm und den

ihn begleitenden Legaten mit großer Schroffheit entgegen; zwei Tage verweigerte er ihnen jede Obedienz, dann fügte er sich ihnen zum Schein, bewahrte aber im Herzen dem rechtmäßigen König die Treue. Gleich ihm dachten die Augsburger, und die Legaten steigerten nur die Mißstimmung der Stadt gegen sich, als sie am Osterfest die altherbrachten Augsburger Ceremonien nach römischer Weise zu ändern suchten. Augsburg war und blieb auf Heinrichs Seite. Und auch sonst zeigte man dem Gegenkönig wenig Willfährigkeit. Der beabsichtigte Hoftag konnte in Augsburg nicht gehalten werden; nicht nur daß die zu demselben beschiedenen Herren ausblieben, auch ein großer Theil seines bisherigen Gefolges verließ Rudolf; schon hatte er nicht mehr so viele Ritter um sich, um das versprochene Geleit dem Papste zu schicken. So berief er auf Mitte Mai einen neuen Tag nach Eßlingen; inzwischen wollte er in die Schweizer Gegenden und nach Burgund ziehen, um dort, während Welf und Berthold Mannschaften in Schwaben zusammenbrächten, seine Getreuen zu sammeln.

Von den Legaten begleitet, nahm Rudolf seinen Weg über Reichenau nach Konstanz und Zürich. Aber auch hier fand er die Stimmung überall wenig günstig. Der Bischof Otto von Konstanz, ein hitziger Widersacher Gregors und der Gregorianer, zog sich auf eine Burg des Grafen Otto von Buchhorn zurück und spottete hier aller Drohungen der Legaten. Als sich bald darauf der Abt von Marseille auf den Weg machte, um nach Rom zurückzukehren, wurde er von dem Grafen Udalrich von Lenzburg*) gefangen genommen und in einen Kerker geworfen. Vor Allem zeigte sich hier deutlich, wie wenig die Predigten der päpstlichen Mönche auf das Volk gewirkt hatten; dieses nahm sich überall der simonistischen Geistlichkeit an und verfolgte mit Verwünschungen die Legaten und ihren König. Schon gab es Rudolf auf, selbst nach Burgund zu ziehen; er sandte seine Gemahlin Adelheid dorthin und kehrte von Zürich zurück, um auf dem Eßlinger Tag nicht zu fehlen.

Diese Mißstimmung, welche dem neuen König entgegentrat, war seinen Freunden ebenso unerwartet, wie unbegreiflich. Aber in Wahrheit war das Regiment des Emporkömmlings nie in Schwaben beliebt gewesen, und es war auf der anderen Seite wohl nicht ohne Wirkung geblieben, daß Heinrich sich vorzugsweise mit schwäbischen Rittern und

*) Lenzburg zwischen Zürich und Aarau.

schwäbischen Klerikern umgeben hatte. Die Legaten versetzten ihre üblen Erfahrungen in die größten Besorgnisse; schon hatten sie auch im Elsaß, in Franken und Lothringen eine gemeinsame Erhebung für Heinrich befürchtet und deshalb im Namen des Papstes an die dortigen Bischöfe ein Schreiben erlassen, worin sie alle Friedensstörungen mit Ernst untersagten und Heinrich ferner zu gehorsamen verboten. Auch der Eßlinger Tag bot Rudolf und seinen Freunden kaum neue Hoffnungen. Unmittelbar von dort brach er gegen die Burg Sigmaringen auf, um dieselbe zu belagern; er hatte etwa 5000 Mann um sich und hoffte, daß sich dort noch größere Streitkräfte um ihn sammeln würden. Er zog in den Kampf, aber trübe Ahnungen begleiteten ihn und die Seinen.

Ohne Zweifel wußte Rudolf bereits, daß Heinrich die Alpen überschritten hatte und ein Heer in Baiern zusammenzog. Unerwartet traf ihn jedoch vor Sigmaringen die Nachricht, daß dieses Heer schon die schwäbischen Grenzen erreicht habe. Er wollte sogleich ihm entgegeneilen; ein Gottesgericht sollte zwischen ihm und Heinrich entscheiden. Aber sein Heer war schon vor dem Kampfe entmuthigt; es verweigerte nicht allein ihm den Dienst, sondern verlangte sogar, daß er Schwaben ohne Schwertstreich räumen solle. Mit blutendem Herzen entließ er seine Schaaren, übertrug Berthold und Welf Schwaben nach Kräften gegen Heinrich zu schützen und entschloß sich nach Sachsen zu ziehen, wo er allein noch ausreichende Streitkräfte gegen seine Widersacher zu finden hoffen durfte.

Pfingsten (4. Juni) feierte Rudolf noch im Kloster Hirschau. Von hier sandte er eine Botschaft dem Papste, um ihn zu entscheidenden Schritten zu vermögen. Wenige Tage später verließ er den schwäbischen Boden, den er nie wieder betreten sollte. Ihn begleiteten nur der Cardinal Bernhard, die Bischöfe von Passau, Würzburg und Worms nebst einigen vertrauten Räthen. Seinen ältesten Sohn Berthold, der kaum das Knabenalter überschritten hatte, ließ er unter dem Schutze Welfs und der Zähringer zurück. Seine Gemahlin Adelheid blieb in dem fernen Burgund unter Mühen und Sorgen; nie hat sie die Krone und den Glanz des Thrones mit ihrem Gemahl getheilt.

Eine schwere Prüfung war dem stolzen und ehrgeizigen Rheinfelder aufgelegt. Seine Rolle war jedoch noch nicht ausgespielt. Als er nach Erfurt kam, zog ihm zur Begrüßung eine große Menge aus dem

Thüringer Lande entgegen. Mit königlichen Ehren empfing ihn dann das Sachsenland; es schien ihm gewähren zu wollen, was ihm Schwaben versagt hatte. Erst in Sachsen fand der Mann von Forchheim ein Volk und ein Heer, einen Hof und einen Thron; erst jetzt konnte er als König gelten, wenn auch nur als ein König der Sachsen.

Augenscheinlich hatte die Partei, welche zunächst Rudolf aufgeworfen hatte und die Vertheidigung der Kirchenreform und der deutschen Fürstenfreiheit als ihre Hauptaufgabe ansah, schwere Niederlagen erlitten, ehe sie noch einmal mit Heinrich selbst sich gemessen hatte. Wie Erzbischof Siegfried aus Mainz, hatte ihr König Rudolf aus Schwaben weichen müssen. Mit großem Unrecht würde man die Gründe dafür allein in der Persönlichkeit des Gegenkönigs suchen. Rudolf hatte früher mit Glück die Waffen geführt — ihm vornehmlich hatte Heinrich den Sieg bei Homburg zu danken gehabt —, er hatte in den Reichsverhältnissen bisher eine zwar nicht glänzende, aber doch einflußreiche Wirksamkeit entfaltet, nicht ohne Umsicht hatte er sich in den bedenklichsten Lagen behauptet. Weder Energie noch Erfahrung fehlten ihm, um die gewonnene Würde zu behaupten. Wenn ihn dennoch nur Mißgeschick über Mißgeschick ereilte, so lag es vor Allem daran, daß er und seine Freunde die reale Macht der neuen Ideen in Deutschland weit überschätzt hatten. Noch waren die deutschen Verhältnisse mit den Erinnerungen an das Kaiserthum und mit diesem selbst zu innig verwachsen, als daß ein König, der mit römischen Legaten einherzog, willigen Gehorsam erwarten konnte.

Sachsen allein war aus Gründen, die ursprünglich mit der kirchlichen Reform nichts gemein hatten, mit dem Erben des Kaiserthums völlig zerfallen; es wollte sich um jeden Preis der Herrschaft desselben entziehen, um jeden Preis seine Freiheit sichern. Und nur, indem sich Rudolf zum Vorfechter der Sachsenfreiheit machte, vermochte er seine Krone noch zu behaupten. Vor Allem als Sachsenkönig erscheint er fortan, wie man ihn auch bald zu bezeichnen liebte. Welche Beschwerden die Sachsen auch gegen ihn haben mochten, sie erkannten doch jetzt willig ihn an; denn sie fühlten, daß sie, um nicht abermals zu unterliegen, der Bundesgenossen bedurften, daß sie ihrer Sache eine allgemeinere Bedeutung geben mußten. So ergaben sie sich dem Schwaben und seinen Freunden; so schlossen sie den Bund mit Rom. Weihte der Sieger von Homburg jetzt seine Waffen der sächsischen Freiheit, so er=

hoben sie dagegen ihre Schwerter unter dem Schlachtruf: heiliger Petrus! für ihn und für die Freiheit der Kirche. Die Sachsen hatten das deutsche Kaiserthum einst begründet, jetzt waren sie die unversöhnlichsten Feinde desselben; zu seiner Demüthigung reichten sie einem römischen Bischof die Hand, um dessen Reformideen sie sich kaum kümmerten und dessen theokratisches System ihrem Sinne wenig entsprach.

Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland.

Wie oft hatte Heinrich gegen widrige Strömungen anstreben müssen! Endlich einmal schien die Fluth sein Fahrzeug leichter dahintreiben zu wollen, und er zögerte nicht die Gunst des Augenblicks zu ergreifen. Noch standen seine Anhänger in Deutschland verwirrt und rathlos, als er bereits kampfgerüstet über die Alpen eilte.

Kaum hatte der König zu Pavia gehört, daß das Unerwartete geschehen, daß seine Feinde ihn entsetzt und eine neue Wahl getroffen hätten, so war sein Entschluß gefaßt. Sein Herz stürmte in der gewaltigsten Aufregung, seine Seele brannte dem abtrünnigen Schwager entgegenzutreten, mit dem Schwert den Thronräuber zu züchtigen. Sogleich sandte er an den Papst und verlangte den Beistand der Kirche gegen den Meineidigen. Gregor konnte nicht anders als ausweichend antworten; die gerechte Sache, erwiderte er, werde er gern unterstützen, aber erst müsse er beide Theile hören, um zu wissen, was die Gerechtigkeit heische. Diese Antwort befriedigte den König nicht, aber verhinderte mindestens den, der sie gab, offen sogleich für Rudolf Partei zu ergreifen, und schon das war für Heinrich Gewinn. Mit einem großen Gefolge brach er unverweilt von Pavia nach Verona auf, wo er den Palmsonntag feierte. In zahlreicher Versammlung klagte er hier die Verräther an, die ihm seine Krone rauben wollten, welche er bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen werde; er beschwor die Lombarden treu wie bisher zu ihm zu halten. Sie gelobten es und empfingen gleichsam zum Unterpfand des geschlossenen Bundes den kleinen Sohn des Königs, welcher der Obhut des Erzbischofs von Mailand übergeben wurde. Von einem kriegerischen Gefolge begleitet, verließ Heinrich den Boden Italiens, den er als Büßer betreten hatte.

Die baierischen und schwäbischen Alpenpässe hielten Rudolf und Welf besetzt: Heinrich blieb deshalb nur der Weg durch das Friaul und

Kärnthen offen. Er hatte Bundesgenossen gewonnen, die ihm hier unvergleichliche Dienste leisteten, den Patriarchen Sieghard von Aquileja und das Geschlecht der Eppensteiner. Sieghard, einst zu den Zeiten des Erzbischofs Adalbert deutscher Kanzler, hatte sich in seiner Führung des bischöflichen Amts das Vertrauen des Papstes gewonnen, als Legat desselben dem Tage zu Tribur beigewohnt. Damals schien er wohl die Seele der Opposition gegen den König, vielleicht mehr, als er es in Wahrheit war; jetzt trat er offen auf Heinrichs Seite. Durch große Vergünstigungen war er gewonnen; der König hatte ihm noch in Pavia die Markgrafschaft Friaul verliehen, zu der auch bald Krain und Istrien kamen. Zu derselben Zeit hatte der König mit dem Herzogthum Kärnthen, welches durch des Zähringers Verrath erledigt war, den Eppensteiner Liutold *) belehnt; der neue Herzog war dem Könige verwandt und entstammte einem Hause, welches schon früher die kärnthensche Fahne getragen hatte und dessen Besitzungen weit zerstreut in den östlichen Alpen lagen.

In dem Gebiet von Aquileja feierte der König das Osterfest (15. April) und setzte dann, von seiner Gemahlin, dem Patriarchen, Herzog Liutold und einem mäßigen Gefolge begleitet, ohne Hemmniß die Reise durch Kärnthen fort. Wichtige Dienste leistete ihm damals Bischof Altwin von Brixen und wurde dafür mit großen Schenkungen bedacht. Unerwartet schnell erreichte der König die Grenzen Baierns und fand den Weg nach Regensburg offen. In treuer Gesinnung, wie gleichzeitige Annalen sagen, bewillkommte ihn hier das Volk.

Nur mit einer kleinen Schaar, aber mit bedeutenden, in Italien gesammelten Geldsummen erschien Heinrich um den 1. Mai in Regensburg. Unter Thränenströmen klagte er hier vor den Baiern Rudolf und dessen Anhänger der Undankbarkeit und des Verraths an, und seine Worte hallten in empfänglichen Herzen wieder. Mit Leidenschaft griff man nach den Schwertern, um den rechtmäßigen König an dem treulosen Vassallen und Schwager zu rächen. Anhänglichkeit an das alte Königshaus, Abneigung gegen den Pfaffenkönig und noch mehr gegen Herzog Welf, den Fremdling, Ehrgeiz und Gewinnsucht sammelten bald eine erhebliche Kriegsmacht um Heinrich. Auch brauchte, wer jetzt für ihn zu den Waffen griff, darum nicht gerade für einen

*) Liutolds Vater Markward (vgl. S. 176) war, wie es scheint, vor Kurzem gestorben; denn von ihm ist in unseren Quellen nicht mehr die Rede.

Feind der Kirche zu gelten; hatte sich Heinrich doch vom Banne gelöst, stand doch jener Patriarch an seiner Seite, den man als Vertrauensmann Roms von Tribur her kannte.

Mit einem Heer von etwa 12,000 Mann brach Heinrich um die Mitte des Mai von Regensburg auf. Es bestand aus Baiern und Kärnthnern und nahm seinen Weg zunächst nach Ostfranken, wo die Schaaren des Böhmenherzogs zu ihm stießen; dann brach es unerwartet aus den Maingegenden in Schwaben ein. Wir wissen bereits, daß ihm Rudolf nicht zu begegnen wagte; ungehemmt ergoß es sich so über das Neckarland und zog darauf von Eßlingen der Donau zu. In Ulm versammelte Heinrich einen großen Reichstag; zum ersten Male zeigte er sich hier wieder inmitten der Deutschen in königlicher Pracht, in der ganzen Fülle seiner richterlichen Gewalt. Hier auf schwäbischer Erde hielt er das große Strafgericht über die aufständischen Herzoge; nach schwäbischem Recht wurden Rudolf, Berthold und Welf des Todes schuldig befunden, aller ihrer Würden entsetzt und ihrer Lehen entkleidet. Einen Theil der eingezogenen Lehen vertheilte der König sogleich unter seine Anhänger; die Herzogthümer Baiern und Schwaben behielt er vorläufig selbst in der Hand.

Froh, wieder frei seiner Ueberzeugung leben zu können, eilte Bischof Embriko von Augsburg nach Ulm; er nahm öffentlich die Hostie darauf, daß Heinrich allein der rechtmäßige Herrscher sei. Mit noch größerem Eifer wirkte der Patriarch für die Sache des Königs; sogar untergeschobener Schriftstücke soll er sich bedient haben, um darzuthun, daß der Papst selbst jetzt Heinrichs Sache unterstütze. Kaum bedurfte es solcher Mittel, denn, wie die Saat aufschoß, wuchs mit jedem Tage die Zahl der Getreuen. Die Burgunder erhoben sich wie ein Mann für Heinrich, und die unglückliche Adelheid, in einer Burg eingeschlossen, verlebte grauenvolle Zeiten. Fast alle Bischöfe Schwabens und des Elsasses, voran die von Basel und Straßburg, ergriffen die Waffen für den rechtmäßigen König. Den ganzen Rhein entlang erklärte man sich für Heinrich oder hielt sich mindestens parteilos; selbst der rheinische Pfalzgraf Hermann, den sich Rudolf zum Eidam ersehen hatte, verließ dessen Sache. In Lothringen, wo der Gedanke der Kirchenreform vordem den fruchtbarsten Boden gefunden hatte, regte sich kaum eine Hand für den zu Forchheim Erwählten, so daß Hermann von Metz sich ruhig

zu halten genöthigt wurde. Vielleicht wirkte hier, daß Cluny eine unentschlossene Stellung zwischen den Parteien einnahm.

Heinrichs muthiges Auftreten hatte seine Widersacher im ersten Augenblick völlig verwirrt. Sie unterwarfen sich wieder ihrem König und Herrn; selbst die ältesten Freunde und nächsten Blutsverwandten des Gegenkönigs scheuten sich nicht diesen Weg zu betreten oder verkrochen sich in scheuer Furcht. Wer die Partei nicht wechseln wollte, floh meist nach Sachsen oder in abgelegene Berggegenden. Nur einzelne mächtige Herren rüsteten ihre Burgen, um dem Feind zu begegnen, wie Berthold und Welf in Schwaben, Graf Ekbert von Formbach*) und Gebhard von Salzburg in Baiern; es war damals, daß Gebhard die Burg über St. Peter, wie die Festen zu Werfen und Friesach anlegte. Aber was bedeutete solcher Widerstand gegen die allgemeine Stimmung, die völlig verändert schien? Ein Umschlag der Meinung war im oberen Deutschland erfolgt, wie man sich ihn kaum schroffer vorzustellen vermag.

Noch vor Pfingsten verließ Heinrich Schwaben, wo er keinem Heere begegnet war, und kehrte nach Baiern zurück. Auch hier fand er keinen Feind, der ihm offen entgegentrat, obwohl Gebhard von Salzburg und Ekbert im Widerstande beharrten. Bald begab er sich nach Ostfranken zurück; schon dachte er daran, Rudolf in Sachsen anzugreifen. Auf einem Hoftage in Nürnberg (11.—13. Juni) umgaben ihn sein treuester Bundesgenosse Herzog Wratislaw von Böhmen und dessen Bruder der Bischof Jaromir von Prag, damals zum deutschen Kanzler erhoben**), ferner Herzog Liutold von Kärnthen, Markgraf Dietbold vom Nordgau, Pfalzgraf Kuno von Baiern, der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Augsburg und viele andere Bischöfe und Herren. Diese stattliche Versammlung berieth den Sachsenkrieg. Man beschloß das Heer aufzulösen, um alsbald mit neuen größeren Streitkräften Rudolf und die Sachsen anzugreifen. Der König wollte nach dem rheinischen Franken gehen, um dort Streitkräfte zu sammeln; inzwischen sollten in Baiern und Böhmen neue Mannschaften zusammengezogen und durch Schwaben

---

*) Ekbert, der Schwager des Bischofs Adalbero von Würzburg, war einer der angesehensten Herren Baierns; er hatte durch seine Gemahlin die Erbschaft der Grafen von Lambach und Pütten im Wesentlichen gewonnen.

**) Jaromir nennt sich als Kanzler Gebhard. Man vergleiche über ihn oben S. 226. 227.

dem Könige zugeführt werden. Nach solchen Verabredungen trennte man sich, und der König zog nach Mainz, welches seine freundlichen Gesinnungen gegen ihn bereits hinreichend bethätigt hatte. Hier bildete er ein Heer, welches jener Zeit wunderbar genug erschien; es bestand aus Bürgern der Rheinstädte, „aus Kaufleuten", wie die Zeitgenossen sagten. Die Ritter sahen ebenso spöttisch jetzt auf die rheinischen Kaufleute herab, wie vor wenigen Jahren auf die sächsischen Bauern; es schien eine Tollkühnheit mit solchen Schaaren dem Gegenkönig und den sächsischen Herren begegnen zu wollen.

Rudolf kannte Heinrichs Rüstungen und eilte ihm zuvorzukommen; auch ihn verlangte nach Kampf, und er wollte denselben nicht erst an den Grenzen Sachsens erwarten. Schon am Peter- und Paulstage (29. Juni) hatte er den zu Merseburg versammelten Fürsten erklärt: man dürfe nicht müßig in Sachsen feiern, sondern müsse dem Feinde entgegenrücken und durch einen großen Schlag seinen Uebermuth brechen. Gegen Ende des Juli führte er dann ein starkes sächsisches Heer nach Ostfranken, zunächst gegen Würzburg, welches er dem vertriebenen Bischof Adalbero wiedergewinnen wollte*); hier gedachte er sich mit Berthold und Welf zu verbinden, die er zu seinem Beistand entboten und die ein schwäbisches Heer ihm zuzuführen versprochen hatten.

Würzburg stand treu zu Heinrich und hielt im August eine harte Belagerung aus; auch die Sturmböcke, welche gegen die Mauern gerichtet wurden, vermochten nicht die Städter zur Uebergabe zu bringen. Indessen rückten Berthold und Welf, welche etwa 5000 Mann, meist schwäbische Ritter, aufgebracht hatten, gegen den Neckar vor. Heinrich vernahm von ihrem Marsche und zog ihnen von Mainz mit seinem Bürgerheere entgegen. Bis auf zwei Meilen näherte er sich ihnen — wohl bei Lorsch —, dann aber brach er plötzlich sein Lager ab, setzte über den Rhein und begab sich eilends nach Worms. Er scheute sich wirklich, wie es scheint, mit diesen Kaufleuten einem Ritterheere die Spitze zu bieten. Unbehindert führten so Berthold und Welf ihre Mannschaften Rudolf vor Würzburg zu.

Heinrichs Lage war nicht gefahrlos; der Feind verstärkte sich, während

*) Adalbero war bald nach Rudolfs Krönung aus Würzburg verjagt worden. Die Verwaltung des Bisthums übergab Heinrich dem aus seinem Sprengel längst vertriebenen Ebbo von Naumburg.

er die Böhmen und Baiern noch immer vergeblich erwartete. Um sich die Möglichkeit einer Vereinigung mit ihnen offenzuhalten, ging er gegen Ende des Augusts wieder über den Rhein zurück und nahm in der Gegend von Ladenburg eine Stellung, in welcher er auf einer Linie von drei Meilen, wohl mit Hülfe aufgebotener Bauernschaften, alle Uebergänge über den unteren Neckar besetzt hielt; denn er besorgte, daß man ihn hier mit überlegenen Kräften angreifen würde. In der That zog Rudolf bald nach der Vereinigung mit den Herzogen mit sehr überlegener Macht Heinrich entgegen. Aber er fand dessen Stellung am Neckar unangreifbar. Vergebens forderte er einen offenen Kampf; vergebens erbot er sich zwei Meilen vom Flusse zurückzuziehen, wenn Heinrich übersetzen wolle, oder selbst herüberzukommen, wofern man ihm Sicherheit stelle. Heinrich würdigte solche Anträge nicht einmal einer Antwort. Auch zu einem Zweikampf soll Rudolf seinen Widersacher vergeblich herausgefordert haben. Als er dann durch einen verstellten Rückzug den Feind zu täuschen suchte, hatte auch dies keinen besseren Erfolg. Heinrich blieb unbeweglich in seiner Stellung; er wollte nur Zeit gewinnen, bis die Böhmen und Baiern zu seinem Heere stießen.

Da begann das alte Spiel von Neuem. Die Fürsten von beiden Seiten legten sich in das Mittel, um die Entscheidung des Streits in ihre Hand zu bringen. Sie schienen damit einer Anordnung des Papstes nachzukommen, welche bis dahin erfolglos geblieben war.

Sobald nämlich Gregor von den Rüstungen Heinrichs vernommen hatte, war er den Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland zu verhüten bedacht gewesen. Durch ein Schreiben vom 31. Mai hatte er die Legaten angewiesen beide Könige aufzufordern ihm sicheres Geleit zu schicken, damit er selbst nach Deutschland kommen und dort mit den Fürsten nach dem Recht den Thronstreit entscheiden könne; wofern einer der beiden Könige das Geleit verweigerte, sollten die Legaten ihn und seine Anhänger mit dem Bann strafen, dagegen diejenige Partei auf alle Weise unterstützen, die sich der Anordnung des apostolischen Stuhles füge. Von dieser seiner Entschließung hatte der Papst zugleich in einem besonderen Schreiben die deutschen Fürsten unterrichtet und sie seinem Willen nachzukommen aufgefordert. Die Schreiben gingen dem Cardinal Bernhard zu, aber er fand auf beiden Seiten wenig Geneigtheit den Forderungen des Papstes zu entsprechen. Rudolf und die Sachsen konnten bei der Lage der Dinge freies Geleit kaum gewähren; überdies

empfanden sie übel, daß der Papst von zwei Königen sprach und das Urtheil in einer Sache in Anspruch nahm, in der seine Legaten zu Forchheim nach ihrer Meinung bereits entschieden hatten. Noch weniger wollte Heinrich auf eine Botschaft hören, die ihm durch einen Legaten zuging, dessen Betragen bisher das feindseligste gegen ihn gewesen war und im offenen Widerspruch mit den Zusagen des Papstes stand. Er hegte Zweifel, ob diese Schreiben wirklich von Rom aus erlassen seien, oder stellte sich wenigstens so, als ob er solche Zweifel hege; auf alle Weise suchte er die Verbreitung jener Schriftstücke unter den Seinigen zu verhindern. Den Cardinal Bernhard, den Begleiter des Gegenkönigs, behandelte Heinrich als einen persönlichen Feind, obwohl er sich sonst gegen Rom selbst gerade damals nichts weniger als störrig zeigte. Auf die Verwendung des Abts von Cluny befahl er sogar dem anderen Legaten, der noch in dem Kerker des Grafen von Lenzburg schmachtete, die Freiheit zu geben. Der Abt von Marseille begab sich darauf in das Kloster Hirschau und lohnte schlecht seinem Befreier; denn er unterließ Nichts, um Schwaben und die rheinischen Gegenden gegen denselben aufzuwiegeln, und man muß ihm nachrühmen, daß seine Thätigkeit nicht ohne Erfolg war. Heinrich hatte allen Grund jede Verbindung fortan auch mit diesem Legaten zu meiden.

Gregors Friedensruf war in dem Kriegsgetümmel, welches bereits Deutschland erfüllte, wirkungslos verhallt. Er gab endlich selbst die Hoffnung auf, in der nächsten Zeit über die Alpen zu gehen, verließ die Lombardei, wo seine Lage immer gefahrvoller wurde, und kehrte im September nach Rom zurück. Als der große Schiedsrichter konnte er jetzt nicht in Deutschland auftreten; eine Aussicht verhüllte sich ihm, die ihn lange aus der Ferne gelockt hatte. Aber zu derselben Zeit nahmen die deutschen Fürsten seinen Gedanken auf, dem Streit durch ein rechtliches Verfahren ein Ziel zu setzen, nur daß sie selbst statt des Papstes als Schiedsrichter eintreten wollten. „Wozu“, meinten sie, „soll das Schwert entscheiden, was wir mit Worten schlichten können?“ Einige Große von Heinrichs Seite, wahrscheinlich Lothringer, sollen zuerst die Herzoge Welf und Berthold um die Herstellung eines Waffenstillstands angegangen haben, um sich mit Männern der Gegenpartei besprechen zu können. Rudolf willigte ohne Weiteres in den Waffenstillstand und in die Besprechung. Heinrich dagegen machte Schwierigkeiten und gab den Unterhändlern Udo von Trier und Hermann von Metz endlich nur

unter der ausdrücklichen Bedingung seine Einwilligung, daß an den Verhandlungen weder der Cardinal Bernhard Antheil nähme, noch bei denselben die letzten päpstlichen Schreiben verlesen würden. Beides versprachen die Bischöfe, aber konnten doch nicht verhindern, daß sich bei den Verhandlungen der Cardinal eindrängte und die Schreiben des Papstes vortrug. Freilich beschloß man nicht, was Gregor verlangte; man bestimmte vielmehr, daß sich am 1. November ein Fürstentag am Rhein versammeln solle, um ohne die beiden Könige, aber in Gegenwart der päpstlichen Legaten den Thronstreit zu entscheiden; wer von den streitenden Königen sich dem Urtheil dieses Tages nicht unterwerfen wolle, sei dann als ein gemeinsamer Feind im Sinne des päpstlichen Schreibens zu behandeln; bis zu diesem Tage hätten die Waffen zu ruhen.

Rudolf fügte sich diesen Bestimmungen und zog vom Neckar ab; er selbst kehrte nach Sachsen, Welf und Berthold nach Schwaben zurück. Heinrich blieb in seiner bisherigen Stellung, wo auch nach einigen Tagen die Baiern und Böhmen zu ihm stießen. An das Abkommen der Fürsten, bei dem man sich über die von ihm gestellten Bedingungen rücksichtslos hinweggesetzt hatte, hielt er sich nicht gebunden. Dennoch gab er einen Angriff auf Sachsen auf, da die fränkischen und lothringischen Großen ihm, ohne ihr Wort zu verletzen, jetzt nicht weiter dienen konnten. Er beschloß mit den Böhmen und Baiern den Rückweg durch Schwaben zu nehmen und hier den Anhängern Rudolfs, Bertholds und Welfs ein übles Spiel zu bereiten. Nachdem er um den 1. September sein städtisches Heer aufgelöst, verließ er die Neckargegenden und zog auf die Donau zu. Furchtbare Verwüstungen bezeichneten seine Straße. Das arme Volk flüchtete sich in die Gotteshäuser, aber auch diese steckten die Böhmen in Brand; mehr als hundert Menschen fanden allein in der Kirche zu Wiesloch*) den Tod. Rings herum sah man die Dörfer brennen, als Heinrich eines Tags auf freiem Feld seinem Kapellan Siegfried das durch Embrikos Tod erledigte Bisthum Augsburg und dem Eppensteiner Udalrich, dem Bruder des Herzogs Liutold, die reiche Abtei St. Gallen übertrug.

Es war ein Glück für Schwaben, daß der König seinen Marsch beschleunigte. Schon am 8. September war er in Augsburg, um Siegfried in sein Bisthum einzuführen. Er stieß dabei auf Widerstand,

*) Südlich von Heidelberg.

denn ein Theil der Domherren hatte bereits einen aus ihrer Mitte, Namens Wigold, gewählt und wollte ihn jetzt nicht aufgeben. Heinrich hielt indessen seine Wahl aufrecht, und Wigold mußte weichen*). Zu derselben Zeit wurde ein anderer Augsburger Domherr zu einer wichtigen Stellung erhoben; es war Heinrich, welchen der König zum Nachfolger des Patriarchen Sieghard bestellte. Denn dieser Kirchenfürst, dem er so viel verdankte, war ihm plötzlich entrissen worden. Von Nürnberg im Juni nach Aquileja zurückgekehrt, machte er sogleich neue Rüstungen, um dem König abermals in den Krieg zu folgen; er brach auf, aber schon zu Regensburg (12. August) ereilte ihn der Tod. Gleichzeitig starben Mehrere aus seinem Gefolge, so daß es scheint, als ob ein hitziges Fieber ansteckender Art unter demselben ausgebrochen sei; Viele aber sahen in Sieghards Tode eine göttliche Strafe für seinen Abfall, und allerdings hatte er in den letzten Wirren eine sehr zweideutige Rolle gespielt.

Von Augsburg kehrte der König nach Regensburg zurück, aber nur um kurze Zeit dort zu weilen. Denn abermals mußte er an den Rhein, um den angesagten Fürstentag zu vereiteln. Vergebens bemühte er sich zuvor den Erzbischof Gebhard von Salzburg, der ihm allein von den Bischöfen Baierns noch widerstand, zu gewinnen. Gebhard erschien zwar, als ihm freies Geleit zugesichert war, in Regensburg, doch gelang es Heinrich nicht, ihn von dem Gegenkönig zu trennen. Als Gebhard nach Salzburg zurückgeführt wurde, entkam er heimlich seinen Begleitern und eilte zu seinen Freunden nach Schwaben (14. October). Er fühlte selbst, daß ein Mann seiner Gesinnung in Baiern nicht mehr ausdauern konnte. Der König war damals mit einem mäßigen Gefolge bereits wieder auf dem Wege nach Franken; schon am 30. October finden wir ihn wieder in Worms.

In der That waren einige Fürsten am Rheine zusammengekommen, um das Gericht über die Könige zu halten. Aber ohne Mühe gelang es Heinrich ihr Vorhaben zu vereiteln, hatte es doch nicht einmal die

*) Wigold flüchtete zu Rudolf und erhielt Ostern 1078 durch den Erzbischof von Mainz die bischöfliche Weihe, zugleich auch aus der Hand desselben Ring und Stab; erst nach der Ordination belehnte ihn Rudolf mit den Regalien, wir wissen nicht unter welchem Zeichen. Wigold machte bald darauf einen vergeblichen Versuch sich in Augsburg festzusetzen; in der Folge lebte er meist im Kloster Füssen.

Billigung des Papstes gefunden. Erzbischof Udo von Trier und König Rudolf hatten nämlich inzwischen Botschaften nach Rom gesendet, um die Meinung des Papstes zu erfahren; sie erhielten keine andere Antwort, als eine Verweisung auf die früheren Anordnungen desselben, nach denen sie verfahren und in ihrem Eifer für die Kirche ausharren sollten. Deutlich verrieth der Papst seine Mißstimmung, daß er weder von der einen noch von der anderen Seite sicheres Geleit bisher habe erlangen können; es war klar, daß er keine Entscheidung, die man ohne ihn treffen würde, anerkennen wollte.

Unverrichteter Sache gingen die Fürsten auseinander, und Heinrich begab sich alsbald auf dem kürzesten Wege wieder nach Baiern. Von einer neuen Verheerung Schwabens nahm er Abstand, weil er mit Berthold und Welf einen ernsten Kampf zu befürchten hatte, zu dem er nicht hinreichend gerüstet war. Er benutzte vielmehr die Winterszeit, um seinen mächtigsten Gegner in Baiern zu vernichten. Es war der Graf Ekbert. Drei seiner Burgen am Inn und an der Traun wurden gebrochen, und da der König mit seinen böhmischen Kriegsschaaren trotz der rauhen Jahreszeit von dem Kampfe nicht abließ, flüchtete endlich der Graf mit seiner Gemahlin nach Ungarn. Zur Weihnachtszeit kehrte Heinrich zur Festfeier nach Regensburg zurück, zog aber nach wenigen Tagen wieder in die östlichen Gegenden Baierns, um im Bisthum Passau die Getreuen Altmanns zu verjagen; auch im Salzburgischen wird er jetzt Alles nach seinen Absichten eingerichtet haben. Immer größer wurde die Zahl derer, die sich nach Ungarn flüchteten. Die durchgreifende Art, wie Heinrich verfuhr, scheint sogar Besorgnisse bei dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich erweckt zu haben, der sich bald offen von ihm lossagte. Aber für den Augenblick war Heinrich Herr im ganzen Baiernlande; triumphirend kehrte er um Mitte der Fasten 1078 nach Regensburg zurück.

Dagegen stand in Sachsen zu dieser Zeit die Autorität des Gegenkönigs nicht minder unbestritten da. Die Heinrich zugethanen Bischöfe hatten das Land geräumt; einige westfälische und thüringische Herren, die Rudolfs Gewalt nicht anerkennen wollten, unterwarf er mit dem Schwerte. Die entschiedensten Vertheidiger der kirchlichen Freiheit unter den deutschen Bischöfen hatten sich um ihn gesammelt, und bald hofften sie auch außerhalb Sachsens ihm einen bedeutenden Anhang zu gewinnen, wenn man mit neuen Kirchenstrafen gegen Heinrich einschritte. Das

Mittel, welches sich schon einmal so glänzend erprobt hatte, sollte von Neuem versucht werden. Am 12. November 1077 sprach der Legat feierlich zu Goslar abermals den Bann über Heinrich aus, erklärte Rudolf für den rechtmäßigen König und befahl ihm allein als solchem in den deutschen Ländern zu gehorsamen. Der Cardinal glaubte sich, nachdem Heinrich die letzten Friedensverhandlungen vereitelt hatte, zu diesem Schritt durch die früheren und jetzt wieder eingeschärften Anweisungen des Papstes berechtigt; fraglich ist freilich, ob er damit den wahren Absichten des Papstes entsprach, der sich lange genug das Verhalten seines Legaten anzuerkennen weigerte. Aber der Cardinal ging muthig auf den einmal betretenen Pfaden weiter. Unter seiner Billigung verkündigte alsbald auch der Erzbischof von Mainz mit sieben seiner Suffragane gegen Heinrich, den er als sein Pfarrkind ansah, den Bann. Endlich schleuderte noch der Bischof von Würzburg gegen den Zerstörer seines Bisthums das Anathem. Der vom Papste Absolvirte stand wieder unter dreifachem Bann.

Mit geflissentlicher Schaustellung ungewöhnlicher Pracht feierte Rudolf das Weihnachtsfest zu Goslar. In der That hatte sich seine Autorität mehr befestigt, als es in den Anfängen seines Regiments möglich schien. Seit den gescheiterten Friedensverhandlungen hatten Manche sich offen oder im Geheimen von Heinrich abgewandt; so sehr die Berechtigung des Legaten und der Bischöfe zu den über ihn verhängten Kirchenstrafen in Zweifel gezogen wurde, blieben sie doch nicht ohne alle Wirkung. Dennoch war Rudolfs und seiner Anhänger Lage noch immer bedenklich genug, und nichts beunruhigte sie mehr, als die unentschlossene Haltung ihres großen Führers jenseits der Alpen. Deshalb sandten sie alsbald eine Botschaft an ihn, legten ihm die Lage der bedrängten Kirche in Deutschland an das Herz und beschworen ihn die durch den Legaten erneute Excommunication öffentlich anzuerkennen. Die Botschaft schien nicht die eines Königs; es waren Männer ohne Ansehen, die den Zweck ihrer Reise verhehlten und alles Aufsehen vermieden; nur so konnten sie nach Rom zu gelangen hoffen.

Stattlicher zog zu derselben Zeit eine andere Gesandtschaft über die Alpen. Es waren die Bischöfe Benno von Osnabrück und Dietrich von Verdun, welche Heinrich nach Rom sandte, um auf der bevorstehenden Fastensynode seine Sache zu führen. Sie fanden in Italien eine glänzende Aufnahme. Die lombardischen Bischöfe hatten bereits bald nach

des Königs Abzug aus ihrem Lande auf einer Versammlung in den Roncalischen Feldern den Bann gegen Gregor erneuern wollen und nur der plötzliche Tod Gregors von Vercelli hatte die Versammlung vereitelt; das erfolgreiche Auftreten Heinrichs in Deutschland und die Rückkehr des Papstes nach Rom hatten ihnen dann wieder ein entschiedenes Uebergewicht über die Pataria verliehen. Den Gesandten Heinrichs kam daher jetzt die günstigste Stimmung entgegen, und sie wußten durch reiche Geschenke bald neue Freunde zu den alten zu gewinnen. Wie im Triumphe zogen sie nach Rom, und auch hier fanden sie eine entgegenkommende Aufnahme.

Wiederum ging jetzt Heinrich selbst den Papst an, ein entscheidendes Wort in deutschen Angelegenheiten zu sprechen. Freilich nicht seine Krone wollte er aus den Händen desselben empfangen, aber doch die Unterstützung Roms gegen seine Widersacher gewinnen; er wollte Gregor an den Beistand, den er ihm einst in Canossa versprochen hatte, gleichsam mahnen. Er war nicht mehr derselbe, der einst dort vor dem Papste im Büßerhemde gelegen. Widerwillig hatte er sich mit den simonistischen Bischöfen Italiens verbunden, nur gezwungen dann das Schwert gegen deutsche Fürsten gezogen, welche die Reform der Kirche predigten und ihm seine Krone raubten, aber einmal in den Kampf hineingerissen, führte er ihn mit solcher Energie und zugleich mit solcher Klugheit, daß seine Feinde zitterten und ihm wider Willen Anerkennung zollen mußten. Kaum war er zum Manne gereift, doch seine Erfolge waren die eines erfahrenen Staatsmannes und Feldherrn. In wenigen Monaten hatte er sich ganz Baiern unterworfen, in Schwaben die Macht seiner Gegner bedroht, in Franken die Bürgerschaften an sich gekettet, Böhmen zu stets bereiter Hülfe gewonnen, die Bischöfe der Lombardei und die Großen Burgunds boten ihm die Hand zum Bunde, und das sonst so streitlustige Lothringen ließ gegen ihn seine Waffen ruhen.

Das alte Königthum hatte sich in Deutschland wieder erhoben und wie es mit der Macht jener Partei stand, welche sich als die Getreuen des heiligen Petrus bezeichnete, zeigten die flüchtigen Bischöfe von Salzburg, Passau, Würzburg und Worms. Die Freiheit der Kirche mußte sich hinter die sächsische Freiheit flüchten; den Gegenkönig, welchen die päpstlichen Legaten und die römisch gesinnten Bischöfe erhoben, schützten nur sächsische Schwerter und Burgen. Der Kampf war freilich nicht

ausgekämpft, sondern erst begonnen. Schwaben vor Allem hatte seine traurigen Anfänge gesehen, und die verwüsteten Länder am Neckar und der Donau wiesen nur zu deutlich auf die Schrecken hin, welche er weiter über Deutschland zu bringen drohte.

2.

Gregor inmitten der streitenden Könige.

Gefahrvolle Lage des Papstes.

Seit dem Tage von Canossa hatte das Glück den jungen Heinrich getragen, und die Hoffnungen auf eine Herstellung der alten Kaisermacht gewannen damit neues Leben. Dagegen sah sich der Papst, in dessen Hand bereits die Weltgeschicke zu liegen schienen, zu dessen Füßen der Erbe des Imperium gesunken war, bald darauf von Schwierigkeiten umgeben, die seine freie Entschließung hemmten. Italien, dessen Kräfte er vor Allem gegen das Kaiserthum wenden wollte, entzog sich ihm; rings war er hier von mächtigen Feinden umdrängt, denen selbst seine Klugheit und unermüdliche Thätigkeit kaum gleichzeitig zu begegnen wußte.

Der Widerstand der lombardischen Bischöfe hatte sich gegen ihn gerade damals, als er in ihrer Mitte lebte, aufs Neue belebt. Er verließ endlich diesen Boden, wo ihn das Verderben täglich umlauerte. Aber nicht die Furcht vertrieb ihn aus den Burgen Mathildens; er zog sich zurück, weil er den Gedanken über die Alpen zu gehen aufgeben mußte und zugleich Alles ihn nach seiner Hauptstadt heimzukehren drängte. Denn während seiner Abwesenheit hatten sich in Rom die ihm feindseligen Elemente des Adels abermals erhoben.

Wir wissen, wie sich bald nach Gregors Abreise jener schlimme Cencius, des Stephanus Sohn, mit seinen Mordgesellen wieder in der Stadt zeigte, wie ihm bei St. Peter den Bischof von Como aufzuheben gelang. Fand Cencius auch bald darauf seinen Tod in der Ferne, sein Anhang erstarb nicht und beunruhigte nach wie vor die Stadt; das Haupt desselben war jetzt Stephanus, des Cencius Bruder. Im Sommer 1077 unterlag den Nachstellungen dieses Mannes selbst der

Präfect, jener treue Trasteveriner, dem der Papst die Obhut der Stadt anvertraut hatte. Die Masse der Bevölkerung war aber noch immer dem Papste zugethan; sie stürmte die Burg des Stephanus, bemächtigte sich seiner und brachte ihn auf die grausamste Weise um. Auch seine Genossen mußten ihr Verbrechen theils mit dem Leben, theils mit Verbannung büßen. Mit ungewöhlichen Ehren wurde die Leiche des ermordeten Präfecten bestattet; man legte sie in einen antiken Marmorsarkophag und setzte sie im Paradies von St. Peter neben Päpsten und Kaisern bei. Bald wollte man am Grabe dieses neuesten Märtyrers Wunderzeichen wahrnehmen; denn zu allen Zeiten hat Rom Zeichen und Wunder geliebt.

Als der Papst wenige Tage später nach Rom zurückkehrte, empfing man ihn festlich. Die Stadt war ihm gesichert, aber ein Flüchtling, der sich sogleich einstellte, zeigte ihm andere nahe Gefahren. Es war Gisulf von Salerno, dessen Macht inzwischen zusammengebrochen war. Ein roher Tyrann, hatte er doch mit Energie die letzten Hülfsmittel seines Fürstenthums zusammengerafft, um sich der immer weiter um sich greifenden Macht der Normannen zu widersetzen, und deshalb hatte ihn der Papst von jeher begünstigt. Dennoch konnte sich Gisulf nur so lange behaupten, als Robert Guiscard und Richard von Capua verschiedene Interessen verfolgten; sobald sich Beide gegen ihn die Hände reichten (S. 343), war sein Untergang unvermeidlich. Nach langer Belagerung ergab sich Salerno an Robert Guiscard; Gisulf mußte sich und seine Burg seinem ländergierigen Schwager übergeben und hatte von Glück zu sagen, daß dieser ihn nicht zu einem traurigen Ende in einem Kerker Palermos verdammte. In das Elend hinausgestoßen, wandte Gisulf zunächst seine Schritte nach Capua; denn er rechnete auf ein neues Zerwürfniß zwischen Richard und Guiscard, da dieser jenen nicht nach Wunsch bei der Belagerung von Neapel unterstützte. Aber seine Berechnungen waren irrig; der Bund der Normannen zog sich nur fester. Gisulf verließ deshalb Capua und eilte nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Gregor bedurfte eines kriegskundigen und verwegenen Mannes, wie der Salernitaner war, gegen den ihm widerstrebenden Adel der Stadt, noch mehr gegen die Normannen, welche des Bannes spottend einen Theil des römischen Gebiets nach dem anderen an sich rissen; noch in jüngster Zeit hatte Richard neue Eroberungen in der Campagna

gemacht. Die Streitkräfte des apostolischen Stuhls stellte der Papst deshalb unter Gisulfs Befehl, der so gleichsam des erschlagenen Präfecten Nachfolger wurde. Er überwachte die Stadt und suchte die Normannen aus der Campagna zu vertreiben. Aber er war außer Stande ihre Fortschritte zu hemmen; schon bedrängten sie Rom in unmittelbarster Nähe, und man befürchtete, daß sie in der Stadt selbst Verbindungen unterhielten. Inzwischen hatten sie auch Benevent von Neuem angegriffen. Am 17. November 1077 war Landulf VI., der letzte Fürst des alten Herrscherhauses, der als Vassall Roms das Regiment geführt hatte, ohne Erben gestorben, und am 19. December hatte Robert Guiscard die Stadt, das Eigenthum des Stuhls Petri, rings mit seinen Schaaren umschlossen. Tapfer wehrten sich die Beneventaner gegen ihren alten Feind, doch ihr Widerstand schien hoffnungslos, so lange der Papst die Belagerten nicht zu unterstützen vermochte. Ein neuer großer Verlust drohte dem Stuhle Petri. Und wo auf der Halbinsel hätte er nicht in diesem letzten Jahre schwere Einbußen an Macht und Ansehen erlitten?

Es war nicht so lange, daß Rom geglaubt hatte alle Kräfte Italiens sammeln zu können, um das Joch der deutschen Herrschaft abzuschütteln; diese Kräfte wandten sich jetzt gegen den apostolischen Stuhl selbst und hinderten den Papst in die deutschen Angelegenheiten, die sich so heillos verwickelten, mit Entschiedenheit einzugreifen. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er unablässig zu Gott betete dem Blutvergießen in Deutschland Einhalt zu thun, und auch die Fürbitten Anderer dafür in Anspruch nahm; denn von der Fortsetzung des Kampfes fürchtete er nicht nur für das deutsche Volk, sondern für die gesammte Christenheit unermeßliches Elend und grenzenlose Zerrüttung. Was in seinen Kräften stand, hat er gethan, um in Deutschland einzugreifen, ehe die Schwerter gezückt wurden. Aber sie waren gezogen, und dem Ausgang des blutigen Streits sah er mit stets wachsender Besorgniß entgegen. Weder Heinrichs Sieg noch Niederlage wünschte er. Denn beide mußten gleicher Weise ihn von dem Ziele entfernen, welches er bisher mit so großer Festigkeit verfolgt hatte; denn noch immer wollte er nichts Anderes, als den Erben des Kaiserthums demüthigen, um durch ihn das deutsche Reich und die deutsche Kirche nach seinen Absichten zu lenken, um durch ihn seine Herrschaft über die abendländische Welt zu stützen. Keinen sicheren Ausweg aus diesen Wirren fand er in seinem Geiste, und

äußerlich stand er unter dem Zwang von Verhältnissen, die sich von Tag zu Tag übler gestalteten.

In dieser inneren und äußeren Bedrängniß schlug er eine Politik ein, welche keinen anderen Zweck haben konnte, als jede große Entscheidung möglichst hinzuhalten. Während seine Legaten in Deutschland Nichts versäumten, um die Macht Rudolfs zu befestigen, verweigerte er ihren Schritten, die er nicht offen verwerfen konnte, da sie seinen Weisungen nicht widersprachen, nicht nur jede Anerkennung, sondern trat sogar selbst immer aufs Neue mit Heinrich in Unterhandlung. Eine Sache, welche die Legaten längst entschieden hatten, bezeichnete er hartnäckig als eine schwebende, deren Entscheidung er sich vorbehalten, und wagte doch die Entscheidung jener nicht umzustoßen. Es war eine zweideutige Politik, welche die Leiden Deutschlands, so tief von ihm beklagt, nicht minderte, sondern mit jedem Tage vermehrte, um derenwillen viel deutsches Blut umsonst vergossen ist.

Sicher erwartete Gregor noch auf diesem Wege an sein Ziel zu gelangen und Heinrich zu seinen Absichten zu nöthigen. Mit geringem Unterschied wiederholten sich auch jetzt nur die alten Praktiken, die den König schon einmal zu den Füßen des Papstes geworfen. Aber die Dinge hatten inzwischen eine völlig andere Gestalt gewonnen. Vor allem hatte Heinrich Erfahrungen gemacht, die ihm nicht verloren gingen. Wenn er auch mit Rom zu unterhandeln nicht müde wurde, so überwachte er doch mit nur zu gerechtfertigtem Mißtrauen jeden Schritt des Papstes und seiner Legaten und unterhielt unabläßig seine Verbindungen mit den Lombarden. Und auch die deutschen Fürsten und die Sachsen waren vorsichtiger geworden; auch sie dachten an den Tag von Canossa und wollten nicht eine zweite Aussöhnung des Papstes mit dem König erleben, die sie noch mehr kosten konnte als die erste. Bald genug hatte Gregor Worte von ihnen zu hören, wie sie noch selten zu einem Statthalter Petri gedrungen waren.

Je mehr den Papst die deutschen Angelegenheiten bedrängten, desto schmerzlicher mußte er den Tod zweier Personen empfinden, die, tief in diese Verhältnisse eingeweiht, ihm bis dahin bei der Behandlung derselben den wirksamsten Beistand geleistet hatten. Am 8. December 1077 starb in Rom der Cardinal-Bischof Gerald, nicht lange nachdem er dem Kerker des Bischofs von Piacenza entronnen. Nur wenige Jahre hatte dieser Nachfolger des Petrus Damiani auf dem Bischofsstuhle von Ostia

gesessen, dennoch dankte ihm Rom manchen wichtigen Dienst; seine Legation nach Deutschland im Jahre 1074 und dann seine letzte nach Mailand kennt die Geschichte. Gerald, ein deutscher Mann, hatte einst den Weg über Cluny nach Rom gefunden; denselben Weg nahm sein größerer Nachfolger. Es war kein Anderer, als jener Otto, welcher dereinst unter dem Namen Urban II. das Werk Gregors mit eben so viel Geschick als Glück fortsetzen sollte. Der neue Cardinal-Bischof stammte aus einer französischen Adelsfamilie, die auf ihren Burgen in der Champagne saß; früh war er der Kirche zu Reims übergeben worden, hatte dort die unteren Weihen empfangen und war bis zum Archidiakonus aufgestiegen, als er, von den Ideen der kirchlichen Reform ergriffen, in das Kloster Clunty ging. Bald gewann er als Prior auf die Verwaltung des Klosters einen bedeutenden Einfluß und bewahrte denselben, bis er mit Erlaubniß seines Abts das Kloster ververließ, um das Bisthum Ostia zu übernehmen. Otto war längst in Italien nicht unbekannt. Schon vor seinem Eintritt in Cluny hatte er dort mehrere Klöster, wie La Cava bei Salerno und Banzi in Apulien besucht; er wird damals auch Rom gesehen haben und die ausgezeichneten Gaben des Mannes werden Gregor bekannt geworden sein.

Der Deutsche wurde durch einen Franzosen ersetzt. Aber unersetzlich war der andere Verlust, welcher den Papst wenige Tage später traf. Am 24. December beschloß die Kaiserin Agnes ihr Leben, wenig über funfzig Jahre alt. In unablässigen Kasteiungen hatte sie ihren Leib so geschwächt, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst war und bei einem Fieberanfall alsbald diese gebrechliche Hülle zusammensank; sie selbst, der Heilwissenschaft nicht unkundig, hatte vergebens die Kraft des Fiebers zu brechen gesucht. Sie starb in Gegenwart des Papstes, aller ihrer Freunde und Getreuen mit großer Ergebenheit; ihr Ende war erbaulich, wie es ihr Leben in den letzten Jahren allen andächtigen Seelen gewesen war. Unermüdlich in frommen Werken, den Armen und Kranken in aller ihrer Hoheit mit beispielloser Aufopferung dienend, keine Entbehrung und Gefahr scheuend, um im Interesse des Stuhls Petri aller Orten zu wirken, hatte sie sich da zugleich als die leidenschaftlichste Gegnerin der Simonie und Priesterehe, als eine unversöhnliche Gegnerin Aller gezeigt, welche sich den Bestrebungen des Papstes widersetzten; selbst das Wohl jenes Reichs, welches sie einst beherrscht hatte, selbst die

Zukunft ihres Sohnes galten ihr wenig, wo es sich um die Macht des apostolischen Stuhls handelte.

Mitten in den großen Kampf widerstrebender Zeitrichtungen versetzt, hat Agnes Unendliches erlitten, und die Geschichte wird über eine solche Dulderin nicht hart richten, zumal sie selbst ihre Zeitgenossen zu einem milden Urtheil gestimmt hat. Dennoch läßt sich nicht verschweigen, daß es ein unglücklicher Tag für unser Vaterland war, als sie von den Ufern der Loire ihm zugeführt wurde. Ihre Schwäche hat unser nationales Königthum in einem entscheidenden Augenblick so gelähmt, daß es niemals wieder zu seiner früheren Bedeutung erstarken konnte, und zugleich hat sie das kaiserliche Ansehen, erst im Bunde mit Cadalus die Reform der Kirche bekämpfend, dann als Genossin Papst Gregors die neuen Ideen mit Feuereifer verfechtend, auf das Aeußerste gefährdet. Kaum ist irgend eine Persönlichkeit für das deutsche König- und Kaiserthum verhängnißvoller gewesen, als die einst von so vielem Glanz umstrahlte Gemahlin Heinrichs III., die Tochter Wilhelms von Aquitanien. Sie, aus dem Stamm der letzten selbständigen Könige Italiens entsprossen, schien wie vom Schicksal bestimmt, um ihr Geschlecht und die Heimat ihrer Ahnen an den Nachfolgern Ottos des Großen zu rächen. Wie anders, als sie, hatte einst jene griechische Theophano als Reichsverweserin ihre Aufgabe erfaßt, neben deren kaiserlichem Gemahl jetzt Agnes ihr Grab fand! *) Sie ist die einzige unserer Kaiserinnen, deren Gebeine Rom verblieben sind, und Rom hatte ein Recht sich dieser Reliquien zu rühmen.

Unter ungünstigen Vorzeichen ging Gregor der Fastensynode entgegen, wo er seine Politik der Welt darlegen sollte. Daß er nicht in kampfbereiter Stimmung war, zeigte die ehrenvolle Aufnahme der Gesandten Heinrichs in Rom, zeigte noch deutlicher das in der mildesten Form abgefaßte Einladungsschreiben an Wibert von Ravenna und die lombardischen Bischöfe. Gegen hundert Bischöfe, zahllose Aebte, Kleriker und Laien stellten sich auf der Synode ein; eine stattliche Versammlung, in welcher man freilich viele Häupter der lombardischen Kirche vermißte und in der auch der deutsche Klerus nicht zahlreich vertreten sein konnte.

Die wichtigste Entscheidung war offenbar in den deutschen Ange-

*) Agnes wurde bei St. Peter in der Kirche der heiligen Petronilla bestattet.

legenheiten zu treffen. Schon am ersten Tage der Synode wurden Heinrichs Abgesandte gehört. Sie entwickelten beredt die traurige Lage des Reichs, warfen alle Schuld auf den Treubruch Rudolfs und seiner Anhänger und forderten die Strafen der Kirche gegen die Abtrünnigen; nicht daß ihr König nicht selbst sie mit leichter Mühe niederwerfen könne, sondern weil es geziemend sei, das Urtheil des apostolischen Stuhls in einer so wichtigen Sache zu hören. Viele in der Versammlung riethen sogleich den Bann über Rudolf und seine Genossen zu verhängen. Der Papst widersetzte sich einer voreiligen Entscheidung, da die Sache reiflicher Ueberlegung bedürfe; erst am Schluß der Synode werde er seine Entschließung kundgeben. Viele andere Sachen wurden noch an diesem und den folgenden Tagen verhandelt. Bischof Hugo von Die, unter den heftigen Gregorianern der heftigste, war gegenwärtig; als päpstlicher Legat hatte er auf den Synoden zu Dijon, Clermont und Autun zum Mißfallen selbst der Cluniacenser eine lange Reihe von Absetzungen und Excommunicationen verhängt und gab über sein Verfahren Rechenschaft. Auch was in der Lombardei, was im römischen Gebiet und in den Ländern der Normannen vorgegangen war, bot zu manchen traurigen Verhandlungen Anlaß, zugleich aber auch Gelegenheit den Anhängern des Papstes neuen Muth einzuflößen. So verhandelte man in der Synode über die Wunder, welche am Grabe des erschlagenen Präfecten bemerkt sein sollten; auch die Gebeine Erlembalds in Mailand sollten sich wunderthätig erwiesen haben. Man war auf dem Wege, diese letzten Märtyrer für Roms Sache selig zu sprechen.

Am Sonnabend den 3. März trat der feierliche Schluß der Synode ein. Nach der Gewohnheit bezeichnete ihn eine lange Reihe von Anathemen. Sie trafen in der Masse alle Normannen, welche die Besitzungen des heiligen Petrus angriffen und die Stadt in Verwirrung zu bringen suchten, dann im Besonderen Thedald von Mailand und Wibert von Ravenna, welche sich ketzerisch und frevelhaft gegen die römische Kirche erhoben, jenen Roland von Parma, der sich durch seine Gesandtschaft im Jahre 1076 das Bisthum Treviso gewonnen (S. 359), den Cardinal Hugo, der als Apostel und Häresiarch die Kirche in Verwirrung gebracht, den Bischof Arnulf von Cremona und den Erzbischof Gaufred von Narbonne. In Bezug auf den Streit der Könige bestimmte endlich der Papst, daß demnächst neue Legaten nach Deutschland geschickt werden sollten, um auf einem Convent aller frommen und die

Gerechtigkeit liebenden Männer geistlichen und weltlichen Standes entweder einen gerechten Frieden aufzurichten oder doch sich zu vergewissern, auf welcher Seite das größere Recht sei, damit die andere Partei zur Ruhe verwiesen und durch das päpstliche Ansehen die gerechte Sache geschützt werden könne; welche Macht, hoch oder niedrig, sich diesem Friedenswerk widersetzen würde, die solle an Leib und Seele verflucht, jedes Lebensglücks beraubt sein und ihre Waffen nie wieder der Sieg begleiten. Die Bannstrafen trafen so nicht allein die Schuldigen, sondern auch die, deren Vergehen noch im Dunkel der Zukunft ruhten. Die brennenden Kerzen in den Händen des Papstes und seiner Suffragane wurden darauf zur Erde gesenkt und verlöscht; die Gebannten sollten wie diese Lichter auf ewig vernichtet sein.

Inmitten der schwersten Bedrängnisse hat Gregor, wie man sieht, das Bewußtsein seiner Stellung nicht verloren; allen Gefahren bietet er im Gefühl der gerechten Sache die Stirn. Aber so kühn er, die Blitze des Anathems gegen die Trotzigen schleudernd, aufzutreten scheint, handelt er doch nicht in der alten Siegesgewißheit, sondern mit sehr bemerkenswerther Vorsicht. Auf derselben Synode hat er Bestimmungen getroffen, welche den Umgang mit den Gebannten in manchen Fällen gestatteten und vielfachen Tadel von den strengen Verfechtern des kanonischen Rechts erfuhren. Die harten Strafbestimmungen Hugos von Die für Frankreich und Burgund bestätigte er nicht allein nicht, sondern hob sie sogar gleich darauf zum großen Theil auf. Nicht massenweise wurde der Bann aufs Neue über die Lombarden verhängt, sondern traf nur einige wenige Häupter, welche den Zorn des Papstes besonders gereizt hatten. Keinen deutschen Bischof — und der ungehorsamen gab es Viele — erreichte die Strafe. Gewiß ist auch das nicht ohne Bedeutung, daß Gregor das Investiturverbot ausdrücklich zu erneuern unterließ und zu derselben Zeit sich gefügig genug gegen Bischöfe erwies, welche wie Heinrich von Aquileja und Huzmann von Speier Ring und Stab vom Könige trotz des Verbots genommen hatten. Allerdings untersagte er auf der Synode unter der Strafe des Bannes jedem Laien oder Kleriker Bisthümer, Abteien, Propsteien, Kirchen, so wie Zehnten oder irgend welche kirchliche Gerechtsame irgend Jemandem, sei es einem Kleriker oder Laien, zu Lehen zu geben, aber diese Bestimmung, so allgemein und unbestimmt sie gehalten war, wurde nicht, wie die anderen

Beschlüsse der Synode, schriftlich verbreitet und gewann nur eine beschränkte Publicität.

Und wie verhielt sich der Papst in dem Streite Heinrichs und Rudolfs? Er gab es endlich auf, persönlich in Deutschland den verhängnißvollen Hader zu schlichten: statt seiner sollten Legaten in Gemeinschaft mit den deutschen Fürsten den Frieden des Reichs herstellen. Aber nicht jene Legaten, welche bei Rudolfs Wahl und Krönung zugegen gewesen waren und sich so entschieden auf dessen Seite gestellt hatten. Unzweifelhaft erklärte schon damals Gregor, wie er es später öfters gethan hat, daß die Wahl und Weihe Rudolfs nicht auf seinen Befehl oder Rath erfolgt sei. Die Erneuerung des Bannes durch seinen Legaten erkannte er, so sehr die Sachsen darauf drangen, nicht nur nicht an, sondern gab sich sogar den Anschein, als ob er von derselben Nichts wisse. Mit den Gesandten Rudolfs verkehrte er nur im Geheimen; vor der Synode selbst waren sie gar nicht erschienen. Es konnte dem Gegenkönig wenig nützen, wenn sie ihm nichts Anderes, als den Segen und Gruß des heiligen Vaters, von Rom zurückbrachten.

Von ganz anderer Bedeutung war es, wenn der Papst offen Heinrichs Gesandte empfing, wenn er mit ihnen einen besonderen Legaten an ihn zurücksandte, wenn er endlich einen offenkundigen Anhänger Heinrichs mit den Einleitungen zu jenem Convent beauftragte, auf welchem über die Zukunft des Reichs entschieden werden sollte. Es war der Erzbischof Udo von Trier, der Bruder jenes Eberhard von Nellenburg, der noch immer im Rathe des Königs am meisten vermochte. In einem besonderen Schreiben wurde Udo angewiesen, sich mit irgend einem Bischof der Gegenpartei zu verständigen; gemeinschaftlich sollten sie dann eine Zusammenkunft beider Parteien herbeiführen, auf welcher Zeit und Ort des Friedensconvents bestimmt, ein Waffenstillstand bis auf zwei Wochen nach Auflösung desselben geschlossen und Sicherheit für die Legaten bestellt würde, welche der Papst zu dem Convent entsenden wolle. Diese Bürgschaften sollte Udo persönlich — entweder in Gemeinschaft mit dem anderen Unterhändler oder allein — nach Rom überbringen und die Legaten dann unter seinem Geleit über die Alpen ziehen. Von diesen seinen Entschließungen unterrichtete der Papst in einem zweiten Schreiben auch die deutschen Fürsten.

Offenbar waren die Hoffnungen, welche Rudolf und die Sachsen auf die Botschaft nach Rom gesetzt hatten, bitter getäuscht; weder hatte

der Papst die Wahl von Forchheim noch den Bann bestätigt, welchen sein Legat gegen Heinrich verkündigt hatte. Allerdings hatten sie früher bereits in einen Fürstentag zur Entscheidung des Thronstreits gewilligt, aber sie dachten dabei nur an Verhandlungen unter dem Einfluß jener Legaten, welche Rudolf bisher auf alle Weise unterstützt hatten, deren Ansicht unzweifelhaft war. Fast mit Sicherheit war zu erwarten, daß die neuen Legaten, von Udo über die Alpen geführt, die Wege ihrer Vorgänger, welche der Papst jetzt zu billigen beanstandete, nicht beschreiten würden Maßregeln, welche wesentlich unter dem Einfluß Udos durchgesetzt werden sollten, verhießen von vornherein einen Heinrich günstigen Ausgang.

Die Mißstimmung der Sachsen gegen den Papst giebt sich am deutlichsten in einem Schreiben zu erkennen, welches sie um diese Zeit an ihn richteten. Es ist voll der bittersten Vorwürfe, und Niemand wird sie unbegründet nennen wollen. Ohne Rückhalt werfen hier die Sachsen dem Papste vor, wie sie ihm den Triumph von Canossa bereitet und zum Dank dafür nun in der Noth verlassen würden, wie er sich die von ihm selbst angeordneten Maßregeln seiner Legaten anzuerkennen weigere und in das Dunkel einer unverständlichen Politik hülle. „Wir unerfahrenen Leute", sagen sie, „vermögen Eure geheimen Absichten nicht zu durchschauen, aber wir müssen Euch vorstellen, was aus dieser Vertröstung beider Parteien, aus dieser unentschiedenen Verschleppung bereits entschiedener Sachen entstanden ist und, wie wir sehen und hören, noch täglich entsteht. Daher stammen alle Schrecken des inneren Kriegs, unzählige Mordthaten, der Gräuel der Verwüstung, die Einäscherung der Kirchen und Wohnhäuser, die unerhörte Bedrückung der Armuth und Belastung des Kirchenguts, die Ohnmacht aller staatlichen und kirchlichen Gesetze, endlich durch den Kampf der beiden Herrscher, denen Ihr in gleicher Weise mit Hoffnungen schmeichelt, eine solche Verschleuderung des Kronguts, daß unsere Könige fortan vom Raube werden leben müssen. Dies Alles würden wir gar nicht oder doch in viel geringerem Maße zu beklagen haben, wenn Ihr, ohne zur Rechten oder zur Linken zu weichen, auf dem betretenen Pfade verharrt hättet. Allerdings habt Ihr im Eifer für die Kirche einen gefahrvollen Weg beschritten; ihn zu verfolgen wird mühevoll sein, aber auf ihm umzuwenden ist schmachvoll." Wenn Rudolfs Anhänger ferner in diesem Schreiben dem Papst zur Last legen, daß er sie nicht einmal mit

gleichem Maße, wie ihre Gegner, messe, daß er Heinrich, wenn er von beiden Königen spreche, in erster Stelle nenne, daß er Heinrichs Gesandte gnädig aufnehme, während die ihrigen als unbedeutende und ungeschickte Leute geringschätzig behandelt würden, so waren auch diese Beschwerden nicht unbegründet. Von dem Convent enthält das Schreiben nicht ein Wort; die Sachsen wollten offenbar nichts von demselben wissen.

Freilich waren auch Heinrichs Absichten auf der Synode nicht erreicht; der Papst hatte weder über den Gegenkönig den Stab gebrochen, noch sich völlig von denen getrennt, die ihn erhoben hatten, die Schritte seiner Legaten nicht gebilligt, aber auch nicht verworfen. Aber klar ist doch, daß sich Rom, so weit es möglich war, ihm genähert hatte, daß sich ihm Aussichten eröffneten, die Autorität des apostolischen Stuhls noch gegen seinen Widersacher wenden zu können. Nie war Heinrich in seinen Mitteln wählerisch gewesen, und er verschmähte auch die Entscheidung eines Convents nicht, wie jetzt in Aussicht gestellt war, wenn er nur sicher war, daß sie ihm die volle Regierungsgewalt zurückgab; selbst das Eingreifen des Papstes hatte er unter dieser Voraussetzung mehr als einmal in Anspruch genommen.

Nicht Geringes gewann Gregor gewiß seinem Herzen ab, als er von der bisher verfolgten Bahn, wenn auch nur um einige Schritte, abwich. Jeden Anspruch, jedes wahre oder vermeintliche Recht seines Amtes opferte er nur mit bekümmerter Seele; Nachgiebigkeit und Mäßigung waren, wo es die Macht der Kirche galt, seinem Sinne nicht eigen, eine zögernde und zuwartende Politik seinem lebhaften Geiste wenig entsprechend. Was mußte es ihn nicht kosten, einen Lieblingsgedanken aufzugeben, der ihm so lange geschmeichelt, jene Reise nach Deutschland, auf welcher er als Richter über Deutschland dem apostolischen Stuhl den glänzendsten Triumph bereiten konnte! Die Noth der Zeit forderte von ihm neben anderen Opfern auch dieses.

Man ermißt die Kämpfe, welche in diesen Tagen sein Inneres durchtobten, aus einem Schreiben, welches er einige Wochen nach der Synode an den Abt von Cluny richtete. „Unter so vielen Bedrängnissen und Mühseligkeiten“, schreibt er, „leiden wir, wie sie unsere Umgebung nicht mitzudulden, ja nicht einmal anzuschauen vermag. Oft ist mir das Leben zum Ekel und des Leibes Tod mein Verlangen. Nur der leidende Jesus, jener liebreiche Tröster, wahrer Gott und wahrer Mensch,

wenn er mir dann seine Hand entgegenstreckt, richtet mich wieder von meiner großen Trübsal auf; sobald er mich aber verläßt, ist meine Seele von Neuem verzagt. Denn in mir herrscht der Tod, und nur in dem Herrn finde ich bisweilen das Leben. Wenn alle meine Kräfte mir versagen, rufe ich seufzend zu ihm: Hättest du solche Bürde Moses und Petrus aufgelegt, sie würden ihr, wie ich glaube, unterlegen sein: was vermag also ich, der ich gegen sie Nichts bin? Entweder mußt du selbst jetzt herabsteigen und mit Petrus den Pontificat verwalten, oder du mußt meinen Fall und den Untergang des Pontificats sehen. Dann aber gedenke ich der Worte: „Herr, sei mir gnädig, denn ich bin schwach" *), und jener anderen: „Ich bin vor Vielen wie ein Wunder, aber du bist meine starke Zuversicht" **). Und auch des Spruchs vergesse ich nicht: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken" ***)."

Aus diesem Erguß seiner innersten Gefühle wird klar, wie schwach sich Gregor inmitten dieser Wirren und Kämpfe selbst erschien, aber nicht minder deutlich erhellt, was ihn stärkte und hob. Es war der Glaube an Christus, nur verstand er gleich den Meisten seiner Zeitgenossen nicht jenes Christuswort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Denn was Anderes war die Quelle dieser seiner Leiden und Aengste, als daß er sich berufen hielt als Haupt der Kirche auch über die Reiche dieser Welt zu gebieten?

Eitele Friedensbestrebungen und vergebliche Kämpfe.

Heinrich empfing in Regensburg die ersten Nachrichten von den Beschlüssen der römischen Synode. Er war durch sie nicht befriedigt, aber er verkannte keinen Augenblick alle Vortheile, die sie ihm boten. Sofort entschloß er sich selbst in Verhandlungen mit den Sachsen zu treten, um den Convent zu ermöglichen, von dem er jetzt kein anderes Resultat, als die Unterwerfung seiner Widersacher, erwartete. Ohne Verzug begab er sich in die rheinischen Gegenden, wo die Friedensbestrebungen die meisten Anhänger hatten, wo man sich am eifrigsten um eine Ausgleichung des traurigen Streits bemühte. Ostern (8. April) feierte der König zu Köln, und erst hier kehrten seine Gesandten zu

*) Psalm 6, 3.
**) Psalm 71, 7.
***) Matthäus 3, 9.

ihm zurück. Der päpstliche Legat, der sie begleitete, überbrachte dem Könige die dringenden Aufforderungen des Papstes in einen Waffenstillstand zu willigen und dem in Aussicht genommenen Convent kein Hinderniß zu bereiten; einen Beweis der Liebe werde der Papst darin sehen, wenn sich der König seinen Wünschen füge.

Heinrich war so fügsam, wie der Legat nur irgend erwarten konnte. Sogleich ging er nach Mainz und betrieb selbst das Friedenswerk, bei welchem ihm ohne Zweifel Erzbischof Udo als Unterhändler diente. Eine Zusammenkunft von Vertrauensmännern beider Parteien wurde verabredet, um eine Verständigung darüber herbeizuführen, wie man den Forderungen des Papstes entsprechen könne. Die Zusammenkunft fand in Fritzlar statt. Aber die Sachsen fanden dort nur Männer, die sie als ihre erbitterten Feinde anzusehen gewohnt waren; sie hörten von ihnen eine Sprache, als ob die Beschlüsse der römischen Synode nur gegen Rudolf und seinen Anhang gerichtet, als ob es bei dem Convent lediglich auf die Unterwerfung des Gegenkönigs abgesehen sei. Dennoch wagten sie aus Furcht vor den vom Papste angedrohten Strafen nicht die Verhandlungen abzubrechen, sondern erklärten sich zu einem Waffenstillstand und zur Beschickung des Convents bereit. Um Zeit, Ort und andere Bedingungen desselben näher zu bestimmen, begleitete ein Gesandter der Sachsen die Vertrauensmänner des Königs an den Rhein zurück. Die Unterhandlungen wurden nun am königlichen Hoflager fortgeführt, aber sie zeigten sich bald als erfolglos *); unverrichteter Sache reiste der Gesandte der Sachsen ab. Weder über Ort noch Zeit des Convents war man übereingekommen; auch vom Waffenstillstand war nicht mehr die Rede.

Die Chronisten jener Zeit klagen Heinrich an, die Friedensbestrebungen des Papstes damals, wie immer in der Folge, vereitelt zu haben. Aber sie sind gegen ihn sehr parteiische Zeugen, und hinreichende Beweise liegen vor, daß gerade die Sachsen einem Convent, wie ihn der Papst beabsichtigte, zu jener Zeit durchaus abgeneigt waren. Auch blieb der Legat nach dem Abbruch der Verhandlungen ohne Scheu, bis er Deutschland verließ, an Heinrichs Seite, und sein Bericht in Rom scheint dann den Sachsen nicht eben günstig gewesen zu sein. Denn

*) Wahrscheinlich haben sich schon damals, wie später, die Unterhandlungen zerschlagen, weil die Sachsen auf Stellung von Geiseln bestanden.

am 1. Juli erließ Gregor ein neues Schreiben an die Deutschen, worin er abermals auf den Convent drang und die Androhung des Bannes gegen Alle wiederholte, die sich demselben widersetzen würden; zugleich betheuerte er, daß er der ungerechten Sache damit in keiner Weise Vorschub zu leisten beabsichtige und alle derartige Voraussetzungen ungerechtfertigt seien.

Die Sachsen müssen sich besonders durch dieses Schreiben getroffen gefühlt haben; denn sie hielten eine Rechtfertigung für erforderlich. Wir besitzen das merkwürdige Schriftstück, welches ein helles Licht auf die Lage der Dinge wirft. In sehr bestimmter Weise erklärten hier die Anhänger Rudolfs dem Papste, daß ein Convent unmöglich sei, auf welchem die vertriebenen Bischöfe mit ihren Verfolgern, die Anhänger der Kirche mit Excommunicirten sich verständigen sollten, daß dieser Convent überdies Nichts mehr entscheiden könne, nachdem ein Legat des Papstes nach den ihm ertheilten Weisungen den Bann über Heinrich erneuert und das Reich Rudolf bestätigt habe, daß jedes weitere Schwanken von Seiten des heiligen Vaters die Verwirrung nur steigere und er bei seinem früheren Verhalten beharren müsse, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte. „Denn wenn Ihr" — so schließen sie — „Euch nicht zu dem bekennen wollt, was Ihr selbst geboten habt, wenn Ihr uns in der Gefahr, in die wir uns nur Euretwillen gestürzt haben, verlaßt, so ist Himmel und Erde uns Zeuge, daß wir ungerecht untergehen."

Ehe noch dieser Brief an den Papst abging, hatte man wieder zu den Waffen gegriffen. Die nächste Folge der gescheiterten Verhandlungen war gewesen, daß Bischof Hermann von Metz mit mehreren lothringischen Herren, die sich während derselben an Heinrichs Hof begeben hatten, diesen verließen und in ihre Heimat zurückkehrten. Heinrich fürchtete eine allgemeinere Erhebung Oberlothringens; denn schon seit längerer Zeit bemühte sich der Legat Abt Bernhard, der noch in Hirschau verweilte, die überrheinischen Gegenden gegen ihn in die Waffen zu bringen. Eilends folgte der König deshalb, begleitet vom Herzog Theoderich, dem Grafen Folkmar und einem kleinen, eilig zusammengerafften Heere, dem Bischof, nöthigte ihn durch einen unerwarteten Ueberfall zur Flucht, bemächtigte sich der Stadt Metz und legte eine Besatzung hinein. Dann führte er seine Schaaren nach dem Elsaß ab, dessen Sicherung jetzt für ihn von außerordentlicher Wichtigkeit war. Bischof Werner

von Straßburg war gestorben, und an seiner Stelle bedurfte der König eines Mannes, dem er unbedingtes Vertrauen schenken konnte. Er setzte deshalb seinen Kapellan Dietbold, bisher Probst zu Konstanz, in das Straßburger Bisthum ein. Von einem Einfall in Schwaben stand er, da ihm ein genügendes Heer fehlte, auch diesmal ab; er entließ die geringe Mannschaft, die er am Rheine gesammelt, und ging durch die fränkischen Länder nach Regensburg zurück, wo er das Pfingstfest (27. Mai) feierte.

Inzwischen war der Gegenkönig, der sich während dieser ganzen Zeit in Goslar aufhielt, mit Zurüstungen zu einem großen Heereszuge beschäftigt. Da er in Deutschland selbst nicht auf eine ausreichende Unterstützung gegen Heinrich zählen konnte, hatte er sich nach auswärtigen Bundesgenossen umgesehen und sie gefunden. König Philipp von Frankreich und Graf Robert von Flandern boten ihm die Hand. Jener hoffte bei den Wirren Deutschlands zu gewinnen; dieser suchte mit seinem Stiefsohn Graf Dietrich schon seit geraumer Zeit eine Gelegenheit, um den jungen Gottfried von Bouillon aus den friesischen Gegenden zu verdrängen (S. 369. 370), und hatte sich zu dem Ende mit den Westfriesen verbündet. Noch wichtiger aber war, daß der König Ladislaw von Ungarn, der vor Kurzem seinem Bruder Geisa gefolgt war und in steter Besorgniß vor einem erneuten Versuch Heinrichs die Rückkehr des entthronten Salomo zu bewirken stand, Bundesgenossenschaft mit Rudolf und dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich schloß. Auch König Boleslaw von Polen, damals auf der Höhe seiner bald zusammenbrechenden Macht stehend, trat dadurch Rudolf näher. Denn der Pole war Ladislaws Vetter und Beider Macht stützte sich gegenseitig (S. 307); überdies war der Böhmenherzog, der treue Bundesgenosse Heinrichs, der schlimmste Widersacher des Polen, und diesem blieb kaum eine andere Wahl, als Rudolfs Sache zu unterstützen. Der Gegenkönig war so ein Mittelpunkt für Alle geworden, die sich durch Heinrichs Macht in ihrem Interesse bedroht fühlten. Als Rudolf das Pfingstfest 1078 nicht ohne Glanz in Goslar feierte, erschienen vor ihm Gesandte der Könige von Frankreich und Ungarn, wie der Westfriesen von Vlaardingen und mehrerer lothringischer Herren; sie alle entboten ihm Freundschaft und versprachen ihm Beistand gegen seine Feinde *).

---

*) Schon damals war König Ladislaw von Ungarn mit einer Tochter Rudolfs vermählt oder vermählte sich ihr doch wenig später. Sie wird in einer Urkunde vom

Noch war Rudolf mit seinen Rüstungen beschäftigt, als seine Freunde in Schwaben bereits losschlugen. Zuerst machte der junge Berthold von Zähringen, Herzog Bertholds Sohn, einen Angriff auf den Elsaß. Heinrich hatte hier die Bauern nach Grafschaften zu den Waffen gerufen und eine Art Landwehr organisirt. Mit diesem Bauernheere traten die Bischöfe von Basel und Straßburg dem Zähringer entgegen. Aber schon beim ersten Zusammenstoß hielten die Elsaffer Bauern gegen die schwäbischen Ritter nicht Stand; ein großes Blutbad wurde unter ihnen angerichtet, und die in die Gefangenschaft der gewappneten Herren fielen, wurden für ihren Waffengang mit Entmannung bestraft. Nur mit Mühe waren die Bischöfe selbst den Feinden entronnen. Gleich darauf warfen sich der alte Berthold und Welf mit einem stattlichen Heere nach dem rheinischen Franken und durchzogen es unter furchtbaren Verwüstungen. Es begleitete sie der päpstliche Legat Abt Bernhard, welcher Kloster Hirschau verlassen hatte, um am Rhein entlang den Aufstand gegen Heinrich zu schüren. Die Absicht der aufständischen Herzoge war vom Rhein nach Ostfranken vorzudringen und sich hier um den 1. August mit dem Gegenkönige zu vereinigen.

Für Rudolf lagen die Verhältnisse nicht ungünstig. Lothringen, selbst bedroht, vermochte Heinrich keine Hülfe zu gewähren; gelang es Rudolf nur die Verbindung mit Berthold und Welf zu bewirken, so ward er unschwer Herr in Ostfranken, konnte Heinrich in Baiern angreifen und dort mit Unterstützung des Ungarnkönigs und des Markgrafen Liutpold gegen ihn den entscheidenden Schlag führen. Heinrich sah, daß die Sicherung Ostfrankens allein die ihm drohende Gefahr beseitigen konnte; er mußte sich den Besitz desselben sichern, ehe sich das sächsische und schwäbische Heer vereinigen konnten. Mit so starker Macht, als er in Baiern nur aufbringen konnte, eilte er deshalb in die Maingegenden, um hier Rudolf selbst entgegenzutreten; inzwischen sollten die Bauernschaften am Neckar die anrückenden Herzoge aufhalten. Denn auch hier hatte er, wie im Elsaß, die Bauern nach Grafschaften und Zehnten aufbieten und mit ritterlichen Waffen versehen lassen. 12,000 Mann stark, hielt dieses Bauernheer die Uebergänge am unteren Neckar besetzt und hemmte in der That einige Zeit das weitere Vor-

---

Jahre 1082 erwähnt; den Namen nennen gleichzeitige Schriftsteller nicht, spätere nennen sie Adelheid. Man sehe Büdinger: Ein Buch ungarischer Geschichte S. 77.

dringen der schwäbischen Ritterhaufen. Indessen rückten aber die Sachsen unter Rudolfs Führung über das Thüringer Waldgebirge und betraten die fränkischen Grenzen; hier stießen sie bei Melrichstadt an der Streu auf Heinrich und seine Baiern. Durch trügerische Friedensverhandlungen soll sich Rudolf einige Tage haben täuschen lassen; am 7. August griff Heinrich unerwartet ihn an.

Es war ein völlig ungeordneter Kampf, der an der Streu entbrannte. Rudolf fand nicht Zeit seine Schaaren planmäßig zu ordnen. Deshalb wichen gleich beim ersten Angriff Heinrichs die Haufen der Erzbischöfe von Magdeburg und Merseburg, welche sich nach des Chronisten Bruno Ausdruck besser auf Psalmensingen als Kriegsführung verstanden und wohl gethan hätten zu Hause zu bleiben. Diese Bischöfe selbst suchten sofort das Weite, und mit ihnen der Cardinal Bernhard, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Worms. Vergebens bemühte sich König Rudolf der Flucht Einhalt zu thun. Immer allgemeiner wurde der Schrecken um ihn; auch Herzog Magnus und dessen Oheim Hermann hielten dem Feinde nicht Stand. Schon glaubte sich Rudolf ganz verlassen und wandte sich mit denen, die noch um ihn stritten, zum Rückzug.

Aber an anderen Stellen hatten die Sachsen mit besserem Erfolge gekämpft. Vor Allem hatte Otto von Nordheim mit seinen Rittern sich nicht nur wacker gehalten, sondern auch die Feinde zurückgedrängt und weit verfolgt. Erst bei Einbruch der Nacht trat er wieder den Rückweg nach dem Schlachtfelde an. Er fand es besetzt. In der Meinung, daß es Feinde seien, schickte er Kundschafter aus, und da deren Rückkunft sich verzögerte, hielt er für das Gerathenste sich weiter zurückzuziehen. Aber nicht der Feind, sondern der sächsische Pfalzgraf Friedrich stand mit seinen Schaaren auf dem Schlachtfelde. Auch er hatte sich tapfer geschlagen, die Feinde zurückgetrieben und verfolgt, dann aber sich gewandt, um das Schlachtfeld zu behaupten. Gott für den Sieg des heiligen Petrus preisend — denn unter diesem Namen hatten die Sachsen gekämpft — brachte er die Nacht bei Melrichstadt zu und trat erst am folgenden Tage den Rückweg an. Er nahm ihn durch Thüringen, wo er Schmalkalden und mehrere benachbarte Ortschaften mit Feuer und Schwert verwüstete.

Denn wie nach der Schlacht bei Homburg behandelten die Thüringer die flüchtigen Sachsen übel genug; sie griffen sie auf den Straßen auf

und beraubten sie ihrer Habe. Gerade die hervorragendsten Männer wurden am ärgsten mißhandelt. Den Bischof von Merseburg hatte man nackt ausgezogen und so entlassen; ein ähnliches Schicksal traf Herzog Magnus. Der Erzbischof von Magdeburg wurde auf der Flucht erschlagen; man schob die Schuld auf Wenden, deren es auch damals noch Viele in diesen Gegenden gab. Den Cardinal Bernhard, den Erzbischof Siegfried von Mainz und viele Andere hatte man festgehalten, um ein hohes Lösegeld zu erpressen, aber Pfalzgraf Friedrich befreite sie aus den Händen ihrer Bedränger. Für andere Gefangene kam die Stunde der Erlösung nicht so bald; der Bischof von Worms und Graf Hermann der Billinger wurden von den Thüringern dem Könige ausgeliefert.

Nach einer späteren Aufzeichnung soll Heinrich unmittelbar nach dem Kampfe auf das vom Pfalzgrafen geräumte Schlachtfeld zurückgekehrt sein und sogar an die Verfolgung der Sachsen gedacht haben, als ihm eben damals der Böhmenherzog mit einem starken Heere zuzog. Ist dies begründet, so mußte er doch bald seine Absicht aufgeben. Denn auch er hatte schmerzliche Verluste erlitten. Nach rühmlichen Kämpfen war Graf Eberhard von Nellenburg gefallen, seit langer Zeit der erste Mann im Rathe des Königs; wie Eberhards beide Söhne bei Homburg, so hatte er selbst jetzt mit seinem Blute die Treue besiegelt. Auch der Markgraf Dietbold vom Nordgau, die Grafen Poppo von Henneberg und Heinrich von Lechsgemünd hatten im Kampfe ihr Ende gefunden. Die bedeutendsten Männer hatten sich auf Rudolfs Seite zuerst in die Flucht geworfen; auf Heinrichs Seite kämpften gerade sie bis zum letzten Athemzug.

Noch mehr als solche Verluste mußte Heinrich zur Vorsicht die schlimme Nachricht bewegen, daß an demselben Tage, an welchem er an der Streu geschlagen, die fränkischen Bauern am Neckar von den schwäbischen Rittern überfallen und nach hartem Kampf völlig überwältigt waren. Die Ritter mißhandelten das geringe Volk, welches sich ritterliche Waffen zu tragen erkühnte, auf unmenschliche Weise; die nicht niedergemacht wurden, entmannten sie nach dem traurigen Beispiel, welches bereits im Elsaß gegeben war. Wäre Heinrich jetzt vorgedrungen, so hätte er, da Bertholb und Welf der Weg offen lag, zwischen zwei Heeren in eine sehr gefahrvolle Lage gerathen müssen: er beschloß deshalb den Rückzug nach Baiern anzutreten. Berthold und

Welf befürchteten einen neuen Einfall in Schwaben; auch sie verließen deshalb sofort den fränkischen Boden und zogen unter entsetzlichen Verwüstungen in ihre Heimat zurück.

Das Waffenglück war Heinrich nicht günstig gewesen; an der Streu war er mindestens nicht im klaren Vortheil geblieben, und sein Bauernheer am Neckar war vernichtet. Aber doch hatten seine Gegner sich nicht vereinigen, ihm nicht Ostfranken entreißen, ihn nicht in Baiern angreifen können. Sein Uebergewicht über seine Widersacher war nicht mehr so stark, wie ein Jahr zuvor, — in Schwaben, wie in den rheinischen Gegenden, hatten diese weiteren Raum genommen — doch stand er aufrecht, und schon fürchteten ihn die, welche einst seine Heere zum Siege geführt hatten und deren Abfall er jetzt züchtigen mußte.

Im October sammelte Heinrich in Regensburg ein neues Heer, angeblich um es gegen Rudolf und die Sachsen zu führen, in Wahrheit aber zu einem Rachezug gegen seine Widersacher in Schwaben. Er hatte es darauf abgesehen, die Macht Bertholds, Welfs und ihrer Anhänger hier gründlich zu erschüttern. Während deshalb von anderen Seiten auf sein Geheiß die Burgunder und Franken in Schwaben einfielen, brach er selbst mit einem baierischen und böhmischen Heere gegen den 1. November vom Osten her in das unglückliche Land, welches nun zum dritten Mal alle Gräuel der Verwüstung sah. Schonungslos wurde gehaust, wo man auf welfische oder zähringische Besitzungen stieß. Auch der Wehrlosen, die sich in die Kirchen flüchteten, erbarmte man sich nicht. Die Weiber schändete das rohe Kriegsvolk, steckte sie in Mannstracht und schleppte sie mit sich fort. Die Kirchen benutzte man als Pferdeställe oder zu noch niedrigeren Zwecken; mehr als hundert von ihnen sollen ruchlos entweiht sein. Die Priester wurden mißhandelt. Und dies geschah vor den Augen der Bischöfe, welche dem Könige dienten. Selbst Erzbischof Udo von Trier nahm keinen Anstoß an solchen Freveln; man hielt es deshalb für eine göttliche Strafe, daß er auf diesem Zuge einen plötzlichen Tod fand. Er starb vor Tübingen, einer Burg des Grafen Hugo, am 11. November; seinem Bruder Graf Eberhard folgte er schnell in das Grab.

So furchtbar die Verwüstung Schwabens war, sah der König seine Absicht, die Macht seiner Widersacher zu brechen, doch nicht erreicht. Die alten Stammsitze der Welfen um Altdorf und Ravensburg wurden arg heimgesucht, aber Welf nicht überwunden. Der alte Herzog Berthold,

als er von der Lintburg*) die Verheerung seiner Länder sah, verfiel in Irrsinn und hauchte alsbald den letzten Athem aus (6. November), aber in seine Stellung trat sein Sohn gleichen Namens, der sich schon als ein mannhafter Kriegsführer erprobt hatte. Von den Widersachern des Königs hatte sich nur der Graf Hugo, als die fremden Schaaren beim Einbruch der strengen Jahreszeit Schwaben wieder räumen mußten, zur Unterwerfung bequemt.

Die Waffen hatten so wenig, wie die Friedensbestrebungen des Papstes, eine wesentliche Entscheidung herbeigeführt, und kein Ende dieser Wirren schien abzusehen, wenn nicht der Papst aus seiner schwankenden Haltung trat. Abermals wandten sich die streitenden Parteien an ihn, um ihn zu einer bestimmten Erklärung zu drängen.

Gregor konnte im Sommer 1078 freier das Haupt erheben, als zur Zeit der Fastensynode. Der Bann, den er damals auf die Normannen geschleudert, war nicht wirkungslos geblieben. Unmittelbar in Folge desselben hatten sich Roger von Sicilien, der Bruder Robert Guiscards, und Jordan, der Sohn Richards von Capua, dem Stuhle Petri unterworfen, und auch Richard selbst gab, als er bald darauf in eine schwere Krankheit verfiel, dem Papste reuig die ihm entrissenen Besitzungen zurück. Mit der Kirche versöhnt, starb am 5. April dieser rastlose und ehrgeizige Kriegsmann, der so viel dazu beigetragen hatte, die Herrschaft der französischen Ritter im südlichen Italien zu befestigen; bisweilen hatten die Nachfolger Petri einen zweideutigen Bundesgenossen, öfter noch einen schlimmen Widersacher an ihm gehabt, seine Vasallentreue war zu allen Zeiten nicht probehaltig befunden worden. Jordan überkam die Länder des Vaters, und alsbald eilte der Pabst selbst nach Capua, um sich der Treue des neuen Vasallen zu versichern. Er baute um so fester auf sie, als sich Jordan sogleich in den Kampf gegen Robert Guiscard, seinen Oheim, warf. Die Belagerung Neapels hob er auf und zog den Beneventanern, die ihn durch eine große Geldsumme gewonnen hatten, zur Hülfe. Die Thürme Herzog Roberts vor der Stadt wurden zerstört, er selbst von den Mauern derselben abzuziehen

*) Oberhalb Weilheim, jetzt in Ruinen.

gezwungen. Und schon erhob sich, von Jordan genährt, ein weitverbreiteter Aufstand unter den normannischen Baronen Apuliens; auch Abälard, Humfreds Sohn, der sich noch vor Kurzem mit seinem Oheim ausgesöhnt hatte, beanspruchte von Neuem die unterschlagene Erbschaft des Vaters. Noch einmal wurde Roberts Macht, so gesichert sie schien, tief erschüttert; fast zwei Jahre bedurfte er zur Bewältigung der aufständischen Großen.

Da die Normannen ihre Schwerter gegen einander wandten, hatte sie der Papst jetzt weder in Rom noch im Patrimonium Petri sehr zu fürchten. Schwerere Besorgniß erweckte ihm der hartnäckige Widerstand der lombardischen Bischöfe, aber auch er konnte ihm kaum unmittelbar gefährlich werden, so lange Heinrich in Deutschland festgehalten wurde. Von den Vorgängen an der Streu war der Papst unterrichtet. Heinrich hatte gleich nach der Schlacht dieselben den Lombarden, den Römern und ihm als einen vollständigen Sieg dargestellt, aber der Abt Bernhard, der bald darauf von seiner Legation zurückkehrte, und andere Männer, welche den Weg nach Rom fanden, hatten andere Nachrichten gebracht. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Kampf beide Theile nur geschwächt hatte, und um so mehr mochte der Papst auf ihre Nachgiebigkeit hoffen.

So faßte er den Entschluß, gegen die Gewohnheit auf die Mitte des Novembers eine zweite Synode nach Rom zu berufen, auf welcher auch die deutschen Angelegenheiten aufs Neue zur Verhandlung kommen sollten.

Am 19. November wurde die Synode im Lateran gehalten. Sie war nicht zahlreich besucht, aber dies hinderte den Papst nicht eine lange Reihe bedeutender Beschlüsse fassen zu lassen. Für die Reform der Kirche, wie Gregor sie auffaßte, ist keine seiner Synoden bedeutender gewesen; auf keiner sind die reformatorischen Kanones vollständiger veröffentlicht worden. Das Investiturverbot wurde nicht nur erneuert, sondern ihm jetzt auch die weiteste Verbreitung in der bei den Kirchengesetzen herkömmlichen Weise durch päpstliche Rundschreiben gegeben; doch wurden auch jetzt nur die Geistlichen, welche die Investitur aus Laienhand nähmen, mit Strafen bedroht, nicht die Laien, welche sie ertheilten. Jede Besetzung der Bisthümer wurde als unkanonisch und ungültig bezeichnet, wenn nicht eine freie Wahl durch Klerus und Laien stattgefunden hatte. Mit der größten Entschiedenheit trat der Papst abermals der Simonie

und dem Nicolaitismus entgegen. Jedes kirchliche Eigenthum, vor Allem freilich das Patrimonium Petri, wurde gegen Eingriffe der Laien geschützt, nur zu kirchlichen Zwecken sollte fortan Kirchengut verwendet werden; aber man darf nicht vergessen, daß dabei den Bischöfen die Fürsorge für den Unterricht in den freien Wissenschaften besonders an das Herz gelegt wurde. An Excommunicationen fehlte es abermals nicht, nur verschonten sie mindestens den deutschen Klerus. Wie weit die Blicke des Papstes jetzt wieder schweiften, zeigt der Bannfluch, den er gegen Nicephorus Botaniates, den Usurpator des byzantinischen Throns, schleuderte; denn dieser hatte vor wenigen Monaten Kaiser Michael entthront, ihn in ein Kloster zu gehen genöthigt und mit dessen Gemahlin Maria eine alle Ordnungen der Kirche verhöhnende Ehe geschlossen. Auch über die Lehre des Berengar von Tours, der schon seit längerer Zeit in der Nähe des Papstes lebte, wurde aufs Neue verhandelt; gegen die heftigsten Angriffe wußte Gregor den französischen Theologen, den er als seinen Schützling ansah, zu vertheidigen und erwirkte ihm zu seiner Rechtfertigung einen Aufschub bis zur nächsten Fastensynode.

Die Versammlung hatte ihren Geschäftskreis weit genug gezogen und faßte folgenreiche Beschlüsse. Aber was für die Beilegung der deutschen Wirren geschah, hatte wenig Bedeutung. Die Erneuerung des Investiturverbots schien nur geeignet neuen Stoff zu Zerwürfnissen zu bieten, und wenn man sich Hoffnung gemacht hatte, daß der Papst jetzt mit einer entschiedenen Erklärung für Heinrich oder Rudolf hervortreten würde, sah man sich abermals getäuscht. Daß Alle, welche den Friedensconvent gehindert hatten, excommunicirt wurden, schien eine gleichgültige Maßregel, da die Friedensstörer nicht näher bezeichnet wurden: entmuthigen mußte dagegen, wenn der Papst noch immer an der Entscheidung durch den Convent festhielt, obwohl sich die Unmöglichkeit desselben hinreichend herausgestellt hatte.

Beide Könige hatten abermals Gesandte geschickt, und beide Gesandtschaften wurden dies Mal von der Synode gehört. Die Gesandten Rudolfs verlangten die Bestätigung des Bannes, welchen der Legat über Heinrich erneuert: aber Gregor wollte auch jetzt noch nichts von diesem Schritt seines Legaten wissen und erklärte, daß er vor Allem Heinrichs Rechtfertigung vernehmen müsse, ehe er mit neuen Strafmaßregeln gegen ihn vorgehen könne. Die Gesandten Heinrichs drängten den Papst gegen Rudolf und seine Anhänger als Meineidige das Anathem zu schleudern:

der Papst erwiderte ihnen, daß er die Beschuldigten erst hören, aber die Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs, welche Rudolf geweiht, ihrer Würden entsetzen und Rudolf selbst das Reich absprechen werde, wenn er und die Bischöfe sich nicht zu rechtfertigen vermöchten. Jede weitere Entschließung verwies er auf die nächste Fastensynode; bis dahin sollte Heinrich zuverlässige Männer nach Rom senden, unter deren Geleit die für den Convent bestimmten Legaten sicher nach Deutschland ziehen könnten.

In der Hauptsache blieb, wie man sieht, der Papst in seiner abwartenden Stellung. Aber ganz ungetröstet blieben doch diejenigen nicht, die für den heiligen Petrus in Deutschland litten, namentlich nicht jene Bischöfe und Priester, die Heinrich ihrer Güter beraubt und in das Exil gejagt hatte, während er die Besitzungen ihrer Kirchen an seine Ritter austhat. Schon vorlängst war Bischof Adalbert von Worms nach Rom gekommen und hatte dort die schwersten Anklagen gegen die Zerstörer seines Bisthums erhoben; der Papst hatte ihm Beistand versprochen, aber bald darauf war Adalbert in die Hände des Königs gefallen, und Rom konnte ihm wenig helfen. Jetzt tönten die lautesten Klagen auch der anderen vertriebenen Bischöfe aus Deutschland herüber. In einem Schreiben schilderten sie dem Papste alle Leiden, die sie um ihrer Treue willen erduldet, und zwar von Männern, die ihren Ungehorsam gegen Rom deutlich kundgegeben hätten und denen der Papst entgegentreten müsse und könne; da er dies verabsäume, müsse man glauben, daß er ihnen absichtlich Raum zur Vernichtung der Getreuen ließe. „Eure hochgerühmte Tapferkeit" — so schließt der Brief — „welche nach dem Apostel *) allen Ungehorsam zu rächen bereit ist, weshalb züchtigt sie ihn nicht hier? Weshalb läßt sie ihn ungestraft, obschon derselbe so groß ist, daß zahllose unerhörte Uebel aus ihm erwachsen? Wenn wir armen Schafe auch nur in einer Kleinigkeit einmal fehlen, kommt sogleich über uns die Zuchtruthe mit apostolischer Strenge. Nun es aber den Wölfen gilt, die mit gierigem Rachen unter der Heerde des Herrn wüthen, wird jedes Einschreiten langmüthig verschoben, Alles im Geiste der Sanftmuth ertragen. Mag Euch aber die Furcht vor dem Manne, dessen Herrlichkeit Koth und Würmer ist **), verleitet oder die Ueberredungskunst vertrauter Personen ***) erweicht haben, wir bitten Euch

*) 2. Korinther 10, 6.
**) 1. Makkabäer 2, 62.
***) An die Gräfin Mathilde dachte man dabei wohl vorzüglich.

bei dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß Ihr Euch ermuthigt, daß Ihr dessen eingedenk seid, was Ehre und Gottesfurcht von Euch heischen, und wenn Ihr Euch unserer um unseretwillen nicht erbarmt, mindestens Eure Unschuld bei diesem Blutvergießen wahret. Dann laßt Ihr ferner diejenigen, die Ihr daran hindern müßt und könnt, ungestraft gegen uns wüthen, so ist zu befürchten, daß Ihr vor dem gerechten Richter wegen unseres Unglücks keine Entschuldigung finden werdet." Dies Schreiben machte doch, wie es scheint, auf den Papst einigen Eindruck; auf der Synode sprach er den Bann aus über alle Ritter, welche ohne Zustimmung der Bischöfe vom König oder sonst einem Fürsten Kirchengut zu Lehen genommen oder sonst unrechtmäßiger Weise Kirchengut an sich gebracht hätten.

Für die Anhänger Rudolfs war damit freilich nur wenig gewonnen, und ihr Unmuth über den Erfolg der Synode so sehr erklärlich. Diesem Unmuth lieh Welf in einem Schreiben an den Papst Ausdruck, zog sich aber dadurch nur eine zurechtweisende Antwort zu. Zugleich ermunterte ihn jedoch der Papst in seinem Eifer für die Kirche nicht nachzulassen. Sollte Welf damit zu einem neuen Waffengange aufgefordert sein, so leistete er willig und schnell Gehorsam. Noch im Winter durchzog er verwüstend Churrhätien und zwang hier mehrere Herren auf Rudolfs Seite zu treten.

Rudolf selbst konnte den Kampfplatz nicht so bald wieder betreten. Erst hemmte ihn eine schwere Krankheit, dann die Ungunst der Verhältnisse. Der ihm von Frankreich und Ungarn zugesagte Beistand versprach ihm, nachdem seine Unternehmung gegen Franken und Baiern gescheitert, wenig Nutzen, und die Sachsen zeigten zu einem neuen Zuge außerhalb Landes geringe Neigung. Sie waren schon zum Theil der aufreibenden Kämpfe müde, und ihre Stimmung erschien so schwankend, daß sich Heinrich sogar Hoffnungen eröffneten, sie auch ohne den Papst wieder auf seine Seite zu ziehen.

Sehr unzufrieden mit den Beschlüssen der Synode hatte sich Heinrich gegen Weihnachten nach Franken begeben und das Fest in Mainz gefeiert. Lebhaft beschäftigte ihn damals die Besetzung der beiden Erzbisthümer Köln und Trier. In Köln war der ihm ergebene Hildulf gestorben und hatte Siegwin, den Dekan des dortigen Domstifts, zum Nachfolger erhalten. In Trier trat an Udos Stelle der Probst Eigilbert von Passau, der eben von der Gesandtschaft nach Rom zurückgekehrt

war. Obwohl Eigilbert bei der Verkündigung des Investiturverbots selbst zugegen gewesen war, weigerte er sich so wenig, wie Siegwin, Ring und Stab aus der Hand des Königs zu nehmen. Schon aber begann Heinrich mit den Sachsen Friedensverhandlungen zu eröffnen; wahrscheinlich durch den Grafen Hermann den Billinger, welchen er, nachdem derselbe Unterwerfung gelobt, der Haft entlassen hatte. Der König trug auf eine Zusammenkunft von Vertrauensmännern beider Theile in Fritzlar an und versprach sich in Allem, was billig, nachgiebig zu erweisen. In der That gingen die Sachsen auf dieses Anerbieten ein. Abermals wurde nun in der Mitte des Februars 1079 in Fritzlar getagt, doch abermals zeigten sich die Verhandlnngen als vergeblich. Heinrich wollte nur die Unterwerfung seiner Widersacher; diese verlangten dagegen Sicherungen, welche ihnen der König entweder nicht geben wollte oder nicht konnte. Nur den Erfolg hatte der Tag von Fritzlar, daß sich Manche, die es bis dahin mit Rudolf gehalten, jetzt wieder dem rechtmäßigen König zuwandten, namentlich in Hessen und Westfalen. Gegen diese Abtrünnigen unternahm Rudolf bald darauf eine Heerfahrt, auf welcher Fritzlar mit dem Münster, welchen der heilige Bonifacius errichtet hatte, eingeäschert wurde.

Zu derselben Zeit, als die Besprechungen in Fritzlar stattfanden, wurde auch in Rom wieder über die Geschicke des deutschen Reichs verhandelt. Am 11. Februar wurde im Lateran die Fastensynode eröffnet. Eine sehr zahlreiche Versammlung — 150 Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte — begrüßten den Papst. Vor Allem wichtig war, daß sich der Cardinal Bernhard, der bisher in Sachsen eine so wichtige Rolle gespielt, mit den vertriebenen Bischöfen von Passau und Metz eingestellt hatte; nur auf Umwegen und unter manchen Fährlichkeiten soll ihnen nach Rom zu kommen gelungen sein. Die Worte dieser Getreuen des heiligen Petrus mußten schwerer in das Gewicht fallen, als Alles, was die Gesandten der Sachsen, die auch diesmal nicht fehlten, für ihre Sache anführen mochten. Heinrich hatte ebenfalls Boten geschickt, aber nur mit dem Auftrag ihn zu entschuldigen, daß er das versprochene Geleit für die Legaten noch nicht habe abgehen lassen; in der nächsten Zeit werde er mehrere angesehene Männer nach Rom senden, mit denen sich der Papst über die Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Reich verständigen könne. Wahrscheinlich waren es einige Kleriker des Bischofs Rupert von Bamberg, welche diese Botschaft des Königs

der Synode überbrachten; sie hatten zugleich den Auftrag Protest einzulegen, wenn sich der Papst zu der Erneuerung des Bannes sollte hinreißen lassen. Unfraglich wollte Heinrich, da er den Ausgang der Unterhandlungen in Fritzlar damals noch nicht voraussehen konnte, nur Zeit gewinnen, aber gerade wegen dieser Verhandlungen, welche auch dem Papste nicht verborgen bleiben konnten, mußte er vor einem raschen Schritte desselben Besorgniß hegen.

Nur mit zwei Angelegenheiten von Bedeutung beschäftigte sich die Synode. Die Sache Berengars wurde in einer so wenig für ihn, wie für seine Widersacher ehrenvollen Weise ausgetragen. Berengar ließ sich zur Beschwörung eines vieldeutigen Glaubensbekenntnisses bewegen, welches er dann doch bald wieder zurücknahm. Seine Nachgiebigkeit war besonders durch den Papst veranlaßt, der Nichts unterließ, um diesen ihn auch persönlich tief berührenden Handel zu beseitigen. Wenn Berengar trotz der Rückkehr zu seinen früheren Lehren in der Folge nicht neuen Anfechtungen unterlag, so dankte er es der Fürsorge des Papstes, der einen die Kirche schon zu lange aufregenden Theologenstreit nicht neue Nahrung gewinnen lassen wollte. Für seine Person hielt Gregor an der Meinung fest, daß Berengars Lehre nicht häretisch sei; er glaubte durch die heilige Jungfrau selbst in dieser Meinung bestärkt zu sein. Er ließ es über sich ergehen, daß seine Gegner seine eigene Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen suchten.

Schwerere Sorgen, als Berengars Handel, bereiteten dem Papste die deutschen Angelegenheiten, die zu einer Entscheidung drängten. Dem Cardinal Bernhard und den Bischöfen, die mit ihm bei Rudolfs Krönung assistirt hatten und nun vor der Synode standen, konnte es nicht schwer fallen, ihr Verfahren mit Gregors eigenen Anweisungen zu rechtfertigen; die Schilderung der Verfolgungen, welche die Getreuen des heiligen Petrus von Heinrich erlitten, mußten überdies auf den Papst und die Synode einen tiefen Eindruck machen. Dagegen hatte sich Gregor von Heinrich, so sehr er ihn bisher geschont zu haben glaubte, kaum noch die Unterwürfigkeit zu versprechen, die er forderte. Das verlangte Geleit für die Legaten war ausgeblieben, und die Unterhandlungen mit den Sachsen zeigten, daß Heinrich bereits ohne Einmischung Roms die Ordnung in Deutschland herzustellen suchte; gelang ihm dies und kam er dann über die Alpen, wo man längst seiner harrte, so mußte der Papst in die bedenklichste Lage gerathen. So groß war sein Mißtrauen,

daß er bereits öffentlich aussprach, er halte alle Versprechungen Heinrichs für trügerisch. Dennoch schien es ihm auch jetzt noch nicht an der Zeit, mit dem König völlig zu brechen.

Aufs Neue drang man in den Papst und die Synode das Anathem über Heinrich zu erneuern, und es wurde förmlich hierüber verhandelt. Aber Gregor war nicht dazu zu bewegen, vielmehr nahm er die Frist an, die Heinrich für die Sendung einer neuen Gesandtschaft gestellt hatte, und setzte jede weitere Entscheidung über ihn bis auf die Pfingstwoche aus, wo abermals eine Synode in Rom gehalten werden sollte. Im Uebrigen verharrte er durchaus bei seinen früheren Bestimmungen in Betreff des Convents und excommunicirte Alle, die denselben verhindert hätten oder verhindern würden. Die Boten Heinrichs mußten schwören, daß bis Himmelfahrt das versprochene Geleit eintreffen und ihr König sich dann dem Richterspruch der Legaten auf dem Convent fügen werde. Ingleichen leisteten die Gesandten Rudolfs einen Eid, daß auch er sich dem Urtheile des Convents unterwerfen würde, sei es nun, daß der Papst selbst oder dessen Legaten auf demselben erscheinen sollten. Man sieht, auch der Fall wurde noch einmal ins Auge gefaßt, daß der Papst selbst über die Alpen käme und die Entscheidung über das deutsche Reich unmittelbar in die Hand nähme.

Es könnte scheinen, als ob sich Gregors Stellung inmitten der Parteien auch jetzt noch im Wesentlichen nicht geändert habe; in Wahrheit war dem nicht so, in Wahrheit ergriff der Papst bereits entschieden für Rudolf Partei. Nicht allein daß er den Bann bestätigte, welchen der Bischof Hermann von Metz über den Herzog Theoderich und den Grafen Folkmar ausgesprochen hatte, daß er das Anathem gegen Alle schleuderte, welche die Kirchengüter der anderen vertriebenen Bischöfe an sich gerissen hatten, er erließ auch sofort ein Schreiben an Rudolf und die Sachsen mit der Aufforderung zu den Waffen zu greifen und mit der ausdrücklichen Zusicherung treuen Beistands; in seinem Vertrauen auf diesen Beistand sollte sich Rudolf durch keine Täuschungen Anderer beirren lassen; wenn er im Kampfe nur beharre, werde das Ende seiner Leiden nicht fern sein. Es steht hiermit im Zusammenhange, daß Gregor alsbald dem König von Ungarn an das Herz legte sich des Grafen Ekbert von Formbach und der anderen baierischen Flüchtlinge thatkräftig anzunehmen, daß er sofort Anstrengungen machte, die Pataria diesseits und jenseits der Alpen wieder in das Leben zu rufen, indem

er noch von der Synode ein Schreiben erließ, worin er die Messen der verheirateten Priester zu hören verbot, daß er endlich abermals mit den schärfsten Strafen gegen die simonistischen Bischöfe der Lombardei einschritt.

Sichtlich faßte der Papst alle Mittel des Widerstands gegen Heinrich scharf ins Auge — und doch begann gerade er selbst jetzt neue Unterhandlungen mit diesem Könige und sandte neue Legaten an ihn ab, um wo möglich noch eine Verständigung zu erzielen. Sie sollten sich — so lauteten ihre uns hinreichend bekannten Anweisungen — mit dem König über Ort und Zeit des Convents verständigen, die Einsetzung der vertriebenen Bischöfe und den Abbruch des Verkehrs mit den Gebannten von ihm fordern, im Uebrigen sich in die Angelegenheiten des Reichs nicht mischen und namentlich die Investiturfrage unberührt lassen. Die Träger dieser Botschaft waren der Cardinal-Bischof Petrus von Albano, ein einfacher Mönch, der sich im Kampfe gegen die Simonie einen Namen gemacht und dadurch eine hohe Stellung gewonnen hatte, und der Bischof Udalrich von Padua, ein eifriger Gegner Berengars, sonst ein Mann von losen Grundsätzen. Die Fürsorge für diese Legaten wurde dem Patriarchen Heinrich von Aquileja befohlen, der sich in letzter Zeit durch Unterwürfigkeit nicht geringe Gunst zu Rom erworben hatte. Durch König Heinrich eingesetzt, hatte er Ring und Stab doch aus der Hand des Papstes genommen und ihm einen förmlichen Lehnseid geleistet. Ob dem so war, kannte der Papst die Beziehungen des Patriarchen zu dem König Heinrich gut genug, um zu wissen, daß er am leichtesten den neuen Legaten den Zugang zum Könige eröffnen konnte. Auch versäumte man zu Rom nicht andere beim König einflußreiche Personen zu gewinnen, namentlich den Bischof Rupert von Bamberg, der über sieben seiner Vassallen, welche unrechtmäßiger Weise Kirchenbesitzungen an sich gerissen, Beschwerde geführt hatte; sie wurden, wenn sie ihren Raub nicht auslieferten, mit dem Bann bedroht.

So schürte der Papst mit der einen Hand das Kriegsfeuer, in der anderen erhob er die Friedenspalme. Wer glauben wollte, daß er Heinrich durch neue Unterhandlungen nur in trügerische Sicherheit habe einschläfern wollen, würde sich sicherlich irren. Wie sehr seine Aussichten auf eine gütliche Unterwerfung Heinrichs unter die Entscheidung der römischen Kirche herabgestimmt sein mochten, er hatte doch noch nicht alle und jede Hoffnung aufgegeben. Aber man wird fragen, welche Ent-

scheidung er für den Fall, daß diese Unterhandlungen Erfolg haben sollten, zu treffen gewillt war. Denn augenscheinlich konnte er Rudolf jetzt nicht mehr fallen lassen, und auf einen freiwilligen Rücktritt Heinrichs von der Herrschaft war bei der Lage der Verhältnisse nicht von fern zu denken. Es liegt die Vermuthung nahe, daß Gregor unter diesen Umständen eine Theilung des deutschen Reichs in Aussicht nahm, und nicht ohne Befremden bemerkt man, daß in seinen Schreiben aus dieser Zeit öfters von einem Sachsenreich die Rede ist und dieses sogar ausdrücklich neben dem deutschen Reiche genannt wird *). Wir wissen, daß der Papst damit nur Gedanken begegnet wäre, die sich längst in dem sächsischen Stamm regten. Der Tag zu Forchheim hatte Deutschland zwei Könige gegeben; schlimmer wäre es gewesen, wenn der Convent, welchen der Papst so eifrig betrieb, das deutsche Reich in zwei Theile zerrissen hätte. Gewiß war es ein Glück für Deutschland, daß der Convent auch jetzt nicht zu Stande kam.

König Heinrich war um Ostern nach Baiern zurückgekehrt und feierte das Fest (24. März) zu Regensburg. Bald erfuhr er von den Vorgängen auf der Synode und daß die neuen Legaten sich schon auf dem Wege zu ihm befänden. Er vermochte den Patriarchen von Aquileja ihre Reise aufzuhalten und sandte den Bischof Benno von Osnabrück, seinen geschicktesten Unterhändler, schleunigst nach Rom, um das Ausbleiben des zur Himmelfahrt angekündigten Geleits — der Papst hatte verlangt, daß es aus sieben Männern von hervorragender Bedeutung bestehe — zu entschuldigen und die Pfingstsynode zu vereiteln. Als Entschuldigungsgrund konnte Heinrich anführen, daß er in einen unausweichlichen Kampf verwickelt sei, der ihn anderen Geschäften entziehe.

Markgraf Liutpold von Oesterreich hatte im Bunde mit Ungarn und den vertriebenen baierischen Grafen eine den König bedrohende Stellung eingenommen. Heinrich beabsichtigte ihm durch einen Angriff

*) Es muß dabei erwogen werden, daß Gregor Sachsen als besonderes Eigenthum des heiligen Petrus nach einer angeblichen Schenkung Karls des Großen ansah.

zuvorzukommen, zugleich aber seine Widersacher in Schwaben durch einen Einfall zu beschäftigen. Da er den letzteren nicht selbst leiten konnte, übergab er ein aus Baiern, Ostfranken und dem Augsburgischen gesammeltes und durch die aus Churrhätien vertriebenen Herren verstärktes Heer dem Grafen Friedrich von Staufen, den er zugleich mit dem Herzogthum Schwaben belehnte und mit seiner Tochter Agnes, obwohl sie noch Kind war, verlobte.

Das Geschlecht Friedrichs war nicht von altem Ruhme, aber es zählte zu den angesehenen des schwäbischen Adels. Die nicht sehr ausgedehnten Besitzungen desselben lagen um die Alp, wo sich zwischen dem Rems- und Filsthal der Staufenberg stattlich erhebt. Der Vater des neuen Herzogs wurde Friedrich von Büren*) nach einer Burg zwischen dem Staufenberg und den Marktflecken Lorch genannt, von der sich noch jetzt Ruinen vorfinden; er vermählte sich mit der im Elsaß reich begüterten Hildegard, und aus dieser Ehe entsprangen mehrere Kinder, welche neuen Glanz in das Geschlecht brachten. Vor Allem geschah dies durch den Sohn, welcher den Namen des Vaters trug. Er baute die Burg auf dem Staufen, nach welcher sich das Geschlecht fortan nannte**). Er wird zuerst als Graf bezeichnet, vertauschte diesen Titel aber bald genug mit dem herzoglichen; zugleich verband ihn das Glück enge dem königlichen Geschlecht. Seiner Treue und Tapferkeit hatte Friedrich diese schnelle Erhebung zu danken; aber so rasch gewonnene Ehren pflegen nicht ohne Kampf behauptet zu werden, und auch Friedrich wurde mit ihnen ein mühevolles Dasein zu Theil.

Denn alsbald erhob Rudolfs Anhang einen anderen Herzog, da Rudolf selbst in der Ferne weilte und seine Gemahlin Adelheid, die als seine Stellvertreterin in den schwäbischen Gegenden während seiner Abwesenheit angesehen war, vor Kurzem ihr peinvolles Leben beendet hatte. Ihren jungen Sohn Berthold, dem schon früher von Heinrich die Nachfolge im Herzogthume zugesagt war, führte Welf jetzt mit einigen anderen Großen nach Ulm, wo er ihn zum Herzog wählen und ihm huldigen ließ. Bald nach Welfs Abzug erschien der Staufer mit seinem Heere vor Ulm und besetzte die Stadt, mußte aber dieselbe bald wieder

*) Jetzt Wäscherschlößchen bei Wäschenbeuern.

**) Die Burg ist im Bauernkrieg zerstört worden; nur wenige Mauerreste sind noch von derselben erhalten.

räumen, als Welf mit kriegerischer Macht zurückkehrte. Um den Zähringer fester an sein Haus zu fesseln, vermählte ihm König Rudolf seine Tochter Agnes. Die vereinte Macht des Welfen und Zähringers schien mehr als hinreichend, um das Aufkommen des Staufers niederzuhalten. Der Kampf tobte in Schwaben um Herzog und Gegenherzog fort, besonders litten dabei die Gegenden um Ulm und Augsburg. Schwer seufzte man hier über den Mißstand der Zeiten, wo man zwei Könige, zwei Herzoge und zwei Bischöfe hatte; bald mußte man auch über zwei Päpste seufzen.

Indessen hatte sich König Heinrich gegen Osten gewendet, Liutpolds Mark durchzogen und selbst die Grenzen Ungarns mit seinem Heere überschritten. Zu einem offenen Kampf scheint es nicht gekommen zu sein; aber erfolglos war der Zug nicht, da Markgraf Liutpold seinem Bunde mit Ungarn und Rudolf entsagen mußte. König Ladislaw hatte Grund genug einer Fortsetzung des Kampfes auszuweichen; denn um dieselbe Zeit war die Macht Boleslaws in Polen, an welcher er bisher eine Stütze gehabt hatte, zusammengebrochen, und er bedurfte Ruhe, um sich in seinem eigenen Reich zu sichern. Zur Pfingstzeit kehrte Heinrich nach Regensburg zurück und empfing hier die Legaten des Papstes, die mit dem Patriarchen die Alpen endlich überstiegen hatten. Sie fanden die beste Aufnahme, und der König erklärte sich abermals den Convent zu fördern bereit; er schlug vor, daß Männer beider Parteien mit den Legaten eine neue Besprechung in Fritzlar halten sollten, um über die Bedingungen desselben dort das Nähere zu bestimmen.

Heinrichs Vorschlag fand Beifall, und abermals beschloß man in Fritzlar zu tagen. Die Legaten begaben sich dorthin und wurden vom Erzbischof von Mainz mit allen Ehren empfangen. Welf stellte sich mit den Schwaben nicht ein, angeblich weil ihm der König freies Geleit versagte. Auch Ekbert von Meißen und seine Freunde fehlten, da um diese Zeit Herzog Wratislaw von Böhmen einen Versuch machte, sich in den ihm früher zugetheilten Marken festzusetzen (S. 321). Dieser Angriff machte Ekbert, seine Schwiegermutter Adela und ihre ganze Sippe bedenklich, und sie sannen bereits auf einen Vergleich mit Heinrich. Die von Rudolfs Seite zu Fritzlar erschienen Abgeordneten zeigten sich aus diesen und anderen Gründen von Mißtrauen erfüllt und erklärten sich erst dann auf weitere Verhandlungen einlassen zu können,

wenn Heinrich ihnen durch Geiseln und eidliche Versprechungen genügende Sicherheit böte; sie selbst seien ihm gleiche Bürgschaften zu stellen bereit. Die Gegenpartei weigerte sich Zugeständnisse zu machen, von denen vorauszusehen war, daß sie der König nicht billigen würde. Aber die Legaten drangen darauf, und man gab ihnen endlich nach; wohl um so eher, als die neue Zusammenkunft, die auf die Zeit nach Mariä Himmelfahrt (15. August) anberaumt war, zu Würzburg, einer Heinrich ganz ergebenen Stadt, stattfinden sollte.

Um die bestimmte Zeit zog Heinrich selbst, von den Legaten, vielen Bischöfen und einem stattlichen Heere begleitet, nach Würzburg. Geiseln hatte er nicht gestellt, und die Sachsen erschienen, wie zu erwarten stand, deshalb nicht auf dem Tage; sie sandten dagegen Botschaft nach Rom, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und die Legaten anzuklagen, deren Vertraulichkeit mit Heinrich sie mit Besorgniß erfüllte. Heinrich schob dagegen jetzt alle Schuld, daß die Friedensverhandlungen vereitelt seien, auf Rudolf und die Sachsen; dringend verlangte er, daß die Legaten sofort über sie wegen ihres Ungehorsams gegen die päpstlichen Befehle den Bann verhängen sollten. Er meinte, daß sie dazu mindestens gleichberechtigt wären, wie früher der Cardinal Bernhard zu dem unter ähnlichen Umständen eingeschlagenen Verfahren (S. 451), und wollte Gleiches mit Gleichem vergolten wissen. Aber die Legaten weigerten sich hartnäckig, so weit ihre Aufträge zu überschreiten.

Mit Kriegsmacht war Heinrich ausgezogen und traf nun Anstalten, sogleich die Sachsen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Rudolf war zu einem Kampfe nicht hinreichend gerüstet, zog aber dem anrückenden Feinde entgegen. Auf einen Zusammenstoß mit demselben konnte er es nicht ankommen lassen; deshalb wandte er sich alsbald an die weltlichen Fürsten in Heinrichs Lager mit dem Begehren, die Waffen ruhen zu lassen, um die Sache in Güte auszutragen: unter erträglichen Bedingungen sei er entschlossen auf den Convent einzugehen und wolle sich jeder Entscheidung des Papstes unterwerfen. Rudolfs Worte fanden Gehör. Die weltlichen Fürsten an Heinrichs Seite drangen auf einen Waffenstillstand. Der König widerstrebte, noch mehr die Bischöfe, aber ihr Widerstand brach sich an den Legaten, die beiden Theilen vom Kampfe abzustehen geboten. Ein Waffenstillstand, wie es scheint auf unbestimmte Dauer, wurde von den Fürsten geschlossen; während desselben sollten abermals Vertrauensmänner von beiden Seiten zusammen-

treten, um Zeit und Ort des Convents zu bestimmen. Die Heere zogen ab; Rudolf kehrte im October nach Sachsen, Heinrich nach Baiern zurück.

Von der Zusammenkunft der Vertrauensmänner, von dem Convent ist dann nicht weiter die Rede gewesen; wohl auf beiden Seiten war man endlich des unseligen Spieles müde, in welches man durch die Forderungen des Papstes immer von Neuem verwickelt wurde. Auch die Legaten desselben mußten die Ueberzeugung gewinnen, daß sie ihre Aufträge nimmermehr ausführen könnten. Sie zogen im Herbste ohne Dank, aber nicht ohne Lohn über die Alpen heimwärts; denn beide Parteien hatten das Gold nicht geschont, um sich Vortheile zu gewinnen. Der Patriarch blieb am Hofe Heinrichs zurück; er war bereits ganz in dessen Interesse gezogen.

Noch immer glaubte der Papst mit den Mitteln der Politik den Streit schlichten zu können. Schon bald nach der Fastensynode hatte der Herzog Theoderich von Oberlothringen ihm durch die Markgräfin Mathilde seine Dienste angeboten, um einen ihm günstigen Frieden mit dem Könige zu vermitteln: der Papst mußte dieses Anerbieten, da es von einem Manne kam, den er vor Kurzem noch excommunicirt hatte, zurückweisen. Dagegen fand Benno von Osnabrück, als er nach Rom kam, dort keine ungünstige Aufnahme; die Entschuldigungsgründe, die er geltend machte, gewannen Anerkennung. Die Pfingstsynode unterblieb, das Strafverfahren gegen Heinrich wurde vertagt. Von seiner neuen Legation versprach sich der Papst damals noch die besten Erfolge. Die Bemühungen des Patriarchen belohnte er durch ein Dankschreiben vom 16. Juni und durch die Verleihung von Ehrenbezeugungen; zu derselben Zeit wies er die Legaten aufs Neue an, das Investiturverbot Heinrich gegenüber nicht in Erwägung zu bringen und nur ihre besonderen Aufträge im Auge zu behalten. Inzwischen drangen aber Rudolf und die Sachsen immer heftiger in den Papst die Excommunication Heinrichs zu erneuern. Wir besitzen ein langes Schreiben, worin sie alle Gründe für die Nothwendigkeit der Excommunication erörtern; wahrscheinlich war es für jene vereitelte Pfingstsynode bestimmt, deren eben erwähnt ist. Sie erreichten damit so wenig etwas vom Papste, wie mit den Klagen, welche sie gegen das auffällige Benehmen seiner Legaten erhoben. Allerdings sprach er in einem Schreiben vom 1. October sein Bedauern aus, wenn die Legaten ihre Vollmachten überschritten haben sollten,

und forderte die Getreuen des heiligen Petrus auf, sich in dem begonnenen Kampf dadurch nicht beirren zu lassen, doch bestimmte Schritte gegen Heinrich vermied er auch jetzt noch und rechtfertigte sein Zögern mit der fast einmüthigen Geneigtheit der Italiener für Heinrichs Sache, mit den Vorwürfen übergroßer Härte und Lieblosigkeit, die er sogar unmittelbar an seiner Seite vernehmen müsse.

So zögerte Gregor, bis seine Legaten zurückkehrten. Zuerst erschien Udalrich von Padua in Rom allein; er hatte Petrus von Albano, den anderen Legaten, auf der Reise zurückgelassen. Seine Mittheilungen waren Heinrich durchaus günstig; er bürdete die Schuld, daß der Convent auf immer neue Hindernisse stoße, vor Allen den Sachsen auf. Aber ein Mönch, der als Rudolfs Abgesandter in Rom verweilte, trat ihm entgegen; Petrus wurde darauf beschieden, verhört und seine Aussagen richteten sich gegen Heinrich. Wie der Papst auch über die Thätigkeit seiner Legaten nun denken mochte, er mußte endlich begreifen, daß er auf dem bisher eingeschlagenen Wege zu keinem anderen Ziele gelangen könne, als die Entscheidung ganz aus den Händen zu verlieren; griff er nicht bald ein, so schlichteten die Fürsten Deutschlands ohne Rom den verderblichen Streit oder ein glücklicher Waffengang machte einen der beiden Könige vollständig zum Herrn des Reichs, ohne daß es seiner Mitwirkung weiter bedurfte.

Und schon dachte Heinrich an eine neue große Heeresfahrt nach Sachsen und knüpfte dort Verbindungen mit Allen an, deren Treue gegen Rudolf zu wanken schien. Kaum von einem Streifzug in die schwäbischen Gegenden zurückgekehrt, begab er sich um Weihnachten nach Franken und feierte das Fest in Mainz. Um ihn sammelte sich hier ein Heer von Baiern, Franken und Schwaben, welche der Staufer führte, von Böhmen unter Herzog Wratislaw, selbst Rittern aus dem fernen Burgund; auch der Patriarch von Aquileja war und blieb in der Nähe des Königs. Mitten im Winter brach Heinrich mit diesem Heere auf, zog durch Hessen und überschritt die Grenzen Thüringens. Er hoffte Rudolf unvorbereitet zu finden, sah sich aber in dieser Hoffnung getäuscht.

Auch Rudolf hatte gerüstet und ein stattliches Heer aus Sachsen zusammengebracht. Freilich verweigerten ihm Manche jetzt den Dienst, die noch bei Melrichstadt für ihn das Schwert gezogen hatten. Die Billinger hatten sich schon mit Heinrich vertragen; Adela und der Markgraf Ekbert dachten nur an einen vortheilhaften Frieden; Ekbert folgte

wohl dem Heere, aber lediglich um den rechten Moment zu wählen, wo er Rudolf verlassen könne. Auch Dietrich von Kamburg, der Sohn des Grafen Gero, sagte sich alsbald von dem Gegenkönige los, und mit ihm einige andere mächtige Herren, wie Wiprecht von Groitsch. Dennoch hatte Sachsen Rudolf noch große Streitkräfte gestellt; mit einer bedeutenden Macht zog er seinem Widersacher durch Thüringen entgegen, bis er dessen Heer vor sich sah. Im Angesicht desselben ging er aber dann wieder bis gegen die sächsischen Grenzen zurück; er wollte die schlimmen Thüringer nicht abermals, wie bei Melrichstadt, im Rücken haben.

Heinrichs Schaaren ergossen sich nun verheerend über Thüringen; besonders hatten sie es auf die Besitzungen des Mainzer Erzbischofs abgesehen. Erfurt wurde in Brand gesteckt; zwei Kirchen dort eingeäschert, in deren Flammen auch zahlreiche Flüchtlinge ihren Untergang fanden. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg sprachen über Heinrich und seine Anhänger als Tempelschänder aufs Neue den Bann aus. Erst in der Nähe der Unstrut, wenig oberhalb der Stelle, wo Heinrich den Sieg bei Homburg erfochten hatte, auf halbem Wege zwischen Mühlhausen und Langensalza, unfern des Dorfs Dorla, fand Heinrich den Feind in fester Stellung, einen Kampf erwartend; er bezog darauf in der Nähe bei dem Dorfe Flarchheim ein Lager. Zwischen beiden Heeren floß ein kleiner Bach, dessen Rand sich auf der Seite nach Dorla zu steil erhob. Hier hatte Otto von Nordheim Fuß gefaßt; denn er wollte zuerst dem Feind entgegentreten, und man erwartete, daß Heinrich hier zunächst den Uebergang über den Bach erzwingen würde.

Kein Zweifel kam bei Heinrich auf, daß er jetzt den Feind angreifen müsse; nur wollte er den Kampf nicht da annehmen, wo er ihm angeboten wurde. Er umging den Bach und erschien plötzlich im Rücken des sächsischen Heeres. Rudolf ließ Otto auffordern schnell seine Stellung zu ändern und der bedrängten Nachhut zur Hülfe zu eilen. Es bedurfte einiger Zeit, ehe Otto die nothwendige Schwenkung ausführen konnte; inzwischen hatten Heinrichs Ritter die Nachhut zersprengt und waren schon bis zu den Schaaren, welche Rudolf selbst befehligte, vorgedrungen. Ein furchtbares Gemetzel entstand; die Schrecken desselben vermehrte, daß sich ein Wirbelwind erhob und ein so dichtes Schneetreiben entstand, daß man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte. Besonders hitzig drangen die Böhmen vor; Herzog Wratislaw

kam bis in Rudolfs Nähe und gewann dessen Königslanze, ein kostbares Beutestück, welches in der Folge die böhmischen Herzoge bei feierlichen Gelegenheiten vortragen ließen. Heinrichs Schaaren waren entschieden im Vortheil, bis der Kampf plötzlich eine andere Wendung gewann; wie es scheint dadurch, daß sich Otto noch rechtzeitig mit den Seinen in das Waffengetümmel mischen konnte. Die Schaaren Heinrichs stoben plötzlich auseinander; die sich eben noch Sieger geglaubt hatten, dachten alsbald nur an Flucht. Es war ein Wintertag (27. Januar 1080), an dem so zum zweiten Male die Könige ihre Waffen maßen; erst am Nachmittag hatte die Schlacht begonnen, und in kaum einer Stunde war sie entschieden. Rudolf behauptete das Schlachtfeld und hatte volles Recht sich des Sieges zu rühmen.

Viel Blut war auf beiden Seiten geflossen. Von den Böhmen allein sollen über dreitausend Mann auf dem Kampfplatz geblieben sein, unter ihnen der Burggraf von Prag; auch von seinen deutschen Leuten verlor Heinrich nicht Wenige. Rudolfs Verlust scheint nur gering gewesen zu sein; der vornehmste Mann, der in seinem Heere fiel, war der Burggraf Maginfred von Magdeburg. Er hatte einst den Aufruhr der Sachsen gegen den König schüren helfen, sich dann aber vom weltlichen Leben zurückgezogen. Nachdem er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem hatte aufgeben müssen, war er in ein Kloster getreten; aber hier ergriff ihn von Neuem die Lust zum Kriegshandwerk, er warf die Kutte ab und eilte in den Kampf für das Sachsenland und den heiligen Petrus, um mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Nach der Schlacht war Heinrich in sein Lager zurückgekehrt, aber er fand es von den Sachsen, die während des Kampfes über den Bach gegangen waren, geplündert und die Schildknaben und Troßbuben, die er zum Schutz zurückgelassen hatte, erschlagen. Unverzüglich trat er selbst nun den Rückzug an und suchte, vom Grafen Ludwig von Thüringen unterstützt, schleunigst die hessischen Grenzen zu erreichen. Ihm folgte alsbald sein Heer, wurde aber am Hörselpaß von den nachfolgenden Sachsen, welche die Wartburg — sie wird damals zuerst genannt — besetzt hatten, noch einmal angegriffen. Die Sachsen machten bei diesem Ueberfall reiche Beute; namentlich kam das kostbare Geräth, welches der Patriarch mit sich führte, in ihre Hände. Die Reste des Heeres entließ Heinrich in Hessen und kehrte dann durch Ostfranken nach Regensburg zurück; sein Plan, in Sachsen einzudringen, war gescheitert, und die er=

littene Niederlage mußte sich ihm, dessen Schicksal wesentlich noch immer auf kriegerischen Erfolgen beruhte, noch weiter sehr fühlbar machen.

Aber trotz seines Sieges war auch Rudolfs Lage in Sachsen keine gefahrlose; Heinrich zählte dort bereits viele offene und noch mehr stille Anhänger. Bald mußte Rudolf gegen abtrünnige Bundesgenossen sein Heer wenden, namentlich gegen den Markgrafen Ekbert, Adela und ihren Anhang. Diese wußten, was ihnen drohte, und hatten ihre Burgen befestigt. Rudolf machte ihnen jedoch ihre Vassallen abwendig, nahm ihnen ihre Güter und Lehen und vertheilte sie unter seine Freunde. So schien sich seine Stellung in Sachsen doch in Kurzem wieder völlig zu befestigen; bald fand er wieder ein Heer zur Fortsetzung des neubegonnenen Kampfes.

Die Nachricht von dem zweiten Waffengange der Könige durchlief die Welt, als zu Rom die Vorbereitungen zu der neuen Fastensynode getroffen wurden. Heinrich sandte zu derselben den Erzbischof Liemar von Bremen und den Bischof Rupert von Bamberg in Begleitung mehrerer Kleriker ab. Sie nahmen große Geldsummen mit sich, um die Meinung in Rom für Heinrichs Sache zu gewinnen. Auch Udalrich von Padua, bereits ganz in Heinrichs Interesse gezogen, machte sich mit einem Schatz auf den Weg, um damit auf dem ihm wohlbekannten Boden für seinen König zu wirken. Aber sein Geld wurde ihm zum Verderben, ein hochgeborener Wegelagerer überfiel, beraubte und tödtete ihn. Die beiden anderen Bischöfe kamen nach Rom und ihre Aufträge lauteten bestimmt genug: sie sollten nicht sowohl ihren König weiter zu rechtfertigen suchen, wie vielmehr die Bannung Rudolfs verlangen und, wenn der Papst länger zögere, ihm mit Absetzung drohen. Für diesen Fall waren sie bereits angewiesen sich mit den lombardischen Bischöfen über die Wahl eines neuen Papstes zu verständigen. Heinrich durchschaute, daß man zu Rom unter dem Schein der Friedensverhandlungen seine Widersacher zu ermuthigen nicht abließ, und wollte nun endlich dem Doppelspiel päpstlicher Politik, welches ihm kaum noch einen Vortheil verhieß, ein Ziel setzen.

Nicht minder drangen die Sachsen auf eine Entscheidung des Papstes. Gleich nach der Schlacht hatte Rudolf einen Boten mit der Siegesnachricht nach Rom gesendet. Kurze Zeit darauf richteten seine Anhänger ein Schreiben an den Papst, worin sie neue Beschwerden

über die geringe Unterstützung ihrer Sache vom Stuhle Petri erhoben; Gott aber, erklärten sie, habe sich Rudolfs angenommen und ihm den Sieg verliehen; der Papst möchte endlich nach so vielen Täuschungen ablassen weiter Geleit von Heinrich und seinen Genossen zu verlangen. „Eure Herüberkunft zu uns“, heißt es in dem Schreiben, „wäre uns ebenso erwünscht, wie sie nothwendig ist; aber wir wissen sicher, jene werden Euch niemals in unser Land kommen lassen, ohne sichere Bürgschaften zu erhalten, daß Ihr ihnen ohne Rücksicht auf das Recht Euren Beistand leistet. Die Welt ist voll zahllosen Jammers, und der Streit, der von Euch begonnen und auf Euer Geheiß eröffnet ist, wird durch Euch und Eure Decrete nicht mehr in Güte beigelegt werden, sondern ist bereits der Entscheidung durch das Schwert anheimgegeben. Darum bitten wir und beschwören wir Euch bei dem Namen des Herrn, daß ihr nun mit Euren Schmeichelworten und Vertröstungen aufhört, daß ihr Euch mit dem Eifer der Gerechtigkeit umgürtet und wenn nicht um unsertwillen, so doch wegen der Ehre des apostolischen Stuhls das Verfahren Eures Legaten bestätigt, und daß Ihr durch Euer Wort und durch Rundschreiben unzweideutig kundthut, woran man sich bei dieser Spaltung der Kirche zu halten habe. Wäre dies längst geschehen, so hätten gewiß die Vertheidiger der ungerechten Sache schon so sehr an Kraft verloren, daß sie weder Euch noch uns schaden könnten. Stehet davon ab, über ausgemachte Dinge unbestimmte und zweideutige Erklärungen abzugeben, die bisher uns nur in soweit zu begünstigen schienen, als es möglich war, ohne gegen Euch Eure Feinde zu erbittern. Sicher ist, daß Ihr die Euch anvertraute Kirche aus ihrem Elend nur dann retten könnt, wenn Ihr Euch ihrer Feinde Feindschaft zu tragen entschließt.“ Die Rücksichten auf die Italiener, welche der Papst in seinem letzten Erlaß geltend gemacht hatte, wollten die Sachsen offenbar nicht gelten lassen, und ihre Gesandten, welche zur Fastensynode nach Rom kamen, werden eine noch entschiedenere Sprache geführt haben, als sich in dem Schreiben findet.

Der Papst mußte endlich aus seiner zuwartenden Haltung treten, wenn er nicht mit beiden Parteien in Deutschland völlig zerfallen, auf die Entscheidung der Dinge dort allen Einfluß verlieren wollte. Es war ganz richtig, wenn die Sachsen sagten, daß sich Heinrich nie auf einen Friedensconvent einlassen würde, wenn man ihm nicht Sicherheiten für einen ihm günstigen Ausfall böte. Aber nicht minder ist

sicher, daß auch sie allen Maßregeln des Papstes sich widersetzten, wenn dadurch die Wahl von Forchheim gefährdet schien, und daß sie einem Heinrich günstigen Spruch des Papstes oder seiner Legaten sich nimmer gefügt haben würden. Niemand wollte sich ernstlich einer ihm unerwünschten Entscheidung des Papstes beugen: und wozu anders hatte das verworrene Spiel seiner zweideutigen Politik geführt, als daß dennoch Ströme deutschen Blutes flossen und die Kräfte unseres Volks sich im inneren Kriege vergeblich aufrieben? Das war das einzige Ergebniß dieser endlosen, verwickelten Negociationen des römischen Oberpriesters, die nicht einmal ihm selbst den erwarteten Vortheil gewährten. Die Fäden, die er immer feiner gedreht hatte, zerrissen endlich in seiner Hand. Er, der das deutsche Reich seinem freien Urtheilsspruche unterwerfen wollte, mußte jetzt den rechtmäßigen König aufgeben, mit dem er so lange ein Abkommen zu treffen versucht hatte, er mußte, wenn er nicht ganz verlassen sein wollte, offen die Sache des Gegenkönigs und seiner Partei ergreifen. Die Bahn, auf der er bisher gewandelt hatte und ferner wandeln wollte, mußte er nothgedrungen verlassen. Aber er that entschlossen den unvermeidlichen Schritt. Muthig betrat er den neuen Lebensweg, obwohl er ihn in das Verderben führte, ihn immer weiter von dem Ziele entfernte, welches einem Kirchenfürsten gesteckt ist.

Es ist ein trauriges Capitel der deutschen Geschichte, welches wir hier zu schreiben hatten, doch ist das Studium desselben nicht unnützlich. Selten ist so deutlich zu Tage getreten, wie thöricht Deutsche handeln, wenn sie sich als Spielball römischer Politik benutzen lassen.

3.

Spaltung in Kirche und Reich.

Erneuerung des Bannes über Heinrich IV.

Die Fastensynode versammelte sich zu Rom in den ersten Tagen des März. Fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe, eine große Zahl Aebte und Kleriker hatten sich zu derselben eingefunden; es waren meist Italiener und Franzosen. Mit großer Festigkeit trat der Papst in der Synode auf; nie war er kampfbereiter erschienen. Die Jungfrau Maria

selbst soll ihn in einem Gesicht aufgefordert haben gegen den Widersacher der Kirche jetzt ohne Rücksicht den Bann der Kirche aufs Neue zu schleudern.

Zunächst ging der Papst in den Maßregeln gegen die Investitur rücksichtslos weiter; zum ersten Mal wurden jetzt auch diejenigen, welche die Investitur ertheilten, Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen und die anderen weltlichen Gewalten, wenn sie bei dem Brauche beharrten, mit dem Bann bedroht Eine andere kaum minder wichtige Bestimmung für die Besetzung der geistlichen Aemter wurde veröffentlicht: diese sollte unter Beaufsichtigung und mit Zustimmung des apostolischen Stuhls oder des Metropoliten durch freie Wahl des Klerus und der Gemeinde erfolgen; wenn aber die Wähler durch weltliche Interessen sich leiten ließen, sollten sie ihr Recht verlieren und die Besetzung der Stelle dem apostolischen Stuhl oder dem Metropoliten zufallen.

Dann wurde eine Reihe von Strafurtheilen erlassen. Die Erzbischöfe von Mailand, von Ravenna und von Narbonne, wie den Bischof von Treviso traf aufs Neue der Bann. Auch den Normannen wurde diese Strafe abermals angedroht, wenn sie weiter in den Ländern des heiligen Petrus um sich griffen, namentlich im Herzogthum Spoleto, in der Mark von Fermo und im Beneventanischen. Dennoch zeigte der Papst gegen die aufsässigen Vassallen des apostolischen Stuhls jetzt mehr Rücksicht, als bisher; er wußte, daß er sich bald nach ihrem Beistande werde umsehen müssen.

Endlich und vor Allem wurde die Sache Heinrichs verhandelt. Gegen ihn traten die Gesandten Rudolfs mit den schwersten Anklagen vor der Synode auf. „Im Auftrage des Königs Rudolf und seiner Fürsten", sagten sie, „klagen wir Gott und dem heiligen Petrus, dem apostolischen Vater und dem gesammten hochheiligen Concil, daß jener Heinrich, den ihr kraft eures apostolischen Berufs des Reichs entsetzt habt, dasselbe gegen euer Verbot gewaltthätig an sich gerissen, Alles mit Feuer und Schwert verwüstet, Erzbischöfe und Bischöfe aus ihren Sitzen mit gottloser Grausamkeit verjagt und ihre Güter seinen Helfershelfern zu Lehen gegeben hat. Durch seine Tyrannei kam der Erzbischof Wezel von Magdeburg frommen Andenkens um das Leben, und den Bischof Adalbert von Worms martert er gegen den Befehl des apostolischen Stuhls noch heute im Kerker. Viele Tausende sind durch seine Anhänger getödtet, zahlreiche Kirchen nach Entwendung der Reliquien ein-

geäschert und völlig zerstört worden. Unberechenbare Frevel hat dieser Heinrich gegen unsere Fürsten begangen, weil sie, dem Befehl des apostolischen Stuhles folgend, ihm nicht als König gehorsamen wollten, und der Convent, welchen ihr zur Ermittelung der gerechten Sache und zur Friedensstiftung im Reiche angeordnet hattet, unterblieb nur durch die Schuld Heinrichs und seiner Genossen. Deshalb bitten wir demüthig um die Gnade, daß ihr die dem verruchten Kirchenräuber gebührende Strafe zu verhängen um unsert- oder vielmehr um der heiligen Kirche willen nicht weiter unterlaßt."

Auch Heinrichs Gesandte erschienen vor der Synode. Wie ihnen der Papst aber vorher schon jedes Gehör verweigert hatte, wollte man sie auch hier nicht zu Wort kommen lassen. Wieviel sich gegen die Anklage der Sachsen einwenden ließ, man verwehrte ihnen jede Einrede. Sie beriefen sich auf die kanonischen Bestimmungen, welche eine mehrmalige Vorladung des Angeklagten verlangten, um ihm die Möglichkeit der Rechtfertigung zu geben; der Papst selbst hatte sich früher mehrfach auf diese Bestimmungen bezogen, jetzt wollte er Nichts von ihnen mehr hören. Man drohte den Bischöfen von Bremen und Bamberg mit den Schwertern, wenn sie den Zorn der Versammlung ferner reizen würden. So unterließen sie dem Papste die Absetzung anzukündigen, wenn er ihrem Könige aufs Neue an die Krone greifen würde; das Schicksal, welches Roland hier vor vier Jahren erlitten hatte, stand ihnen vor Augen.

Was geschehen mußte, geschah. Am Schluß der Synode — er erfolgte am 7. März — erneuerte der Papst den Bannfluch gegen Heinrich und schleuderte ihn zugleich gegen alle Anhänger des Königs. In der eigenthümlichen Form eines Gebets an die Apostelfürsten sprach er das Anathem über den König aus und ergriff zugleich von der Weltherrschaft, die er mit der Herrschaft über die Kirche als Nachfolger des heiligen Petrus nach seiner Meinung überkommen hatte, in feierlichster Weise Besitz. Nie hat Gregor die schrankenlose Gewalt, die er in seine Hand gelegt glaubte und die das Kaiserthum mit dem Papstthum gleichsam verbinden mußte, offener vor der Welt in Anspruch genommen. Indem er dies that, glaubte er zugleich seinen ganzen Lebenslauf darlegen zu müssen, damit darüber kein Zweifel bleibe, daß er nie nach eigener Ehre gestrebt habe, sondern in allen seinen Hand-

lungen nur dem Gebot des Apostels gefolgt sei, daß er auch jetzt nicht nach seines Herzens Gelüsten, sondern in Vollmacht der Apostel handle.

„Heiliger Petrus", hub Gregor an, „du Fürst der Apostel, und du Lehrer der Heiden, heiliger Paulus, neiget eure Ohren, ich bitte euch, zu mir und höret mich gnädig an. Ihr, die ihr die Schüler und Jünger der Wahrheit seid, steht mir bei, daß ich vor euch ohne alle Falschheit, die ihr verabscheut, die Wahrheit rede, auf daß meine Brüder um so williger mir beipflichten und klar erkennen, daß ich, nur auf euch nächst Gott und seiner Mutter der Jungfrau Maria vertrauend, den Bösen entgegentrete, euren Getreuen aber Beistand gewähre. Denn ihr wißt, daß ich nicht gern in den heiligen Stand getreten und wider meinen Willen einst mit Papst Gregor über die Alpen gezogen, aber noch widerwilliger mit Papst Leo, meinem Herrn, zu eurer eigenen Kirche zurückgekehrt bin. In derselben habe ich euch nach dem Maß meiner Kräfte gedient und bin dann mit dem höchsten Widerstreben, unter Schmerzen, Seufzern und Klagen, ohne alle Würdigkeit, auf euren Thron erhoben worden. So habe ich nicht euch, sondern ihr habt mich erwählt und die schwere Bürde eurer Kirche auf meine Schultern gelegt. Und da ihr mir gebotet auf einen hohen Berg zu steigen und laut zu verkündigen dem Volke Gottes ihr Uebertreten und den Söhnen der Kirche ihre Sünde *), begannen sich gegen mich die Glieder des Satans zu erheben und suchten, nach meinem Blute verlangend, ihre Hände an mich zu legen. Es standen auf die Könige im Lande, die Fürsten der Welt und der Kirche, und die Leute am Hofe und auf den Gassen rathschlagten mit einander wider den Herrn und euch, seine Gesalbten, und sie sprachen: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch" **); auf alle Weise traten sie mir entgegen, um mich durch Tod oder Verbannung aus dem Wege zu räumen. Besonders aber erhob seine Hand gegen eure Kirche jener Heinrich, den sie einen König nennen, der Sohn Kaiser Heinrichs; er verschwor sich mit vielen Bischöfen jenseits der Alpen und in Italien, um mich zu stürzen und sich die Kirche zu unterwerfen. Aber eure Gewalt widerstand seinem Hochmuth, eure Macht warf ihn zu Boden. Denn tief erniedrigt kam er in der Lombardei zu mir und bat um Lösung vom Banne. Da ich ihn

*) Jesais 58, 1.
**) Psalm 2, 2. 3.

in seiner Erniedrigung sah und er mir viele Versprechungen gab sein Leben zu bessern, nahm ich ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf, ohne ihn jedoch wieder in das Reich, dessen ich ihn auf einer römischen Synode entkleidet hatte, wieder einzusetzen, und ohne zu gebieten, daß diejenigen, die ihm den Treueeid geleistet hatten oder leisten sollten, nachdem ich sie auf derselben Synode von diesem Eide entbunden, ihn fortan wiederum halten sollten. Und dies unterließ ich, um den Streit zwischen ihm und jenen Bischöfen und Fürsten jenseits der Alpen, die ihm auf Befehl euerer Kirche widerstanden, nach dem Rechte entscheiden oder den Frieden vermitteln zu können, wie mir dies Heinrich selbst eidlich durch zwei Bischöfe zugestanden hatte. Die erwähnten Bischöfe und Fürsten jenseits der Alpen verzweifelten aber an ihm, als sie vernahmen, daß er die mir gegebenen Versprechungen nicht halte, und wählten ohne meinen Rath — ihr seid meine Zeugen — den Herzog Rudolf zu ihrem Könige. Eiligst schickte darauf König Rudolf zu mir einen Boten und zeigte mir an, daß er gezwungen die Regierung des Reichs übernommen, aber bereit sei mir in allen Stücken zu gehorchen. Zu größerer Sicherheit wiederholte er diese Zusage immer aufs Neue und erbot sich auch seinen Sohn und den Sohn seines Getreuen Herzog Bertholds als Geiseln zu stellen, um sein Versprechen so zu verbürgen. Inzwischen begann Heinrich mich mit Bitten zu bestürmen, ihm gegen Rudolf meinen Beistand zu leihen. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich es gern thun würde, nachdem ich beide Theile gehört und erfahren hätte, auf wessen Seite das größere Recht sei. Aber er meinte mit eigener Kraft seinen Widersacher überwinden zu können und achtete nicht meiner Antwort. Erst als er inne wurde, daß er ihn nicht, wie er gehofft hatte, zu überwinden vermöge, kamen die beiden Bischöfe von Verdun und Osnabrück, die ihm anhingen, nach Rom und baten vor einer Synode im Namen Heinrichs, daß ich die Sache nach dem Rechte entscheiden möchte, und auch die Gesandten Rudolfs willigten hierein. Unter Gottes Eingebung, wie ich glaubte, bestimmte ich darauf in derselben Synode, daß jenseits der Alpen eine Versammlung gehalten werden solle, um entweder einen Frieden aufzurichten oder wenigstens zu ermitteln, wer von Beiden die gerechtere Sache habe. Denn ich wollte — ihr, meine Väter und Herren, seid mir dessen Zeugen — bis auf den heutigen Tag stets nur die Partei unterstützen, welche die gerechtere Sache hatte. Und weil ich meinte, daß der minder berechtigte Theil die Ver-

sammlung, wo das Recht zur Entscheidung kommen mußte, zu hindern suchen würde, excommunicirte und bannte ich Jedermann, der sich, ob König, Herzog, Bischof oder wer sonst, der Versammlung auf irgend eine Weise widersetzen sollte. Heinrich aber, ohne vor der Gefahr des Ungehorsams, der Abgötterei ist *), zurückzubeben, hinderte die Versammlung, brachte dadurch die Excommunication auf sein Haupt und band sich mit den Banden des Fluchs; überdies ließ er eine große Zahl Christen morden, Kirchen zerstören und gab fast das ganze Reich der Zerstörung preis. Deshalb schließe ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und das Erbarmen Gottes und seiner liebreichen Mutter der Jungfrau Maria, gestützt auf euer Ansehen, jenen Heinrich, den sie König nennen, und alle seine Anhänger von der Kirchengemeinschaft aus und binde sie mit den Banden des Fluchs; zum zweiten Male untersage ich ihm die Regierung Deutschlands und Italiens im Namen des allmächtigen Gottes und in eurem Namen, entziehe ihm jede königliche Macht und Gewalt, gebiete, daß ihm kein Christ als einem König gehorche, und Alle, die ihm als dem Herrn des Reichs geschworen haben oder noch schwören werden, spreche ich von ihrem Eide los. In jedem Kampfe unterliege Heinrich fortan mit den Seinen, und nie kröne hieniden seine Waffen der Sieg! Damit aber Rudolf, welchen die Deutschen in treuer Gesinnung gegen euch zum König erwählt haben, das deutsche Reich bewahren und regieren könne, gebe, gewähre und verleihe ich in eurem Namen allen denen, die getreulich zu ihm halten, Erlaß aller ihrer Sünden und spende ihnen im Vertrauen auf euch euren Segen für dieses und für das zukünftige Leben. Denn mit gleichem Recht, wie Heinrich wegen seines Hochmuths, seines Ungehorsams und seiner Falschheit der königlichen Würde entsetzt wird, wird Rudolf wegen seiner Demuth, seines Gehorsams und seiner Wahrhaftigkeit die königliche Macht verliehen. Und so laßt nun, ihr hochheiligen Väter und Fürsten, alle Welt klar erkennen, daß ihr, wenn ihr im Himmel binden und lösen könnt, so auch auf Erden Kaiserthümer und Königreiche, Fürstenthümer und Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften und Alles, was Menschen besitzen, nach seinem Verdienst einem Jeden zu geben und zu nehmen vermögt. Denn oft habt ihr Patriarchate und Primate, Erzbisthümer und Bisthümer den Bösen entrissen und den Frommen

*) 1. Buch Samuelis 15, 23.

gegeben, und wenn ihr über Geistliches richtet, wieviel mehr müßt ihr nicht über Weltliches Macht besitzen? Wenn ihr über die Engel, die über alle die stolzen Fürsten gebieten, richten werdet *), was vermögt ihr erst über die Knechte jener? Die Könige und alle Fürsten der Welt mögen nun erfahren, was ihr seid und was ihr vermögt, und fortan sich euren Befehl zu verachten scheuen. Vollziehet aber schnell euer Gericht an jenem Heinrich, damit alle Welt erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht untergeht, wo möglich zu seiner Buße, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn!" **).

So sprach der Papst, und seine Worte wurden sogleich niedergeschrieben, um in aller Welt verbreitet zu werden. Kaum giebt es Merkwürdigeres, als diese Rede, die Gebet, Geschichtserzählung und Urtheilsspruch in Einem ist, in welcher sich die persönliche Rechtfertigung des Papstes mit der offenen Proclamation der Allgewalt des Nachfolgers und Stellvertreters Petri seltsam verbindet. Staunenswerth ist die Mischung nüchterner Reflexion mit höchster Ekstase. Schwer wird man sich entscheiden, ob die parteiische Darlegung der Streitigkeiten mit Heinrich, in welcher fast mehr verschwiegen als gesagt ist, kluger Berechnung oder unfreiwilliger Täuschung zuzuschreiben ist. Berechnet genug freilich erscheint es, wenn Heinrich Deutschland und Italien abgesprochen, Rudolf dagegen nur als deutscher König anerkannt wird; Gregor wußte nur zu gut, wie die Anhänger Rudolfs jedes seiner Worte zu wägen pflegten. Aber dann meint man am Schluß die Worte eines Propheten zu vernehmen, dem die Gerichte Gottes vor Augen liegen. Gregor erwartet, daß die Apostel alsbald ihre Macht beweisen und den Ungehorsamen zu Boden strecken werden; des Sieges sicher, sieht er auf den Feind herab, der eine Macht anzugreifen wagt, die über Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und jeden Besitz hienieden verfügt. In derselben Siegesgewißheit verkündigte er am Tage nach Ostern, als er in der Peterskirche den Bann erneuerte, den nahen Untergang Heinrichs; wäre dieser, sagte er, nicht bis zum Peter- und Paulstage (29. Juni) todt oder entsetzt, so solle fortan seinen Worten Niemand mehr Glauben schenken.

Eins vor Allem war klar, daß der Papst sich jetzt jede Möglichkeit

*) 1. Kor. 6, 3.
**) 1. Kor. 5, 5.

einer Aussöhnung mit Heinrich abgeschnitten hatte, daß der König, so lange er aufrecht stand, fortan jedes Mittel des Widerstandes rücksichtslos gegen ihn anwenden würde. Sieg oder Untergang? So lag die Frage offen für Heinrich, wie für Gregor; jede Vermittelung war von nun an unmöglich.

Es entging dem Papste nicht, daß sich die Schrecken des Kampfs nun bald auch den Mauern Roms nahen und den apostolischen Stuhl umlagern würden, und wie stark sein Vertrauen auf die Hülfe der Apostel war, er sah sich doch auch sofort nach irdischem Beistand für die Stunden der Gefahr um; selbst seinem bittersten Feinde reichte er die Hand, um in ihm einen Kampfgenossen zu gewinnen. Es war nicht das Geringste an dem außerordentlichen Mann, daß er, durch die Noth auf eine Bahn getrieben, deren Gefahren er vollauf kannte und die er deshalb so lange gemieden hatte, sie nun doch mit unerschrockenem Muthe betrat. Noch einmal erwachte die ganze Energie seines Charakters, die man in den letzten Jahren oft vermißt hatte; ja er konnte jetzt selbstbewußter erscheinen, als jemals zuvor.

In seinem Systeme hatte Gregor Nichts geändert, nur die letzten Consequenzen desselben waren deutlicher zu Tage getreten. Er wollte die Herrschaft der römischen Kirche, wie er sie längst gewollt, aber die Verhältnisse zwangen ihn zu anderen Mitteln zu greifen, als er bisher angewendet hatte. Was die Politik nicht leistete, sollten die Waffen erreichen. Bisher hatte er Heinrich zu unterwerfen gehofft, jetzt galt es ihn zu vernichten.

Die Wahl Wiberts zum Gegenpapst.

Schwerlich irrt man in der Annahme, daß in Gregors Sinne die Vernichtung Heinrichs zugleich die Aufhebung der deutschen Herrschaft in Italien gewesen wäre. Wir wissen, wie in der letzten Zeit dort Alles nach selbständiger Entwickelung strebte, wie wenig bisher Heinrich seine Macht jenseits der Alpen hatte befestigen können. Und doch war die Stimmung Italiens Gregor — wir wissen es aus seinem eigenen Munde — nichts weniger als günstig; gerade aus Furcht vor einer geistlichen und weltlichen Uebermacht des Papstthums schloß sich Italien wieder enger an den Erben des Kaiserthums an. Nicht einmal Roms war der Papst völlig sicher, und die Lombardei stand ihm geradezu

feindselig gegenüber. Alle seine Bannflüche über die abtrünnigen Bischöfe verhallten am Po ohne Wirkung. Vergebens suchte er der Pataria neue Lebenskräfte zu geben; die städtischen Bevölkerungen schienen des Kampfs mit ihren Bischöfen endlich müde zu sein; selbst Mailand hatte sich Thedald von Neuem unterworfen. Es bedurfte nur eines Wortes von Heinrich, um das obere Italien zum offenen Abfall von Gregor zu bewegen, um eine neue Kirchenspaltung hervorzurufen. Und dieses Wort hatte der König, als er seine Gesandten zur Synode entließ, bereits gesprochen.

Sobald der Papst den Bann erneuert hatte, erhob sich die Bewegung gegen ihn im ganzen Norden der Halbinsel: es erforderte geringe Anstrengungen von Seiten der Bischöfe von Bremen und Bamberg, um sie zu steigern. In Tuscien empörten sich die Massen gegen die große Gräfin, die Freundin des Papstes; eine königliche Partei trat zusammen, an deren Spitze sich der Markgraf Albert und der Graf Boso stellten. Kaum erreichten Heinrichs Gesandten die Lombardei, so hatte sich auch hier schon Alles gegen den Papst erklärt; Ravenna und die Romagna waren ohnehin längst der Mittelpunkt jener Partei, welche den Papst und die Patarener mit dem tödtlichsten Hasse verfolgte. Als Heinrichs Gesandte die Fürsten Italiens auf den Juni nach Brixen beriefen, um dort mit dem König und seinen Getreuen Maßregeln gegen Hildebrands Vermessenheit zu treffen, fanden sie die meisten bereit ihrem Rufe zu folgen. Denn es war klar, daß Heinrich jenes Werk jetzt wieder aufnehmen wollte, welches einst mit zaghafter Hand seine Mutter angegriffen, aber bald wieder aufgegeben hatte. Das war es, was man längst in Italien von Heinrich gefordert hatte; kein Zweifel war, daß man ihn, sobald er Gregor und der Reformpartei muthig entgegentrat, mit aller Kraft unterstützen würde.

Eine merkwürdige Anklageschrift gegen Gregor besitzen wir aus dieser Zeit. Ihr Verfasser ist Petrus Crassus, ein Mann weltlichen Standes, welcher der damals blühenden Rechtsschule zu Ravenna angehörte. Der nächste Zweck seiner Schrift ist zu zeigen, wie Gregor alle kirchlichen und weltlichen Gesetze durch seine Auflehnung gegen den König verletzt habe, so daß das entschiedenste Einschreiten gegen den aufrührerischen Mönch Pflicht sei; daneben werden auch die Patarener und die Sachsen wegen ihren Theilnahme an der Rebellion angeschuldigt. Nicht allein Bibelsprüche und Aussprüche der Kirchenväter finden sich

hier in gewohnter Weise gegen Gregor angeführt, sondern auch in großer Zahl Stellen aus dem Justinianeischen Recht *). Die alten Majestätsgesetze der Römer benutzt der Verfasser als Waffe gegen Gregor, ja beutet Bestimmungen des Privatrechts über Besitz, Verjährung u. s. w. zu dem Beweise aus, daß, da Heinrich das Reich nach Erbrecht besitze, jeder, der seine Gewalt ihm raube, sich einen Eingriff in einen ihm zustehenden Besitz erlaube und darnach zu bestrafen sei. Zu derselben Zeit ergriff auch der alte Bischof Benzo von Alba, der endlich die letzte Stunde seiner alten Widersacher gekommen glaubte, wieder die Feder, um in seinen wunderlichen, halb poetischen halb prophetischen Ergüssen Heinrich als Retter Italiens zu begrüßen und seine Mitbrüder zu muthigen Entschlüssen fortzureißen.

Andere Wirkungen des Banns mochte Gregor in Italien kaum vermuthen. Sicher aber erwarteten er und die Sachsen, daß in Deutschland jetzt ein ähnlicher Abfall von dem gebannten Fürsten stattfinden würde, wie vier Jahre zuvor. Aber kaum ist je eine Täuschung größer gewesen. Heinrichs Partei, die hier nun schon geraume Zeit mit ihm gelitten und gestritten hatte, war bereits so fest geschlossen, daß Worte und Briefe von Rom sie nicht mehr aufzulösen vermochten. Unseres Wissens verlor durch den erneuten Bannfluch Heinrich nicht Einen seiner Anhänger; sie schaarten sich vielmehr nur fester um ihn und übertrugen allen Ingrimm, den sie längst gegen die Sachsen und ihren König hegten, nun auch auf den Papst, den Bundesgenossen des meineidigen Vasallen. Die Mehrzahl der deutschen Bischöfe stand jetzt auf Heinrichs Seite, und hatten diese längst das Treiben des mönchischen Politikers, der ihnen als Nachfolger Petri seinen Willen aufdrängen wollte, mit Unwillen betrachtet, so steigerte dieser Unwille sich nun zum bittersten Haß. Mehrere von ihnen waren Ostern (12. April) in Bamberg versammelt, wahrscheinlich feierte auch Heinrich selbst dort das Fest; kaum verbreitete sich hier die Kunde von der neuen Bannung des Königs, so ergossen sie sich in Schmähungen gegen den falschen Papst und kündigten ihm öffentlich während der Festfeier den Gehorsam auf. Gleich den Lombarden waren auch sie jetzt einen Gegenpapst einzusetzen entschlossen.

*) Besonders aus dem Codex und den Institutionen; auch aus den Digesten wird eine Stelle citirt, aber irrig.

Was Ostern in Bamberg von einigen deutschen Bischöfen geschehen, sollte Pfingsten in Mainz von allen, die gleiche Gesinnungen hegten, wiederholt werden. Neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe versammelten sich hier am Hofe des Königs, entsetzten ohne Beobachtung der kanonischen Formen Gregor und beschlossen einen anderen Papst an seiner Stelle auf den Stuhl Petri zu erheben; die gegenwärtigen weltlichen Fürsten traten dem Beschlusse bei. Sofort beeilte man sich von diesem Schritte durch Gesandte und Briefe den Italienern Nachricht zu geben.

Mehrere dieser Briefe, beredte Zeugnisse für die damaligen Zustände, sind uns erhalten. Bischof Huzmann von Speier schrieb an die Lombarden: „Durch die Wirren des Reichs, die Schwächung des Königthums und die unsichere Lage der Kirche tief bekümmert, pflog ich mit den anderen Fürsten zu Mainz Rath, wie die Wirren des Reichs beseitigt, die königliche Gewalt hergestellt und der Kirche, damit sie nicht völlig Schiffbruch leide, Beistand gewährt werden könne. Wir wußten aber dafür keine Abhülfe zu finden, wenn nicht das Haupt der verderblichen Schlange abgeschlagen werde, die mit ihrem giftigen Hauch dies Alles hervorgerufen und bisher gefördert hat. Denn bleibt die wirkende Ursache, wie soll die Wirkung selbst beseitigt werden? Nach reiflicher Berathung faßten wir deshalb den unumstößlichen Beschluß, daß Hildebrand, der Erschleicher des apostolischen Stuhls, der fluchwürdige Zerstörer göttlicher und menschlicher Gesetze, unter Gottes Beistand für immer abzusetzen und ein Anderer durch Wahl auf den apostolischen Stuhl zu erheben sei, der das Zerstreute sammelt, das Gebrochene heilt, der nicht nach Zwietracht und Kampf, sondern nach Frieden in der heiligen Kirche wie ein guter Hirt trachtet. Vor der Durchführung dieser Sache möget Ihr nicht deshalb zurückschrecken, weil wir früher in einer ähnlichen Angelegenheit selbst für uns den sicheren Hafen gesucht haben, während wir Euch gefahrvollen Stürmen überließen. Handelt vielmehr wie Männer und schreitet in der Hoffnung auf den Herrn muthig vorwärts, denn Ihr seid sicher, daß eher die Keule der Faust des Herkules zu entwinden ist, als wir uns von Euch in dieser Sache trennen werden." In ähnlicher Weise schrieb Bischof Dietrich von Verdun an alle Fürsten, Kleriker und Laien des römischen Reichs über Hildebrand, „der den Meineid Treue, die Treue Frevel nennt und, weil sein Vater der Lügner von Anbeginn ist, in Allem lügt und in

Allem der Wahrheit widerstrebt". Wohl die stärksten Ausfälle finden sich in einem Schreiben des Erzbischofs Eigilbert von Trier, der schon seit längerer Zeit wegen der Einsprache Gregors die Weihe nicht erhalten konnte; er versagt ihm nicht allein den päpstlichen Namen, sondern will ihn nicht einmal mehr als Christen anerkennen, da er am wahren Leib und Blut Christi im Abendmahl zweifle, nur nach Blutvergießen trachte und das Volk gegen seinen König und Herrn in die Waffen rufe. Diesseits wie jenseits der Alpen tobte man in Flüchen gegen den herrschsüchtigen Mönch.

Heinrich eilte von Mainz nach Brixen; ihn begleiteten seine Gemahlin, einige ergebene Bischöfe, wie Benno von Osnabrück, Konrad von Utrecht, Meginward von Freising, Norbert von Chur, Diedo von Brandenburg und ein großes Gefolge edler Herren. Zugleich stellte sich hier der Bischof Burchard von Lausanne, damals Kanzler Italiens, ein, wie Liemar von Bremen und Rupert von Bamberg, welche die Sache des Königs in Italien bisher glücklich geführt hatten. Ihrer Einladung waren nach Brixen eine nicht geringe Zahl lombardischer Bischöfe und Herren gefolgt. Es kam der Erzbischof Thedald von Mailand und führte den kleinen Konrad dem Vater wieder zu, dann der Patriarch von Aquileja, der sich jetzt offen auf die Seite des Königs stellte, vor Allen aber Erzbischof Wibert von Ravenna, schon seit geraumer Zeit der entschlossenste Vorkämpfer gegen die Gregorianer, jetzt zum Gegenpapst ersehen. Auch einige römische Große sollen sich eingefunden haben. Man begegnete sich auf dem Grund und Boden Bischof Altwins, dessen Treue gegen Heinrich hinreichend erprobt war, inmitten der Alpen, wo die Grenzen Deutschlands und Italiens nahe rücken, an einem kleinen Ort zwischen hohen Felsen, wo, wie ein Zeitgenosse sagt, ewig Hunger und Kälte herrschen und das Christenthum kaum noch bekannt ist.

Hier wurde am 25. Juni 1080 eine Synode gehalten, die nach dem Willen Heinrichs folgenschwere Beschlüsse zu fassen hatte. Als der Ankläger Gregors trat abermals der Cardinal Hugo auf. Längst aus Rom vertrieben und das Gnadenbrod Wiberts essend, spielte er noch die Rolle des Römers, ja er gab vor, das gesammte Cardinalcollegium in sich darzustellen. Wie einst in Worms, stellte er jetzt wiederum das ganze Leben des Papstes als ein Gewebe von Verbrechen und Schandthaten dar. Eines solchen Anklägers bedurfte es kaum in einer Ver-

sammlung, die vorweg jede Schuld auf Gregor zu lasten bereit war; einen Anwalt konnte er ohnehin in derselben nicht finden. Man hörte nur eine Stimme, daß der König das ihm übertragene weltliche Schwert zur Strafe über den Uebelthäter zücken müsse, und beschloß nach dem Vorgange der Bischöfe in Mainz, daß der rebellische Mönch abzusetzen und, wenn er nicht freiwillig vom Stuhle Petri herabsteige, der ewigen Verdammniß zu überliefern sei.

Das Absetzungsdecret, vom Cardinal Hugo abgefaßt, verhängt über „Hildebrand, den verwegensten Menschen, der Kirchenraub und Brand predigt, Meineid und Mord vertheidigt, den katholischen und apostolischen Glauben von dem Leib und Blut des Herrn in Frage stellt, den Irrlehren Berengars anhängt, auf Gesicht und Träume baut, die Geister der Todten beschwört und einen Wahrsagergeist hat" die höchsten Strafen der Kirche. Das Decret ist von 27 Bischöfen unterzeichnet*), außerdem in erster Stelle von Hugo und in letzter Stelle vom Könige. Benno von Osnabrück hat seine Unterschrift nicht geliehen; es wird erzählt, daß er sich durch eine List den Verhandlungen, deren Gesetzmäßigkeit er mit gutem Grund bezweifelte, zu entziehen wußte. Er verkroch sich in eine Nische im Altar und zog den Vorhang derselben vor, um unbemerkt zu bleiben. So meinte er sein Gewissen zu retten, und Heinrich wollte dasselbe nicht beschweren; er erhielt sich dadurch in Benno, obwohl dessen Meinung längere Zeit schwankte, schließlich doch einen treuen Anhänger. Noch zwei andere Bischöfe scheinen ähnliche Bedenken, wie Benno, gehegt zu haben; denn es erhellt aus dem Decret selbst, daß dreißig Bischöfe auf der Synode anwesend waren, also drei die Unterschrift versagten.

Wie über Gregor, wurde nun auch über König Rudolf, Herzog Welf und ihre Anhänger der Bann ausgesprochen. Diese Synode verweigerte Heinrich nicht, was er so oft vergeblich in Rom zu erreichen gesucht hatte. Aber damit war Heinrich nicht befriedigt. Hatte Hildebrand ihm einen Gegenkönig entgegengestellt, so sollte die Synode jenem jetzt einen Gegenpapst setzen; in jedem Betracht wollte er seinem Gegner das Widerspiel halten und ging dabei mindestens von vorn herein mit voller Offenheit zu Werk. Die Italiener waren einer neuen Papstwahl nur zu geneigt; die deutschen Bischöfe mögen größere Bedenken

*) Neunzehn Bischöfe gehören Italien an, sieben Deutschland, einer Burgund.

gehegt haben, da Manche von ihnen auch später noch diesen Schritt Heinrichs als einen unüberlegten betrachteten. So verzögerte sich die Wahl und scheint erst am folgenden Tage (26. Juni) stattgefunden zu haben.

Der Gewählte war Wibert von Ravenna und konnte nach der ganzen Lage der Dinge kaum ein Anderer sein, nach einigem Zögern nahm er die Wahl an. Sein Erzbisthum gab er deshalb nicht auf, vielmehr ließ er sich sofort alle Besitzungen und Gerechtsame desselben durch den König aufs Neue bestätigen. Heinrich versprach ihn bis Pfingsten des kommenden Jahres nach Rom zu führen, dort zu inthronisiren und dann aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen; man suchte ihn zu überzeugen, daß ihn Rom freudig empfangen würde. Inzwischen ließ der König in der Hand des Erwählten gleichsam als Unterpfand seines Versprechens den Knaben Konrad zurück. Nach dem Peter- und Paulstage (29. Juni) verließ er Brixen, um sich gegen Rudolf zu rüsten. Wibert kehrte, vom Sohne des Königs begleitet, nach Ravenna zurück; im Norden der Halbinsel erkannte man ihn fast überall sofort als den Nachfolger des heiligen Petrus an.

Die alte kirchliche und politische Rivalität zwischen Rom und Ravenna schärfte sich von Neuem, nicht minder die persönliche Feindschaft, welche seit geraumer Zeit zwischen Hildebrand und Wibert herrschte. Sie waren nicht allzu verschieden im Alter und neben einander emporgekommen; nur zu gut kannten sie sich. So lange Heinrich III. lebte, waren ihre Wege noch in ziemlich gleicher Richtung gelaufen, obschon der Mönch aus Soana seinen Gang zu Rom gemacht, der vornehme Kleriker aus Parma am kaiserlichen Hofe. In der Zeit der Kaiserin Agnes leitete Wibert als Kanzler des Reichs die italienischen Verhältnisse; er hielt fest zum deutschen Hof, während Hildebrand, schon in der päpstlichen Curie der mächtigste Mann, Rom und Italien mit Hülfe der Pataria von Deutschland zu befreien suchte. Seitdem trennten sich ihre Wege, und Wibert wurde auf die Seite derer gedrängt, welche die Neuerungen Roms für Ketzerei hielten, welche grundsätzlich der Reform widerstrebten. Vor Allem war es Wiberts Werk, wenn dieser Partei von der Kaiserin ein eigenes Oberhaupt gesetzt wurde; der Gegenpapst wurde Cadalus von Parma, Wiberts Freund, und Parma, Wiberts Heimat, war seitdem der Heerd aller Kämpfe gegen die Kirchenreform. Als das Regiment der Kaiserin zu Ende ging, sah sich Wibert als Kanzler

gestürzt, Cadalus blieb ohne jede Unterstützung von jenseits der Berge und verlor jede Bedeutung. Nachdem dann endlich der alte Bischof von Parma das Zeitliche gesegnet, war es der Ehrgeiz Wiberts, das Bisthum seiner Vaterstadt zu erhalten. Man versagte es ihm, doch wurde er bald danach unter dem Einfluß der Kaiserin auf den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhoben. Schon war Agnes ganz in der Gewalt Hildebrands, und die Erfolge der Reformpartei in Rom hatten auch auf ihren Günstling Eindruck gemacht. Er bewarb sich um Hildebrands Freundschaft und gewann so von Alexander II. die Weihe; er leistete damals dem Papst und seinen Nachfolgern einen Treueeid, der Ravenna in eine größere Abhängigkeit von Rom versetzte, als es je vordem anerkannt hatte. Bald bestieg Hildebrand selbst den apostolischen Stuhl, und einige Zeit bestand noch das vertraute Verhältniß zwischen den beiden Kirchenfürsten. Sie schienen auf das Engste mit einander verbunden. Kam Wibert nach Rom, so fand er gastfreie Aufnahme im Lateran, und der Papst räumte ihm in den Synoden den Ehrenplatz zu seiner Rechten ein. Dann traten aber neue Zerwürfnisse ein, theils wegen der Hoheitsrechte in Imola, theils weil Wibert den Zuzug gegen die Normannen verweigerte. Sobald sich der Cardinal Hugo und Cencius in tödtlicher Feindschaft vom Papste trennten, traten sie mit Wibert in Verbindung; der Sieg der simonistischen Bischöfe über die Pataria zog den Erzbischof von Ravenna ganz wieder auf die Seite seiner alten Freunde, und als die Zerwürfnisse zwischen dem Papste und dem jungen König offenkundig wurden, zweifelte er keinen Augenblick mehr, welche Partei er zu ergreifen habe. Fortan trafen ihn immer aufs Neue die Bannstrahlen aus dem Lateran, aber sie konnten ihm wenig schaden. Alle dem Papste feindseligen Elemente hatten sich inzwischen in Ravenna gesammelt, ein Mittelpunkt aller der Kirchenreform feindlichen Bestrebungen hatte sich dort gebildet, und Wibert waltete mit derselben Sicherheit in seiner Stadt, wie Gregor in Rom.

Wibert war ein anderer Mann, als der alte Cadalus, dem man nur Reichthum und Gefügigkeit nachgerühmt hatte. Wiberts Geist war durch Schulbildung und reiche Lebenserfahrung gebildet, seiner vornehmen Geburt entsprach eine imponirende, würdevolle Haltung, man rühmte seine Meisterschaft in der Rede, seine Sitten waren tadellos; selbst die Gegner gestanden, daß er den Stuhl Petri geziert haben würde, wenn er auf andere Weise zu demselben gelangt wäre. Und in

der That hätte man ein anderes Schicksal einem Manne wünschen mögen, der unter dem verderbten Klerus Norditaliens sich durch manche rühmliche Eigenschaften auszeichnete. Aber Wibert hat doch nur erlitten, was seine Thaten werth waren. Leidiger Ehrgeiz trieb ihn in die Arme der Simonisten und zwang ihn in eine Stellung, wo er sich nicht nur Hildebrands System, sondern jeder Reform der Kirche widersetzen mußte, die ihn überdies zum willenlosen Werkzeug des Königs machte, dem er seine Erhebung verdankte. Allerdings hat Wibert auf dem Throne Platz genommen, von welchem Hildebrand gestürzt wurde. Doch noch in seiner Erniedrigung war Hildebrand größer als sein Widersacher im Glück; denn ihn erfüllte eine Idee, die seinen Handlungen Bedeutung gab, während Wibert in seinen eitlen Ehren nur das Werkzeug Anderer war und blieb.

Leicht zu begreifen ist, daß der König den Bund, zu dem er den simonistischen Bischöfen Italiens jetzt gegen den gemeinsamen Feind die Hand reichte, nicht leicht wieder zu lösen vermochte. Allerdings gewann er bedeutend an äußeren Machtmitteln, indem er sich den Simonisten hingab; aber dessenungeachtet war es ein für ihn und das deutsche Kaiserthum höchst trauriger Bund. Denn nicht allein Hildebrand hatte er nun zu bekriegen, sondern auch der Kirchenreform grundsätzlich abzusagen. Seine Vorgänger hatten diese Reform begünstigt, er selbst sich zeitweise derselben geneigt gezeigt, und sie war eine Forderung der Zeit, die sich nicht ohne schwere Folgen abweisen ließ. Wer sie ergriff und durchführte, beherrschte das geistige Leben, wie es seine Vorgänger, wie es zuletzt noch sein Vater gethan hatte. Aber im Bunde mit den lombardischen Bischöfen war es unmöglich, die alten Schäden der Kirche zu beseitigen, und Heinrich selbst sollte bald inne werden, wie er trotz des gewaltigsten Kraftaufwandes vergeblich gegen eine Zeitströmung anrang, deren Gewalt er weit unterschätzte.

So erregt in den meisten deutschen Bisthümern die Stimmung gegen Hildebrand war, so wenig man ihm zu gehorsamen geneigt war, fand doch der Papst von Ravenna dort nicht willige Anerkennung. Nicht allein Benno von Osnabrück, sondern auch Dietrich von Verdun, so nahe Beide dem Könige standen, schwankten einige Zeit, ob sie sich nicht offen gegen Wibert erklären sollten. Nirgends war man königlicher als in Augsburg, aber die Beschlüsse von Brixen bezeichnete man doch dort als ebenso anmaßend wie unbesonnen. Sie lagen, wie man fühlte,

nicht auf dem Wege, den Heinrich III. vordem zu Sutri eingeschlagen hatte, sondern auf jener abschüssigen Bahn, welche die Kaiserin einst in Basel zu ihrem Verderben betreten hatte. Mußte man auch den Gedanken an eine durchgreifende Kirchenreform, wie man sie einst vom Kaiserthum erwartet hatte, in den Wirren der Zeit aufgeben, die Reformideen, wie sie von Heinrich III. und Leo IX. angeregt waren und in den Schriften des Petrus Damiani den lebendigsten Ausdruck gefunden hatten, gingen deshalb in Deutschland nicht unter. Schon litt man schwer genug unter der Reichsspaltung, und noch größere Uebel drohte eine Trennung der Christenheit auch in den kirchlichen Dingen. Bald bildeten sich hier die Anfänge einer Partei, welche treu zu dem Könige hielt, aber doch nur den von den römischen Cardinälen Erwählten als den wahren Nachfolger Petri anerkannte, welche allein von der Eintracht Beider eine bessere Zukunft der Kirche erwartete und deshalb auf eine Aussöhnung des Kaiserthums mit der römischen Kirche hinzuarbeiten bedacht war.

Diese Partei des Friedens hatte eine Zukunft, aber die Gegenwart gehörte dem Streit. Dem König stand ein Gegenkönig, dem Papst ein Gegenpapst gegenüber; Reich und Kirche waren gespalten, von den extremen Parteien zerrissen. Der Waffenkampf, bereits begonnen, ließ sich jetzt nicht austragen, mußte vielmehr nur weitere Dimensionen gewinnen. Von dem Kriegsglück hing zunächst das Schicksal des Kaiserthums und des Papstthums ab. Traurig genug, daß auch die Zukunft der Kirche durch die Wechselfälle blutiger Bürgerkriege bedingt war. Aber auch das war nur eine Consequenz des Gregorianischen Systems, welches die Kirche nicht vom Reiche löste, sondern nur immer tiefer in alle Zerwürfnisse desselben verflocht.

4.

Getäuschte Hoffnungen.

Der Angriffsplan des Papstes.

Der Peter- und Paulstag war gekommen, bis zu welchem Gregor den Fall Heinrichs verkündet hatte. Aber Heinrich stand aufrecht und gerade an diesem Tage sah sich der Papst ein Abkommen zu treffen genöthigt, zu dem er sich, wäre er nicht selbst in bedrängtester Lage gewesen, nimmer verstanden hätte. Wie oft hatten die Nachfolger Petri gegen die Normannen den Bann geschleudert! Und Niemand unter ihnen war häufiger von den Strafen Roms getroffen worden, als Robert Guiscard, der abtrünnige Vassall des apostolischen Stuhls. So lange Gregor auf dem Thron des Apostelfürsten saß, lebte er in Feindschaft mit dem Normannenherzog, der in Italien eine Macht bildete, welche Rom zu erdrücken drohte; stets hatte er ihn nur als einen verwegenen Räuber behandelt. Nun aber, als er mit Kaiser Heinrichs Sohn auf immer gebrochen, mußte er doch dem Sohne Tancreds von Hauteville die Hand zum Bunde reichen.

Der Vermittler dieses Bundes wurde der Abt Desiderius von Monte Cassino, ein Mann von jeher Robert ganz ergeben und deshalb früher dem Papste nicht unverdächtig. Das Kloster des Desiderius hatte schwer bei der Fehde zwischen Robert und Jordan von Capua gelitten und sich besonders über Jordans Gewaltthätigkeiten beim Papste beschwert; auch war Gregor mit Ernst gegen seinen Bundesgenossen, den Fürsten von Capua, eingeschritten und hatte ihn selbst mit dem Banne bedroht. Inzwischen kämpfte Robert den Aufstand seiner Vassallen nieder, und Jordan mußte daran denken, sich mit dem Herzoge abzufinden, wenn er nicht untergehen sollte. Der Fall Capuas wäre auch für den Papst gefahrvoll geworden, zumal Robert schon einen Theil der Mark von Fermo an sich gerissen hatte und Rom näher und näher zu bedrohen schien; auch ihm mußte daran liegen, der Zwistigkeit der Normannen ein Ziel zu setzen, zumal vom Norden noch andere und schwerere Unwetter gegen Rom anzogen. Unter solchen Umständen kam Abt Desiderius nach Rom und bat den Papst, Robert Guiscard vom Banne zu lösen.

Er fand Gehör und begab sich darauf mit mehreren Cardinälen zum Herzog, um ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. Seitdem traten sich Gregor und Robert Guiscard mit jedem Tage näher; aus alten Feinden wurden bald Bundesfreunde.

Im Juni begab sich der Papst selbst nach Ceprano und hatte hier an der Grenze der Normannen mit Robert und anderen normannischen Großen eine Zusammenkunft. Robert bekannte sich jetzt als Vasall des Papstes; er versprach eidlich alle Rechte und Besitzungen des heiligen Petrus gegen Jedermann zu schützen, für die Sicherheit und ehrenvolle Stellung des heiligen Petrus Sorge zu tragen, bei einer Erledigung des apostolischen Stuhls den von den Cardinälen erwählten Nachfolger des heiligen Petrus zu unterstützen, alle Kirchen in seinem Machtgebiet Rom zu unterwerfen und von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die in seinen Händen seien, jährlich einen festgestellten Zins zu zahlen. Außerdem machte sich Robert anheischig in seiner ganzen Herrschaft von allem Land, welches er noch nicht an andere Normannen ausgethan habe, eine Lehnsabgabe zu zahlen, von jedem Joche Ochsen zwölf Denare, welche alljährlich Ostern abgetragen werden sollten; auch seine Nachfolger verpflichtete er zu diesem Zins. Gegen diese Versprechungen belehnte Gregor Robert als Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien. Auch in dem Besitz von Salerno, Amalfi und einem Theile der Mark von Fermo beließ er ihn vorläufig, nachdem diese Länder einmal Roberts Waffen zur Beute gefallen waren; endgültige Bestimmungen über dieselben wurden von dem weiteren Verhalten des neuen Vasallen abhängig gemacht.

Es war eine weitverbreitete Meinung, daß der Papst einst Robert, um ihn zu gewinnen, die Kaiserkrone versprochen habe. Aber schwerlich hat Gregor jemals dem Normannen ein so gefährliches Versprechen gegeben. Ein Kind des Glücks, wie Robert war, hielt freilich Nichts für unerreichbar, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er auch an seine Kaiserkrönung in Rom dachte. Gerade in dieser Zeit waren indessen seine Blicke nicht so sehr auf Rom, wie auf Constantinopel gerichtet. Mit dem Kaiserreiche des Ostens hatte er schon vor mehreren Jahren vertraute Verbindungen geschlossen und seine Tochter dem Sohne und Erben Kaiser Michaels VII. vermählt (S. 260). An diese Heirat knüpfte er große Hoffnungen, welche die unsägliche Schwäche des Kaisers vereitelte. Fast ganz Klein-Asien ging an die Seldschucken verloren, die

Völker an der Donau empörten sich und bedrohten mehr als einmal die Hauptstadt des Reichs, die Heere des Kaisers selbst wurden schwierig und warfen Gegenkaiser auf. Einer von diesen, Nicephorus Botaniates, machte endlich dem jämmerlichen Regiment Michaels ein Ende und verbannte den entthronten Kaiser mit seinem Sohne in ein Kloster. Der Normannenherzog gab aber seine Hoffnungen nicht auf. Sobald er den Aufstand seiner Vasallen niedergeworfen hatte, dachte er nur an einen großen Kriegszug gegen den Usurpator des Ostens, in dessen Kerker seine Tochter schmachtete. Er wollte sein Kind befreien und die Herrschaft in Constantinopel entweder dem ihm verschwägerten Geschlechte der Dukas zurückgeben oder lieber selbst von derselben Besitz ergreifen. In Italien ging damals das Gerücht um, daß Kaiser Michael zu Robert entronnen sei und die Hülfe desselben in Anspruch genommen habe. In der That lebte am Hofe zu Salerno ein landesflüchtiger Grieche, der sich fälschlich für den entthronten Kaiser ausgab und den Robert als solchen anerkannte, obwohl ihm der Betrug nicht entgehen konnte. Der Betrüger sollte dem Normannen nur als Mittel dienen, um sich selbst die Macht im Osten zu gewinnen.

Bei einem Angriff auf Constantinopel war es für Robert von großer Bedeutung, sich der Treue Apuliens und Calabriens zu versichern, da diese Länder so lange unter griechischer Herrschaft gestanden hatten und Constantinopel noch immer vielfache Verbindungen mit ihnen unterhielt. Stets war hier der Einfluß der Papstes gewichtig gewesen, und er allein schien jetzt auch eine Erhebung gegen die Normannenherrschaft verhindern zu können. Ueberdies mußte Robert aus diesen Ländern einen großen Theil seines Heeres nehmen, da er des Beistandes seiner normannischen Ritter keineswegs sicher war, und auch hierbei bedurfte er der Unterstützung des Papstes. Die Aussöhnung mit Rom stand deshalb mit Roberts Absichten gegen das Ostreich in enger Verbindung. Auch war der Papst diesen Absichten nicht entgegen. Schon hatte er über Botaniates den Bann ausgesprochen (S. 474) und konnte nun hoffen seine Strafgewalt auch in Constantinopel fühlbar zu machen. Neue Aussichten eröffneten sich ihm zugleich auf die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, dann auf einen gemeinsamen Kampf gegen die Ungläubigen an den heiligen Stätten; Lieblingsideen früherer Tage tauchten wieder aus der Vergessenheit auf. Ob er den Betrug des falschen Michael durchschaute, wissen wir nicht; sicher ist

nur, daß er ihm und Robert seinen Beistand zusagte und die Bischöfe Apuliens und Calabriens ihnen jede Unterstützung zu gewähren anwies.

Aber ganz andere Rücksichten waren es doch, die Gregor zu der Aussöhnung mit den Normannen zunächst bestimmten. Vor Allem lag ihm daran, durch sie ein Heer gegen Wibert und die schismatischen Bischöfe der Lombardei zu gewinnen. Deshalb rief er zu derselben Zeit auch die Bischöfe Unteritaliens auf, ihm mit ihren Gebeten und mit der That Beistand zu leihen, und zwar gegen den Häresiarchen und Antichrist von Ravenna, da Heinrich mit diesem das alte Spiel, welches er einst mit Cadalus so jämmerlich getrieben habe*), jetzt von Neuem beginne. Das schmähliche Ende des Cadalus schien ihm freilich Beweis genug, welchen Ausgang auch dieses Schisma nehmen müsse. „Die unheilbare Wunde, welche das Schwert des heiligen Petrus den Abtrünnigen geschlagen hat“ — so schreibt er den Bischöfen — „liegt von der Sohle bis zum Scheitel bloß, und doch genügt sie den Gottlosen nicht. Wir verachten sie um so mehr, je höher sie gestiegen zu sein wähnen, und hoffen, daß ihr Untergang sich nicht lange verzögern wird.“ Gregor ruhte fortan keinen Augenblick, um einen großen Waffenbund zur Vertheidigung des Stuhls Petri gegen Wibert zum Abschluß zu bringen. Nicht nur Robert Guiscard, auch Jordan von Capua und die anderen Normannenführer vermochte er zu einem eidlichen Versprechen, der römischen Kirche mit ihren Waffen zu dienen; auch mehrere Herren in der Campagna und in Tuscien ließen sich zu ähnlichen Zusagen bewegen.

Im Sommer 1080 stand der Papst an der Spitze eines ausgedehnten Bundes in Italien und hoffte mit den Kräften desselben alsbald selbst die Schismatiker angreifen zu können. Er erließ ein feierliches Manifest an alle Getreuen des heiligen Petrus mit der Ankündigung eines Kriegszuges gegen Ravenna, den er im September, sobald die kühlere Jahreszeit eintrete, eröffnen wollte. Er hoffe, sagte er, jene Stadt den Händen der Gottlosen zu entreißen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen; denn er verachte die Anschläge der Abtrünnigen und erwarte, daß Alle auf deren Hochmuth mit gleicher Verachtung

*) Gregor wußte am besten, daß Heinrich an Cadalus' Erhebung ganz unschuldig gewesen war.

herabsähen und sich von dem baldigen Untergange derselben überzeugt hielten. „Haltet fest an der Hoffnung, daß binnen Kurzem die Wirren der Kirche durch den verdienten Sturz der Verruchten beseitigt, binnen Kurzem der Friede wieder hergestellt sein wird; wir versprechen es Euch im Vertrauen auf Gott."

Jene Ergüsse eines geängstigten Herzens, welche uns sonst nicht selten in den Briefen des Papstes begegnen, finden sich in dieser Zeit nirgends; nur Muth und Vertrauen spricht aus allen seinen Erlassen. So schlecht sich seine erste Prophezeiung erfüllt hatte, wird er nicht müde den nahen Untergang der Widersacher aufs Neue zu verkünden. Er baut auf die unmittelbare Hülfe des Himmels. Als damals die Gebeine des Apostels Matthäus zu Salerno aufgefunden sein sollten, sieht er darin ein Zeichen göttlichen Beistands; schon, meint er, liefen die Getreuen, den Stürmen entronnen, in den sicheren Hafen ein. Aber auch auf die Menschen rechnet er im Kampf gegen den Antichrist. An der Spitze der Normannen hofft er selbst gegen Wibert, das Geschöpf des deutschen Königs, in das Feld zu rücken; an einem vollständigen Siege hegt er nicht den leisesten Zweifel.

Gregors Angriffsplan war nicht auf Italien beschränkt. Vor Allem zählte der Papst auch auf den Beistand seiner Freunde in Deutschland. Die Sachsen hatten durch die neue Excommunication endlich ihre Absichten erreicht; ihrer und des ganzen Anhangs des Gegenkönigs schien er jetzt völlig sicher, und mit jedem Tage, hoffte er, würde sich die Zahl derer mehren, die von dem verfluchten Könige abfielen. Indem er selbst Wibert angreifen wollte, sollten die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Heinrich mit verstärkter Macht darnieder halten und vernichten. Zunächst schien es wichtig, das Schwabenland ganz dem König und dem von ihm eingesetzten Herzog Friedrich von Staufen zu entreißen. Das war die bedeutendste Aufgabe, welche Gregor Altmann von Passau zugewiesen hatte, als er ihn unlängst zu seinem ständigen Legaten in Deutschland bestellte. Mit dem Feuereifer, den er schon oft für die Sache Roms bewiesen, war Altmann sogleich an das Werk gegangen. Während Welf und Berthold die schwäbischen Herren, welche zu Heinrich hielten, aus dem Lande zu vertreiben suchten, zog er selbst gegen die Bischöfe Schwabens aus, von denen noch keiner die königliche Sache verlassen hatte. In Konstanz ließ er einen Gegenbischof wählen. Als man ihm dann in Augsburg die Aufnahme verweigerte,

führte er am 11. Juni bewaffnete Schaaren gegen die Stadt. Die Vorstädte wurden zerstört, die Peterskirche eingeäschert. Noch lange dachte man zu Augsburg an diese Verwüstung, welche der König und Herzog Friedrich, damals auf dem Wege nach Brixen, nicht hatten hindern können. Während Gregor noch zum Kriege rüstete, stand sein Legat in Deutschland schon in den Waffen, und Wilhelm von Hirschau predigte mit seinen Mönchen eifriger als je den Aufstand gegen den König im Banne.

Und nicht allein durch innere Kriege hoffte Gregor den König zu bewältigen, sondern auch äußere Feinde gegen ihn in die Waffen zu bringen. Allerdings war Philipp von Frankreich nicht der Mann, auf den er sein Vertrauen setzen konnte; mehr als von dem Capetinger erwartete er von den Herrschern des Nordens, namentlich von Wilhelm von England. Aber bald genug erkannte er, daß er sich in dieser Erwartung getäuscht hatte.

Wieviel König Wilhelm auch dem Beistande Roms und besonders Hildebrand zu danken hatte, mit großer Festigkeit hatte er seine Selbständigkeit gegen den apostolischen Stuhl zu behaupten gewußt. Lange durften die englischen Bischöfe nicht einmal die römischen Synoden besuchen, der Peterspfennig fiel aus, und der Papst sah sich endlich einen besonderen Legaten nach England zu senden bewogen, um den König an seine Pflicht zu erinnern und zugleich die Leistung des Lehneids für das unter der Fahne des heiligen Petrus eroberte Reich von ihm zu verlangen. Die Zahlung des Peterspfennigs erfolgte darauf, aber den Lehnseid verweigerte der König mit voller Entschiedenheit. So aufgebracht der Papst hierüber war, nahm er doch Anstand in gewohnter Weise gegen einen Fürsten vorzugehen, dessen gute Dienste er nicht entbehren zu können glaubte. Vielmehr ging alsbald Botschaft über Botschaft nach England, um den König und seine Gemahlin in Güte zu gewinnen. Die Briefe des Papstes an Wilhelm aus dieser Zeit sind noch merkwürdiger durch das, was sie verschweigen, als durch das, was sie sagen. Der Papst erinnert an die alte Freundschaft, an seine persönlichen Verdienste um den König, er dringt auf Gegendienste, welche die bedrängte Kirche von ihrem bevorzugten Sohne erwarten müsse, und verweist auf mündliche Aufträge, die er seinen Boten in dieser Beziehung mitgegeben hatte. Man wird schwerlich in der Vermuthung irren, daß diese Gegendienste in Waffenrüstungen für Rom und vor

Allem in Angriffen auf Heinrich bestehen sollten. Seit Jahren befürchtete dieser einen Einfall Wilhelms in die niederrheinischen Länder (S. 306), und gewiß hätte Rom dem Normannen gern noch einmal eine heilige Fahne geschickt, wenn er sich zu einem solchen Einfall entschlossen hätte. Aber Wilhelm zeigte wenig Lust sich abermals unter die Fahne Roms zu stellen und zu einer Machterhöhung des heiligen Vaters die Waffen zu leihen. Er blieb ein kühler Zuschauer der Kämpfe, die Deutschland aufregten, und nicht minder ruhig betrachtete sie Lanfrank, der geistliche Rath des Königs. Einst ein hitziger Vorfechter der Reform, hatte sich der Erzbischof von Canterbury Gregor und den Gregorianern mehr und mehr entfremdet; es fehlte wenig, daß er sich nicht offen auf die Seite ihrer Gegner stellte.

Auch mit Dänemark stand Gregor in lebhafter Verbindung. Harald Hein, der Sohn Svend Estrithsons, hatte es besonders dem Papste zu danken, wenn er sich gegen seine Brüder und Olaf von Norwegen in der Herrschaft über Dänemark behauptet hatte. Es war um die Osterzeit 1080, daß Gregor ihm eine Botschaft sandte, ihm alle Wohlthaten Roms in Erinnerung brachte und dafür den Lohn des Gehorsams verlangte. Wie Harald diesen auch abstatten sollte, er vermochte es nicht. Er starb, ehe noch die Botschaft an ihn gelangte, und ihm folgte sein Bruder Knud. Dieser, sonst wohl ein Mann nach dem Sinne Gregors, der Begründer der bischöflichen Privilegien unter den Dänen, hätte sich zu einem Kampfe für Rom gegen Heinrich doch nimmer bewegen lassen. Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke, England wieder unter die dänische Herrschaft zu bringen; der innere Krieg in Deutschland berührte ihn wenig.

Von den Mächten des Nordens hatte, wie man sieht, Gregor wenig zu hoffen und Heinrich wenig zu fürchten. Und nicht anders war es im Osten. Zu neuem Glanze hatte sich hier auf kurze Zeit die Polenherrschaft erhoben. König Boleslaw II. waltete nicht nur frei in seinem Reiche, sondern war auch allen seinen Nachbarn furchtbar; am furchtbarsten dem Böhmen, denn der alte Gegensatz zwischen der lechischen und czechischen Macht wirkte ununterbrochen fort. Während Herzog Wratislaw die Schlachten Heinrichs mitschlug, war der Polenkönig deshalb mehr auf die Seite Gregors und Rudolfs getrieben worden; aber er hatte dennoch nicht selbst Antheil an den deutschen Kämpfen genommen, vielmehr seine Waffen nach dem fernen Osten gerichtet, wo lohnendere Siege seiner harrten. Großfürst Isäslaw war von seinen Brüdern

aus Kiew abermals vertrieben worden (S. 411), und abermals führte ihn Boleslaw zurück; er brachte den hergestellten Fürsten in eine ähnliche Abhängigkeit von sich, wie die war, in welcher Ladislaw von Ungarn von ihm stand. Mitten in großen Erfolgen kam Boleslaw unerwarteter Weise zu Falle. Seine Macht mißbrauchend, reizte er den Widerstand im eigenen Volke. Die Szlachta verweigerte ihm den Dienst, der Bischof Stanislaus von Krakau, selbst der Szlachta entsprossen, trat dem Tyrannen mit dem Kirchenbann entgegen und sank, ein Opfer seiner Kühnheit, am Altare von des Königs eigener Hand erschlagen. Aber Boleslaw hatte damit zugleich den verderblichsten Streich gegen sich selbst geführt. Ueberall erhob sich alsbald der Aufstand, flüchtig mußte der König sein Reich verlassen und ein Asyl bei seinem früheren Schützling in Ungarn suchen, das rebellische Land fiel seinem Bruder Wladislaw zu.

Im Sommer 1079 war so die mächtigste Herrschaft des Ostens zusammengebrochen, und die Wirkungen ihres Sturzes machten sich weithin fühlbar. Niemand gewann mehr durch denselben, als der Böhmenherzog, der treueste Bundesgenosse König Heinrichs. Konnte der Böhme auch, in die deutschen Händel immer von Neuem verwickelt, nicht zu einem unmittelbaren Angriff auf Polen und Ungarn schreiten, so hielt er doch die Fürsten beider Länder jetzt so in Furcht, daß sie dem Papste und dem Gegenkönig nicht zu nützen, Heinrich nicht zu schaden vermochten. Gregor hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, den Böhmenherzog für Rom zu gewinnen, aber alle Verhandlungen mit ihm scheiterten; wohl weniger deshalb, weil der Böhme fest an der Kirchenliturgie in der Landessprache hielt, als weil seine ganze Stellung ihn an Heinrich verwies, der überdies jeden Dienst ihm und seinem Hause auf das Reichlichste lohnte.

Einst konnte es scheinen, daß es dem reformirten Papstthum gelingen würde, die Fürsten des Abendlandes gegen das deutsche Kaiserthum zu verbinden, um nach dem Sturze desselben sie um den Stuhl des heiligen Petrus als dienstwillige Vasallen zu schaaren. Aber schon sah Gregor, daß diese Herren der Welt dem Apostelfürsten und seinen Nachfolgern doch nur einen sehr bedingten Gehorsam schuldig zu sein glaubten, daß ihre eigenen Interessen ihnen weit höher standen, als der Sieg des priesterlichen Roms. Der Abfall Heinrichs und Wiberts von Rom lag offen vor den Augen der Welt, aber außerhalb Deutschlands regte sich keine Hand, um die Abtrünnigen zu bestrafen. Gleichgültig

sah man in den meisten Ländern der Entwickelung des inneren Krieges in Italien und Deutschland zu; an vielen Orten blieb man lange unentschieden, ob man Gregor oder Wibert als Papst anerkennen solle. Selbst in Frankreich, einst der Wiege der Reform, war die Stimmung Gregor nicht durchaus günstig. Auf der weltbeherrschenden Höhe, zu welcher Hildebrand das reformirte Papstthum erhoben, hatte es sich nicht erhalten können; sobald Rom mit bestimmten Forderungen und Ansprüchen hervortrat, begann die Auflehnung, und nur in seltenen Fällen erzwangen die Anatheme Gehorsam.

Ohne seinen Anhang in Deutschland wäre Gregor bald völlig verlassen gewesen. Denn auch jener Bund, den er in Italien gegen Wibert geschlossen, bot ihm schließlich keine Hülfe. Das Heer, mit welchem er im September gegen Ravenna ausziehen wollte, trat gar nicht zusammen. Die Normannen und die anderen Fürsten der Halbinsel, welche ihm Beistand zugesagt, hielten nicht Wort; Robert Guiscard dachte nur an Constantinopel und die bevorstehenden Kämpfe im Osten. Die große Gräfin allein bewahrte Gregor auch jetzt ihre Treue, ja fester als je schloß sie sich ihm an, nachdem auch das letzte Band, welches sie an Heinrich gefesselt hatte, gelöst war. Aber sie war zugleich machtloser als je, nicht einmal ihrer eigenen Besitzungen sicher. Widerspenstige Vasallen erhoben sich gegen sie, und ein stattliches Heer wurde in der Lombardei zum Kampfe gegen ihre Burgen gerüstet.

Und doch verzagte Gregor nicht. Wunderbar genug, wie er noch immer auf den baldigen Sieg einer Sache, für die so Wenige den Arm erhoben, mit Sicherheit hoffte. In einem Schreiben vom 22. September verkündete er abermals seinen Anhängern in Deutschland den nahen Untergang der Feinde, den nahen Triumph des heiligen Petrus. Aber auch dort hatten Rudolf und Altmann bisher keine durchgreifenden Erfolge erzielt. Nur ein unbestreitbarer Sieg des Gegenkönigs konnte der Sache Gregors noch aufhelfen; er rechnete auf eine große Entscheidung, welche in den nächsten Tagen jenseits der Alpen eintreten werde. Sie trat ein, aber anders, als er sie erwartet hatte.

Das Ende König Rudolfs.

Sobald Heinrich von Brixen zurückgekehrt war, hatte er neue Rüstungen gegen die Sachsen begonnen. Schon im Juli war er zu

Nürnberg mit diesen Rüstungen beschäftigt, dann im August und September zu Mainz. Ein bedeutendes Heer sammelte sich hier um ihn; Herzog Friedrich von Schwaben stieß zu demselben, wie mehrere schwäbische Bischöfe. Am zahlreichsten hatten sich die Baiern, nächst ihnen die Lothringer gestellt. Unter den geistlichen Herren aus den rheinischen Gegenden ragten die Erzbischöfe von Trier und Köln besonders hervor; unter den weltlichen jener Graf Heinrich von Laach, der wenige Jahre später zum Pfalzgrafen in Lothringen erhoben wurde. Von den anwesenden Bischöfen — man zählte ihrer sechszehn — ließ Heinrich die Wahl Wiberts noch ausdrücklich bestätigen, ehe er mit dem Anbruch der kühleren Jahreszeit das Heer gegen den Feind führte. Er nahm dann seinen Weg durch Hessen und Thüringen auf das Thal der oberen Unstrut, gleich als wolle er hier zum dritten Male dem Feind begegnen.

Die Sachsen erwarteten ihn hier, hatten den Fluß bereits überschritten und bei einem Ort, der Cancul genannt wird *), eine feste Stellung genommen. Auch sie waren gut gerüstet, und es hob ihren Muth, daß sie jetzt gegen einen von der Kirche abermals Verfluchten ihre Schwerter schärften. Fast das ganze Sachsenland hatte sich noch einmal erhoben; ein gewaltiges Heer war ausgezogen, der Adel zu Roß, die Bauern zu Fuß. Heinrich trug Bedenken sich mit der Uebermacht in einen Kampf einzulassen; durch List suchte er deshalb das feindliche Heer zu theilen. Heimlich entsandte er einige Reiterschaaren über die Unstrut, die im Rücken des Feindes mehrere Dorfschaften in Brand steckten und dann unbemerkt zu ihm zurückkehrten. Die List gelang. Die Sachsen fürchteten umgangen zu sein, sie besorgten, Heinrich möchte in ihrem Rücken ein Heer gegen Goslar führen, und ein großer Theil brach auf, um Haus und Hof zu schützen. Die Streitmacht Rudolfs war zersplittert, ehe es zum Kampfe gekommen war.

Heinrich schlug, sobald er seine Absicht erreicht sah, schleunig die östliche Straße durch Thüringen ein; er wollte sein Heer mit den Schaaren, welche ihm der Böhmenherzog und Markgraf Ekbert zuführen sollten, in den Gegenden an der Saale vereinigen, dann aber über Merseburg und Magdeburg in das östliche Sachsen eindringen. Unbehindert kam er bis Erfurt, welches aufs Neue verwüstet wurde; erst als

*) Wohl Künkel, ein Vorwerk, eine halbe Stunde von Behringen, etwas seitwärts von der Straße nach Langensalza.

er weiter bis in das Gebiet von Naumburg vorrückte, fand er Rudolf mit einem Heere in seiner Nähe. Sobald nämlich die Sachsen Heinrichs Plan erkannt hatten, war der größere Theil ihres Heeres in Eilmärschen das Unstrutthal herabgezogen und hatte Naumburg noch zur rechten Zeit besetzt. Der Marsch war mit solcher Schnelligkeit ausgeführt worden, daß die Fußgänger meist nicht folgen konnten, auch viele Pferde gelitten hatten.

Als Heinrich den Feind vor sich sah, ging er über die Saale und rückte bis zur Elster bei Wiederau vor, wo er an dem hohen Ufer ein Lager aufschlagen ließ. Die Sachsen folgten unverweilt, und Heinrich glaubte einem Kampfe nicht länger ausweichen zu dürfen. In Schlachtordnung rückte er in der Frühe des folgenden Tages — es war der 15. October — ihnen entgegen, und auch sie machten sich sofort zum Kampfe bereit. Sie hatten nur wenig Fußvolk; sie ergänzten es, indem die Ritter, deren Pferde ermüdet waren, sich zu Fuß an die Seite der Bauern stellten. So zogen sie aus, während ihre Bischöfe einen Psalm anstimmen ließen*). In geschlossenen Reihen einander näher rückend, kamen beide Heere bald an einen Sumpf, Grona damals genannt**), durch den keine Furt zu finden war. Schmähreden und Herausforderungen ertönten von hüben und drüben, aber mit den Waffen konnte man sich nicht erreichen. Endlich machten die Sachsen eine Schwenkung in südlicher Richtung und zogen nach dem Ende des Sumpfs, das nicht weit ab lag; sofort schlug Heinrichs Heer dieselbe Richtung ein. In der Nähe von Hohen-Mölsen an der Grune trafen dann die beiden Heere zusammen, und hier kam es zu dem hitzigsten Kampfe.

Das Waffenglück schwankte längere Zeit. Heinrichs Schaaren trieben anfangs die Sachsen zurück, und die Bischöfe im Lager an der Elster erhielten bereits Kunde von einem vollständigen Siege ihres Königs, so daß sie mit ihren Klerikern das Te deum begannen. Da brachte man den Grafen Rapoto von Cham todt in das Lager zurück, und

*) Psalm 82 nach alter Zählung, 83 in Luthers Uebersetzung.

**) Der Rest jenes Sumpfs ist der kleine Bach Grune zwischen Pegau und Mölsen. Der Bach fließt jetzt in einem kaum zwei Schritte breiten Bette, ist aber von beiden Seiten von Wiesen umgeben, die künstlich entwässert sind. In der Gegend von Mölsen, wie bei dem in südwestlicher Richtung liegenden Nödlitz sind neuerdings Lanzenspitzen, Sporen u. s. w. unter der Erde in großer Menge gefunden worden. Das Schlachtfeld liegt nur wenige Stunden südlich von Lützen und Groß-Görschen.

die Träger der Leiche ließen den Schreckensruf erschallen: „Fliehet! fliehet!" Schon ergoß sich auch, ihnen auf den Fersen, ein Strom von Flüchtigen in das Lager. Denn Otto von Nordheim hatte sich an der Spitze des geringen, aber wohlgerüsteten Fußvolks den vordringenden Baiern entgegengeworfen und sie zu Paaren getrieben; er verfolgte sie bis zum Lager, welches sie spornstreichs durcheilten, um sich über den Fluß zu retten. Das sächsische Fußvolk wollte sogleich das Lager plündern, aber Otto fürchtete bei dem noch ungewissen Ausgang des Tages abgeschnitten zu werden und führte seine Schaar deshalb auf den Kampfplatz zurück. In der That hatten sich hier die Lothringer unter Heinrich von Laach behauptet, sie glaubten sogar des Sieges bereits sicher zu sein und sangen das Kyrie eleison. Auf einen neuen Angriff waren sie nicht gefaßt. Als daher Otto mit seiner Schaar unerwartet gegen sie anstürmte, geriethen sie in Verwirrung, wandten alsbald den Rücken und eilten, von Ottto verfolgt, in wilder Flucht der Elster zu. Manche fanden in dem Flusse den Tod, Andere entkamen anf die andere Seite desselben, mußten aber ihre Rosse, die sie auf den hohen Uferrand nicht in Eile hinaufziehen konnten, dem Feinde preisgeben.

Heinrichs Heer war in vollständiger Auflösung. Was nicht dem Schwerte der sächsischen Ritter oder den Aexten und Knütteln der Bauern erlegen war, fiel meist in Gefangenschaft oder fand in der Elster den Tod. Nur spärliche Reste des königlichen Heeres hatten sich mit dem Könige selbst über den Fluß gerettet. Das ganze Lager Heinrichs gerieth unvertheidigt in die Hände der Sachsen. Sie machten eine unermeßliche Beute an Geld, an Gold- und Silbergeräthen, an Rossen, Waffen und kostbaren Gewanden. „Was die Unstrut an uns, da wir besiegt wurden, gefehlt hatte", sagt Bruno, der bei dem Kampfe Augenzeuge war, „das vergalt uns als Siegern doppelt die Elster; denn dort verloren wir auf der Flucht nur unsere eigene Habe, hier nahmen wir den fliehenden oder erlegten Feinden nicht nur ihr Eigenthum ab, sondern auch Alles, was sie einst uns geraubt hatten, erhielten wir zurück."

Als der glücklichste Sieger kehrte Otto von Nordheim in das sächsische Lager zurück, aber er fand dort Alles in gewaltiger Bestürzung. König Rudolf hatte sich selbst mitten in den Kampf geworfen und zwei schwere Wunden davon getragen. Die rechte Hand war ihm abgehauen, und ein so gefährlicher Streich hatte den Unterleib getroffen, daß man sein Ende nahe wußte. Man hatte ihn in das Lager zurückgebracht,

und hier empfing er alsbald die Kunde, daß die Sachsen aller Orten gesiegt hätten. „Nun dulde ich gern", sagte er, „was der Herr über mich beschlossen hat." Er tröstete die Umstehenden, die ihm rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit gaben; auch wenn ihm beide Hände fehlten, erklärten sie, würden sie, wofern ihm Gott nur das Leben ließe, keinen Anderen als König in Sachsen anerkennen. In den Armen seiner Getreuen verschied er, wie es scheint, noch am Abend des Schlachttages.

Die Leiche ihres Königs wurde in dem nahen Merseburg im Dome ehrenvoll bestattet und das Grab bald nachher durch einen Leichenstein bezeichnet, den man noch jetzt dort sieht. Derselbe trägt eine prunkvolle Inschrift, welche den Sachsenkönig Karl dem Großen mit wenig Recht zur Seite stellt. Sie schließt:

Da, wo die Seinen gesiegt, fiel er als ein heiliges Opfer.
Leben war ihm der Tod, den für die Kirche er litt.

War er wirklich für die Kirche gestorben? Man wird mit Fug Zweifel hegen, ob der Glaubenseifer ihn eine Krone aufzusetzen trieb, die für ihn allerdings wenig mehr als eine Dornenkrone war. Sein ganzes Leben ist mehr das eines Mannes, der vom weltlichen Ehrgeiz beseelt ist, als das eines Gerechten. Hofgunst machte den Burgunder zum Herzog von Schwaben und Gemahl einer Kaiserstochter, Rebellion zum Sachsenkönig. Ein unstäter Sinn trieb ihn weiter und weiter von der Stelle, die ihm die Natur angewiesen hatte; in der Fremde unter Fremden ereilte ihn ein früher Tod. Seinem Sohn hinterließ er das Herzogthum Schwaben, aber niemals hat dieser dort eine feste Stellung gewonnen. Bald verscholl das Geschlecht der Rheinfelder von dem deutschen Boden, ohne ein rühmliches Andenken zu hinterlassen.

Heinrich hatte in der Schlacht die empfindlichsten Verluste erlitten. Nur ein kleiner Theil seines Heeres war dem Verderben entronnen, und auch dieser war völlig entmuthigt. Als der König die Böhmen an sich ziehen wollte, um noch einen Einfall in Sachsen zu wagen, weigerte sich seine Mannschaft so entschieden ihm weiter zu folgen, daß er sie entlassen mußte. Dennoch bot ihm der Tod des Gegenkönigs Vortheile, wie sie kaum ein Sieg ihm gewährt haben würde.

In jedem unerwarteten Todesfalle sah jene Zeit ein Gottesurtheil, und das Ende Rudolfs schien ihr alle Zeichen eines furchtbaren Straf-

gerichts des Herrn zu tragen. Mit Schaudern gedachte man der abgehauenen Rechten. Noch jetzt wird Niemand in Merseburg die zerfressenen Reste jener Hand ohne innere Bewegung berühren, noch jetzt treten uns bei ihrem Anblick die Folgen des Meineids mit zwingender Gewalt vor die Seele. Welche Gefühle mußte da erst bei den Zeitgenossen Alles erregen, was man von Rudolfs Ende berichtete! Und diese todte Hand verurtheilte nicht allein Rudolf, sondern auch die, welche ihn erhoben hatten. Sterbend soll er zu den ihn umstehenden Bischöfen gesagt haben: „Sehet, das ist die Hand, mit welcher ich meinem König Treue geschworen. Ich verlasse jetzt sein Reich und dieses Leben, aber ihr, die ihr mich seinen Thron besteigen hießet, sehet wohl zu, ob ihr mich, der ich euch nur folgte, auf den rechten Weg geführt habt." Rudolf sollte damit den schwersten Theil seiner Schuld auf jene Bischöfe gewälzt haben, die ihn zu Forchheim gewählt hatten. Und wenn er es nicht that, so thaten es doch Andere und fanden Beistimmung. Die Achtung vor den Bischöfen, welchen den von Gott jetzt als meineidig Verurtheilten erhoben hatten, schwand in weiten Kreisen, zugleich die Achtung vor der Sache, die sie vertraten. Und überdies erschien Rudolfs Tod auch als ein Verdammungsurtheil für jenen Papst, den sie als einen neuen Heiligen priesen. Mehr als einmal hatte er Rudolf Sieg und Leben, Heinrich Tod und Verderben verkündigt, und Rudolfs Grab erwies ihn nun abermals als einen falschen Propheten. Gott selbst, meinte man, habe auch ihn verurtheilt, die Beschlüsse von Brixen könnten keine bessere Rechtfertigung finden. So bestärkten sich Heinrichs Anhänger in der Meinung, die sie immer verfochten hatten, und Manche, die bisher noch geschwankt hatten, ergriffen jetzt offen für den rechtmäßigen König Partei; man hegte wohl gar die Hoffnung, daß sich bald ganz Deutschland ihm wieder unterwerfen würde.

Aber weder die Sachsen, noch die vertriebenen Bischöfe und die entsetzten Herzoge dachten an Unterwerfung. Nach einer gewonnenen Schlacht waren sie am wenigsten geneigt sich dem verhaßten Feinde zu beugen, gegen dessen rücksichtslose Härte sie keinen Schutz, als ihre Schwerter, mehr hatten. Auch stand ihre Sache nicht so ungünstig. Sachsen war ganz in ihren Händen, und in Schwaben waren Welf und Berthold dem Staufer mit seinem bischöflichen Anhang noch immer vollauf gewachsen. Es war keine Frage, daß die Partei des Gegenkönigs ihn überleben würde, dennoch hatte sie unverkennbar durch seinen

Tod einen schwer zu verwindenden Schlag erlitten. Es zeigte sich dies sogleich, als man an die Wahl eines Nachfolgers dachte. Daß eine solche zu treffen sei, war keinen Augenblick zweifelhaft, doch lange schwankte man, wen man zu wählen habe.

Die Partei, welche Rudolf anerkannt hatte, war nicht so gleichartig, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Die Hauptmasse bildeten die Vorfechter der sächsischen Freiheit, neben ihnen standen Vertheidiger der fürstlichen Gerechtsame und endlich Anhänger der neuen Ansprüche Roms. Sie alle hatten sich Rudolf untergeordnet, da ihn seine Energie und die Verhältnisse weit über jede andere Persönlichkeit erhoben, auf deren Hingebung sie rechnen konnten; ihre besonderen Interessen hatten sie seiner Person gleichsam zum Opfer gebracht. Aber diese Interessen traten doch sogleich wieder hervor, als es sich um die Wahl eines neuen Königs handelte, und viel schroffer jetzt, als einst in Forchheim. Die Sachsen wollten diesmal keinen Anderen, als Otto von Nordheim, ihren Kriegshelden, einen Mann reifer Erfahrung, auf den Thron erheben. Unzweifelhaft wäre es die beste Wahl gewesen, doch sagte sie weder den Schwaben noch den eifrigen Gregorianern zu. Berthold und Welf verlangten einen König, der ihnen die Herrschaft in Baiern und Schwaben verbürgte; die vertriebenen Bischöfe, die eigentliche Gregorianische Partei, wollten einen Herrn, der Macht genug besäße, sie in ihre Sprengel zurückzuführen und ganz Deutschland dem Willen des Papstes dienstbar zu machen. Eine Einigung war schwer zu erzielen; ehe sie nicht erreicht, war aber jede Action der Partei gelähmt.

Heinrich wußte dies und suchte den günstigen Augenblick zu benutzen. Im Anfang des Decembers bot er in den mittelrheinischen Gegenden ein Heer auf; er brachte keine großen Streitkräfte zusammen, aber er hoffte doch ohne Widerstand in Sachsen einrücken und das Weihnachtsfest in Goslar feiern zu können. Die Sachsen waren gerade in Berathungen über die Königswahl vertieft, als sie vernahmen, daß Heinrich mit Waffenmacht anziehe. Sogleich brachen sie auf und sammelten in drei Tagen ein Heer, mit dem sie dem Könige entgegenzutreten vermochten. Heinrich sah seine Absicht vereitelt; auf einen neuen ernsten Kampf wollte er es nicht ankommen lassen und hielt für das Beste seine Schaaren zu entlassen. Noch einmal machte er jetzt einen Versuch, sich mit den Sachsen gütlich zu verständigen. Er ließ ihnen sagen: wenn sie einen besonderen König haben wollten, möchten sie seinen Sohn

wählen; er wolle in diesem Falle ihnen eidlich versprechen, nie selbst wieder Sachsen zu betreten. So weit es ihm möglich war, kam er dem sächsischen Particularismus entgegen, und gewiß werden Manche der sächsischen Herren dem Vorschlage nicht abgeneigt gewesen sein. Aber Otto von Nordheim und die ersten Männer des Landes ließen sich doch nicht für denselben gewinnen. „Oft habe ich", sagte Otto, „von einem bösen Bullen ein böses Kalb gesehen; mich verlangt weder nach Vater noch Sohn." Heinrichs Anerbieten wurde zurückgewiesen; die Sachsen blieben in kriegerischer Haltung.

Das Jahr ging zu Ende, ohne daß Heinrichs Widersacher sich über die Wahl eines neuen Oberhaupts geeinigt hatten. Der König glaubte sie schon ihrer eigenen Zwietracht überlassen zu dürfen. Ihn trieb es über die Alpen; er hatte Wibert nach Rom zu führen versprochen, wollte den verwegenen Mönch, der abermals den Bann gegen ihn geschleudert, züchtigen und sich in St. Peter von dem Papst, den er selbst eingesetzt, als Kaiser gekrönt sehen. Bereits rüstete er zu seiner Romfahrt, die schon über ein Jahrzehnt immer von Neuem beabsichtigt und immer von Neuem ausgesetzt war; es lag ihm nur an Vorkehrungen, daß seine Anhänger in Deutschland während seiner Abwesenheit nicht schutzlos ihren Feinden preisgegeben wären. Aus diesem Grunde bot er jetzt den Sachsen zunächst einen Waffenstillstand an. Sein Anerbieten wurde nicht völlig zurückgewiesen, doch sollten Vertrauensmänner von beiden Seiten die Bedingungen des Waffenstillstands erst näher feststellen.

In einem Walde bei Kaufungen an der Weser traten zu Anfang des Februars die Vertrauensmänner zusammen. Von Heinrichs Seite waren die Erzbischöfe Siegwin von Köln, Eigilbert von Trier, nebst den Bischöfen Rupert von Bamberg, Huzmann von Speier, Konrad von Utrecht und einem ritterlichen Gefolge erschienen; von Seiten der Sachsen hatten sich die Erzbischöfe Siegfried von Mainz, Gebhard von Salzburg, Hartwig von Magdeburg, die Bischöfe Poppo von Paderborn und Udo von Hildesheim eingestellt, von einer großen Menge sächsischer Herren und Ritter begleitet. Die sächsischen Abgesandten verlangten sogleich Oeffentlichkeit der Verhandlung; die Abgeordneten des Königs willigten ein, aber erst nach einigem Zögern.

Kaum war die Oeffentlichkeit zugestanden, so ergriff Erzbischof Gebhard das Wort, um den Verhandlungen eine unerwartete Wendung zu geben. Nicht Waffenruhe verlangte er, sondern vollständigen Frieden.

Er und die Seinen seien bereit, sagte er, Heinrich als König anzuerkennen, wenn man sie überzeugen würde, daß sie dabei nicht die Religion verletzten; wäre dies nicht möglich, so wollten sie dagegen durch auf die heilige Schrift gegründete Beweise darthun, daß Heinrich nicht mehr nach dem Recht das Reich regieren könne. Die Abgeordneten des Königs erklärten, daß sie zu Verhandlungen von solcher Tragweite keine Vollmacht hätten und sich auf eigene Hand nicht auf Fragen einlassen würden, die nicht sie, sondern auch den König und das ganze Reich auf das Tiefste berührten; nur einen Waffenstillstand abzuschließen hätten sie Auftrag, und zwar bis zur Mitte des Juni; bis dahin möchte sich dann auch wohl Gelegenheit finden, über die in Anregung gebrachte Angelegenheit auf einem allgemeinen Reichstage zu verhandeln. Die Absicht, über Heinrichs Recht zur Reichsregierung gleich eine Entscheidung herbeizuführen, welche Gebhard und seine Freunde gehegt hatten, mußte aufgegeben werden. Jetzt erklärten sich die Sachsen auch zu einem Waffenstillstande bereit, wenn er vollständig sei und offen und ehrlich gehandhabt werde. Die Königlichen glaubten nicht anders, als daß man die Ausdehnung des Waffenstillstandes auch auf Schwaben beanspruche, und räumten sofort ein, daß die Waffen nicht nur in Sachsen, sondern in allen deutschen Ländern ruhen sollten. Aber sie hatten damit die Meinung der Sachsen nicht getroffen, vielmehr wollten diese vor Allem einen Angriff auf den Papst in Italien verhüten. „Der Papst ist unser Haupt", sagte Otto von Nordheim, „und wie kann der Leib ruhen, wenn man gegen das Haupt den Todesstreich führt? Entweder Friede für uns und alle die Unsrigen, für euch und alle die Eurigen — oder Krieg! Wollt ihr nicht uns und allen unseren Freunden, hoch oder niedrig, vollen Frieden gewähren, so geht dahin, von wannen ihr gekommen seid! Nur laßt euch gesagt sein, daß ihr alsbald in euren Häusern unerwünschte Gäste beherbergen und, wenn ihr einst aus Italien heimkehrt, euer Hab und Gut nicht wohl bewahrt finden werdet. Denn wir sind gesonnen uns bald einen König zu setzen, der uns nicht nur gegen Unbill schützen, sondern auch an denen, die uns Schlimmes zugefügt haben, volle Vergeltung üben wird." Die Gesandten des Königs konnten natürlich auf einen Waffenstillstand nicht eingehen, der sich auch auf Italien ausdehnte. Die Zusammenkunft hatte keinen Erfolg, als daß man von beiden Seiten die Feindseligkeiten für eine Woche auszusetzen versprach.

Der innere Krieg tobte fort, doch wollte deshalb Heinrich die Romfahrt nicht aufgeben. Er hoffte in Italien in wenigen Monaten seine Feinde bewältigt zu haben und dann mit um so größerer Energie den Kampf in Sachsen und Schwaben aufnehmen zu können. Auch er sah in dem Papst das Haupt aller rebellischen Bewegungen; dieses Haupt zu treffen, erschien ihm für den Augenblick als seine wichtigste Aufgabe. Aber allerdings mußte er dann auf Mittel bedacht sein, um seine Anhänger und seine eigene Stellung in Deutschland während der Zeit seiner Abwesenheit zu sichern. Nur geringe Streitkräfte konnte er den deutschen Ländern entziehen und hatte Vorkehrungen zu treffen, daß diese Länder unter dem Schutz treuer Männer gegen Vergewaltigungen der Rebellen gesichert blieben. In Baiern, Franken und Lothringen schien die königliche Partei allerdings stark genug, um sich gegen jeden Angriff behaupten zu können. Anders war es in Schwaben, wo Friedrich von Staufen, wenn ihn auch die Bischöfe des Landes unterstützten, die königliche Sache doch nur mit großer Anstrengung aufrecht erhielt. Nichts aber mußte dem Könige mehr am Herzen liegen, als die Sachsen von bedeutenderen Unternehmungen dadurch abzuhalten, daß er, wenn irgend möglich, ihnen Widersacher im eigenen Lande erweckte, indem er dort eine ihm ergebene Partei in das Leben rief.

Bei der allgemeinen Erbitterung, die im Sachsenvolk gegen den König herrschte, war es schwer, Männer zu finden, die ihm offen die Hand reichten. Die Billinger, obwohl sie vom Kampfe sich bereits fern hielten, wären zu einem entschiedenen Auftreten gegen Otto von Nordheim und ihre anderen alten Freunde doch nie zu bewegen gewesen. Nur in einem überaus ehrgeizigen Jüngling, der sich ihm bereits zugewendet, glaubte der König die erforderlichen Eigenschaften zu einem Parteiführer zu finden, der den sächsischen Rebellen das Gegenspiel halten könne. Es war sein Vetter Ekbert von Meißen, der zugleich auch das Schicksal seines noch im Knabenalter stehenden Schwagers Heinrich, der auf die Ostmark und Lausitz ein Erbrecht besaß, in Händen trug. Diese jungen Markgrafen hatten zu den Sachsen gehalten, aber dabei Verlust über Verlust erlitten; ihre Marken waren dem Böhmenherzog zugesprochen worden, und nur mit Mühe hatten sie und ihre Vasallen sich gegen ihn behauptet. Als sie die Unmöglichkeit weiteren Widerstands einsahen, hatten sie erst heimlich, dann offen Partei gewechselt, sich Heinrich wieder unterworfen und Verzeihung gefunden. Jetzt setzte sie der König

wieder in ihre Marken ein und eröffnete Ekbert auch auf höhere Ehren, wenn er seine Treue bethätigen würde, bestimmte Aussicht. Die Kampflust und der Unternehmungsgeist des unruhigen jungen Fürsten konnten allerdings, sobald nur seiner Gesinnung zu trauen war, den sächsischen Angelegenheiten eine andere, dem König günstigere Wendung geben.

Herzog Wratislaw von Böhmen wurde in anderer Weise für den Verlust der sächsisch-thüringischen Marken entschädigt. Ihm wurde die wichtige Mark Oesterreich übertragen, da sich Markgraf Liutpold abermals vom König abgewandt hatte, mit den aufständischen Schwaben conspirirte und ohne Zweifel auch mit den Ungarn in Verbindung stand. Der König hatte den Babenberger entsetzt, aber die Mark war noch in dessen Händen, und ein heißer Streit drohte um dieselbe zu entbrennen. Denn der Markgraf hatte sich zu Tuln mit allen Rittern der Mark zum Verderben Heinrichs verschworen. Schon war auch Altmann nach Passau zurückgekehrt und schürte das Feuer gegen den von Rom verfluchten König. Die Hülfe Ungarns konnte Liutpold ohnehin nicht fehlen. Nicht ohne schweren Kampf war dem Babenberger die Mark zu entreißen, und der Böhmenherzog hatte bei diesem Kampf nur auf den Beistand der Eppensteiner zu zählen. Abermals war ihm der bedenklichste Posten zugetheilt worden; wie früher gegen Polen, stand er jetzt gegen Ungarn, von wo aus im Augenblick die größere Gefahr zu drohen schien, gleichsam auf der Wacht.

Nachdem der König diese Anordnungen getroffen, trat er gegen Ende des März 1081 seine Romfahrt an. Er ließ den inneren Krieg hinter sich; erst in der kaiserlichen Macht hoffte er die Mittel zu finden, ihn vollständig zu bewältigen. Die Verhältnisse waren denen nicht so unähnlich, die einst Heinrich II. zur Kaiserkrönung über die Alpen geführt hatten. In kurzer Zeit erwartete der König wieder auf dem Kampfplatz in Deutschland zu erscheinen; es vergingen fast so viele Jahre, als er Monde gerechnet hatte.

Heinrichs IV. mißglückte Romfahrt.

Beinahe ein Menschenalter hindurch hatte das Abendland keinen Kaiser gesehen; denn immer aufs Neue hatten Hildebrand und die deutschen Fürsten eine Krönung in St. Peter hintertrieben. Konnte die Zeit ohne Kaiser länger eine kaiserliche bleiben? Gewann aber jetzt

der König das höchste Diadem der Welt, wie seine Vorfahren, warum sollte es — so meinte er und Viele mit ihm — nicht von Neuem die frühere Bedeutung gewinnen, nicht wieder im alten Glanze strahlen? Noch war er jung; fast in gleichem Alter hatte sein Vater die Kaiserkrone gewonnen, die dann im blendendsten Scheine auf dessen Haupte geleuchtet hatte. Freilich war seine bisherige Regierung nur ein ununterbrochener Kampf gegen widerstrebende Mächte gewesen, ein steter Kampf kann man sagen um das Kaiserthum selbst, und er war bisher nicht als Sieger aus demselben hervorgegangen. Aber Niemand konnte ihn auch einen Besiegten nennen, und selbst seine Feinde räumten ein, daß er ungewöhnliche Kraft und Klugheit in allen Wirren bewährt hatte; auch Otto der Große hatte lange um das Kaiserthum ringen, die Kaiserkrone gleichsam erobern müssen. Und wer stellte sich nicht gerade im heißesten Streite den vollen Siegespreis in Aussicht?

Ungebrochenen Muthes trat Heinrich die Romfahrt an. Die Heldenbilder und die Ruhmesthaten seiner Vorfahren, die einst nach St. Peter gezogen waren, schwebten ihm vor der Seele, als er beim ersten Anhauch des Frühlings die Alpen überstieg. Vor vier Jahren war er nach Italien geeilt, um sich dem Papst zu Füßen zu werfen; jetzt zog er aus, um denselben Papst vom Stuhle Petri zu stürzen. Es begleiteten ihn einige ergebene Bischöfe, seine vertrauten Freunde aus Schwaben und ein mäßiges Kriegsgefolge; er kannte die Stimmung Italiens und erwartete nirgends auf bedenklichen Widerstand zu stoßen. Wenn er größere Streitkräfte brauchte, hoffte er sie in der Halbinsel selbst zu finden.

Seine Erwartungen erfüllten sich, als er vom Brenner herabstieg, vollkommen. Niemand widersetzte sich ihm an den Pässen, die lombardischen Städte begrüßten ihn freudig; Italien schien in wenigen Jahren kaiserlicher geworden, als es nur je zuvor gewesen. Das Osterfest (4. April) feierte er in Verona, wohin ihm Wibert entgegenkam, eilte darauf nach Mailand, wo er sich damals wahrscheinlich die königliche Krone aufsetzen ließ, und begab sich dann unverweilt über den Po nach Ravenna. Mehrere lombardische Bischöfe und Herren hatten sich seinem Zuge angeschlossen, aber er hatte noch immer nur ein schwaches Heer um sich, welches er jetzt aus der Romagna und der Mark von Ancona um etwas verstärkte. Nach kurzer Rast brach er, von dem Gegenpapst, dem Erzbischof Thedald von Mailand, dem Erzbischof Liemar von Bremen,

dem Kanzler Italiens Bischof Burchard von Lausanne und einigen anderen deutschen und lombardischen Bischöfen begleitet, gegen Rom auf; auch der vertriebene Erzbischof Manasse von Reims gesellte sich dem kleinen Heere bei. Man durchzog eilends unter großen Verheerungen die Länder Mathildens. Im Sturmschritt hoffte Heinrich gegen Rom vorzudringen, ohne Widerstand sich der Stadt zu bemächtigen, dort einen Kaiserpapst, wie sein Vater, einzusetzen und von diesem die Krone zu empfangen; schon zu Pfingsten, wie er Wibert es einst versprochen hatte, erwartete er in der Stadt zu sein, deren Adel, wie er sich überzeugt hielt, nur seiner Ankunft harrte. Er rückte gegen Rom um Pfingsten an, aber er hatte sich bitter getäuscht, wenn er einen entgegenkommenden Empfang dort erwartete und den Muth Gregors schon für gebrochen hielt.

Das Vertrauen des Papstes auf den baldigen Sieg seiner Sache schien unerschütterlich. Ihm verflog eine Hoffnung nach der anderen, ihn umdrohten Gefahren über Gefahren; nichtsdestoweniger stand er aufrecht, wie der Felsen im Meer, an dessen Fuß die Wogen branden. Schlag auf Schlag hatte ihn getroffen. In denselben Tagen, wo Rudolf an der Elster fiel, hatte das Lombardenheer, welches den kleinen Konrad mit sich führte, die Vassallen Mathildens bei Volta am Mincio geschlagen. Fortan verweigerten diese ihrer Herrin, deren Widerstand gegen den Gegenpapst und den König sie für sinnlos hielten, den Dienst, und die Städter, welche mit dem Regiment der großen Gräfin immer unzufrieden waren, boten ihr keinen Ersatz. Mathilde, auf deren Beistand allein der Papst sicher hatte rechnen können, war machtlos. Vergebens hatte er sich dann bemüht die Wahl eines Gegenbischofs in Ravenna durchzusetzen, vergebens selbst einen solchen in einem gewissen Richard bestellt; seine vereitelten Bestrebungen zeigten nur, wie sein Ansehen in der Romagna und in den Marken völlig vernichtet war. Und schon regten sich auch in seiner Nähe die alten Feinde wieder. In der Campagna gehorchte man nicht mehr seinen Geboten. Zwei adlige Herren, Lando und Ildimondo, spielten dort die kleinen Tyrannen, und Robert von Loritello, ein Neffe Robert Guiscards, dem im Patrimonium des heiligen Petrus Landbesitz eingeräumt war, griff gegen die Versprechungen des Normannenherzogs weiter und weiter um sich. Der Papst sah, wie wenig er Roberts Worten trauen konnte, und noch

unzuverlässiger zeigte sich Jordan von Capua. der stets nur die Erhaltung seines Fürstenthums im Auge hatte. So war die Fastensynode des Jahres 1081 herangekommen, und ihr spärlicher Besuch legte bereits an den Tag, wie tief die Autorität des Papstes gesunken. Dennoch trat Gregor abermals mit einer langen Reihe von Anathemen hervor. Er schleuderte den Bann gegen Lando, Ildimondo und ihre Helfershelfer, bestätigte ihn über Heinrich und alle seine Anhänger, excommunicirte die Erzbischöfe von Arles und Narbonne, suspendirte alle Bischöfe, die zu der Synode entboten und nicht erschienen waren. Nur Strafurtheile kennen wir von dieser Synode; es war als ob Gregor dem Kampf nirgends auswich, sondern ihn suchte.

Schon wußte man damals in Rom, daß Heinrich zu seiner Kaiserfahrt rüste, und die Getreuen des Pastes riethen ihm sich mit Heinrich zu versöhnen, da ja fast alle Italiener auf dessen Seite ständen; die Partei in Deutschland, welche sich nach dem heiligen Petrus nenne, werde ihn doch, wenn der Feind gegen Rom anrücke, nicht schützen können. Solche Rathschläge, die auch ohne Zweifel zu spät kamen, machten auf Gregor keinen Eindruck, vielmehr erwartete er gerade von Deutschland aus Unterstützung. Er schrieb im Anfang des März bald nach der Synode an Altmann von Passau und den Abt Wilhelm von Hirschau von jenen verführerischen Vorschlägen, die er abgewiesen habe, und forderte sie auf, eine Hülfssendung in Deutschland zu betreiben. „Wir achten", äußerte er, „Heinrichs Hoffart gering. Uns selbst scheint sein Angriff, bliebe uns selbst deutsche Hülfe versagt, nicht eben gefährlich. Aber unsere Tochter Mathilde, deren Vassallen den Dienst verweigern, wird ohne Beistand von Eurer Seite sich entweder unterwerfen oder alles das Ihrige aufgeben müssen." Vor Allem verlangte Gregor, daß Welf jetzt die Treue, die er einst der römischen Kirche versprochen, bethätigen solle; ihn habe er sich recht eigentlich zum Dienstmann ersehen und wünsche ihn ganz in den Schooß des Apostelfürsten zu versetzen; auch andere mächtige Herren möchte man für den Dienst der Kirche gewinnen; gelänge dies, so könne man die Italiener von Heinrich abzuziehen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen hoffen. Vornehmlich ermahnte er, die Bischöfe, die auf Heinrichs Seite ständen, mit der Kirche zu versöhnen, selbst von der Strenge der Kanones wolle er zu diesem Zwecke absehen. Bald darauf erließ er an Altmann noch eine besondere Anweisung, wie er in Gemeinschaft mit Gerhard von Salzburg

und anderen kirchlichen Männern jene Bischöfe der Kirche wieder zuführen solle; zunächst war es dabei auf Benno von Osnabrück abgesehen, der über die Rechtmäßigkeit der Brixener Beschlüsse noch immer Zweifel hegte.

Offenbar lag dem Papst Nichts mehr am Herzen, als Hülfe von Deutschland zu erhalten; wollte er diese erreichen, so mußte er wünschen, daß seine Anhänger dort sich nicht veruneinigten. Deshalb rieth er ihnen die Wahl eines Gegenkönigs vorläufig auszusetzen; wenn dies unmöglich, so müsse man vor Allem darauf Bedacht nehmen, daß er der Kirche ergeben und dienstwillig sei, wie es sich für einen christlichen König gezieme und wie man es von Rudolf habe erwarten können; entspräche die Wahl diesen Anforderungen nicht, so werde die Kirche sie nicht nur nicht anerkennen, sondern sogar bekämpfen. Wofern es zur Wahl käme, sollte Altmann von dem Gewählten folgenden Eid fordern: „Von Stund' an und in der Folge werde ich ein gewissenhafter Getreuer des heiligen Apostels Petrus und des Papstes Gregor, seines jetzigen Statthalters, sein, und was mir der Papst unter ausdrücklicher Berufung auf meinen aufrichtigen Gehorsam aufträgt, werde ich treulich, wie es einem Christen gebührt, vollführen. Ueber die Besetzung der Kirchenämter, über die Länder und Einkünfte, welche die Kaiser Constantin und Karl dem heiligen Petrus verliehen, wie über alle Kirchen und Güter, welche dem apostolischen Stuhl zu irgend einer Zeit von anderen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts aufgetragen oder übergeben sind und welche jetzt in meiner Gewalt sind oder früher gewesen sein sollten, werde ich mit dem Papst ein solches Abkommen treffen, daß ich weder einen Meineid leiste noch Schaden an meiner Seele leide, sondern Gott und dem heiligen Petrus unter Christi Beistand die gebührende Ehre erweise und nützlich bin. An dem Tage endlich, wo ich zuerst des Papstes ansichtig werde, werde ich mich getreulich mit eigener Hand als des heiligen Petrus und seines Stellvertreters Vassall bekennen." Nebenbestimmungen in dieser Eidesformel sollte Altmann mildern können, aber Alles, was die Vassallentreue und den Gehorsam betraf, durchaus aufrecht erhalten. Niemand wird bezweifeln, daß das erste Gebot des Papstes an den König, der diesen Schwur geleistet hätte, kein anderes gewesen wäre, als mit seiner ganzen Macht nach Italien aufzubrechen. Aber die Verhältnisse lagen in Deutschland so, daß die Wahl eines Gegenkönigs noch kaum möglich war und auch Niemand

ernstlich an eine unmittelbare Unterstützung des bedrängten Papstes denken konnte.

Denn es war wahrlich wenig begründet, wenn der Papst zu derselben Zeit an den Abt Desiderius von Monte Cassino schrieb, daß die Sache Heinrichs nach allen seinen Nachrichten in Deutschland nie schlechter gestanden habe; auch wollte der Papst damit wohl nur seine Gesuche empfehlen, welche Desiderius bei Robert Guiscard vermitteln sollte. Von dem Normannenherzoge verlangte er nämlich, daß er ihm entweder selbst nach Ostern ein Heer zuführe oder unter dem Befehle seines Sohnes sende oder mindestens eine Anzahl normannischer Ritter für den Dienst des heiligen Petrus überlasse; überdies wünschte er zu erfahren, ob sich nicht der Herzog dazu verstehen würde, während der Fastenzeit, wo sonst die Normannen sich vom Kampf enthielten, mit ihm oder einem seiner Legaten wohlgerüstet gegen gewisse Länder des heiligen Petrus — es war an die Marken gedacht — auszuziehen, um durch Schrecken oder Gewalt die Abtrünnigen zur Unterwerfung zu bringen, die Gutgesinnten aber durch diesen Beweis seines Gehorsams zu ermuthigen. Robert kümmerte sich wenig um die Bedrängniß des Papstes; weder vor noch nach Ostern hat er ihm eine nennenswerthe Hülfe geleistet.

So rückte Ostern heran; der König hatte die Alpen überstiegen, und weder von Norden noch vom Süden kam dem Papst Beistand. Bald hörte er von Mathilde, daß der König nicht nur in Ravenna sei und bis Pfingsten Rom zu erreichen beabsichtige, sondern daß er auch mit Robert Guiscard ein Abkommen getroffen, nach welchem der Sohn des Königs eine Tochter des Herzogs ehelichen, der Herzog selbst aber mit Ancona belehnt werden solle. Dies Alles theilte der Papst dem Abt Desiderius mit, damit dieser ermittele, ob wirklich eine Verständigung zwischen dem König und Robert stattgefunden habe; die Römer würden leicht an dieselbe glauben, wenn der Herzog noch länger die beschworene Lehnspflicht gegen den apostolischen Stuhl versäume. Die Wetterwolken zogen sich immer dichter und drohender um den Papst zusammen, aber sein Muth und sein Selbstvertrauen blieben sich gleich. Auch jetzt noch hegte er Zweifel, ob Heinrich ein größeres Heer in Italien sammeln und den Weg nach Rom einschlagen könne. Er verachte, schrieb er an Desiderius, die Drohungen Heinrichs und seiner Genossen und werde lieber sterben, als ihnen nachgeben; hätte er ihnen zu Willen sein

wollen, so hätte er mehr von Heinrich und Wibert erlangen können, als irgend einer seiner Vorgänger von den deutschen Königen und den Erzbischöfen von Ravenna. Zugleich versicherte er dem Abte, daß die Römer vom besten Geiste beseelt und ihm in allen Dingen dienstwillig seien.

Und mindestens hierin hatte sich der Papst nicht getäuscht. Als er die Stadt in Vertheidigungszustand setzte, fand er überall hülfreiche Hände. War es die energische Persönlichkeit des Papstes, war es die Abneigung gegen die fremden Eindringlinge, was die Römer bewog: sie waren einmüthig entschlossen die Stadt Heinrich nicht zu übergeben. Die weiten Mauern Roms mit ihren zahllosen Thürmen wurden in Stand gesetzt und bemannt; die Miliz des heiligen Petrus, welche der Papst längst gebildet hatte, leistete dabei gute Dienste. Man konnte dem Feind, als er anrückte, mannhaft begegnen.

Am Freitag vor Pfingsten (21. Mai) erschien Heinrich in der Nähe Roms und schlug alsbald nach alter Sitte sein Lager auf den Neronischen Wiesen vor der Stadt auf. Kein größeres Heer begleitete ihn, denn er hatte auf keinen Widerstand gerechnet. Man hatte ihm den Glauben erweckt, daß die Römer sofort den Papst vertreiben und ihn selbst nach alter Weise feierlich zur Kaiserkrönung einholen würden. „Aber er fand", wie ein Zeitgenosse sagt, „statt der Priesterchöre Kriegerschaaren, statt der Wachskerzen Speere, statt der Loblieder Verwünschungen und statt Jubelruf Wehegeschrei." Das Pfingstfest hatte er in St. Peter zu feiern gedacht und mußte es im Lager zubringen, wo man die an den hohen Festtagen übliche Krönungsceremonie in der kläglichsten Weise, indem zwei Zelte dort die Stelle des Lateran und der Peterskirche vertraten, zur Ausführung brachte.

Ohne die Mittel, einen Sturm auf Rom wagen zu können, wollte Heinrich die Stadt mit Güte zu gewinnen suchen. Er erließ folgendes Manifest an den Klerus und das Volk Roms: „Wie treu und ergeben Ihr Euch gegen unseren Vater hochheiligen Andenkens erwiesen und wie hoch er dagegen die Würde Eurer Kirche und die gesammte Bedeutung des römischen Namens sowohl in Person wie durch sein ganzes Regiment erhoben hat, haben wir aus dem Munde unserer älteren Fürsten vernommen. Auch unserer Jugend seid ihr nach seinem Tode mit nicht geringerer Liebe und Treue zugethan geblieben, soweit es Euch bei der Treulosigkeit gewisser verderblicher und übermüthiger Menschen

möglich war. Wenn wir Eure treue Liebe bisher nicht nach Gebühr vergolten haben, so lag die Schuld erst an der Hülflosigkeit unserer Jugend; als wir aber zum Manne reiften, erhob frevelhafte Treulosigkeit einen solchen Aufruhr, daß wir nothgedrungen auf die Unterdrückung desselben zuvor unsere Kräfte verwenden mußten. Jetzt endlich, nachdem wir dem Leben unserer grimmigsten Feinde und ihrem Hochmuth ein Ziel gesetzt, nachdem wir die Glieder des zerrissenen Reichs größtentheils wieder vereinigt haben, kommen wir zu Euch, um die uns nach Erbrecht gebührende Würde unter Eurer Aller Zustimmung von Euch zu empfangen und Euch den verdienten Dank in Ehren aller Art abzustatten. Wir verwundern uns daher, daß Ihr nicht auf die Nachricht von unserer Ankunft an uns eine feierliche Gesandtschaft abgeordnet habt. Wir unterließen nur deshalb eine solche an Euch zu senden, weil im vorigen Jahre, wie Ihr wißt, unsere Gesandten, ehrwürdige und angesehene Männer, auf das Schmählichste, wie es selbst bei Barbaren nicht erlaubt ist, von einem Manne behandelt wurden, dem solches Verfahren am wenigsten zustand. Wenn aber die Friedensstörer uns zur Last gelegt und unter Euch ausgebreitet haben, wir kämen um die Ehre des heiligen Petrus zu verringern und Eure Freiheit zu vernichten, so haben sie damit nur gethan, was ihrer bisherigen Weise entspricht. Aber wir betheuern Euch: wir gedenken friedlich, so viel an uns liegt, zu Euch zu kommen, um die lange Zwietracht zwischen Reich und Kirche vorzüglich nach Eurem Rath und nach der Meinung unserer anderen Getreuen zu beseitigen und Alles in Christi Namen zum Frieden und zur Eintracht zurückzuführen."

Wie zu erwarten stand, öffneten diese Worte, so gut gewählt sie waren, nicht die Thore Roms. Einige Grafen der Campagna, namentlich die längst gedemüthigten Tusculaner, fielen Heinrich wohl zu und wurden von ihm mit Aemtern und Geschenken belohnt, aber die Bürgerschaft blieb dem Papste treu. Bis zum Ende des Juni lag Heinrich vor der Stadt; da rieth die Jahreszeit den verderblichen Fiebern des römischen Bodens auszuweichen. Der König ließ die Zelte abbrechen und trat den Rückweg an. Ueber Siena und Pisa zog er nach Lucca, wo er dann einige Zeit verweilte. Er verhehlte sich nicht, daß sich aus der Romfahrt ein Krieg um Rom entwickeln würde, dessen Wechselfälle schwer zu berechnen waren.

Nie war ein deutscher König, der zur Kaiserkrönung ausgezogen,

in solcher Weise vor Rom umgekehrt. Es war ein unerhörtes, schmachvolles Ereigniß. Mit je größeren Hoffnungen sich Heinrich getragen hatte, als er die Alpen überstieg, desto tiefer mußte er die unerwartete Niederlage empfinden. Wenn er einst im Büßerhemde an die verschlossene Pforte Canossas gepocht hatte, so war es ihm doch, wenn auch durch große Demüthigungen, gelungen jene Pforte zu öffnen; in gewissem Sinne hatte er da seine Widersacher und den Papst selbst überwunden. Jetzt war er in königlichem Glanze, mit einem kriegerischen Gefolge vor den Thoren Roms erschienen, und sie blieben ihm verschlossen; unverrichteter Sache mußte er umkehren. Er hielt sich nicht für besiegt und war es nicht, doch unleugbar hatte jener Mönch, der noch vor Kurzem so hülflos und verlassen schien, ihm einen unerwarteten Widerstand bereiten und seine Krönung vereiteln können.

Die Wahl des Gegenkönigs Hermann.

Es hatte den Anschein gehabt, als ob sich Heinrich, sobald ihm Rom und die Kaiserkrone zugefallen wären, ohne Mühe zum Herrn Italiens gemacht haben würde: Mathildens Widerstand wäre auf die Dauer unmöglich gewesen; die Normannen hätten ein Abkommen getroffen. Auch auf die deutschen Verhältnisse hätte eine Heinrich günstige Rückwirkung nicht ausbleiben können. Um so mehr mußte sein Mißgeschick vor Rom sich jetzt diesseits und jenseits der Alpen fühlbar machen. Mathilde rüstete sich zum hartnäckigsten Widerstande, von einem Vertrage Robert Guiscards mit dem Könige war nicht mehr die Rede, und die päpstliche Partei in Deutschland schritt, was das Wichtigste war, nun wirklich zur Wahl eines neuen Gegenkönigs. Die Spaltung im Reiche, die eine Zeit lang zu beseitigen schien, trat von Neuem in ihrer ganzen Schroffheit hervor.

Die Widersacher des Königs in Deutschland hatten freilich die Wahl eines neuen Oberhauptes nie ganz aufgegeben, aber eine Einigung konnte lange unter ihnen nicht erzielt werden. Vergebens hatte sich Gerhard von Salzburg bemüht eine allgemeine Versammlung der deutschen Fürsten zu Stande zu bringen, um sie in ihrer Gesammtheit auf die Seite Roms herüberzuführen und dann zu einer neuen einmüthigen Königswahl zu vermögen. Vergebens hatte selbst die Mehrzahl der sächsischen Fürsten ihren Sonderinteressen entsagt und ein Wahl-

ausschreiben an alle deutschen Herren erlassen, in welchem sie erklärten, daß sie mit Ausnahme Heinrichs und dessen Sohnes sich jedem anderen Fürsten, welchen die Wahl treffen würde, zu unterwerfen bereit seien, „damit alle Theile des Reichs, wie sie es einst waren, wieder unter einem Könige vereinigt würden". Eine Verständigung über die Wahl war nicht zu erreichen. Inzwischen nutzte man aber doch die Abwesenheit des Königs, um seine Anhänger zu bewältigen. Altmann gelang es, vom Markgraf Liutpold unterstützt, auch in Baiern mehrere Herren zum Abfalle vom Könige zu bewegen, und in Schwaben schmolz die königliche Partei mehr und mehr zusammen. Im Juni brach ein sächsisches Heer auf, um sich Ostfranken zu unterwerfen; es erwartete hier mit Welf und anderen schwäbischen Herren zusammenzutreffen. Verheerend drang es bis in die Bamberger Gegend vor; hier gelang es ihm sich mit Welf und seinen Schwaben zu verbinden. Diese Schwaben und Sachsen waren es, die dann völlig unerwartet die so lange vereitelte Königswahl vornahmen. Es geschah in den ersten Tagen des Augusts, unmittelbar unter dem Eindruck der Nachrichten, welche über den Rückzug Heinrichs von Rom bekannt wurden. Zu Ochsenfurt am Main, an ganz ungewöhnlicher Stelle*), wurde die Wahl getroffen. Nicht einmal die schwäbischen und sächsischen Großen waren in einiger Vollständigkeit zugegen; Vertreter der anderen Stämme waren, wie es scheint, außer einigen Lothringern gar nicht zur Stelle; von den hervorragenden Fürsten des Reichs war unseres Wissens nur Herzog Welf bei der Wahlhandlung thätig.

Nach vielfachen Erwägungen fiel die Wahl auf einen reichbegüterten und kriegstüchtigen Fürsten aus dem Luxemburgischen Hause, den Bruder des Grafen Konrad von Lützelburg, einen Neffen des rheinischen Pfalzgrafen Hermann und jenes Heinrich von Laach, der in der Schlacht an der Elster gegen Rudolf gekämpft hatte. Der Name des Gewählten, der bisher kaum in weiteren Kreisen einen Klang hatte, war Hermann. Er hatte in Lothringen und Franken ausgedehnte Besitzungen und Verbindungen, so daß man durch ihn die Partei wesentlich zu verstärken hoffen durfte. Er trug Güter von der Kirche von Metz zu Lehen und hatte sich, wie es scheint, des Bischofs Hermann in der Noth treulich

*) Forchheim war wohl deshalb diesmal nicht der Wahlort, weil es in den Händen des feindlichen Bischofs von Bamberg war.

angenommen. Bischof Hermann wird besonders die Stimmen auf ihn gelenkt haben. Weder sächsische noch schwäbische Interessen können bei dieser Wahl schwer in das Gewicht gefallen sein; Rücksichten auf die Sache der Kirche und des Papstes müssen vielmehr den Ausschlag gegeben haben. Ob Hermann einen Schwur geleistet hat, wie ihn Gregor verlangte, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich. Dem Papste zu Hülfe zu eilen, war er entschlossen, sobald er sich nur in der Würde befestigt hätte.

Die Anfänge des Gegenkönigs waren nicht unglücklich. Um dem überhandnehmenden Abfall in Schwaben und Baiern zu wehren, hatten Herzog Friedrich von Schwaben und der baierische Graf Kuno der Jüngere, der Sohn des Pfalzgrafen Kuno, ihre Getreuen aufgeboten und ihre Streitkräfte verbunden. Es gelang ihnen zuerst mehrere Burgen der Aufständischen in Baiern zu brechen, dann besetzten sie Donauwörth. Als sie aber weiter ihren Weg nach Höchstädt an der Donau nahmen, stießen sie unerwartet auf ein schwäbisches Heer unter dem neuen Gegenkönige und Herzog Welf, welches ihnen am 11. August eine vollständige Niederlage beibrachte. Kuno selbst blieb im Kampfe, mit ihm viele treue Anhänger König Heinrichs in Baiern; die Schaaren des Staufers lösten in wilder Flucht sich auf. Durch diesen Erfolg ermuthigt, griff der Gegenkönig Augsburg, welches noch immer den Mittelpunkt der königlichen Partei in Schwaben bildete, mit seinem Heere an. Drei Wochen lang belagerte er, vom Markgrafen Liutpold unterstützt, die Stadt, verwüstete die Umgegend, brannte die Vorstädte abermals nieder. Da erst erschien ein Ersatzheer, welches Hermann zum Abzug nöthigte; um sich den Rücken zu decken, schloß er einen Vertrag, den er aber schlecht beobachtet haben soll.

Obschon sich Augsburg hielt, fand Hermann doch in den meisten Theilen von Schwaben Anerkennung. Weniger günstig stand seine Sache anfangs in Sachsen. Die Wahl in Ochsenfurt fand dort wenig Beifall bei denen, die vor Allem das Interesse des eigenen Landes im Auge hatten, am wenigsten bei Otto von Nordheim, der sich selbst Rechnung auf die Krone gemacht zu haben scheint. Otto ließ sich sogar mit Ekbert und dessen Freunden in Verhandlungen ein. Monate lang schwankte er, ob er sich für Hermann erklären oder gleich Ekbert seinen Frieden abermals mit Heinrich machen sollte. Schon hatte er das Roß bestiegen, um mit seinen bisherigen Widersachern abzuschließen: da stürzte

er mit dem Thiere. Er sah eine göttliche Warnung in diesem Unfall und entschloß sich Hermann anzuerkennen. Nun erst kam der Lothringer selbst nach Sachsen. Einige Tage vor Weihnachten traf er in Goslar ein, wurde dort gut aufgenommen und am 26. December feierlich gekrönt. Die Krönung auf sächsischer Erde war noch ungewöhnlicher, als es der Wahlplatz gewesen. Aber noch einmal hatte Erzbischof Siegfried die Genugthuung, eine Königskrone dem Erwählten aufzusetzen; freilich mochte es bittere Erinnerungen in ihm erwecken, daß er nicht in Mainz die Krönung vornehmen konnte.

Die Partei Heinrichs in Deutschland hatte, wie man sieht, den Rückschlag der mißglückten Romfahrt schwer genug zu empfinden und vollauf zu thun, um nicht ganz überwältigt zu werden. Indessen war Heinrich selbst mit dem Kampf gegen die große Gräfin und mit Zurüstungen zu einem neuen Zuge nach Rom beschäftigt gewesen. Wahrscheinlich damals geschah es, daß er sie des Hochverraths anklagte und ihr, als sie vom Fürstengericht schuldig befunden wurde, alle ihre Lehen und Güter entzog.

Den Zwiespalt zwischen Mathilde und Heinrich hatten die Städte Tusciens mit Freude wachsen sehen; denn es schien endlich der rechte Zeitpunkt zu kommen, um die Herrschaft der Gräfin abzuschütteln und die eigenen Freiheiten dauernd zu befestigen. Deshalb schlossen sie sich sogleich eng dem Könige an und erhielten zum Lohn die bedeutendsten Privilegien. Heinrich gewährte ihnen leicht, was er, durch sein Verhältniß zu den lombardischen Bischöfen gebunden, den Städten Oberitaliens versagen mußte. Schon am 23. Juni hatte er vor Rom den Bürgern Luccas eine Urkunde ausgestellt, welche die umfassendsten Rechte ihnen zugestand und als die erste dieser Art von außerordentlichem Interesse ist. Nach diesem Freiheitsbrief durften die Stadtmauern nicht abgetragen, die Bürger nicht zu Bauarbeiten an den kaiserlichen Pfalzen innerhalb der Stadt oder außerhalb angehalten, keine Einquartierung ohne ihre Einwilligung ihnen aufgebürdet werden; außerdem wurden sie von manchen beschwerlichen Zöllen befreit und ihnen Marktgerechtigkeiten gegeben, von denen die Florentiner ausdrücklich ausgeschlossen blieben. Sechs italienische Meilen um die Stadt sollte keine Burg erbaut, in der Stadt von keinem langobardischen Richter getagt werden, wenn nicht in Gegenwart des Königs oder seines Sohnes oder des Kanzlers. Die Beweisführung durch den Zweikampf wurde beschränkt, alle Frei-

heiten, die frühere Markgrafen der Stadt zugestanden, bestätigt, dagegen die beschwerlichen Einrichtungen seit den Zeiten des Markgrafen Bonifaz beseitigt. Alles in Allem war Lucca nach diesem Privilegium durch die kaiserliche Gewalt wenig, durch die markgräfliche fast gar nicht beschränkt. Es wollte dies um so mehr bedeuten, als Lucca bis zu dieser Zeit für den Hauptsitz der Markgrafen galt.

Pisa stand längst freier da. Die markgräfliche Gewalt konnte sich in die inneren Angelegenheiten der seemächtigen Stadt, die sich durch selbstgewählte Obrigkeiten regierte, wenig mischen. Nur die höhere Gerichtsbarkeit wurde von dem Markgrafen im Namen des Kaisers geübt, auch einzelne Lieferungen und Abgaben von den Bürgern erhoben. Die letzten Markgrafen, namentlich Bonifaz, hatten dieselben gesteigert und dadurch die Bürger in eine Opposition getrieben, unter der jetzt die große Gräfin litt. Durch einen Freiheitsbrief, welchen Heinrich zu Pisa selbst für die Pisaner erließ, stellte er diese Neuerungen ab, bestätigte der Stadt ihre alten Gerechtsame und fügte, wenn anders die Urkunde in der uns überlieferten Gestalt unverfälscht ist, die außerordentlichsten Zugeständnisse hinzu; selbst die Ernennung der Markgrafen soll er von der Einwilligung der Stadtoberen abhängig gemacht haben. Nicht die Grundlagen der städtischen Selbständigkeit in Italien sind durch diese Kaiserurkunden gelegt — längst war dies durch Selbsthülfe der Bürger geschehen —, aber die gewonnenen Freiheiten wurden ihnen jetzt von dem Könige als der höchsten Autorität verbrieft, und auch das war eine Thatsache von großer Tragweite.

Die meisten Städte Tusciens leisteten Heinrich bereitwillig gegen Mathilde Beistand; nur Florenz soll der großen Gräfin treu geblieben sein. Mathilde, bald vom Könige auch in der Lombardei angegriffen, war hart bedrängt, ließ aber inmitten von tausend Gefahren den Muth nicht sinken. In der That reichten Heinrichs Streitkräfte, wie sie sich vor Rom ungenügend gezeigt hatten, noch weniger hin, um die wohlbefestigten Städte und zahllosen Burgen der großen Gräfin in den Pogegenden zu überwältigen.

Wenn Mathilde mit bewundernswerther Ausdauer den Kampf gegen den König, gegen die lombardischen Bischöfe und ihre aufständischen Vasallen damals und noch durch Jahre fortführte, so war das nicht allein ihr Verdienst, sondern sie theilte es mit ihrem klugen Freunde, dem Bischof Anselm von Lucca. Aus seinem bischöflichen

Sprengel vertrieben, wo er kaum eine Burg sich bewahrte, hatte dieser Mann, den sein ganzes Leben in die innigste Gemeinschaft mit den Patarenern und Hildebrand gebracht, sich muthig in den Kampf gegen Heinrich, gegen den Gegenpapst und die simonistischen Bischöfe der Lombardei geworfen. Der Papst hatte ihm die gefährdetste Stellung übertragen, ihn zu seinem Vicar in der Lombardei und Tuscien bestellt, ganz besonders aber die große Gräfin seiner Obhut empfohlen, und Anselm war gerade der rechte Mann für solche Stellung.

Vielfach hat Anselm zur Vertheidigung der Gregorianischen Doctrin die Feder ergriffen und durch seine Sammlung der Kirchengesetze, ein ganz von Hildebrands Geist durchdrungenes Werk, der kirchlichen Reformpartei wesentlich genützt. Aber höher achteten doch seine Gesinnungsgenossen die Dienste, die er damals der großen Gräfin widmete; er selbst bezeichnet sie in seinen Schriften als solche, die er Gott und der römischen Kirche leiste, denn die seinem Schutz befohlene Gräfin sei nicht allein alle ihre Habe hinzugeben, sondern bis zum letzten Blutstropfen gegen die Gottlosen zum Ruhm der heiligen Kirche zu kämpfen bereit, und nicht eher würde sie ihre Waffen niederlegen, als bis Gott den bösen Feind in die Hand des Weibes gegeben habe. Anselm war es, der alle Schritte Mathildens leitete. Er rieth, und sie führte aus; die Klugheit des Plans war ihm zuzuschreiben, die Energie der That der muthigen Frau. Wibert und seine Anhänger unterließen Nichts, um diesen ihnen so verderblichen Bund zu trennen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich.

Anselm und Mathilde im Verein leisteten Außerordentliches. Nicht allein daß sie sich selbst gegenüber zahlreichen Gegnern behaupteten, auch alle Verlassene ihrer Partei fanden bei ihnen Beistand, die Verzagten Trost, die Flüchtigen eine sichere Stätte. Sie unterstützten zugleich den Papst in seiner Bedrängniß und suchten ihm mächtige Bundesgenossen in der Ferne zu erwerben. Anselm, von seiner Jugend her dem herzoglichen Geschlecht der Normandie befreundet, rief König Wilhelm von England zur Befreiung Italiens auf. Als Wilhelm trotz mancher Versprechungen nicht zu einem Entschluß gelangen konnte, begann mindestens dessen Halbbruder, Bischof Odo von Bayeux, Heer und Flotte in der Normandie zu rüsten, um der bedrängten Kirche zu helfen. Doch auch die auf ihn gesetzten Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Mathilde und Anselm blieben nur auf sich verwiesen, aber auch so gelang es

ihnen sich zu behaupten. Als Heinrich über den Po zurückwich, mußte er sich sagen, daß er sich weder dem Mönche in Rom noch dem Weibe von Mantua gewachsen gezeigt habe. Neue Kräfte mußte er um sich sammeln, wenn er sich in Italien behaupten, wenn seine Widersacher in Deutschland nicht völlig die Oberhand gewinnen sollten.

Zu Heinrichs Mißgeschick war die Lage seiner Freunde in Deutschland nicht so, daß sie ihm wirksamen Beistand zu leisten vermochten; nur einige schwäbische Ritter scheinen ihm zugezogen zu sein. Im Ganzen blieb er auf die Unterstützung der lombardischen Bischöfe und Wiberts auch jetzt beschränkt. Doch gelang es ihm, ein ausreichendes Heer zusammenzubringen, um einen neuen Angriff auf Rom mindestens zu wagen. Noch mitten im Winter, der so heftig war, daß der Po zufror, führte er seine Schaaren über den eisbedeckten Strom, um in möglichster Eile gegen Rom vorzurücken.

Abermals erließ Heinrich jetzt ein Manifest an den Klerus und das Volk Roms. Von Neuem erklärte er in demselben, daß er nur gekommen sei, um nach dem Rath der Römer den Frieden zwischen Reich und Kirche herzustellen und Gerechtigkeit zu üben, nicht aber, wie seine Widersacher behaupteten, um Verwirrung über Rom zu bringen. Ausdrücklich wendet er sich dann gegen Hildebrand, den er ebenso als den Verführer Roms, wie der ganzen Welt bezeichnet, welcher die Kirche mit dem Blut ihrer Kinder befleckt, indem er die Söhne gegen die Eltern, die Eltern gegen die Söhne aufgestachelt und Bruder gegen Bruder bewaffnet habe. Eine Verfolgung sei so über die Kirche eingebrochen, grausamer als die des Kaisers Decius. Oft habe die Kirche Hildebrand zur Rechenschaft aufgefordert, um das von ihm herbeigeführte Aergerniß zu beseitigen, aber er habe sich nicht gestellt und die Gesandten des Königs weder selbst gehört, noch ihnen vor den Römern Gehör verschafft, um nicht die Gunst des Volks zu verlieren. Noch einmal werde er jetzt zur Verantwortung gefordert, und der König wolle ihm seine persönliche Sicherheit durch Geiseln und Eide verbürgen. Der König werde selbst zu den Verhandlungen nach Rom kommen, wenn dies Hildebrand vorziehe; anderenfalls solle er mit den Römern sich zum Könige begeben. Je nach dem Ausfall dieser Verhandlungen werde der König ihn entweder als Papst anerkennen oder in Gemeinschaft mit den Römern einen Anderen auf Petri Stuhl setzen. „Ihr dürft nicht in Abrede stellen“, so redet Heinrich die Römer an, „daß

die Gerechtigkeit in gleicher Weise den Priester zu ehren und dem Könige zu gehorchen heischt. Weshalb trachtet nun Hildebrand Gottes Ordnung zu zerstören, und weshalb, wenn er danach trachtet, widersteht Ihr ihm nicht? Gott hat nicht von einem, sondern von zwei Schwertern gesagt, daß sie genug seien*): Hildebrand aber will, daß nur eines sei und sucht uns zu beseitigen, obwohl uns Gott ohne unsere Würdigkeit von der Wiege an zum Könige eingesetzt hat und noch täglich bezeugt, daß er uns eingesetzt hat, wenn man erwägt, wie er uns vor den Nachstellungen Hildebrands und seiner Anhänger bewahrt. Denn noch herrschen wir wider Hildebrands Willen, und unsern meineidigen Lehnsmann, den er über uns zum Könige eingesetzt hatte, hat Gott vernichtet." Der König beschwört deshalb die Römer, ihm die vom Vater ererbte Würde einzuräumen oder wenigstens zu erklären, weshalb sie ihm dieselbe versagten; denn er sei bereit ihnen volle Gerechtigkeit zu gewähren, dem heiligen Petrus alle Ehre zu erweisen und jedes Verdienst zu belohnen; nicht um sie zu bekämpfen sei er gekommen, sondern um die anzugreifen, von denen sie angegriffen würden. Aber sie sollten nicht länger um Hildebrands willen die Kirche verwirren und mit ihm gegen die Gerechtigkeit streiten. Frei im Angesicht der Kirche solle über ihn verhandelt werden; werde er da als der rechtmäßige Papst anerkannt, so möchten sie ihn als solchen vertheidigen, aber ihn nicht gleich wie einen Dieb im Verstecke bergen. In der Macht dürfe man das Recht nicht mißachten; Hildebrand aber wolle sich, je mächtiger er sei, um so mehr vom Rechte entbinden. Er spreche, daß er von Niemandem gerichtet werden dürfe, und wolle damit gleichsam sagen, daß ihm zu thun frei stehe, was ihm beliebe; aber Christus sage: „Wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht" **). Ungerecht sei es, daß sich „Knecht der Knechte Gottes" nenne, wer die Knechte Gottes gewaltthätig unterdrücke. Hildebrand möge sich nicht schämen sich zu erniedrigen, um das allgemeine Aergerniß aller Gläubigen zu beseitigen, durch deren gemeinsamen Gehorsam er allein erhöht werden könne. Der Herr sage: „Wer ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde" ***): hier aber

*) Luc. 22, 38. Schon in einem früheren Erlaß des Königs findet sich die Lehre von den zwei Schwertern; man vergleiche oben S. 372.

**) Matth. 20, 27.

***) Matth. 18, 6.

schrieen Geringe und Mächtige über das von ihm gegebene Aergerniß und verlangten, daß es beseitigt werde. „Er komme also", schließt das Manifest, „ohne Zagen, wenn sein Gewissen rein ist, und er wird in Gegenwart Aller triumphiren; denn sein wird der Ruhm sein, wenn er Alle widerlegt. Er möge versichert sein, daß auch dann seinem Leben keine Gefahr droht, wenn er nach Eurem Urtheil und nach den Kirchengesetzen der angemaßten Würde entkleidet werden muß. Nichts wollen wir ohne Euch, Alles mit Euch vollführen, wenn wir Euch nur unseren Wohlthaten nicht widerstreben sehen. Nichts Anderes suchen wir als Gerechtigkeit an dem Orte, wo vornehmlich die Gerechtigkeit wohnen muß. Bei Euch wünschen wir sie zu finden, und wenn wir sie finden, wollen wir sie mit Gottes Hülfe belohnen."

Von dem Worte: Gerechtigkeit tönt das ganze Manifest wieder. Es ist dasselbe Wort, welches Gregor immer im Munde führte, und es scheint fast, als ob dieses Wort mit seiner schneidigen Gewalt der König seinen Feinden habe entwinden wollen. Aber auf die Römer machte dieses Manifest, in welchem Wahres und Falsches bunt gemischt ist, eben so wenig Eindruck wie das im vorigen Jahre. Denn sie begriffen leicht, daß der König nichts Anderes bezweckte, als sich die Thore der Stadt zu öffnen und sie selbst von Gregor zu trennen. Wer hätte auch glauben sollen, daß Heinrich auch jetzt noch das Urtheil einer Synode anerkannt haben würde, welche sich für Gregor ausgesprochen, die Entscheidungen von Mainz und Brixen für unkanonisch erklärt und die Wahl Wiberts, der selbst dem königlichen Heere folgte, vernichtet hätte? So fand Heinrich, als er im Anfange der Fastenzeit 1082 abermals vor der Stadt erschien, die Thore abermals geschlossen und das römische Volk zur Gegenwehr gerüstet.

Unmöglich war es, die Stadt im ersten Anlauf zu nehmen; der König mußte sich zu einer förmlichen Belagerung derselben entschließen. Es entspann sich ein Kampf um Rom, wie ihn die priesterliche Stadt seit Jahrhunderten nicht mehr vor ihren Mauern gesehen hatte. Die Römer zeigten sich ihres kriegerischen Ursprungs in diesem Kampfe nicht ganz unwürdig; aber sie unterlagen doch zuletzt, und nicht ohne eigene Verschuldung, die sich durch den Ruin ihrer Stadt furchtbar rächte.

5.

Gregors VII. Niederlage.

Sobald Heinrich erkannte, daß die Römer auch jetzt noch zum Widerstande entschlossen seien, ergriff er alle Maßregeln zu einer regelmäßigen Einschließung der Stadt. Während der ganzen Fastenzeit des Jahres 1082 lag sein Heer vor Rom, indessen er selbst mehrere Züge durch die Campagna und Sabina unternahm, um sich Land und Leute dort zu unterwerfen. Am 17. März war der König in der Abtei Farfa, wo man ihn festlich empfing. Den in der Gegend mächtigen Rusticus, einen Anhänger Gregors, verjagte er und gab dessen Burg Fara den Mönchen von Farfa. Bald war er im Lande um Rom Herr, aber die Stadt beharrte im Widerstand. Eine unerwartete Ausdauer zeigten die Römer. Selbst ein Brand, welcher in der Nacht des Palmsonntags bei der Peterskirche von den Belagerern angelegt wurde, um in der Verwirrung in die Thore eindringen zu können, verfehlte seinen Zweck. Die Römer empfingen die Anstürmenden, und es kam zu einem hitzigen Kampfe an den Thoren. Das Feuer wurde gelöscht, und der Wachdienst nur sorgfältiger gehalten.

Bald nach Ostern (24. April) verließ der König selbst das römische Gebiet und eilte nach der Lombardei zurück. Aber der größte Theil seines Heeres blieb mit Wibert, der seinen Sitz in Tivoli nahm, bei der Stadt zurück. Rom verharrte im Belagerungszustand. Von Tivoli aus schickte Wibert immer neue Schaaren bis vor die Thore der Stadt; Niemand konnte sicher dieselbe verlassen, die Aecker der Bürger wurden verwüstet, ihre Saaten niedergebrannt. Was Wibert verschonte, verheerten die Grafen der Campagna.

Es war eine schwere Aufgabe für Gregor, in solcher Bedrängniß den Muth der Römer aufrecht zu erhalten, zumal seine Geldmittel zu versiegen anfingen. Die Fastensynode hatte er wegen der Belagerung nicht abhalten können; erst zum 4. Mai wagte er wieder eine Synode zu berufen. Aber nur der römische Klerus und einige benachbarte Bischöfe, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, erschienen. Der einzige Gegenstand ihrer Berathungen war unseres Wissens, ob die Kirchengüter zur Fortsetzung des Kampfes gegen Wibert verpfändet werden dürften, und die Synode entschied sich dagegen. Weniger bedenklich waren

Mathilde und Anselm; sie waren es, die damals dem Papst aus der Bedrängniß halfen. Der reiche Kirchenschatz von Canossa, Altartafeln, Kreuze, Rauchfässer von edlem Metall, wurden eingeschmolzen, so daß man 700 Pfund Silbers und 9 Pfund Goldes nach Rom schicken konnte.

Eine dankenswerthe Hülfe für den Augenblick, doch ließ sich Rom damit nicht auf die Dauer halten. Die Stadt war verloren, wenn ihr nicht ein Entsatz kam. Aber woher ließ sich derselbe erwarten? Mathilde hielt sich allerdings tapfer und widerstand den Ueberredungskünsten der Markgräfin Adelheid, die sich zur Vermittlerin zwischen dem König, ihrem Schwiegersohne, und der großen Gräfin aufwarf. Doch nur mit Mühe vertheidigte Mathilde selbst die ihr gebliebenen Burgen und Städte; in der eigenen Noth war ihr unmöglich Rom zu befreien. Jordan von Capua war mit dem Papst bereits völlig zerfallen und nutzte nach Kräften dessen Bedrängniß, um sein Fürstenthum zu erweitern. Und Robert Guiscard hatte gerade im entscheidenden Augenblick Rom und den Papst verlassen. Als Heinrich zum ersten Male gegen die Stadt anrückte, hatte der Herzog sein Heer eingeschifft, um den Kampf gegen Byzanz zu beginnen. Es erschien fast wie Hohn, daß dieser ungehorsame Vassall des heiligen Vaters unter der Fahne des Apostelfürsten über das Meer ging. Und doch richtete noch immer der Papst auf ihn die nach Hülfe spähenden Blicke, freilich immer vergeblich.

Einen schwereren Kampf, als er erwartet, hatte Robert im Osten gefunden. Nachdem er sich Corfus bemächtigt, war er vor Durazzo gerückt und hier auf so hartnäckigen Widerstand gestoßen, daß er die Stadt belagern mußte. Nicht mehr Nicephorus Botaniates saß auf dem Throne von Byzanz. Eine Revolution hatte den Schwächling erhoben, eine zweite beseitigte ihn nach wenigen Jahren und brachte Alexius aus dem Geschlecht der Komnenen an die Spitze des Ostreichs. Der neue Herrscher von erprobtem Feldherrntalent und ungewöhnlicher Rührigkeit durchschaute die Gefahr, die von den Normannen drohte, und eilte ihr vorzubeugen. Sogleich schloß er mit Venedig, welches mit Eifersucht die Ausbreitung der normannischen Macht am adriatischen Meere betrachtete, ein Schutz- und Trutzbündniß, und eine venetianische Flotte machte alsbald Durazzo nach der Seeseite frei; dann rückte Alexius selbst mit einem großen Heere von Constantinopel heran, um die Normannen von seiner Stadt zu verjagen. Am 18. October 1081 kam es vor Durazzo zu einem harten Kampf. Der Sieg entschied sich für die Normannen,

hauptsächlich durch die persönliche Tapferkeit Robert Guiscards und seines heldenmüthigen Weibes; mit hochgeschwungenem Speer hatte Sigelgaita die fliehenden Apulier und Calabresen in das Schlachtgetümmel zurückgetrieben. Auch Kaiser Alexius bewährte sich im Kampf als Held, mußte aber schwer verwundet und mit Blut bedeckt endlich der Flucht seiner Schaaren folgen. Er zog sich in die inneren Theile seines Reichs zurück, um neue Streitkräfte zu sammeln. Durazzo hielt sich auch nach diesem Sieg der Normannen, welche die Belagerung während der Winterzeit fortsetzten. Erst am 21. Februar 1082 fiel die Stadt in Roberts Hände, der das glückliche Ereigniß sofort Gregor und den Römern meldete. Man schöpfte in Rom neue Hoffnungen, daß der Herzog nun zunächst seine Verpflichtungen gegen den heiligen Petrus erfüllen würde. Eine dringende Aufforderung richtete der Papst an Robert, der Bedrängniß zu gedenken, in welcher sich seine Mutter, die heilige römische Kirche, befinde. Aber Robert war nicht gewillt mitten im Siege von dem Boden des griechischen Reiches zu weichen. Schon rüstete er, um in das Innere desselben einzudringen; schon dachte er an die Eroberung Constantinopels. Es handelte sich nicht mehr um die Herstellung des falschen Michaels, der vor Durazzo gefallen, sondern um die Begründung einer Normannenherrschaft über den weiten Osten.

Wie Robert den Papst seinem Schicksal überließ, so jener andere Normannenfürst, welcher den englischen Thron erobert hatte. Zwar rüstete Bischof Odo von Bayeux im Sommer 1082, um Rom zur Hülfe zu eilen, doch nicht im Einverständniß mit seinem königlichen Bruder, dem vielmehr Odos Verhalten so verdächtig war, daß er ihn im Herbst verhaften und in einen Kerker werfen ließ. Unzweifelhaft wirkte Lanfrank auf diesen Entschluß des Königs ein, und es erklärt sich hieraus die immer wachsende Erbitterung Gregors gegen den Erzbischof von Canterbury, den er sogar mit dem Banne bedrohte, wenn er sich nicht persönlich in Rom zu rechtfertigen wüßte.

Allein von Deutschland aus konnte der Papst unter solchen Umständen noch Rettung erwarten. Fiel ein deutsches Heer des Gegenkönigs in die Lombardei ein, so mußten Wiberts Schaaren zum Schutze der Heimat endlich aus der Campagna weichen. Schon war Roms Hülferuf über die Alpen gedrungen, und hier in der That nicht so wirkungslos verhallt, wie bei den Normannen.

Der Gegenkönig hatte in Sachsen schneller, als er hoffen konnte,

Anerkennung gewonnen. Otto von Nordheim hatte sich ihm eng angeschlossen, und selbst Ekbert, nicht stark genug der herrschenden Stimmung zu widerstreben, hatte abermals die Sache des rechtmäßigen Königs verlassen. Nur in Westfalen regte sich einiger Widerstand, wurde aber durch einen verheerenden Zug, den Hermann im Anfange des Jahres durch das Land unternahm, unschädlich gemacht. Auch Bischof Benno von Osnabrück sah sich damals auf der Iburg, welche er stark befestigt hatte und wo er die Einrichtung eines Klosters betrieb, von starker Heeresmacht belagert, doch rettete ihn die Verwendung Ekberts und des Bischofs Udo von Hildesheim von dem Verderben; vielleicht schonte man seiner, weil man ihn noch immer gütlich für die kirchliche Sache zu gewinnen hoffte. Bis tief in den Sommer verweilte der Gegenkönig in Sachsen*); hier erreichten ihn die Boten des Papstes, welche ihn zum Schutze Roms aufriefen. Er wollte dem heiligen Petrus sogleich seine Dienstwilligkeit beweisen und brach, nachdem er den Nordheimer als Statthalter in Sachsen eingesetzt, nach Schwaben auf, um hier zu einem Zuge über die Alpen zu rüsten. Das obere Deutschland fand Hermann in größter Verwirrung; überall Mord, Brand und Verwüstung. Die Erfolge Liutpolds von Oesterreich und seiner Verbündeten waren nicht dauernd gewesen. Wratislaw von Böhmen hatte mit seinen Brüdern Konrad und Otto ein großes Heer gerüstet, dem auch baierische Hülfsvölker, namentlich die Vasallen des Bischofs Otto von Regensburg, in nicht geringer Zahl zugezogen; der Böhmenherzog wollte sich der ihm übergebenen Mark bemächtigen. Markgraf Liutpold war ihm entgegengerückt und es bei Mailberg nahe der mährischen Grenze am 12. Mai 1082 zu einem blutigen Kampfe gekommen, in welchem Liutpolds Heer unterlag. Die Böhmen waren darauf über die wehrlose Mark hergestürmt und hatten sie fast in eine Wüstenei verwandelt. Behaupten konnten sich freilich die Böhmen in Oesterreich nicht; der Babenberger hielt sich in seinen zahlreichen Burgen, und Altmann ermunterte von Götweih aus, wo er ein stattliches Kloster errichtet hatte, die Getreuen zur Ausdauer in der Bedrängniß. Aber der harte Schlag, welchen die kirchliche Partei erlitten hatte, machte sich doch im ganzen oberen Deutschland fühlbar.

Als Weihnachten kam, ging Hermann mit den schwäbischen Fürsten über die Heerfahrt nach Italien zu Rath, gab sie aber bald auf. Es lief

*) Am 3. August 1082 hielt Hermann einen großen Hoftag zu Goslar.

unerwartet die Nachricht ein, daß Otto von Nordheim verschieden sei*), und der Gegenkönig glaubte schleunigst nach Sachsen zurückkehren zu müssen, damit sich seine Widersacher dort nicht von Neuem regten. So eilig seinen Weg durch Ostfranken nehmend, daß man seine Spur kaum entdeckte, war er schon um Ostern wieder in Sachsen. Er schloß sich auf das Engste jetzt an Bischof Burchard von Halberstadt an, gelangte aber nach des Nordheimers Ableben niemals wieder zu dem früheren Ansehen. Die kirchliche Partei in Deutschland fand bei ihm kaum noch genügenden Schutz, viel weniger konnte er Gregor und seine Anhänger aus der Bedrängniß reißen.

So schlug Gregor auch diese Hoffnung fehl; er blieb verlassen, wie bisher, und inzwischen war Heinrich selbst wieder vor Rom erschienen. Gewiß waren es die deutschen Angelegenheiten gewesen, die Heinrich nach der Lombardei gerufen hatten. Noch im November hatte er an den Nordgrenzen Italiens, in den Gebieten von Bergamo und Verona, sich aufgehalten und dort mit Herzog Liutold von Kärnthen zusammengefunden; die Vermuthung liegt nahe, daß er Vorkehrungen für die Vertheidigung der Alpenpässe traf, wenn ja der Gegenkönig in Italien einzudringen versuchen sollte. Mitten im Winter wandte er sich dann mit neuen Streitkräften gegen Rom. Das Osterfest 1083 (9. April) feierte er bei S. Rufina, gleich darauf bezog er abermals vor St. Peter auf den Neronischen Wiesen ein Lager. Es kam nun zu harten Kämpfen. Einen Sturm auf die Burg bei St. Paul versuchte der König; aber sein Heer wurde abgeschlagen. Zweimal wurde dann die Leostadt angegriffen, beide Male vergeblich. Endlich wagten die Römer hier selbst einen Ausfall. Mit gewaltigem Ungestüm stürzten sie sich aus den Thoren auf die Belagerer und drängten sie bis zu dem Lager zurück. Aber das Kampfglück wandte sich schnell. Hoch zu Roß hieb der König selbst auf die vordringenden Feinde ein, belebte neu den Muth der Seinen und jagte die Römer bis an die Mauern zurück. Viele sanken unter dem feindlichen Schwert; Andere fanden ihren Tod unter den Hufen der Rosse; noch Andere in den Fluthen des Tiber, in welche sie sich in verzweiflungsvoller Flucht stürzten.

Bereits herrschte in der Stadt empfindlicher Mangel. Man konnte kaum noch Lebensmittel herbeischaffen; die Bauern der Campagna kamen

*) Otto von Nordheim starb am 11. Januar 1083.

längst nicht mehr zu Markt. Viele und gerade angesehene Bewohner hatten aus Furcht vor einer Hungersnoth schon die Stadt verlassen, und unter den Zurückgebliebenen wuchs die Muthlosigkeit mit jedem Tage. Man sträubte, als man an der Rettung zu verzweifeln anfing, sich auch gegen den lästigen Kriegsdienst; selbst in der Leostadt wurden die Wachen nachlässiger abgehalten. Als sich bald nach jenem Ausfall einige Krieger Heinrichs den Mauern näherten, bemerkten sie zu ihrer Verwunderung, daß die Posten dort fehlten. Schnell gaben sie den Ihrigen ein Zeichen herbeizueilen. Eilig sammelte sich eine größere Schaar; Leitern wurden beschafft, angelegt, und ohne irgend ein Hinderniß die Mauern überstiegen. Die Masse des Heeres drängte nach. Man ließ sich nicht Zeit die Thore zu öffnen, sondern riß eine weite Oeffnung in eine Mauer, um den Einmarsch zu beschleunigen. Die Römer liefen nun wohl zusammen, versuchten den Feind wieder zurückzudrängen, aber ihre Anstrengungen waren vergeblich; sie wichen alsbald und beeilten sich über die Tiberbrücke zu entkommen. Mit Ausnahme der stark befestigten Engelsburg, welche Gregor selbst vertheidigte, kam die ganze Leostadt in Heinrichs Hände; nach so vielen erfolglosen Anstrengungen war sie unerwartet, wie durch ein Wunder, ihm zugefallen. Am 3. Juni, am Sonnabend nach Pfingsten, nahm Heinrichs Heer in den weiten Räumen um St. Peter sein Lager, der König bezog dort die kaiserliche Pfalz.

Aber nicht nur die Engelsburg, sondern auch die eigentliche Stadt auf dem linken Tiberufer, die Tiberinsel und Trastevere standen noch in Gregors Gewalt. Mit der Leostadt waren also weder Rom noch der Papst bezwungen. Wie wenig der Letztere den Kampf aufzugeben gesonnen war, trat an den Tag, als er am Johannistage (24. Juni) abermals die Excommunication über Heinrich und seine Anhänger feierlich aussprach. Der König antwortete damit, daß er am Tage vor Peter und Paul (28. Juni) Wibert in St. Peter feierlich einführte. Auf engstem Raum bei einander standen Heinrich und Gregor, von ihren Kriegsschaaren umgeben; jede Stunde schien die Entscheidung darüber bringen zu müssen, ob sich die neuen Ansprüche des Papstthums gegen das alte Kaiserthum noch würden aufrecht erhalten lassen. Mußte sich Gregor jetzt für überwunden erklären und in Heinrichs Hand geben, so erlitt die kirchliche Partei eine Niederlage, von welcher sie sich kaum je wieder erholen konnte.

Es muß befremden, daß Heinrich der nahen Entscheidung auswich. Ohne die Engelsburg anzugreifen, ohne selbst sich von Wibert krönen zu lassen, entschloß er sich alsbald St. Peter zu verlassen. Den größten Theil seines Heeres löste er auf; reich beschenkt zogen die Lombarden in ihre Heimat ab. Nur 400 deutsche Ritter blieben auf einer Burg, welche in Eile auf einer Anhöhe neben der Peterskirche aufgeführt wurde, unter dem Befehle Udalrichs von Godesheim mit dem jungen Konrad, dem Sohne des Königs, zurück. Nachdem Heinrich die Mauern der Leostadt zum großen Theil, damit sie nicht abermals den Römern zum Bollwerk gegen ihn dienen könnten, hatte niederreißen lassen, zog er, von Wibert begleitet, um den 1. Juli von St. Peter ab, war am 4. dieses Monats zu Sutri und nahm dann seinen Weg nach der Lombardei, während Wibert nach Ravenna zurückging.

Dieser auffällige Rückzug läßt sich nur dadurch erklären, daß sich Heinrich inzwischen mit dem römischen Adel in geheime Verhandlungen eingelassen hatte, durch welche er die Stadt ohne weiteres Blutvergießen an sich zu bringen hoffte. Der Adel hatte für den Fall, daß der König mit dem Heere sofort abzöge, ihm versprochen, bis zu einer bestimmten Frist entweder Gregor zu vermögen den König zu krönen oder, wenn derselbe sich dessen weigern sollte, einen anderen Papst zu wählen, welcher die Krönung vornähme; alle Römer sollten sich ihm zugleich unterwerfen und ihm huldigen. Dieses Versprechen war eidlich und durch Stellung von zwanzig Geiseln verbürgt worden. Man hatte sodann den 1. November als den Termin festgestellt, bis zu welchem Heinrich Rom nicht weiter beunruhigen dürfe; spätestens 15 Tage nach seiner Rückkehr sollten Krönung und Huldigung stattfinden. Wohl mochten Manche im römischen Adel noch eine friedliche Ausgleichung für möglich halten, wofern nur die Brixener Beschlüsse vernichtet, Wibert entfernt und die Wahlfreiheit Roms gesichert würde; Andere aber dachten wohl nur daran, wie Gregor aus der augenblicklichen Noth befreit und Zeit gewonnen werden könne. Es steht sehr zu bezweifeln, ob Alle den Vertrag mit der Absicht ihn zu erfüllen schlossen. Ob solche Zweifel in Heinrich aufstiegen oder nicht, er nahm ihn an, da er ihm unleugbar große Vortheile in Aussicht stellte. Schwerlich hat er darauf gerechnet, daß sich Gregor noch ihn zu krönen bewegen lassen würde; es wäre ein Sieg über diesen stolzen Gegner gewesen, wie er ihn sich kaum versprechen durfte. Nach der Sinnesart Gregors war das Wahrscheinlichere,

daß er die Krönung verweigerte, und dann konnte sich Heinrich mit der Hoffnung schmeicheln, die Stadt in Güte zu gewinnen und unter den Huldigungen des Volks die Kaiserkrone zu empfangen; auch die Anerkennung der Wahl Wiberts ließ sich inmitten eines solchen Erfolges den Römern abtrotzen. Wurden die Verheißungen des Adels erfüllt, so gewann Heinrich jedenfalls noch vor Jahresschluß den Besitz der Kaiserstadt, um welche er schon so lange und nicht ohne erhebliche Verluste an Zeit und an Kräften kämpfte.

Inzwischen hatte Gregor endlich einen Bundesgenossen gefunden, von dem er sich wirksame Hülfe mit Recht versprechen konnte. Es war Robert Guiscard, welchen das eigene Interesse sich jetzt Roms und des Papstes anzunehmen nöthigte. Große Gefahren für seine Herrschaft in Italien hatten ihn die Siegesbahn jenseits des Meeres zu verlassen gezwungen. Denn nicht vergeblich hatte der Komnene sich mit allen Gegnern Roberts in Verbindung gesetzt und bedeutende Geldsummen, um sie für sich zu gewinnen, aufgewendet. Den Bewohnern Apuliens und Calabriens war jede Gelegenheit erwünscht, um das verhaßte Joch des Herzogs abzuschütteln, und auch unter den Normannen selbst zählte Robert Feinde genug, welche gern auf Anerbietungen des Byzantiners eingingen. Abälard hatte immer noch nicht verschmerzt, daß ihn der schlaue Oheim einst um die väterliche Erbschaft betrogen; mit ihm hielten sein Stiefbruder Graf Hermann und andere normannische Ritter zusammen. Ueberdies schwiegen bei Jordan von Capua niemals die Besorgnisse vor Roberts erstarkender Macht, die er auf alle Weise zu schwächen Bedacht nahm. So war bereits im Frühjahr 1082 eine weitverzweigte und von Jordan unterstützte Rebellion in Roberts eigenen Ländern ausgebrochen, welche der junge Roger nicht zu bewältigen vermochte. Schon war Robert bis Macedonien vorgedrungen und hatte sich der festen Stadt Kastoria bemächtigt, schon zitterte man vor ihm in Constantinopel: da ereilten ihn die schlimmsten Nachrichten aus Italien und zwangen ihn zur schleunigen Rückkehr. Den größten Theil seines Heeres ließ er unter dem Befehl seines Sohnes Bohemund im fernen Osten zurück; er selbst eilte an das Gestade des adriatischen Meeres, setzte mit einem kleinen Gefolge auf zwei Schiffen über und landete bei Otranto. Nach einjähriger Entfernung betrat er so wieder den Boden Apuliens, auf welchem er nun seine Herrschaft gleichsam von Neuem erobern mußte. Schwere Kämpfe

folgten, doch allmählich gewann er wieder die Oberhand über seine Feinde.

Abälard war über das Meer zu Alexius geeilt, um ihn zu neuen Geldspenden zu bewegen, neue Unterstützung in Byzanz zu fordern. Das Ostreich sah kein anderes Mittel mehr, um die Empörung in Apulien zu unterhalten, als Heinrich zu einem ernstlichen Angriff auf Roberts Länder zu bewegen. Denn schon seit Jahresfrist unterhandelte Alexius mit dem deutschen König über ein Bündniß gegen Robert. Die erste Aufforderung zu demselben hatte Heinrich günstig aufgenommen, da seine eigenen Verhandlungen mit dem Herzog unfruchtbar geblieben waren und ihm bedeutende Hülfsgelder von Byzanz in Aussicht gestellt wurden, deren er sehr bedurfte: er hatte deshalb den Grafen Burchard und einen zweiten Gesandten, Albert mit Namen, nach Constantinopel geschickt, um das Bündniß abzuschließen. So mußte durch eine seltsame Verwickelung die Eroberung Roms durch einen deutschen König selbst für den griechischen Kaiser wünschenswerth werden; in höchst eigenthümlicher Weise schien vor den Mauern Roms sich auch das Schicksal von Byzanz zu entscheiden. Denn so lange Rom widerstand, hatte Robert nicht viel in seinen Ländern von Heinrich zu fürchten, konnte er selbst den Kampf gegen Byzanz fortführen lassen; fiel dagegen Rom, so ergossen sich Heinrichs Schaaren über Apulien, und das griechische Reich war gesichert.

Die eigene Gefahr mußte Robert Guiscard jetzt, wie man sieht, zu thatkräftiger Unterstützung des Papstes bewegen. Konnte er auch, da er bis in den Sommer 1083 hinein vor Cannä gegen Graf Hermann im Felde lag, Rom kein Ersatzheer zuführen, so hatte er doch Gregor 30,000 Goldgulden gesendet, die ohne Zweifel nicht wenig dazu beitrugen, daß die Römer in der letzten Bedrängniß neue Ausdauer bewiesen hatten; auch auf weitere Beisteuern vom Herzog konnte der Papst rechnen. Roberts Geld war aber Heinrich in Rom um so gefährlicher, als keine Sprache dort verständlicher war, als die der klingenden Münze. Zum Glück füllten sich jedoch alsbald auch die Säckel des Königs, so daß er nicht nur seine alten Anhänger in Rom sich zu erhalten, sondern auch neue zu gewinnen vermochte. Im Sommer 1083 erschien vor Heinrich eine Gesandtschaft des Kaisers, geführt von dem Protoprohedros Constantin, und überbrachte 144,000 Denare in vollwichtigen Silbermünzen, hundert seidene Gewänder, ein goldenes, reich

mit Perlen besetztes Kreuz, ein goldenes, höchst kostbares Reliquienkästchen und andere werthvolle Geschenke. Schon vorher hatte der Kaiser, indem er diese Gesandtschaft anmeldete, sich dem König zu einer zweiten Zahlung von 216,000 Denaren und der Ueberweisung der Einkünfte von 20 Hofämtern *) erboten, wenn sich derselbe eidlich zu einem Angriff auf Roberts Länder verpflichten werde; sobald Heinrichs Heer in Apulien einrücke, werde Abälard ihm diese neuen Subsidien aushändigen. So großen Werth legte Alexius auf die engste Verbindung mit dem deutschen König, daß er dringend für seinen Neffen und wahrscheinlichen Nachfolger um die Hand jener kleinen Agnes warb, die schon dem Staufer verlobt war. Heinrich hat gewiß nie ernstlich an eine Auflösung dieser Verbindung gedacht, aber das byzantinische Geld nahm er gern und verpflichtete sich auch ohne Zweifel zu dem Angriff auf Apulien.

Während die Parteien in Rom sich von griechischem und normannischem Gelde nährten, gewannen die Dinge durch einen unerwarteten Entschluß Gregors noch einmal eine ganz neue Wendung. Der Papst berief nämlich auf die Mitte des Novembers eine große Synode nach Rom, die den Streit zwischen Kirche und Reich entscheiden solle und deren Ausspruch sich Jedermann unweigerlich zu unterwerfen habe. Es ist schwer zu glauben, obwohl es versichert wird, daß Gregor von dem Pact des römischen Adels mit Heinrich keine Kenntniß gehabt habe; sein Entschluß konnte vielmehr nur darauf berechnet sein, der ihm durch jenes Abkommen drohenden Gefahr zu begegnen. Bei der Lage der Dinge mußte man ein versöhnliches Auftreten auf der Synode von ihm erwarten; alle Römer billigten deshalb sein Verfahren, und nur Gisulf von Salerno machte, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Einwendungen. Die Cluniacenser und ihre Gesinnungsgenossen, welche längst einen gütlichen Austrag des verderblichen Streits wünschten, begrüßten die Synode mit Freude, und Abt Hugo, der damals nach Italien reiste, scheint es gewesen zu sein, der selbst den König dafür zu gewinnen wußte, einer Maßregel, die so viel Gutes versprach, nicht hinderlich zu sein. In der That ließ Heinrich durch einige Große seines Hofes beschwören, daß Alle, welche die Synode besuchen wollten, ungehemmt nach Rom ziehen und zurückkehren würden.

---

*) Letzteres war wohl nur eine Byzanz' Stolz weniger verletzende Form für einen stehenden Tribut. 216,000 Denare sind etwa 15,000 Thaler.

In alle Welt ergingen nun die Einladungen zu der Versammlung im Lateran, welcher Gregor einen ganz besonderen Glanz zu geben gedachte. Wohin aber seine Absichten mit derselben gingen, zeugt deutlich das erhaltene Ausschreiben an die französischen Bischöfe. Es ist reich an Ausfällen gegen die Verfolger der christlichen Religion, beklagt die Bedrängnisse der Kirche, die Lauheit ihrer Freunde, preist dagegen die Barmherzigkeit Gottes, welcher den Statthalter Petri gegen die Ungerechtigkeit geschützt habe. Waren die Schmähungen auch nicht gegen Heinrich ausdrücklich gerichtet, so mußten sie doch mit Nothwendigkeit auf ihn gedeutet werden. Keinem ließen die Worte des Papstes mehr darüber einen Zweifel, daß es ihm mit der Herstellung des Friedens nicht Ernst war, sondern er die Synode nur benutzen wollte, um die Welt gegen seine Widersacher zu erregen, daß er auch nicht einen Fuß breit von seinen Ansprüchen zu weichen gedachte.

Heinrich sah bald, daß die Synode anderen Zwecken dienen sollte, als man ihn glauben gemacht hatte; er wirkte deshalb ihr so weit entgegen, als es ihm möglich war. Wenigstens seine hitzigsten Widersacher ließ er nicht nach Rom gelangen, wie Anselm von Lucca, Rainald von Como und Hugo, jenen übereifrigen Legaten Gregors in Burgund und Frankreich, der vom Bischof von Die inzwischen zum Erzbischof von Lyon aufgestiegen war. Die Gesandten des Gegenkönigs Hermann — es waren einige Kleriker und Mönche — wurden zwischen Viterbo und Sutri um den 11. November geradezu gefangen genommen, und ihre Haft mußte auch der Cardinal-Bischof Otto von Ostia theilen, welchen Gregor an den König abgeschickt hatte, wahrscheinlich um über den Bruch des gegebenen Versprechens Beschwerde zu führen. Kaum konnte zweifelhaft sein, daß die Gefangennehmung auf Befehl des Königs erfolgt war, und die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal hielt viele Bischöfe ab nach Rom zu gehen und der Synode beizuwohnen.

Dennoch eröffnete der Papst die Versammlung am 20. November im Lateran; nur aus Unteritalien waren die Bischöfe und Aebte zahlreicher erschienen, außerdem hatten sich einige aus Frankreich eingestellt. Drei Tage saß die Versammlung, und Gregor sprach vor ihr mit großer Beredsamkeit über den rechten Glauben, über den christlichen Wandel, über die Treue und Beständigkeit, welche in diesen schweren Zeiten für die Kirche von den Christen gefordert würden. Er sprach wie mit eines Engels Stimme und bewegte Alles zu Thränen. Aber Beschlüsse, welche

zur Austragung des Streits mit dem Reiche hätten beitragen können, wurden nicht gefaßt; vielmehr war Gregor fest entschlossen den Bann über Heinrich, da er seine Treulosigkeit abermals an den Tag gelegt habe, von Neuem in feierlicher Weise auszusprechen. Nur mit Mühe hielt man ihn davon ab, konnte aber nicht wehren, daß er dennoch das Anathem gegen Alle verkündete, die Jemanden nach Rom oder zum Papste zu gehen hinderten. Die Bannformel umging Heinrichs Namen, in der That aber wurde der König von Gregor selbst zum Kampfe aufs Neue herausgefordert.

Und schon stand Heinrich wieder mit einem Heere vor Rom; da er zunächst die Beschlüsse der römischen Synode abwarten wollte, hatte er Wibert in Ravenna zurückgelassen. Die Leostadt stand ihm mit ihren abgetragenen Mauern freilich offen, aber die Burg, die man vor wenigen Monaten neben St. Peter errichtet hatte, war von den Römern niedergerissen; die kleine Besatzung, welche in derselben zurückgelassen war, hatten die Sommerfieber fast ganz aufgerieben. Auch Udalrich von Godesheim, der mit ritterlicher Treue dem König so viele Jahre gedient hatte, war in der Fremde seinem Schicksal erlegen. Und bald genug zeigte sich, daß die Stimmung des römischen Adels nicht mehr die alte war. Diese Herren mochten glauben, daß Heinrich selbst durch seinen Wortbruch ihre Friedensbestrebungen vereitelt habe; sie machten keine Anstalten ihm die Stadt zu übergeben. Es war das vierte Mal, daß Heinrich vor den Mauern erschien, um die Kaiserkrone zu empfangen: sollte er abermals ungekrönt abziehen?

Aber der Adel war durch den Vertrag gebunden, war durch Geiseln verpflichtet, und Heinrich bestand mit Ernst auf der Erfüllung des gegebenen Versprechens; er verlangte die Kaiserkrone, ob sie ihm nun Gregor oder ein anderer Papst aufsetzte. Das Abkommen mit dem Könige, wenn dasselbe je ein Geheimniß gewesen war, kannte jetzt die ganze Stadt; man fürchtete das Schlimmste, wenn der Vertrag nicht gehalten würde. Kleriker und Laien bestürmten den Papst nachzugeben; fußfällig baten sie ihn sich der Stadt anzunehmen, die am Rand des Verderbens schwebe. Wenigstens so viel rang man endlich Gregor ab, daß er sich zu einer Krönung bereit erklärte, wenn der König öffentlich Buße thue und sich vom Banne lossprechen ließe; andernfalls solle ihm die Krone nicht vorenthalten werden, aber nicht der Segen, sondern der Fluch werde sie begleiten. Es war eine Gregors nicht würdige Erklärung, lediglich darauf berechnet, den römischen Adel seines

Versprechens zu entheben; der Papst wußte recht wohl, daß die Tage von Canossa nicht wiederkehren würden, am wenigsten jetzt, wo Heinrich mit einem Heere ihm gegenüberstand. Der Adel theilte dem König die Entschließung des Papstes mit und fügte hinzu, daß ihm Gregor, wenn er die verlangte Buße nicht leisten wolle, die Krone an einer Stange von der Engelsburg darreichen lassen würde; vielleicht glaubte man so noch größerem Aergerniß vorzubeugen. Aber in der That fügte man so zum Eidbruch — denn in dem Eide war lediglich von der Krönung, nicht vom Darreichen der Krone die Rede — offenbaren Hohn und nöthigte den König jede weitere Rücksicht gegen die Stadt aus den Augen zu setzen. Er beschied Wibert von Ravenna zu sich, entschlossen den Gegenpapst nun weihen zu lassen, um aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen.

Das Weihnachtsfest feierte Heinrich zu St. Peter und empfing um diese Zeit eine neue Gesandtschaft von Byzanz. Der Kaiser forderte Heinrich dringend auf sein Versprechen zu erfüllen und Robert in Apulien anzugreifen; zugleich sandte er ihm die zweite früher in Aussicht gestellte Summe, nicht durch Abälard, der inzwischen in Constantinopel gestorben war, sondern durch einen gewissen Methymnes, der die Gesandtschaft führte. Dieses Geld von Byzanz wanderte zum großen Theil in die Straßen Roms und gewann hier Heinrich viele neue Freunde. Schon war die Stadt von Neuem umstellt, und alle Schrecken der Belagerung traten der Bürgerschaft wieder vor die Seele. Unaufhörlich bestürmte sie deshalb den Papst nachzugeben, aber alle ihre Bitten waren vergebens. Die Gemüther wandten sich endlich von dem eisernen Manne ab, der kein Gefühl für die Noth der Stadt zu haben schien. Die Drohungen, wie die Silberlinge Heinrichs begannen auf die Masse einen um so tieferen Eindruck zu üben.

Indessen erfüllte Heinrich das Versprechen, welches er dem Kaiser gegeben, so weit er es bei der Lage der Dinge vermochte. Mit einem Theil seines Heeres ging er im Anfang des Februars 1084 über den Tiber, durchzog Campanien und machte einen Einfall in Apulien; wohin er kam, ergab sich ihm Alles ohne Gegenwehr. Aber bald mußte er den Rückweg antreten, da ihm Nachrichten zugingen, welche ihm Aussichten auf die nahe Unterwerfung Roms eröffneten. Auf dem kürzesten Wege ging er durch die Mark von Camerino und das Herzogthum Spoleto, welche er schon früher einem einheimischen, ihm zuge-

thanen Herrn, Ranieri mit Namen, übergeben hatte, nach der Sabina; schon im März lagerte er wieder bei Rieti und näherte sich dann der Stadt. Noch im Laufe desselben Monats hatte er mit dem Fürsten von Capua und den anderen Normannen Campaniens eine Zusammenkunft in Albano; willig bekannten sie sich als seine Vasallen, und Jordan nahm sein Fürstenthum von dem Könige, dem er eine große Geldsumme zahlte, zu Lehen. Auch der Abt Desiderius von Monte Cassino glaubte ohne Gefahr für sein Kloster den Hof jetzt nicht länger vermeiden zu dürfen, so sehr er, ein aufrichtiger Anhänger der Reformpartei und einer der geachtetsten Cardinäle der römischen Kirche, sich auch vor der Berührung mit dem Gebannten scheute. Er kam nach Albano und unterwarf sich nicht allein, sondern ließ sich, kleinmüthig geworden, sogar zu dem Versprechen bewegen Heinrich zur Kaiserkrönung helfen zu wollen. Selbst die Gemeinschaft mit dem Gegenpapst, der inzwischen am Hof eingetroffen war, konnte er nicht vermeiden. Auch den gefangenen Cardinal-Bischof von Ostia sah er am Hofe, und auch dieser soll in der Haft zu Ansichten gelangt sein, welche die streng kirchliche Partei nicht billigen konnte.

In Rom reiften inzwischen die Dinge der Entscheidung entgegen. Die Mehrzahl der Bürger war des unsicheren Zustandes längst müde und wollte sich Heinrich unterwerfen. Er erhielt Aufforderungen sich vor der Stadt zu zeigen. Am 21. März war er wieder in der Pfalz bei St. Peter, mit ihm seine Gemahlin, der Gegenpapst, die Bischöfe von Utrecht, Straßburg, Basel, Padua und Vicenza, der Herzog Ranieri, mehrere Markgrafen und vornehme Herren. Noch an demselben Tage wurde dem Könige das Thor St. Johann geöffnet; ohne Kampf zog er mit dem Gegenpapst ein und nahm sofort vom Lateran Besitz. Jubelnd empfing ihn das Volk, welches von der langen Kriegsnoth endlich befreit zu werden hoffte. Dem Könige erschien es fast wie ein Traum, daß er jetzt so leicht an ein Ziel gelangt war, dem er so lange vergeblich zugestrebt hatte und welches er schon zu erreichen verzweifelte.

Die Stadt war freilich nicht ganz in Heinrichs Gewalt. Mehrere Häupter des Adels, welcher den König zugleich betrogen und verhöhnt hatte, hielten an Gregor fest und stellten ihm sogar zum Unterpfand ihrer Treue Geiseln. In ihren Händen und in der Gewalt der Miliz des heiligen Petrus waren gerade die festesten Burgen der Stadt. Rusticus, ein Verwandter des Papstes, vertheidigte das alte Septizonium am Süd-

fuße des Palatin, welches in eine starke Feste verwandelt war. Am Titusbogen besaßen die Frangipani einen Thurm, die Turris Cartularia, und auch dieses Geschlecht, dessen Haupt der Consul Cencius war, wankte nicht in der Treue zu einem Gebieter, dem es seine Macht dankte. Auf dem Capitol behauptete die mächtige Familie der Corsi ihre Befestigungen, welche die Anhöhe unzugänglich machten. Der Papst selbst hatte sich wieder auf die Engelsburg zurückgezogen und hielt die Brücke aus der Stadt zu St. Peter gesperrt. Es waren längere Kämpfe vorauszusehen, ehe Heinrich jeden Widerstand beseitigte: deshalb verschob er dieselben bis nach der Weihe des Gegenpapstes und der Kaiserkrönung. Die beiden Acte ließ er zunächst, so weit es möglich war, beschleunigen.

Noch am Tage des Einzuges wurde eine Synode zusammenberufen, um über Gregor zu Gericht zu sitzen. Er wurde selbst vor dieselbe beschieden, aber leistete der ersten, zweiten und dritten Mahnung begreiflicher Weise keine Folge. Darauf wurde das Urtheil über ihn gesprochen, welches ohnehin feststand: Entsetzung und Excommunication. Die Wahl Wiberts erkannten nun auch die Römer nachträglich an, und schon am nächsten Tage nach dem Schluß der Synode — es war Palmsonntag — erfolgte die feierliche Weihe Wiberts von Ravenna zum römischen Bischof; von diesem Tage an zählte er als Clemens III. die Jahre seines Pontificats. Am Ostertag (31. März) setzte der neue Papst dann Heinrich IV. und seiner Gemahlin die Kaiserkrone in St. Peter auf; zugleich bestellte das römische Volk den Sohn Heinrichs III. zum Patricius. In allen Stücken ahmte man die Vorgänge bei der Krönung am Weihnachtsfest des Jahres 1046 nach. Die Verhältnisse schienen wohl denen, die damals obgewaltet hatten, nicht unähnlich, waren aber doch, wie sich bald genug zeigte, völlig andere.

Die Beschlüsse der römischen Synode, einer in Eile zusammengetretenen, aus lombardischen Bischöfen, Kriegsgefährten des Königs und römischen Laien bunt zusammengewürfelten Versammlung, boten zu den mannigfaltigsten Ausstellungen Anlaß. Bei der Absetzung Gregors und der Anerkennung des neuen Papstes waren die römischen Cardinäle, deren Mitwirkungsrecht über allen Zweifel erhaben war, so gut wie unbetheiligt geblieben; denn wenn auch einer oder der andere sich in der Folge auf Heinrichs Seite wandte, damals standen sie noch fast alle zu Gregor. Auch die Weihe des Gegenpapstes hatte deshalb an Formfehlern gelitten, die ihr alle Bedeutung zu rauben schienen. Dieselbe

hatten nach altem Brauch die Bischöfe von Ostia, Albano und Porto vorzunehmen, aber keiner von ihnen wäre jetzt die Hand dabei zu bieten fähig gewesen: so mußten die excommunicirten Bischöfe von Modena und Arezzo die Stellen der Consecratoren zu großem Aergerniß aller Frommen versehen. Den Gregorianern fiel es leicht glaublich zu machen, daß eine Weihe durch unberechtigte Consecratoren keine rechtlichen Wirkungen habe, daß Wibert demnach nicht der wahre Nachfolger Petri sei. Dies war die Meinung der Patarener in Italien, und Gebhard von Salzburg sorgte dafür, daß sie auch in Deutschland Verbreitung fand. „Die Gebannten", schrieb er an Hermann von Metz, „konnten dem Ravennaten nicht ihren Segen, sondern nur den Fluch, den sie selbst tragen, mittheilen, ihn nicht zum Haupt der römischen Kirche, sondern nur zum Haupt ihrer Ketzerei erheben. Jeder Christ hüte sich also, sich vor dem Antichrist zu beugen, das vom Nabuchodonosor aufgerichtete Götzenbild zu verehren und so den verderblichen Fluch, der auf dem Häresiarchen ruht, auf sich selbst zu laden." Auch die Kaiserkrönung, welche Wibert vorgenommen hatte, sahen folgerichtig die Gregorianer als einen völlig bedeutungslosen Act an.

Dennoch war Heinrich jetzt Herr des größten Theils der Kaiserstadt und traf Anstalten, um auch den letzten Widerstand in derselben zu brechen. Schon in der Osterwoche kam es an der Brücke zur Engelsburg zu einem Kampfe zwischen den Getreuen Gregors und den Anhängern des Kaisers: er blieb ohne Erfolg. Dann aber gelang es Heinrich das Capitol zu gewinnen und die Thürme der Corsen zu brechen. Am 29. April hielt er, von einer großen Zahl seiner Großen umgeben, auf dem Capitol Gericht; er schaltete von hier über Rom, wie es heißt, „als wäre es sein eigenes Haus". Der wunderliche Benzo hatte ihm angerathen, wenn das Capitol in seine Hand fiele, es seinen Kriegsleuten zu übergeben und den römischen Adel in Ketten nach Sachsen führen zu lassen. So gewaltsame Maßregeln ergriff freilich Heinrich nicht, setzte jedoch den schon früher ernannten kaiserlichen Präfecten jetzt in Rom ein — sein Name war Petrus — und stellte den römischen Adel unter dessen Befehl. Nur das Septizonium und die Engelsburg hielten sich noch gegen die Angriffe des Kaisers. Das Septizonium wurde mit Widdern und anderen Belagerungsmaschinen berannt; einige Säulen des stattlichen Baues stürzten ein, doch die Besatzung hielt sich tapfer. Noch schwieriger schien es, die Engelsburg zu

nehmen. Die ganze Miliz des römischen Volks bot der König auf, um die Burg zu umstellen; man führte Mauern um sie auf, um jeden Zugang unmöglich zu machen. Gregor wurde schon das Ende des Crescentius prophezeit, aber er selbst hatte die Hoffnung nicht aufgegeben; er vertraute auf die Festigkeit der alten Steinmassen, die ihn umfingen, und auf Robert Guiscard, zu dem seine Boten bereits den Weg gefunden hatten.

Obwohl Robert die Empörung in Apulien völlig bewältigt, hatte er sich doch immer noch nicht persönlich dem Papste zu Hülfe zu eilen entschlossen; ihn beschäftigten nun einmal die Dinge im Osten weit mehr, als das Schicksal Roms und der Kirche. Wacker hatte sich Jahr und Tag in Macedonien und Albanien Bohemund, dem Ruhme des Vaters nachstrebend, gegen Alexius herumgeschlagen, bis ihm im Sommer 1083 seine Ritterschaaren den Gehorsam versagten. Der vielen Drangsale, denen keine lohnenden Erfolge entsprachen, müde, verlangten sie nach dem rückständigen Solde. Um seine leeren Kassen zu füllen, verließ Bohemund das Heer. Kaum hatte er sich aber entfernt, so löste sich alle Zucht und Ordnung. Die Meisten liefen zum Kaiser über, der ihnen Geld und Ehren bot. Alle festen Plätze, welche die Normannen im Innern gewonnen hatten, gingen wieder verloren; nur einige Küstenorte blieben noch in ihren Händen. Unablässig kreuzten inzwischen griechische und venetianische Schiffe auf dem adriatischen Meere, um auch diese letzten Reste von Robert Guiscards Eroberungen im Osten ihm zu entreißen und jeden Landungsversuch neuer Normannenschaaren zu verhindern. Robert rüstete Tag und Nacht eine Flotte, um im Frühjahr mit einem großen Heere nach Epirus zurückkehren zu können. Erst der Einfall Heinrichs und die Verbindung desselben mit Jordan zeigten ihm deutlich die Gefahren, die seinen Ländern drohten, wenn er jetzt aus ihnen wiche. Rom in Heinrichs Händen steigerte unermeßlich diese Gefahren; seit dem Falle der Stadt entschloß er sich daher den neuen Zug nach dem Osten auszusetzen, um endlich dem Papste die Hülfe zu leisten, die dieser so oft vergeblich beansprucht hatte.

Der Abt Jarento von Dijon, ein vertrauter Freund Gregors, der ihm in dieser Leidenszeit eine rührende Treue bewies, hatte mit einigen Cardinälen dem Herzog in Salerno den letzten Nothruf der römischen Kirche überbracht, der nun nicht mehr wirkungslos verhallte. Schon rüstete Robert, und ein Heer von 6000 Reitern und 30,000 Mann Fußvolk stand ihm bald zu Gebote. Es waren Normannen und

Langobarden, Apulier und Calabresen, selbst Araber aus Sicilien, die nun zum Schutze des heiligen Petrus auszogen, schnell zusammengeraffte, ziemlich zuchtlose Schaaren. Als Desiderius von Roberts Rüstungen hörte, benachrichtigte er sofort Gregor von der nahen Hülfe, machte aber zugleich auch dem Kaiser, dem er sich bereits verpflichtet hielt, von der drohenden Gefahr Meldung. Und bald erschienen Boten des Herzogs selbst vor Heinrich mit einer förmlichen Kriegserklärung. Als der getreue Sohn und Vassall des heiligen Petrus, meldeten sie, rücke Robert an, um den Papst, seinen Vater und Herrn, zu befreien; Heinrich solle Rom verlassen oder sich zum Kampfe mit den Normannen bereiten.

Der Kaiser war gegen ein Heer, wie es Robert führte, kaum hinreichend gerüstet und mußte in einen Kampf verwickelt zu werden fürchten, der seine Rückkehr nach Deutschland bedeutend verzögern würde. Schon hatte er frohlockend dorthin die Niederlage Gregors und die Erhebung des Gegenpapstes gemeldet, seine Kaiserkrönung verkündigt und seine nahe Zurückkunft in Aussicht gestellt, der seine Anhänger sehnlichst entgegenharrten; er selbst wollte möglichst bald den Glanz der neuen Kaiserkrone jenseits der Berge leuchten lassen. So entschloß er sich, um dem Kampfe mit den Normannen auszuweichen, in Eile Rom zu verlassen. Nachdem er mit seinen Fürsten Rath gepflogen, versammelte er das römische Volk, erklärte ihm, daß er vorläufig nach der Lombardei abziehen müsse, und übergab ihm den Schutz der Stadt; nach seiner Rückkehr versprach er alle treuen Dienste nach Gebühr zu belohnen. Das römische Volk war in guter Stimmung gegen den neuen Kaiser und ahnte kaum die ihm drohende Gefahr. Mit Ehrenbezeugungen geleitete es Heinrich, als er am 21. Mai mit Wibert die Stadt verließ, und setzte in bisheriger Weise die Belagerung der Engelsburg fort.

Wibert begab sich, nachdem er noch einige Tage dem Kaiser das Geleit gegeben hatte, nach Tivoli, wo er schon einmal seinen Sitz genommen hatte und dessen sichere Lage er kannte; unzweifelhaft blieb ein Theil des Heeres bei ihm zurück. Heinrich selbst trat in größter Eile den Rückweg an. Schon um die Mitte des Juni war er in Verona. Er sandte den Bischof von Utrecht nach Lothringen voraus, um Dietrich von Verdun, dem er den Schutz dieses Landes übertragen hatte, zu unterstützen. Das Schreiben an Dietrich, welches der Utrechter mitnahm, sprach nur von den wunderbaren Erfolgen des Kaisers in Rom, stellte Alles in ein mehr blendendes, als wahres Licht und verhieß, daß der

Kaiser am Peter- und Paulstage (29. Juni) in Regensburg sein und sich dann nach Augsburg wenden würde. Noch wußte Heinrich schwerlich, welche schlimme Wendung inzwischen die Dinge in Rom genommen hatten. Die nächsten Tage müssen ihm die Kunde davon gebracht haben, aber sie hinderten ihn nicht die Alpen zu übersteigen; er begnügte sich ein lombardisches Heer Wibert zur Hülfe zu senden. Nach dreijähriger Entfernung kehrte er in die Heimat zurück, reicher an Erfahrungen, als an Siegen. Den heißen Boden Roms hat er, nachdem er seinen größten Widersacher dort bekämpft und sich die Kaiserkrone gewonnen, niemals wieder betreten.

Roms schweres Schicksal hatte sich auch jetzt noch nicht erfüllt. Während Heinrich dem Norden zueilte, zog Roberts Heer vom Süden heran. Am 27. Mai stand Robert mit seinem Heere vor der Stadt und bezog ein Lager vor dem Thore St. Johann bei einem alten Aquäduct. Die Thore der Stadt waren geschlossen, aber Robert hatte Freunde in derselben, und schon um die dritte Stunde des folgenden Tages wurden ihm und seinen Schaaren die Thore am Monte Pincio und nach der Flaminischen Straße heimlich geöffnet. So brachen die wilden Schaaren in die Stadt, und die Römer, vollständig überrascht, wußten ihnen nicht zu widerstehen. Unaufgehalten drangen die Feinde über das Marsfeld vor; der Stadttheil um die Kirchen der Heiligen Silvester und Laurentius wurde verheert und hier fast Alles in einen Schutthaufen verwandelt. Unter dem Rufe: Guiscard! Guiscard! stürmten die Normannen über die Petersbrücke nach der Engelsburg. Auch hier wurde an Gegenwehr nicht gedacht. Die Thore öffneten sich Robert; Gregor war befreit und begab sich mit seinem Retter in dessen Lager. Widerstand war jetzt den Bürgern nirgends mehr möglich; die Stadt lag Robert nach allen Seiten offen. Rom unterwarf sich dem Schwerte des siegreichen Abenteurers. Schon am anderen Tage, wie es scheint, zog er mit dem Papste in den Lateran ein.

Mit dem frechsten Uebermuthe schalteten Roberts Schaaren in der leicht bezwungenen Stadt. Der römische Stolz hatte viel zu ertragen gelernt, aber nicht Alles, und bald entspannen sich Raufereien hier und dort, bei denen auch ein Vassall des Herzogs erschlagen wurde. Das Blut dieses Normannen ist den Römern theuer zu stehen gekommen. Der Herzog beschloß furchtbare Rache zu nehmen, um durch den Schrecken die Bürger von weiteren Widersetzlichkeiten abzuhalten. Die

Stadt wurde der Plünderung preisgegeben und die Straßen um den Lateran und das Colosseum mit Feuer zerstört; ein Römer selbst, der Consul Cencius Frangipane, rieth den Normannen zur verruchten Brandstiftung. Alle Gräuel der Verwüstung kamen jetzt erst über Rom. Die Grausamkeit schwelgte im Morde der Männer, die viehische Begierde sättigte sich an den Frauen und Jungfrauen. Als des Mordes genug war, schleppte man viele tausend Gefangene in das Lager, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Mit welchen Gefühlen wird Gregor vom Lateran auf diese Schreckensscenen geblickt haben. Das Eine mußte ihm klar werden, daß sich eine nie mehr auszufüllende Kluft zwischen ihm und dem römischen Volke aufgethan hatte. Bald konnte er hören, wie man seinem Befreier und ihm im tödtlichsten Ingrimme fluchte, wie man sich dagegen nach Heinrich zurücksehnte, der wohl die Priesterstadt um den Vatican zerstört und die Burgen des Adels gebrochen, aber die Häuser und das Leben der Bürger geschont hatte. Die Gräuel der Normannen, sagt ein Zeitgenosse, gewannen dem Kaiser mehr Herzen, als hunderttausend Goldstücke vermocht hätten.

Mit Recht mißtraute fortan Robert den Römern. Als er die Stadt verlassen wollte, um die nächstgelegenen Ortschaften im römischen Tuscien zu unterwerfen, ließ er sich deshalb von den Bürgern Geiseln stellen und sie in der Engelsburg, die er besetzt hielt, bewahren. Dann zog er mit dem Papste aus, und bald konnte Mathilde ihren Freunden in Deutschland melden, daß nicht nur Rom, sondern auch Sutri und Nepi wieder in der Gewalt des Papstes seien. In den letzten Tagen des Juni kehrten Gregor und Robert nach Rom zurück. Aber ohne Robert war Gregor keinen Augenblick mehr hier gesichert, und schon wurde es dem Herzog unheimlich in einer Stadt, wo ihm nur die Verwüstung und der unverhohlene Ingrimm einer verzweifelten Bevölkerung begegneten. Er versprach den Römern Schadenersatz: aber wie war derselbe zu leisten? Und was hätten die Römer noch von ihm erwarten und hoffen sollen? Er eilte aus der Stadt, und mit ihm zog der Papst. Wie ein Flüchtling verließ Gregor Rom, für welches er gelebt und gearbeitet hatte; die Verwünschungen der Römer gaben ihm das Geleit. Es war ein furchtbares Scheiden. Auf den Beistand des Himmels hatte er so fest gebaut, aber er war ihm versagt worden, und unter den Menschen hatte Niemand die Hand für ihn gehoben, als ein Abenteurer, den er mehr als einmal als einen Sohn der Ungerechtigkeit verflucht hatte.

Unter dem Schutze normannischer Schaaren schied er von dem Lateran. Hier hatte er noch vor wenigen Jahren das Gebet an die Apostelfürsten gerichtet: „Vollziehet schnell euer Gericht an jenem Heinrich, damit alle Welt erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht untergeht!“ Ein Gericht war vollzogen worden — aber wen hatte es ereilt? Sollte man nun der Himmlischen Macht oder den Zufall in demselben erkennen?

Eine nicht geringe Zahl der Cardinäle, Gisulf von Salerno, der treue Abt Jarento folgten dem Papste in die Verbannung. Unfreiwillig geleiteten ihn mehrere vornehme Römer, die Robert in die Gefangenschaft schleppte, unter ihnen auch der kaiserliche Präfect Petrus. Das Normannenheer zog von Rom ab — nur ein Theil blieb als Besatzung der Engelsburg zurück — und wandte sich zunächst gegen Tivoli, wo Wibert sich inzwischen eingerichtet hatte. Es wäre kein geringer Gewinn gewesen, wenn Gregor den Gegenpapst in seine Gewalt bekommen oder mindestens von einem Platze verjagt hätte, der ihm die Rückkehr nach Rom so leicht machte. Die Stadt wurde berannt, aber widerstand, und Robert, der sich auf eine längere Belagerung nicht einlassen wollte, zog alsbald ab. Er geleitete dann Gregor nach Monte Cassino, wo Desiderius den Nachfolger Petri nicht allein mit allen Ehren empfing, sondern auch aus den reichen Einkünften seines Klosters fortan für ihn und die flüchtigen Cardinäle den Lebensunterhalt zu tragen sich verpflichtete. Später ging Gregor mit dem Herzoge nach Benevent, endlich nach Salerno, welches er nicht wieder verlassen sollte.

Wibert kehrte bald nach Roberts Abzug, wie es scheint, nach Rom zurück. Ohne Gefährdung feierte er dort das Weihnachtsfest 1084 und verweilte in der Stadt bis in den folgenden Sommer. Die Gesinnung der Masse war jetzt entschieden dem Kaiser günstig, und Wibert benutzte die Stimmung, um seine Macht in Rom zu befestigen. Schon hatten sich manche Cardinäle auf seine Seite gewendet, und es bildete sich um ihn ein geistlicher Hof von erklärten Gegnern des Gregorianischen Systems. Auch jener Hugo der Weiße, der Hildebrand erhoben und dann mit unversiegbarem Haß an seinem Untergange gearbeitet hatte, kam in der Folge noch einmal zu Ehren; er wurde zum Gegenbischof in Palestrina bestellt. Die Grafen der Campagna hatten meist schon längst Gregor abgesagt; auch Sutri und Nepi fielen wieder in die Hände Wiberts, welcher seinen Neffen Odo zum Grafen von Sutri einsetzte.

Die alte Ordnung der Dinge schien sich im Römischen herzustellen, Wibert nur Gerberts Werk hier fortzusetzen. Dennoch zeigte sich bald, daß die Ottonischen Zeiten vorüber waren; Wibert bedeutete wenig ohne den Kaiser in der Stadt, und dem Kaiser selbst blieb Rom, nachdem er dort die Krone gewonnen, fast gleichgültig.

Seit mehr als einem halben Jahrtausend, seit jenen Tagen, wo Belisar und Totila in Rom und um Rom gestritten hatten, war dies nicht einer so andauernden, so verzehrenden Kriegsnoth ausgesetzt gewesen. Damals bot Rom nur den unglücklichen Kampfplatz, auf dem fremde Heere sich maßen und wo die Waffen Anderer über sein Schicksal entschieden. Jetzt hatten die Römer ihre eigenen Leiber in den Streit geworfen, um ihren Antheil am Papstthum und die Herrschaft des Statthalters Petri zu vertheidigen. Wie sie einst den zweiten und dritten Gregor gegen das Ostreich geschützt hatten, so jetzt einen anderen Gregor gegen die Macht des hergestellten abendländischen Kaiserthums. Gegen Byzanz hatten sie in Italien und außerhalb mächtige Bundesgenossen gewonnen, mehr durch die Politik als mit dem Schwerte ihre Sache durchgeführt; dem deutschen Kaiserthum standen sie allein gegenüber, und alles war dem Schwerte anheimgegeben. Jetzt mußte sich zeigen, ob das Geschlecht des Mars nicht ganz ausgestorben sei. Die Vertheidigung der Stadt bewies, daß dieses Volk unter der Einwirkung eines muthigen Führers noch der Aufopferung und starker Entschlüsse fähig sei. Es war nichts Geringes, daß man drei Jahre Noth und Elend ertrug, ehe man dem Feinde die Thore öffnete; es war viel, daß man so lange dem Eisen trotzte, mehr noch bei der Verderbtheit der Masse, daß Heinrichs Gold nicht sogleich ihm Alles gewann. Die Muthlosigkeit und Treulosigkeit, welche endlich einrissen, sind nur zu erklärlich, und es ist für die Geschichte des Papstthums von den schwersten Folgen gewesen, daß Hildebrand die Tage der Treue zu leicht vergaß und gegen die Sünden des Volks kein anderes Gefühl, als das der Vergeltung, kannte.

Wenig wollte besagen, daß für den Augenblick wieder der vom Kaiser gesetzte Papst die Oberhand in der Stadt erhielt; von ganz anderer Bedeutung war, daß zwischen der römischen Bürgerschaft und dem reformirten Papstthum ein auch durch die Länge der Zeit nicht auszuheilender Bruch erfolgte. Jene Päpste, welche mit ihren Anathemen die Fürsten und Völker schreckten, welche die Herrschaft über die abend-

ländische Kirche im Vollgefühl einer schrankenlosen Gewalt übten, haben selten in Rom einen umfriedeten Sitz gehabt; nirgends hat ihre Macht weniger gegolten, als in ihrer eigenen Stadt und ihrem eigenen Sprengel; wie Flüchtlinge sind sie meist in der Welt umhergezogen, von den Verwünschungen ihres Volkes verfolgt. Nichts hat vielleicht mehr dazu beigetragen, daß dieses Papstthum sich in eine heillose und verderbliche Politik, bald die Mächtigen der Erde durch Nachgiebigkeit gewinnend, bald die Mittel der Kirche für weltliche Kämpfe opfernd, immer aufs Neue verwickelte, als der Umstand, daß es an der Stelle, an die es einmal gekettet war, kein sicheres Dasein mehr gewinnen konnte.

Nicht minder schwer waren die Folgen jenes Bruchs für die Stadt. Mit Wehmuth sahen die Einheimischen und Fremden überall dort die Spuren der neuen Verwüstung. Kostbare Reste des Alterthums, welche Gothen und Vandalen geschont hatten, waren von den wilden Schaaren Roberts zerstört; ehrwürdige Gotteshäuser, von den ersten Christen errichtet, lagen in Schutt und Asche. Als Bischof Hildebert von Tours mehr als zehn Jahre später durch Rom wandelte, erschien ihm die Stadt noch als ein großes Trümmerfeld. Dem Schmerz um sie gab er in Elegien Ausdruck, die in dem Klageruf ausklingen: „Rom ist gefallen und gedenkt kaum seiner alten Größe, von der nur noch Ruinen zeugen!" Wo einst die Tempel der alten Götter und die Kaiserpaläste standen, sah man nun rohe, unförmliche Burgen, in die morschen Reste alter Pracht hineingebaut und sie entstellend. Selbst die Kirchen waren mit Wällen und Mauern umgeben; St. Peter sah mehr einer Feste ähnlich, als einem Tempel. Stadttheile, die bisher stark angebaut waren, wie die Gegend um den Lateran, den Aventin und Cölius, fingen an zu veröden. So verändert waren die äußeren Verhältnisse der Stadt, daß man die Eintheilung derselben nach den bisherigen Regionen aufgab und eine neue einführte.

Die Spuren der Verwüstung verschwanden so bald nicht wieder, wurden vielmehr breiter und tiefer gezogen, da sich geordnete Verhältnisse nicht so leicht wieder herstellen ließen. Das päpstliche Regiment, wie das kaiserliche, konnte sich nicht mehr in alter Weise befestigen; die Gewalt in der Stadt kam zunächst ganz an adlige Factionen, die bald die Sache des Reichs, bald die der Kirche zum Deckmantel ihrer niederen Interessen nahmen. Sie setzten sich in den Besitz jener festen Burgen und trotzten dort den Päpsten, oder boten ihnen auch, wenn es

ihnen beliebte, eine Zufluchtsstätte. Die städtische Masse hatte nur als Anhang dieser mächtigen Herren Bedeutung, und sie verkaufte sich dem, der seine Clientschaft am besten besoldete. Der Hunger des römischen Volks nach Gold war längst der Welt bekannt, aber nie war er so grauenvoll bisher zu Tage getreten. Auch in dem römischen Klerus, welchen die Factionen des Adels in gleicher Weise sich dienstbar machten, wie das Volk, schien die Habgier jedes andere Interesse zu verdrängen; man meinte bald im ganzen Abendlande, daß wer nach Rom gehen müsse, vor Allem seine Säckel zu füllen habe, und Nichts machte die päpstlichen Legaten verhaßter, als daß sie überall nur auf Geldgewinn bedacht schienen. Kaum war Rom der Simonie entgegengetreten, so zeigte es sich selbst ganz in simonistische Gräuel versunken. Der Ruf des Jugurtha über das käufliche Rom ertönte jetzt nicht aus einem Munde; aller Orten konnte man ihn vernehmen. Man beschuldigte die Römer, daß sie sich nicht an einem Papste genügen ließen, sondern geflissentlich zwei aufwürfen, um einen mit dem anderen zu schrecken und so abwechselnd von beiden Geld zu erpressen. Längst glaubte man nicht mehr an römische Tugend, aber jetzt nannte man Rom offen die Stätte aller Schmach, wo man nur die Künste des niedrigsten Gewinnes mit schamloser Stirn triebe.

Die Stadt verfiel und das Volk versank, während die kleinen Tyrannen Roms ihre Macht zu erweitern suchten, indem sie inmitten der Ruinen mit der käuflichen Masse ihre Raubfehden ausfochten. Durch die großen Interessen, die sich noch immer an den Namen Roms knüpften, erhielten diese Raufereien eine Bedeutung, die sie an sich niemals hätten erlangen können. Kaiserthum und Papstthum galten jenen römischen Herren an sich gleich wenig; ihr Blick reichte kaum über die letzten Burgen der Campagna hinaus, und die universale Stellung des Kaiserthums und Papstthums machte ihnen geringe Sorge. Aber ihr Vortheil war das Parteitreiben zu unterhalten, und Roms Verhältnisse führten von selbst dahin, daß es sich in eine kaiserliche und päpstliche Partei spalten mußte. Zu jener hielten sich besonders die alten Geschlechter, vor Allen die Grafen von Tusculum und das sich damals von ihnen abzweigende Haus der Colonna, wie die Sippe jenes übelberüchtigten Cencius; auch die Corsen traten, obwohl Heinrich ihre Burgen gebrochen, bald auf jene Seite. Die neuen Geschlechter waren meist erst durch Gregor emporgekommen und sahen sich deshalb

als Schützer der kirchlichen Sache an. Ihre Häupter waren damals der aus jüdischem Stamm entsprossene Petrus, Leos Sohn, und Cencius Frangipane; das Geschlecht des Transteveriners Cencius, der für Gregor sein Blut vergossen, scheint mit ihm erloschen. Leute aus dem Ghetto und aus Trastevere stellten sich jenen Senatoren an die Seite, welche ihren Stammbaum auf die Julier und Anicier zurückführen wollten.

Wohl hätte neues Blut dem abgelebten Körper des römischen Adels heilsam sein können, wäre dasselbe nur reiner gewesen. Leider kamen aber zu den verderbten Säften kaum minder verderbte. Der Adel vermehrte sich so, ohne geistig gehoben zu werden und innerlich zu erstarken. Mit ihm wuchs nur die Habgier, die Sucht durch großen Anhang zu glänzen, die Lust an Händeln und Raufereien, und auch die Masse wurde immer feiler, wüster und seditiöser. Erscheinungen, wie sie einst den Sturz der alten Republik herbeigeführt hatten, wiederholten sich; doch fehlte der äußere Glanz und die geistige Kultur, welche die Zeit der Triumvirn verherrlichten, es mangelte die welthistorische Bedeutung, welche damals Roms inneren Kämpfen beiwohnte. Ob diese Römer sich noch die Herren der Welt dünkten, ob sich auf sie das Uebermaß stolzen Selbstgefühls und das Gefallen an himmelstürmenden Phrasen von den Vorfahren vererbt hatten: sie fristeten unter Ruinen ein verächtliches Dasein, die entarteten Reste einer Bürgerschaft, welche die Welt einst mit ihrem Ruhme erfüllt hatte.

Gregor wollte Rom und die Römer groß machen: es ist ihm dies so wenig gelungen, wie er der Kirche ihre Reinheit zurückzugeben vermochte. Das kaiserliche Regiment in Rom hat er gebrochen, aber die päpstliche Herrschaft, die er in der alten Weltstadt aufzurichten beabsichtigte, nicht festgestellt. Die Zeit war der Entwickelung freier städtischer Verfassungen nicht ungünstig; gerade aus dem Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum ist die Freiheit der lombardischen und tuscischen Städte erwachsen. Aber die Römer jener Zeit waren kein Volk, welches in der Luft der Freiheit gedieh; als die Herrschaft der Kaiser und Päpste nicht mehr drückte, schien das verderbte Geschlecht nur im Joch kleiner Tyrannen fortleben zu können. Noch einmal gedenken wir an das bereits (S. 238) angeführte Wort eines italienischen Mönchs aus jener Zeit: „Der Anstand ging in Rom verloren, seit die Macht der Deutschen verfiel."

6.

Fortdauer der Spaltung.

Das Ende Gregors VII. und Robert Guiscards.

Von Canossa nach Salerno war wahrlich ein weiter und schwerer Weg, welcher die Kraft jedes anderen Sterblichen gebrochen hätte. Gregor ließ, obgleich sein Leib hinwelkte, den Muth nicht sinken; auch nach so vielen Niederlagen und Täuschungen glaubte er noch an den Sieg seiner Sache, die ihm Gottes Sache war. Zu Salerno war er derselbe, der er in Rom gewesen.

Auf einer Synode schleuderte er abermals den Bann gegen Heinrich und Wibert und sandte Legaten in die Welt hinaus, um die alten Freunde zu ermuthigen und neue zu werben. Gisulf von Salerno und der Cardinal-Bischof Petrus von Albano gingen nach Frankreich, zunächst nach Cluny; mit ihnen verließ der Abt Jarento von Dijon Salerno, um den weiten Weg zu jenem tapferen Sisenand zu machen, der Coimbra den Arabern entrissen und den er nun zu einem anderen Glaubenskampf aufrufen sollte*). Für die Mission nach Deutschland wurde der Cardinal-Bischof Otto von Ostia bestimmt; sie vor Allem bedurfte eines vielgewandten Mannes.

Das Schreiben an „alle in Christo Getreuen, die wahrhaft den apostolischen Stuhl lieben", welches diese Legaten zu verbreiten hatten, bezeichnet klar die Stimmung und die Absichten Gregors. Er verweist darin auf die Verfolgungen, welche er erlitten, weil er die Erniedrigung der Kirche, der Braut Gottes, zur Magd nicht habe dulden dürfen; während in allen Ländern auch die niedrigsten Weiblein sich nach dem herrschenden Recht und ihrer Neigung den Gatten wählen dürften, solle die heilige Kirche nicht nach göttlichem Recht und eigener Bestimmung ihrem Bräutigam anhangen, weil es die Gottlosen und ein verdammliches Herkommen hinderten; die Söhne der heiligen Kirche sollten

---

*) Jarento ist nie nach Coimbra gelangt. Als er in Frankreich landete, trieb ihn die Sehnsucht nach Dijon zurück; hier weilte er noch, als die Nachricht vom Tode des Papstes eintraf.

Ketzer, Ehebrecher und Eindringlinge als ihre Väter anerkennen, welche auf sie die Schmach unreiner Abkunft brächten. „Ich rufe" — fährt er fort — „rufe und rufe abermals und verkündige Euch: die christliche Religion und der wahre Glaube, welchen der Sohn Gottes, vom Himmel kommend, uns durch die Väter gelehrt hat, sind völlig in weltlichem Wesen untergegangen und so gut wie vernichtet; sie haben ihren alten Glanz verloren und sind nicht nur dem Teufel, sondern auch den Juden, Sarazenen und Heiden zum Spott geworden. Denn diese befolgen doch nach ihrem Glauben ihre Gesetze, obwohl sie ihnen kein Seelenheil gewähren und nicht durch göttliche Wunder bestätigt werden; wir aber leben, von Weltlust und Ehrgeiz befangen, die Religion und Ehrbarkeit der Begierde und dem Hochmuth opfernd, ohne Gesetz und sind wie die Thoren; denn wir haben weder in diesem noch in jenem Leben gleich unseren Vätern Heil und Ruhm, ja wir hoffen nicht einmal darauf, wie wir doch sollten. Giebt es solche, die Gott fürchten, so sind ihrer doch nur Wenige, und diese Wenigen denken nur an ihre eigene Seele, handeln aber nicht freudigen Muths für das allgemeine Wohl ihrer Brüder. Denn wer setzt aus Furcht oder Liebe zu Gott, in dem wir leben, weben und sind, seine Kraft und sein Leben daran, wie es die weltlichen Ritter für ihre Herren und selbst für ihre Freunde und Untergebenen thun? Viele Tausende gehen täglich in den Tod für ihre zeitlichen Herren, für den Herrn im Himmel und unseren Heiland aber scheuen sie nicht nur den Tod, sondern wollen nicht einmal die Mißgunst der Menschen ertragen. Noch giebt es Einige, so überaus gering ihre Zahl ist, welche sich aus Liebe zu dem Gesetz Christi den Gottlosen bis zum letzten Athemzuge widersetzen, aber sie werden von den Brüdern nicht nur nicht unterstützt, sondern für unklug, unvorsichtig und wahnwitzig gehalten." So ergehe es auch ihm, sagt Gregor und verlangt deshalb, daß man mit allem Ernst den Ursachen seiner Leiden nachdenke; nur dahin sei sein ganzes Streben gerichtet, daß die Kirche ihre alte Herrlichkeit wiedergewinne, frei, keusch und rechtgläubig sei, deshalb habe sich der Satan gegen ihn gewaffnet und Schlimmeres vollbracht, als ihm je seit Constantins Zeiten geglückt. „Und nun, liebe Brüder" — so schließt das Schreiben — „nun merket wohl, was ich Euch sage. Alle, die auf dem ganzen Erdkreis mit dem christlichen Namen genannt werden und den christlichen Glauben recht kennen, wissen und glauben, daß der heilige Apostelfürst Petrus der Vater aller Christen und nach

Christus ihr erster Hirt, wie daß die heilige römische Kirche die Mutter und Meisterin aller Kirchen ist. Wenn auch Ihr nun dies glaubt und fest daran haltet, so bitte und befehle ich als Euer Bruder in meiner Schwäche und ohne mein Verdienst Euer Meister Euch jetzt bei dem allmächtigen Gott: helfet mit allem Fleiß Eurem Vater und Eurer Mutter, wenn Ihr anders durch sie Vergebung Eurer Sünden, Segen und Gnade in diesem und dem zukünftigen Leben gewinnen wollt. Der allmächtige Gott, von dem alle gute Gabe kommt, erleuchte Euren Sinn und mache ihn reich an Liebe zu ihm und dem Nächsten, so daß Ihr um jenen Euren Vater und jene Eure Mutter in kindlicher Liebe Euch verdient machen und ohne Scham dereinst vor sie treten könnt. Amen."

Augenscheinlich wollte der Papst ein Glaubensheer versammeln, um mit demselben wieder nach Rom zurückzukehren. Seine Legaten werden besonders auf die Werbung eines solchen Heeres gerichtete Aufträge gehabt haben. Zugleich aber erhielten sie Anweisung zur Erhebung bestimmter Abgaben von den Gläubigen. Karl der Große, schrieb der Papst an Petrus und Gisulf, habe für die römische Kirche alljährlich eine Steuer von 1200 Pfund Silber an drei Orten in Gallien — zu Aachen, Le Puy und S. Gilles — erheben lassen, und nach dieser Anordnung solle jetzt in ganz Frankreich von jedem Hause, wo man den Apostel Petrus als Vater und Hirten anerkenne, mindestens ein Denar gesteuert werden. Auch Otto von Ostia wird eine ähnliche Anweisung erhalten haben; denn zu derselben Zeit erklärte der Papst, daß Karl ganz besonders Sachsen dem heiligen Petrus untergeben und ihm zum Zeichen seiner Abhängigkeit einen Peterszins auferlegt habe.

Die Legaten scheinen indessen die Gläubigen weder zur Vertheidigung des heiligen Petrus mit gewaffneter Hand noch zu Geldbeiträgen für denselben besonders geneigt gefunden zu haben. Die Stimmung des Augenblicks war ihrer Sache wenig günstig; das rücksichtslose Verfahren des Papstes wurde nicht selten jetzt, wo der Erfolg gegen ihn entschieden hatte, einer nicht minder rücksichtslosen Prüfung unterworfen. Namentlich erhob man in Deutschland den Einwurf, daß Heinrich nach kanonischen Bestimmungen einem Richterspruch nicht habe unterworfen werden dürfen, da er durch die Erhebung der Sachsen und die Wahl Rudolfs nicht im vollen Besitz seiner Amtsgewalt und seiner Güter gewesen sei. Otto von Ostia und seine Freunde wußten dagegen kaum

eine andere Einwendung zu machen, als daß ein Spruch Roms, bis er vom Papste selbst reformirt werde, in Gültigkeit bleiben müsse.

Es entging Gregor nicht, welche Kritik gegen sein Verfahren geübt wurde, und er beeilte sich sie zu entkräften. In einem offenen Schreiben an alle getreuen Söhne der Kirche erklärte er: an einem völlig sicheren Ort, wohin sich Freunde und Feinde geistlichen und weltlichen Standes gefahrlos begeben könnten, wolle er eine Synode halten, dort den Uebelthäter, welcher den Streit zwischen Kirche und Reich erregt und genährt habe, enthüllen*) und den allgemein gewünschten Frieden herstellen, wie auch den apostolischen Stuhl gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen, zuvor aber müßten erst alle jene Besitzungen, welche der römischen Kirche entrissen, ihr zurückgegeben werden. So macht er einen Anspruch, den man für Heinrich erhoben, auch für sich geltend. Auch er will nur zur Rechenschaft verpflichtet sein, wenn er zuvor in seine Rechte wieder eingesetzt ist; auch er schilt das über ihn gefällte Urtheil, weil man ihn zuvor seiner Güter beraubt habe. Zugleich verschmäht er aber nicht in dem erwähnten Schreiben sich gegen die von den Gegnern behauptete Uebertretung der kanonischen Bestimmungen zu vertheidigen: nicht er, betheuert er, habe Heinrich des Reichs vor der Excommunication beraubt; denn nicht auf seinen Rath oder Befehl habe Rudolf das Reich übernommen, vielmehr habe er öffentlich vor einer Synode erklärt, daß die Bischöfe, welche jenen eingesetzt, wenn sie diesen Schritt nicht verantworten könnten, ihrer Würden entkleidet und Rudolf der Krone verlustig erklärt werden solle; eine Untersuchung der Sache, wie er sie verlangt, sei aber gerade durch Heinrich und dessen Partei vereitelt worden.

Kaum hatte Gregor selbst an die Synode, welche er in Aussicht stellte, ernstlich gedacht; den Kriegszug gegen Rom behielt er dagegen stets im Auge. Es konnte ihn ermuthigen, daß Mathilde, bald nachdem Heinrich Italien verlassen, einen namhaften Vortheil davon getragen hatte. Unter dem Markgrafen Albert, den Bischöfen von Parma und Reggio hatte sich nämlich auf den Befehl des Kaisers ein beträchtliches Heer in der Lombardei gesammelt, um Wibert zur Hülfe zu eilen; dieses Heer wurde, als es durch das Gebiet von Modena zog, von den Getreuen der großen Gräfin bei der Burg Sorbaria am 2. Juli 1084

*) An Hugo den Weißen oder Wibert wird zu denken sein.

überfallen und ganz auseinander gesprengt. Das reiche Lager der Lombarden fiel in die Hände der Sieger; der Bischof von Parma gerieth mit sechs Capitanen und etwa hundert Rittern in Gefangenschaft, der Markgraf wurde schwer verwundet, und der Bischof von Reggio rettete kaum das Leben. Seitdem war Mathildens Macht merklich wieder erstarkt; auch Hugo der Weiße, der in der Lombardei zurückgeblieben war, hielt sich bald dort nicht mehr für sicher. Leicht hätte mit Mathilde und Herzog Robert im Bunde Gregor damals den Gegenpapst aus Rom verjagen können. Aber die Gedanken des Normannen hatten sich längst wieder auf den Osten gerichtet, und an seinem Ehrgeiz zumeist scheiterten die letzten Hoffnungen des Papstes.

Nachdem sich Robert mit Jordan ausgesöhnt hatte, war er mit einem stattlichen Heere auf 120 Kriegsschiffen zu Brindisi im September 1084 in See gegangen; seine drei Söhne Bohemund, Roger und Guido begleiteten ihn, während Sigelgaita diesmal zurückblieb. Unbehindert durch die Flotten der Griechen und Venetianer, landete Robert an der Küste von Epirus, wo er sich der festen Plätze von Valona und Butrinto bemächtigte. Noch lag eine normannische Schaar in der Feste Corfu, obwohl die Insel sonst in den Händen der Griechen und Venetianer war: jene Schaar zu befreien war Roberts nächste Aufgabe, doch war sie nicht leicht zu lösen. Zweimal hatte seine Flotte mit den venetianischen Schiffen ein unglückliches Treffen, erst im dritten Kampfe gewann sie einen unbezweifelten Sieg. In Folge desselben fiel endlich ganz Corfu in Roberts Hände, und die Bahn für größere Unternehmungen schien geöffnet. Er ließ die Flotte bei Oricus überwintern und bezog mit dem Landheer an einem Ort, Bundicea genannt, ein Lager; mit dem Frühjahr wollte er dann Constantinopel selbst angreifen. Da kam ein furchtbares Verhängniß über ihn und die Seinen. Eine Seuche brach in dem Heere aus, welcher in weniger als drei Monaten gegen zehntausend seiner Krieger erlagen; auch Bohemund erkrankte so heftig, daß er nach Italien zurückkehren mußte. So schwer dies Leiden war, lähmte es den Muth des alten Helden nicht; er gab den Krieg nicht auf, obwohl er noch bei Anbruch der besseren Jahreszeit an jeder Bewegung gegen den Feind gehindert war.

Die Nachrichten, welche in Salerno vom Heere eintrafen, ließen Gregor wenig Hoffnung, noch einmal in den Lateran einzuziehen, und bald fühlte er selbst, daß er seine Tage im Exil beschließen solle. Die

Körperkräfte des mehr als sechszigjährigen Mannes nahmen mit großer Schnelligkeit ab; er sah sein nahes Ende vor Augen. Am 18. Mai, wie erzählt wird, erklärte er den Cardinälen, die sich in der Erwartung seines Heimgangs um ihn zu sammeln anfingen, daß er nur noch acht Tage zu leben habe, und bestimmte sogar die Stunde seines Abscheidens. Die Cardinal-Bischöfe, die zugegen waren, wollten nun seine letzten Bestimmungen entgegennehmen. Sie befragten ihn über die Wahl seines Nachfolgers, nach einigem Bedenken nannte er Anselm von Lucca, Otto von Ostia und Hugo von Lyon und fügte hinzu: „Wen ihr von diesen drei haben könnt, den wählt!" Auch wegen der Excommunicirten wollten sie seine letzte Meinung hören; darüber befragt, gab er zur Antwort: Heinrich und Wibert und alle einflußreichen Personen, die mit Rath und That ihre verruchte Gottlosigkeit unterstützt haben, absolvire ich nicht, wofern sie nicht vor euch und nach eurem Ermessen in geziemender Weise nach den Kirchengesetzen Buße thun; sonst spreche ich frei und segne Alle, welche den festen Glauben haben, daß ich als Stellvertreter des heiligen Petrus diese geistliche Gewalt besitze."

Bald wurde verbreitet, Gregor habe in seinen letzten Augenblicken über sein Verfahren gegen den Kaiser und den Gegenpapst Reue gezeigt und dasselbe durch eine feierliche Absolution rückgängig gemacht; es war das eine geflissentliche Entstellung der Wahrheit. Gregor ist in der Ueberzeugung gestorben, in welcher er gelebt, gekämpft, gesiegt und gelitten hat, in der Ueberzeugung, daß die Freiheit und Herrschaft der Kirche die göttliche Gerechtigkeit und das einzige Heil der Welt sei, jede Auflehnung gegen die Kirche und ihr Haupt, den Statthalter Petri, deshalb als die äußerste Verruchtheit mit allen geistlichen und weltlichen Strafen zu verfolgen sei. Weil er in seiner Sache Gottes Sache sah, deshalb allein baute er so fest auf ihren Sieg. Daß er diesen Sieg nicht selbst mehr sehen sollte, war die letzte und bitterste Täuschung seines Lebens. Aus ihr gingen die Worte hervor, mit denen er von der Welt schied: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt: deshalb sterbe ich in der Verbannung." Nicht versöhnt mit den Menschen und den Dingen hienieden ist der unerschütterliche Mann in das Grab hinabgestiegen. Machtlos starb er, welcher die höchste Macht auf Erden beansprucht hatte.

Am 25. Mai 1085 endete Gregor. Mit großen Feierlichkeiten wurde die Leiche in der Krypta des Doms von Salerno beigesetzt, den

Herzog Robert mit großer Pracht errichtet und Gregor selbst noch vor Kurzem geweiht hatte. Es war ein großer Tag für Heinrich, als der Mund verstummte, dessen Hauch einst Vielen stark genug schien, um sein ererbtes Kaiserreich über den Haufen zu werfen.

Nicht allein ging Gregor zu den Todten. An einem Tage mit ihm endete Erzbischof Thedald von Mailand, dessen Weihe zum Ausbruch des großen Kampfs zwischen Papst- und Kaiserthum einst am meisten beigetragen, dessen Vassallen dann Heinrich die wirksamsten Waffen gegen Rom geboten hatten. Thedald starb zu Arona, einer Burg am Lago maggiore. Gleichzeitig mit ihm oder wenig später schieden noch Andere, welche bisher der kaiserlichen Sache wesentliche Dienste geleistet hatten, aus dem Leben: die Bischöfe von Parma und Reggio, der Markgraf Albert, der Herzog Ranieri und Graf Boso. Es war eine schwere Zeit über Italien, namentlich die Lombardei gekommen: der Po trat aus seinen Ufern, überschwemmte die Dörfer und Aecker und machte Alles weithin unbewohnbar; zugleich brach eine furchtbare Hungersnoth aus, so daß man selbst Menschenfleisch genoß; dann griff eine Seuche um sich, die mehr als den dritten Theil der Bevölkerung hingerafft haben soll.

Die Gregorianer sahen in diesen Plagen die Rache des Himmels über die Ketzerei der Lombarden. Aber auch sie selbst erlebten die schmerzlichsten Verluste; vor Allem wurde ihnen der Mann entrissen, auf den sie nach dem Tode ihres großen Führers besonders ihre Hoffnungen setzten. Am 18. März 1086 folgte Anselm von Lucca seinem Meister und Freunde in das Grab. Gleich diesem starb auch er in der Verbannung, gleich ihm fest in der Ueberzeugung, für die er so Vieles erlitten. Der römische Cardinal Damianus, der damals die Abtei Nonantula leitete, die Gregorianischen Bischöfe von Modena, Reggio und Mantua umstanden mit vielen anderen Klerikern und Laien Anselms Sterbelager in Mantua und hörten seine letzten Worte; sie waren eine Aufforderung, in den Lehren Gregors auszuharren, und Segenssprüche für Alle, die in der Treue blieben. Anselm hatte sein Grab in dem nahen Kloster S. Benedetto am Po zu finden gehofft, wo er einst als Mönch gelebt hatte; Bischof Bonizo von Sutri aber, der, aus seinem Sprengel vertrieben, damals bei Mathilde das Gnadenbrot aß, hielt es für unpassend, die Reste eines solchen Heiligen in das Dunkel eines Klosters zu bergen, und erwirkte, daß sie in dem Dom von Mantua beigesetzt wurden. Hier wollte man bei dem Grabe des

neuen Heiligen bald noch mehr Wunder bemerken, als bei der Papstgruft in Salerno.

So waren jene beiden Männer aus dem Leben geschieden, welche in dem schweren Kampfe gegen Heinrich bisher Mathilde geleitet, und Niemand besaß jetzt nur von fern eine ähnliche Macht über sie, wie jene geübt hatten. Man konnte zweifeln, ob ein Weib nun in sich allein eine Kraft festen Widerstandes finden würde, wie sie in diesen Wirren bisher wenige Männer bewährt hatten. Wankte sie, so schien mindestens in Italien die Sache der Gregorianer verloren. Denn auch Robert Guiscard, dem ohnehin die Partei niemals volles Vertrauen geschenkt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden, und sein Erbe, selbst in seiner Herrschaft gefährdet, war nicht im Stande eine gefährdete Sache zu stützen.

Noch im Lager von Bundicea hatte Herzog Robert die Nachricht von Gregors Tode erhalten; man erzählt, daß der Heimgang dieses Kirchenfürsten, der erst sein bitterster Widersacher, dann sein Schützling gewesen war, den greisen Kriegsmann zu Thränen gerührt habe Gerade damals gedachte Robert den neuen Feldzug gegen Constantinopel zu beginnen und hatte seinen Sohn Roger ausgesandt, um sich der Insel Kefalonia zu bemächtigen; er wollte des ionischen Meeres ganz sicher sein, ehe er seine Truppen weiter vorführte. Um zu sehen, wie weit Roger gediehen sei, verließ Robert Bundicea mit einem kleinen Gefolge und ging in See. Kaum aber trugen die Fluthen das Fahrzeug, so befiel den Herzog ein so heftiges Fieber, daß man bei Cassiope auf Corfu anlegen und ihn an das Land bringen mußte. Der tödtliche Charakter der Krankheit gab sich sogleich zu erkennen. Sigelgaita eilte von Bundicea, wo sie erst kürzlich eingetroffen war, Roger von Kefalonia herbei; in ihren Armen starb Robert am 17. Juli 1085. Er endete im siebzigsten Jahre, fern von dem Lande, wo seine Wiege gestanden, und fern von dem Boden, auf dem er sich eine zweite Heimat geschaffen hatte.

Was der alte Held seinen Normannen gewesen war, zeigte sich sogleich nach seinem Tode. Roger eilte nach Bundicea, um sich von dem Heere huldigen zu lassen; denn hatte auch ihn, den Sohn Sigelgaitas, der Vater zum Nachfolger bestimmt, so wußte er doch, daß sein Stiefbruder Bohemund nach der Herrschaft trachte. Willig erkannte das

Heer Roger an; kaum aber hatte er den Rücken gewendet, um auch die Schaaren in Kefalonia zu verpflichten, so befiel ein panischer Schrecken das normannische Lager. Man ließ die gewonnene Beute, Rosse, Waffen und Gepäck zurück und stürmte zu den Schiffen. Auf der See jagte ein heftiger Sturm die Flotte auseinander; mehrere Fahrzeuge wurden an Klippen getrieben, zerschellten und begruben die Mannschaft in der Tiefe. Dasselbe Unwetter überfiel das Schiff, auf welchem Sigelgaita die sterblichen Ueberreste ihres Gemahls nach Italien übersetzte; an der Küste Apuliens scheiterte es, und nur mit Mühe wurde die Leiche aus den Wogen gezogen und Sigelgaita selbst gerettet. Sie setzte dann Roberts Herz und Eingeweide in Otranto bei, der Leib wurde einbalsamirt und in dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit zu Venosa bestattet, wo auch Roberts Brüder ruhten. Die stolze Inschrift auf seinem Grabe hielt die Siege, die er über Langobarden und Araber davongetragen, nicht für erwähnenswerth, aber sie gedachte, daß der Kaiser des Westens vor ihm aus Rom gewichen, der Herr der Ostens, die Schaaren Europas und Asiens befehligend, vor ihm geflohen sei und die freien Bürger Venedigs sich vor ihm auf der See nicht mehr sicher gefühlt hätten.

Roberts Tod nahm manche Sorgen von Heinrichs und Wiberts Herzen, die schwersten von der Seele des Kaisers zu Constantinopel. Bald räumte Roger Kefalonia; die letzten Reste der normannischen Besatzungen in Epirus und Corfu ergaben sich darauf den Griechen und traten in den Dienst des Alexius, der ihnen lockende Belohnungen in Aussicht stellte. Constantinopel hatte zunächst von den Normannen Nichts mehr zu fürchten. Inzwischen war Alexius auch wieder Herr in den östlichen Gebieten seines Reichs geworden. Die glücklichsten Tage seines Regiments begannen, und die Geburt eines Thronerben gab ihnen doppelten Glanz. Das Haus der Komnenen, fortan weniger bekümmert um den Gang der Dinge in Italien, welcher seine Anfänge so beunruhigt hatte, befestigte sich in der Herrschaft.

Dagegen drohten um das Reich, welches Robert in Italien begründet hatte, schwere Kämpfe auszubrechen. Wurde auch der junge Roger sogleich als Herzog von Calabrien, Apulien und Sicilien ausgerufen und im ersten Augenblick fast allgemein anerkannt, so gab doch Bohemund seine Absichten nicht auf und wartete nur des günstigen Augenblicks, um die Gewalt an sich zu reißen. Auch Fürst Gisulf dachte

noch einmal daran, Salerno wiederzugewinnen. Es bedurfte der ganzen Klugheit Sigelgaitas, um ihren Sohn im Regiment zu erhalten. Gerade damals wurde durch den Tod Alfans der erzbischöfliche Stuhl von Salerno erledigt, und Sigelgaita wollte ihn mit einem ihr völlig ergebenen Kleriker, einem anderen Alfan und Verwandten des verstorbenen Erzbischofs, besetzen. Aber Gisulf widersetzte sich und mit ihm die in Salerno weilenden Cardinal-Bischöfe, welche die Weihe verweigerten. Es war dies Grund genug für Sigelgaita und Roger, um mit den Gregorianern zu brechen und den kaiserlichen Präfecten mit den anderen römischen Gefangenen frei zu geben; das Schicksal der Gregorianer galt ihnen wenig, wenn sie nur ihre gefährdete Herrschaft sicherten.

Zwei große Todte lagen in den Gräbern von Salerno und Venosa, die hervorragendsten Männer ihres Jahrhunderts. Verschieden in jedem Betracht, haben sie doch in gleicher Weise zu weiteren folgenreichen Entwickelungen den Anstoß gegeben und sind mit einander die Schöpfer einer neuen Zeit geworden. Wir haben darauf hingewiesen, wie sich seit dem Anfange des Jahrhunderts neben dem deutschen Kaiserthum in den normannischen Nationen Regungen eines neuen selbständigen Lebens zeigten. Clunys Ordnungen und das französische Ritterthum, die Erhebung der oberitalischen Städte und die Fortschritte der normannischen Macht in Unteritalien gingen aus diesen Regungen hervor, die mehr und mehr eine gegen das Kaiserthum feindliche Richtung nahmen. Wohl schien es eine Zeit lang, als ob die Macht Heinrichs III. auch sie bewältigen und dem Kaiserthum dienstbar machen würde; aber die Kraft des Reichs war nach dem Tode des gewaltigen Kaisers gebunden, und die Vorstellungen von Kirchenreform und Priesterherrschaft, von Gottesfrieden und Glaubenskampf, von freiem Ritterthum und freiem Bürgerthum gewannen ungehemmt den weitesten Spielraum; selbst Deutschland ergriffen sie und wurden hier, indem auch die deutsche Fürstenmacht und der sächsische Sondertrieb gegen die kaiserliche Macht sich auflehnte, dem Sohne Heinrichs III. überaus gefährlich. Schon wurde ein Versuch gewagt, Italien der deutschen Herrschaft zu entziehen und damit das Kaiserthum zu vernichten; als dieser Versuch mißglückte, hat man sich zunächst die Fundamente der kaiserlichen Macht in Deutschland zu untergraben bemüht. Nicht so leicht jedoch, wie man wähnte, war die Gewalt zu brechen, welche bis dahin das Abendland zusammen-

gehalten hatte. Das Kaiserthum besaß noch Hülfsmittel genug zu einem langandauernden Kampf, und Heinrich IV. war nicht der Mann ihm auszuweichen. Besiegt wurde er nicht, aber auch dauernde Erfolge wurden ihm nicht zu Theil. Ein Kaiser, dem ein schwacher Mönch, ein fahrender Ritter und ein schwärmerisches Weib ungestraft den Gehorsam innerhalb seines Reichs verweigern konnten, schien kaum noch der wahre Nachfolger Karls und Ottos des Großen. Heinrich blieb auf dem Platze, von dem seine beiden gefährlichsten Gegner jetzt hatten abtreten müssen, aber der eine von ihnen hinterließ ein Reich, welches ihn lange überdauerte, der andere ein politisches System, welches eine Umgestaltung aller Weltverhältnisse in sich schloß und tief bereits in den Gemüthern Wurzel gefaßt hatte. Heinrich vertheidigte die Ansprüche der alten Zeit, Gregor und Robert hatten den neuen Ideen Gestalt gegeben und der Zukunft vorgearbeitet; in den Thaten Beider ist die ganze Epoche der Kreuzzüge vorgebildet.

Männer, die am Eingange einer neuen Zeit stehen, werden stets von den Zeitgenossen verschieden beurtheilt werden, je nachdem diese in den Wirren des Augenblicks Partei ergreifen. Robert wurde von den Mitlebenden bald als ein gemeiner Wegelager verurtheilt, bald als ein besonderes Rüstzeug des Herrn gepriesen; selbst Gregors Meinung über ihn hat zwischen diesen Extremen geschwankt. Spätere Zeiten sind dem Normannen gerechter geworden und haben die außerordentliche Kraft und Klugheit anerkannt, mit welcher der Sohn Tancreds von Hauteville, allein auf sich selbst verwiesen, fern von der Heimat aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen ein Reich bildete, welches, obwohl in die Mitte zwischen Orient und Occident gestellt, in unabläßige Streitigkeiten mit den beiden Kaiserreichen und dem Araberthum verwickelt, dennoch Bestand gewann. Robert war ein Abenteurer, aber den Glücklichen dieser Art pflegt die Geschichte nicht mit Unrecht viel zu verzeihen.

Noch weiter, als über Robert, sind die Meinungen der Zeitgenossen über Gregor auseinandergegangen. Von seinen Anhängern auf das Höchste verehrt, ist sein Name von der Gegenpartei in jeder Weise beschimpft worden. Es giebt keine Gewaltthat, kein Verbrechen, welches ihm nicht zugeschrieben wäre. Seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri sollte er vergiftet, mit der Gräfin Mathilde in ehebrecherischem Umgang gelebt, Hostie und Chrisma geschändet, die bösen Geister beschworen haben; Ehrgeiz und Weltlust gab man für die einzigen Triebfedern seiner

Handlungen aus. Als eine Ausgeburt der Hölle schildern ihn Personen, die ihm nahe genug gestanden hatten, während ihn Andere von nahe und fern als einen mit allen Tugenden geschmückten Priester, als einen Spiegel der Gerechtigkeit und einen göttlichen Propheten feierten. Die Differenz der Meinung über ihn war so groß, daß wir zwei Bücher von Zeitgenossen besitzen, in denen uns die Verfasser Gregor geradezu in doppelter Gestalt vorführen, so daß er in der einen im schärfsten Contrast gegen sich selbst in der anderen dasteht, ohne daß sie nur die Erklärung versuchen, wie eine Person so doppelartig erscheinen könne. Es ist der Fluch vor Allem der Glaubenskämpfe, daß die in ihnen hervortretenden Persönlichkeiten bis zur Undeutlichkeit von den Parteien entstellt werden; wo man hier den Engel sieht, erblickt man dort das nackte Schreckbild des Teufels.

Die römische Kirche ist sonst nicht undankbar gegen die Männer gewesen, welche zu ihrer Erhebung beigetragen haben, namentlich wenn sie zur Stadt selbst in naher Beziehung standen. Auffallend ist daher, daß dem Andenken Gregors so lange die allgemeine Verehrung versagt blieb, welche er selbst für alle wahren Nachfolger Petri in Anspruch nahm. Die Päpste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die Gregors System zu verwirklichen suchten, haben wider Erwarten für seine Heiligsprechung keine Sorge getragen. Denn wenig wollte es besagen, wenn Calixt II. in der Apsis der Nicolaikapelle im Lateran Gregor mit anderen Päpsten unter dem Heiligenschein abbilden ließ; wo Rom verherrlichen wollte, wußte es sonst kenntlichere Ehren zu verleihen. War der Haß der Römer, der Gregor in das Exil trieb, auch nach Jahrhunderten noch nicht erloschen? Fürchteten die Päpste, wenn sie das Andenken ihres Vorgängers erneuerten, diesen Haß auch auf sich zu laden?

Nicht von Rom, sondern von dem Grab in Salerno ging die Verehrung Gregors VII. aus. Johann von Procida war es, der zuerst die Gebeine des Papstes aus der Krypta in die lichten Hallen des Doms bringen und eine Kapelle über denselben bauen ließ. Als diese verfiel, errichtete der Erzbischof Marco Antonio Colonna 1577 an derselben Stelle ein glänzendes Monument mit einer prunkvollen Inschrift*); sie erinnert noch heute an den berühmtesten Todten, der in

*) Aus der Inschrift erfährt man, daß damals der Sarg geöffnet und die Gebeine noch fast unversehrt gefunden wurden.

diesen geweihten Räumen seine Ruhestätte gefunden hat. Erst sieben Jahre später nahm Papst Gregor XIII. seinen Vorgänger, zu dessen Ehren er seinen Namen gewählt haben soll, in den römischen Heiligenkalender auf, und Paul V. ordnete dann 1609 ein Fest für den neuen Heiligen an*), nachdem die Gebeine desselben nun vor dem Hochaltar des Doms zu Salerno niedergelegt waren. Die Verehrung Gregors beschränkte sich jedoch lange meist auf diejenigen, welche zu seinem Grabe wallfahrteten; das Fest desselben pflegte nur im Sprengel von Salerno gefeiert zu werden. Erst Benedict XIII. befahl im Jahre 1728 die Feier in der ganzen Christenheit zu halten und bestimmte für dieselbe Lectionen, welche den Namen, der schon so viel Streit erregt, noch einmal zum Feldgeschrei der Parteien machten.

Denn der Kampf über das Verhältniß der christlichen Kirche zum Staat war längst wieder von Neuem entbrannt, und Hildebrands Name, mit dem sich die äußersten Ansprüche der Kirche verbanden, war mehr als einmal wieder in denselben hineingezogen worden. In Benedicts Lectionen glaubte man deshalb eine Rückkehr Roms zu dem System Hildebrands und einen unerträglichen Angriff auf die weltliche Macht zu erkennen. Die Gemüther geriethen in Aufregung. In Frankreich, Belgien und Neapel entstanden Tumulte; durch Parlamentsacte und bischöfliche Erlasse wurde die Feier des Festes verboten; die Fürsten wollten die Einführung desselben nicht dulden. Auch in Deutschland stießen die Anordnungen des Papstes hier und da auf heftigen Widerstand. Eine Literatur entstand, welche das Andenken Hildebrands fast mit noch giftigerem Hasse verfolgte, als der gewaltige Mann bei seinen Lebzeiten erregt hatte.

Die unbefangene Geschichtsforschung, die weder auf Kanonisationen noch auf Verketzerungen zu achten hat, hat sich inzwischen mit Erfolg bemüht Gregors wahre Gestalt, welche die Parteien zu entstellen nicht müde wurden, der Nachwelt zu erhalten. Sie erkennt das innerste Wesen des Mannes aus seinen eigenen Aufzeichnungen, die in großer Zahl erhalten sind, und um so sicherer, als er über seine Absichten in den meisten Fällen keinen Schleier zu werfen pflegte. Unzweifelhaft ist nach diesen Aufzeichnungen, daß er als Nachfolger Petri eine un-

*) Das Fest wurde auf den 25. Mai, den Todestag Gregors, verlegt.

beschränkte Gewalt nicht nur in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Dingen in Anspruch nahm, daß er das Priesteramt vor Allem als ein Richteramt, sein höchstes Priesterthum als das höchste Richteramt auf Erden ansah, welches ihm, um Gottes Ordnung überall hienieden zur Anerkennung und zur Geltung zu bringen, durch höhere Fügung verliehen sei. Jeder Widerstrebende war ihm deshalb an sich ein Gottloser, der mit Strafen jeder Art der göttlichen Gerechtigkeit unterworfen werden müßte. Die Strafe, zu welcher er zunächst sich kraft seines Richteramts berechtigt hielt, war das Anathem. Sein ganzes Regiment ist eine lange Reihe von Anathemen; nie ist vor ihm den Bannsprüchen Roms eine ähnliche Ausdehnung und Bedeutung gegeben worden. Fast die ganze Bevölkerung Italiens und Deutschlands setzte er der Gefahr aus, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, und damit drohten sich, da die Excommunication auch tief in die weltlichen Verhältnisse eingriff, zugleich alle bisherigen Ordnungen des staatlichen Lebens zu lösen. Wo aber das Anathem nicht den Gehorsam erzwang, glaubte Gregor als Richter auch zum Schwert und zu anderen Mitteln der Gewalt greifen zu dürfen. Er hat den Volksaufstand in der Lombardei geschürt, in Deutschland den inneren Krieg genährt, seine Legaten haben die zum Kampfe ausziehenden Heere begleitet, und er selbst hat gerüstet, um mit bewaffneter Macht Wibert aus Ravenna zu verjagen. Diesen hohenpriesterlichen Richter wird man den Aposteln Petrus und Paulus nicht an die Seite stellen wollen; eher vergleicht er sich den Richtern des alten Bundes, obschon auch unter ihnen kaum Einer mit gleichem Eifer sich zum Diener der göttlichen Rache dargeboten hat.

Schwer wird man sich überzeugen, daß ein Priester, der sein Amt in dieser Weise auffaßte und nach solchen Zielen mit solchen Mitteln strebte, nicht den Instinct der Herrschaft in sich getragen, nicht ein tiefes Bedürfniß zu gebieten gehegt habe. Nichts aber berechtigt anzunehmen, daß Gregor durch Gewalt und Frevel zum Pontificat gelangt sei und zur Befriedigung niederer Leidenschaften seine Macht benutzt habe. Er lebte dem Ideal, welches seinem Geiste vorschwebte; seine Freuden waren die Siege der römischen Kirche, ihre Niederlagen seine Schmerzen. Für sich hat er Nichts als den Triumph der Kirche erstrebt, aber auch das Martyrium derselben zu tragen hat er sich nicht

gescheut. Sein Ideal ist nicht das unserer Zeitgenossen, aber die Gerechtigkeit verlangt, daß wir anerkennen, wie er ein Mann großer Absichten war und diese Absichten auf das Wohl der Menschheit nach seiner Auffassung von demselben hinzielten.

Schon seine Zeitgenossen haben Gregor vorgehalten, daß seine Lehre von der päpstlichen Allgewalt nicht mit den Vorschriften des Evangeliums über die Stellung der Kirche zu der weltlichen Macht übereinstimme. Es möchte sich in dieser Beziehung wenig sagen lassen, was nicht schon damals ausgesprochen und durch die künstlichen Schriftauslegungen Gregors und seiner Freunde nicht widerlegt ist. Aber welchen Eindruck konnten solche Erörterungen in einer Zeit machen, in welcher feste Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt längst nicht mehr bestanden, in welcher theokratische Vorstellungen das ganze Leben beherrschten? Gregor zog nur aus Ideen, welche für den Entwickelungsgang der Kirche und der Staaten seit Jahrhunderten maßgebend geworden waren, die letzten Consequenzen, welche sich Andere zu umgehen bemühten. Ein geistliches Kaiserthum war nicht mehr gegen das Evangelium, als das geistliche Fürstenthum, welches im Abendlande bereits Wurzel gefaßt hatte. War es des Kaiserthums höchste Aufgabe, wie der Klerus lehrte, die Kirche zu schützen und zu erhalten, und zeigte es sich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, indem es die Mission und die Reform aufgab, indem es nicht einmal die Kirche vor Spaltungen zu bewahren wußte: warum sollte das Oberhaupt der Kirche, wenn es die Kraft in sich fühlte, nicht selbst leisten, was man vom weltlichen Kaiserthum vergeblich beanspruchte? Und trat der Klerus zum Schutze der Kirche auch mit weltlichen Strafen ohne Scheu gegen andere Laien ein, weshalb durfte der erste Bischof gegen Kaiser und Könige nicht in gleicher Weise verfahren? Längst hatte man nach der Theokratie des alten Bundes und den Formen des Lehnsstaats die Kirche ausgestaltet und Vorstellungen Raum gegeben, welche mit den Worten des Evangeliums nicht in Uebereinstimmung standen: Gregor wird über Widersprüche, die sich da bei ruhiger Betrachtung aufdrängen, kaum anders, wie so viele Andere vor und nach ihm, gedacht haben, und Niemand darf die Schuld ganzer Generationen, wenn hier von einer Schuld zu sprechen ist, einem Einzelnen aufbürden. Die Zeit schien reif, um zum Abschluß zu bringen, was lange vorbereitet war, und dieser Forderung der Zeit hat der Mönch von Soana entsprochen.

Anderer Beurtheilung unterliegt Gregors Verfahren im Einzelnen, wo bei ihm, wie bei jedem Sterblichen, die besondere Sinnesart und Gefühlsweise bestimmend einwirkten. Nicht leicht wird man sich diese vergegenwärtigen, da sich in der That sehr widersprechende Eigenschaften in seiner Persönlichkeit vereinigten. Auch andere welthistorische Charaktere haben durch ähnliche Widersprüche etwas Unfaßbares, aber kaum treten sie irgendwo schroffer hervor, als in dieser durchaus eigengearteten Persönlichkeit. Geschickt zu den Weltgeschäften, wie Wenige, leicht in ihnen lebend, unermüdlich thätig, schmachtete er doch nach der Klosterzelle und der Einsamkeit, um seine Seele ganz in die Tiefen der Gottheit zu versenken. Sein Gemüth war weich — in Thränen zerfloß er beim Meßdienst, unter Thränen tröstete er seine Freunde über einen unerwarteten Verlust — und doch konnte er oft so hart und starr erscheinen, daß ihn selbst seine ergebensten Anhänger tadelten. Er liebte sich mit Personen zu umgeben, die auf seine Ideen eingingen, und wußte sie wie mit Zaubergewalt an sich zu fesseln, brachen sie aber einmal diesen Bann, so wurden sie meist seine bittersten Feinde. Wenn ihn Petrus Damiani als seinen heiligen Satan bezeichnete, so spricht er damit die widerstrebenden Gefühle aus, die Hildebrands Wesen selbst bei Freunden erweckte. Niemand wird verkennen, daß Gregors Politik namentlich in den Anfängen seines Pontificats ein Meisterstück berechneter Klugheit war, dann aber wird sie unsicher und verliert schließlich allen Boden unter den Füßen; er erscheint da wie ein Schwärmer, der sich siegesgewiß in den offenen Abgrund stürzt. Ein frommer Christ, demüthig im Gebet, sich seiner Schwäche vollauf bewußt, aus Gott die Kraft zu seinem schweren Beruf schöpfend, erhebt er sich zugleich verzückt in Regionen, welche dem schuldbewußten Menschen verschlossen sind. Er läßt sich durch Erscheinungen der heiligen Jungfrau bestimmen, handelt wie in unmittelbarer Gemeinschaft mit dem heiligen Petrus und glaubt, daß sich die Zukunft vor seinem Blick erschließe. Den Untergang der Feinde, den Sieg der Seinen prophezeit er, und es irrt ihn wenig, daß seine Weissagungen sich aber- und abermals nicht erfüllen. Ein christlicher Priester, ähnelt er doch nicht selten einem Senator oder Imperator des heidnischen Roms, und es begegnet ihm wohl in seinen Briefen, daß er die christliche Kirche mit der römischen Republik geradezu in Zusammenhang setzt. Ob er das Wohl der ganzen Christenheit auf dem Herzen trägt, ist er doch ein Sohn Italiens durch

und durch, gipfeln in Rom doch alle seine Empfindungen und Gedanken. Ein in seinen Regungen so widerspruchsvoller und dabei so feuriger Geist — die späten Jahre schienen die Gluth desselben nur heller anzufachen — mußte nothwendiger Weise, wo er eingriff, Verwirrungen hervorrufen und endlich im Ringen mit den Mächten, die er ringsum gegen sich aufreizte, zu Grunde gehen.

Selbst Viele, mit denen Gregor in den wesentlichsten Punkten einverstanden war, haben die Gewaltsamkeit und Hitze seines Verfahrens nicht gebilligt. Wie früher mit Petrus Damiani, ist er später mit Lanfrank und mit den Cluniacensern nicht immer in gutem Vernehmen geblieben; mit Desiderius von Monte Cassino gerieth er mehr als einmal in Streitigkeiten, und noch über den Todten hat der Abt tadelnde Worte verlauten lassen. Rom, das Hildebrand lange gehuldigt, verfluchte zuletzt ihn und sein Andenken. Wie man auf der einen Seite seine Hartnäckigkeit tadelte, so beschuldigte man ihn auf der anderen Seite einer schwankenden und zweideutigen Politik; wir haben die Klagen der Sachsen gehört, und sie waren wahrlich nicht unberechtigt. Mochten aber auch die Beweggründe Gregors von seinen Freunden als rein anerkannt werden, die seiner Gehülfen erschienen selbst diesen nicht immer im besten Lichte. Hugo von Lyon, der seine Anatheme über ganz Frankreich und Burgund ausstreute, galt für einen übermüthigen und ehrgeizigen Priester, und Richard von Marseille, der Legat in Spanien, scheint keinen anderen Ruf gehabt zu haben. Die enge Verbindung Gregors mit Gisulf von Salerno, einem verruchten Menschen, und Wilhelm dem Eroberer, dessen tyrannische Grausamkeit weltkundig war, gab noch größeren Anstoß. Gregor hegte eine gewisse Vorliebe für harte Charaktere. Als jener Gerbod, welcher den jungen Grafen Arnulf von Flandern erschlagen hatte (S. 168), nach Rom kam, reuig seine Verbrechen bekannte und sich jeder Strafe unterziehen wollte, befahl der Papst ihm die schuldige Hand abzuhauen, bestimmte aber zugleich im Geheimen, daß die Strafe nicht vollstreckt werden solle, wenn Gerbod im Augenblick, wo sie ihm drohe, nicht zucke; Gerbod zuckte nicht, als das Beil schon erhoben war, und Gregor, darüber hocherfreut, schickte ihn nach Cluny.

Gregor sah die Erfolge, die er bereits erlangt hatte, selbst noch wieder in Frage gestellt. Als er starb, stand die Sache, der er gedient hatte, wahrlich übel genug; die Zahl seiner Anhänger war zusammen-

geschmolzen, und die Wenigen, die treu in allen Gefahren bei ihm ausgehalten hatten, waren entmuthigt. Von den großen Männern, welche in die Weltgeschichte mächtig eingegriffen haben, haben fast Alle greifbare Resultate ihrer Wirksamkeit hinterlassen; Gregor, der ein geistliches Kaiserreich aufzurichten gedachte, ließ Nichts als ein politisch-kirchliches System zurück, aber ein System, dessen Voraussetzungen weit in frühere Jahrhunderte zurückreichen und dessen Folgen noch in unseren Tagen sich fühlbar machen. Er gehört nicht zu den Geistern von ursprünglich schöpferischer Kraft, aber in vorderster Reihe muß man ihn denen zuzählen, die den schwankenden Gedanken von Tausenden eine entschiedene Richtung gaben und dadurch die Entwickelung der Menschheit in andere Bahnen lenkten. Seine wesentlichste Bedeutung für den Gang der Geschichte ist, daß er einen Bruch in die bisherigen Weltverhältnisse brachte, nach welchem das deutsche Kaiserthum seinen durch ein Jahrhundert behaupteten Principat im Abendlande nicht in gleicher Weise festhalten konnte.

Die Wahl und der Pontificat Victors III.

Trotz mancher Erfolge der großen Gräfin war die Lage der kirchlichen Reformpartei nach Gregors Tode eine sehr bedrängte. Die Cardinäle lebten in der Zerstreuung; nur ein Theil derselben, namentlich die Bischöfe, hatten in Monte Cassino ein gemeinschaftliches Exil gefunden. Ueberdies war man über die Maßregeln, welche nun zu ergreifen waren, keineswegs einig. Manche sahen allein Heil auf dem Wege, den Gregor vorgezeichnet hatte; Andere glaubten die Reform selbst gefährdet, wenn man auf diesem Wege ferner beharre. Zu den Letzteren zählte Abt Desiderius, dessen Meinung unter den obwaltenden Verhältnissen schwer in das Gewicht fallen mußte. Gleich ihm dachten wohl die Cassinesen alle, und auch in Cluny, wo man das öffentliche Gebet für den Kaiser ungeachtet seiner Excommunication bald wieder aufnahm, war man schwerlich anderer Ansicht.

Das Nothwendigste war die Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche, und doch konnte man sich schwer zu derselben entschließen; man zögerte aus ähnlichen Gründen, wie nach Rudolfs Tode mit der Königswahl in Deutschland. Die Mehrzahl der Cardinäle neigte sich endlich dahin, den Abt von Monte Cassino auf den Stuhl Petri zu erheben.

Man hat bald behauptet, der sterbende Gregor habe neben Anselm, Otto und Hugo auch Desiderius als eine zur Leitung der Kirche geeignete Persönlichkeit den Cardinälen bezeichnet; man wird dies aber mit gutem Grund bezweifeln, und sicherlich waren es andere Beweggründe, als Gregors Empfehlung, welche die Stimmung dem Abte zuwandten. Er war von vornehmem Geschlecht, besaß die Mittel und den Willen in dieser bedrängten Zeit den Aufwand für einen päpstlichen Hofhalt zu bestreiten, seinen Charakter kannte man als wohlwollend und milde. Wenn irgend Jemand in der Partei, bot er Aussichten zur Beseitigung des unglücklichen Streits mit dem Kaiser, da er sich persönlich mit demselben in ein leidliches Verhältniß gesetzt hatte. Vor Allem kam in Betracht, daß die Unterstützung der Normannen ihm sicherer war, als jedem Anderen. Jordan von Capua erbot sich ihn nach Rom zu geleiten und mit seinen Waffen die Wahl dort zu schützen; auch Sigelgaita und Roger standen ihm nahe, obwohl sie wegen der dem Alfan verweigerten Weihe mit den Gregorianern damals in Spannung lebten.

Aber die Wahl des Desiderius erregte doch Manchem die größten Bedenken. Man wußte, daß der Abt im Banne Gregors gestanden hatte und nicht ohne Formverletzung losgesprochen war, daß er öffentlich mit dem gebannten Kaiser und dem Gegenpapst verkehrt hatte; man fürchtete seine Nachgiebigkeit, aus welcher der kirchlichen Sache unberechenbarer Schaden nach der Meinung der Eiferer zu erwachsen drohte. Am wenigsten aber schien Desiderius selbst den Absichten geneigt, die man mit ihm hegte. Er war schon dem sechszigsten Jahre nahe, liebte sein Kloster, welches er zur schönsten Blüthe gebracht hatte, und die Stürme, welche in Rom seiner harrten, setzten ihn in Schrecken. Den Streit mit dem Kaiser gütlich zu beseitigen war geringe Hoffnung, und zum Kampfe gegen ihn und Wibert standen dem Abte kaum ausreichende Mittel zu Gebote, zumal er auch auf Rogers Unterstützung, so lange sich die Cardinal-Bischöfe der Weihe Alfans widersetzten, nicht unbedingt rechnen konnte. Er betrieb die Wahl nach Kräften, doch nur um sie von sich abzulenken, und gerade deshalb mit um so geringerem Erfolg.

Fast ein Jahr verging, ohne daß die kirchliche Partei ein neues Oberhaupt erhielt. Inzwischen hatte Wibert Rom verlassen und sich nach Ravenna begeben, wahrscheinlich um der großen Gräfin in Ober-

italien zu begegnen. Denn ohne sich beirren zu lassen, war sie auch nach Gregors und Anselms Tode kühn gegen die Partei des Gegenpapstes vorgeschritten und hatte der Pataria neues Leben gegeben. Es war ihr gelungen zu Reggio, Modena und Pistoja Bischöfen ihrer Partei Anerkennung zu gewinnen; in Mailand war Thedalds Nachfolger Anselm von Rho allerdings von kaiserlicher Seite eingesetzt worden, aber es fehlte viel daran, daß er der Pataria mit gleicher Energie entgegengetreten wäre, wie sein Vorgänger. Wibert hatte noch vor Kurzem gemeint, dem Wüthen der neuen Jesabel würde mit einigem Ernst zu gebieten sein, wie man dem Bellen eines bissigen Hundes mit dem erhobenen Stock Einhalt thue; darin sah er sich freilich bitter getäuscht, selbst seine Rückkehr nach der Romagna machte Mathildens Fortschritte nicht rückgängig. Seine Abwesenheit von Rom benutzte indessen die Gregorianische Partei unter Cencius Frangipane zu neuer Erhebung. Noch war die Engelsburg in ihrer Gewalt; Trastevere und einige Burgen in dem Haupttheil der Stadt fielen Cencius und den Seinen wieder zu. Mehrere Gregorianische Cardinäle kehrten darauf aus der Verbannung zurück, sie waren es, die endlich nach Ostern 1086 eine Wahlversammlung ausschrieben und Desiderius mit den bei ihm weilenden Cardinälen zu derselben einluden.

Desiderius kam mit seinen Begleitern am Abend vor Pfingsten nach Rom, und sogleich bestürmte man ihn sich der Wahl nicht länger zu entziehen. Er sträubte sich auch jetzt noch, konnte aber nicht verhindern, daß man ihn am folgenden Tage (24. Mai) in der Kirche S. Lucia am Septizonium wählte und ihm den päpstlichen Purpur aufzwang. Die Wahl war mit großer Einhelligkeit durch die anwesenden Cardinäle erfolgt; denn die kirchliche Partei lief Gefahr sich aufzulösen, wenn sie noch länger ohne Haupt blieb.

Der Name Victor III. wurde dem neuen Papste beigelegt, aber die Anfänge seines Pontificats waren nichts weniger als siegreich. Gleich nach der Wahl regte sich die kaiserliche Partei unter dem Präfecten Petrus, bewaffnete sich auf dem Capitol, griff die Frangipani an und machte dem Erwählten derselben das Leben so schwer, daß er nach vier Tagen, ohne noch die Weihe erhalten zu haben, Rom wieder verließ. In Terracina angelangt, legte er sogar die Insignien des Papstthums ab und erklärte sie nie wieder annehmen zu wollen. Er begab sich nach Monte Cassino, um hier ruhig den Pflichten gegen sein Kloster zu leben. Aber bald folgten ihm hierhin die Cardinal-Bischöfe

und drangen in ihn, sich der Bestimmung Gottes, die er in seiner Wahl erkennen müsse, nicht zu entziehen. Er blieb dabei, daß er der Last, die man ihm aufbürden wolle, nicht gewachsen, daß eine andere Wahl zu treffen sei, und bezeichnete der großen Gräfin unter Anderen den Bischof Hermann von Metz, der als Flüchtling bei ihr lebte, als den geeigneten Mann, um das Schiff der Kirche zu leiten. Hermann war ein entschiedener Anhänger der Reform, stand aber in Verhältnissen, die ihm eine Beilegung des Streits erwünscht machen mußten; seine Denkart mochte der nicht so unähnlich sein, die in Cluny und Monte Cassino herrschte.

Diesem schwankenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden, und Desiderius selbst bot die Hand dazu. Als Vicar des apostolischen Stuhls in Campanien, Apulien und Calabrien berief er auf die Fastenzeit 1087 eine Synode nach Capua, und zu derselben luden der Cardinal-Bischof von Ostia, Gisulf von Salerno und Cencius Frangipane im Namen der römischen Kirche und des römischen Volks auch die Cardinäle und angesehene Laien ein, um über die Lage des apostolischen Stuhls Beschluß zu fassen. Viele Cardinäle erschienen, auch Anhänger der kirchlichen Partei aus dem römischen Adel; selbst Herzog Roger fand sich, durch Jordan veranlaßt, mit einem großen Theil seiner Vassallen ein. Nachdem die anderen Geschäfte der Synode erledigt, bestürmte man nun Desiderius aufs Neue sich der Leitung der Kirche nicht länger zu entschlagen. Er weigerte sich noch immer und erklärte, daß man eine neue Wahl vorzunehmen habe. Da erwachte in der Versammlung selbst gegen ihn ein Widerstand, welcher den alten Mann plötzlich anderen Sinnes machte.

Es hatte sich aus den strengen Gregorianern eine Partei gebildet, an deren Spitze Hugo von Lyon und der Abt Richard von Marseille standen, mit denen auch Otto von Ostia im Einverständniß war. Sie hatten die zu Rom erfolgte Wahl anerkannt, trauten aber der Gesinnung des Desiderius um so weniger, als er bedenkliche Aeußerungen über Gregor auch jetzt nicht zurückhielt und über sein eigenes Verhältniß zum Kaiser sich in nicht minder bedenklicher Weise ausließ. Sie verlangten jetzt nicht nur eine neue Wahl, sondern erhoben auch schwere Anschuldigungen gegen Desiderius und forderten, daß er sich gegen dieselben rechtfertige. Desiderius verweigerte jede Rechtfertigung, rief in größter Erregung: man solle einen anderen wählen, und verließ die

Versammlung. In der That dachte er aber jetzt nicht mehr an einen Rückzug. So gern er die päpstliche Würde freiwillig aufgegeben hätte, von seinen Widersachern wollte er sich nicht verdrängen lassen. Sogleich verständigte er sich mit Herzog Roger, versprach ihm die Weihe des neuen Erzbischofs von Salerno und gewann dadurch dessen Anerkennung. Am Palmsonntag (21. März) wurde Alfan geweiht, und an demselben Tage legte Desiderius die Insignien des Papstthums von Neuem an. Jordan von Capua versprach ihn nach Rom zu geleiten und die Weihe in St. Peter durchzusetzen.

In ganz unerwarteter Weise war in Capua die Entscheidung eingetreten. Otto von Ostia fügte sich in das Unabänderliche, mit ihm Andere; nur Hugo und Richard gewannen dies nicht über sich und setzten ihre Hoffnungen hauptsächlich auf die große Gräfin, welche sie von dem Hergang der Dinge unterrichteten und von der Anerkennung des Desiderius abzuhalten suchten. Beide galten als eifrigste Vorfechter der kirchlichen Partei; als Vicare des apostolischen Stuhls in Gallien und Spanien bekleideten sie eine sehr einflußreiche Stellung; ein Schisma der gefährlichsten Art drohte in der kirchlichen Partei selbst in dem Augenblicke auszubrechen, wo sie endlich wieder ein Oberhaupt gefunden hatte.

Doch Desiderius ließ sich jetzt nicht mehr beirren. Nach Ostern brach er mit den Cardinälen nach Rom auf und gelangte, von Jordans Waffen geschützt, bis an den Tiber, der bei Ostia überschritten wurde. Man bezog dann ein Lager vor der Leostadt und rüstete sich zum Kampf. Denn Wibert war nach Rom zurückgekehrt, um selbst der Gegenpartei zu begegnen. Aber St. Peter, von den Wibertisten besetzt, wurde gleich beim ersten Angriff von Jordans Normannen erstürmt, und am 9. Mai konnte die feierliche Weihe des neuen Papstes hier vollzogen werden. Sie erfolgte in altüblicher Weise durch die Cardinal-Bischöfe von Ostia, Albano und Porto; das römische Volk nahm jedoch an der Ceremonie geringen Antheil, da sich fast nur die Trasteveriner zu der kirchlichen Partei hielten. Ein trauriger Umstand nahm der Feier überdies jede Würde. Bei der Messe, welche der Consecrirte hielt, befielen ihn Ruhrbeschwerden, so daß eine ärgerliche Störung eintrat. So unbehaglich war es dem neuen Papst am Tiberufer, daß er schon nach acht Tagen unter Jordans Schutz St. Peter wieder verließ; das eigentliche Rom war gar nicht von ihm

betreten. Die Leostadt und die Engelsburg blieben von den Seinen besetzt.

Kaum hatte Desiderius Rom den Rücken gewandt, so erschien die große Gräfin mit einem Heere vor den Thoren. Ohne den Einflüsterungen Hugos und Richards Gehör zu leihen, war sie aufgebrochen, um im Verein mit den Normannen Wibert aus Rom zu vertreiben und dem rechtgläubigen Papst dort die Herrschaft zu sichern. Erstaunt, daß er bereits wieder das Weite gesucht habe, besetzte sie Trastevere und beschwor ihn zurückzukehren. Mit schwerem Herzen folgte Desiderius dem Rufe: krank an Leib und Seele begab er sich auf jenen wüsten Kampfplatz zurück, dem er schon zweimal entflohen war. Er machte die Reise zu Schiff und traf in den ersten Tagen des Juni wieder in der Leostadt ein, wo er zunächst bei St. Peter Wohnung nahm, dann auf der Tiberinsel.

Aufs Neue wurde nun in Rom um Rom gekämpft. Am 11. Juni machte Mathilde mit ihrem Heere einen Angriff auf die Stadt jenseits des Tiber, fand aber schon bei dem Pantheon, welches Wibert verschanzt hatte und besetzt hielt, so herzhaften Widerstand, daß sie weichen mußte. Die nächsten Tage brachten neue Kämpfe ohne Entscheidung. Auf engstem Raume standen die beiden Päpste bei einander, Wibert beim Pantheon, Desiderius auf der Tiberinsel; ihre Streitkräfte schienen im Gleichgewicht.

Das höchste Fest der römischen Kirche, der Tag der Heiligen Petrus und Paulus, war nahe: es war Wiberts Ehrgeiz, an diesem Tage die Messe in St. Peter zu halten und sich dadurch als Sieger zu zeigen. Den Vorabend des Festes bestimmte er deshalb zu einem Angriff auf seine Widersacher und das römische Volk, welches durch eine Botschaft des Kaisers damals noch besonders ermuthigt sein soll, versprach ihm Beistand. In der That wurden Desiderius und Mathilde von der Tiberinsel und aus dem größten Theil der Leostadt verdrängt, aber die Engelsburg und Trastevere konnten ihnen nicht entrissen werden. Um St. Peter entstand ein hitziger Kampf. Die Wibertisten stürmten, wurden aber durch einen Hagel von Geschossen, der von dem Dache des Doms auf sie herabfiel, zurückgewiesen. Nur die beiden Thürme an der Vorderseite, an die man Feuer gelegt hatte, wurden geräumt. In einer Kapelle zwischen denselben hielt am folgenden Festtage Wibert das Hochamt. Im Dome selbst, der von den Kriegsleuten des Desiderius und

der großen Gräfin erfüllt war, fand gar kein Gottesdienst statt; erst am Abend zogen die Schaaren ab, die ihn besetzt hielten. Anderen Tags fiel auch St. Peter in Wiberts Hände; er ließ den durch die Weihe seines Gegners befleckten Dom reinigen, las hier die Messe und kehrte dann mit der römischen Miliz über den Tiber zurück. Desiderius und Mathilde gaben nun die Fortsetzung des Kampfs auf, von dem sie sich doch keinen dauernden Erfolg versprechen konnten. Sie verließen den römischen Boden, und wenig mehr als die Engelsburg wurde in der nächsten Zeit von ihren Anhängern behauptet.

Von den Cardinal-Bischöfen begleitet, hatte sich Desiderius wieder nach Monte Cassino begeben, schrieb aber bald darauf eine Synode nach Benevent aus. Im August traf er in dieser seiner Stadt ein, mit ihm kamen mehrere Cardinäle; auch eine große Zahl der Bischöfe Unteritaliens stellte sich ein. Der Synode gab Desiderius eine Bedeutung, wie sie sonst nur die römischen zu haben pflegten. Er verdammte hier feierlichst Wibert, erklärte Hugo von Lyon und Richard von Marseille für Häretiker, welche sich selbst von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen hätten und deren Umgang deshalb gemieden werden müsse, verurtheilte dann abermals die Simonie und erneuerte das Investiturverbot Gregors.

Die Thatkraft schien Desiderius zurückgekehrt, aber es war nur das letzte Aufflackern einer schon erlöschenden Flamme. Als er von der Synode nach seinem Kloster zurückkehrte, fühlte er bereits sein Ende nahe. Er bestellte zu seinem Nachfolger in der Abtei den Propst Oderisius; als den würdigsten Mann für die Leitung der römischen Kirche nach seinem Tode bezeichnete er den Cardinal-Bischof Otto von Ostia. Wenige Tage darauf, am 16. September 1087, starb er und wurde in seinem Kloster, wie er gewünscht hatte, beigesetzt. Als Abt von Monte Cassino hat er einen großen Namen hinterlassen; denn das Kloster hatte sich unter seiner Leitung einer schönen Blüthezeit, die auch Wissenschaft und Kunst förderte, zu erfreuen gehabt. Die Bedeutung dieses Namens ist durch die Erhebung des Abts auf den Stuhl Petri eher geschwächt, als erhöht worden *).

*) Benedict XIII. erlaubte im Jahre 1727 für Monte Cassino die Feier eines besonderen Festes des heiligen Papstes Victor; eine größere Verbreitung hat das Fest nie erhalten.

Der kurze Pontificat des Desiderius hatte nur dazu gedient, die Schwäche und Zerfallenheit der Gregorianischen Partei klar an den Tag zu legen. In Rom hatte man den Nachfolger Gregors nicht aufnehmen wollen; nur der Süden Italiens, Mathilde und die Patarener hingen ihm an. Die Vicare des apostolischen Stuhls in Frankreich und Spanien hatten sich offen von ihm losgesagt. In Deutschland wurde sein Name nur im Widerspruch gegen den Papst von Ravenna genannt. England und die anderen Länder haben sich um Victor III. in keiner Weise bekümmert. Ungeachtet der Weihe in St. Peter ist er als der Abt von Monte Cassino gestorben; das reformirte Papstthum wieder aufzurichten war die schwierige Aufgabe, die er seinem Nachfolger hinterließ.

Die Anfänge Papst Urbans II.

Obwohl die Wahl Ottos von Ostia kaum zweifelhaft sein konnte, trat doch abermals eine längere Erledigung des apostolischen Stuhls ein. Wen man wählen sollte, wußte man wohl, aber nicht, wo und wie man die Wähler vereinen könnte. Da der Act in Rom schlechterdings nicht auszuführen war, entschied man sich endlich für Terracina, wo man des Schutzes Jordans von Capua gewiß war. Hierin wurden die Gregorianer aus dem römischen Klerus und Adel beschieden; wer ausbleibe, solle schriftlich erklären, daß er die Wahlhandlung anerkennen wolle. Auch an die Bischöfe und Aebte Unteritaliens ergingen Einladungen zur Versammlung.

Am 8. März 1088 trafen die Cardinal-Bischöfe von Ostia, Tusculum, Albano, Segni, von der Sabina und von Porto in Terracina ein; der Letztere überbrachte zugleich Vollmachten der gesammten niederen Geistlichkeit Roms, so weit sie gregorianisch gesinnt war. Als Stimmführer für die römischen Cardinaldiakone erschien der Abt Oderisius von Monte Cassino, für die römischen Cardinalpriester der Cardinal Rainerius von S. Clemente*), für das römische Volk der von der Gregorianischen Partei eingesetzte Präfect Benedict. Außerdem hatten sich etwa zwanzig Bischöfe und vier Aebte aus Unteritalien eingestellt. Die große Gräfin und selbst die Gregorianer

---

*) Er bestieg als Nachfolger Urbans II. unter dem Namen Paschalis II. den apostolischen Stuhl.

in Deutschland hatten Gesandte geschickt, um eine neue Verschiebung der Wahl zu verhindern, welche die kirchliche Partei mit völliger Auflösung bedroht haben würde. Am folgenden Tage traten die Erschienenen in der Kirche der Heiligen Petrus und Caesarius im bischöflichen Palast zu einer Berathung zusammen und beschlossen hier ein dreitägiges Fasten und Gebete für eine glückliche Wahl anzustellen, dann aber sogleich zur Wahl zu schreiten. Alle folgten ihnen, und nach einigem Widerstreben erklärte sich Otto das römische Bisthum zu übernehmen bereit. Die Wahl war unter dem Einfluß der Cardinal-Bischöfe, wie es die Verordnung Nicolaus' II. einst bestimmt hatte, vollzogen worden. Der Bischof von Albano legte dem Erwählten, der sogleich am Altare des heiligen Petrus geweiht wurde, den Namen Urban II. bei.

Am Tage nach der Wahl entließ der neue Papst die Gesandten aus Deutschland. Er gab ihnen ein Schreiben mit, in welchem er erklärte, daß er durchaus dem Beispiele Gregors folgen werde; Alles, was jener gebilligt, billige auch er, was jener verworfen, verwerfe er in gleicher Weise, aber erwarte auch die gleiche Treue und Hingebung zu finden, wie die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Gregor bewiesen hätten. „Denn als ich bei Euch war", heißt es in dem Schreiben, „fand ich bei Euch solche Männer, daß ich mit den Worten des Herrn ausrufen konnte: „Wahrlich, ich sage Euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden"." Das Schreiben schließt mit dem Wunsch, daß der Gott des Friedens bald den Satan unter die Füße der Gläubigen strecken möge. Aehnlich wird die Botschaft an die große Gräfin gewesen sein, auf deren Beistand der neue Papst vor Allem in Italien angewiesen war.

Noch an demselben Tage schrieb Urban auch an den Abt von Cluny, als dessen Sohn und Zögling er sich bekannte; er hatte noch die Kutte der Cluniacenser getragen, als man ihm den päpstlichen Purpur anlegte. Dringend empfahl er sich dem Gebet der Congregation, als deren lebendiges Glied er sich ansah, bat den Abt um seine Mitwirkung, daß die so großen Gefahren ausgesetzte Kirche wieder in sicheren Stand gebracht würde, und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein. Ingleichen zeigte er vielen Kirchen in Frankreich und Burgund seine Wahl durch besondere Schreiben an, namentlich den Bischöfen der Kirchenprovinz von Vienne, die er zur Besetzung des erledigten Erzbisthums aufforderte. Man wählte darauf Guido, den Sohn des kürzlich verstorbenen Grafen

Wilhelm von Hochburgund, einen Nachkommen in gerader Linie Otto Wilhelms und der letzten einheimischen Könige Italiens, mit dem Grafen von Poitiers und dem Kaiserhause verwandt*); eine große Zukunft war diesem jungen Mann noch vorbehalten, denn als dritter Nachfolger Urbans sollte er dem Investiturstreite endlich ein Ziel setzen.

Wenige Wochen nach seiner Erhebung sandte Urban einen Diakon nach England mit einem überaus schmeichelhaften Schreiben an Lanfrank. Er verlangte die Zahlung des englischen Peterspfennigs und zugleich die thatkräftige Unterstützung des Königs bei der gefährdeten Lage der Kirche. Vor Kurzem war Wilhelm der Eroberer gestorben (7. September 1087) und hatte seinem zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, die englische Krone hinterlassen, während Robert, der erstgeborene, die Normandie mit den anderen Besitzungen in Frankreich erbte; Lanfrank galt Alles bei dem jungen König, und der Papst konnte, wenn der Erzbischof sich nur gewinnen ließ, viel von England erwarten. Aber Lanfrank betrachtete bis an seinen Tod, der schon im nächsten Jahre erfolgte, mit unerschütterlicher Ruhe die Kämpfe der Gregorianer; auch die Worte Urbans machten auf ihn keinen Eindruck.

Mit Entschiedenheit und Eifer ergriff Urban von den ersten Tagen seines Pontificats an die Leitung der Kirche. Ein Franzose von ritterlichem Geschlecht, früh in den geistlichen Stand eingetreten, dann dem Dienste Clunys und der römischen Kirche sein Dasein weihend, lebte er ganz in den Ideen der neuen Zeit. Der Zauber des Kaiserthums hatte nie sein Herz berückt, nie hatte er in näheren Beziehungen zu dem Kaiserhause in Deutschland gestanden; der Standpunkt, zu dem sich Gregor durchgekämpft hatte, war ihm durch die Verhältnisse von vorn herein angewiesen. Die von Gregor überlieferten Principien standen ihm fest, das ganze System desselben nahm er ohne Weiteres an; weder hat er Wesentliches zugethan noch geändert. Sein herzhaftes Auftreten nicht nur gegen den Gegenpapst, sondern auch gegen den gebannten Kaiser mußte selbst die eifrigsten Gregorianer befriedigen, so daß der Widerstand Hugos von Lyon und Richards von Marseille gegen die römische Kirche seine Bedeutung verlor und sich die Einheit in der kirchlichen Partei bald herstellte. Aber deshalb ließ sich Urban von dem Ungestüm dieser Männer nicht zu ähnlichen Maß-

*) Vergl. Bd. II. S. 144. 364.

regeln fortreißen, wie sie Gregor nicht ohne Schaden für seine Sache ergriffen hatte.

Mochte sich Urban als unbedingter Anhänger des Gregorianischen Systems von den Traditionen Clunys in manchen Punkten lossagen, so war er doch in allen anderen Beziehungen ein echter Jünger der Congregation. Kirchlichen Eifer und ascetische Strenge hatten von Anfang an die Cluniacenser mit einer sehr berechneten Weltklugheit zu verbinden gewußt und es meisterlich verstanden, Zerstreutes zu sammeln, Widersprechendes zu vereinigen und sich dienstbar zu machen; durch kluge Fügsamkeit hatten sie mehr erreicht, als durch herrisches Auftreten. Nichts werden sie demnach mehr an Gregor getadelt haben, als daß er so unverhüllt mit den Ansprüchen auf die Weltherrschaft hervorgetreten war, rücksichtslos die äußersten Consequenzen des kirchlichen Regiments gezogen und gezeigt hatte, welche sie selbst weder ziehen noch der Welt kundgeben wollten, daß er Alles auf das Spiel setzte, wo Zuwarten und Vermitteln langsamere, aber sicherere Fortschritte verhießen. Sie standen ihm in den Principien so nahe, daß sie sich nie ganz von ihm trennen konnten, aber sie haben ihn doch nur lässig unterstützt, nie um seinetwillen ihre anderen Verbindungen ganz abgebrochen und mehr als einmal den Streit, den er entzündet hatte, beizulegen gesucht. Diesem Streite konnte Urban nicht ausweichen, aber er führte ihn fort, indem er mit der Festigkeit der kirchlichen Principien jene geschmeidige Weltpraxis und rastlose Thätigkeit verband, welcher die Mönche Clunys ihre größten Erfolge verdankten. Ascetisch, wie alle Jünger der Congregation, der mystischen Richtung der Zeit ergeben, durchschaute er doch ganz die Verkettungen der weltlichen Verhältnisse und wußte sie für seine Zwecke klug zu benutzen; der Mönch stand dem Staatsmann hier nicht im Wege. Ebenso vorsichtig trat Urban auf, wie Gregor rücksichtslos, aber deshalb in der Hauptsache nicht weniger entschieden. Er hat es nicht verhehlt, daß er öfters bewußt von dem Verfahren seines Vorgängers abgewichen sei, daß er in der Noth des Augenblicks die Kirchengesetze nicht immer streng nach ihrem Buchstaben durchgeführt habe: den Principien der Gregorianer blieb er deshalb nicht minder getreu.

Urban war ein Mann, wie ihn die kirchliche Partei gerade bedurfte, um nicht unterzugehen. Wie sehr sie danieder lag, zeigen die äußeren Verhältnisse, in denen er seine ersten Jahre verlebte; man kann sie sich kaum ärmlich genug vorstellen. Er selbst war ohne alle Mittel, aus

seinem Bisthum vertrieben; die Einkünfte der römischen Kirche genossen Wibert und seine Freunde; der englische Peterspfennig wurde nicht gezahlt; eine Steuer, die der Papst im Jahre 1093 in Frankreich sammeln ließ, hat schwerlich bedeutenden Ertrag gebracht. Als er den ersten vergeblichen Versuch machte sich in Rom festzusetzen, lebte er von den Almosen einiger frommen Frauen. Dann ist er in Unteritalien umhergezogen, wo ihn und sein Gefolge die Bischöfe, Aebte oder die normannischen Fürsten unterhielten. Selbst von offenbaren Kirchenräubern hat er das Brod nehmen müssen; „wollten wir nicht mit ihnen leben", sagt er einmal, „so müßten wir die irdischen Regionen verlassen".

Doch nicht ohne innere Befriedigung war dieses äußerlich so armselige Leben. Gleich die Anfänge Urbans waren durch Ereignisse bezeichnet, welche ihm und den Getreuen des heiligen Petrus große Hoffnungen erweckten. Der Kampf gegen den Islam war aufs Neue auf mehreren Punkten zugleich entbrannt und führte zu glorreichen Siegen für die Waffen der Christen.

Der Zeiride Tamim hatte sich in den letzten Jahren den Bewohnern des mittelländischen Meeres durch Seeraub und Beutezüge furchtbar gemacht (S. 203). Die Pisaner verbanden sich deshalb endlich mit den Genuesen, um Tamim in seinem eigenen Lande zu bekriegen. In drei Monaten stellten sie eine bedeutende Flotte her, rüsteten ein Heer, fanden in Rom und Amalfi Unterstützung und zogen dann nach jenen Gegenden, wo einst die Scipionen Karthago bekämpft und besiegt hatten, mit starker Macht hinüber, nicht ohne Erinnerungen an jene fernliegenden Heldenkämpfe Italiens. Als sie im Süden Siciliens bei der kleinen Insel Pantellaria, welche Tamim unterthan war, landeten und sie besetzten, sandten die Bewohner Brieftauben nach der afrikanischen Küste hinüber, um die Ankunft der Feinde zu melden. Tamim war unvorbereitet, und als sich die feindliche Flotte der Küste näherte, erbot er sich die christlichen Gefangenen auszuliefern. Aber ein Kriegsrath wies das Anerbieten zurück. Man beschließt vielmehr zu kämpfen, und zwar am Tage des heiligen Sixtus (6. August 1087), da dieser immer den Pisanern Glück gebracht hatte. Auf leichten Fahrzeugen wird das Heer an das Land gesetzt. Unter dem Schutz der Heiligen Petrus und Michael greifen die Christen die Araber, die sie am Ufer erwarten, vor der Stadt Zawila an, schlagen sie in die Flucht, dringen in die Stadt ein und richten in derselben ein furchtbares

Blutbad an. Ohne Verzug rücken sie dann vor Mehdia, die nahe Hauptstadt Tamims. Der Zeiride läßt gegen das christliche Heer Löwen los, die sich aber gegen seine eigenen Leute wenden. Dennoch kommt es vor den Thoren noch zu einem hartnäckigen Kampf, in welchem der Vicegraf Hugo von Pisa fällt; die Leiche wird zu den Schiffen geschleppt, um einbalsamirt und der Mutter und Gemahlin Hugos heimgebracht zu werden. Mit furchtbarem Ungestüm erstürmt man dann Mehdia; in der Moschee werden die Imams gemordet, die Häuser der Stadt geplündert, die Schiffe im Hafen verbrannt. Man eilt auch zum Cassaro, Tamims Palast, aber bald wird man des Werks der Zerstörung müde. Als Tamim sich große Geldsummen zu zahlen, die gefangenen Christen freizugeben und fortan die christlichen Länder zu verschonen erbietet, als er sich überdies zu regelmäßigen Tributzahlungen an Pisa und Genua, wie zur Anerkennung des heiligen Petrus als seines Oberherrn verpflichtet, gewährt man ihm den Frieden. Plötzlich aber entspann sich ein neuer Kampf. Arabische Beduinen brachen in zahllosen Schwärmen, ohne Zweifel von Tamim herbeigerufen, in Zawila ein, nahmen die Stadt wieder, schlugen dann die Pisaner, die bei den Schiffen zurückgeblieben waren, in die Flucht und eilten nun nach Mehdia. Die Christen nahmen hier den Kampf mit ihnen auf, hielten aber doch für gerathen, sich so bald wie möglich zur Rückkehr einzuschiffen. Große Reichthümer brachten sie in die Heimat, und viele gefangene Christen wurden den Ihrigen zurückgegeben. Ein bleibender Gewinn wurde durch diesen merkwürdigen Kriegszug nicht erreicht, aber der Ruhm der Bürger von Pisa lief weit durch die Welt, und man erzählte, daß sie den gefürchteten Zeiriden sich als Vasallen des apostolischen Stuhls zu bekennen genöthigt hätten.

Nachhaltigere Erfolge erzielte König Alfons VI. von Castilien, der sich in neue Kämpfe gegen die spanischen Araber geworfen hatte (S. 218). Am 25. Mai 1085 — es war Gregors Todestag — zog er in Toledo, die alte Metropole des Westgothenreichs, triumphirend ein und wußte diese Eroberung selbst dann zu behaupten, als die spanischen Emire den gewaltigen Krieger der Morabithen, Jusuf Ben Taschfin, dessen Macht sich bereits von den Säulen des Herkules bis zu den Grenzen Guineas erstreckte, zu ihrem Schutze herbeiriefen. Die christliche Kirche Spaniens gewann in Toledo wieder einen Mittelpunkt, und Alfons unterwarf, obwohl er mit Gregor in manchen Streitigkeiten gelebt hatte, doch seine

Metropole dessen Nachfolger. Am 15. October 1088 sandte Urban II. dem Erzbischof von Toledo das Pallium und ernannte ihn zum Primas von ganz Spanien. Es war dies eine für die Christenheit der pyrenäischen Halbinsel und Rom gleich folgenreiche Handlung, durch welche auch den anhaltenden Streitigkeiten der apostolischen Legaten mit Cluny endlich ein Ziel gesetzt zu sein scheint.

Nicht minder erfreulich mußte für Urban der Fortschritt der normannischen Waffen in Sicilien sein, von dem er in unmittelbarer Nähe Kenntniß nehmen konnte, als er sich im April 1088 zu einer Zusammenkunft mit Graf Roger nach der Insel begeben hatte. Die letzten Besitzungen der Araber auf derselben fielen um diese Zeit in die Hände der Christen (S. 208). Ueberall war das Christenthum gegen den Islam im Vordringen, und die ritterlichen Vorfechter des christlichen Glaubens, vor Allem der große Graf Roger, schlossen sich an den Vertreter des reformirten Papstthums, nicht an Wibert an. Und zu derselben Zeit eröffneten sich jenem Papstthum Aussichten, selbst die Anerkennung der griechischen Christenheit zu gewinnen. Kaiser Alexius erließ eine Einladung an Papst Urban, zu einer Synode nach Constantinopel zu kommen, um den Streit über die ungesäuerten Brode zu beseitigen. Urban konnte der Einladung nicht folgen, aber er erhielt sich fortan in freundlicher Verbindung mit dem Kaiser des Ostens, und diese Verbindung blieb für spätere Zeiten nicht ohne wichtige Folgen. Man begreift, wie die großen Pläne Gregors, mit den Waffen Roms die Ungläubigen zu unterwerfen, in Urban trotz seiner beschränkten Verhältnisse aufleben konnten.

Und inzwischen fingen doch auch die Verhältnisse Italiens an sich für die kirchliche Partei wieder günstiger zu gestalten. Noch zu der Zeit des Desiderius, wie es scheint, hatte sich Bohemund gegen den jungen Roger im Aufstande erhoben, und ein innerer Krieg unter den normannischen Fürsten hatte nicht nur ihrer Herrschaft, sondern auch der kirchlichen Partei die größten Gefahren gedroht; Rogers Macht schien, da Sigelgaita schon ihrem Ende entgegen ging*), dem tapferen Bohemund gegenüber kaum aufrecht zu erhalten. Zum guten Glück trat nun der große Graf zwischen die hadernden Neffen; seine Einmischung und gewiß nicht minder die Verwendung des Papstes führten zu einem Vertrage zwischen den Streitenden, in welchem Roger seinem Bruder Oria,

*) Sigelgaita starb im Jahre 1089.

Gallipoli, Tarent, Otranto und andere Burgen abtrat. So wurde der Friede in Unter-Italien hergestellt. Von noch größerer Bedeutung war, daß Mathildens Macht weiter und weiter um sich griff. Es hemmte sie nicht, daß Wibert nach Ravenna zurückkehrte, daß der Kaiser seinen Sohn Konrad als Statthalter nach der Lombardei zurücksandte. Die Pataria machte unter Mathildens Einfluß unaufhaltsame Fortschritte, und bald wurde selbst Erzbischof Anselm von Mailand in der Treue gegen den Kaiser und Wibert schwankend.

Schon glaubte Urban Rom selbst sich gewinnen zu können. Im November 1088 begab er sich dorthin und stellte sich unter den Schutz des Petrus, eines Sohnes jenes Leo, der sein jüdisches Geschlecht unter Gregor zu Ehren und großem Einfluß gebracht hatte; in der Burg des Petrus auf der Tiberinsel nahm er Wohnung. Aber der größte Theil der Römer hielt doch noch zu Wibert, und Urban führte in der Stadt ein elendes Dasein, voll von Sorgen und Drangsalen. Wibert erschien bald selbst wieder in Rom und hielt eine Synode in der Peterskirche, in welcher er über seinen Widersacher und dessen Anhänger den Bann aussprach, zugleich die von demselben erneuerte Excommunication des Kaisers für ungültig erklärte und der Lehre der Gregorianer entgegentrat, daß alle von den zum Kaiser haltenden Priestern verwalteten Sacramente unwirksam seien. Das Leben Urbans schwebte zu Rom in steter Gefahr; im Sommer 1089 wandte er endlich der Stadt den Rücken und fand abermals eine Zufluchtsstätte bei den Normannen.

Daß Urban trotzdem ein nicht machtloses Haupt der Kirche war, zeigte sich auf der Synode, die er am 10. und 11. September 1089 zu Melfi hielt; es waren 70 Bischöfe und 12 Aebte hier um ihn versammelt, welche mehrere für die Verwaltung der Kirche wichtige Beschlüsse faßten. Auch der junge Herzog Roger war zugegen und bekannte sich als Vassall des Papstes, der ihn feierlich mit seinen Ländern belehnte. Gleich darauf machte Urban einen neuen Versuch Wibert aus Rom zu verdrängen. Er kehrte, ohne Zweifel mit normannischem Kriegsvolk, dorthin zurück und feierte das Weihnachtsfest im Lateran. Damals soll Wibert schimpflich vor ihm geflohen sein, und die Römer sollen ihm sogar das Versprechen abgedrungen haben, daß er niemals nach ihrer Stadt zurückkehren werde. Aber doch fehlte viel, daß sich Urban hier hätte festsetzen können. Schon im Sommer 1090 mußte er abermals Rom verlassen, und im Anfange des Jahres 1091 bemächtigten sich die Wibertisten sogar der

Engelsburg, welche bisher noch immer die Gregorianer behauptet hatten. Die Römer riefen Wibert zurück, und seine Herrschaft schien sich in der Stadt nun mehr als je zu befestigen; mehr als drei Jahre vergingen, ehe Urban ernstlich an eine neue Rückkehr denken konnte, drei lange Jahre eines traurigen Exils, wo der Papst unter dem Schutz der Normannen lebte und seine Synoden zu Benevent und Troja halten mußte.

Allerdings war Urban bereits in dem größten Theil Italiens, in Sicilien, in Spanien und Frankreich als der wahre Nachfolger Petri anerkannt: aber wer bot ihm ausreichende Unterstützung, um den Sitz der Apostelfürsten einzunehmen? Fehlten ihm doch selbst die Mittel für einen Hofhalt, wie er ihn in seiner Stellung bedurfte. Urban wußte recht wohl, daß er Wibert nie überwältigen würde, wenn ihm nicht des Kaisers Macht zu brechen gelinge; es entging ihm nicht, wie abhängig die Geschicke Italiens noch immer von den Zuständen des deutschen Reiches waren. Er kannte den Stand der Dinge in Deutschland aus eigener Anschauung und behielt unablässig die Angelegenheiten jenseits der Alpen im Auge; unausgesetzt nährte er dort den Widerstand gegen Heinrich.

7.

Das Ende der Reichsspaltung.

Neue Friedensbestrebungen in Deutschland.

Seit der Niederlage des Markgrafen Liutpold bei Mailberg (S. 546) hatte das obere Deutschland wenig ruhige Tage gesehen. Die kirchliche Partei erholte sich jedoch allmählich von diesem schweren Schlage. Die Böhmen mußten aus Oesterreich weichen, und in Schwaben gewann Welf, welchen der Staufer, vom Bischof Siegfried von Augsburg und dem baierischen Pfalzgrafen Rapoto*) unterstützt, längere Zeit niedergehalten hatte, abermals entschieden die Oberhand. Durch Verrath wurden im Anfange des Jahres 1084 selbst die Thore von Augsburg

*) Rapoto war ein Sohn des gleichnamigen an der Elster gefallenen Grafen von Cham und Gemahl der Wittwe Kunos des Jüngern von Vohburg, der 1081 in der Schlacht bei Höchstädt geblieben war; er war ein sehr gefürchteter Gegner der kirchlichen Partei.

Welf geöffnet. Die baierische Besatzung mußte die Stadt räumen; nur mit Mühe rettete Bischof Siegfried das Leben, der Gegenbischof Wigold zog ein, plünderte den Kirchenschatz und belohnte seine Anhänger reichlich. Eine ähnliche Verwüstung, wie drei Jahre zuvor über die Vorstädte, kam jetzt über die bischöfliche Pfalz, die benachbarten Kirchen und die Wohnungen der Domherren. Schon waren durch den lange andauernden Kampf ganze Districte Schwabens in Wüsteneien verwandelt, und alle Wechselfälle dieses Kampfes machten sich auch in Baiern fühlbar, wo der Pfalzgraf Rapoto von Vohburg mit starker Hand die königliche Sache aufrecht erhielt.

Lothringen war von dem Streit, welcher die deutschen Länder erfüllte, bisher am wenigsten berührt worden. Aber die Erhebung Hermanns von Luxemburg auf den deutschen Thron konnte doch auch hier nicht ohne Einfluß bleiben. Schon gegen Ende des Jahres 1082 war Hermann von Metz in seinen Bischofssitz zurückgekehrt, und es war ihm sich gegen Herzog Theoderich zu behaupten gelungen. Den Grafen Konrad, den Bruder des Gegenkönigs, finden wir dann, obwohl er sonst der kirchlichen Partei wenig geneigt war, mit Hermann in gutem Vernehmen, und auch Bischof Pibo von Toul erklärte sich, soweit es sein zaghafter Sinn zuließ, für die kirchliche Sache. Die bisher verhüllten Gegensätze traten nun offener hervor, und Männer, wie Dietrich von Verdun, Eigilbert von Trier, Siegwin von Köln, wurden genöthigt nur um so entschiedener die Sache des Reichs zu verfechten. Auch die alte Kampflust des lothringischen Adels erwachte wieder; die vornehmen Herren warfen sich in die Streitigkeiten, welche die Zeit bewegten, freilich zumeist nur, um dabei ihre eigenen Interessen zu fördern, um im Kampf für die Kirche weltliches Gut zu gewinnen.

Unter diesen Umständen machte der Bischof Heinrich von Lüttich, der bei streng kirchlicher Richtung doch seine Treue dem Kaiser zu bewahren und seinem Sprengel den Frieden zu erhalten bemüht war, zuerst im Jahre 1081 den Versuch einen Gottesfrieden für sein Bisthum einzuführen. Es gelang ihm die in demselben angesessenen Herren für Bestimmungen zu gewinnen, nach welchen in jeder Woche der Freitag, Sonnabend und Sonntag, überdies die Weihnachtszeit vom ersten Advent bis zu Epiphanias und endlich der ganze Jahresabschnitt vom Sonntag Septuagesimä bis acht Tage nach Pfingsten den Waffen entzogen werden sollte; auch der Kaiser gab von Italien aus seine Zustimmung zu dieser

Anordnung. Dieses Beispiel fand Nachahmung. Der Erzbischof Siegwin von Köln versammelte am 20. April 1083 seine Diöcesanen und vermochte sie zu der Annahme und Beschwörung eines Gottesfriedens, der sich eng an den Lütticher anschloß, zugleich aber wesentliche Bestimmungen der früheren Landfrieden aufnahm, bei deren Ausführung, da den Uebertreter harte Leibesstrafen treffen sollten, wesentlich auch auf den Beistand der weltlichen Beamten gerechnet werden mußte. Wir besitzen das Schreiben Siegwins, mit welchem er die Bestimmungen seines Gottesfriedens dem Bischof Friedrich von Münster empfahl, und noch in demselben Jahre scheinen nicht nur in Münster, sondern auch in anderen Theilen Westfalens ähnliche Anordnungen getroffen zu sein.

Diese löblichen Bestrebungen gingen von Bischöfen der kaiserlichen Partei aus, fanden aber bald auch bei den Gegnern Anklang. Ostern 1084 wurden am Hofe des Gegenkönigs uns nicht näher bekannte Bestimmungen über einen Gottesfrieden von den Anhängern der kirchlichen Partei auch für Sachsen festgestellt. Man bedurfte ihrer; denn das Ansehen des Gegenkönigs war, obwohl er das Land nach dem Tode Ottos von Nordheim nicht mehr verlassen hatte, doch viel zu schwach, um den Landfrieden zu erhalten. Hermann behauptete sich nur durch die größte Fügsamkeit gegen Ottos Söhne und Ekbert von Meißen; neben diesen waren die einflußreichsten Männer an seinem Hofe Bischof Burchard von Halberstadt und Erzbischof Hartwig von Magdeburg, der Nachfolger Wezels, ein vielgewandter Mann, früher Kapellan des Erzbischofs Siegfried von Mainz *); Siegfried selbst hatte vor Kurzem (17. Februar 1084) das Zeitliche gesegnet; sein Tod war kaum für die eigene Partei ein Verlust. Der sächsische Gottesfriede fand, so gering sonst die Autorität des Gegenkönigs war, bald doch auch in den anderen Ländern des Reichs bei den Anhängern der kirchlichen Partei Eingang.

Das Bedürfniß eines gesicherten Friedens war, wie man sieht, allgemein: deshalb verstand man sich zu dem Gottesfrieden, der freilich seiner Natur nach im besten Falle nicht mehr als Waffenstillstand für

*) Hartwig stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Sponheim; sein Bruder Engelbert, der in Kärnthen große Besitzungen gewonnen, ein eifriger Anhänger der Gregorianischen Partei, gründete das Kloster St. Paul im Lavanter Thal und besetzte es mit Hirschauer Mönchen.

gewisse Tage und manche Theile des Jahres gewährte. Wie aber sollte ein vollständiger Friede gesichert werden, wenn nicht die Einheit des Reichs hergestellt, der Hader der Parteien geschlichtet wurde? Die Meisten erwarteten dies vom Kaiser, als er im Juni 1084 über die Alpen nach Deutschland zurückkehrte, und er selbst kam mit den besten Hoffnungen, die Einheit des Reichs und damit zugleich einen allgemeinen Frieden herzustellen. Man hatte ihm geschrieben, daß viele seiner Widersacher, namentlich die Sachsen, sich ihm zu unterwerfen entschlossen seien, und er glaubte in der That keinem ernsthaften Widerstand mehr auf die Dauer im Reiche zu begegnen; auch er wollte Frieden, aber vor Allem vollständige Unterwerfung seiner Widersacher. In dem Glanz der Kaiserkrone und mit der Erwartung, daß seine erhöhte Autorität den Muth der Freunde beleben, die Feinde mit Furcht erfüllen würde, betrat er wieder den deutschen Boden.

Am 29. Juni, wie es bestimmt war, scheint der Kaiser in Regensburg eingetroffen zu sein. Er fand hier gute Aufnahme, sammelte schnell ein Heer und brach mit demselben gegen Augsburg auf, um es Welf zu entreißen. Als er an den Lech kam, fand er das andere Ufer von den Feinden besetzt, die ihm den Uebergang über den Fluß verwehrten. Vierzehn Tage lag der Kaiser hier Welf und dessen Heer gegenüber, bis in der Nacht vom 6. zum 7. August der Letztere seine Schaaren vom Lech und aus Augsburg abziehen ließ. Unter großem Jubel hielt dann der Kaiser seinen Einzug in die befreite Stadt, in welche bald auch Bischof Siegfried zurückkehrte. Welfs Heer nahm den Weg nach Burgund, um den Gegenherzog Berthold zu unterstützen, der sich dort von den Anhängern des Kaisers hart bedrängt sah.

Heinrich kehrte von Augsburg nach Regensburg zurück, aber nur um sogleich wieder gegen den Markgrafen Liutpold aufzubrechen. Dieser scheint sich ohne Widerstand unterworfen zu haben. Der Babenberger erhielt seine Mark zurück, während Herzog Wratislaw auf andere Weise entschädigt wurde. Es steht ohne Zweifel hiermit in Verbindung, daß nach dem Tode des Patriarchen Heinrich von Aquileja damals ein Neffe des Böhmenherzogs, Swatobor oder Friedrich genannt, bisher Probst zu Brünn, das überaus reiche und wichtige Erzstift erhielt; auch auf die Mark Meißen, welche in den Händen des abtrünnigen Ekbert war, werden Wratislaw neue Aussichten eröffnet sein.

Die Angelegenheiten Liutpolds waren schnell geordnet. Schon am

4. October finden wir den Kaiser in Mainz. Das durch Siegfrieds Tod erledigte Erzbisthum übergab er einem früheren Domherrn von Halberstadt, der sich auf die kaiserliche Seite gewandt hatte. Der neue Erzbischof, Wezilo mit Namen, war ein durch Talent, Kenntnisse und Lebenserfahrung ausgezeichneter Mann, welcher bald am Hofe eine hervorragende Stelle einnahm. Vor Allem empfahl ihn seine Vertrautheit mit den sächsischen Verhältnissen, welche für den Kaiser jetzt das wesentlichste Interesse besaßen; denn schon wurde er nach Sachsen gerufen, um die Unterwerfung des Landes entgegenzunehmen. Aber die Beilegung der dortigen Wirren schien ihm doch noch so schwierig, daß er darüber den Rath seiner Fürsten zu hören beschloß: er beschied sie deshalb zum 24. November nach Mainz, wo auch die kaiserlich Gesinnten in Sachsen sich einfinden wollten; zugleich sollte über andere wichtige Reichsangelegenheiten und die Kirchenspaltung dort Beschluß gefaßt werden. Zuvor aber entschloß sich der Kaiser noch nach Metz zu ziehen; denn auch hierhin rief man ihn, um die Bewegungen in der Stadt selbst und im Herzogthum Ober-Lothringen beizulegen.

Die Gregorianische Partei war in Lothringen noch immer zu schwach, als daß Bischof Hermann an ernstlichen Widerstand denken konnte. Er öffnete dem Kaiser sofort die Thore von Metz und unterwarf sich. Nach einer daselbst am 16. October ausgestellten Urkunde waren um den Kaiser außer Hermann der Erzbischof Siegwin von Köln, der Herzog Theoderich und Graf Konrad, der Bruder des Gegenkönigs: man sieht, wie sich die streitenden Parteien im Lande, durch die persönliche Erscheinung des Kaisers überwältigt, für den Augenblick ausgleichen mußten.

Heinrich fand in Lothringen kaum noch etwas zu thun. Offenkundige Gregorianer hatten hier jetzt einen schweren Stand, namentlich im Sprengel von Verdun, wo Bischof Dietrich mit Hitze gegen sie auftrat. Die Mönche daselbst, welche Wibert die Anerkennung verweigerten, wurden verfolgt; der Name der Patarener kam jetzt auch hier auf und wurde zur Beschimpfung der kirchlichen Partei benutzt. Die Aufregung gegen dieselbe wurde so groß, daß bald der Abt Rudolf mit seinen Mönchen das Kloster S. Vannes verließ und nach Dijon übersiedelte, wo ihnen Jarento ein Asyl eröffnete.

So sehr das Ansehen des Kaisers zu wachsen schien, war die Stimmung seiner Anhänger doch keineswegs ihm völlig günstig. Er

hatte bedeutende Geldsummen in Italien aufgenommen, um die römischen Herren zu erkaufen, und erhob nun, um diese Darlehen zurückzuzahlen, nicht nur von den deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten, sondern auch von den Bürgern der Städte, namentlich Regensburgs, hohe Abgaben. Die Folge davon war, daß in weiten Kreisen sich Unmuth gegen ihn Luft machte. Ob der Mainzer Fürstentag gehalten wurde, wissen wir nicht; jedenfalls wurde über die sächsischen Verhältnisse dort kein tiefgreifender Beschluß gefaßt. Denn noch gegen Ende des Jahres fanden zwischen den Sachsen und mehreren Fürsten von der kaiserlichen Seite Unterhandlungen über die Unterwerfung des sächsischen Landes zu Gerstungen statt, und eine Einigung wurde auch da noch nicht erreicht. Die Schwierigkeiten scheinen besonders die sächsischen Bischöfe erregt zu haben, denen die Unterwerfung unmöglich schien, so lange die Frage unbeantwortet bliebe, ob man mit Heinrich als einem nach kanonischem Rechte vom Papste Gebannten verkehren könne. Zur Erledigung dieser Frage beschloß man am 20. Januar 1085 zu Gerstungen wieder zusammenzutreten; dort sollte sie von den Männern des kanonischen Rechtes durch klare Gesetzesstellen, nicht durch spitzfindige Ausführungen entschieden werden.

Eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten stellten sich zu der bestimmten Zeit an der Werra zu Gerstungen und in dem nahen Berka ein. Auf Seiten der Gregorianer sah man Gebhard von Salzburg, Hartwig von Magdeburg und sieben andere sächsische Bischöfe. Von kaiserlicher Seite waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen mit mehreren Suffraganen erschienen, unter denen sich besonders Konrad von Utrecht bemerklich machte. Der Kaiser, der Weihnachten zu Worms gefeiert hatte, sollte nach Uebereinkunft bei den Verhandlungen nicht persönlich zugegen sein, befand sich aber zu Fritzlar, nicht allzufern von der Versammlung. In derselben erschien dagegen Otto von Ostia, der Legat Gregors, der erst wenige Tage zuvor in Sachsen eingetroffen war; es lag in der Natur der Dinge, daß einem gütlichen Ausgange der Verhandlungen nichts hinderlicher sein mußte, als die Gegenwart des Legaten, und es ist schwer zu begreifen, daß sich die Kaiserlichen dieselbe ohne Einsprache gefallen ließen.

Die Gregorianer hatten zu ihrem Sprecher Gebhard von Salzburg bestellt, der nun endlich eine Zusammenkunft erlebte, wie er sie seit Jahren vergeblich betrieben hatte. Die Kaiserlichen ersahen zu ihrem

Wortführer Konrad von Utrecht, den Wezilo mit dem Nachweis der erforderlichen Rechtsstellen unterstützen sollte. Die Verhandlungen eröffnete Gebhard mit der Vorlegung der gegen Heinrich erlassenen Bannbullen und mit der Beweisführung, daß Excommunicirte, selbst wenn das über sie ausgesprochene Urtheil anfechtbar sei, nicht eher nach kanonischem Recht wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen werden dürften, als bis eine anderweitige Entscheidung getroffen sei; er stützte sich dabei auf Stellen der heiligen Schrift, auf die sogenannten Kanones der Apostel, auf Bestimmungen der Concilien von Nicäa und Sardica und ein ursprünglich aus Pseudoisidor stammendes angebliches Decretale des Papstes Calixtus. Konrad trat dieser Beweisführung bei, bestritt aber, daß der Kaiser im Banne stehe; denn er habe nach einer kirchenrechtlichen Bestimmung nicht excommunicirt werden können, da laut derselben Niemand, der seiner Güter oder Würden beraubt sei, vorgeladen, zur Untersuchung gezogen und verurtheilt werden dürfe. Wezilo verlas dazu aus einer Kanonessammlung die beweisende Stelle. Er bediente sich, wie wir wissen, des Pseudoisidor, wo sich gleich in der Einleitung die entscheidenden Worte finden; auf der anderen Seite scheint man dagegen die Sammlung Burchards von Worms benutzt zu haben. Wezilo schloß aus der angeführten Stelle, daß Heinrichs Excommunication, da er durch den Aufstand der Sachsen und Schwaben, wie durch die Wahl Rudolfs seines Reichs zum großen Theil beraubt gewesen sei, keine Gültigkeit besitze.

Die Anführung aus Pseudoisidor kam Gebhard unerwartet. Da er verstummte, ergriff Bischof Werner von Merseburg das Wort und erklärte, daß der Satz Wezilos, daß wer seiner Güter beraubt, keiner Kirchenstrafe unterworfen werden könne, nicht so allgemein zu verstehen sei; wolle man dies, so müsse man ihn auch auf die Weiber ausdehnen, von denen man doch niemals Gleiches behauptet habe. Dieser Einwand kam Wezilo gelegen; sofort las er andere Stellen aus der Einleitung des Pseudoisidor vor, welche sich ausdrücklich auf das gleiche Recht der Weiber beziehen. Gebhard und seine Partei wußten in der That hierauf Nichts mehr zu erwidern, als Wezilos Satz könne unmöglich in dem ihm beigemessenen Sinne aufgefaßt werden; übrigens seien sie nicht erschienen, um über die Rechtmäßigkeit päpstlicher Excommunicationen zu entscheiden. Wenn das in Heinrichs Sache gefällte Urtheil noch einmal geprüft werden solle, so könne das, erklärten sie, nur in Rom

und von dem Papste selbst geschehen, da Niemand einen Spruch des apostolischen Stuhls zu untersuchen oder abzuändern berufen sei. Durch diese Erklärung war freilich jede Verständigung unmöglich geworden, und die Kaiserlichen verließen die Versammlung.

Die Verhandlungen hatten offenbar auf die kirchliche Partei einen ungünstigen Eindruck gemacht; auch unter den Sachsen und Thüringern fanden sich Viele, die einen anderen Ausgang erwartet hatten. Als die bisherigen Anhänger des Gegenkönigs am anderen Tage wieder zusammentraten, um über weitere Schritte zu berathen, zeigte sich unter ihnen Zwiespalt. Der Bischof Udo von Hildesheim und sein Bruder Graf Konrad, ferner der Graf Dietrich von Katlenburg, Ekberts Schwager, und ein anderer Dietrich, der Vetter des Katlenburgers, die sämmtlich schon bereits mit dem Kaiser Verbindungen angeknüpft hatten, waren zur Unterwerfung bereit; Andere wollten den heiligen Petrus und die sächsische Freiheit bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen. Die Letzteren schmähten auf Udo und seine Gesinnungsgenossen, nannten sie Verräther und verlangten von ihnen Stellung von Geiseln, da sie ihnen sonst nicht mehr trauen könnten. Da jene die Geiseln versagten, kam es von hitzigen Worten zu den Schwertern. Die beiden Dietriche wurden erschlagen; Udo flüchtete sich mit seinem Bruder nach Fritzlar zum Kaiser. Dieser, der seine Widersacher uneins wußte, hätte gern sogleich ein Heer nach Sachsen geführt, aber die Zeit, wo der Gottesfriede eintrat, war nahe, und er scheute sich seine Freunde in die Waffen zu rufen.

Der Legat beeilte sich die üblen Eindrücke des Berkaer Convents zu verwischen. An alle Gläubige erließ er ein Schreiben, worin er den Satz Wezilos, welcher die große Frage des Augenblicks geworden war, als verderblich nachzuweisen suchte; er bemühte sich zugleich darzuthun, daß er auf einer absichtlichen Verdrehung der Worte Isidors beruhe, die man nur deshalb gewagt habe, weil dessen Sammlung wenig in Anwendung gekommen und deshalb unbekannter sei*). Der Legat berief bald darauf

*) Man hat hieraus gefolgert, daß die Sammlung Pseudoisidors im elften Jahrhundert noch nicht in Ansehen stand. Mir scheint die Folgerung berechtigter, daß der ursprüngliche Pseudoisidor nicht mehr in Gebrauch war. Der Stoff desselben war in die gebräuchlicheren Sammlungen theilweise übergegangen und die Quelle fast vergessen. Solche ursprünglich pseudoisidorische Stücke enthielt auch die Sammlung, deren sich damals Gebhard von Salzburg bediente.

die rechtgläubigen Bischöfe zu einer Synode, die er im Anfange der Fastenzeit halten wollte, und versuchte auch Bischof Udo wieder vom Kaiser abzuziehen. Aber Udo hatte mit dem Legaten und den Sachsen gebrochen, und alle Versuche ihn zu gewinnen waren vergeblich.

Die auf die Fastenzeit ausgeschriebene Synode ist nicht abgehalten worden; erst in der Osterwoche 1085 traten die meisten sächsischen Bischöfe und Gebhard von Salzburg in Quedlinburg wieder zu Berathungen zusammen, zu denen auch die vertriebenen Bischöfe von Würzburg und Worms, der Gegenbischof Wigold von Augsburg und der erst kürzlich von dem Legaten eingesetzte Gegenbischof Gebhard von Konstanz Gesandte geschickt hatten. Der Gegenkönig und viele sächsische Große wohnten der Synode bei, in welcher der päpstliche Legat den Vorsitz führte. Auch hier fehlte es nicht an ärgerlichen Auftritten, wenn auch zuletzt Beschlüsse gefaßt wurden, wie sie der Legat verlangte.

Obwohl die Sachsen für den Papst manche Schlacht geschlagen hatten, stand es doch mit ihrem Gehorsam gegen die Anordnungen desselben sehr bedenklich. Schon vor längerer Zeit hatte der Abt Wilhelm von Hirschau in seinem Eifer den Gegenkönig aufgefordert mit Strenge gegen die Simonie und die wilden Ehen des sächsischen Klerus einzuschreiten, sich aber dadurch nur eine derbe Zurechtweisung der sächsischen Bischöfe zugezogen. Gewiß waren seine Vorwürfe nicht unbegründet, und der Legat konnte nun in der Nähe sehen, wie Simonie und Fleischeslust auch bei den sogenannten Getreuen des heiligen Petrus nicht ausgerottet waren. Schwerer jedoch bedrückte ihn die Wahrnehmung, daß der Gegenkönig mit einer nahen Verwandten in einer Ehe lebte, welche die Kirche nicht anerkennen konnte, und daß die sächsischen und thüringischen Großen einen großen Theil des Kirchenguts an sich gerissen hatten. Daher erhob er zunächst seine Stimme auf der Synode, um die Scheidung des Königs und die Herausgabe des in weltliche Hände übergegangenen Kirchenguts zu verlangen. Aber er mußte hören: es sei nicht an der Zeit sich jetzt in solche Sachen zu mischen, man sei nur zusammengekommen, um die notwendigen Schritte gegen Heinrich zu berathen. In der That begnügte er sich einige den Cölibat, die Zehn-

---

Ein ausgedehnter Gebrauch von Pseudoisidor selbst ist wohl nie östlich vom Rheine gemacht worden. Nur wenige Handschriften finden sich in Deutschland, und auch diese sind nicht alle von deutschen Schreibern gefertigt.

ten und die Fasten betreffende Satzungen zur Anerkennung zu bringen; im Uebrigen trat er nur den Fragen des Augenblicks näher.

Der schon zu Berka proclamirte Satz, daß Niemand einen Spruch des apostolischen Stuhls zu untersuchen oder abzuändern berufen sei, wurde zunächst abermals verkündigt. Ein Bamberger Kleriker, Gumbert mit Namen, hatte sich in die Versammlung gedrängt und rief laut: es sei eine Anmaßung, nicht ein überkommenes Privilegium der römischen Bischöfe, daß Niemand über sie urtheilen dürfe. Was aber hatte ein solcher Widerspruch in einer Versammlung zu bedeuten, welche unter der Leitung Ottos von Ostia tagte? Dann wurde der vielberufene Satz Wezilos ausdrücklich verurtheilt und schließlich über Wibert, wie über die abtrünnigen Cardinäle Hugo den Weißen, den Bischof Johann von Porto und Petrus, den früheren Kanzler Gregors, die sich damals beim Kaiser befanden, das Anathem ausgesprochen. Auch über die Erzbischöfe von Bremen und Mainz, die Bischöfe von Basel, Hildesheim, Konstanz, Speier, Augsburg und Chur verhängte man den Bann. Nach der auf den römischen Synoden obwaltenden Sitte steckten die versammelten Bischöfe zur Bekräftigung ihrer Strafurtheile die Kerzen an und löschten sie aus. Die zu Quedlinburg gefaßten Beschlüsse waren herzhaft genug; zu ihnen entsprechenden Thaten fehlten aber, wie sich bald zeigte, Zuversicht und Kraft.

Um so entschlossener war der Kaiser die Sachen zur Entscheidung zu treiben. Als er das Osterfest (20. April) zu Regensburg feierte, war bereits durch ihn und die genannten Cardinäle als Legaten des Papstes Clemens eine große Synode nach Mainz berufen worden; im Anfange des Mai trat sie dort in die Kirche St. Alban zusammen. Persönlich erschienen waren alle Bischöfe Lothringens mit Ausnahme Hermanns von Metz und Pibos von Toul; der Letztere hatte jedoch Gesandte geschickt. Auch die schwäbischen Kirchen waren sämmtlich entweder durch die Bischöfe selbst oder doch durch ihre Gesandten vertreten. Aus Baiern waren die Bischöfe von Regensburg und Freising, aus Franken die von Eichstädt, Bamberg und Speier, aus Sachsen endlich die von Münster, Paderborn, Minden und Hildesheim zugegen; der Erzbischof von Bremen, persönlich zu erscheinen verhindert, hatte Gesandte geschickt. Auch die beiden Kanzler des Kaisers, Bischof Burchard von Lausanne und Bischof Gebhard von Prag, waren anwesend. Die Bischöfe Italiens und Frankreichs, welche zu Wibert hielten,

scheinen brieflich allen Beschlüssen der Versammlung, welche die Herstellung der kirchlichen Einheit bezweckten, vorweg zugestimmt zu haben. Ließ sich die Synode auch nicht als eine allgemeine betrachten, so war sie doch die vollständigste Vertretung der deutschen Kirche, die man seit langer Zeit gesehen hatte. Die ausgesprochene Absicht des Kaisers und seines Papstes bei derselben war vor Allem, die Einheit der deutschen Kirche herzustellen, indem man die widerstrebenden Bischöfe entsetzte und andere, auf deren Gesinnung man bauen konnte, in ihre Stellen brachte. In diesem Sinne wurden die Verhandlungen geführt, bei denen die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln den Vorsitz führten.

Vor Allem wurde die Entsetzung Gregors, wie die Einsetzung des Papstes Clemens noch einmal als rechtmäßig anerkannt. Dann hielt man über die Gregorianischen Bischöfe, die vorgeladen, aber nicht erschienen waren, Gericht; sie wurden sämmtlich excommunicirt, ihre Bisthümer für erledigt erklärt und mit Besetzung derselben sogleich begonnen. Auch über den Gegenkönig Hermann sprachen die versammelten Bischöfe als Hochverräther und Zerstörer der Kircheneinheit das Anathem aus. Von Wichtigkeit war endlich, daß der Kaiser und die Synode dem Gottesfrieden für das ganze Reich gesetzliche Geltung gaben. Bei den Bestimmungen desselben, die aufgezeichnet wurden und uns erhalten sind, ist der kölnische Gottesfriede zu Grunde gelegt, aber die Satzungen desselben sind mehrfach erweitert, namentlich dadurch, daß außer dem Freitag, Sonnabend und Sonntag auch der Donnerstag wieder dem Kampfe entzogen wurde. So hat in den Wirren jener Zeit die Treuga Dei auch in Deutschland durch den Beschluß einer Reichssynode allgemeine Bedeutung gewonnen, ein schwacher Ersatz für den Reichsfrieden, den sonst die kaiserliche Macht aufrecht erhielt.

Mit der Herstellung der Kircheneinheit, wie man sie in Mainz verstanden hatte, machte der Kaiser Ernst. Er zog gegen Metz; Bischof Hermann, der sich in dieser entscheidenden Zeit unentschieden benommen hatte, mußte aus der Stadt weichen und sich nach Sachsen flüchten. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser Walo, den Abt des Klosters St. Arnulf in Metz, einen frommen und sanften, für diese Stellung aber ganz ungeeigneten Mann. Bischof Dietrich von Verdun

nahm keinen Anstand den Gegenbischof sogleich zu weihen und erhielt hierfür und für andere dem Kaiser geleistete Dienste zu Metz am 1. Juni 1085 große Güter in Lothringen geschenkt, welche der großen Gräfin Mathilde früher zugehört hatten. Etwa zu derselben Zeit wurde das Bisthum Worms einem gewissen Thietmar verliehen, der aber bereits nach wenigen Monaten starb. Passau erhielt Hermann von Eppenstein, ein Bruder Herzog Liutolds von Kärnthen, Salzburg ein junger Kleriker aus einem adligen Geschlechte Baierns, Berthold mit Namen; Würzburg wurde dem Bamberger Scholasticus Meinhard zu Theil, einem durch Kenntnisse und Talent höchst ausgezeichneten Manne, der früher als Gegner Berengars von Tours sich einen Namen gemacht hatte. Die Mainzer Beschlüsse traten, wie man sieht, rasch in das Leben.

Und inzwischen war auch in Sachsen ein starker Umschwung der Stimmung erfolgt; denn die Muthlosigkeit der kirchlichen Partei wuchs, als der Tod Gregors bekannt wurde, als der Legat darauf Sachsen verließ und über Frankreich nach Italien zurückkehrte. Unter diesen Umständen gelang es Udo von Hildesheim und dem Abt Hartwig von Hersfeld Viele in Sachsen und Thüringen, die bisher der Unterwerfung abgeneigt waren, auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Heinrich hatte dem Bischof von Hildesheim das eidliche Versprechen gegeben, daß er, wenn sich die Sachsen unterwürfen, niemals ihr altes und gutes Recht, welches sie seit Karls des Großen Zeiten gehabt, verletzen und jede Verletzung desselben durch seine Beamten, Vassallen und Dienstleute an diesen innerhalb sechs Wochen nach erhobener Klage bestrafen wolle; mehrere Bischöfe und Fürsten hatten zugleich beschworen, daß sie den Kaiser nie mehr gegen die Sachsen unterstützen würden, wenn er diesen Eid brechen sollte. So bestimmte Zusicherungen, die Udo verbreitete, machten jetzt große Wirkung; bald entstand ein wahrer Wettstreit unter den sächsischen Herren, mit dem Kaiser ihren Frieden zu machen. Die Bannflüche Gregors vergaß man und verlangte nun eben so heftig nach Heinrich, als man ihn früher zurückgestoßen hatte. Vergeblich suchten der Gegenkönig und seine Bischöfe dem reißenden Abfall zu steuern.

Unter so günstigen Verhältnissen sammelte Heinrich ein Heer und überschritt mit demselben am 1. Juli 1085 die sächsische Grenze.

Die wenigen Widersacher, die er noch in Sachsen hatte, stoben sogleich aus einander. Der Gegenkönig, Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt wußten keine andere Rettung, als zu den Dänen zu flüchten. Ohne Widerstand zu finden rückte der Kaiser bis vor Magdeburg. Auch hier öffneten ihm die Bürger willig die Thore; frohlockend empfingen sie ihn und waren es zufrieden, als er zum Erzbischof den Abt Hartwig von Hersfeld bestellte, der am 13. Juli geweiht wurde. Für Halberstadt wurde Hamezo, ein Oheim des Grafen Ludwig von Thüringen, für Merseburg, wo sich Bischof Werner entfernt hatte, ein gewisser Ebbo bestellt, für Meißen ein Verwandter oder Günstling des Böhmenherzogs, Felix mit Namen. In anderen Bisthümern bestanden bereits Gegenbischöfe, die nun Raum gewannen. Die geistlichen Herren, die bisher den Kampf gegen Heinrich geführt hatten, unterwarfen sich freilich nicht, aber um so größer war die Zahl der weltlichen Großen, die auf die Seite des Kaisers traten, als er ihnen die Rückgabe ihrer früher wegen Hochverraths eingezogenen Güter versprach; sie sagten sich eidlich vom Gegenkönig los.

Der Kaiser schien wieder Herr in dem Lande, welches sich ihm seit neun Jahren völlig entzogen hatte. Ohne einen Schwertstreich hatte es sich jetzt unterworfen; er fürchtete keinen Feind mehr und entließ sein Heer. Auch in Franken, Lothringen und Baiern regte sich kein Widerstand. Nur in Schwaben wüthete der innere Kampf noch fort: wie aber sollten die Gregorianer ihn hier mit Erfolg fortsetzen, wenn alle anderen Widersacher des Kaisers die Waffen streckten, wenn der Gegenpapst nach dem Tode Gregors in immer weiteren Kreisen als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannt wurde? Wenig über ein Jahr war es, daß Heinrich über die Alpen heimgekehrt war, und schon war Hoffnung, daß der heißersehnte Friede bald wieder in ganz Deutschland einkehren würde. Hatte auch die Treuga Dei überall Anerkennung gewonnen, so bedeutete sie doch wenig gegen einen allgemeinen Reichsfrieden, wie er sich von der Herstellung der Einheit der Kirche und des Staats erwarten ließ. Heinrich hatte einen solchen Frieden nach der Unterwerfung seiner Feinde in Aussicht genommen, und die Zeit schien nahe, wo die Reichsspaltung völlig beseitigt sein würde. So Großes hatte er ohne Blutvergießen, indem ihm die Sehnsucht nach einem ruhigen und gesetzlichen Zustande überall entgegenkam,

binnen kurzer Zeit gewonnen, daß an einer vollständigen Herstellung seiner Autorität wohl Wenige zweifeln mochten.

Das Ende des Gegenkönigs und Ekberts.

Man weiß, welches Vertrauen Heinrich, als er vor vier Jahren nach Italien aufbrach, seinem Vetter, dem jungen Ekbert von Meißen, geschenkt hatte (S. 525), und wie schlecht dieses Vertrauen belohnt wurde. Offen hatte sich Ekbert alsbald dem Gegenkönig angeschlossen, offen auch nach der Rückkehr des Kaisers zu dessen Widersachern gehalten. Ein grenzenloser Ehrgeiz trieb ihn rastlos umher; dem kaiserlichen Geschlechte nahe verwandt, im Besitz großer Schätze und an der Spitze einer zahlreichen Vassallenschaft meinte er in den Wirren der Zeit Alles erreichen zu können. Seine Schwiegermutter Adela war inzwischen gestorben und damit wohl die letzte Fessel gebrochen, die sein unbändiger Sinn zu tragen vermochte. Mit dem Markgrafen Heinrich von der Ostmark, dem nun zur Selbständigkeit gediehenen Sohne Adelas, gerieth er hart an einander, und wie nach der Mark seines Schwagers trachtete er nach der Herrschaft über ganz Sachsen, ja über das ganze Reich. Wie mit dem Kaiser, trieb er auch mit dem Gegenkönig ein schmähliches Spiel, um selbst die Krone für sich zu gewinnen.

Dem Ehrgeiz Ekberts kam nur seine Treulosigkeit gleich. Als der Kaiser im Sommer 1085 mit Heeresmacht gegen Sachsen anzog und jeder Widerstand gegen ihn unmöglich war, ging er ihm entgegen und heuchelte eine friedliche, unterwürfige Gesinnung, obwohl sein Herz nur auf Verrath sann. Der Kaiser, eine fast unerklärliche Zuneigung zu diesem bösen Vetter hegend, schenkte den Worten desselben Glauben, verzieh ihm und beließ ihm sogar die Mark Meißen. Aber kaum hatte sich Ekbert entfernt, so schürte er schon von Neuem den Aufstand; es kam ihm zu Statten, daß die sächsischen und thüringischen Großen, als die versprochene Rückgabe der eingezogenen Güter nicht erfolgte, in das alte Mißtrauen gegen den Kaiser verfielen, ja sogar die Meinung verbreitet war, daß er wie die Bisthümer, so auch die Grafschaften Sachsens mit seinen Anhängern besetzen wolle. Bald stand Ekbert an der Spitze einer ausgebreiteten Verschwörung und sammelte ein Heer um sich. Mit demselben wolle er, glaubte man, den Kaiser lebendig oder todt in seine Gewalt bringen; am Hofe hörte man warnende Stim-

men. Heinrich hatte sein Heer entlassen, mißtraute nicht ohne Grund dem Volke, in dessen Mitte er sich befand, und fand rathlos keinen anderen Ausweg, als schleunige Entfernung. Flüchtig, wie einst im August 1073, verließ er abermals im September 1085 Sachsen, und hinter ihm erhob sich sogleich von Neuem aller Orten die Rebellion. Der Gegenkönig kehrte mit Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt nach Sachsen zurück. Die Hoffnung auf die gütliche Beseitigung der Reichsspaltung, auf die Herstellung eines allgemeinen Friedens war damit vorläufig vereitelt. Der Kaiser mußte wieder zu den Waffen greifen; denn er sah, nur mit Waffengewalt war Sachsen zu unterwerfen.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Flucht des Kaisers im ganzen Reiche Aufsehen erregte und seine kaum gewonnene Autorität abermals tief erschütterte. Aus Sachsen flüchtig, nahm er seinen Weg zunächst nach Franken. Hier erhielt er üble Nachrichten aus Baiern, die ihn um so mehr bewegten, als bisher kein Land treuer zu ihm gehalten hatte. Aber auch hier zeigte sich jetzt Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit, namentlich im Salzburgischen.

Der junge Erzbischof Berthold war kaum eingesetzt, als er seine Macht einen seiner mächtigsten Vasallen schwer fühlen ließ. Es war dies der Graf Engelbert, ein Bruder des Erzbischofs Hartwig von Magdeburg. Berthold hatte mit Engelbert vor Jahren eine blutige Fehde gehabt: einer seiner Brüder war erschlagen, er selbst mit seinen Gefährten in Gefangenschaft gerathen und hatte im Kerker schmachten müssen, bis ihn König Heinrich ausgelöst hatte. Um Rache zu üben, verheerte er jetzt Engelberts Besitzungen in Kärnthen. Aber der Graf wußte ihm zu begegnen. Mit seinen Anhängern besetzte er Salzburg, und nur die Feste, die mit Lebensmitteln reichlich versehen war, wurde für den Kaiser und Berthold vertheidigt. Sobald der Kaiser von diesen Vorgängen erfuhr, suchte er durch Gesandte eine Ausgleichung zwischen dem Bischof und dem Grafen herbeizuführen. Dieser Versuch scheiterte, und der Kaiser maß die Schuld besonders dem Bischof bei; er begünstigte fortan den Grafen, unterstützte ihn gegen seine Feinde und vermehrte seine Lehen; um so mehr glaubte er auf die Beihülfe des Grafen in dem bevorstehenden Sachsenkriege und auf dessen Treue in allen Fährlichkeiten rechnen zu können. Er täuschte sich darin, wie sich später zeigte; denn Engelbert blieb dem Kaiser feind, der ihm Berthold zum Lehnsherrn gesetzt hatte. Nichtsdestoweniger erschien er, als der Kaiser

im November nach Regensburg kam, vor demselben und versprach mit den andern baierischen Fürsten und Grafen acht Tage nach Epiphanias gegen die Sachsen ausziehen zu wollen.

Der Kaiser eilte die Schmach, die ihm in Sachsen angethan war, zu rächen und dem weiter greifenden Abfall zu steuern. Gegen Weihnachten begab er sich in die rheinischen Gegenden und rüstete in Worms und Speier ein stattliches Heer; besonders von den Bischöfen seiner Partei, gegen welche er sich sehr freigebig erwies, wurde die Mannschaft gestellt. Mitten im Winter, am 27. Januar 1086, brach er mit dem Heere auf und rückte mit dem Anfang des Februars in Thüringen ein. Er fand, wie er kaum vermuthet hatte, Ekbert auf das Beste gerüstet. Mit einem zahlreichen, aus Sachsen und Thüringen gesammelten Heere trat der Markgraf dem Kaiser entgegen und wehrte ihm den Eingang in Sachsen. Am 7. Februar hielt der Kaiser über den Abtrünnigen zu Wegmar (bei Gotha) Fürstengericht; als ein offener Feind des Reichs und des römischen Kaiserthums wurde die Acht über ihn ausgesprochen, seine Güter und Lehen eingezogen, die Grafschaften des Oster- und Westergaus in Friesland, welche er bisher besessen, sogleich dem Bischof von Utrecht verliehen. Es gelang darauf dem Kaiser zwar noch in Sachsen einzudringen, verwüstend durchzog er das Land bis zur Bode, doch schon nach wenigen Tagen mußte er den Rückzug antreten. Die baierischen Herren, die ihm gefolgt, aber durch Engelbert ihm abtrünnig gemacht waren, verweigerten die Fortsetzung des Kampfes; überdies war der Aschermittwoch nahe, und die Bischöfe drangen auf Waffenruhe. So löste der Kaiser, nachdem die Bedingungen eines Waffenstillstandes zwischen den Fürsten von beiden Seiten vereinbart waren, sein Heer in der Mitte des Februars auf und kehrte durch Franken nach Baiern zurück, um in Regensburg das Osterfest (5. April) zu feiern.

Während der Kaiser in Regensburg verweilte, trat nun auch der Aufstand in Baiern offen hervor. Die Abtrünnigen bemächtigten sich der Stadt Freising, nachdem sie mit List den Bischof Meginward für sich gewonnen hatten, und riefen Welf mit den Schwaben herbei. Darauf brachen sie gegen Regensburg auf, um den Kaiser in ihre Gewalt zu bringen; die Stadt wurde längere Zeit belagert, doch gelang es dem Kaiser — wir wissen nicht auf welche Weise — zu entkommen. Wurde auch Freising bald darauf von dem Herzog Friedrich von

Schwaben und dem baierischen Pfalzgrafen Rapoto wiedergenommen, blieb auch Regensburg in den Händen der Kaiserlichen, so war der Aufstand doch keineswegs bewältigt. Kaum hatten Friedrich und Rapoto Freising den Rücken gewendet, als die von ihnen dort zurückgelassene Besatzung vertrieben wurde und die Stadt abermals in die Gewalt der Rebellen fiel. Auch im Salzburgischen gewannnen die Aufständischen die Oberhand; wenige Monate später konnte Erzbischof Gebhard, von dem Grafen Engelbert und vielen Vasallen seines Stifts eingeladen, nach langer Verbannung nach Salzburg zurückkehren; Altmann von Passau und Meginward von Freising gaben ihm das Geleit. Die vom Kaiser in Salzburg und Passau eingesetzten Gegenbischöfe hatten Mühe sich zu behaupten. Wie schon längst Schwaben, so war nun auch Baiern von Fehden erfüllt; überall floß Blut, und die Schranken, welche der Gottesfriede dem Morden gezogen hatte, wurden kaum noch geachtet. Durch den neuen Abfall Sachsens hatten auch die Verhältnisse des oberen Deutschlands unerwartet eine für den Kaiser höchst ungünstige Aenderung erlitten.

Aber es stand Heinrich doch noch immer ein zahlreicher und sehr stattlicher Anhang zu Gebote. Dies hatte sich zu Mainz gezeigt, wo er — wahrscheinlich in der Fastenzeit — eine Synode und einen Reichstag gehalten hatte. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen hatten sich mit zwölf anderen Bischöfen und vielen Aebten eingestellt, aus dem Laienstande der Böhmenherzog Wratislaw mit seinem Bruder Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Liutold von Kärnthen, der Pfalzgraf Rapoto und viele andere Großen. Auch die Cardinäle, welche im vorigen Jahre bei den Mainzer Beschlüssen mitgewirkt hatten und seitdem in der Nähe des Kaisers geblieben waren, erschienen hier abermals als Legaten des apostolischen Stuhls. Die Verhandlungen werden sich auf die Durchführung der vorjährigen Beschlüsse, die Mittel zur Bewältigung des Aufstandes in Sachsen und im oberen Deutschland bezogen haben. Wir kennen das Ergebniß dieser Berathungen, so weit sie Deutschland betreffen, nicht näher. Ueberliefert sind nur zwei wichtige Bestimmungen dieser Versammlung, welche dem böhmischen Herzogshaus neuen Glanz verliehen: Herzog Wratislaw erhielt nämlich den Königsnamen von Böhmen und Polen; zugleich erlangte sein Bruder, Bischof Gebhard von Prag, der bisher dem Kaiser als deutscher Kanzler gedient hatte, die Wiedervereinigung der Diöcese

Olmütz mit dem Prager Sprengel, so daß ihm, wonach er längst gestrebt hatte (S. 227), nun die geistliche Jurisdiction über ganz Böhmen und Mähren zufiel.

Die Premysliden hatten in der letzten Zeit manches Mißgeschick erfahren: Oesterreich war von Wratislaw nicht behauptet, sein Neffe Swatobor-Friedrich war im Februar dieses Jahres bei einem Volksaufstande in Aquileja erschlagen und das reiche Patriarchat vom Kaiser dem Eppensteiner Udalrich, Herzog Liutolds Bruder, der schon vorlängst die Abtei St. Gallen erhalten und sich im Besitz derselben durch glückliche Kämpfe behauptet hatte, zuertheilt worden. Aber die Verluste schienen durch die größere Selbständigkeit der böhmischen Herrschaft und der böhmischen Kirche jetzt mehr als ersetzt; zumal auch die Mark Meißen, nachdem sie abermals Ekbert entzogen war, an Wratislaw zurückgegeben wurde. Wahrscheinlich ist damals auch Böhmen der bisher übliche Jahrestribut*) an den Kaiser förmlich erlassen worden; wenigstens findet sich später keine Spur mehr von seiner Zahlung. Der Besuch der Hoftage und die Leistung des Heeresdienstes blieben fortan die einzigen Verpflichtungen der böhmischen Fürsten gegen den deutschen König.

Mit der Krönung des neuen Böhmenkönigs war der Erzbischof Eigilbert von Trier beauftragt worden. Sie erfolgte zu Prag am Tage des heiligen Veit (15. Juni) in der Kirche desselben mit größter Feierlichkeit. Während Wratislaw und seine Gemahlin Swatawa, eine polnische Fürstin, gesalbt und mit dem königlichen Diadem geschmückt wurden, erhoben die Kleriker und Herren Böhmens den Ruf: „Dem hochherzigen und friedfertigen, von Gott gekrönten Könige von Böhmen und Polen Wratislaw langes Leben, Heil und Sieg!“ Schon nach wenigen Tagen kehrte der Erzbischof, reich mit Silber und Gold beschenkt, nach Deutschland zurück. Indessen war Gebhards Kapellan Albinus mit den Cardinälen, die damals zu Wibert zurückkehrten, über die Alpen geeilt, und der Gegenpapst bestätigte auf die Verwendung des Erzbischofs Wezilo die Aufhebung des Olmützer Bisthums und die Vereinigung seines Sprengels mit Prag.

---

*) Vergl. Bd. II. S. 349.

Dagegen weigerte sich Wibert die Königswürde Wratislaws anzuerkennen, da dieser früher für die von Rom ihm ertheilte Mitra einen Jahreszins gezahlt hatte (S. 226), die Mitra aber neben der Krone kaum noch einen Werth behielt und die Jahrgelder ohnehin ihm bisher vorenthalten waren.

Wenn sich der Kaiser den böhmischen Brüdern so willfährig erwies, so war dies nicht allein der Dank für große geleistete Dienste, sondern nicht minder ein Beweis, daß er der Unterstützung dieser Bundesgenossen jetzt am wenigsten entrathen zu können glaubte. In der That kam bei der schlimmen Wendung, welche die Dinge von Neuem genommen, viel auf die Treue Wratislaws an, der damals eine ungemein bedeutende Stellung einnahm. Diesem Böhmen schien gelingen zu sollen, was einst vor einem halben Jahrhundert sein Vater Bretislaw angestrebt hatte, die slawischen Stämme an der Elbe und Weichsel unter seinem Scepter zu vereinigen und damit eine weithin gefürchtete Obmacht in dem östlichen Europa zu begründen; zugleich hatte er einen Einfluß in Deutschland erlangt, wie Keiner seiner Vorfahren.

Schon früher ist darauf hingewiesen worden, wie der Sturz Boleslaws des Kühnen, welcher das Königthum in Polen hergestellt hatte, die Verhältnisse des Ostens umgestaltete (S. 515). Boleslaws Bruder Wladislaw-Hermann war zwar von der Szlachta als Herzog Polens anerkannt worden, hatte aber sogleich den königlichen Ehren entsagt. Nur im Anschluß an seinen Schwiegervater, den Böhmenherzog, konnte er sich in seiner Macht erhalten, die unablässig von Ungarn aus bedroht war. Denn war auch der vertriebene Boleslaw schon im Jahre 1081 dort gestorben, so hatte er doch in Mesco einen Sohn hinterlassen, der jetzt zu den Jünglingsjahren heranreifend die Tage des Exils bitter empfand, und König Ladislaw war schon in seinem eigenen Interesse eine neue Umwälzung in Polen zu unterstützen geneigt. Auch seine Herrschaft war ja wenig gesichert, so lange der Böhmenherzog und sein polnischer Schwiegersohn Nichts zu fürchten hatten, die zum Kaiser und dessen Schwager Salomo in gleich nahen Beziehungen standen. Schon 1081 hatte Salomo, ohne Zweifel von Böhmen aus unterstützt, einen neuen Einfall in Ungarn gemacht, und das Kriegsglück muß ihm nicht ganz ungünstig gewesen sein, da sich Ladislaw mit ihm Frieden zu machen und ihm Jahrgelder zu zahlen entschloß. Der

Friede war jedoch von kurzer Dauer gewesen; nach zwei Jahren hatte Ladislaw, um seine Herrschaft besorgt, Salomo in einen Kerker geworfen, dieser aber entkam der Haft und erwartete nun seine Herstellung von einer neuen Wendung der Dinge, während er ein abenteuerndes Leben im fernen Osten führte. Die steigende Macht des Böhmenherzogs konnte diese Wendung herbeiführen, konnte ihm sein früheres Reich zurückgeben.

Während die Herrschaft in Polen und Ungarn noch immer durch Prätendenten bestritten wurde, schlug Wratislaws Macht nicht nur in Böhmen, sondern auch in weiter Ferne tiefere Wurzeln. Der Titel eines Königs von Böhmen und Polen gab ihm unseres Wissens zwar in Polen keine unmittelbaren Rechte, aber er bezeichnete doch, daß der Kaiser den Vorrang, den sich Boleslaw unter den Westslawen durch die Ergreifung der Königskrone angemaßt hatte, auf Böhmen übertrug, und eine Fülle von Ansprüchen ließ sich mit der Zeit aus diesem Titel herleiten. Welchen Einfluß zugleich Wratislaw in Deutschland durch seine Theilnahme an den inneren Kriegen gewonnen hatte, läßt sich deutlich aus den Worten erkennen, welche Wezilo von Mainz an Wibert richtete, um die Erhebung des Böhmen zu rechtfertigen. „Wer hat“, sagt er, „in den Drangsalen unserer Zeit sich so vielen und so großen Gefahren für die Erhaltung des Kaiserthums, für die Würde des Reichs, für die Hoheit und Sicherheit Eures apostolischen Stuhls ausgesetzt, als der neue Böhmenkönig? Alle Ordnung, alle Obrigkeit und selbst die Religion wären unter die Füße der Widersacher getreten worden, wenn nicht seine Treue und Standhaftigkeit in Allem und vor Allem mannhaften Widerstand geleistet hätte. Darin stimmen Alle überein, daß er, wenn man ihm höhere Ehre und Gunst hätte ertheilen können, auch dieser vollauf würdig gewesen wäre.“

Vielleicht gab es damals keinen zugleich gefürchteteren und geachteteren Namen in Deutschland, als den des Böhmenfürsten. Schaudernd gedachte man in Schwaben der Verwüstung, welche seine Schaaren über das Land gebracht. Mehr als ein Mal hatten auch die Sachsen diesen Schaaren gegenüber gestanden, und sie wußten am besten, wie Viele unter den böhmischen Schwertern gesunken. In manchen Kirchen und Klöstern Deutschlands feierte man dagegen Wratislaw als den edelmüthigsten Wohlthäter, als die Blüthe fürstlicher Freigebigkeit. Die Schottenmönche zu St. Jacob in Regensburg und die bedrängten Brüder in Hersfeld

nahmen seine Hülfe in Anspruch; sie beteten Tag und Nacht für den Sieg seiner Waffen, für sein und seiner Kinder Seelenheil; Altmanns Kloster Götweih hielt ein Marienbild von griechischer Arbeit, welches der Böhme gesendet, in hohen Ehren. Angesehene Männer in Deutschland standen in seinem Dienst, wie der Pfalzgraf Rapoto von Baiern, der dafür jährlich die Summe von 150 Mark Silber von ihm empfing. Leicht begreift sich, welchen Werth es für den Kaiser in seiner schwierigen Lage haben mußte, Wratislaw auf das Engste an sich zu fesseln.

Die Bedrängnisse des Kaisers steigerten sich von einem Tage zum anderen. Schon hatte der Gegenkönig abermals in Sachsen ein Heer gerüstet und sich mit Welf und den Schwaben in Verbindung gesetzt. Man beschloß einen gemeinsamen Schlag gegen den Kaiser auszuführen; in den letzten Tagen des Juni sollte sich das sächsische Heer mit dem schwäbischen bei Würzburg verbinden, wo man dann eine große Tagfahrt zu halten gedachte. Gelang es den Feinden des Kaisers sich am Main festzusetzen, so war die Herrschaft des Kaisers auch in Ostfranken, und somit in allen Ländern diesseits des Rheins, im hohen Maße gefährdet. Noch rechtzeitig erfuhr Heinrich den Plan und ging selbst mit einem eilig zusammengerafften Heere nach Würzburg, wo wir ihn schon in der Mitte des Juni treffen; bald darauf verließ er die Stadt, indem er Herzog Friedrich die Vertheidigung übertrug, um selbst dem anrückenden schwäbischen Heere entgegenzutreten. Aber er fühlte sich nicht stark genug es anzugreifen, und so konnten sich der Gegenkönig und Welf unbehindert vereinigen und vor Würzburg rücken. Fünf Wochen vertheidigte Friedrich die Stadt, bis endlich der Kaiser mit einem Heer von 20,000 Mann, vornehmlich aus den rheinischen und lothringischen Bisthümern gesammelt, zum Entsatz anzog.

Sobald Hermann, Welf und Ekbert von dem Anrücken des Kaisers Kunde erhielten, zogen sie ihm von Würzburg aus zwei Meilen nordwärts bis Pleichfeld entgegen. Hier kam es am 11. August zu einer blutigen Entscheidung. Die Schwaben und Sachsen hatten sich zu derselben wie zu einem Glaubenskampfe vorbereitet. Nach Art der Mailänder hatte Welf seinem Heer ein Carroccio als Feldzeichen gegeben; auf einem hohen Maste, von dem eine rothe Fahne wehte, war ein Kreuz aufgerichtet, welches die Schwaben gegen den Feind führten. Mit feierlichem Gebet weihte der Erzbischof von Magdeburg die Krieger zum

Kampfe ein. Als derselbe beginnen sollte, saßen Herzog Welf mit seinen Schaaren und die Vasallen des Erzstifts Magdeburg von den Pferden ab, um zu Fuß zu kämpfen. Gleich der erste Anlauf auf das kaiserliche Heer gelang. Die Kölner und Utrechter Vasallen, welche den Vorstreit hatten, hielten nicht Stand; man glaubte, daß in ihrer Mitte Verräther seien. Ihre Flucht brachte Heinrichs Reihen in Verwirrung; nur zu bald wandten seine Ritter zum größten Theil den Rücken. Auch Heinrich selbst verließ, seiner Sinne kaum mächtig, den Kampfplatz; ein Verräther an seiner Seite soll ihm einen Schlag auf den Kopf versetzt haben, der ihm die Besinnung raubte. Nur das Fußvolk leistete herzhafte Gegenwehr und behauptete eine Zeit lang den Kampfplatz. Der Kaiser kehrte sogar noch einmal auf denselben zurück und schlug sich tapfer herum. Seine goldene Lanze, die bereits in den Händen der Feinde war, entriß er ihnen wieder. An neun Stellen wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft; neun hohe Leichenhaufen gaben von diesen Kämpfen Zeugniß. Aber der Schlacht eine günstige Wendung zu geben gelang den Kaiserlichen nicht mehr. Was sich noch aufrecht erhalten hatte, wandte sich endlich flüchtend dem Rheine zu, von Welf und den Sachsen verfolgt. Einen großen Theil seiner Schätze und Gewänder mußte der Kaiser den Schwaben und Sachsen belassen; noch schmerzlicher war, daß mehrere Feldzeichen den Feinden als Tropäen blieben.

Gerade fünf Jahre nach dem Tage von Höchstädt gewannen so der Gegenkönig und Welf einen neuen Sieg. Ihr Verlust im Kampfe war gering gewesen; nur dreißig Todte und Verwundete will man gezählt haben. Weit beträchtlicher war er auf der Seite des Kaisers, obwohl Keiner vom hohen Adel das Leben auf dem Schlachtfelde gelassen hatte. Aber wichtig vor Allem war der moralische Eindruck, welchen die Niederlage des Kaisers hervorrief. „Hier zeigt es sich", sagte Erzbischof Hartwig zu einem gefangenen Kleriker, „auf welcher Seite das Recht ist." Dieser Eindruck war bei dem ohnehin in Schwanken gerathenen Glück des Kaisers nur um so stärker. Auch Herzog Friedrich und Bischof Meinhard glaubten nun Würzburg nicht länger halten zu können. Sofort räumten sie die Stadt und schon am folgenden Tage zogen ungehindert die Sieger ein; nach fast zehnjährigem Exil kehrte der alte Bischof Adalbero wieder in seine Stadt zurück. Hermann von Metz und Gebhard von Konstanz gaben ihm das Geleit; dem Ersteren, aus

seinem Bisthum vertrieben, ging ein Hoffnungsstrahl auch für seine eigene Rückkehr auf.

Selten ist ein großer Erfolg schlechter benutzt worden. Statt sich Ostfrankens zu versichern und dadurch die aufständischen Bewegungen im oberen und niederen Deutschland in Verbindung zu bringen, begnügten sich die Sieger eine Besatzung in Würzburg zurückzulassen und zogen dann heimwärts; die Sachsen ohne den Gegenkönig, der die schwäbischen Schaaren begleitete. Er lebte dann einige Zeit in Konstanz bei Bischof Gebhard und in dem nahen Kloster Petershausen mitten unter den strengsten Gregorianern. Wir wissen nicht, welche Absichten er hier verfolgte; jedenfalls war wenig von ihm erreicht, als er noch vor Jahresschluß nach Sachsen zurückkehrte.

Inzwischen war Würzburg wieder in die Hand des Kaisers gefallen. Mit einem in Eile zusammengebrachten Heere war er im Herbst vor die Stadt gerückt, die ihm sogleich die Thore öffnete. Bischof Adalbero kam in Feindes Gewalt, und gern hätte der Kaiser ihn, seinen Pathen, trotz der Mainzer Beschlüsse in seiner bischöflichen Stellung belassen, wäre derselbe nur zu Zugeständnissen zu bewegen gewesen. Aber keine Nachgiebigkeit war von ihm zu erreichen. „Ihr könnt mich binden und tödten", sagte er, „doch nicht mit dem Gebannten zu verkehren zwingen." Der Kaiser entließ ihn darauf unter sicherem Geleit nach seiner Heimat, dem Traungau; dort hat Adalbero bald auf seiner geliebten Burg Weinberg, bald in dem nahen Lambach noch mehrere Jahre gelebt. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als den Bau und die Einrichtung des Klosters Lambach zu vollenden; am 15. September 1089 wurde das Kloster geweiht und damit ein Werk zum Abschluß gebracht, welches Adalbero durch mehr als drei Jahrzehnte mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt hatte. Der Umgang mit seinen alten Freunden, Altmann von Passau und Gebhard von Salzburg, verschönte die letzten Jahre dieses Mannes, der für seine Ueberzeugung schwere Leiden mit ungebrochenem Muthe getragen hatte. Nach Würzburg kehrte Meinhard zurück, starb aber dort bereits im nächsten Jahre.

Der Kaiser hatte sich, nachdem er sich Würzburg gesichert, wieder nach Baiern gewendet, um hier zunächst den Aufstand zu bewältigen; Welf und Bertholb eilten herbei, um ihre Anhänger zu unterstützen. Sie überfielen den Kaiser unerwartet bei der Belagerung einer Burg

und nöthigten ihn nicht nur das Land zu verlassen, sondern auch in die Berufung eines Fürstentags zu willigen, auf dem über die Wirren des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Dieser Fürstentag wurde auf die dritte Woche der Fasten 1087 nach Oppenheim ausgeschrieben, einem Orte traurigsten Andenkens für den Kaiser. Aber zu Verhandlungen, wie sie die Schwaben erwartet hatten, kam es dort nicht. Der Kaiser hielt die Großen, die ihm ihre Treue bewahrten, von dem Besuche des Tages ab, und die Aufständischen blieben so allein. Mochten sie nun auch über die Wirren des Reichs in die alten Klagen ausbrechen und die Schuld auf den Kaiser werfen, in der Lage der Dinge wurde dadurch wenig geändert. Die Aussichten Welfs trübten sich überdies, da sich die kaiserliche Partei in Baiern behauptete und ein neuer Angriff, den er bald darauf auf Augsburg unternahm, an dem Widerstand der Bürger scheiterte.

Die Lage des Reichs war jedoch so bedenklich, daß der Kaiser selbst wenig später die Hand zu Friedensunterhandlungen bot. Am 1. August kamen die Fürsten von beiden Seiten in Speier zusammen, und auch der Kaiser stellte sich ein. Die Verhandlungen zeigten aber erst recht, wie zerfahren die Dinge waren. Wohl schien es, als ob die Widersacher des Kaisers entschieden im Uebergewicht wären. Gerade damals erfuhren sie, daß ein Nachfolger Gregors eingesetzt sei, und diese Nachricht mußte den Muth der Partei heben. Auch traf eine Gesandtschaft des Ungarnkönigs ein, der ein Heer von 20,000 Reitern gegen den Kaiser versprach. Aber doch war auf der kirchlichen Seite nirgends Einheit und Zusammenhalt. Weder die Schwaben noch die Sachsen wollten den Gegenkönig, den sie sich gesetzt hatten, mehr anerkennen; sie erboten sich sogar, sich Heinrich zu unterwerfen, wenn er nur den über ihn verhängten Bann anerkennen und sich von demselben lösen wolle. Mit Entschiedenheit wies Heinrich diese Zumuthung zurück. So schied man erbitterter, als man zusammengekommen. Heinrich kündigte eine Heerfahrt gegen die Aufständischen auf acht Tage nach Michaelis an; die Sachsen und Schwaben erklärten, sie würden schon Michaelis im Felde stehen.

Zu der bezeichneten Frist zogen beide Theile nicht aus. In ihren Hoffnungen auf den Beistand des Ungarnkönigs sahen sich Welf und seine Anhänger getäuscht. Salomo hatte in dieser Zeit seinen Tod

gefunden*), und die inneren Kämpfe in Deutschland verloren fortan für König Ladislaw das unmittelbare Interesse. Die Schwaben ließen in diesem Jahre sogar ganz die Waffen ruhen. Die Sachsen suchte der Kaiser dagegen im Spätherbste auf; durch Krankheit behindert, zog er erst später, als er beabsichtigt hatte, gegen sie aus. Als er von Thüringen in Sachsen mit einem starken Heere einrückte, begegnete er keinem Widerstande an den Grenzen; die Böhmen hatten die Mark Meißen schon zuvor besetzt. Da warf sich Markgraf Ekbert, ehe es noch zu einem Zusammentreffen mit dem sächsischen Heere kam, in die Mitte der kämpfenden Parteien; er fühlte sich verloren, wenn der Kaiser in Sachsen Herr würde. Eilig sandte er Boten zu ihm und versprach ihm, wenn er seine Markgrafschaft und seine anderen Lehen zurückerhielte, sich zu unterwerfen; zugleich eröffnete er ihm abermals Aussichten auf eine friedliche Beilegung der sächsischen Wirren.

Wunderbarer Weise ließ sich der Kaiser abermals von dem treulosen Vetter verblenden. Er verabschiedete sein Heer, verließ Sachsen und ging nach Hersfeld zurück, wo Ekbert sich ihm zu stellen versprochen hatte. Wirklich erschien er hier, bekannte demüthig seine Schuld und gelobte für die Folge unverbrüchliche Treue; er machte sich zugleich dem Kaiser ganz Sachsen und Thüringen zu unterwerfen und für die Einheit des Reiches zu wirken anheischig. So sehr traute der Kaiser diesen Versprechungen, daß er ihm nicht allein die Mark und seine Grafschaften zurückgab, sondern auch die Pässe Sachsens und Thüringens in seiner Hand beließ. Aber schon am andern Tage erschienen Boten Ekberts mit der unerwarteten Botschaft, der Markgraf könne das Wort, welches er früher seinen Landsleuten gegeben, nicht brechen, seine Versprechungen deshalb gegen den Kaiser nicht erfüllen. Erzbischof Hartwig von Magdeburg und Bischof Burchard von Halberstadt, welche in der Nähe waren, sollen mit trügerischen Reden, indem sie ihm Aussichten auf die Königskrone eröffneten, den ehrgeizigen Fürsten zu diesem neuen Treubruch verleitet haben.

Der Kaiser begab sich nach Baiern, wo er das Weihnachtsfest gefeiert zu haben scheint. Zwei Tage nach demselben starb die Kaiserin

*) Salomo fiel im Jahre 1087 in einem Kampfe gegen das griechische Reich an der unteren Donau. Ein abenteuernder Kriegsmann, hatte er sich den Petschenegen angeschlossen, die damals im Kriege mit dem Kaiserreich des Ostens standen. Im Mai 1090 starb Ladislaws Gemahlin, die Tochter des Gegenkönigs Rudolf: damit zerriß das letzte Band zwischen ihm und den Aufständischen in Deutschland.

Bertha. Ihr Tod war für Heinrich ein unersetzlicher Verlust; was er in jungen Jahren gegen sie gefehlt, hatte sie ihn nie entgelten lassen, sondern alle Härte seines Charakters und alle Drangsale dieser stets bestrittenen Herrschaft mit der Geduld der Liebe getragen. So war es ihr gelungen, das Herz ihres Gemahls zu gewinnen; Heinrich erkannte und würdigte den Werth der trefflichen Frau und bewahrte das Andenken an sie um so treuer, je unglücklicher die Wahl seiner zweiten Gemahlin war. In der Kaisergruft zu Speier fand die treue Dulderin ihre Ruhestätte.

Bertha hatte die Krönung ihres älteren Sohnes Konrad noch erlebt. Im Anfange des Jahres 1087 war dieser, kaum dem Knabenalter entwachsen, von dem Anhange des Vaters zum König gewählt und am 30. Mai zu Aachen vom Erzbischof Siegwin von Köln gekrönt worden. Allerdings hatte diese Wahl nur für den Anhang des Kaisers Bedeutung; von den Gegnern desselben erkannte Keiner sie an. Und zu diesen Gegnern konnten sich leicht jetzt auch Männer gesellen, welche bisher die festesten Stützen des Kaisers schienen. Liutold von Kärnthen zog sich mehr von ihm zurück, und man beschuldigte den Herzog, daß er selbst nach der Krone strebe; sein Abfall würde den der ganzen Sippe der Eppensteiner nach sich gezogen haben. Noch besorglicher war, daß auch des Böhmenkönigs Treue verdächtig wurde. Wir wissen, daß er die Rückkehr des Bischofs Benno von Meißen, der vom Gegenpapst absolvirt war und Verzeihung vom Kaiser gewonnen hatte, in seinen Sprengel begünstigte und der von der Mainzer Synode eingesetzte Felix dort weichen mußte, wie auch daß er nach kurzer Zeit die Vereinigung des Prager und Olmützer Sprengels rückgängig machte und einen eigenen Bischof für Olmütz bestellte, wodurch er mit seinem Bruder Gebhard aufs Neue in Zerwürfnisse gerieth. Es liegt die Vermuthung nahe, daß Wratislaw sich durch die Art und Weise, wie der Kaiser über die Mark Meißen willkürlich verfügt hatte, tief verletzt fühlte. Er ließ eine Besatzung in der Mark zurück und ergoß sich in Beschwerden, daß er beim Kaiser nicht mehr die frühere Gunst genieße.

Ein Glück für Heinrich war, daß seine Widersacher, überall in ihrem Interesse gespalten, es zu einer gemeinsamen Action nicht bringen konnten. Dies zeigte sich am klarsten in Sachsen. Die Bischöfe, welche die ehrgeizigen Absichten Ekberts genährt hatten, ließen ihm bald keinen

Zweifel darüber, wie wenig sie sich ihm, dem Wortbrüchigen, Wort zu halten verpflichtet fühlten. Kaum waren sie der Gefahr entronnen, so schlossen sie sich aufs Neue dem Gegenkönige an und leiteten zugleich Verhandlungen mit dem Böhmenkönig ein, den sie jetzt auf ihre Seite zu ziehen hofften. Da erneuerte Ekbert seine Versprechungen dem Kaiser und bot ihm, um völlige Sicherheit für dieselben zu gewähren, Eide und Geiseln. In der That fand er auch jetzt noch Gehör, und seine Thaten schienen endlich einmal seinen Worten zu entsprechen; als der hitzigste Vertreter der kaiserlichen Sache trat er alsbald in Sachsen auf.

Um Bischof Burchard zu schädigen, brach Ekbert in der Fastenzeit 1088 in das Halberstädtische ein und verheerte weithin das Land. Der Bischof bat um Waffenstillstand bis zum Palmsonntag; bis dahin wolle er mit seinen Freunden zu Goslar unterhandeln, ob sie sich mit ihm dem Kaiser zu unterwerfen geneigt seien. Ekbert willigte ein, ging aber sogleich selbst nach Goslar und reizte die Stimmung der Einwohner gegen den Bischof, den er als den Hauptanstifter aller Wirren Sachsens nicht mit Unrecht darstellte. Am Dienstag vor Palmsonntag kam Burchard mit großem Gefolge nach Goslar, wo sich gleichzeitig Hartwig von Magdeburg, Konrad von Beichlingen, ein Sohn Ottos von Nordheim, mit mehreren anderen sächsischen und baierischen Herren einfanden. Sie sollen, als man am folgenden Tage in Berathung trat, zu fernerem Widerstande ermuthigt, dagegen Burchard sich entschlossen gezeigt haben aus dem Bisthum zu weichen und in die Verbannung zu gehen. Man trennte sich ohne festen Entschluß, um am anderen Tage die Berathung fortzusetzen.

Am anderen Tage hatten die Dinge eine andere Gestalt gewonnen. Gleich in der Nacht nach der ersten Berathung brach ein Aufstand in Goslar aus; die Einwohner griffen zu den Waffen und erfüllten die Straßen mit Getümmel. Einige Vasallen Burchards eilten herbei, wurden aber theils niedergemetzelt, theils in die Flucht getrieben. Die Aufständischen drangen in die Herberge des Bischofs ein und fanden ihn in einem festen Thurme betend in Todesangst am Boden liegen. Scheite und Steine wurden auf den wehrlosen Greis geschleudert; ein verruchter Mensch rannte mit seinem Speer gegen ihn an, ohne ihn jedoch sogleich zu tödten. Indessen hatten sich die zerstreuten Vasallen des Bischofs wieder gesammelt, und in den Straßen entbrannte ein nächtlicher Kampf; um die Wahlstatt zu übersehen, steckte man die umliegenden Häuser in

Brand. Da Alles nach der Brandstätte stürzte, wurde auch die Herberge des Bischofs von den Aufständischen allmählich geräumt. So gelang es den Halberstädtern wieder bis zu ihrem Bischofe vorzudringen und ihn auf einer Tragbahre aus Goslar zu schaffen. Man brachte ihn nach dem nahen Kloster Ilseburg; hier starb er, seine Seele noch in seinen letzten Gebeten dem heiligen Petrus befehlend, mit großer Fassung am folgenden Tage (6. April).

Burchards Tod hatte für den Kaiser und das Sachsenland eine außerordentliche Bedeutung. Der Bischof von Halberstadt, der an dem Hofe zu Goslar einst eine so wichtige Rolle spielte, hatte die königliche Autorität in Sachsen mehr, als irgend ein Anderer, untergraben. Fünfzehn Jahre hatte er den Aufstand geschürt, dreizehnmal war er selbst gegen Heinrich in den Kampf gezogen. Mit ihm ging endlich die Sippe Annos in Sachsen unter, und damit verlor der Widerstand der sächsischen Bischöfe gegen den Kaiser die bisherige Energie. Der Erzbischof Hartwig von Magdeburg verließ nicht nur alsbald die Sache, die er bisher vertheidigt hatte, sondern erbot sich sogar die abtrünnigen Fürsten dem Kaiser zu unterwerfen. Heinrich nahm ihn zu Gnaden an und beließ ihm zum großen Verdruß seines bereits bestellten Nachfolgers das Erzstift. Dem Beispiele Hartwigs folgten die Bischöfe von Merseburg und Naumburg; auch sie behielten ihre Aemter. Was war aus den Mainzer Beschlüssen und aus denen geworden, die in Folge derselben den Krummstab erhalten hatten?

Die Aussöhnung des Kaisers mit den sächsischen Aufständischen schien zweifellos; der Gegenkönig hatte deshalb keinen Raum mehr in Sachsen. Er verlangte nach seinem Geburtsland zurück, und der Kaiser ließ ihm gern den Weg dahin offen. Die Verhältnisse des lützelburgischen Geschlechts hatten sich hier vielfach verändert. Hermanns Bruder Konrad war im Jahr 1086 auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gestorben und sein Oheim Pfalzgraf Hermann um dieselbe Zeit abgeschieden; Beide hatten niemals dem Kaiser abgesagt, ihm nie um der falschen Krone willen, die in ihr Haus gekommen, die Treue gebrochen. Die Grafschaft Lützelburg war auf Konrads Sohn Heinrich übergegangen, die Pfalzgrafschaft auf jenen Heinrich von Laach, der sich schon früher im Dienste des Kaisers ausgezeichnet hatte. Bald nach seiner Rückkehr — am 28. September 1088 — fand auch der Gegenkönig den Tod. Bei dem Berennen der Burg Kochem an der

Mosel, die ihm den Einlaß verweigerte, verlor er durch einen Steinwurf von der Mauer das Leben; in Metz hat man ihn bestattet. Nicht im Kampf um das Reich, wie Rudolf, ist er gefallen, sondern in dem Bestreben, den ererbten Besitz aus dem Schiffbruch zu retten. Die Krone, die er sich hatte aufsetzen lassen, hat ihm wenig Ehre und noch weniger Freude eingetragen. Zweimal hat er allerdings seinem König und Herrn, gegen den er sich empört, eine empfindliche Niederlage beigebracht, aber jener war nach der Niederlage immer noch mächtiger, als er im Siege. Zwei Söhne überlebten ihn: Hermann, der Stammvater der Grafen von Salm, und Otto, der später Graf oder Pfalzgraf von Rineck genannt wird.

Der Kaiser war inzwischen selbst nach Sachsen gekommen, wo ihn die Fürsten als ihren Herrn und König empfingen. Er verlobte sich mit der Wittwe des im Jahre zuvor verstorbenen Markgrafen Heinrich von der Nordmark, der treu zu ihm gehalten hatte*). Diese junge Wittwe war die Tochter des russischen Großfürsten Wsewolod, deren fremden Namen Eupraxia oder Praxedis man in Sachsen in Adelheid umgewandelt hatte. Die üble, sonst in jedem Betracht unerklärliche Wahl des Kaisers wurde wohl durch Rücksichten auf die sächsischen Verhältnisse bestimmt; er wollte in diesem Lande, welches ihm so lange entfremdet war, durch die Verbindung mit einem einheimischen Fürstenhause festeren Boden gewinnen.

Auffälliger Weise hielt sich aber der Mann, der am meisten zur Aenderung der Verhältnisse beigetragen hatte, vom kaiserlichen Hofe fern. War es Mißmuth über unerfüllte Versprechungen, da die Böhmen noch immer die Mark Meißen besetzt hielten, oder Eifersucht gegen seinen jungen Schwager Heinrich, welchen der Kaiser in der Ostmark sicherte, oder hatten sich die Hoffnungen Ekberts auf die Krone seit Hermanns Rücktritt aufs Neue belebt: genug, der Markgraf spann abermals verrätherische Pläne, und seine Absichten waren dem Kaiser kein Geheimniß. Als sich Ekbert zu seiner Rechtfertigung am Hofe zu stellen verschmähte, ließ der Kaiser im Sommer 1088 über ihn zu Quedlinburg Fürstengericht halten. Graf Siegfried, ein Sohn Ottos von Nordheim, erklärte

*) Markgraf Heinrich aus dem Geschlechte der Stader Grafen war 1082 seinem Vater Udo in der Mark gefolgt. Nach Heinrichs Tode kam die Mark an seinen Bruder Liudiger Udo.

Ekbert für einen Reichsfeind, über den die Acht zu verhängen sei; Markgraf Heinrich mit seinen Standesgenossen erkannte für Recht, daß sein Schwager die Mark Meißen, alle seine Lehen und Güter verwirkt habe und diese dem Kaiser anheimgefallen seien. Diesem Urtheile stimmten die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Münster, Naumburg, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Merseburg und Bamberg, wie alle anwesenden Laienfürsten bei. Der Kaiser schickte sich darauf an, die Burgen des Markgrafen in Sachsen und Thüringen sogleich in seine Gewalt zu bringen. Wie er später behauptete, wollte er Ekbert nur demüthigen, um dann noch Gnade für Recht über seinen schlimmen Vetter ergehen zu lassen. Von Herzog Magnus, von Hartwig von Magdeburg und anderen sächsischen Fürsten unterstützt, zog er am 14. August vor Ekberts feste Burg Gleichen.

Gleichen wurde von Ekberts Leuten mit außerordentlicher Hartnäckigkeit vertheidigt; mehrere Monate lang lag der Kaiser vergeblich vor der Burg, die auf ihrer steilen Höhe aller seiner Angriffe spottete. Indessen hatte der Markgraf eine große Schaar entschlossener Leute aufgebracht und stürmte durch das Land, rücksichtslos die Anhänger des Kaisers verfolgend. Endlich rückte er vor Quedlinburg und belagerte hier die Aebtissin Adelheid, die Schwester des Kaisers, bei der sich auch die Braut desselben befand. Heinrich sandte Erzbischof Hartwig ab, um die Frauen zu befreien. Plötzlich aber brach Ekbert in Thüringen ein und rückte gegen Gleichen an, wo Heinrich, zu ernstem Kampfe wenig vorbereitet, noch sein Lager hatte. Ein Theil des Heeres war mit Hartwig nach Quedlinburg aufgebrochen, ein anderer bei der Nähe des Weihnachtsfestes nach der Heimat entlassen. Am heiligen Abend überfiel Ekbert die unzureichende Mannschaft des Kaisers und richtete ein großes Blutbad unter derselben an. Bischof Burchard von Lausanne, der Kanzler des Kaisers, welcher die königliche Lanze trug, sank unter dem Schwerte der Feinde; das heilige Abzeichen des Königthums kam in Ekberts Hände. Mit Burchard fielen mehrere andere Geistliche. Erzbischof Liemar von Bremen und der Graf Berthold, ein Liebling des Kaisers, geriethen in Gefangenschaft. Heinrich selbst mußte zum zweiten Male vor Ekbert sein Heil in der Flucht suchen. Er eilte nach Baiern. Zu Regensburg erklärte er am 1. Februar 1089 den Hochverräther aller seiner Habe und seiner Güter für immer verlustig, übergab die friesischen Grafschaften desselben aufs Neue dem Bischof Konrad von

Utrecht, gewann sich mit anderen Vergabungen neue Anhänger in Sachsen und Thüringen. Der Triumph über den Kaiser brachte aber Ekbert selbst wenig Gewinn. Sachsen wollte keinen Gegenkönig mehr, am wenigsten Ekbert, der bisher alle Parteien betrogen hatte.

Auch in Lothringen verlangte man nach Ruhe. Am erbittertsten war hier der Streit lange in Metz geführt worden. Der vom Kaiser eingesetzte Gegenbischof Walo hatte sich nicht behaupten können, und Brun, ein Sohn des Grafen Adalbert von Calw, war zu seinem Nachfolger bestellt worden. Aber auch er, ein wilder Mensch, war bald von den Metzern vertrieben worden, und der Kaiser gab ihn endlich selbst auf; Brun kehrte in seine Heimat zurück und warf sich dort auf die Seite der Gregorianer. Wenig später zog Bischof Hermann, der zuletzt eine Zufluchtsstätte bei der großen Gräfin gefunden hatte, von den Bürgern berufen, wieder in seine Stadt ein: er unterwarf sich dem Kaiser, ohne deshalb Wibert als Papst anzuerkennen. An dem großen Kirchenstreit hat er sich fortan nicht mehr betheiligt. Inzwischen war auch Dietrich von Verdun, der so oft Hermanns Zorn erregt hatte, gestorben (4. Mai 1089), und in Dietrichs Stelle wurde ein gewisser Richer gewählt, welcher aus der Metzer Kirche hervorgegangen war und den Ansichten Hermanns näher stand. Als sich der Kaiser im Sommer 1089 in den westlichen Gegenden des Reichs aufhielt, begegnete er nirgends hier einem Widerstande. Das Herzogthum Niederlothringen übertrug er um diese Zeit, nachdem es der junge König Konrad aufgegeben, an Gottfried von Bouillon. Nicht minder wichtig war die Verleihung des durch den Tod Siegwins erledigten Erzbisthums Köln an Hermann, den Kanzler des Kaisers, einen Verwandten des Erzbischofs Hartwig von Magdeburg. Der Kaiser feierte damals in Köln seine Vermählung mit Adelheid; die Krönung der Kaiserin vollzog, da Hermann noch nicht die Weihe erhalten hatte, der Erzbischof von Magdeburg, damals ohne Zweifel der einflußreichste Mann am Hofe.

Die Mainzer Beschlüsse waren so gut wie vergessen. Mit Wezilo von Mainz, der inzwischen gestorben und dem ein Thüringer, Ruthard mit Namen, gefolgt war, schienen jene Beschlüsse für immer begraben. Auch andere Bischöfe, deren Existenz mit ihnen zusammenhing, wie Meinhard von Würzburg, waren abgeschieden. Wie wenig der Kaiser sich noch an dieselben gebunden fühlte, zeigte die Stellung Hartwigs.

Mochte jener andere Hartwig, der sich aus dem Erzbisthum Magdeburg verdrängt sah, und die Hersfelder darüber in bittere Klagen ausbrechen, Thatsache war, daß die Einheit der deutschen Kirche nicht durch, sondern trotz jener Beschlüsse beinahe hergestellt war und die deutschen Bischöfe sich mit wenigen Ausnahmen Heinrich abermals unterworfen hatten. Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg und Adalbert von Worms, die alten Bundesgenossen Gregors, wollten freilich die veränderte Lage der Dinge nicht anerkennen, aber sie waren ohnmächtig und wankten dem Grabe zu; Gebhard von Salzburg war ihnen bereits durch den Tod entrissen.

Nur auf Schwaben konnte der neue Papst, der jetzt in die Fußstapfen Gregors trat, noch seine Hoffnung setzen, und auch hier nicht so sehr auf den Episkopat, wie auf die Laienfürsten, die sich um den Sohn König Rudolfs, um Welf und die Zähringer schaarten. Aber auch sie zweifelten bereits an dem Sieg ihrer Sache und begannen mit dem Kaiser zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen werden die Veranlassung gewesen sein, daß Heinrich einen Kriegszug gegen Ekbert, den er im Herbst 1089 von Franken aus antrat, schnell abbrach und nach Abschluß eines Waffenstillstandes in die fränkischen Gegenden zurückkehrte. Es war die letzte Unternehmung des Kaisers, um mit bewaffneter Hand sein Ansehen in Sachsen zur Geltung zu bringen; nur einmal noch, sechszehn Jahre später, hat er als Flüchtling wieder den sächsischen Boden betreten.

Ekbert ging auch ohne den Kaiser schon im nächsten Jahre zu Grunde. Niemand wollte zu ihm halten, nirgends gewann er Freunde: so wurde er Aller Feind und stürzte sich in den Kampf gegen Alle. Als er vor Hildesheim rückte und ihm durch einen glücklichen Streich Bischof Udo in die Hand fiel, gab er denselben nicht eher frei, als bis er ihm die Stadt zu übergeben versprach und für die Erfüllung dieses Versprechens Geiseln stellte; da Udo sich dann doch die Thore der Stadt zu öffnen weigerte, ließ Ekbert einem der Vergeiselten den Kopf abschlagen. Später überfiel er seinen Schwager Heinrich, den Markgrafen der Ostmark, wurde aber in die Flucht gejagt und irrte nun unstet umher. Schon rüsteten alle Herren Sachsens, um auf ihn wie auf ein Raubthier Jagd zu machen. Nirgends war er mehr sicher. Als er, um sich vor einem Unwetter zu bergen, eine einsame Mühle im Selkethal betreten hatte, wurde sein Versteck verrathen; Leute der kaiserlichen Partei

überfielen und erschlugen ihn hier (3. Juli 1090). Seitdem war Ruhe im Sachsenland. Mit Ekbert endete der Mannesstamm des sogenannten Brunonischen Hauses, einer von den sächsischen Königen abstammenden Nebenlinie, endete zugleich die männliche Nachkommenschaft der Kaiserin Gisela aus ihrer ersten Ehe. Die großen Erbgüter des Hauses, besonders Wolfenbüttel und Braunschweig, kamen an Ekberts Schwester Gertrud, in zweiter Ehe mit Heinrich dem Fetten, dem ältesten Sohne Ottos von Nordheim, vermählt*).

Niemand hatte einst durch Ekberts Fall mehr zu gewinnen gehofft, als König Wratislaw von Böhmen. Anders war es beschlossen. Die Mark Meißen erhielt nicht er, sondern der Markgraf Heinrich von der Ostmark. Ob Wratislaw gezwungen oder willig Meißen aufgab, wissen wir nicht; jedenfalls besaß er nicht mehr die Kraft es zu behaupten. Auch sein Stern war im Sinken. Die Aussichten auf eine weitreichende Macht, die sich ihm erschlossen hatten, verhüllten sich mehr und mehr; er mußte zufrieden sein, wenn er sich nur im eigenen Lande aufrecht erhielt.

Die Streitigkeiten des Böhmenkönigs mit seinem Bruder Gebhard gediehen so weit, daß dieser endlich Böhmen verließ und sich zu König Ladislaw nach Ungarn begab, wo er bald darauf sein Ende fand. Schon war auch Wratislaws Tochter, die Polenherzogin Judith, gestorben (1085), nachdem sie wenige Tage vor ihrem Tode ihrem Gemahl noch einen Thronerben geschenkt hatte. Mit ihrem Ende sank der Einfluß Böhmens auf die polnischen Angelegenheiten. Mesco, der Sohn König Boleslaws, kehrte, von Ungarn aus unterstützt, in die Heimat zurück, und Herzog Wladislaw mußte seinem Neffen eine ehrenvolle Stellung einräumen (1087). Starb der Jüngling auch nach wenigen Jahren, so gewann der Böhmenkönig damit doch wenig; denn der Polenherzog lehnte sich fortan unmittelbar an den deutschen Kaiser, mit dessen Schwester Judith-Sophia, der Wittwe König Salomos, er sich im Jahre 1088 vermählte. Als Wratislaw dann auch mit seinem Bruder Konrad von Brünn in Zwist gerieth, fiel selbst sein eigener Sohn Bretislaw von ihm ab und wanderte mit 2000 Anhängern nach Ungarn aus.

Der Böhmenkönig löste seinen Bund mit Kaiser Heinrich nicht, aber in die deutschen Angelegenheiten hat er nicht ferner eingegriffen. Es

*) Der erste Gemahl Gertruds war der im Jahre 1085 erschlagene Graf Dietrich von Katlenburg gewesen. Vergl. oben S. 607.

war ein Glück für unser Vaterland, daß es zunächst nicht mehr von böhmischen Horden durchzogen wurde. König Wratislaw fand am 14. Januar 1092 auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde den Tod; ihm folgte als Herzog in Böhmen sein Bruder Konrad. Den königlichen Namen erbte sein Nachfolger nicht; die mit demselben verbundenen Ehren hat er nicht in Anspruch genommen.

Die Beschlüsse der zweiten Mainzer Versammlung hatten, wie die der ersten, alsbald ihre Bedeutung verloren: trotzdem war die Reichsspaltung beseitigt, und auch der kirchliche Kampf ermattete in Deutschland. Schon gegen Ende des Jahres 1089 konnte sich der Kaiser mit der Hoffnung tragen, daß sich der ersehnte allgemeine Friede endlich würde aufrichten lassen.

8.

Wilhelm von Hirschau und der schwäbische Aufstand.

Schwerlich hat der Kaiser einen sehr gefährlichen Gegner jemals so beachtet, wie er es verdiente. Es war der Abt Wilhelm von Hirschau, ein der Welt scheinbar abgewandter Mann, der dennoch auf sie einen weitgreifenden Einfluß geübt hat. Er besonders hat den kirchlichen Kampf, als er zu ersterben drohte, im Gange erhalten und eine religiöse Bewegung hervorgerufen, welche für die Entwickelung der deutschen Verhältnisse überaus folgenreich wurde. Schon öfter ist Wilhelms Name von uns genannt worden, aber es scheint hier erforderlich, seine ganze Wirksamkeit bestimmter in das Auge zu fassen.

Wilhelm stammte aus einem baierischen Geschlecht und verlebte seine Lehrjahre im Kloster des heiligen Emmeram in Regensburg. Bei ungewöhnlicher Begabung für die Wissenschaften warf er sich in der Jugend mit voller Kraft auf die Studien und gewann schnell den Ruf eines ausgezeichneten Gelehrten. In den Disciplinen der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, welche das Quadrivium der Schule bildeten, habe bisher fast Niemand, meinte man, es ihm zuvorgethan. Jedenfalls gehörte er zu den wenigen Gelehrten seiner Zeit, die nicht lediglich das Ueberlieferte fortpflanzten, sondern auch auf Erfindungen

sannen. Er fertigte neue astronomische Instrumente an und gab der Flöte eine zweckmäßigere Gestalt. Selbst scheint er wenig geschrieben, lieber seinen Schülern die Aufzeichnung seiner Speculationen überlassen zu haben. Die Uebungen des Scharfsinns reizten ihn, befriedigten ihn jedoch nicht auf die Dauer; denn vor Allem war er Mönch, und ein so entschiedener Mönch, wie es wenige zu allen Zeiten gegeben hat. Ein christliches Leben mit seinen Brüdern im Kloster zu führen, von jedem hemmenden weltlichen Einfluß sich frei zu halten, war früh und spät seine Sorge; als er im Jahre 1070 als Abt nach Hirschau gerufen wurde, trat dann die größere an ihn heran, nicht nur sich, sondern auch Anderen ein vollkommenes Klosterleben zu schaffen.

In einer der schönsten Gegenden des unteren Schwarzwalds am Nagoldflusse hatte Graf Adalbert von Calw, ein Neffe Papst Leos IX., die verfallene Abtei Hirschau hergestellt und mit einigen Mönchen aus Kloster Einsiedeln, welches damals als Muster religiösen Lebens galt, zuerst besetzt. Aber seine Schöpfung wollte nicht recht gedeihen; der Graf entsetzte endlich unter Zustimmung der Mönche den Abt und berief Wilhelm aus Regensburg. Eine günstigere Wahl hätte nicht getroffen werden können; Wilhelm zeigte ein wunderbares organisatorisches Talent, und die bisher krankende Stiftung wurde unter seiner Leitung bald die blühendste in allen deutschen Ländern.

Allerdings war Wilhelm ganz zu einem Heros des Mönchthums geschaffen. Die hohe, unter den Klosterübungen ganz abgemagerte Gestalt, das langgezogene Gesicht von dunkler Farbe, der kahle Scheitel, die volltönende Stimme machten einen ungewöhnlichen Eindruck; diese Persönlichkeit verrieth einen Mann von eben so viel Kraft im Amte, wie Strenge gegen sich selbst. Wilhelm imponirte, zog aber durch die Schlichtheit seiner Natur zugleich jeden an. Bei einer unermüdlichen Thätigkeit, die von glänzenden Erfolgen gekrönt war, legte er doch auf sein eigenes Werk kein Gewicht, sondern sah in Allem nur die unmittelbaren Thaten Gottes. Die vollendete Selbstlosigkeit seines Thuns erzwang ihm die allgemeine Achtung; er beherrschte die Gemüther wie mit Naturnothwendigkeit. Er war eine streitbare Natur und ließ sich wohl im Streit trotz seiner Klugheit von blindem Eifer fortreißen, aber immer war es ihm dabei, wie jeder fühlte, nur um die Sache zu thun, welche ihm als Gottes Sache galt.

Wilhelms erstes Bemühen war Hirschau von jedem weltlichen

Einflusse frei zu machen. Es gelang ihm dies, und zur Sicherung der gewonnenen Freiheit stellte er sein Kloster unter den unmittelbaren Schutz des Papstes. Eine Reise, welche er deshalb im Jahre 1075 nach Rom unternahm, brachte ihn in unmittelbare Beziehungen zu Gregor, und als der große Streit um die kirchliche Freiheit ausbrach, trat der Abt von Hirschau sogleich als der offenste Anhänger der vom apostolischen Stuhle verkündigten neuen Lehren auf. Seine Bestrebungen berührten sich hier mit denen der Mönche von St. Blasien, welche ihr Kloster nach den Ordnungen von Fruttuaria kurz vorher*) auf Veranlassung der Kaiserin Agnes reformirt hatten. Als sich Gregor in den deutschen Gegenden eine ähnliche Volksbewegung, wie die lombardische Pataria, hervorzurufen bemühte, gelang es ihm nur in Schwaben, und die Schwarzwaldklöster waren die Mittelpunkte der Getreuen des heiligen Petrus. Von hier gingen die Mönche aus, welche gegen Heinrich und die ihm anhängenden Bischöfe Widerstand predigten; hier wurden auch zum Theil die Streitschriften gegen die Feinde des apostolischen Stuhls verfaßt; hier holten sich die päpstlichen Legaten und die Gegenkönige Rath; hier fanden alle aus ihren Sitzen von Heinrich vertriebenen Gegenbischöfe eine Zufluchtsstätte. Das stille Hirschau war gleichsam zu einer Rüstkammer des inneren Krieges geworden; Abt Wilhelm, welcher die Welt zu meiden suchte, war mitten in ihre Kämpfe hineingerissen.

Die Verwirrung aller Verhältnisse in Schwaben, die Gewissensbedrängniß bei der Unmöglichkeit im Weltverkehr die Gebannten zu meiden, der immer wachsende Hang zum Klosterleben wirkten zusammen, um den Zudrang zu den Schwarzwaldklöstern damals in unerhörter Weise zu steigern; namentlich geschah es in Hirschau, wo Wilhelm zwölf Brüder vorgefunden hatte und die Zahl derselben in einigen Jahren auf mehr als hundertundfünfzig stieg. Man bedurfte nicht nur weiterer Räume, sondern die neuen Verhältnisse verlangten auch neue Ordnungen. Wilhelm richtete jetzt seinen Blick auf die hochgepriesenen Einrichtungen Clunys, auf welche ihn besonders der päpstliche Legat Abt Bernhard von Marseille, als derselbe 1077 nach Hirschau kam (S. 447) und fast ein Jahr dort verweilte, verwiesen hatte. Wieder-

*) Um das Jahr 1070. Man vergleiche über die verwandten von Anno ausgehenden Klosterreformationen S. 152.

holt schickte Wilhelm deshalb Hirschauer Brüder nach Cluny, um alle Verhältnisse der französischen Congregation durch sie kennen zu lernen. Förderlicher, als diese Aussendlinge, war für ihn, daß ihm das Glück einen Jugendgenossen wieder zuführte, der selbst zu den Würdenträgern Clunys gehörte.

Es war Udalrich, der einer reichen Regensburger Familie angehörte und durch seinen Oheim Bischof Nitker von Freising früh zu einer vortheilhaften Stellung in der Kirche und zu Ansehen am Hofe Heinrichs III. gelangt war. Nach Nitkers Tode scheiterte aber das Glück des jungen Mannes; er sah sich verfolgt, zog sich zurück und wollte aus seinem Vermögen für sich und ihm geistverwandte Männer ein Kloster in seiner Vaterstadt gründen. Da jedoch der Regensburger Klerus hartnäckig seinen Wünschen widerstrebte, beschloß er endlich mit Gerald, dem Vorsteher der dortigen Domschule, die Stadt zu verlassen und nach Cluny zu gehen. Beide führten ihren Vorsatz aus, in dem sie sich noch durch eine Wallfahrt nach Rom bestärkt hatten, und fanden in Cluny bei Abt Hugo die freundlichste Aufnahme. Gerald wurde bald Prior in Cluny, schon nach wenigen Jahren Cardinal-Bischof von Ostia, und wir wissen, wie sich Papst Gregor seiner Klugheit und Erfahrung in den deutschen Verhältnissen bediente. Udalrich blieb im Dienste der Congregation, aber auch sie leitete seine Thätigkeit auf die Heimat zurück. Cluny ging damals mit dem Gedanken um, in den alemannischen Gegenden, wo ihm bereits mehrere Schenkungen zugefallen waren, ein Priorat zu begründen, und Udalrich besonders wurde mit der Ausführung dieses Plans beauftragt. Wiederholentlich ging er deshalb nach Deutschland und besuchte auf diesen Reisen auch Hirschau; etwa seit dem Jahre 1085 verweilte er dauernd in den alemannischen Gegenden als Prior des neuen Stifts, welches erst zu Grüningen, dann westlich vom Abhange des Feldbergs im Schwarzwalde seinen Sitz hatte und das man später nach seinem Namen genannt hat. Aus Udalrichs Munde erhielt Abt Wilhelm jede gewünschte Belehrung über Cluny: er erlangte überdies, daß ihm der Jugendfreund über die dortigen Einrichtungen Aufzeichnungen machte, und diese hat Wilhelm dann bei seinen Reformen und bei der Abfassung der Hirschauer Regel zu Grunde gelegt. Hirschau wurde so gleichsam das deutsche Cluny, wenn auch die festen Ordnungen der französischen Congregation sich den freieren Verhältnissen der deutschen nicht anpassen wollten.

Schon bestand in Cluny, wie in manchen italienischen Klöstern, die besondere Klasse der dienenden Brüder, die vorzugsweise zur Handarbeit bestimmt war und sich in Kleidung und Lebensweise von den anderen Brüdern unterschied. In Deutschland kannte man sie bis dahin nicht, aber in Hirschau und in St. Blasien wurde sie nun eingeführt und gewann bald eine große Bedeutung. Nicht allein niedere Leute schlossen sich beiden Klöstern an, sondern auch die vornehmsten Herren drängten sich zu den Mönchen. Markgrafen und Grafen sah man in der Mühle und in der Küche beschäftigt, ja selbst bei den Schweineheerden als Hirten; in schlichten Kleidern mit langen Bärten gleich den anderen niederen Laienbrüdern, die man als Bärtlinge zu bezeichnen pflegte, gingen diese Herren einher, die einst in der Welt geglänzt hatten. Besonders groß war der Andrang der Laienbrüder in Hirschau, und als das Kloster die zuströmende Masse nicht mehr fassen konnte, traten auch solche Personen in ein dienendes Verhältniß zum Kloster, welche außerhalb desselben Wohnung behielten und sich in ihrer Lebensweise von den Kindern der Welt kaum unterschieden.

Der Einfluß Hirschaus auf das ganze Schwabenland war durch diese Affiliirten in stetem Steigen; nicht minder wuchs er durch die Colonien, welche Abt Wilhelm aussandte. Zuerst wurden die St. Gregorius-Zelle im Murgthal und St. Georgen an der Donauquelle begründet, dann Zwiefalten und Weilheim unter der Teck. Und noch wichtiger, als diese Neugründungen, war die durchgreifende Reformation des Klosters Schaffhausen, welche Wilhelm um 1080 vornahm und nach deren Beendigung er die Leitung der Abtei seinem eifrigsten Schüler Siegfried übertrug; unter diesem stieg die Zahl der Mönche und Laienbrüder auf dreihundert, und Schaffhausen wurde neben Hirschau und St. Blasien eine der festesten Burgen der Gregorianer. In ähnlicher Weise ist einige Jahre später auch das Kloster Petershausen bei Konstanz reformirt worden.

Schon sahen sich auch in andere deutsche Länder die Hirschauer Mönche eingeführt. So wurde Kloster Komburg bei Hall in Franken durch sie hergestellt. Dann ging eine große Colonie von fast fünfzig Brüdern, von Erzbischof Siegfried berufen, nach Hasungen in Hessen, mußte sich aber bald dort zurückziehen. In Thüringen fanden die Hirschauer zu St. Peter in Erfurt und in dem vom Grafen Ludwig begründeten Reinhardsbrunn einen günstigeren Boden. In Baiern

bediente sich Hazega, die Wittwe Graf Ottos von Scheiern, der Hülfe des Abts Wilhelm, um eine fromme Stiftung in das Leben zu rufen; erst in Baierisch-Zell begründet, wurde sie bald nach Fischbachau, dann nach Usenhoven verlegt, gewann aber erst später in Scheiern festen Bestand. Auch in das ferne Kärnthen drangen schon Wilhelms Mönche ein; der Graf Engelbert von Sponheim hatte sie dorthin gerufen, um das Kloster St. Paul im Lavanterthal zu begründen. Es war das eifrigste Bestreben Wilhelms, alle diese Colonien nah und fern als Priorate in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Hauptkloster zu erhalten, doch ist ihm dies nicht geglückt; die meisten Stiftungen stellten sich bald als selbständige Abteien neben das Mutterkloster, wenn sie auch mit ihm in einer gewissen Verbindung blieben, wie sich eine solche auch mit anderen Klöstern, wo man entweder die Ordnungen von Hirschau annahm oder einzelne Mönche von dort berief, in der Folge anknüpfte und erhielt. Die Hirschauer Mönche und ihre Ordnungen haben sich so weithin über Deutschland verbreitet, aber niemals hat sich eine gleich fest geordnete Congregation, wie um Cluny, um Wilhelms Kloster geschlossen.

Es war von nicht geringer Bedeutung, daß in derselben Zeit, wo in Lothringen die Einflüsse Clunys aufhörten oder doch merklich nachließen, nach dem Vorbilde der großen französischen Congregation eine ähnliche große Mönchsverbindung im Herzen Deutschlands in das Leben trat; um so einflußreicher wurde sie, als sie bei dem inneren Kampf sich sogleich in die entschiedenste Opposition gegen das Kaiserthum warf, ganz auf die neuen von Rom aus verbreiteten Ideen einging. Mit Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg, Adalbert von Worms harrte sie im Kampfe aus, als der Widerstand gegen Heinrich sonst zu ermatten anfing. Nie hätte sie Wibert, nie die in Folge der Mainzer Beschlüsse vom Kaiser eingesetzten Bischöfe anerkannt; vielmehr unterhielt sie in allen Diöcesen, so weit sie es vermochte, den Widerstand gegen die Eindringlinge und schürte den kleinen Krieg zwischen Bischöfen und Gegenbischöfen stets von Neuem an. Fast in allen deutschen Ländern sah man die Hirschauer Mönche, welche schon durch ihre weiten Kutten, ihre großen Tonsuren, ihre verzückten Mienen die Aufmersamkeit fesselten, den Aufstand gegen den gebannten Kaiser und die von ihm eingesetzten Bischöfe predigen.

Nicht überall haben die Hirschauer gleich leichten Eingang beim

Volke gefunden, aber in Schwaben haben sie in der That damals die allgemeine Stimmung beherrscht. Das ganze Leben des Volkes nahm hier eine mönchische Richtung. Nicht allein daß die alten und neugegründeten Klöster die um Aufnahme bittenden Laien nicht mehr bergen konnten, auch außerhalb derselben that man sich in Vereinen zusammen, die nach klösterlicher Weise eingerichtet waren und sich unter die Leitung eines Priesters oder Mönchs stellten. Die Männer verließen ihre Frauen, die Frauen ihre Männer, um solche Vereine zu bilden; ja ganze Dorfschaften führten bei sich ein gemeinsames Leben ein und unterwarfen sich einem Mönche oder strenggläubigen Priester. Ueberall im Lande entstanden diese „Brüderschaften des gemeinsamen Lebens", welche Papst Urban schon bei seiner Anwesenheit als Legat kennen lernte und bald nach dem Antritt seines Pontificats förmlich bestätigte; er wollte in ihnen eine Rückkehr zu den ältesten Formen der christlichen Kirche erkennen.

Wilhelm war dem Ende seiner rastlosen Thätigkeit nahe*); er hatte ein Feuer auf Erden anzünden wollen, und wahrlich es brannte. Wenn die Gregorianischen Principien zuletzt doch in Deutschland Geltung gewannen, so hat er nicht am wenigsten dazu beigetragen. Von den schwäbischen Klöstern aus, namentlich Hirschau, Schaffhausen und St. Blasien, ist der Streit gegen das Kaiserthum damals besonders fortgeführt worden, und die zahlreichen Colonien dieser Klöster in den folgenden Jahrzehnten haben eine ähnliche Erregung, wie sie damals in Schwaben herrschte, auch in andere deutsche Länder getragen. Wohin diese Mönche kamen, predigten sie Kampf auf Leben und Tod gegen den gebannten Kaiser und die von ihm eingesetzten Bischöfe, vor Allem gegen den Widerchrist in Ravenna, welcher die Einheit der Kirche zerrissen. Wie viel von Wilhelms Erfolgen man übrigens auch seiner Persönlichkeit und dem religiösen Triebe der Zeit zuschreiben mag, so beruhten sie doch auch zum großen Theil auf der Unterstützung, welche ihm und seinen Freunden die mächtigen Herren Schwabens angedeihen ließen. Der Gegenherzog Berthold von Rheinfelden, Welf und die Zähringer förderten auf alle Weise die Klöster des Schwarzwaldes, weil sie ihnen die wirksamsten Mittel boten, um Schwaben im Aufstand gegen den Kaiser zu erhalten.

*) Er starb am 5. Juli 1091.

Die Zähringer standen den Hirschauern auch in religiöser Beziehung nahe. Von den drei Söhnen Herzog Bertholds des Gebarteten, der während der Jugend des Kaisers einen so bedeutenden Einfluß übte, hatte der eine, Markgraf Hermann, in jungen Jahren Weib und Kind verlassen, um in Cluny den Mönchen als Laienbruder zu dienen, und war dort im Jahre 1074 gestorben *). Ein anderer Sohn Bertholds, Gebhard mit Namen, war früh in das Kloster Hirschau getreten, dann von Urban II. während seiner Legation in Deutschland im Jahre 1084 zum Bischof von Konstanz erhoben und geweiht worden. Nach dem Tode jenes Otto, der den Gregorianern so vielen Anstoß gegeben hatte (1086), gelang es dann Gebhard in dem Bisthum festen Fuß zu fassen, und bald fielen ihm neue Ehren und Pflichten zu, da ihn der Papst durch ein Schreiben vom 18. April 1089 zu seinem stehenden Legaten in Deutschland neben dem alternden Altmann ernannte. Ein geschickteres Werkzeug, um die kirchliche Bewegung in Schwaben zu erhalten und weiter zu verbreiten, konnte der Papst kaum wählen; denn Gebhard besaß nicht nur den Eifer, sondern auch die Macht, dem Stuhle Petri die größten Dienste zu leisten. Ihn unterstützte der ganze Anhang der Schwarzwaldklöster und vor Allem sein älterer Bruder Berthold, welcher die Hauptmasse der väterlichen Güter überkommen hatte; Berthold bekannte sich in die Hand seines Bruders als Vassall des apostolischen Stuhls und stellte damit Alles, was er hatte, in den Dienst des heiligen Petrus.

Welf fesselte dagegen nicht sowohl kirchliches Interesse, wie der Vortheil seines Hauses an die Hirschauer und die anderen Reste der Gregorianischen Partei. So nahe dieser auf deutschen Boden verpflanzte Lombarde Gregor VII. gestanden hatte, würde er doch in der Opposition gegen den Kaiser kaum ausgedauert haben, wenn es ihm nicht um den Wiedererwerb des Herzogthums Baiern zu thun gewesen wäre. Um sich den Zugang zu demselben zu öffnen, richtete er immer von Neuem seine Angriffe auf Augsburg und Bischof Siegfried, der mit bemerkenswerthem Eifer die kaiserliche Sache vertrat, und es war für ihn von nicht geringer Bedeutung, daß er endlich am 12. April 1088 nicht nur die Stadt durch einen nächtlichen Sturm einnahm, sondern auch Siegfried in seine Gewalt bekam. Er ließ die Mauern bis auf den Grund

*) Sein Sohn Hermann erbte die Besitzungen des Vaters und ist der Stammvater der Markgrafen von Baden.

abtragen und schleppte den Bischof mit sich fort. Der Gegenbischof Wigold kehrte in die Stadt zurück. Vermochte sich auch weder Wigold dort zu behaupten, noch nach seinem bald darauf eintretenden Ende dessen Nachfolger, so blieb doch Augsburg in Welfs Gewalt und Siegfried lag in dem Kerker zu Ravensburg; selbst als er im Jahre 1090 den Bischof gegen ein großes Lösegeld entließ, wagte sich Augsburg nur zögernd wieder auf die kaiserliche Seite zu schlagen. Auch in Baiern hatte Welf, wie wir wissen, inzwischen manche Freunde gewonnen, obschon der Kaiser hier noch immer die Oberhand behalten hatte. Hätte sich vom Drange der Verhältnisse Heinrich damals bestimmen lassen dem alten Widersacher sein Herzogthum zurückzugeben, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß er sich ihn, der des Kampfes schon müde wurde, versöhnt haben würde. Urban II. kannte Welf zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihn nur durch Aussichten auf große Erwerbungen für sein Haus der kirchlichen Sache erhalten könnte, und solche Aussichten eröffnete er ihm, indem er sich zum Vermittler einer politischen Ehe machte, welche die große Gräfin Mathilde mit dem welfischen Hause, zugleich die lombardische Pataria mit der religiösen Bewegung in Schwaben unmittelbar verband.

Es war vielleicht das schwerste Opfer, welches Mathilde der römischen Kirche gebracht hat, daß sie sich zum zweiten Mal zu einer Scheinehe hergab. Die erste war bereits vor dreizehn Jahren durch den Tod Herzog Gottfrieds des Höckrigen gelöst worden. Seitdem war ihre Hand wiederholentlich von italienischen und fremden Großen umworben worden, welche die reiche Erbschaft, von der man schwerlich wußte, daß sie der römischen Kirche bestimmt war, mehr anziehen mochte, als die Reize der verblühten Frau. Beharrlich hatte sie bisher alle diese Bewerbungen zurückgewiesen. Wenn sie sich dennoch jetzt, über vierzig Jahre alt, Welfs Sohn, einen siebzehnjährigen Jüngling, zu ihrem Gemahl zu nehmen entschloß, so konnte sie dazu nur das Interesse der Kirche bewegen. Den jungen Welf, wie seinen Vater und Großvater, den alten Albert Azzo II. (S. 192), verführte die Aussicht, die großen Erbgüter Mathildens den Estensischen Besitzungen hinzuzufügen. Im Jahre 1089 ging der junge Welf über die Alpen, um eine Ehe zu schließen, welche ihn dem Gelächter der Welt preisgab und den Ruf der großen Gräfin schmählich gefährdete, aber der kirchlichen Partei die größten Vortheile in Aussicht stellte.

Mathilde verlangte wenig mehr von ihrem Gemahl, als daß er entschlossen ihren Feinden begegnete; denn in der Lombardei hatte der Kampf inzwischen ununterbrochen mit wechselndem Glücke fortgedauert. Die Partei griff weiter um sich und verstärkte Mathildens Macht; auch die Bürgerschaften ihrer Städte, denen sie jetzt Privilegien über Privilegien ertheilte, ließen sich für sie die Waffen zu nehmen bewegen. Dagegen hatte der Kaiser, um den Widerstand der Wibertisten zu beleben, schon gegen Ende des Jahres 1087 den jungen König Konrad über die Alpen gesendet, und diese Maßregel scheint nicht ohne Erfolg geblieben zu sein; denn der junge Welf mußte sich, sobald er die Lombardei betreten hatte, in den Kampf gegen die Wibertisten werfen, und seine ersten Waffenthaten waren wenig vom Glück begünstigt. Die große Gräfin betrieb deshalb einen Waffenstillstand, der bis Ostern des nächsten Jahres (1090) bewilligt wurde.

Es war um dieselbe Zeit, daß Welf und die anderen schwäbischen Fürsten mit dem Kaiser die bereits erwähnten Friedensverhandlungen einleiteten. Sie kamen persönlich mit ihm zusammen; vielleicht in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest 1089 feierte. Sie versprachen sich ihm zu unterwerfen, wenn er Wibert aufgeben und sich durch einen Bischof der Gregorianischen Partei wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen lassen wolle; ohne Zweifel verlangten sie zugleich die Zurückstellung ihrer eingezogenen Güter und Lehen. Der Kaiser, den die Verbindung der großen Gräfin mit den Welfen mit nicht geringer Besorgniß erfüllt hatte, soll einer Verständigung mit den schwäbischen Fürsten nicht abgeneigt gewesen sein, aber manche Bischöfe, welche nach Wiberts Fall, da sie von Wibertisten geweiht waren, ihre Absetzung fürchteten, widersetzten sich mit Entschiedenheit dem Abkommen. Die Verhandlungen sind dann im Februar 1090 zu Speier abermals aufgenommen worden, aber nicht mit besserem Erfolg. Denn schon war der Kaiser selbst nach Italien zu gehen entschlossen, um den Bund zwischen Mathilde und den Welfen, zwischen den aufständischen Lombarden und Schwaben zu sprengen. Gegen Ende des März 1090 verließ er mit einem Heere den Deutschen Boden, nahm den Weg über den Brenner und war am 10. April in Verona. Er eilte gegen Mantua, den Hauptsitz der großen Gräfin, und begann bereits im Mai die Belagerung der Stadt. Nirgends war er bis dahin einem ernsten

Widerstande begegnet; die meisten Städte hatten ihm die Thore geöffnet, viele Herren der Lombardei ihn freudig begrüßt.

Unbekannt ist, welche Anordnungen im Einzelnen der Kaiser in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit traf. Wir hören zwar, daß der Pfalzgraf von Lothringen, Heinrich von Laach, zum Statthalter des Kaisers bestellt wurde, aber die Herzoge und Grafen scheinen durch die Autorität dieser Statthalterschaft wenig beschränkt gewesen zu sein. Im oberen Deutschland ließ Heinrich den inneren Krieg zurück. In Schwaben tobte der Parteikampf in alter Weise fort, und es machte wenig Eindruck, daß zwei hervorragende Führer der Aufständischen um diese Zeit den Tod fanden. Graf Hugo von Egisheim, der mächtigste Mann im Elsaß, wurde im Schlafgemach und an der Seite des Bischofs von Straßburg von den Leuten desselben erschlagen (4. September 1089). Der Gegenherzog Berthold von Rheinfelden starb am 18. Mai 1090, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Sein Tod vermehrte die Macht der Zähringer, da der größte Theil seiner Güter an seinen Schwager Berthold von Zähringen kam, der dann zwei Jahre später von den Aufständischen auch zum Herzog von Schwaben erhoben wurde. Wenn hier die kirchliche Partei im entschiedenen Uebergewicht blieb, so behauptet dagegen in Baiern die kaiserliche noch immer ihre überlegene Stellung. Wenn es auch zwei Jahre nach Gebhards von Salzburg Tod endlich im März 1090 gelang, ihm wieder einen Nachfolger in dem aus Hirschau herübergekommenen Thiemo zu geben, so konnte sich dieser doch nur mit Mühe gegen den kaiserlichen Gegenbischof behaupten, und auch der Bischof von Freising, der zu Welf hielt, schwebte in steter Gefahr. Noch günstiger stand die kaiserliche Sache in Kärnthen. Mochte Herzog Liutolds Treue in der letzten Zeit verdächtig geworden sein, er fiel doch nie vom Kaiser ab, und als er unerwartet im Jahre 1090 starb, folgte ihm im Herzogthume sein Bruder Heinrich, bisher Markgraf in Istrien, der gleich den anderen Eppensteinern zu der kaiserlichen Fahne hielt. In diesen Gegenden hatte des Herzogs Bruder Udalrich, der Abt von St. Gallen und Patriarch von Aquileja, die Autorität des Kaisers und seine eigene mit größerem Glück, als in Schwaben, stets zu behaupten gewußt.

War auch der innere Krieg nicht ganz bewältigt, so war doch durch den sechsjährigen Aufenthalt des Kaisers in Deutschland Erhebliches gewonnen. Der Gegenkönig Hermann war beseitigt; Ekbert hatte in

seine Stelle zu treten gesucht, aber damit nur den allgemeinsten Widerstand hervorgerufen; Welf hatte nicht einmal die Hand nach der Krone auszustrecken gewagt. Es gab nur einen König und Kaiser im Reiche, den auch der Episkopat mit wenigen Ausnahmen als seinen Herrn anerkannte; allein Gebhard von Konstanz besaß noch unter den Bischöfen eine zu fürchtende Widerstandskraft. Die sächsischen Fürsten, so lange die erbittertsten Feinde des Kaisers, waren auf seine Seite getreten; mit dem Billinger Magnus, mit den sächsischen Markgrafen, mit den Söhnen Ottos von Nordheim stand er in gutem Vernehmen. In Franken und Lothringen war der kaiserliche Name unangefochten. Das Schicksal des Welfen und der Zähringer und damit des schwäbischen Aufstands mußte sich jetzt in Italien entscheiden.

9.

Neue Erhebung des Papstthums.

Der Kampf mit der großen Gräfin.

Als der Kaiser zum dritten Mal die Alpen überstieg, hatte er nur die Vernichtung Mathildens und der Welfen im Auge. In der That hing an dem Kriegsglück der großen Gräfin und ihres jugendlichen Gemahls nicht allein die Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Deutschland, sondern auch die Zukunft Italiens und vor Allem des Papstthums war durch den Ausgang des Kampfes bestimmt. Mußten sich Mathilde und die Welfen dem Kaiser unterwerfen, so hatte die Pataria ihre Rolle ausgespielt, die Bischöfe der Lombardei unterwarfen sich dann von Neuem ihre Städte, Wibert setzte sich in Rom fest, und Urban II. blieb kaum eine andere Wahl, als die Reste der Gregorianischen Partei nach Frankreich zu flüchten, wo sie sich allgemach hätte auflösen müssen.

Das Schicksal hatte die Tochter der lothringischen Beatrix jetzt zur Schützerin des römischen Papstthums, der lombardischen Freiheit und der deutschen Fürstenmacht gegen das Kaiserthum erkoren. Eine ähnliche Stellung war ihr zugefallen, als einst ihr Stiefvater Gottfried

gegen den Vater des Kaisers eingenommen und nicht mit sonderlichem Glücke behauptet hatte. Sie trat in die Fußstapfen desselben, mit klarerem Blick ihr Ziel erfassend und mit festerem Schritt, obweil ein Weib, ihm zueilend. So gelang der großen Gräfin jetzt mehr, als einst dem großen Herzog. Eine unheilbare Wunde schlug sie dem deutschen Kaiserthum, eine Rächerin des Mißgeschicks, welches Hildebrand, ihren väterlichen Freund, betroffen hatte. Nicht immer hat sie Waffen gegen Heinrich gebraucht, deren sie sich rühmen durfte, aber mit Recht ist ihr nachgesagt worden, daß sie vor Allem die Freiheit der Kirche, wie sie die Gregorianer verstanden, im entscheidenden Augenblick gerettet habe.

Der Kampf nahm sogleich für Mathilde die gefährlichste Wendung. Unaufgehalten war der Kaiser bis vor Mantua gerückt und hatte sofort die Belagerung begonnen. Hier aber stieß er auf hartnäckigen Widerstand. Die Stadt war mit Lebensmitteln gut versehen, die Sümpfe des Mincio boten ihr Schutz, und die Bürgerschaft wurde durch neue Privilegien für ihre Herrin gewonnen. Heinrich sah sich zu zeitraubenden Maßregeln genöthigt, um den Trotz der Mantuaner zu beugen. Im Juni 1090 nahm er die Burg Rivalta am Mincio oberhalb Mantua, dann besetzte er den Thurm Governolo an dem Zusammenfluß des Mincio und Po, um die Zufuhr abzuschneiden, welche Mathilde, die inzwischen die Mauern Mantuas verlassen hatte, unausgesetzt der Bürgerschaft zugehen ließ. Das Leben in der Stadt wurde beschwerlich, doch an die Uebergabe derselben war noch nicht zu denken. Gegen Ende des Jahres ließ der Kaiser deshalb einen Theil seines Heeres vor Mantua zurück, um die Belagerung fortzusetzen, während er selbst sich mit dem Rest in die Gegenden am unteren Po begab und hier die welfischen Besitzungen verwüstete. Das Weihnachtsfest feierte er mit dem Gegenpapst in Padua und kehrte erst in der Fastenzeit 1091 in das Lager vor Mantua zurück. Durch die Noth bewältigt, fingen die Bürger jetzt nach elfmonatlicher Belagerung endlich an mit dem Kaiser zu unterhandeln. In der Nacht vom grünen Donnerstag (10. April) zum Charfreitag öffneten sie den feindlichen Schaaren, nachdem vorher der junge Welf, der Bischof und die ergebensten Freunde der großen Gräfin das Weite gesucht hatten, die Thore der Stadt, in welcher dann der Kaiser mit den Seinen die Ostertage verlebte.

Nachdem Heinrich eine Besatzung in Mantua zurückgelassen und einen deutschen Kleriker mit Namen Kuno zum Bischof der Stadt bestellt

hatte, zog er bald nach Ostern aus, um die benachbarten Burgen Mathildens zu unterwerfen*). Aber schon am 17. Mai war er wieder in Mantua, wo ihn ein großer Hofstaat umgab. Sein Sohn König Konrad hatte sich mit vielen italienischen Großen aus dem Mailändischen und der Romagna eingestellt, unter ihnen Albert, ein Bruder des Gegenpapstes; außerdem waren mehrere deutsche und italienische Bischöfe zugegen. Der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Konrad von Utrecht waren dem Kaiser über die Alpen gefolgt; zu ihnen kam jetzt auch Bischof Erpo von Münster, der von einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande heimkehrte. Der Kaiser besaß hinreichende Streitkräfte, um sich im Laufe des Sommers alle Burgen Mathildens diesseits des Po, mit Ausnahme von Piadena am Oglio und Nogara nördlich von Mantua, zu unterwerfen. Mathilde hielt sich auf ihren Festen im Apennin auf und suchte zunächst nur die Gebiete von Modena und Reggio vor feindlichen Anfällen zu schützen.

So große Erfolge des Kaisers blieben nicht ohne Wirkung. Schon im Anfange des Jahres 1091 hatte die kaiserliche Partei in Rom wieder völlig die Oberhand gewonnen und Wibert zurückgerufen. Urban II. irrte flüchtig in den Ländern der Normannen umher, und es war ein neuer harter Schlag für ihn, daß sein Schützer Jordan von Capua damals das Zeitliche segnete, zumal dieser Todesfall üble Verwickelungen in den Verhältnissen Unteritaliens hervorrief. Die Capuaner verweigerten Richard, Jordans Sohn, den Gehorsam, den sie bisher widerwillig genug dem Vater geleistet hatten, und die normannischen Herren Apuliens sahen die Verlegenheit des neuen Fürsten nicht ungern.

Nicht minder machte sich das Glück der kaiserlichen Waffen in Schwaben bemerklich. Mehrere vornehme Herren verließen die kirchliche Sache und achteten nicht darauf, daß sie dadurch nach der Meinung der Frommen im Lande dem Banne verfielen. Bald geriethen auch die Brüderschaften des gemeinsamen Lebens in Auflösung; es fruchtete wenig, daß sie der Papst noch mit dem Banne zusammenzuhalten suchte. Selbst Welf dem Vater wurde die Lage der Dinge bedenklich, und er versuchte seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Im August begab er sich mit anderen schwäbischen Fürsten über die Alpen und hatte mit dem Kaiser eine Zusammenkunft in Verona. Er wollte sich ihm unterwerfen,

*) Am 5. Mai war der Kaiser zu Bassano unweit des Oglio.

wenn die kanonische Besetzung des apostolischen Stuhls zugestanden und ihm, seinem Sohne und ihren Anhängern Alles, was ihnen widerrechtlich entzogen, zurückgegeben würde. Um dieselbe Zeit scheint ein merkwürdiges Gedicht entstanden zu sein, welches eine damals wohl weitverbreitete Meinung aussprach. Es sollten, meint der Verfasser, angesehene Bischöfe und gelehrte Juristen zusammentreten, um zu entscheiden, ob Urban oder Wibert der rechtmäßig gewählte Papst sei; sei es Keiner von Beiden, so solle eine neue Wahl getroffen und allgemein anerkannt werden, der Kaiser aber selbst den rechtmäßigen Papst in Rom einsetzen.

Heinrich war offenbar in der vortheilhaftesten Stellung: hätte er Wibert jetzt aufgegeben, so wäre jeder weitere Widerstand gegen seine Herrschaft in Italien und Deutschland fast unmöglich geworden. Aber wie konnte er den Gegenpapst fallen lassen, zumal in einem Augenblicke, wo sich dessen Macht in Rom eben wieder befestigte? Die Verhandlungen mit Welf zerschlugen sich deshalb, und nur erbitterter kehrte dieser, mit seinen Anerbietungen zurückgewiesen, nach Schwaben zurück. Neue Anstrengungen von seiner Seite, um den Aufruhr im Lande zu verbreiten, blieben nicht ohne Erfolg. Wenn er aber auch die Wahl eines neuen Gegenkönigs damals betrieb — mochte er nun sich selbst oder Berthold von Zähringen auf den Thron erheben wollen —, so scheiterten solche Bestrebungen vollständig. Es war schon viel, daß man in dem Zähringer wieder einen Gegenherzog gegen den Staufer in Schwaben einsetzte.

Als sich der Kaiser im September in Verona aufhielt, waren die Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg und Brixen bei ihm, außerdem Herzog Friedrich von Schwaben mit seinem Bruder Konrad, der baierische Pfalzgraf Rapoto, Konrad von Lechsgemünde und Friedrich von Bettendorf, wie auch König Konrad und der Markgraf Burchard, der Nachfolger jenes Albert, dem früher der Kampf gegen Mathilde übertragen war. Eine stattliche Kriegsmacht umgab den Kaiser, aber er glaubte derselben kaum noch in Italien zu bedürfen. Er beurlaubte den größten Theil seines Heeres, als er Verona verließ und sich in die Gegenden im Osten der Etsch begab. Mathilde wußte, daß er zu einem Kampfe wenig vorbereitet war, und sandte tausend Ritter über den Po, die mit der welfischen Macht verbunden leicht dem Kaiser einen schweren Schlag hätten beibringen können. Dieser war selbst

nicht ohne Sorge und wich acht Tage lang, um sich zu verstärken, mit großer Vorsicht jedem Zusammentreffen aus. Mathildens Ritter wurden endlich in Sicherheit eingewiegt, namentlich durch Hugo, den Oheim des jungen Welf, welchen der Kaiser gewonnen zu haben scheint. So scheiterte Mathildens Anschlag; ja der Kaiser überfiel unerwartet ihre Ritter bei Tricontai, südlich von Vicenza. Die ganze Schaar wurde kläglich zersprengt; Manche kamen im Kampfe um, andere fielen in Gefangenschaft, der Rest rettete sich durch die Flucht. Als Sieger kehrte der Kaiser um Weihnachten nach Mantua zurück, welches er durch die Bestätigung der von seinem Vater der Stadt ertheilten Freiheiten fester an sich zu fesseln suchte.

Während der ganzen Zeit von Weihnachten 1091 bis Pfingsten 1092 scheint sich der Kaiser, streng den Gottesfrieden beachtend, ruhig in Mantua aufgehalten zu haben. Hier investirte er am 4. Januar die neugewählten Bischöfe von Prag und Olmütz, die mit dem Pfalzgrafen Rapoto über die Alpen gekommen waren. Die am Hofe anwesenden Bischöfe, namentlich Erpo von Münster, machten Schwierigkeiten die Beschlüsse der Mainzer Versammlungen aufs Neue zu verletzen, aber der Kaiser sagte zu Erpo: „Laß mich nur thun, was mein Freund der Böhmenkönig wünscht; über das Andere wollen wir seiner Zeit berathen.“ Wichtiger noch war, daß der Kaiser um Ostern zu Mantua, auf Veranlassung des Patriarchen Udalrich, einem Mönch des Klosters St. Gallen, Arnold mit Namen, das Bisthum Konstanz ertheilte. Bald darauf zog Udalrich mit dem neuen Gegenbischof über die Alpen und begann aufs Neue seine alten Kämpfe gegen die Zähringer in Schwaben; er hoffte der Macht Gebhards, der als Legat Urbans den Aufstand unablässig schürte, mit Waffengewalt jetzt ein Ziel zu setzen.

Um diese Zeit hatte sich dem kaiserlichen Hause die Aussicht auf eine große Erbschaft in Italien und Burgund eröffnet. Am 19. December 1091 war hochbetagt die mächtige Markgräfin Adelheid von Turin verschieden. Ihre Söhne waren schon längere Zeil vorher, ohne männliche Erben zu hinterlassen, gestorben. Eine ihrer Enkelinnen war dem Grafen Friedrich, einem Sohne des Grafen Ludwig von Mömpelgard und der lothringischen Sophie*), vermählt gewesen. Diesen

---

*) Sophie war die Tochter Herzog Friedrichs von Lothringen, die Schwester der Beatrix, der Mutter der großen Gräfin. Vergl. Bd. II. S. 276.

Friedrich, den alle Verhältnisse seiner Familie — er war ein Vetter der großen Gräfin und seine Schwester Beatrix war des älteren Herzogs Berthold zweite Gemahlin gewesen — auf die kirchliche Seite verwiesen und der in den Kämpfen Italiens immer auf Seiten der Pataria gestanden, hatte man lange als den Erben Adelheids betrachtet, aber auch er hatte wenige Monate (29. Juni 1091) vor dem Tode der Gräfin das Zeitliche gesegnet und seine Ansprüche einem Knaben hinterlassen, welchen Mathilde und ihre Anhänger jetzt als den rechtmäßigen Erben der glänzenden Herrschaft auf beiden Seiten der Alpen ansahen. Aber Ansprüche auf dieselbe besaß auch der junge König Konrad, ein Enkel Adelheids von der Bertha, und die Umstände waren wahrlich nicht danach angethan, diese Ansprüche schlummern zu lassen. Der Kaiser sandte deshalb seinen Sohn mit einem Theil des Heeres aus, um sich in den Besitz der ihm zugefallenen Herrschaft zu setzen.

Während der junge König in den Alpengegenden beschäftigt war, brach der Kaiser selbst von Mantua auf, um Mathilde auch in ihren Burgen am Apennin anzugreifen. Im Juni ging er über den Po, und Mathildens Burgen im Lande am Tanaro, wie Monte Morello und Monte Alfredo, fielen schnell. Tapfer vertheidigte sich dagegen Monteveglio, so daß man zu einer förmlichen Belagerung schreiten mußte. Im August 1092 lag der Kaiser selbst vor der Burg; zu ihm kam hier Wibert, der dann längere Zeit in seiner Nähe verweilte. Trotz des Widerstandes der Burg war Mathildens Bedrängniß auf das Höchste gestiegen. Schon wurden ihre Vassallen abermals schwierig und drangen in sie mit dem Kaiser Frieden zu schließen; er würde ihn, wie sie betheuerten, gern gewähren, wofern sie nur Wibert als Papst anerkennen wollte. Fast nirgends konnte die muthige Frau auf ausdauernde Unterstützung rechnen; am wenigsten bei den Welfen, wie sie bereits hinreichend erfahren hatte. Sie schien dem sicheren Untergange entgegen zu gehen und ließ sich in der That in Verhandlungen mit dem übermächtigen Gegner ein.

Der Kaiser war, wie man erwartet, von den Waffen abzustehen bereit, sobald sich Mathilde von den Gregorianern lossagte und sich Wibert als dem wahren Nachfolger Petri unterwarf. Ein Vertrag wurde abgefaßt; er bedurfte nur noch der förmlichen Zustimmung Mathildens. Sie gerieth in die furchtbarsten Zweifel, ob sie diese Zustimmung ertheilen dürfe, und verlangte nach Rath. Was ihre weltlichen Vassallen verlangten, wußte sie: deshalb berief sie auf den Anfang September

mehrere Bischöfe, Aebte und Mönche nach Carpineta. Die Stimme dieser heiligen Männer sollte ihr Gottes Stimme sein. Aber auch von ihnen riethen die Meisten zu dem Vertrage, selbst der Bischof Heribert von Reggio. Um so entschiedener widersprach Abt Johannes von Canossa, und die tapfere Rede des Mönchs fand in der Brust der muthigen Frau den lautesten Widerhall; sie entschloß sich den Vertrag zu verwerfen. Es war eine entscheidungsvolle Stunde für die Geschichte des Papstthums.

Inzwischen hatte die Belagerung von Monteveglio ununterbrochen fortgedauert. Ein natürlicher Sohn des Kaisers blieb vor den Mauern der Burg*). Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß die Belagerung endlich aufgehoben wurde. Der Kaiser wandte sich darauf mit einem Theil seines Heeres zuerst nach Reggio, wo er mehrere Tage verweilte, dann schlug er die Richtung gegen Parma ein, verließ aber plötzlich die Straße und rückte auf Mathildens Bergfesten zu, welche sie selbst vertheidigte. Er besetzte sogleich Caviliano, in der Nähe von Canossa, welches er ebenfalls durch einen schnellen Ueberfall in seine Gewalt zu bringen gedachte; auch die Gräfin selbst mochte er dort zu fangen hoffen. In der That war Mathilde in Canossa, aber ein schneller Entschluß entriß sie der Gefahr. Nachdem sie eine Besatzung zurückgelassen, stieg sie mit dem Rest ihrer Mannschaft von der Burg herab und erreichte glücklich die unfern gelegene Feste Bianello. So nahe war sie an den kaiserlichen Schaaren, nur durch eine Schlucht von denselben getrennt, vorübergezogen, daß sie den Fußtritt der Feinde hörte. Kaum in Bianello angelangt, sandte sie ihre Mannschaft zurück, um Heinrich im Rücken zu bedrohen. Die von dem Abt Johannes ermuthigte Besatzung von Canossa wartete diese Hülfe nicht ab; als sie von Heinrichs Ausrücken hörte, wagte sie einen Ausfall, bei dem sie ein plötzlich eintretender Nebel unterstützte. Kühn stürzte sie sich auf die unvorbereiteten und ungeordneten Feinde. Es kam zu einem hitzigen Kampf, in welchem den Bannerträger des Kaisers, den Sohn des verstorbenen Markgrafen Albert, ein schweres unverschuldetes Mißgeschick traf. Durch einen Speer bedroht, bog er sich seitwärts und sank dabei, durch die Wucht seiner Rüstung herabgezogen, vom Pferde; das Banner entfiel ihm, ein

*) Der Kaiser ließ diesen Sohn später in Verona bestatten und ihm ein Denkmal setzen.

Kriegsknecht Mathildens hob es auf und brachte es nach Canossa, wo man es lange mit nicht geringem Stolze zeigte. So dicht war inzwischen der Nebel aufgestiegen, daß die Kaiserlichen nicht die Burg sehen, nicht Freund und Feind unterscheiden konnten. Heinrich entschloß sich endlich den Kampf abzubrechen und den Rückweg anzutreten. Zum zweitenmal war Canossa ein Ort traurigen Andenkens für ihn geworden.

Die nächste Nacht brachte der Kaiser in Bajano zu, dann zog er, sichtlich durch die letzten Vorgänge entmuthigt, über den Po zurück. Dieser Rückzug hob dagegen das gesunkene Selbstvertrauen der Vassallen Mathildens; bald überschritten auch sie wiederum den Po und gewannen mehrere Punkte in der Nähe von Mantua, wie Governolo und Rivalta, wieder. Es war im October 1092, daß das Glück des Kaisers diesen auffälligen Umschwung nahm. Mathilde frohlockte, daß sie dem Feinde entgangen war, und raffte alle ihre Kräfte zur entschlossenen Fortsetzung des Kampfs zusammen.

Die Nachrichten, die inzwischen von Deutschland einliefen, waren nicht geeignet des Kaisers trübe Stimmung zu heben. Nicht nur in Schwaben hatte sich die Partei Welfs wieder mächtig erhoben, auch in Baiern gewann sie jetzt breiteren Raum. In Salzburg setzte sich der Hirschauer Thiemo fest und weihte sogar Pfingsten 1092 dort mit Gebhard von Konstanz und Adalbert von Worms den streng kirchlich gesinnten Probst Udalrich von Augsburg zum Bischof von Passau, nachdem der eifrige Altmann am 8. August 1091 das Zeitliche gesegnet hatte. Schon hatte auch Welf mit den Sachsen neue Verbindungen angeknüpft und sich mit ihnen über eine Zusammenkunft verständigt, welche nur durch schwere Leiden, die durch eine Hungersnoth damals über das Sachsenland kamen, verhindert wurde. Die steigende Macht Welfs war es ohne Zweifel, welche den Kaiser veranlaßte mit König Ladislaw von Ungarn, der sich inzwischen von der Gregorianischen Partei losgesagt hatte, eine Zusammenkunft zu verabreden. Kurz vor Weihnachten brach er zu derselben auf, aber Welf sperrte die Päße, so daß der Kaiser die Rückkehr antreten mußte. Um dieselbe Zeit mißglückte der Versuch des Patriarchen Udalrich, Bischof Gebhard aus Konstanz zu vertreiben und den Gegenbischof dort einzuführen; die Bürger von Konstanz nahmen für den Zähringer Partei und wiesen Udalrichs Angriff mannhaft zurück. Die Sache des Kaisers in Schwaben und Baiern stand so bedenklich, daß er die Getreuen, die ihm aus jenen

Ländern über die Alpen gefolgt waren, zurücksenden mußte; auch die staufenschen Brüder und Pfalzgraf Rapoto kehrten damals, wie es scheint, in die Heimat zurück.

Noch war Heinrich in dem größten Theile der Lombardei Herr, bald aber sah er sich auch hier bedroht. Die Pataria, durch die Waffenerfolge des Kaisers eine Zeit lang niedergehalten, erhob sich plötzlich wieder und riß in mehreren Städten das Regiment an sich. So in Piacenza, in Lodi, in Cremona und vor Allem in Mailand. Die Bürgerschaften dieser Städte beschworen dann im Anfange des Jahres 1093 einen zwanzigjährigen Bund, um sich vereint gegen Heinrich zu vertheidigen. Es war der erste Bund italienischer Städte gegen die deutsche Herrschaft; ihm ist eine lange Reihe ähnlicher Vereinigungen gefolgt, welche den Verfall der Kaisermacht nicht am wenigsten herbeigeführt haben. Die verbündeten Städte besetzten sogleich die Alpenpässe, um dem Kaiser das Heranziehen neuer Streitkräfte aus Deutschland unmöglich zu machen.

Oft genug hatte Heinrich in seinem wechselvollen Leben einen raschen Umschlag in dem Gang der Ereignisse erfahren. Er kannte die Launen des Glücks und wußte sich gegen sie zu waffnen. Wie tief er oft gebeugt war, nie hatte man ihn bisher dumpfer Verzweiflung verfallen sehen. Aber die Schläge, die ihn jetzt schnell nach einander trafen, als er sich dem vollständigen Siege so nahe sah, vermochte doch auch sein zähes Herz nicht zu ertragen, zumal seinen Feinden gerade die verwundbarste Stelle desselben zu berühren gelang. Sie verleiteten Sohn und Weib zur Empörung gegen ihn, dem sie vor Allen Gehorsam schuldeten. Früh hatte leider der Kaiser gelernt, wie ihn der Verrath auf jedem Schritte umlauerte, wie weder die höchsten geistlichen noch die ersten weltlichen Würden des Reichs eine treue Gesinnung verbürgten; aber jetzt erst erlebte er, daß auch auf die Sohnespflicht und das Ehrgefühl des eigenen Weibes in diesen schweren Zerwürfnissen nicht zu rechnen sei und daß selbst die traurigsten Verirrungen in Zeiten so gewaltiger Gährung mit einem Heiligenschein umgeben werden. Es war die schmerzlichste Erfahrung, die er bisher gemacht hatte, und sie erfüllte seinen ohnehin argwöhnischen Sinn nur mit noch finsterem Mißtrauen.

Der Verrath Konrads und Adelheids.

König Konrad, damals 19 Jahre alt, war ein stattlicher Jüngling von außerordentlicher Schönheit, kühnen und freien Sinns. Streng gegen sich selbst, nachsichtig und freundlich gegen Andere, hatte er sich in Italien, wo er von früher Jugend an viel gelebt hatte, große Gunst gewonnen. Gern hatte man ihn in der Krone vor wenigen Jahren dorthin zurückkehren sehen; denn Niemand erlitt Hohn oder Gewalt von ihm, Vielen bot er ein freundliches Wort und eine hülfreiche Hand. Und nicht allein in Italien, auch in den deutschen Ländern erwartete man Großes von der Zeit, wo er einst die Herrschaft des Vaters überkommen würde. Man versprach sich von ihm Tage des Friedens, die Beendigung der Wirren, unter denen man schon so lange seufzte. Denn Konrad stand den neuen Ideen nicht so feindselig, wie der Vater, gegenüber. Die religiöse Bewegung, inmitten welcher er aufgewachsen war, hatte auch ihn ergriffen. Ein schwärmerischer Gemüthszug hatte sich früh in ihm, wie einst in dem Großvater, entwickelt, wie er denn in mehr als einer Beziehung Heinrich III. verwandten Geistes gewesen zu sein scheint. Ueber die Reform der Kirche, über die Stellung derselben zum Staate, über die Macht des apostolischen Stuhls hegte er andere Vorstellungen als der Vater, und vielleicht gerade deshalb, weil er mit den simonistischen Bischöfen Lombardiens so lange hatte verkehren müssen.

Eine ähnliche Meinungsverschiedenheit, wie einst zwischen Kaiser Konrad II. und seinem gekrönten Sohne, mag wohl längst zwischen Heinrich und seinem bereits erwählten Nachfolger obgewaltet haben. Kaum aber wäre es je zum offenen Bruch gekommen, wenn nicht persönliche Zerwürfnisse der übelsten Art hinzugetreten wären. Niemals hat Konrad sich über dieselben aussprechen mögen, und so ist ein undurchdringlicher Schleier über dieselben gebreitet worden. Nur vermuthen läßt sich, daß sie mit der zweiten höchst unglücklichen Ehe des Kaisers in Verbindung standen. Die junge Kaiserin sah sich bald von ihrem Gemahl mißachtet, welcher ihr die gebührenden Ehren verweigerte und sie fast wie eine Gefangene hielt. Der Kaiser scheint der ehelichen Treue der russischen Fürstin mißtraut und sogar ein verbrecherisches Verhältniß zwischen ihr und dem eigenen Sohne besorgt zu haben. Wie dem auch sei, das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war vergiftet,

und Mathilde war es, die dann dem unglücklichen Jüngling weiter die Wege zum Verrath zeigte. Sie gewann das Vertrauen desselben und brachte ihn mit den aufständischen Städten Italiens, mit den Welfen und Papst Urban II. in Verbindung. Auch die Intrigue verschmähte sie nicht, wenn sie dem Interesse der Kirche diente; in der Art, wie Mathilde in die häuslichen Verhältnisse Heinrichs eingriff, zeigte sie sich als ein rachesüchtiges Weib.

Der Kaiser erhielt von dem Verrath des Sohnes Kunde und wußte sich der Person desselben zu bemächtigen. Aber bald gewann Konrad die Freiheit wieder und trat nun offen auf die Seite der Feinde seines Vaters; auf dem abschüssigen Wege, auf den er gerathen war, gab es keinen Halt mehr. Wahrscheinlich war es um Ostern (17. April) 1093, daß der Verrath des jungen Königs offenbar wurde. Der Kaiser feierte das Fest in Pavia, wo er sich dann noch bis gegen die Mitte des Mai aufhielt. Manche italienische Großen waren um ihn, aber unseres Wissens von deutschen Fürsten und Herren nur der Patriarch Udalrich von Aquileja, der Bischof Meginward von Freising, der Markgraf Dietbold vom Nordgau, Heinrich von Oberndorf *) und Adalbert von Ortenburg **). Die großen Vergünstigungen, welche der Patriarch damals erhielt, zeigen die Hülfsbedürftigkeit des Kaisers; nicht nur eine neue Schenkung für St. Gallen machte er Udalrich, sondern gab der Kirche zu Aquileja auch die Mark Krain zurück, welche nach dem Tode des Patriarchen Sieghard anderweitig ausgethan war, und ertheilte ihr das Recht, den Bischof von Pola in Istrien zu bestellen.

Die Verzweiflung des Kaisers über den undankbaren Sohn und über die eigene Hülflosigkeit war so groß, daß er sich selbst, wie erzählt wird, den Tod geben wollte und nur der Zuspruch treuer Freunde ihn die Last des Lebens und der Herrschaft ferner zu tragen vermochte. Er zog sich in die Gegenden im Osten der Etsch zurück, wo ihm die Macht der Eppensteiner eine Zuflucht gewährte. Eine lange traurige und thatenlose Zeit folgte für ihn, in welcher sein ungestümer Geist alle Qualen der Hölle durchlebte.

Indessen waren die meisten Städte der Lombardei Konrad zugefallen. Von Mathilde und den Patarenern bewogen, hatte der Erzbischof Anselm von Mailand feierlich den Jüngling zu Monza zum

*) Oberndorf bei Donauwörth.

**) Ortenburg an der Drau.

Könige Italiens gekrönt und diesen Akt dann in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand wiederholt. Als Anselm noch in demselben Jahre (4. December) starb und Arnulf aus einer vornehmen Familie der Stadt zu seinem Nachfolger erwählt wurde, ließ dieser sich die Investitur von dem jungen Könige ertheilen*). Vielleicht daß Konrad noch die reißenden Fortschritte der Pataria aufhalten zu können meinte; aber wie wäre es möglich gewesen, da diese schon ringsumher triumphirte? Mathilde konnte im vollsten Siegesbewußtsein schwelgen. Italien schien dem Kaiser verloren.

Auch in Rom machte sich der Umschwung des kaiserlichen Geschicks fühlbar. Zwischen dem 20. und 24. November 1093 gelang es Urban in die Stadt zurückzukehren. Er kam ohne Heer und suchte bei den Frangipani Obdach. In einer ihrer Burgen bei Maria nuova gaben sie dem hartbedrängten und unter drückenden Schulden seufzenden Oberhaupt der Gregorianer Herberge; noch war die Engelsburg und der Lateran in den Händen der Wibertisten, wie der größte Theil der Stadt. Dennoch wußte sich Urban unter dem Einfluß der augenblicklichen Stimmung in Rom zu behaupten; ruhig konnte er dort das Christfest feiern.

Wibert war fern. Seit geraumer Zeit war er nicht von der Seite des Kaisers gewichen und beging jetzt mit ihm Weihnachten zu Verona. Unter dem Eindruck der letzten traurigen Ereignisse war auch sein Muth gesunken; er begann die Sache aufzugeben, die er bis dahin vertreten hatte, und war der päpstlichen Würde, die er zu behaupten verzagte, zu entsagen bereit. Aber Heinrich mochte einsehen, daß seine Widersacher jetzt kaum noch durch ein solches Opfer zu gewinnen gewesen wären, und verschmähte es. Wie weit der Haß derselben ging, sollte er gerade in diesen Tagen aufs Neue erfahren. Das Maß der Schmach, welche sie über ihn bringen wollten, war noch nicht voll. Wie sie vor Kurzem den Sohn zum Verrath geführt hatten, so benutzten sie jetzt sein Weib, um seinen Ruf vor der Welt zu vernichten.

Die Lage der Kaiserin mochte unerträglich geworden sein, und dies um so mehr, je schuldiger sie sich wußte. Schamlos hat sie sich bald selbst öffentlich des Ehebruchs angeklagt und sich nur damit zu rechtfertigen gesucht, daß sie der eigene Gemahl zu demselben verleitet habe.

---

*) Die Patarener, die von der königlichen Investitur Nichts wissen wollten, waren deshalb unzufrieden; auch Papst Urban II., der erst nach zwei Jahren Arnulf anerkannte.

War diese Anklage begründet, so ist für Heinrichs Verfahren kaum ein anderer Beweggrund denkbar, als daß er offenbare Beweise ihrer Schuld gewinnen wollte, um sich von ihr scheiden zu können. Ueberall war Adelheid von Wächtern umgeben; dennoch fand sie Mittel, eine Botschaft an die große Gräfin zu senden, um ihre Noth derselben zu klagen und ihren Beistand in Anspruch zu nehmen. „Da erkannte die neue Debora", sagt Mathildens Biograph, „daß der Herr Sissera in eines Weibes Hand übergeben." Ein Fluchtplan wurde gemacht und gelang. Der junge Welf brach mit einer bewaffneten Schaar auf, kam bald nach Weihnachten bis in die Nähe von Verona und nahm Adelheid, die ihren Wächtern entrann, in seinen Schutz. Die Ehebrecherin eilte zu der großen Gräfin, die sie mit den Ehren einer Kaiserin empfing. „Und nun schlug Jael dem großen Sissera den Nagel durch den Schlaf, daß er niedersank" *). Aller Welt bekannte jetzt Adelheid, daß sie, durch ihren Gemahl gezwungen, Ehebruch auf Ehebruch gehäuft. Heinrichs Schuld wurde, ohne sie zu untersuchen, geglaubt und Fluch über Fluch auf ihn geschleudert; das schwere und eingestandene Verbrechen des treulosen Weibes wurde gerechtfertigt, ja man suchte sie sogar als eine Märtyrin darzustellen.

So weit es möglich war, verbreitete man die traurigen Enthüllungen Adelheids, und die schlimme Absicht, die dabei leitete, wurde vollständig erreicht. Einst hatten die Sachsen sich durch die Aussprengung ähnlicher und noch boshafterer Gerüchte Heinrichs Namen zu schänden bemüht, aber nur halben Glauben gefunden. Jetzt waren die Umstände günstiger. „Wer von diesen Dingen hörte", sagt der Biograph Mathildens, „wurde mit Abscheu gegen die Secte des Königs und Wiberts erfüllt, und aller Orten erhob sich gewaltig die Partei des heiligen Petrus." Der Biograph frohlockt darüber, daß Mathilde mehr als Judith vollbracht, indem sie zweimal den neuen Holofernes erschlagen habe. In der That war es ihr geglückt, den gebannten Kaiser als den verworfensten Menschen, als einen Frevler vor Gott und den Menschen darzustellen. Wie mußten die Kämpfe der Zeit alle Gefühle verwirrt haben, wenn die keusche Gräfin, um Heinrich zu verderben, einem Weibe die Hand reichte, welche ihre Buhlschaften und ihren Verrath mit frecher Stirn vor der Welt bekannte!

---

*) Buch der Richter 4, 9. 21.

Urban II. war von der Flucht der Kaiserin schnell unterrichtet worden; er billigte Mathildens Verfahren, und die Nachwirkungen desselben traten bald auch in Rom hervor. Der Widerstand der Wibertisten erlahmte, und Urban bedurfte nur Geld, um sie sich zu erkaufen. Vierzehn Tage vor Ostern 1094 erbot sich ein gewisser Ferruccio, dem Wibert die Obhut des Lateran anvertraut hatte, Palast und Kirche, die seit Gregors Entfernung immer in den Händen der Wibertisten geblieben waren, gegen eine Geldsumme Urban zu überliefern. Ein Landsmann des Papstes, der Abt Gottfried von Vendôme, der sich gerade in Rom befand, beschaffte das Geld, und um Ostern zog das Haupt der kirchlichen Partei wieder in den Lateran ein; nur die Engelsburg und die Gegenden um St. Peter blieben noch in den Händen der Wibertisten. Jetzt erst schien Urban in Wahrheit der Nachfolger Petri, da er sich den Besitz Roms gesichert hatte. So fest hielt er seine Macht hier begründet, daß er sorglos im Sommer die Stadt verließ und zu Mathilde eilte, um den herrlichen Sieg der Kirche mit ihr zu feiern.

Worauf konnte der Kaiser in dieser trostlosen Lage noch anders seine Hoffnung setzen, als auf Deutschland? Aber es blieb ihm kein Zweifel, auch hier hatten sich für ihn die Verhältnisse in der letzten Zeit ungünstiger gestaltet; sein Mißgeschick hatte den Muth seiner Freunde gebeugt, seine Feinde gekräftigt und vermehrt. Die Macht Welfs war in stetigem Wachsthum. Um dieselbe Zeit, als Konrad den Vater verließ, überfielen mehrere baierische Herren, welche zu Welf hielten, Augsburg, richteten unter den Bürgern ein Blutbad an und vertrieben den Bischof Siegfried. Die Stadt blieb in Welfs Händen, der Gegenbischof Abt Eberhard von Kempten zog in dieselbe ein. Und schon hatte Welf auch in Baiern überall das Uebergewicht gewonnen; man sah ihn wieder als den rechtmäßigen Herzog des Landes an. Kaum war Konrad in Monza gekrönt, so ging Herzog Welf über die Berge, um dem neuen Könige seine Dienste anzubieten.

Auch in Oberlothringen erhob sich gleichzeitig mit Erfolg die kirchliche Partei. Bald nach dem Tode Bischof Hermanns (4. Mai 1090) hatten die Gregorianer den Trierer Dompropst Poppo, einen Bruder des Pfalzgrafen Heinrich, zu ihrem Bischof gewählt. Trotz der Stellung seines Bruders als kaiserlichen Statthalters hielt er zu den Gregorianern, und Papst Urban belobte die Wahl der Metzer. Die Gegen-

partei warf jedoch einen anderen Bischof auf, der sich eine Zeit lang behauptet haben muß. Denn erst in diesen Tagen, wo das Mißgeschick über den Kaiser hereinbrach, konnten die Metzer an die Weihe Poppos denken; sie erfolgte in der Fastenzeit des Jahres 1093 durch Hugo von Lyon und Gebhard von Konstanz. Offen sagten darauf die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun ihrem Metropoliten, Erzbischof Eigilbert von Trier, und dem Gegenpapst ab. Es wurde erreicht, was Hermann von Metz so oft vergeblich erstrebt hatte: die Kirche Oberlothringens erklärte sich für die Gregorianischen Grundsätze. Schon war auch Abt Rudolf mit den Mönchen von St. Vannes nach Verdun zurückgekehrt; Niemand verfolgte sie mehr in der Stadt, deren Bischof Richer sich erst jetzt (Ostern 1093) weihen ließ. Es geschah zu Lyon durch Erzbischof Hugo, jenen eifrigsten Gregorianer Burgunds und Frankreichs, dessen Einfluß sich bereits auch über Lothringen verbreitete.

Wohl versuchte der Kaiser dem weiteren Abfall zu steuern, doch konnte er, da seine Verbindungen mit Deutschland fast ganz abgeschnitten waren, wenig ausrichten. So sandte er im Jahre 1093 den Bischof Oger von Ivrea, der ihm seit Burchards Tode als Kanzler für Italien diente, über die Alpen, um in Augsburg eine Aenderung der Verhältnisse herbeizuführen. Es war vergeblich; denn schon an den Pässen wurde Oger von dem Gegenbischof Eberhard gefangen genommen. Glücklicher waren zwei andere Gesandte, welche zunächst Bischof Rupert von Bamberg aufsuchten und sich dann nach Sachsen begaben, um hier einem neuen Aufstande vorzubeugen. Aus einem Schreiben, welches sie über ihre Sendung alsbald an Heinrich gelangen ließen, erfahren wir Näheres über die dortigen Zustände. Der Kaiser fürchtete vor Allem die Söhne Ottos von Nordheim. Graf Heinrich der Fette, der mit Ekberts Schwester Gertrud vermählt war, machte Ansprüche auf Gredingen im Nordgau, welches einst Ekbert zugehört hatte, dann eingezogen und an den Bischof von Eichstädt verliehen war. Die Gesandten erklärten, daß der Kaiser, wenn er Gredingen an Graf Heinrich zurückgäbe, Nichts von ihm zu fürchten hätte, sondern derselbe vielmehr in allen Dingen für ihn eintreten würde; auch die Brüder Heinrichs wären leicht in der Treue zu erhalten, wenn der Kaiser sich so freigebig erweise, wie man ihnen Aussichten eröffnet habe. Die sächsischen Fürsten, berichteten sie weiter, hätten auf den 24. Juni eine Zusammenkunft verabredet, die sich aber vereiteln lassen würde; der Verrath

Konrads mißfalle Allen im Reiche, Freunden wie Feinden des Kaisers, und es sei, daß schweres Unheil aus ihm erwachse, nicht zu befürchten.

In Sachsen war in der That wenig zu besorgen. Das Volk war des Kampfes gegen den Kaiser längst müde und litt noch unter den Folgen der Hungersnoth; Viele verließen das Land, welches sie nicht ernähren konnte. Die Fürsten drückte die Herrschaft des fernen Kaisers nicht, und sie nutzten die Zeit, um ihre eigene Macht zu befestigen. Vor Kurzem hatte der Graf Konrad von Werla die Friesen angegriffen, aber im Streite mit ihnen den Tod gefunden; Graf Heinrich kämpfte damals eine Fehde in Westfalen aus; Herzog Magnus machte einen Versuch sich mit Hülfe von Godschalks Sohn Heinrich, der aus dem Exil zurückgekehrt war, der Herrschaft im Wendenlande wieder zu bemächtigen. In den sächsischen Bisthümern schien die alte Feindschaft gegen den Kaiser vergessen; selbst Werner von Merseburg, der kurz zuvor (12. Januar 1093) gestorben war, hatte sich in den letzten Jahren ruhig gehalten. Nur in Halberstadt, oder vielmehr im Kloster Ilseburg, gab es noch eine ungefügige Partei, welche den Abt Herrand zum Gegenbischof gewählt hatte. Herrand machte sich auf den Weg zu Urban II. und wurde von demselben geweiht, doch vergebens bemühte sich der Papst ihm Anerkennung zu verschaffen; der von der kaiserlichen Partei erwählte Bischof Friedrich blieb in der Gewalt. Auch alle Bemühungen Urbans, Erzbischof Hartwig wieder vom Kaiser abzuziehen, hatten keinen Erfolg. Die Zeiten, wo die Sache des h. Petrus den Sachsen die Schwerter in die Hand gegeben hatte, waren nicht mehr.

In anderen Theilen Deutschlands stand es freilich anders. „Ich wage Euch nicht zu verhehlen", schrieb Bischof Rupert von Bamberg an den Kaiser, „daß Eure Freunde und Feinde sich zu neuen Anschlägen zusammen thun und Eure schleunige Rückkehr zu uns dringend geboten ist, da Ihr persönlich ohne Schwierigkeit beseitigen werdet, was in Eurer Abwesenheit sich, wie ich fürchte, zu einem unheilbaren Uebel gestalten wird." Man sieht, Rupert wollte vorbeugen, daß der Kaiser sich durch den Bericht seiner Gesandten nicht in falsche Sicherheit einwiegen ließe. Und in der That nahmen die Dinge im oberen Deutschland eine sehr bedenkliche Wendung. Welf, der sich wieder völlig als Herzog von Baiern betrachtete und in der That hier mit fast unbegrenzter Gewalt herrschte, leistete in die Hand des Legaten dem heiligen Petrus förmlich einen Vassalleneid, wie es früher schon Berthold, der Gegenherzog von

Schwaben, gethan hatte. Auf einer Versammlung, die im November 1093 die meisten schwäbischen Fürsten und Herren in Ulm hielten, beschloß man in allen geistlichen Dingen fortan nur dem päpstlichen Legaten, in den weltlichen dagegen Herzog Berthold zu folgen. Zugleich wurde hier ein Landfriede beschworen, der vom 25. November dieses Jahres bis zum nächsten Osterfest und von da weiter auf zwei Jahre gültig sein sollte.

Der Ulmer Landfriede sollte, wie bestimmt wurde, alle diejenigen schirmen, die ihn beschworen hätten, besonders aber alle Mönche und Kleriker, die unter einem katholischen Bischofe ständen, alle Kirchen, Kirchhöfe und jedes kirchliche Eigenthum; ausdrücklich ausgenommen waren nur der Gegenbischof Arnold von Konstanz und seine Anhänger. Die Fürsten und Herren, welche den Frieden geschlossen hatten, ließen ihn in ihren Gebieten Mann für Mann beschwören, und da ihn Herzog Berthold mit bemerkenswerther Strenge aufrecht erhielt, waren seine Wirkungen in Schwaben, wo seit Jahren alle Ordnung entschwunden schien, sehr wohlthätig. Bald wurde er in anderen Ländern eingeführt. Nach Baiern verpflanzte ihn Welf, und bis nach Ungarn verbreiteten sich seine Satzungen. Auch in Franken und im Elsaß fanden sie Annahme, obwohl es mit der Durchführung hier weniger glücken wollte.

Nirgends zeigte sich deutlicher, wohin die weitere Entwickelung nach dieser Richtung führen mußte, als in Schwaben und Baiern. Der päpstliche Legat und die Herzoge, welche dem heiligen Petrus den Vassalleneid geleistet hatten, regierten geradezu diese Länder, wo die kaiserliche Autorität wie vernichtet war. Es gab im oberen Deutschland keine Gewalt, die größerer Anerkennung genoß, als die Gebhards von Zähringen, des Mönches von Hirschau, des Bischofs von Konstanz, des Legaten Urbans II. In der Woche vor Ostern 1094 hielt Gebhard eine große Synode in Konstanz, zu der sich viele Geistliche, zugleich die Gegenherzoge Welf und Berthold und zahlreiche Herren eingefunden hatten. Das strengste Verfahren gegen die verheirateten und simonistischen Priester wurde hier eingeschlagen, ihre Messen verboten, das Volk mit dem Banne bedroht, wenn es dieselben besuchen würde; über die Fastenzeiten wurden neue Bestimmungen getroffen und viele andere Sachen berathen. Auch die Sache der Kaiserin kam auf der Synode zur Sprache; man beklagte sie als eine große Dulderin und entschuldigte ihre Flucht, während man neue Schuld auf den Kaiser wälzte.

Wie weit diese Herren König Konrad als ihren Oberherrn anerkannten, ist unklar; wir hören nur, daß der Gegenbischof Eberhard über die Alpen ging, um sich von Konrad sein Bisthum bestätigen zu lassen, und daß er auf der Reise den Tod fand.

Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser herbeieilte, um seine Macht zu zeigen. Aber Italien jetzt verlassen hieß kaum etwas Anderes, als das Land aufgeben, Wibert und die Wibertisten dem Verderben überliefern.

Urbans II. und Mathildens Sieg.

Wie ein Bettler war Urban vor einem Jahre nach Rom gekommen, wie ein Sieger nach Kämpfen, die freilich Andere für ihn durchgefochten, verließ er im Sommer 1094 die Stadt und trat eine Reise an, die für die Geschichte des Papstthums epochemachend wurde. Noch vor Kurzem mied man ihn eher, als man ihn suchte; jetzt strömten zahllose Schaaren herbei, wo er sich zeigte.

Zunächst begab sich der Papst in die tuscischen Gegenden, die nun willig wieder die Herrschaft der großen Gräfin anerkannten. Am längsten scheint er in Pisa verweilt zu haben, der reichen, seemächtigen und kriegsmuthigen Stadt, durch ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen aller Orten gefeiert. Schon seit Jahren hatte diese glückliche Nebenbuhlerin Genuas und Venedigs Wibert abgesagt und sich Urban und Mathilden angeschlossen. Die Dienste, welche sie der kirchlichen Sache geleistet, waren nicht unbelohnt geblieben; Urban selbst hatte den von den Pisanern erwählten Daibert, obwohl seine Laufbahn den echten Gregorianern gerechten Anstoß gab, zum Bischof der Stadt geweiht und ihm dann (1092) auf Mathildens Wunsch die erzbischöfliche Würde ertheilt; alle Bisthümer Corsicas waren dem neuen Erzstift untergeordnet worden. Die Stadt und der Erzbischof wetteiferten jetzt ihre Dienstwilligkeit dem gütigen Papst zu bezeigen; ihre ganze Macht stellten sie ihm zu Gebote.

Von Tuscien aus ergingen nach allen Seiten die Einladungen des Papstes zu einer großen Synode, welche in der Fastenzeit zu Piacenza, im Mittelpunkt der Lombardei, gehalten werden sollte. Hier, wo die Kämpfe der Pataria mit der größten Erbitterung unter reichen

Strömen Blutes durchgefochten waren, wollte Urban sein Siegesfest feiern *).

Im Anfang des Februars 1095 ging der Papst über den Apennin und traf in der Lombardei mit der großen Gräfin zusammen, die ihn nicht wie den Nachfolger des h. Petrus, sondern wie den Apostelfürsten selbst aufnahm. Sie zog mit ihm nach Piacenza, wohin schon die Gläubigen von allen Seiten strömten. Am 1. März wurde die Synode eröffnet. Eine große Zahl von Bischöfen waren aus Italien, Frankreich und Burgund erschienen; aus Deutschland mindestens Thiemo von Salzburg, Udalrich von Passau und Gebhard von Konstanz. Um sie schaarte sich eine gewaltige Menge von Aebten mit ihren Mönchen, von Weltgeistlichen und Laien; man zählte gegen 4000 Kleriker und über 30,000 Laien. Auch die Letzteren hatten ja an den Kämpfen der Lombardei lebendigsten Antheil genommen, und es war natürlich, daß sie den Sieg mitfeierten. Keine Kirche konnte die Menschenmasse fassen, welche den Papst sehen und hören wollte; deshalb wurde die erste und dritte Sitzung der Synode auf einem offenen Felde abgehalten. Diesen Verstoß gegen kirchliche Sitte rechtfertigte man damit, daß Moses die Gebote Gottes unter freiem Himmel dem Volke Israel überliefert, Christus seinen Jüngern vom Berge gepredigt habe.

Die Simonie, die Priesterehe wurden aufs Neue verurtheilt, die Lehre Berengars von Tours, der längst bei den Todten weilte, abermals verworfen, vielfache Bestimmungen über die Fastenzeiten und andere kirchliche Dinge getroffen, das Verfahren gegen die zahllosen Excommunicirten in milder Weise geregelt. Wichtige Beschlüsse faßte so die Versammlung; besonders deshalb von Bedeutung, weil sie jetzt von einer siegbewußten Macht ausgingen. Nicht mehr eine leere Theorie, sondern eine greifbare Wirklichkeit schien nun die kirchliche Reform, welche vom Stuhle Petri im Kampfe mit dem Kaiserthum unternommen war.

Von nicht minderer Bedeutung waren die Verhandlungen, welche unmittelbar in die großen Welthändel eingriffen. Die Sache der Eupraxia fesselte vor Allem die allgemeine Aufmerksamkeit. Die kaiserliche Ehebrecherin erröthete nicht selbst vor diese zahllose Menge hinzutreten,

*) Der vom Kaiser eingesetzte Bischof Winrich von Piacenza war von den Patarenern bereits vertrieben.

um ihre Schuld offen zu bekennen, um größere Schuld auf ihren Gemahl zu werfen. Mitleid mit ihr, Abscheu gegen Heinrich erregten ihre Enthüllungen in der Versammlung. Der Papst erließ der Kaiserin jede Buße für ihre Vergehungen; gegen den Kaiser waren die Strafen der Kirche längst erschöpft, aber Haß ließ sich noch immer auf Haß häufen, die Wuth der Leidenschaft steigern — und welcher Sturm des Fanatismus wird sich in dieser Versammlung erhoben haben! Nachdem Eupraxias Bekenntnisse ihre Wirkung gethan hatten, wurde das schamlose Weib bei Seite geschoben. Die Russin kehrte bald darauf in ihre Heimat zurück und verbarg hier ihr elendes Dasein nur zu spät vor der Welt *).

Noch andere Aergernisse ähnlicher Art, welche gleichfalls tief in die politischen Verhältnisse eingriffen, beschäftigten die Synode, und bei ihnen zeigte sich der Papst nachsichtig genug. König Philipp von Frankreich hatte nach einer fast zwanzigjährigen und mit Kindern gesegneten Ehe die flandrische Bertha verstoßen (S. 169) und lebte seit längerer Zeit mit der schönen Bertrada, der entführten und verführten Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, in einer der Welt und der Kirche gleich anstößigen Ehe. Leider hatten sich Bischöfe in Frankreich gefunden, welche die Ehe einzusegnen sich nicht geschämt hatten, und nach dem Tode der unglücklichen Bertha im Jahre 1094 zeigte sich sogar der Erzbischof Rainold von Reims die frevelhafte Ehe des Königs anzuerkennen bereit. Auch dem Papst war eine gütliche Beilegung des widerwärtigen Handels endlich wünschenswerth erschienen; er trat deshalb mit dem Erzbischof von Reims ohne die Vermittelung seines Legaten Hugo von Lyon, der auch hier mit dem gewohnten Eifer vorgegangen war, in unmittelbare Verbindung. Der Legat hatte sich aber dadurch nicht hemmen lassen mit aller Strenge gegen den König vorzugehen; auf einer Synode zu Autun am 18. October 1094 hatte er kraft apostolischer Vollmacht nicht nur über den Kaiser, über Wibert und alle Wibertisten den Bann erneuert, sondern auch König Philipp excommunicirt. Der Papst mußte nun selbst die arge Sache in die Hand nehmen und hatte deshalb den König, Hugo von Lyon und den Erzbischof von Reims nach Piacenza beschieden. Aber weder der König noch Hugo stellte sich

*) Nach dem Tode Heinrichs trat Eupraxia im December 1106 in ein Kloster zu Kiew und starb am 10. Juli 1109.

der Synode; der Letztere hatte nicht einmal gleich dem Könige sein Ausbleiben entschuldigt. Dennoch kam die Angelegenheit, welche ganz Frankreich bewegte, in Piacenza zur Verhandlung. Hugo wurde wegen Ungehorsams vom Amte suspendirt, dem Könige bis Pfingsten eine neue Frist gewährt, welche er jedoch abermals dann verstreichen ließ.

Besonderes Aufsehen erregte auf der Synode eine Gesandtschaft von Byzanz, welche der Kaiser Alexius abgeordnet hatte, um den Papst und die abendländische Christenheit zum Beistande gegen die Seldschucken aufzurufen, welche beinahe schon bis zu den Thoren seiner Hauptstadt vorgedrungen waren. Dieselbe Aufnahme, die einst Gregor VII. dem gleichen Hülfegesuch Kaiser Michaels hatte angedeihen lassen, fand die Botschaft des Alexius bei Urban. Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der griechischen und armenischen Christenheit mit der lateinischen, auf die Anerkennung der Autorität des apostolischen Stuhls im Osten, auf die Herstellung des Christenthums an den heiligen Stätten erneuerte sich *); es war eine Zeit, wo sich Urbans Seele ohnehin leicht jeder Hoffnung erschloß. So rief er auf der Synode die Gläubigen zur Unterstützung der griechischen Kirche und des griechischen Kaisers auf, und seine Worte fanden solchen Anklang, daß ihm Viele eidlich nach dem Osten zu ziehen versprachen, um dem Kaiser Beistand gegen die Ungläubigen zu leisten. Aehnliches hatten einst auch Tausende Gregor versprochen, und kaum war wahrscheinlich, daß diese Unternehmung jetzt einen günstigeren Fortgang haben würde, als zwanzig Jahre früher das mit dem glühenden Eifer eines Gregor betriebene Werk. Niemand ahnte wohl noch, daß hier zuerst ein Ruf erschollen war, der bald, von Millionen von Stimmen wiederholt, das ganze Abendland in hundertjährige Kämpfe führen, der Entwickelung der Menschheit eine neue Wendung geben sollte.

Am 7. März wurde die Synode geschlossen. Die Kerzen wurden angezündet und gelöscht, indem alle Flüche der Kirche von Neuem auf Heinrich, Wibert und ihre Anhänger geschleudert wurden. Tage großer Befriedigung waren es für den Papst gewesen, welche er in Piacenza gefeiert hatte. Bis in den Anfang April verweilte er noch in der Stadt, dann zog er gegen Cremona, wo ein neuer Triumph seiner harrte, indem er mit König Konrad zusammentreffen sollte, der durch

*) Vergl. oben S. 251. 252. 257. 258.

den am Vater verübten Verrath ein gehorsamer Sohn der Kirche geworden war.

Konrad ließ seinen Gehorsam die Welt sehen. Als sich der Papst auf einem Zelter am 10. April der Stadt näherte, ging er ihm entgegen, ergriff die Zügel des Zelters und leistete dem Statthalter Petri die Dienste eines Marschalls. So hatte einst Kaiser Ludwig II. vor mehr als zweihundert Jahren auf Bogenschußweite Papst Nicolaus I. das Roß geführt. Es war damals eine Ehrenbezeugung, welche der Kaiser dem Manne erwies, dem er so eben den Weg zum Stuhle Petri bereitet hatte. Jetzt hatte dieselbe Handlung eine andere Bedeutung, wo sie ein junger Fürst leistete, der seine Macht nur der Pataria und ihrem Oberhaupte, dem Papste, zu danken hatte. Wäre darüber ein Zweifel gewesen, so hätten ihn schon die folgenden Tage heben müssen. Am 15. April legte der König öffentlich zu Cremona in die Hand des Papstes einen Eid ab, durch den er sich freilich nicht ausdrücklich als ein Vassall des Papstes bekannte, der aber doch dem Lehnseid der normannischen Fürsten Unteritaliens in den meisten Punkten entsprach und dem Papst nicht nur jede Sicherheit für seine Person, sondern auch für alle Länder des heiligen Petrus bot. Auf diesen Schwur hin nahm ihn der Papst als Sohn der römischen Kirche feierlich an und versprach ihm seinen Beistand zur Erwerbung und zur Erhaltung des Reichs, wie die Kaiserkrone, wenn er nach Rom kommen sollte; doch wurden bei dieser Zusage die Gerechtsame der Kirche und besonders die apostolischen Decrete wegen der Investituren ausdrücklich gewahrt.

Selbst Opfer, die seinem Herzen noch schwerer fielen, brachte der König der Kirche. Der Papst und Mathilde hatten seine Vermählung mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sicilien gewünscht und der Papst selbst die Heirat vermittelt. Die Konrad bestimmte Braut war ein Kind, und es konnte sich zunächst auch hier nur um eine Scheinehe handeln. Mathilde und den Papst bekümmerte dies wenig; sie sorgten zunächst nur darum, die Kräfte Italiens gegen den Kaiser zu verbinden und für den Kampf, den sie führten, die große Aussteuer der Braut zu gewinnen. Widerstrebend genug hatte sich der junge König die Fesseln einer solchen Ehe auflegen lassen, aber er begab sich jetzt nach Pisa, wo ihm das Kind und die reichen Schätze Siciliens zugeführt wurden. Indessen eilte der Papst zu einem anderen Triumph nach Mailand. Erzbischof Arnulf, der sein Vergehen die Investitur

aus des Königs Händen genommen zu haben reuig abgebüßt hatte, wurde zu Gnaden angenommen und durch Gebhard von Konstanz geweiht. Die Pataria stand auch in der Hauptstadt der Lombardei jetzt in unbestrittener Herrschaft. Die Gebeine jenes Herlembald, der einst der Pataria die Fahne vorangetragen, wurden vom Papste und dem Erzbischof wie die eines Märtyrers erhoben und feierlich in die Kirche des heiligen Dionysius übertragen. Ist die Verehrung des neuen Heiligen auch selbst in Mailand niemals durchgedrungen, die Erhebung desselben war dennoch ein Vorgang, welcher den Umschwung der Zeit deutlich bezeichnete. Abermals hatte die Freiheit der Ambrosianischen Kirche einen tödtlichen Streich empfangen, und in die Annalen des Papstthums konnte nun mit noch größerem Rechte eingetragen werden, daß sich Mailand Rom unterworfen (S. 41).

Aller Orten empfanden die Gregorianer, wie ein Erfolg sich auf den anderen dränge. Der eifrige und gelehrte Ivo von Chartres schrieb dem Papste: er könne die Freude nicht in Worte fassen, die er bei den letzten Nachrichten empfinde; das rebellische Italien beuge sich jetzt vor der Macht des apostolischen Stuhls und der neue König des Landes sei ein gehorsamer Sohn des heiligen Petrus. In der That stand der Papst in diesem Moment an der Spitze einer großen Vereinigung aller bewegenden Kräfte der Halbinsel. Die normannischen Fürsten Apuliens und Siciliens, die große Gräfin, das seemächtige Pisa und die zur Freiheit erwachten Städte Lombardiens reihten sich um den gekrönten Priester. Wie im Jahre 1059 leitete der Papst abermals die große nationale Erhebung gegen das Kaiserthum, und innerlich erstarkt versprach sie Italien und dem Papstthum nun Größeres, als zu jener Zeit erreicht war.

Aber nicht genug war es dem Papste, seinen Sieg Italien zu zeigen. Auch dort sollte er kundbar werden, wo nicht nur seine eigene Wiege gestanden hatte, sondern auch die Geburtsstätte jener kirchlichen Ideen war, welche sich jetzt zu einer imponirenden Macht entfaltet hatten. Urban beschloß die gallischen Gegenden aufzusuchen, um inmitten derselben ein ähnliches Fest zu feiern, wie es die Lombardei gesehen hatte. Um den 1. August ging er über die Alpen, am 5. war er in Valence, am 15. zu Le Puy im Velay. Von hier aus erließ er Einladungen nach allen Seiten zu einer großen Synode, die er am 18. November zu Clermont zu eröffnen gedachte. Nachdem er die nothwendigen Vor-

bereitungen getroffen hatte, benutzte er die Zeit zu einem großen Triumphzuge durch das burgundische Königreich.

Von St. Gilles, wo Raimund, Graf von Toulouse, Herzog von Gothien und Markgraf der Provence, der reichste Herr in Frankreich und Burgund, zugleich ein höchst devoter Sohn des heiligen Petrus, seinen Sitz hatte, zog der Papst das Rhonethal hinauf bis nach Lyon. Kirchen weihend, Gnaden in Fülle ertheilend, Streitigkeiten schlichtend, eilte er von Ort zu Ort; er schien der Herr dieses Königreichs zu sein, nicht jener Kaiser, der in den Gegenden an der Etsch wie hinter Kerkermauern eingeschlossen saß. Am 8. October war der Papst in Lyon; Erzbischof Hugo hatte sich entweder schon früher mit ihm ausgesöhnt oder die Aussöhnung erfolgte jetzt. Fortan waren sie eines Sinns, und die Entschiedenheit des Papstes, dessen Muth mit den Erfolgen wuchs, blieb kaum hinter den Wünschen Hugos zurück. Dann durchzog Urban das französiche Herzogthum Burgund. Vor Allem zog es ihn, den Cluniacenser, nach Cluny. Am 25. October weihte er in der prächtigen Basilika, mit deren Bau der Abt noch beschäftigt war, den Hochaltar und einen der Nebenaltäre, während Hugo von Lyon, Daibert von Pisa und der Cardinal-Bischof Bruno von Segni an anderen Altären die Weihe verrichteten. Durch das Bourbonnais darauf den Weg fortsetzend, begab er sich nach der Auvergne, um an dem festgesetzten Tage die Synode zu eröffnen.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingestellt. Man zählte 13 Erzbischöfe, 80 Bischöfe und 90 Aebte; die Menge der Mönche, Kleriker und Laien ließ sich nicht schätzen. Der Papst hat die Synode wohl als ein allgemeines Concil bezeichnet, aber besonders waren doch nur die Kirchen Frankreichs, Burgunds, Italiens und Spaniens vertreten. Aus Deutschland hatten sich Wenige eingefunden. Aus England war nur ein Gesandter des gelehrten Anselm erschienen, den König Wilhelm II. nach langem Zögern zum Erzbischof von Canterbury erhoben hatte und nun mit dem lästigsten Mißtrauen überwachte. Anselm hatte darauf gedrungen, daß die englische Kirche sich Urban als dem rechtmäßigen Nachfolger Petri unterwerfe, und der König hatte sich dieser Forderung nicht länger entziehen können, hielt aber dennoch mit tyrannischer Härte seine Herrschaft über die Kirche aufrecht: kein englischer Bischof durfte deshalb über den Kanal zu der großen Synode ziehen. Trotzdem war sie eine Repräsentation der abendländischen Kirche, wie man sie bisher nicht gesehen hatte.

Die Grundprincipien der Reform, daß die Kirche katholisch, keusch und frei sein solle, wurden aufs Neue verkündigt, Simonie und Nicolaitismus abermals verurtheilt und aus ihrer Verwerfung die strengsten Consequenzen gezogen, die Freiheit der Kirche vom Staat und der Laienwelt nach allen Seiten zu sichern gesucht. Der Papst bestätigte ausdrücklich alle Beschlüsse der Synoden, welche er zu Melfi, Benevent, Troja und Piacenza gehalten hatte, und ergänzte sie durch neue Bestimmungen. Vielfache Streitigkeiten, welche sich unter den kirchlichen Behörden Frankreichs und Burgunds erhoben hatten, wurden zur Entscheidung gebracht. Nicht geringen Eindruck machte, daß der Papst rücksichtslos jetzt auch über König Philipp mitten in dessen eigenem Lande die Excommunication verhängte. Der König, der seinen Bischöfen den Besuch der Synode verstattet hatte, mochte Anderes erwartet haben, fand aber mindestens in so weit Schonung, daß er nicht der Herrschaft entsetzt, die Unterthanen nicht des ihm geleisteteten Eides entbunden wurden. Nicht minder ergriff es die Gemüther, daß jetzt der Gottesfriede als allgemeines Gesetz der Kirche verkündigt wurde: unter dem Schutze desselben, gebot der Papst, sollten die Kleriker, Mönche, Pilger und Frauen zu jeder Zeit stehen, alle Andere zunächst auf drei Jahre an den bekannten Wochentagen und in den heiligen Zeiten. In diesen Gegenden, wo der Gedanke der Treuga Dei zuerst aufgetaucht war, von wo ihn Cluny in die Welt hinausgetragen, wurde er nun von einem Jünger der Congregation, der zum Stuhl Petri emporgestiegen war, aufgenommen und in wirksamerer Weise, als es bisher möglich war, in das Leben geführt. Besondere Satzungen für die einzelnen Territorien Frankreichs stellte man sofort fest und setzte zu Wächtern des Friedens die Bischöfe und Erzbischöfe ein.

Acht Sitzungen (18.—25. November) füllten die Arbeiten der Gesetzgebung und Jurisdiction aus. Man bewunderte die heitere Würde, die milde Herablassung des Papstes, seine unerschütterliche Festigkeit inmitten einer ihn umstürmenden Menge, vor Allem seine scharfen zutreffenden Reden. Mit jedem Tage strömten neue Schaaren herbei; denn es war wohl kein Geheimniß mehr, daß der Papst den Krieg gegen die Ungläubigen, wie es schon in Piacenza geschehen, auch hier verkünden würde. Als die neunte Sitzung am 26. November eröffnet wurde, war der Andrang so groß, daß die Kirche nicht Raum bot. Man zog hinaus auf einen weiten Platz, und hier unter Gottes Himmel er-

griff der Papst das Wort, um die Bedrängniß der Christen im Osten, um die Pflichten für Jerusalem und das heilige Grab allen Gläubigen an das Herz zu legen. Tausende haben diese Worte vernommen, und Niemand ist unter ihnen gewesen, dessen Inneres sie nicht durchbebt hätten. Wohl haben Manche sie später niederzuschreiben versucht, aber Keinem ist es gelungen; der gewaltige Inhalt scheint das Aufmerken auf die Form erschwert zu haben. Das ritterliche Blut Urbans wird bei diesem Kriegsruf noch einmal aufgewallt sein, und wie ein gottseliges Werk zu empfehlen sei, wußte Niemand besser, als dieser erwählte Jünger von Cluny. So zündete jedes Wort, und die Begeisterung der Zuhörer fachte die Flamme des Redners nur lichter an. Constantinopel trat in den Hintergrund; die heiligen Stätten, wo der Herr gelebt und gelitten, standen ihm und Allen allein vor Augen; der Herr selbst wollte sein Land den Händen der Ungläubigen entrissen sehen und stieg gleichsam vom Himmel herab, um seine Schaaren zu sammeln; es galt ein ihm gefälliges Werk zu thun, sich damit der eigenen Sünden zu entledigen und die Christenheit aus dem Jammer herauszureißen, in welchen sie versunken schien.

Wie hätten solche Mahnungen inmitten des lebendigsten Volks ihre Wirkung verfehlen können? Wir kennen die Fülle physischer Kräfte, die hier nach allen Seiten hinausdrängte und, soweit sie nicht draußen Platz fand, sich in inneren Kämpfen verzehrte. Wir kennen jenes abenteuernde Ritterthum, welches mit seinem Waffenruhm die Heimat, mit seinem Kriegsruhm die Welt erfüllte. Wir wissen, wie sich daneben geistiges und geistliches Leben in reicher Mannigfaltigkeit entwickelte. Theologie und Philosophie, innigst verbunden, begannen zu tieferen Studien die Geister zu wecken. Die Lehren des Berengar, Lanfrank, Anselm und Roscellin stritten mit einander, und aus ihrem Streit erwuchs in weiteren Kreisen ein Streben nach dem Urgrund der Dinge, eine Erhebung in die Regionen des freien Denkens, ein Emporringen zum Ideal. Die Geister geriethen in stürmische Bewegung, und dieser Bewegung entsprach auch die geistlich-kirchliche Richtung, so verschieden ihre Aeußerungen erscheinen. Man will Ernst machen mit der Religion: es soll besser werden in dieser Welt der Gräuel, der Zorn Gottes soll gesühnt, die Christenheit ihres Heilands würdig werden. Mit Leidenschaft wirft man sich auf ascetische Uebungen, mit Leidenschaft auf die Reform der Kirche; Klöster werden aller Orten gebaut oder erneuert.

Lieber unterstellt man sich dem Papst, dem Bischof oder Abt, als dem König oder einem weltlichen Fürsten; denn diese wissen doch nicht den Weg zum Himmel zu zeigen und der argen Welt zu helfen. Ueberall ist es der Kampf, den man sucht; in ihm allein findet man Befriedigung, Lebensziel und Lebensgenuß. Kein Kampf aber konnte dem idealen Streben, dem kirchlichen Eifer, der Abenteuerlust dieses Volks mehr Raum bieten, als der Gotteskrieg, zu dem jetzt der Ruf erscholl; in Einem befriedigte er jede dunkele Sehnsucht, jedes unklare Verlangen.

Der Krieg gegen den Islam war nichts Neues; durch Jahrhunderte fortgesetzt, war er seit zwei Menschenaltern mit Glück von dem Abendlande geführt worden. Die Wallfahrt nach den heiligen Stätten machten große Schaaren Jahr für Jahr, und nie war der Name Jerusalems vergessen worden. Die Epoche der Kreuzzüge war durch den Gang der Ereignisse von weit her vorbereitet, wie jede andere in der Geschichte; Gregor hatte sie prophetischen Geistes vorausgesehen und ihr die Wege geebnet. Schon hatte Urban zu Piacenza den Glaubenskrieg verkündigt, und Niemand kam wohl nach Clermont, der nicht einen ähnlichen Aufruf erwartet. Und doch war es, als ob das Wort Jerusalem niemals bisher gesprochen, als ob man niemals die Waffen gegen den Islam geführt. Was der Papst sprach, schien gleich einer Offenbarung von oben; eine neue Welt erschloß sich den Blicken und die alte sank in Staub zusammen. Nicht allein in die unabsehbaren Regionen des fernen Ostens schweifte der Geist; es war ihm zugleich, als ob sich die Räume des Himmels erschlossen. So fühlte das Volk, welches den Kriegsruf des Papstes vernahm, und es war Allen, als ob die ganze Christenheit dieses Gefühl theilen müsse.

Kaum hatte der Papst geendet, so erscholl wie aus einem Munde: „Gott will es! Gott will es!" Derselbe Zuruf, mit dem einst der Gottesfriede begrüßt war, ertönte jetzt zum Gotteskriege und blieb das Losungswort in demselben. Geistliche und Laien stimmten ein und stürmten herbei, um ihr Gelübde dem Papste abzulegen; zur Stunde war ein Heer von Tausenden zusammen. Der Papst versprach diesen Streitern Christi Sündenvergebung. Alle warfen sich sofort zur Erde und schlugen sich an die Brust, während der Cardinal Gregor für sie das Sündenbekenntniß sprach; darauf ertheilte der Papst ihnen Absolution, spendete ihnen seinen Segen und entließ sie nach Hause, um sich zum Kampfe zu rüsten. Ein rothes Kreuz, an das Gewand auf der

rechten Schulter geheftet, bestimmte er zum Abzeichen für die Kämpfer um das heilige Grab.

Noch zwei Tage hat dann der Papst mit den Bischöfen getagt, um die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen zu treffen. Nicht selbst, wie einst Gregor, wollte er das Heer führen, sondern er bestellte zu seinem Legaten bei demselben den Bischof Adhemar von Le Puy, einen in geistlichen und weltlichen Dingen gleich erfahrenen Mann, der schon früher eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande gemacht hatte. Jede Vergünstigung gewährte der Papst denen, welche mitziehen würden; sie erhielten Absolution von ihren Sünden, ihre Güter wurden unter den Schutz des Gottesfriedens und der Kirche gestellt. Zugleich ergingen an alle Bischöfe des Abendlandes päpstliche Schreiben, mit der Aufforderung das Kreuz in ihren Sprengeln zu predigen. Schon wußte man, daß der mächtige Graf von St. Gilles, obwohl schon in vorgerückten Jahren, mit großem Gefolge zum Kampfe rüste, daß auch der junge Robert von Flandern ausziehen werde. Mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte die Synode Alle, die das Kreuz genommen, aber sich schwachmüthig dem Gotteskriege wieder entziehen würden. Ein großes Werk war im Gange, als die Synode am 28. November ihre Sitzungen schloß.

Der Papst setzte seine Rundreise in den Ländern fort, deren König er in den Bann gethan hatte. Es zeigte sich, daß dieser König geringere Gewalt in Frankreich besaß, als der römische Bischof. Tief war dieses Königthum gesunken; die Nachfolger Hugo Capets hatten auf dem Thron bisher an Macht mehr verloren, als gewonnen. Einst waren sie die ersten Vassallen des Reichs, jetzt überstrahlten sie nicht Wenige, die von ihnen Lehen nahmen, an Reichthum und Ansehen, und gerade sie schlossen sich eng dem Papste an. König Philipp hielt es alsbald für gerathen, sich dem Urtheil Roms zu unterwerfen und sich von Bertrada wenigstens zum Schein zu trennen. So erlangte er Absolution und erwies sich nun gegen den, dessen Gewalt er nicht widerstehen konnte, als ein eifriger Diener. Nahm er auch nicht selbst das Kreuz, so legte er doch seinen Vassallen kein Hinderniß in den Weg, sich dem großen Heereszuge anzuschließen; sein eigener Bruder, Graf Hugo von Vermandois, war einer der Eifrigsten bei der Rüstung.

Zu Limoges feierte der Papst das Weihnachtsfest. Im Anfange des Jahres 1096 besuchte er Poitiers, Angers, Le Mans, Tours und

hielt in der letztgenannten Stadt die Fastensynode. Dann begab er sich nach Poitiers zurück, nahm seinen Weg über Saintes, Bordeaux, Toulouse, Carcassonne nach Nimes, wohin er auf die erste Hälfte des Juli eine neue Synode berufen hatte. Wohin der Papst kam, sammelten sich neue Schaaren um ihn. Schon nahten sich ihm auch deutsche Bischöfe, welche von Heinrich eingesetzt waren und bekannten sich als reuige Sünder; nicht nur Emehard von Würzburg gewann sich so Gnade, sondern auch Otto von Straßburg, der Bruder Friedrichs von Staufen. Der Gottesfriede und der Kreuzzug waren, wo sich der Papst zeigte, Gegenstand immer neuer Verhandlungen. Wohl nicht ohne seinen unmittelbaren Einfluß entschlossen sich Herzog Robert von der Normandie und Graf Stephan von Blois das Kreuz zu nehmen. Jener, der steten Belästigungen durch seinen königlichen Bruder von England müde, suchte neuen Lebensmuth in der Ferne; er entschloß sich sein ganzes Land seinem Bruder zu verpfänden, um die Kosten für die Ausrüstung zu erschwingen. Graf Stephan war einer der reichsten Herren; man sagte, daß er so viele Burgen besäße, als man Tage im Jahre zählt, und so konnte er ohne Mühe eine zahlreiche und glänzende Schaar um sich sammeln.

Kaum aber bedurfte es noch der Einwirkung des Papstes. Das Feuer, welches er in Clermont entzündet, hatte mit reißender Schnelligkeit sich durch ganz Frankreich und Burgund und weit über die Grenzen dieser Länder hinaus verbreitet. Bis zu den Ufern des Rheins war Alles bereits in der gewaltigsten Bewegung. Es waren nicht allein die Gesinnungsgenossen des Papstes, welche der geistliche Zug der Zeit fortriß. Auch Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, der, obschon kein Gegner der Kirchenreform, doch treu zu dem Kaiser gehalten hatte, nahm das Kreuz; mit ihm seine Brüder Eustach und Balduin. Sie verpfändeten oder verkauften ihre Besitzungen, um eine recht stattliche Mannschaft zusammenzubringen. Stammten sie auch von einem französischen Vater, ihre Macht lag jetzt doch vor Allem im deutschen Lothringen, und Lothringer bildeten den Kern von Gottfrieds immer wachsendem Heere; noch einmal zeigten sich die Einwirkungen, welche das französische Mönchsthum so lange auf die lothringischen Gegenden geübt hatte. Während die mächtigen Herren in Frankreich, Burgund und Lothringen rüsteten, strömten ihnen Ritter zugleich aus den entlegensten Ländern zu: Engländer, Waliser, Dänen und Norweger. Es galt einen

Kampf, wie ihn die Christenheit noch nicht durchgekämpft hatte, wo Niemand gern sein Schwert im Winkel rosten ließ.

Und nicht allein die Ritter machten sich auf, sondern auch diejenigen, denen man sonst die Waffen versagte. Auch die niederen Klassen wurden von der Strömung des Augenblicks erfaßt; auch sie wollten an der Wallfahrt theilnehmen, und gerade sie stürmten am ungestümsten voran. Eine große Masse niederen Volks hatte sich um den Kreuzprediger Peter von Amiens gesammelt. Auf einem Esel reitend, führte der wundersame Klausner, im härenen Gewande, mit dem bis zum Gürtel herabwallenden Barte, seine aus Bauern, Handwerkern, Kriegsknechten, Mönchen, Klerikern, Weibern jeden Alters und jeden Standes bunt zusammengewürfelte Schaar vorwärts. Schon waren diese schlecht bewaffneten und schlecht versorgten Kreuzfahrer des Eremiten über den Rhein vorgedrungen; ihr Zug wälzte sich über die oberdeutschen Länder nach Ungarn hin. Kreuzfahrer nannten sich auch ungeordnete Banden, die sich am Rhein unter den Priestern Godschall und Folkmar und dem Grafen Emicho von Leiningen, einem verrufenen Wegelagerer, aus verlaufenen Leuten gebildet hatten, um nach dem Osten zu ziehen: ein Schrecken des Landes, wohin sie gelangten, stürzten sie schnell durch Zuchtlosigkeit in das eigene Verderben.

Die abendländische Welt war in fieberhafter Unruhe, als der Papst an seine Rückkehr nach Italien dachte. Eilig nahm er sie durch die burgundischen Länder; über Avignon, Cavaillon, Apt, Forcalquier können wir seinen Weg verfolgen. Um die Mitte des Augusts wird er am Mont Genèvre die Alpen überstiegen haben. Am 9. September sah man ihn zu Asti. Das Fest der Kreuzerhöhung (14. September) feierte er mit einem glänzenden Gefolge von Bischöfen nnd Fürsten zu Mortara*). „Mit großem Gepränge und großem Ruhm", sagt ein Zeitgenosse, „kehrte er heim."

Nach kurzem Aufenthalt in Pavia begab sich Urban nach Mailand, wo er bis in den Anfang des Octobers verweilte. Vor dem versammelten Volke predigte er dort in der Kirche der heiligen Thekla über die Bedeutung des geistlichen Standes. Nur eine Consequenz des Systems, welches er vertrat, war es, wenn er da aussprach, daß auch der geringste Priester über jeden König erhaben sei, und die errungenen Er-

*) Mortara ist ein Ort unweit von Pavia.

folge schienen darzuthun, daß dieses System bereits in die Wirklichkeit getreten sei. Um den 1. November überschritt er dann den Apennin. Mathilde, die hocherfreut ihren siegreichen Freund mit ausgesuchten Ehren empfangen hatte, gab ihm das Geleit auf dem weiteren Wege nach Rom. Als der Papst nach Lucca kam, fand er dort bereits die Kreuzschaaren der Nordfranzosen, welche in Apulien überwintern und dann über das Meer gehen wollten. Er begrüßte Robert von der Normandie, Stephan von Blois und Robert von Flandern mit ihren Gefährten und entließ sie mit seinem Segen, nachdem er Stephan, dem glänzendsten Ritter Frankreichs, die Fahne des heiligen Petrus zum Glaubenskampfe verliehen hatte. Auf verschiedenen Wegen zogen darauf die Schaaren Apulien zu.

Zahlreiche Kreuzfahrer waren damals auch nach Rom gekommen, aber sie fanden nur Aergerniß an den heiligen Stätten. Die Wibertisten hatten sich während der Abwesenheit Urbans von Neuem erhoben, die Parteikämpfe waren in der Stadt aufs Neue entbrannt. Als die Kreuzfahrer nach St. Peter gingen, um ihr Gebet zu verrichten, wurden sie dort überfallen; mit Abscheu verließen sie, die Rache dem Höchsten anheimgebend, die ruchlose Stadt. Die Masse des Kriegsvolks, welches immer von Neuem herbeiströmte und kaum in der Stadt Platz fand, schreckte jedoch die Anhänger Wiberts, so daß sie dem heimkehrenden Papst keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Als Urban mit Mathilde heranzog, kam ihm die Bürgerschaft entgegen und holte ihn in feierlicher Procession ein. Das Weihnachtsfest feierte er mit allem Glanze im Lateran. Fast die ganze Stadt war in den Händen seiner Freunde, wenn auch die Wibertisten noch immer die Engelsburg behaupteten. Die Bürgerschaft aus allen Regionen der Stadt schwur ihm den Eid der Treue. Die nächste Fastensynode (1097) hielt er im Lateran; es war das erste Mal, daß er hier die Väter der Kirche versammeln konnte.

Der Erfolg erschien um so vollständiger, als bald darauf der Kaiser Italien verließ. Während sein Gegner von Land zu Land zog und ein großes Heer sammelte, saß er in unfreiwilliger Muße in einem Winkel der Halbinsel, von jeder Hülfe verlassen. Er suchte sie aller Orten. Er bestätigte die Freiheiten von Venedig und begab sich im Sommer 1095 selbst nach der Inselstadt, die seit Otto III. keinen Kaiser gesehen hatte. Aber wie wenig konnte Venedig, selbst wenn es gewollt hätte, ihm

helfen! Auch bei den Ungarn suchte er abermals Beistand. Am 29. August 1095 war König Ladislaw gestorben, ein Fürst, der sich um die Befestigung des Reichs und die Ausbreitung des Christenthums unter seinem Volke große Verdienste erworben hatte; die römische Kirche hat ihn später ihren Heiligen beigezählt, und die Ungarn haben sein Andenken in Ehren bewahrt. Die Herrschaft ging auf seine Neffen Koloman und Almus, die Söhne Geisas, über; Koloman erhielt die oberste Gewalt, den königlichen Namen und die Krone, Almus das erst jüngst dem Reiche gewonnene Kroatien als Herzog mit ausgedehnter Gewalt. Almus hatte bereits früher die Sache des Kaisers, der Koloman nicht sonderlich günstig war, unterstützt: jetzt wandte sich Heinrich an ihn und forderte ihn auf, bei seinem Bruder dahin zu wirken, daß er Welfs Länder mit Kriegsmacht überzöge. Aber Koloman, den auch der Papst zu gewinnen suchte und der vor Allem sein Land gegen die immer neu anrückenden Schwärme der Kreuzfahrer nur mit Mühe schützte, konnte und wollte für Heinrich nicht zu den Waffen greifen.

So war der Kaiser ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und wie wenig diese ausreichten, zeigte ein Angriff auf Mathildens Burg Nogara, der völlig fehlschlug. Stille Tage verlebte er darauf, bald in Verona, bald in Padua. Nur selten gelangte zu ihm Botschaft von jenseits der Alpen. Wohl nur Erzbischof Liemar vom Bremen und Bischof Burchard von Basel stellten sich in dieser Zeit von den deutschen Bischöfen am kaiserlichen Hofe ein, Erpo von Münster scheint immer demselben gefolgt zu sein. Sonst sah man dort nur den Gegenpapst, die Bischöfe aus den Etschgegenden und der Romagna, wie einige aus der Lombardei vertriebene Kirchenfürsten. Treu hielten bei dem Kaiser die Markgrafen Burchard und Werner, Graf Manfred und einige andere Herren Italiens aus. Die wenigen Kanzleigeschäfte besorgte für Italien der Bischof Walbrun von Verona, für Deutschland der Kanzler Humbert. Eine Hofhaltung blieb somit bestehen, aber ein Heer ließ sich nicht gewinnen, und selbst die Rückkehr über die Alpen war unmöglich, so lange alle Päße in den Händen der Feinde blieben.

Rettung kam endlich dem Kaiser von einer Seite, von welcher er sie früher am wenigsten hoffen mochte. Die frevelhafte Art, mit welcher Mathilde in des Kaisers Familienverhältnisse eingegriffen hatte, fand Vergeltung; ihre Scheinehe, immer ein Gespött der Welt, wurde zum offenen Aergerniß. Dem jungen Welf, längst müde den Weiberknecht

zu spielen, wurde überdies klar, daß er nichts von dem reichen Besitz der großen Gräfin gewinnen würde. Schon vor der Zeit der Synode von Piacenza hatte er sich von der großen Gräfin getrennt und öffentlich verkündigt, sie sei gar nicht sein Weib. Der Vater kam über die Alpen und bemühte sich den ehelichen Zwist auszugleichen, vor Allem aber Mathilde zu nöthigen seinen Sohn in den Besitz ihrer Güter zu setzen. Er verschmähte sogar nicht mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, um durch die Furcht der großen Gräfin abzupressen, was seine Ueberredungskünste nicht erreichten. Lange mühte er sich so ab, aber alle Anstrengungen waren vergeblich; Mathilde wollte von ihrem Besitzthum nicht weichen, von dem Gemahl, der sie verlassen hatte, Nichts wissen. Im Sommer 1095 kehrten Vater und Sohn über die Alpen zurück, bereits entschlossen unter günstigen Bedingungen sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Viel verhandelten sie hier mit den Fürsten über eine Aussöhnung der Parteien, aber lange erfolglos. Die kirchlich Gesinnten wollten mit dem gebannten Kaiser und seinem Anhang nichts gemein haben, die Getreuen des Kaisers mißtrauten Welf und seinen Versprechungen. So verging das Jahr 1095, so auch die Hälfte des nächsten; noch im Sommer 1096 wollte Heinrich, wie wir sahen, die Magyaren Welf auf den Hals hetzen. Aber allmählich erfolgte doch eine Annäherung zwischen dem Kaiser und den Welfen. Es stellte sich der alte Albert Azzo, ein Greis angeblich von hundert Jahren, am Hofe des Kaisers ein; er scheint den Vermittler für seinen Sohn und Enkel gemacht zu haben. Eine Aussöhnung des Kaisers mit Welf trat endlich ein, nachdem das Herzogthum Baiern ihm von Neuem zugesichert war.

Jetzt erst wurden die Alpenpässe frei, jetzt erst konnte der Kaiser an seine Rückkehr denken. Nach Ostern 1097 verließ er den Boden Italiens, um ihn nie wieder zu betreten. Er scheint seinen Weg durch Kärnthen und Steiermark genommen zu haben; die Markgrafen Burchard und Werner, seine treuen Kampfesgenossen in Italien, und ein geringes Gefolge begleiteten ihn. Am 15. Mai war er zu Nußdorf bei Wien, das Pfingstfest (24. Mai) beging er zu Regensburg, wo er bei den Bürgern und dem Klerus zuvorkommende Aufnahme fand. Noch bis tief in den Sommer verweilte er dort, dann ging er über Nürnberg und Würzburg an den Rhein, wo er zu Speier Hof hielt. Wohl suchten manche Getreue ihn auf; Manche, die wankend geworden waren, kehrten zu ihm zurück, wie der Bischof Emehard von Würzburg. Dennoch blieb

es still um ihn, und sein Muth war gebrochen. Er dachte zunächst nur daran, den inneren Frieden in den deutschen Ländern herzustellen; zu diesem Zweck hielt er einen Tag mit den Fürsten um den Anfang des Decembers zu Mainz. Wir wissen nicht, was dort beschlossen wurde, doch das Gefühl, daß Heinrich und mit ihm das Kaiserthum eine schwere Niederlage erlitten, mußte sich hier, wie überall in den Reichsgeschäften, geltend machen.

Als Heinrich nach Deutschland zurückkehrte, war Italien ihm so gut wie ganz verloren; ihn selbst hatten Schicksalsschläge getroffen, von denen er sich niemals wieder hat aufrichten können, und mit ihm hatte die kaiserliche Sache die schwersten Schädigungen erfahren. Der große Sieg über das Kaiserthum war vor Allem Mathilden zuzuschreiben. „Ueberall", sagte ein Gregorianer jener Zeit, „hatte die Frau Mathilde, die treffliche Herzogin und Markgräfin, die ergebenste Tochter des heiligen Petrus, sich einen gefeierten Namen gewonnen. Denn fast allein hatte sie mit den Ihrigen gegen Heinrich, den Häresiarchen Wibert und ihren Anhang sieben Jahre den Kampf bestanden und endlich Heinrich mit männlichem Muth aus Italien verjagt. Als sie aber wieder ihr Land gewonnen hatte, hörte sie nicht auf Gott und dem heiligen Petrus ihren Dank zu beweisen." Ihr Ruhm stand in Blüthe, aber diese Blüthe zeigte selbst dem flüchtigen Blicke fahle Blätter. Es giebt eine Fülle der Liebe, welche nicht vor dem Frevel zurückbebt und uns mit Entsetzen erfüllt. Auch Mathildens Hingabe an die Ideen Gregors streift an eine Leidenschaft, die mehr Schrecken einflößt, als anzieht.

10.

Das Ende der Kirchenspaltung.

Unsicheres Regiment in Deutschland.

Der Ruf zur Kreuzfahrt, den Papst Urban zu Clermont erhoben, hatte sogleich bis an den Rhein Wiederhall gefunden; jenseits des Flusses war, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, die große Kriegs-

drommete nicht sogleich erschollen. Als bald nach Ostern 1096*) Peter der Einsiedler mit seinen Schaaren durch Ostfranken und Baiern zog, verspottete man hier jene Rittersleute und Bauern, die mit Weibern und Kindern die Heimat aufgaben, um das ungewisse Land der Verheißung unter tausendfachen Gefahren aufzusuchen, die Hab' und Gut verkauften, um in weiter Ferne ein neues Leben zu beginnen. Die Kreuzpredigt des Eremiten hatte im inneren Deutschland nur geringen Erfolg; Wenige schlossen sich hier ihm an. Ungehindert ließ man jedoch die Kreuzfahrer, unter denen leidliche Ordnung herrschte, bis an die Grenzen Ungarns ziehen, und auch König Koloman bereitete ihnen keinen Widerstand, so daß sie ohne große Verluste im Sommer 1096 bis Constantinopel gelangten.

Aber die ungewohnte Erscheinung bewaffneter Schaaren von niederen Leuten, wie sie Peter mit sich führte, hatte doch in den rheinischen Gegenden eine bedenkliche Nachwirkung geübt. Unruhiges und besitzloses Volk griff hier und da zu den Waffen und nahm das Kreuz; es bildeten sich Banden der gefährlichsten Art, denen sich wüste Rittersleute und fanatische Priester als Führer darboten und zuchtlose Weiber in Männerkleidung folgten. Eine solche Bande, von dem Priester Folkmar geführt, zog vom Unterrhein durch Sachsen und Böhmen Ungarn zu, während eine andere unter dem Priester Godschalk durch Ostfranken, Baiern und Oesterreich ihren Weg nahm und sich durch zahlreiche Haufen aus Schwaben und Baiern bei ihrem Vordringen verstärkte. Ein dritter Schwarm bildete sich am Mittelrhein um den Grafen Emicho und wurde durch flämische und englische Pilger vermehrt; er folgte derselben Straße, welche der Eremit und dann Godschalk eingeschlagen hatten.

Gräuel über Gräuel bezeichneten die Wege, welche die wüsten Schwärme zogen. Diese Pilger waren meist Räuber und Mörder, denen die Religion nur zum Deckmantel der verruchtesten Verbrechen diente. Schon am Rhein begannen sie mit einer Verfolgung der wehrlosen Juden, wie man sie in solchem Umfang und in solcher Grausamkeit bisher in den deutschen Ländern nicht gekannt hatte. In Trier und Köln, in Worms und Speier wurden die Juden, wenn sie sich nicht sofort taufen ließen, ohne alles Erbarmen niedergemacht, und die Mörder theilten sich in die Schätze ihrer Opfer; vergebens suchten sich

*) Ostern feierte Peter in Köln und predigte dort.

verständige Bischöfe der Unglücklichen anzunehmen. Am furchtbarsten wüthete Emichos Schaar in Mainz, wo am 28. Mai 1096 gegen neunhundert Juden im Vorhof der bischöflichen Pfalz hingeschlachtet wurden; hier betheiligte sich sogar Erzbischof Ruthard selbst an der Verfolgung und bereicherte sich und seine Verwandten an dem durch Mord gewonnenen Gelde. Mit gleicher Grausamkeit hausten diese entsetzlichen Kreuzfahrer auch an anderen Orten, wo sie auf ihrem weiteren Zuge auf Juden stießen. In Prag, wie in den Städten am Main und an der Donau, wiederholten sich die Schreckensscenen von Mainz. Mit unermeßlichen Schätzen beladen, zogen die Banden den Grenzen Ungarns zu, und in der Fülle ungewohnter Lebensgenüsse wuchs nur ihre Verwilderung.

König Koloman sah ein, daß er diesen Schwärmen nicht ohne Gefahr den Durchzug durch seine Länder gestatten könne, und sie begegneten deshalb, sobald sie seine Grenzen erreichten, herzhaftem Widerstand. Ein Heer des Königs sprengte Folkmars Schaar bei Neitra auseinander und machte die Mehrzahl der Eindringlinge nieder; ein anderes Heer Kolomans rückte gegen Godschalks Bande an, die inzwischen die ungarische Grenze überschritten, sich an einer gelegenen Stelle festgesetzt, hier verschanzt hatte und nun in die Umgegend Beutezüge unternahm. Auch diese Schaar hielt einem Angriff nicht Stand; sie zerstob in alle Winde, als die Magyaren ihre Rosse und ihre Schwerter gegen sie wandten. Kaum waren sie zurückgewiesen, so näherte sich Emichos wildes Heer. Es schnaubte nach Rache an Koloman, dem Verfolger der Pilger, und berieth bereits, wem die Herrschaft in Ungarn zufallen solle, wenn ihn sein Verhängniß ereilt hätte. Man ging über die Früchte des Sieges zu Rath, als man dem Verderben nahe stand. Der König selbst zog Emicho entgegen, besetzte die Myßburg und vertheidigte sie sechs Wochen unter harten Kämpfen. Da sank Emichos Leuten der Muth; als ein neuer Sturm auf die Myßburg mißglückte, zerstreuten sie sich und warfen sich in eilige Flucht, zufrieden nur dem Tod zu entrinnen.

Die letzten Reste dieser Horden sah man nach kurzer Zeit durch die deutschen Länder wieder ihrer Heimat zueilen, und ihr Anblick war nicht geeignet die Stimmung für ein Unternehmen zu steigern, welches ohnehin die bedächtigere Art des Volkes nicht mit der flammenden Begeisterung der Franzosen aufgenommen hatte. Auch als die stattliche

Schaar der Lothringer, die sich unter dem Banner Herzog Gottfrieds gesammelt hatte, im August des Jahres 1096 vorrückte, schlossen sich diesseits des Rheins nur Wenige ihr an; von den Fürsten des Reichs unseres Wissens nur Bischof Otto von Straßburg und der schwäbische Graf Hartmann. Mit Erlaubniß des Kaisers und in guter Ordnung zog dieses Kreuzheer durch Franken und Baiern. Auch König Koloman gestattete ihm gern den Durchzug durch seine Länder, so daß es ohne große Hindernisse bis Constantinopel vordrang.

War die Masse des deutschen Volks bei der großen Bewegung der Zeit auch theilnahmloser geblieben, als die Romanen, so war doch die allgemeine Aufmerksamkeit noch ganz mit den Kreuzfahrern beschäftigt, als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte. Das Interesse an dem endlosen Kampfe zwischen Kirche und Reich war bereits im Abnehmen und wurde nun überdies durch ein Ereigniß von so neuer und wunderbarer Art, wie die Kreuzfahrt, in den Hintergrund gedrängt. Allerdings zählte die kirchliche Partei in Schwaben und Baiern noch eifrige Anhänger, aber durch den Abfall Welfs waren sie an jeder entschiedenen Maßregel gehemmt. So erklärt sich, daß der Kaiser nirgends auf einen offenen Widerstand traf, als er im Jahre 1097 Baiern, Ost- und Rheinfranken durchzog; auch in den anderen deutschen Ländern war ein solcher kaum vorhanden. Aber auch in der eigenen Partei des Kaisers herrschte Mattigkeit und Erschlaffung. Nirgends zog man ihm verlangend entgegen, nirgends begegnete ihm eine Opferfreudigkeit, wie in früheren Jahren. Seine Rückkehr nach sechsjähriger Abwesenheit erregte im Ganzen geringe Aufmerksamkeit und besserte vorläufig wenig in den heillosen Zuständen des Reichs, wo man der kaiserlichen Autorität fast vergessen hatte. Pfalzgraf Heinrich war schon im Jahre 1095 gestorben, und von seinen Thaten als Statthalter des Kaisers schweigt die Geschichte; nach seinem Tode war das Reich ganz ohne einen Stellvertreter des Kaisers gewesen, wenigstens wird uns Nichts von einem solchen berichtet.

Wir wissen, wie es die erste Sorge des Kaisers war, jetzt einen allgemeinen Frieden in den deutschen Ländern herzustellen. Diese lobenswerthen Bestrebungen mußten jedoch erfolglos sein, so lange sich der Kaiser nicht mit seinen mächtigsten Gegnern vertragen hatte. Noch aber stand ihm Berthold von Zähringen, der sich mit Energie als Gegenherzog in Schwaben behauptete, mit seinem einflußreichen Geschlecht gegenüber, und selbst die Söhne Herzog Welfs waren nicht mit dem

Parteiwechsel ihres Vaters zufrieden. Als dieser im Sommer 1097 über die Alpen ging, um sich die väterliche Erbschaft zu sichern, welche seine Stiefbrüder Hugo und Fulko an sich gerissen und König Konrad ihnen bestätigt hatte*), schritten seine Söhne sogar zu Widersetzlichkeiten gegen den Kaiser und dessen Anhänger. So bemächtigten sie sich mit Gewalt des Bischofs Anzo von Brixen, der nach Altwins Tode von den kaiserlich gesinnten Domherren gewählt war. Als Herzog Welf nach Deutschland zurückkehrte, fand er seine Söhne im Aufstande gegen den Kaiser; es war seine nächste Sorge sie wieder ihm zu versöhnen.

Schon auf jener Tagfahrt, welche der Kaiser im December 1097 zu Mainz hielt, scheint die Sache der Welfen berathen zu sein. Nachdem er dann Weihnachten zu Straßburg gefeiert hatte, hielt er sich im Anfang des Jahres in Rheinfranken auf, und erst damals scheinen sich auf einem Fürstentag zu Worms die Söhne Welfs unterworfen zu haben; es geschah nur unter der Bedingung, daß dem älteren die Nachfolge in dem Herzogthum seines Vaters im Voraus zugesichert wurde. Gleichzeitig oder wenig später machten auch Berthold von Zähringen, sein Neffe Markgraf Hermann und die meisten anderen schwäbischen Großen ihren Frieden mit dem Kaiser. Berthold, welcher die Stadt Zürich mit ihrer Umgegend vom Kaiser als unmittelbares Reichslehen erhielt, gab das Herzogthum Schwaben auf, behielt aber den herzoglichen Titel bei, den er dann weiter auf seine Nachkommen vererbte. Sein Neffe Hermann nannte sich Markgraf von Lintburg nach einer alten Feste der Zähringer (S. 472), begann aber bald den Namen: Markgraf von Baden zu führen.

Nach fast zwanzigjährigem Kampfe konnte sich der Staufer Friedrich nun in seinem Herzogthum festsetzen, doch lag es in der Natur der Verhältnisse, daß seine Macht gegenüber den Welfen und Zähringern eine beschränkte blieb. Die Gegensätze der Parteien, wenn sie auch nicht ganz verschwanden, begannen sich seitdem in Schwaben zu mildern; die Gläubigen traten wieder mit denen, die sie bisher als Excommunicirte angesehen hatten, in Verbindung. Die hitzigsten Wortführer der kirch-

---

*) Der Markgraf Albert Azzo II. starb 1097; sofort nahmen Hugo und Fulko seine Hinterlassenschaft in Besitz. Welf nahm mit Hülfe der Eppensteiner seinen Brüdern die meisten Besitzungen des Hauses wieder ab, schloß aber später mit ihnen einen Vergleich, in dem er mit Fulko theilte. Hugo ging leer aus, und sein Name wird dann nicht mehr genannt.

lichen Partei, wie der Propst Manegold von Marbach, mußten im Kerker büßen, was sie gegen den Kaiser gefehlt hatten, oder das Weite suchen. Gebhard von Konstanz, der trotz des Abfalls seiner nächsten Verwandten treu auf der Seite Urbans verharrte, verhielt sich vorläufig, der Noth weichend, ruhiger, als man von dem heißblütigen Manne erwarten durfte. Die Autorität des Kaisers war wieder im oberen Deutschland anerkannt*), aber daran fehlte viel, daß er dort eine durchgreifende Gewalt hätte üben können. Die Aufständischen waren nicht von ihm überwunden, sondern hatten sich auf Vertrag ergeben und wichtige Vorrechte ausbedungen; namentlich hatte Welf, der ihm die Rückkehr nach Deutschland allein ermöglicht hatte, jetzt ohne Mühe Alles gewonnen, was er jemals beansprucht hatte.

Nachdem der Kaiser so mit seinen alten Widersachern ausgesöhnt war, konnte er auch bei den Fürsten eine Maßregel durchsetzen, welche er schon seit längerer Zeit vorbereitet hatte. Er wollte seinem älteren abtrünnigen Sohn die Nachfolge im Reich entziehen, um sie dem jüngeren zuzuwenden. Er stieß dabei auf große Bedenken der Fürsten, die neue arge Verwickelungen für das Reich, wohl gar einen inneren Krieg besorgten, der eine dauernde Trennung Italiens vom Reiche zur Folge haben konnte. Dennoch erreichte der Kaiser auf einem Tage zu Mainz — wahrscheinlich im Mai 1098 — bei den anwesenden Fürsten, daß die Absetzung Konrads ausgesprochen und Heinrich, ein Jüngling damals von sechszehn Jahren, durch feierliche Wahl zum König und Erben des Reichs erklärt wurde. Der Erwählte mußte aber dem Vater nicht nur schwören, daß er nie das Leben und die Freiheit desselben gefährden, sondern auch bei dessen Lebzeiten sich nicht in die Geschäfte des Reichs mischen werde. Denselben Eid mußte er noch einmal auf das Crucifix und die heilige Lanze ablegen, als er am 6. Januar 1099 feierlich in Aachen gekrönt wurde**); erst dann leisteten die Fürsten dem Könige den Schwur der Treue. Es war kein Krönungsfest günstiger Vorbedeutung; traurig genug war das Mißtrauen, welches der Kaiser gegen den Sohn in demselben Augenblicke, wo er ihn neben sich auf den Thron erhob, an den Tag legte.

---

*) Die Würzburger Annalen berichten zum Jahr 1098 von einem Aufstande des Grafen Konrad von Hohenburg im Nordgau, nach dessen Bewältigung der Graf vertrieben wurde. Ueber die Motive der Empörung ist Nichts bekannt.

**) Das Weihnachtsfest hatte der Kaiser zuvor in Köln gefeiert.

Der Kaiser geleitete seinen Sohn darauf nach Baiern, um ihm die Anerkennung der dortigen Großen noch besonders zu sichern. Er feierte das Osterfest (10. April) zu Regensburg, wo sich viele Fürsten um ihn versammelten. Eine Seuche, die in dieser Zeit dort ausbrach, raffte unter Anderen zwei mächtige Herren Baierns hin: den Pfalzgrafen Rapoto, lange den eifrigsten Vertheidiger der kaiserlichen Sache und hitzigsten Verfolger der Gregorianer im Lande, und seinen Vetter, den Grafen Udalrich von Passau. Rapoto starb ohne Kinder zu hinterlassen; seine Güter und Lehen gingen großentheils auf seinen Stammvetter, den Markgrafen Dietbold vom Nordgau über, der sich nun auch Markgraf von Vohburg nannte*); die Pfalzgrafschaft in Baiern kam an den Grafen Engelbert, einen Verwandten des Aribonischen Geschlechts, dem Heinrich III. einst die Pfalzgrafschaft genommen hatte. Die reiche Verlassenschaft des Grafen von Passau erbten seine Wittwe Adelheid, die sich alsbald mit dem Grafen Berengar von Sulzbach vermählte, und ihre Tochter Uta, später die Gemahlin des in Kärnthen reichbegüterten Grafen Engelbert II. von Sponheim.

Damals traten dem Kaiser auch die Verhältnisse des Ostens abermals nahe. Ohne sein Eingreifen hatten sie sich günstig genug für ihn gestaltet. In Regensburg traf er mit dem jungen Markgrafen Liutpold III. von Oesterreich zusammen, der erst vor Kurzem in die Gewalt des Vaters getreten war**). Mit der reichen Erbschaft hatte er nicht die Verbindung desselben übernommen, sondern sich freundlicher zum Kaiser gestellt. Vielleicht bewog ihn dazu, daß sich König Koloman von Ungarn mehr und mehr als ein Anhänger der kirchlichen Partei kundgab, der sich alsbald auch mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sicilien vermählte. Wiederholt machte der regsame Ungarnkönig Miene die deutschen Grenzen zu überschreiten, aber bald hielten ihn die Streitigkeiten mit seinem Bruder Almus, bald Kämpfe mit den Kroaten, bald die immer aufs Neue sein Reich gefährdenden Durchzüge der Kreuzfahrer zurück; auch bei den Vorgängen in Böhmen und Polen konnte er kein theilnahmloser Zuschauer sein.

In Böhmen war unerwartet ein neuer Thronwechsel eingetreten. Konrad von Brünn hatte kaum den Herzogsstuhl eingenommen, als

*) Die italienischen Besitzungen scheinen an einen anderen Seitenzweig der Vohburger gekommen zu sein.

**) Liutpold II. war am 12. October 1095 gestorben.

ihn der Tod abrief. König Wratislaws ältester Sohn Bretislaw gewann dadurch im Jahre 1092 die oberste Gewalt; ein kräftiger Fürst, welcher den ganzen Ehrgeiz des Vaters besaß, aber wenig Gelegenheit ihn zu befriedigen fand. Denn inzwischen hatte sich in Polen die fürstliche Gewalt aufs Neue gekräftigt, nicht so sehr durch den alternden Herzog Wladislaw, als durch den Palatin Zeczech, der durch den Einfluß der deutschen Herzogin Judith, der Schwester des Kaisers, zum wichtigsten Manne des Reichs erhoben war. Die Gewaltthätigkeit, mit welcher der Palatin gegen den Adel auftrat, führte zu inneren Kämpfen und nöthigte viele angesehene Männer das Land zu verlassen. Dennoch hielt sich Zeczech für stark genug, um die lange unterbrochenen Kämpfe zur Unterdrückung der heidnischen Pommern wiederum aufzunehmen, und eröffnete sie nicht ohne Erfolg; nicht minder zeigte er ein starkes Bewußtsein seiner Macht, indem er den Tribut für die schlesischen Länder*) an Böhmen zu zahlen verweigerte. Die polnischen Flüchtlinge hatten in Böhmen eine Zuflucht gefunden, und Herzog Bretislaw, indem er alsbald für sie zu den Waffen griff, vertheidigte dabei zugleich sein eigenes Recht. Verheerend durchzog er im Jahre 1093 Schlesien und schloß nicht eher Frieden, als bis ihm der rückständige Tribut von zwei Jahren gezahlt und die Grafschaft Glatz seinem Neffen Boleslaw, dem noch im Knabenalter stehenden Sohn des Polenherzogs aus der ersten Ehe, als böhmisches Lehen überlassen wurde. Einige Jahre später starb Judith, aber die Macht ihres Günstlings erhielt sich und drückte schwer auf die Szlachta, schwerer noch auf des Herzogs Söhne, auf den jungen Boleslaw und seinen weit älteren Halbbruder Zbigniew, der nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entsprungen war. Diese Verhältnisse scheinen Bretislaw von Böhmen zu einem neuen Angriff auf Polen (1096) vermocht zu haben, der zur Folge hatte, daß Wladislaw einen großen Theil seines Reichs seinen Söhnen abtreten mußte; der Neffe des Böhmenherzogs erhielt zu Glatz auch die anderen schlesischen Besitzungen und bedeutende Landstriche im eigentlichen Polen. Dennoch war der Einfluß des Palatin auch jetzt noch nicht gebrochen, vielmehr war dieser unablässig bemüht die Reichstheilung rückgängig zu machen. Es bedurfte sogar einer bewaffneten Erhebung der beiden Brüder gegen den Vater, ehe sich dieser den Palatin in die Verbannung zu senden entschloß. Mit

*) Vergl. Bd. II. S. 488.

dem Exil desselben ging die Macht des alten Polenherzogs zu Ende; seine Söhne herrschten, und die schönsten Hoffnungen knüpfte man an Boleslaw, der zu einem tüchtigen Jünglinge heranwuchs und sich mit Feuer in die Kämpfe warf, welche Zeczech gegen die Pommern begonnen hatte.

Unfehlbar hatte auch Herzog Bretislaw, der stets das beste Einvernehmen mit seinem Neffen unterhielt*), bei dieser Wendung der Dinge gewonnen. Aber seine Stellung wurde in seinem eigenen Lande gefährdet, als er seinem Bruder Boriwoi die Nachfolge im Herzogthume zu gewinnen suchte; er verfeindete sich dadurch mit seiner eigenen Familie und den angesehensten Männern des Adels. Vor Allem erhob sich gegen ihn Udalrich, der älteste Sohn Konrads von Brünn, der zunächst bei der Sache betheiligt war. Bretislaw ließ ihn einkerkern, konnte aber auch damit nicht jeden Widerstand gegen sein Vorhaben beseitigen. Deshalb entschloß er sich jetzt durch den Kaiser zu erwirken, wofür er die freie Zustimmung des Landes nicht zu gewinnen vermochte. Er ging selbst nach Regensburg, um seinen Bruder schon vorweg mit der herzoglichen Fahne Böhmens belehnen zu lassen. Der Kaiser willfahrte ihm hierin eben so gern, wie in der Investitur des neugewählten Bischofs von Prag, Hermann mit Namen, der ein Jahr später von einem Legaten Wiberts — denn zu ihm hielt sich noch Böhmen — in Mainz die Weihe erhielt. Um seinen Bruder noch mehr zu sichern, suchte sich Bretislaw auch die Freundschaft des Königs Koloman, mit dem er eine Zusammenkunft an der ungarischen Grenze hielt, zu erwerben. Den Markgraf Liutpold verband er sich und dem Bruder auf das Engste, indem er Gerberge, eine Schwester des Markgrafen, dem künftigen Beherrscher Böhmens verlobte**).

Der Böhmenfürst führte nicht den königlichen Namen, wie sein Vater, er hatte keine unmittelbare Macht außerhalb der alten Grenzen seiner Herrschaft erlangt, aber er besaß weitreichende Verbindungen, die ihn gleichsam in den Mittelpunkt der slawisch-magyarischen Welt stellten. Der deutsche Einfluß auf diese Regionen war nicht entfernt mehr derselbe, wie vor fünfzig Jahren, doch war deshalb die Entwickelung, die

*) Weihnachten 1099 lud Bretislaw seinen Neffen nach Saatz ein, ernannte ihn zu seinem Schwertträger und wies ihm zugleich 10 Mark Gold und 100 Mark Silber aus dem polnischen Tribut an.

**) Das Beilager wurde am 18. October 1100 zu Znaim prächtig gefeiert.

mit jenem Einfluß für die Völker des Ostens begonnen hatte, keineswegs unterbrochen. Kraftvolle Fürsten strebten staatliche und kirchliche Zucht hier gegen einen Adel, der verlangend nach den alten Zuständen zurückschaute, mit starker Hand aufrecht zu halten. Ob sie Urban oder dem Gegenpapst anhingen, sie waren gleich eifrig die letzten Reste des alten Götzendienstes auszurotten, begünstigten gleich sehr die Institutionen der römischen Kirche, die nun einmal eine unwiderstehliche Anziehungskraft hatten; Bretislaw gab den slawischen Ritus, welchen sein Vater geschützt hatte, dem Untergange preis, und Koloman schränkte nicht nur die Freiheit des religiösen Kultus, welche Stephan der Heilige Andersgläubigen gelassen hatte, wesentlich ein, sondern zwang auch die lateinische Sprache mit starrer Consequenz seinem Klerus auf. Indessen bereitete der junge Boleslaw den Untergang des Heidenthums bei den freien Wenden durch seine Kämpfe mit den Pommern vor. Während er hier seine Waffen versuchte, befestigte sich die Macht Heinrichs, Godschalks Sohn, unterstützt von dem Billinger Magnus, unter den Abodriten, und in der Nordmark rüstete sich Markgraf Udo zu einem neuen Angriff auf die Liutizen und Heveller. Der Kaiser hatte auf den Gang, den diese Verhältnisse nahmen, nur geringen Einfluß, doch hatte er allen Grund mit demselben zufrieden zu sein. Nirgends drohte Deutschland jetzt eine Gefahr vom Osten, und den Böhmenherzog mochte der Kaiser zu seinen zuverlässigsten Freunden zählen.

Um so größer waren die Gefahren, die im Innern daraus erwuchsen, daß alle Bemühungen des Kaisers für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung nur wenig fruchteten. Als er am Peter- und Paulstage (29. Juni) zu Bamberg einen Hoftag hielt, ermahnte er eindringlich die anwesenden fränkischen Großen über den Landfrieden zu wachen und sich selbst der Gewaltthaten zu enthalten; er verpflichtete sie eidlich alle Wegelagerer und Diebe nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu bestrafen; allen Klostervögten untersagte er Untervögte zu bestellen, da diese sich meist nur als unbarmherzige Bedrücker der armen Klosterleute und gewissenlose Räuber des Kirchenguts zeigten. Aber sobald er den Rücken wandte, waren seine Vorstellungen vergessen; es blieb, wie wir wissen, eben Alles beim Alten. Diese Bestrebungen, so wohlgemeint sie waren, brachten dem Kaiser seine Widersacher nicht näher, entfremdeten ihm sogar manchen alten Anhänger. Nicht deshalb hatten sie ihn so lange unterstützt, um nun aufzugeben, was sie in den Wirren der Zeit

gewonnen hatten; sie waren nicht gewillt die Zahl ihrer Vassallen und Dienstleute einzuschränken, welche sie zum größten Theil mit Klosterlehen unterhielten.

Oft ist darauf hingewiesen worden, wie die kirchlichen Ordnungen zu den stärksten Stützen des Kaiserthums gehörten: die Auflösung dieser Ordnungen mußte deshalb für die kaiserliche Macht im hohen Maße verderblich werden. In der That befand sich aber die deutsche Kirche damals in einem Zustande völliger Anarchie. War auch das Ansehen Wiberts von Ravenna in Deutschland niemals groß gewesen und ließen sich auch die eifrigen Anhänger des Franzosen Urban leicht zählen, so stand doch in vielen Bisthümern dem vom Kaiser eingesetzten ein freigewählter Bischof gegenüber, jeder von einer streitlustigen Partei umgeben; die Domherren und der ganze Klerus waren dann gespalten, und auch die Klosterbrüder nahmen an dem Fortgange des Kampfes lebendigen Antheil. Die Kirchen waren meist überreich, aber ihre Reichthümer dienten jetzt nur dazu, dem unseligen Zwiespalt neue Nahrung zu geben, die Unordnung zu steigern. Ein lästiger kleiner Krieg dauerte so in vielen Sprengeln schon durch Jahrzehnte fort und hatte fast alle kirchliche Ordnung beseitigt. „Die Religion", klagt der Augsburger Annalist, „verlor ganz ihre Bedeutung; in manchen Gegenden gab es kein bischöfliches, ja gar kein geistliches Regiment mehr; Jeder that, was ihm beliebte, und trachtete nicht nach dem, was Gottes ist." Aus den Mainzer Beschlüssen und dem Widerstande, welchen ihnen namentlich die Hirschauer Mönche entgegensetzten, war eine sehr verderbliche Saat aufgegangen.

Unter solchen Verhältnissen war es ein überaus schmerzlicher Verlust für den Kaiser, daß ihm gerade die Kirchenfürsten durch den Tod entrissen wurden, die ihm bisher die treueste Anhänglichkeit bewiesen hatten. Um Ostern 1099 wurde Konrad von Utrecht von einem friesischen Handelsmanne erschlagen, und sein Bisthum ging auf einen Kleriker, Burchard mit Namen, aus dem baierischen Grafengeschlecht von Lechsgemünde über. Der Erzbischof Hermann von Köln starb am 22. November desselben Jahres; sein wichtiges Kirchenamt gab der Kaiser einem jungen Bamberger Domherrn Friedrich, aus dem Geschlecht der Herren von Schwarzenburg im Nordgau*) entsprossen. Wenig später

*) Schwarzenburg nahe der böhmischen Grenze an der jetzigen Oberpfalz.

fanden auch der getreue Liemar von Bremen und Erzbischof Eigilbert von Trier ihr Ende*). Das traurigste aber war, daß sich der Kaiser die erbitterte Feindschaft des ersten Kirchenfürsten im Reiche, des Erzbischofs Ruthard von Mainz, zugezogen hatte.

Der Frevel, den Ruthard an den unglücklichen Juden ausgeübt hatte (S. 679), gab den Anlaß zu diesem Hader. Sobald der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er sich nach Gebühr der schmählich Mißhandelten angenommen. Allen, die man zur Taufe gezwungen, erlaubte er die Rückkehr zu dem Glauben ihrer Väter, und selbst das Einschreiten Wiberts bewog ihn nicht diese Erlaubniß zurückzuziehen. Bald ließ er auch strenge gerichtliche Verfolgungen gegen die Ruchlosen anstellen, die sich an der Beraubung der Juden betheiligt hatten. Untersuchungen wurden im Jahre 1098 in Speier eingeleitet, wie in Mainz, wo sich Ruthard, der eigenen Schuld bewußt, zu widersetzen versuchte. Als der Kaiser auch die Verwandten des Erzbischofs zur Verantwortung zog, stellten sie sich nicht vor dem Richterstuhl; der Erzbischof suchte sie zu vertheidigen, aber vergeblich. Da er an ihrer Rettung verzweifelte und sogar für sich selbst fürchtete, verließ er mit ihnen die Stadt und begab sich nach Thüringen; er hoffte durch diesen Schritt den Kaiser zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nachdem er sich hierin getäuscht sah, kündigte er offen dem Kaiser den Gehorsam auf und trat mit dessen Gegnern in Verbindung. Wie sein Vorgänger Siegfried würde er sich unbedenklich an die Spitze einer aufständischen Bewegung in Sachsen und Thüringen gestellt haben, hätte sich eine solche nur sofort hervorrufen lassen. Aber in Sachsen war das Volk zu einer neuen Rebellion wenig geneigt, und für die Fürsten war die kaiserliche Herrschaft jetzt kaum drückend, zumal sich Heinrich in ihrem Lande nicht zeigte. Selbst ein Zerwürfniß, welches noch einmal zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Fetten, dem Sohne Ottos von Nordheim, eintrat, wahrscheinlich durch die Ansprüche des Letzteren auf jene friesischen Grafschaften herbeigeführt, welche einst Markgraf Ekbert, dann Bischof Konrad besessen hatte, — selbst dieses Zerwürfniß wurde bald

*) Liemar starb am 16. Mai 1101, am 9. September desselben Jahres Eigilbert. Liemars Nachfolger war der kaiserliche Kanzler Humbert, der aber auch bereits im Jahre 1104 starb; in Trier folgte der dortige Propst Bruno, der Sohn des in Franken und Schwaben angesessenen Grafen Arnold von Laufen, ein Verwandter des Nellenburgischen Hauses, dem Eigilberts Vorgänger Udo angehört hatte.

beigelegt; Graf Heinrich erhielt die Grafschaften mit dem Titel eines Markgrafen, wie er es verlangte. So führte der Erzbischof vorläufig auf seinen thüringischen Burgen ein kummervolles, verlassenes Leben, der Tage wartend, wo er sich an dem Kaiser rächen könne.

Inzwischen waren auch die Strafen der Kirche gegen den Mainzer Erzbischof in Anspruch genommen worden. Dreimal hatte Wibert ihn vor sein Gericht vergeblich citirt; am 29. Juli 1099 erließ er dann ein Schreiben an die Angehörigen der Mainzer Kirche, worin ihnen erklärt wurde, daß Ruthard wegen Simonie, wegen Verweigerung des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl, wegen Treubruchs und wegen Hochverraths mit dem Banne belegt und alle seine Untergebenen des Gehorsams gegen ihn entbunden seien. Es hätte in der Macht des Kaisers gelegen, Ruthard seines Amts zu entkleiden und ihm einen Nachfolger zu setzen: er unterließ es, sei es daß er noch auf die Rückkehr des Abtrünnigen rechnete, sei es daß er die Einkünfte des Erzbisthums Mainz selbst nicht entbehren wollte. In den folgenden Jahren hielt der Kaiser meist zu Mainz Residenz, und die dortige Kirche mußte großentheils die Kosten seiner Hofhaltung tragen *). Welche äußeren Vortheile ihm hieraus auch erwuchsen, sie ersetzten nicht den schweren Schaden, daß die deutsche Kirche, ohnehin in bedenklicher Verwirrung, ihres Hauptes beraubt war, und gerade in einer Zeit, wo noch einmal die Zukunft des Gregorianischen Systems in Frage stand.

Das Ende Urbans II. und Wiberts.

Ungeachtet der glänzenden Erfolge, deren sich Papst Urban rühmen konnte, war seine Stellung doch auch jetzt noch von mehr als einer Seite angefochten; er gerieth sogar in Verwickelungen, die leicht Alles, was er gewonnen, wieder vernichten konnten.

Die Partei Wiberts hatte in Rom noch immer nicht die Waffen gestreckt, wie sehr sie auch durch das Mißgeschick des Kaisers herabgedrückt war. Die Engelsburg war in ihren Händen, und in diesem Besitze bereitete sie, zumal die Masse des Volks kaiserlich gesinnt war,

*) Wenn den Kaiser nicht besondere Angelegenheiten in andere Theile des Reichs riefen, lebte er in den letzten Jahren regelmäßig in Mainz oder Speier. Hier feierte er Weihnachten 1099 und Ostern 1103, dort Weihnachten 1100, 1101, Ostern und Weihnachten 1104 und Ostern 1105.

ihren Widersachern manche übele Stunde. Aber schwerere Sorgen, als diese alten Feinde, erregten dem Papste diejenigen, welche bisher die Stützen seiner Macht gewesen waren. Die anwachsende Macht der Normannen, vor Allem des großen Grafen Roger von Sicilien, sah er nicht ohne Furcht, zumal sich deutlich genug zeigte, daß auf den Gehorsam des Grafen gegen den apostolischen Stuhl, sobald sein eigenes Interesse ins Spiel kam, wenig zu rechnen war. Als der Bischof Robert von Traina zum päpstlichen Legaten für Sicilien ernannt wurde, verweigerte ihm der Graf nicht nur jede Anerkennung, sondern gerieth auch in heftigen Zorn gegen den apostolischen Vater.

Die normannischen Fürsten, lange uneins unter einander, hatten die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns endlich erkannt. Die Empörung Capuas wirkte auf die unterworfene Bevölkerung Unteritaliens ermuthigend, und im Jahre 1096 erhob sich sogar das reiche Amalfi gegen die fremden Herren. Die ganze normannische Macht trat deshalb jetzt zusammen, um Herzog Roger gegen Amalfi zu unterstützen. Der große Graf kam mit Arabern über die Meerenge; Bohemund führte ein stattliches Ritterheer gegen die Stadt. Aber während man mit der Belagerung der durch ihre Lage gesicherten Stadt beschäftigt war, erscholl der Ruf zum heiligen Kriege, und Bohemund nahm sofort das Kreuz, mit ihm siebentausend junge Ritter. Es bedurfte für ihn kaum einer besonderen Aufforderung des Papstes; er verlangte ohnehin nach dem Osten zurückzukehren, wo er einst gegen die Griechen gefochten hatte, um dort eine eigene freie Herrschaft zu gründen. Die Verwaltung seiner Besitzungen in Apulien übergab er seinem Bruder Herzog Roger und rüstete sich sorglich zu dem großen Kriege, in welchen ihm auch sein tapferer Vetter Tancred zu folgen entschlossen war. Als Bohemund mit seinen Rittern das Belagerungsheer vor Amalfi verlassen hatte, verzweifelte der große Graf an dem glücklichen Ausgang des Unternehmens und zog ebenfalls ab; Herzog Roger blieb nun keine Wahl, als den Amalfitanern ihre Freiheit zu lassen. Bald aber vereinigten sich die beiden Roger abermals, um Richard, Jordans Sohn, wieder in den Besitz Capuas zu setzen. Sie wurden dazu durch das gemeinsame Interesse aller Normannen, wie durch ihren eigenen Vortheil bestimmt; denn Richard hatte den Herzog von Apulien als seinen Lehnsherrn anerkannt, dem Grafen von Sicilien aber den Erwerb Neapels in Aussicht gestellt.

Der große Graf, Herr bereits der ganzen Insel Sicilien, strebte auch auf dem Festlande Italiens seine Macht zu erweitern, wo ihm Calabrien nicht genügte. Nicht allein auf Neapel schien er es abgesehen zu haben, sondern nicht minder auf Benevent, welches er damals auf seinem Zuge gegen Capua berührte. Als er mit seinem Heere vor der Stadt ein Lager bezog, erschraken die Beneventaner; sie sandten 1500 Goldstücke nebst sechs edlen Rossen zu ihm. Wirklich begnügte sich der Graf vorläufig mit diesem Geschenk und zog ab. Aber die Besorgniß der Beneventaner schwand deshalb nicht, und wohl noch mehr, als sie, fürchtete der Papst für die Stadt, welche ihm bisher ein sichereres Besitzthum, als Rom selbst, gewesen war.

Die Belagerung Capuas, welche im April 1098 begann, versprach im Anfang wenig Erfolg; Urban meinte, wenn er als Vermittler aufträte, nur dem Interesse seiner Stellung zu dienen und begab sich im Juni in das normannische Lager. Aber seine Vermittelungsversuche scheiterten völlig; nicht ohne Beschämung verließ er den Boden Capuas und wandte sich nach Benevent, um wenigstens hier zu retten, was noch zu retten sei. Nach langem Widerstand ergab sich endlich Capua und nahm Richard wieder als Fürsten auf. Die beiden Roger zogen ab und nahmen zusammen ihre Straße nach Salerno; hierhin eilte auch der Papst, dem Alles daran gelegen war, mit dem großen Grafen wieder in ein gutes Vernehmen zu kommen. Es gelang ihm, aber nur durch eine Nachgiebigkeit, welche die Kirche Siciliens fast ganz in die Hände des Grafen lieferte. Es wurde nicht nur die Einsetzung des Bischofs Robert zum Legaten zurückgenommen, sondern durch eine päpstliche Urkunde vom 5. Juli 1098 zugestanden, daß ohne die besondere Einwilligung des Grafen und seiner Nachfolger fortan kein Legat für Sicilien bestellt werden, vielmehr sie selbst an Stelle der Legaten die ihnen zugehenden päpstlichen Befehle in Ausführung bringen sollten; zugleich wurde ihnen überlassen, welche und wie viele Bischöfe sie entsenden wollten, wenn der Papst eine allgemeine Synode beriefe. Mit Recht haben die Nachfolger Urbans an diesen Zugeständnissen den größten Anstoß genommen, doch alle Versuche sie rückgängig zu machen blieben fruchtlos. Urban suchte sein Verfahren mit den außerordentlichen Verdiensten des Grafen zu rechtfertigen; unter anderen Verhältnissen würde er diese Verdienste wohl auf andere Weise anerkannt haben. Ihm blieb keine Wahl, als sich dem Wunsche des Mannes zu fügen, dessen Leben, wie

er selbst aussprach, für Rom und Italien nothwendig war; denn hauptsächlich durch ihn und Mathilden erhielt sich die Reformpartei in Italien aufrecht. Benevent wurde dem Stuhle Petri nur gerettet, indem der Papst wichtige Rechte der Kirche preisgab.

Nach längerem Aufenthalt in Salerno begab sich der Papst im Anfange des Octobers nach Bari, wo er eine große Synode abhielt, die von 185 Bischöfen besucht war. Die Streitfragen zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, welche bei den nahen Berührungen der Franken mit den Griechen jetzt eine neue Bedeutung gewannen, kamen hier abermals zur Verhandlung. Siegreich vertheidigte Anselm von Canterbury, die Leuchte der occidentalischen Theologie, damals die Ansicht der römischen Kirche. Um den Gewaltthätigkeiten seines Königs zu entgehen, hatte Anselm die brittische Insel verlassen und verlebte Tage glücklicher Ruhe in der Gemeinschaft derer, welche der Kirchenreform, an der auch sein Herz hing, zum Siege verholfen hatten; Urban und Mathilde ehrten den großen Denker und Dulder, wie er verdiente. Die Tage in Bari bewiesen, daß der Papst und die Normannen sich wieder völlig verständigt hatten.

Im November des Jahres 1098 kehrte der Papst nach Rom zurück, wo seine Abwesenheit von den Wibertisten zu einer Demonstration benutzt war. Am 5. August und den beiden folgenden Tagen hatte eine Anzahl schismatischer Cardinäle, an deren Spitze noch immer Hugo der Weiße stand, eine Synode gehalten, bei der auch ein Theil des römischen Adels und Volks anwesend war. Die Decrete Gregors und Urbans wurden hier als ketzerisch verdammt und verbrannt, die Anhänger derselben vor eine neue Synode beschieden, die man am 1. November in der Stadt halten wollte; bis dahin beschloß man Frieden zu halten. Schmähschriften gegen Hildebrand nud seinen Nachfolger, von denen man sich gewiß außerordentliche Wirkungen versprach, wurden damals nach allen Seiten verbreitet. Sie mögen anderer Orten ihren Zweck erreicht haben, in Rom war es nicht der Fall. Die Wibertisten erlitten vielmehr gleich darauf hier einen sehr empfindlichen Schlag, indem ihnen die Engelsburg verloren ging. Am 10. August mußten sie dieselbe räumen, und am 23. desselben Monats besetzten die Leute des Petrus, Leos Sohn, die Feste. Ob jene Synode am 1. November zusammentreten konnte, ist zu bezweifeln. Wenig später zog Urban wieder in den

Lateran ein, und die Anhänger Wiberts, obwohl sie sich nicht unterwarfen, hielten sich für den Augenblick ruhig.

In Frieden feierte der Papst das nächste Weihnachts- und Osterfest und hielt dann in der dritten Woche nach Ostern (24. bis 30. April 1099) in der Peterskirche eine große Synode, auf welcher er seine und seiner Vorgänger Verordnungen aufs Neue bestätigte, über Wibert und seine Anhänger noch einmal den Bann aussprach. Noch einmal erscholl auch die Kreuzespredigt, und noch einmal rief sie Schaaren von Kreuzfahrern in das Feld. Den Heeren der Bauern und Fürsten folgte eine stattliche Rüstung ritterlicher Bürger. Genua hatte bereits im Anfange des Jahres Schiffe nach dem Orient gesendet. Auch Pisa stellte jetzt eine Flotte von 120 Schiffen, die alsbald nach der syrischen Küste in See ging und den Erzbischof Daibert mit sich führte. Diesen treuen Freund hatte der Papst, da der Bischof von Le Puy am 1. August 1098 gestorben war, zu seinem Legaten im Osten ernannt. Die gegen die Ungläubigen streitenden Fürsten hatten gewünscht, daß der Statthalter Petri sich jetzt selbst an ihre Spitze stelle und sie nach Jerusalem führe, aber mit Recht meinte Urban Italien nicht ohne Gefahr verlassen zu können. Allerdings war er Herr in Rom, aber nicht in Italien, ja nicht einmal in der nächsten Umgegend der Stadt. War auch Graf Odo von Sutri, der ihn so oft und so lange bedrängt hatte, gestorben, so hielten doch die meisten Grafen der Campagna noch immer zu Wibert, und schon rüstete dieser selbst zu einem neuen Angriff auf Rom.

Die Macht des Gegenpapstes schien, als der Kaiser Italien verließ, ihr Ende erreicht zu haben. Kaum in Ravenna fühlte er sich damals noch sicher; er brachte meist seine Tage auf einem festen Thurme zu, den er sich zu Argenta am Po zwischen Ravenna und Ferrara hatte erbauen lassen. Seine Anhänger in den lombardischen Städten waren überall vertrieben; überall hatten die Patarener die Oberhand gewonnen. Der junge König, den die patarenischen Bischöfe dem Namen nach als ihren weltlichen Oberherrn anerkannten, war freilich wenig zu fürchten; sobald man seinen Verrath gegen den Vater für die kirchlichen Zwecke ausgebeutet hatte, schob man ihn, wie seine arge Stiefmutter, bei Seite. Keiner der patarenischen Bischöfe wollte ihm ferner den Unterhalt gewähren; er mußte seine Residenz nach Borgo S. Donino, einem ziemlich unbedeutenden Ort zwischen Parma und Piacenza, verlegen. Außerhalb des nächsten Umkreises seines kleinen Hofes wußte kaum

Jemand von diesem Schattenkönige. Die Gewalt im Norden Italiens war im Wesentlichen in den Händen der großen Gräfin, der ein päpstlicher Legat zur Seite stand. Es war der römische Cardinal Hermann, ein Mönch, den die Patarener in Brescia zu ihrem Bischof erwählt hatten. Eine andere Stütze suchte Mathilde in dem tuscischen Grafen Guido Guerra zu gewinnen, den sie an Sohnes Statt annahm. Das waren die Gegner, welche Wibert zu fürchten hatte, welche Lombardien, Tuscien und die Romagna beherrschten.

Wie die Dinge standen, zeigte sich bei dem Tode des Erzbischofs Arnulf von Mailand (24. September 1097). Die Mailänder gedachten den Landulf von Baggio, einen Mann aus vornehmem Geschlecht und von ansehnlicher Stellung in der Kirche des heiligen Ambrosius, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Der Legat aber wußte die Wahl zu hindern und setzte fast mit Gewalt den Anselm von Buis, Probst von St. Lorenzo, einen unbedeutenden Mann, der bisher nicht einmal die Weihe als Diakon erhalten hatte, zum Erzbischof ein. Da sich Keiner der mailändischen Suffragane bei der Wahl betheiligt hatte, erhielt der Gewählte von fremden Bischöfen die Weihe. Auffällig genug war es, daß ihm die große Gräfin den Bischofsstab schickte, sehr begreiflich dagegen, daß ihm der Legat des Papstes sogleich das von Rom übersandte Pallium überreichte und daß der Erzbischof alsbald den Cardinal zum Bischof von Brescia weihte. Anselm war nur ein Werkzeug Mathildens und des Legaten; um König Konrad kümmerte er sich so wenig, wie es diejenigen thaten, von denen er seine Macht empfangen hatte.

Das kecke Auftreten des Legaten in Mailand machte selbst auf Männer Eindruck, die bisher als Hauptvertreter der Pataria galten. Jener Priester Liprand, der einst Erlembald zur Seite gestanden und für die Sache der Kirche schwer gelitten hatte (S. 332), machte sich mit einigen Genossen auf den Weg, um Mailands Freiheit in Rom zu vertheidigen. Er sprach zu S. Donino bei König Konrad vor und mußte hier von dem unglücklichen Fürsten die inhaltschwere Frage hören: „Da du ein Meister der Patarener bist, so sage mir doch, was du von jenen Bischöfen und Fürsten hältst, welche die königlichen Güter an sich gerissen haben und dem Könige nicht einmal den Unterhalt gewähren?“ Wir wissen nicht, was Liprand antwortete, aber wir hören, daß er bald darauf von Vassallen des Bischofs von Parma angehalten und ausgeplündert wurde. König Konrad verurtheilte die Wegelagerer zu einer Buße und

ermöglichte Liprand die Rückkehr nach Mailand. Ein unzufriedener Mann kam mit ihm nach der Heimat zurück, und gleich ihm dachten Andere in Mailand; es bildete sich dort eine Partei, welche der Ambrosianischen Kirche wo möglich noch einige Freiheit zu retten beabsichtigte, welche vielleicht kaiserlich schien, weil sie nicht unbedingt päpstlich war.

Wir wissen nicht, wie diese Dinge in Mailand auf andere Städte der Lombardei einwirkten, aber Thatsache ist, daß der Legat des Papstes hier bald an vielen Orten auf Widerstand stieß. Als er mit dem Erzbischof im April 1098 eine Synode in Mailand hielt, hatten sich von den Suffraganen des Erzbisthums nur Wenige eingestellt, und laut ertönte die Klage, daß in mehreren Städten die Widersacher der Pataria wieder die Oberhand gewonnen hätten. Trotzdem Wibert im Anfange dieses Jahres selbst aus seinem Thurme zu Argenta verjagt war, fand er doch bald wieder einen namhaften Anhang in der Lombardei; er konnte wagen eine allgemeine Synode auf den 9. October nach Vercelli auszuschreiben*), ja er beschaffte sogar die Mittel zu einem neuen Zuge gegen Rom, den er im Sommer 1099 antrat. Er lag mit einem Heere nicht weit von der Stadt, als am 29. Juli Papst Urban starb. In der Burg des Petrus, Leos Sohn, bei S. Nicolo in Carcere unweit des Ghetto, ereilte den Papst ein jäher Tod, nicht einmal die Sacramente hatte er empfangen können. Noch stand er in den Jahren reifer Manneskraft, als ihn Gott aus dem Leben abrief.

Nie werden die elf Jahre des Pontificats dieses französischen Papstes neben der Amtsführung Gregors VII. in Vergessenheit kommen. Denn in dieser Zeit und durch Urban traten die Gedanken Hildebrands erst machtvoll in das Leben. Gregor plante einen Zug nach dem gelobten Lande; Urban sandte Heere des Abendlandes dem Orient zu. Gregor unternahm den Kampf gegen das Kaiserthum und unterlag; Urban setzte ihn fort und brachte es dahin, daß der Kaiser aus Italien weichen mußte. Zwei große Siege knüpfen sich an seinen Namen; nachdem diese erfochten waren, konnten die Ideen Gregors VII. von der kaiserlichen Gewalt wohl noch bekämpft und zeitweise unterdrückt, aber nicht mehr ganz vernichtet werden. Freilich nicht in ihrer Reinheit hat Urban die Principien der neuen Zeit aus dem Kampfe gerettet; seine Erfolge gehörten mehr der in Italien mächtigeren Partei an, als dem apostolischen

*) Es fehlt an Nachricht darüber, ob die Synode wirklich gehalten wurde.

Stuhle selbst. Um die höchste weltliche Macht zu schwächen, verband er sich mit anderen weltlichen Mächten und brachte ihnen Rechte der Kirche zum Opfer, welche die Reformpartei und nicht sie allein bisher für unveräußerlich gehalten hatte.

Niemand hat Urban wichtigere Dienste geleistet, als der große Graf von Sicilien und die große Gräfin Lombardiens; in Beiden personificirte sich das aufstrebende Fürsten- und Ritterthum Italiens, welches sich, auf das Schwert gestützt, keiner anderen Macht mehr beugen wollte, als allein der, welche sich nach dem h. Petrus nannte. Weiter fand Urban seine Hülfsmittel in Frankreich, Burgund und Spanien; die romanischen Nationen schlossen sich vor Allem ihm an, und im Anschluß an ihn traten sie selbst wieder näher zusammen. In dem römischen Papstthum fanden sie von Neuem einen Mittelpunkt, wie sie ihn seit den Zeiten des römischen Weltreichs nicht gehabt hatten; der Kampf gegen den Islam bot ihnen Gelegenheit zu gemeinsamen Thaten.

Vielfach erinnert Urban in seiner Rührigkeit, in seinen Wanderungen, in seiner praktischen Tüchtigkeit an Leo IX.; der Unterschied zwischen Beiden und die Verschiedenheit ihres Wirkens springt freilich zugleich in das Auge. Was der eine im Bunde mit dem Kaiser vollbringt, vollbringt der andere im Kampfe gegen denselben; die Kraft des einen wurzelt zunächst in Deutschland, die des anderen in Frankreich; unbefangenes Interesse für das Gedeihen der Kirche spricht aus Leos Handlungen, der Sieg einer kirchlichen Partei liegt vor Allem Urban an Herzen. Leo ist den Heiligen der Kirche ohne Widerspruch beigezählt und zu seinem Andenken ein Fest eingesetzt worden; auch an Urbans Grab glaubte man Wunder zu sehen und seine Freunde haben ihn wohl unter die Heiligen erheben wollen, aber nie hat sein Name in den Martyrologien unbestrittene Aufnahme gefunden nie ist ein Fest zu seinem Gedächtniß in der Kirche eingeführt worden. Ein eifriger Vertreter der Kirche, ein devoter Jünger Clunys, wie er war, schien er doch selbst denen, die ihm zunächst standen, der Welt mehr nachgegeben zu haben, als für den Nachfolger Gregors erlaubt war, die Wibertisten bezeichneten ihn geradezu als den gefährlichsten Neuerer und Ketzer.

Urban starb nach Siegen, aber nicht im Siege. Vor den Thoren der Stadt stand, als er den letzten Athemzug that, sein Widersacher, und das Volk in Rom hing zum großen Theile diesem an. Man nahm den Weg mit der Leiche nach St. Peter durch das von jeher den Grego-

rianern ergebene Trastevere, weil man fürchtete, daß bei der Bestattung ein Aufstand ausbrechen werde. Vielleicht war die Besorgniß vor den Wibertisten auch der Grund, daß sich die Cardinäle der Gregorianischen Partei an ungewohnter Stelle, in der Kirche S. Clemente, am 13. August zur Wahl des neuen Papstes versammelten. Einhellig wählte man hier den Cardinalpriester Rainerius, der den Titel von dieser Kirche trug. Noch an demselben Tage wurde er unter dem Namen Paschalis II. inthronisirt und am folgenden Tage in St. Peter geweiht und gekrönt.

Der neue Papst stammte aus dem römischen Tuscien, aus der kleinen Stadt Bieda, etwa zehn Meilen von Rom an der alten Claudischen Straße in einer fruchtbaren Ebene belegen. Er scheint einer ritterlichen Familie angehört zu haben, war aber früh in ein Kloster seiner Heimat getreten. Etwa zwanzig Jahre alt kam er nach Rom und wurde Gregor bekannt, der ihn begünstigte und zum Cardinalat erhob. Seitdem hatte er immer zu der Reformpartei gehalten und in dieser unter Urban eine hervorragende Stelle eingenommen. Urban soll ihn selbst als seinen Nachfolger bezeichnet haben, und was die Festigkeit der Principien betraf, konnte die Partei der Gregorianer sich kaum einen besseren Vertreter wünschen; dazu kam, daß Rainerius, seit mehr als einem Menschenalter in Rom einheimisch, dort nicht unbeliebt war. Man sagte ihm wohl nach, daß er das Geld liebe und weniger, als sich gebühre, dem Studium obliege: in den Augen der Römer waren das keine Fehler. Dem bereits im höheren Mannesalter stehenden Mann fehlte es nicht an Erfahrung und Entschlossenheit, aber die Folge zeigte, daß ihm der Scharfblick mangelte, dessen er in seiner Lage bedurfte. In kleinen Verhältnissen vielleicht groß, war er in großen nur klein; nicht stark genug, dem Sturme ungewöhnlicher Ereignisse zu widerstehen, ließ er sich von ihnen fortreißen. So gut sein Wille war, das Werk seiner Vorgänger in ihrer Weise fortzusetzen, er besaß dazu weder das Talent noch die Kraft; die Partei selbst hat die Wahl zu bereuen Veranlassung gehabt.

Die Anfänge dieses Pontificats waren nicht unglücklich. Die Stadt blieb ruhig, so daß Paschalis sogleich daran denken konnte, Wibert, der sich zu Albano niedergelassen hatte, von dort zu verjagen. Tausend Unzen Goldes, die ihm der große Graf aus Sicilien schickte, boten ihm die Mittel. Mit diesem Gelde scheint er theils den römischen Adel zum Angriff auf Albano bewogen, theils die dortige Einwohnerschaft bestochen

zu haben. Albano erklärte sich gegen Wibert, und dieser mußte darauf über den Tiber zurückgehen. Er hielt sich längere Zeit in Sutri auf, wahrscheinlich auf Hülfe vom Norden wartend. Sie blieb aus, und am 8. September des folgenden Jahres (1100) starb der Gegenpapst hochbetagt zu Civita Castellana, wo er auch bestattet wurde. Wunder sollten an seinem Grabe geschehen; das Parteiinteresse verlangte, daß er Gregor VII. und Urban II. auch hierin nicht nachstand. Obwohl diese Zeichen wenig Glauben fanden, ließ Paschalis die Gebeine doch später ausgraben und in den Fluß werfen.

Ein halbes Jahrhundert hat Wibert eine bemerkenswerthe Stellung in der Welt eingenommen. Kein anderer Gegenpapst hat sich so lange behauptet, keiner kraftvolleren Gegnern die Spitze geboten. Eine verlorene Sache hat er mit Geschick und Würde vertreten; selbst seine Feinde haben gestanden, daß er ein Mann bedeutender Gaben war. Mehr als einmal soll er beseufzt haben, daß er eine unerträgliche Last auf seine Schultern genommen habe, ja sie abzuschütteln entschlossen gewesen sein: aber auf den Bahnen, auf welche der Ehrgeiz die Menschen treibt, giebt es meist keine Rückkehr, und selbst hätte sie ihm offen gestanden, ein Parteiwechsel, wie er ihn einmal in jüngeren Jahren unternommen hatte, wäre ihm später unmöglich gewesen. Sein Tod war eine Erlösung für ihn, ein Unglück für die Partei, welche er vertrat und die er in Italien allein zusammengehalten hatte. Sie verschwand nicht gerade, aber sie war nach seinem Ende ohne ein Haupt, ohne einen Mittelpunkt. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser jetzt selbst über die Alpen geeilt wäre, und an Aufforderungen dazu hat es nicht gefehlt. In der That haben auch ihn selbst Gedanken an einen neuen Zug nach Italien beschäftigt; um so mehr drängten sie sich ihm auf, als Paschalis, kaum gewählt, kaum Herr in der nächsten Umgegend der Stadt, bereits mit Gebhard von Konstanz in Verbindung trat und Nichts unterließ, um die kirchliche Partei in Deutschland gegen den gebannten Kaiser aufs Neue zu waffnen.

Als die Nachricht vom Tode des Gegenpastes zu Heinrich gelangte, beschloß er auf den Rath der ihn umgebenden Fürsten einen Reichstag auf das nächste Weihnachtsfest nach Mainz zu berufen, damit nach Entscheidung desselben für die Besetzung des apostolischen Stuhls und für die Herstellung der kirchlichen Einheit die erforderlichen Schritte geschähen. Er verlangte, daß die Fürsten sich vollständig einstellten, und eine große

Zahl leistete seinem Gebote Folge. Unzweifelhaft dachte der Kaiser an eine Romfahrt, aber die Stimmung der Fürsten war einer solchen nicht günstig; denn sie gaben dem Kaiser den Rath, Boten nach Rom zu senden, um die Eintracht in der Religion herzustellen und nach der Wahl der Römer ein allgemein anerkanntes geistliches Oberhaupt einzusetzen. Und allerdings war in Rom selbst inzwischen die Autorität des Nachfolgers Urbans in Frage gestellt worden. Unmittelbar nach dem Tode Wiberts hatten seine Anhänger bei der Stille der Nacht in St. Peter den Bischof Dietrich von Albano als Gegenpapst gewählt, sogleich geweiht und inthronisirt, und als dieser schon am folgenden Tage, indem er die Stadt verlassen wollte, in die Hände des Paschalis fiel, hatten sie deshalb den Widerstand nicht aufgegeben, sondern sich sofort zu einer neuen Wahl in St. Peter entschlossen, welche den Bischof Albert von der Sabina traf. Der neue Gegenpast blieb in der Stadt, hielt es jedoch für gerathen, als ein Tumult entstand, sich in die Burg eines vornehmen Römers seiner Partei, mit Namen Johannes, bei der Kirche St. Marcello zurückzuziehen. Hier behauptete er sich über drei Monate, bis ihn Johannes, durch das Geld des Paschalis gewonnen, verrieth. Schmählich mißhandelt, wurde Albert dann nach dem Lateran gebracht, wo er sein Urtheil empfing. Paschalis verdammte ihn zur Einsperrung in das Kloster S. Lorenzo zu Aversa, wie er schon Dietrich zu gleicher Strafe verurtheilt hatte, die derselbe in dem Kloster Cava bei Salerno abbüßen mußte. Wir wissen nicht, ob der Kaiser Boten, wie man ihm rieth, nach Rom sandte. Geschah es, so kamen sie zu spät. Paschalis Sieg in Rom war entschieden; Botschaften des Kaisers hätten kaum noch den geringsten Erfolg dort gehabt.

Ermatten des Investiturstreits.

Das kirchliche Schisma war nicht nur für Rom, sondern für das Abendland überhaupt so gut wie beseitigt. Bald wurde Paschalis fast überall als der wahre Nachfolger Petri anerkannt; nicht deshalb, weil er die Feinde seiner Vorgänger überwunden hatte, sondern weil diese ohne Haupt waren und das Interesse an dem langen Kirchenstreite erlahmte. Der Hader um den apostolischen Stuhl erstarb in ähnlicher Weise, wie der um den deutschen Thron, ohne daß die großen Zeitfragen entschieden waren, nur weil sich die Leidenschaften, mit welchen

man jene Fragen ergriffen, erschöpft hatten, weil sich zugleich andere Interessen von nicht geringer Bedeutung aufdrängten.

Es würde irrthümlich sein, wenn man meinte, daß die Kämpfe der Pataria im nördlichen Italien noch mit dem früheren Eifer fortgeführt wären. Es war die Zeit, wo die Communen in der Lombardei, in Tuscien und in der Romagna vor Allem nach der Sicherung und Feststellung ihrer Freiheit strebten. Der Kampf zwischen den Bischöfen der feindlichen Parteien hatte die bischöfliche Macht in den Städten gründlich untergraben; die Stände der Capitane, Valvassoren und Kaufleute verbanden sich deshalb nun entweder insgesammt, um ihr Gemeinwesen gegen die Gefahren eines unsicheren, fortwährend schwankenden Zustandes durch neue Ordnungen zu schützen, oder ein und der andere Stand schlossen mit einander eine Verbindung, um das Stadtregiment zu ergreifen und in ihrem Sinne einzurichten. Obere, von und aus den verbundenen Ständen gewählt, traten an die Spitze der städtischen Verwaltung und wurden bald allgemein mit dem Namen Consuln bezeichnet.

Große historische Erinnerungen knüpften sich an diesen Namen, der niemals in Italien ganz in Vergessenheit gerathen war. Man hatte ihn bald den fränkischen Grafen beigelegt, bald als Ehrenbezeichnung alten römischen Geschlechtern gegeben; im Jahre 1077 hatte noch Gregor VII. die angesehensten Männer Corsicas durch ihn ausgezeichnet. Jetzt gewann er eine neue und doch der ursprünglichen mehr analoge Bedeutung, indem er wieder für freigewählte städtische Behörden gebraucht wurde. So erscheint er 1093 in der kleinen Stadt Biandrate, 1094 in Pisa, 1095 in Asti, 1099 in Genua, 1102 in Florenz; in Mailand ist er erst im Jahre 1117 mit völliger Sicherheit nachzuweisen, doch gab es hier und an anderen Orten wohl schon seit längerer Zeit freigewählte Magistrate, ob sie nun diesen oder einen anderen Namen führten.

Zu gegenseitigem Schutz ihrer Freiheit schlossen die Communen schon öfters unter einander Waffenbündnisse. Wir wissen, wie im Jahre 1093 Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza gegen den Kaiser ein Bündniß auf zwanzig Jahre beschworen hatten, und wenige Jahre später meldete ihm ein lombardischer Graf, daß auch Vicenza und Padua ein gegenseitiges Schutzbündniß gegen Jedermann auf zehn Jahre abschließen wollten. Aber nicht allein zum Schutz ihrer Freiheit standen

die Bürgerschaften in den Waffen, sondern sie rüsteten auch bereits Heere zur Vergrößerung ihres Gebiets aus. So überfiel im Mai 1098 Cremona die Feste Crema; über den Ausgang des Kampfes sind wir nicht unterrichtet.

Noch waren freilich die Freiheiten der Communen gegenüber den Bischöfen, wie den Markgrafen und Grafen wenig gesichert. In gefährlichen Augenblicken haben sie wohl öfters bei der großen Gräfin und dem Papste Schutz gefunden, aber so weit reichte doch auch deren Macht nicht, um die Städter vor jedem Angriff zu schützen, jedes ihrer neuen Freiheit erwachsende Hinderniß zu beseitigen. Und selbst in der übergreifenden Macht jener Gönner, mit denen sie nur ein momentanes Interesse theilten, lagen für die Bürgerschaften so große Besorgnisse, daß sie sich dem von ihnen gebotenen Schutz wohl lieber entzogen, als unterwarfen. Wie wenig inneres Verständniß zwischen Mathilden und den Städtern war, trat an den Tag, als sich im Jahre 1101 Ferrara gegen sie empörte und nur mit großer Mühe wieder unterworfen werden konnte.

Der junge König Konrad hat die Entwickelung der städtischen Freiheit in Italien weder gehemmt noch gefördert; denn er besaß zu keinem von beiden die Macht. Von der Pataria längst verlassen, zerfiel er bald auch mit der großen Gräfin. Wie hat er da Alles, was er gegen den Kaiser gethan hatte, ungeschehen gewünscht, wie oft sich nach dem Vater zurückgesehnt! Nie ließ er ein hartes Wort gegen ihn verlauten, Niemand durfte von ihm in seiner Nähe Uebles sagen. Stets nannte er ihn seinen Herrn und Kaiser; wer vom Vater kam, fand bei ihm die freundlichste Aufnahme. Aber die Rückkehr war ihm auf dem Wege, den er betreten hatte, für immer abgeschnitten; abermals mußte er der ränkevollen Frau, die ihn auf denselben verleitet, die Hand zur Versöhnung reichen und ihr willigen Gehorsam versprechen. Als er ihr nach Tuscien folgte, ereilte ihn in frühen Jahren der Tod. Am 27. Juli 1101 starb Konrad zu Florenz; dort, nicht zu Speier bei den Seinen, hat er das Grab gefunden. Bei seiner Bestattung wollte man Wunderzeichen bemerken, und Manche sahen in diesem Dulder einen neuen Heiligen der rechtgläubigen Kirche; aber die Aureole eignet sich schlecht für den Sohn, der seinen Vater verrathen. Ein verbreitetes Gerücht bezeichnete die große Gräfin als Konrads Mörderin; ihr Arzt sollte ihm Gift gegeben haben. Das Gerücht hat sich weder erweisen lassen, noch hat es innere Wahrscheinlichkeit.

Kaum hat der Tod des Sohnes den Kaiser tiefer bewegt, und doch war das unglückliche Schicksal desselben der Thränen werth. Auch sonst hat Konrads Ende keinen großen Eindruck hervorgerufen, obwohl es nicht ganz ohne Bedeutung war. Denn mit dem Abscheiden des jungen Königs schien auch das letzte Band zu zerreißen, welches Italien an das kaiserliche Haus und das deutsche Reich knüpfte. Der Kampf zwischen Kirche und Reich schien Italien kaum noch unmittelbar zu berühren und vor Allem jetzt nur in Betracht zu kommen, wie die in demselben gewonnene Freiheit zu sichern sei.

Während Italien mit der Begründung neuer städtischer Ordnungen vorzugsweise beschäftigt war, trachteten die deutschen Herren vor Allem danach, aus den immer noch ungelösten Wirren der Zeit einen möglichst großen Vortheil für sich zu ziehen. Burgen zu Burgen, Mannschaft zu Mannschaft, Gut zu Gut, Geld zu Geld zu gewinnen, war das offenkundige Streben derselben, ob sie es mit dem Kaiser hielten, ob sie offen oder im Stillen ihm widerstrebten. Deshalb stieß der Kaiser in seinen rühmlichen Bestrebungen für den Landfrieden und die Herstellung rechtlicher Zustände bei ihnen auf einen so hartnäckigen Widerstand. Deshalb lag es im Interesse dieser Herren, die kirchlichen Streitigkeiten in den einzelnen Sprengeln fort und fort zu unterhalten; denn so lange man stritt, bedurfte man ihrer, und ihr Beistand mußte mit Kirchengut von beiden Seiten erkauft werden. Niemand hat sich der geschädigten Kirche damals eifriger angenommen, als der im Banne des Papstes stehende Kaiser. Nicht nur gab er selbst Kirchengut, welches er an sich gezogen hatte, wieder zurück, er trat auch dem mächtigen Grafen Heinrich von Limburg, welcher das Kloster Prüm arg beraubt hatte, mit Ernst entgegen. Als Graf Heinrich, um seine Beute nicht fahren zu lassen, sich mit dem Grafen Dietrich gegen den Kaiser empörte, zögerte dieser nicht gegen die Rebellen zu den Waffen zu greifen.

Nachdem der Kaiser das Osterfest 1101 zu Lüttich, wo der junge König Heinrich damals das Schwert nahm, gefeiert hatte, brach er mit Heeresmacht gegen Limburg auf. Am 16. Mai lag er vor der Feste, die bald genommen und zerstört wurde. Graf Heinrich, als er keinen andern Ausweg mehr sah, unterwarf sich; um den 1. August stellte er sich vor dem Kaiser und vielen Fürsten zu Köln und gab das Prüm entzogene Gut zurück. Aber wenige Tage später, als über die Sache zu Kaiserswerth abermals vor dem Kaiser verhandelt wurde, bereute

der Graf bereits die Auslieferung der Güter und wollte sie rückgängig machen, ohne freilich dadurch zu verhindern, daß der Kaiser das Kloster in seinem guten Rechte schützte. Wie wenig konnte aber solche Strenge fruchten, wenn der Kaiser sich noch in demselben Jahre diesen Heinrich zum Herzog von Niederlothringen zu erheben genöthigt sah.

Der Investiturstreit war in den meisten Theilen Deutschlands in kleine Raubkriege ausgelaufen, bei denen das kaiserliche Ansehen und die kirchlichen Ordnungen gleich sehr litten und deren Kosten zum größten Theil die Kirchen zu tragen hatten. Fast allgemein wurde freilich Papst Paschalis anerkannt, aber man kümmerte sich nicht viel um ihn und stürzte sich für ihn am wenigsten in Gefahr; nur die Hirschauer und ihr Anhang erhielten noch mit großer Mühe die alten Streitfragen in Gang und warnten vor dem Umgang mit den Gebannten.

Auch in Sachsen hatte man für den Kampf zwischen Kaiser und Papst wenig Sinn mehr. Man war hier mit Heinrich zufriedener, als ehedem, weil er, um den alten Zwiespalt nicht zu erneuern, das Land mit Absicht mied; von kaiserlicher Autorität war allerdings in demselben kaum die Rede. Der mächtigste Herr im Lande war Markgraf Heinrich, der Sohn Ottos von Nordheim. Die bisher dem Bisthum Utrecht zugehörigen friesischen Grafschaften hatten noch in letzter Zeit seine Gewalt bedeutend erweitert, aber gerade sie wurden ihm verderblich. Er trat mit seiner Gemahlin Gertrud, der Schwester Ekberts, eine Reise in seine neuen Besitzungen an, wo ihm von den Friesen und den Vassallen des Utrechter Stifts übel begegnet wurde. Von tumultuirenden Schaaren beunruhigt, flüchtete er zum Meere; auf der Flucht wurde er von friesischen Schiffern erschlagen, und nur mit Mühe rettete Gertrud das Leben (1101). Die Lehen Heinrichs gingen, da er keine männliche Erben hinterließ, meist auf seine Brüder Konrad von Beichlingen und Siegfried von Bomeneburg über. Um dieselbe Zeit warf sich Markgraf Udo in den Kampf gegen die Wenden und eroberte mit Unterstützung einiger sächsischer Großen die Brandenburg, konnte jedoch die wichtige Eroberung nicht behaupten, da er alsbald mit den anderen Fürsten Sachsens in einen erbitterten Streit gerieth, unter dem das Land, von beiden Seiten der Verwüstung preisgegeben, furchtbar litt.

Diesseits wie jenseits der Alpen waren die lokalen Interessen mächtig genug, um die Theilnahme an dem Investiturstreit zurückzudrängen: so stark aber waren sie keinesweges, daß nicht die wunderbaren Ereig-

nisse im Osten, von denen jetzt Nachrichten über Nachrichten nach dem Abendlande kamen, die Gemüther hätten fortreißen und über das Nächstliegende erheben sollen. Eine neue Welt war erschlossen; Alles, was man von derselben hörte, reizte die Neugier, erhitzte die Phantasie. Abenteuer, wie sie kaum im Liede des Dichters lebten, waren bestanden: welchem Rittersmann schlug nicht das Herz, wenn er von ihnen hörte, zumal sich Fürstenthümer im kühnen Wagniß gewinnen ließen? Zugleich war der glorreichste Sieg der Kirche erfochten worden, und die Kirche, so mißhandelt sie oft wurde, war doch die große Gemeinschaft, in welcher und mit welcher Alle in gleicher Weise lebten. Die großen Siegesbotschaften setzten das ganze Abendland in stürmische Bewegung, in vollständigen Geistestaumel: auch Deutschland wurde gleich den romanischen Ländern nun von demselben hingerissen. Noch jetzt vernimmt Niemand von den Thaten Gottes durch die Franken, ohne ergriffen zu werden: wie mußte nicht die erste Kunde von diesen Glaubenskämpfen die Zeitgenossen begeistern?

11.

Kreuzfahrten und Kreuzfahrtsgedanken.

Um die mächtigen Eindrücke, unter denen im Anfange des neuen Jahrhunderts die abendländische Welt lebte, zu begreifen, genügt es, sich die wichtigsten Ereignisse des ersten großen Kreuzzuges zu vergegenwärtigen.

Wie beim Nahen des Unwetters die Wolken von allen Seiten am Himmel zusammenschießen, so waren die mit dem Kreuz bezeichneten Schaaren gefahrdrohend auf Constantinopel hingestürmt. Kaiser Alexius erschrak; er hatte eine Unterstützung verlangt, und es erschienen Heere, stark genug, um sein Reich über den Haufen zu werfen, und in ihnen Männer, wie Bohemund, die schon einmal das Schwert gegen ihn geführt hatten. Diese Kreuzfahrer kamen zum Theil mit Weib und Kind, Viele hatten daheim Hab' und Gut verkauft; sie kamen nicht, um wieder zu gehen, sondern um sich im Orient einzurichten. Normannische Ritter sah man in großer Zahl in dem Kreuzheere, und Alexius kannte die

Normannen zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nicht leicht wieder von dem Boden wichen, den sie mit ihrem Blute gefärbt.

Die Sorge um jene schlecht gerüstete, aus Bauern, armen Rittern und Mönchen bunt zusammengewürfelte Schaar, welche der Eremit Peter zuerst herangeführt, war bald beseitigt. Wenige Wochen, nachdem sie den Bosporus überschritten, wurde sie von einem Emir bei Nicäa zersprengt und vernichtet; nur mit dürftigen Resten seines Heeres kam Peter nach Constantinopel zurück. Aber neue und weit schwerere Sorgen erwuchsen, als nun die stattlichen Heere der Fürsten heranrückten. Während des Winters von 1096 auf 1097 setzten die Nordfranzosen, wie sie sich um Hugo von Vermandois, Stephan von Blois, Robert von der Normandie, Robert von Flandern geschaart hatten, von Apulien nach Epirus über; ihnen schlossen sich an oder folgten die gefürchteten Normannen Apuliens, Bohemund und Tancred an der Spitze; gleichzeitig war das lothringische Heer unter Herzog Gottfried durch Bulgarien im Anzug, während auf dem beschwerlichen Wege durch Friaul, Istrien, Dalmatien der reiche Raimund von St. Gilles sein glänzendes, aus der Provence und Gascogne aufgebotenes Heer in das Herz des griechischen Reiches führte. Um Ostern 1097 waren die Fürsten und Heere fast sämmtlich um Constantinopel und Chalcedon vereinigt. Halb durch Drohungen und Gewalt, halb durch List brachte es nach langen, widerwärtigen Verhandlungen der Kaiser dahin, daß ihm die Fürsten für alle Besitzungen, die sie in Kleinasien und Syrien gewinnen würden, den Lehnseid leisteten; er versprach sie dagegen mit seinem Heere und mit Zufuhr zu unterstützen. Niemand schwur williger den Eid als Bohemund; aber gerade er war am wenigsten gewillt ihn zu halten. Niemand war zäher, als der Graf von St. Gilles, so daß der Kaiser endlich nachgeben mußte; und doch war es dieser Graf, der am festesten das Bundesverhältniß mit dem Kaiser bewahrte.

Traurige Wochen waren mit diesen Verhandlungen verstrichen. Erst im Mai brach das Heer, noch ohne eine einheitliche Führung, von den Küsten des Bosporus auf, um den Kampf mit Kilidsch Arslan, dem Herrn von Iconium, zu beginnen; es waren, abgesehen von der waffenlosen Menge, welche dem Heere folgte, etwa 300,000 Mann. Nicäa wurde belagert und ergab sich am 19. Juni dem Kaiser, dessen Politik während der Belagerung die Kreuzfahrer mit Mißtrauen erfüllte. Am 1. Juli brachte dann das vordringende Heer Kilidsch Arslan eine

blutige Niederlage bei, nach welcher er nicht mehr sich den abendländischen Rittern im offenen Felde zu stellen wagte. Dennoch begannen erst jetzt die größten Mühseligkeiten. Das zahllose Kriegsvolk litt in den wüsten Gegenden, durch die man zog, den bittersten Mangel, zumal der Kaiser die übernommene Pflicht der Verpflegung schlecht oder gar nicht erfüllte. Ueberdies fehlte es an strenger Ordnung im Heere, wenn auch die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten nun einem Kriegsrath der Fürsten übergeben und zeitweise einem oder dem anderen von ihnen der Oberbefehl anvertraut wurde. Wie die einzelnen Fürsten trotzdem nur ihr besonderes Interesse im Auge hatten, zeigte sich schon damals deutlich genug und trat bald noch schärfer hervor.

Als man an die Grenzen Ciliciens kam, theilte sich das Heer. Balduin, Herzog Gottfrieds Bruder, und der Normanne Tancred, zwei besonders kampflustige Ritter, zogen mit starkem Gefolge durch die Päſſe des Taurus und drangen glücklich bis Tarsus vor, welche Stadt sie unter dem Beistande der armenischen Christen, einer zahlreichen Klasse der Einwohnerschaft, gewannen. Dann stießen sie zu Meraasch wieder zu dem Hauptheere, welches inzwischen das Hochgebirge des Taurus zu umgehen gesucht und auf seinem Wege bei der armenischen Bevölkerung überall gute Aufnahme gefunden hatte. Bald aber verließ Balduin mit einer Ritterschaar aufs Neue das Hauptheer und zog an den Euphrat, wo er sich durch Festigkeit und Klugheit unter den Armeniern so großes Ansehen erwarb, daß er alsbald in Edessa als Landesherr anerkannt wurde. Ehe noch das Kreuzheer in Syrien festen Fuß gefaßt, hatte sich so der Graf von Boulogne eine eigene Herrschaft im Osten gegründet, die als eine Vormauer gegen die Hauptmacht des seldschuckischen Sultanats in Persien und Khorasan für das weitere Vordringen der Christen von unberechenbarer Wichtigkeit zu werden versprach.

Die anderen Fürsten überschritten ohne Widerstand zu begegnen die Grenzen Syriens, stiegen in das schöne Thal des Orontes hinab und lagen am 21. October vor Antiochia, einer ausgedehnten, überaus festen und mit allen Vertheidigungsmitteln versehenen Stadt. Hier herrschte der Emir Baji Sijan, ein alter und erfahrener Kriegsmann, entschlossen die Stadt zu vertheidigen, so ungünstig ihm auch die Verhältnisse lagen. Denn um den Sultanat war unter den Nachkommen Melek Schahs ununterbrochener Streit; die Emire Syriens hatten sich von dem Sultan in Ispahan fast ganz losgerissen und haderten unter einander, während

der fatimidische Chalif von Aegypten Mostali ihre Streitigkeiten benutzte, um sich in Syrien festzusetzen. So konnte Baji Sijan auf die Unterstützung seiner Glaubensgenossen von außen wenig rechnen, und in Antiochia selbst war eine nicht unbedeutende Zahl syrischer und armenischer Christen, welche gern das Joch der Ungläubigen abschüttelte. Dennoch hielt sich der Emir von Antiochia längere Zeit und begegnete dem Heere der Lateiner in manchem glücklichen Kampfe. Die Kraft der Kreuzfahrer ermattete allmählich, und vergebens erwarteten sie Unterstützung von Constantinopel. Der Winter fand die fremden Krieger noch vor den Mauern der Stadt und die Ungunst der Witterung, Krankheiten und Hungersnoth brachten sie der Verzweiflung nahe. Man erlitt ungeheure Verluste an Menschen und Rossen, so daß Vielen die Fortsetzung des Kampfes unrathsam schien; selbst Stephan von Blois schickte sich zur Rückkehr an. Die bessere Jahreszeit hob dann den Muth des Heeres wieder, zumal genuesische Schiffe, die an der Mündung des Orontes Anker geworfen, Lebensmittel und Unterstützung brachten. Enger wurde die Stadt nun umschlossen, und endlich erbot sich ein armenischer Renegat, der mit dem Emir zerfallen, sie Bohemund von Tarent zu verrathen. Jetzt verhieß Bohemund, wenn man ihm Antiochia zu erblichem Besitz überlassen wolle, die Thore der Stadt dem Christenheere zu eröffnen. Der Noth gehorchend, willigten die Fürsten ein. In der Nacht vom 3. bis 4. Juni 1098 ließ Bohemunds Helfershelfer die ersten Lateiner ein; am folgenden Tage ergoß sich das Heer der Kreuzfahrer in die Stadt, wo die Ungläubigen nur noch die Burg behaupteten. In unbändiger Wuth hieben die Christen die Bekenner des Islams nieder, wo sie ihnen begegneten.

Mehr als sieben Monate lang hatte man vor Antiochia gelegen, und noch war man der Stadt nicht sicher. Denn unmittelbar nach der Einnahme rückte Kerbuga, der mächtige Emir von Mosul, mit einem Heere von 500,000 Mann an, und das Kreuzheer war schon bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Kerbuga umschloß die Stadt. Aus den Belagerern wurden Belagerte, und kaum fand man noch Mittel des Widerstandes in den durch die Kämpfe eines Jahres erschöpften Resten des einst so glänzenden Heeres. Nur mit Mühe erhielt Bohemund, dem jetzt die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übertragen war, den Muth der Krieger aufrecht. Die wunderbare Entdeckung der heiligen Lanze, womit die Seite des Herrn am Kreuze durchbohrt war, und

andere himmlische Zeichen fachten zum Glück die religiöse Begeisterung, die fast erloschen war, noch einmal zur hellen Flamme an. Am 28. Juli führte Bohemund das Heer gegen Kerbuga; mit der Wuth der Verzweiflung und mit allem Enthusiasmus eines heiligen Kampfes stürzte es sich auf die Schaaren des Emirs, die alsbald auseinanderstoben. Ein neues Heer wagten die Seldschucken nicht mehr gegen Antiochia zu führen; auch die Burg der Stadt fiel nun in die Hände der Christen.

Die ewig denkwürdigen Kämpfe um Antiochia waren beendet; der Sieg der abendländischen Waffen über den Islam hatte sich hier entschieden. Wäre man jetzt sogleich aufgebrochen, man hätte in wenigen Wochen Jerusalem erreichen und wahrscheinlich ohne Schwertstreich gewinnen können; denn die Niederlage Kerbugas bannte den Orient in Schrecken. Aber die Streitigkeiten der Fürsten hielten trauriger Weise das Heer der Lateiner noch ein halbes Jahr in Antiochia zurück. Raimund von St. Gilles mißgönnte mit Anderen Bohemund den Besitz der reichen und durch ihre Lage überaus wichtigen Stadt; um so bestimmter trat er ihm entgegen, als er sich die Interessen des griechischen Reichs zu vertreten für besonders berufen hielt. In der That ließ man sich noch einmal in Verhandlungen mit Constantinopel ein und erbot sich Alexius die Stadt zu überliefern, wenn er persönlich sich an der Fortsetzung des Kampfes gegen die Ungläubigen betheiligen werde. Die Verhandlungen, die Hugo von Vermandois deshalb in Constantinopel führte, hatten aber keinen Erfolg; Hugo kehrte gar nicht zum Heere zurück, sondern ging in die Heimat. Indessen rasteten die Fürsten zum großen Verdruß des Heeres in Antiochia von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Endlich kam es zu Tumulten unter den ungeduldigen Kriegsschaaren; am lautesten tobten die heißblütigen Provenzalen gegen ihren Führer, der sie von den heiligen Stätten zurückhielt. Raimund mußte nachgeben, und Bohemund gewann den Lohn seiner Mühen. So begründete ein Normanne als den zweiten Lateinerstaat im Osten das Fürstenthum Antiochia.

Im Januar 1099 brach Raimund mit seiner Schaar von Antiochia auf und zog südlich der Küste entlang, bis er vor Arkas, einer Feste des Emirs von Tripolis, auf Widerstand stieß. Er mußte Arkas belagern, und im März erreichten ihn hier die nachrückenden Schaaren der anderen Fürsten. Diese drangen in ihn, jetzt ohne weiteren Aufenthalt mit ihnen gegen Jerusalem zu ziehen, aber Raimund, der bereits

seinen Blick auf eine Herrschaft in Tripolis gerichtet, wollte ausharren; er rechnete auf Kaiser Alexius, der ihn mit einem Heere zu unterstützen versprochen hatte. Abermals entspann sich so der Hader der Fürsten vor Arkas, nachdem er vor Antiochia kaum verstummt war, und abermals mußte Raimund nachgeben. Am 13. Mai zog er, nachdem er mit dem Emir einen Vertrag geschlossen, von Arkas ab, und das Kreuzheer rückte endlich Jerusalem entgegen. Es betrat die Grenzen des heiligen Landes; das Pfingstfest (29. Mai) feierte es bei Cäsarea.

Nicht mehr Ortoks Geschlecht, dessen Gewaltthaten gegen die Christen so manchen Schrei der Entrüstung im Abendland ausgepreßt hatten, herrschte in Jerusalem. Im Sommer 1098 hatte der Fatimide die heilige Stadt eingenommen und dort einen seiner Getreuen als Befehlshaber eingesetzt. Der Chalif begann nun mit den lateinischen Fürsten zu unterhandeln, doch seine Anträge wurden nicht gehört. Langsam rückte man weiter vor. Am 6. Juni sah man von den umgebenden Höhen Jerusalem vor sich liegen — ein Anblick voll unbeschreiblicher Seligkeit nach so vielen Entbehrungen, Kämpfen und Gefahren. Alle sanken auf die Kniee und küßten den heiligen Boden. Thränen entstürzten den Augen, Lobgesänge stiegen zum Himmel auf. Schon am folgenden Tage begann die Umschließung der heiligen Stadt. Das christliche Heer bestand nur noch aus etwa 20,000 kampffähigen Männern; die sarazenische Besatzung in der Stadt war doppelt so stark. Dennoch zweifelten die Christen nicht, daß sich die Stadt bald ergeben würde, und trafen mit der größten Sorgfalt alle Vorkehrungen zum ersten Angriff. Am 15. Juli eröffnete man den Sturm; die Begeisterung des lateinischen Heeres machte es unwiderstehlich. Jerusalem war alsbald in der Gewalt der Christen, und unter den Ungläubigen wüthete das fränkische Schwert. In den Straßen der heiligen Stadt wateten die Sieger in Blut, sie schwelgten in der Befriedigung fanatischer Mordlust gegen das ungläubige Volk. Kaum war diese gesättigt, so eilten sie zum heiligen Grabe und erhoben in überströmender Andacht ihre Herzen zum Herrn, der ihnen den großen Sieg verliehen hatte.

Das heilige Grab war in den Händen der abendländischen Christen, in Jerusalem und einem Theil des gelobten Landes waren die fränkischen Sieger jetzt die Herren. Am 23. Juli traten die Fürsten in Berathung, was nun mit dem eroberten Lande geschehen solle. Man beschloß, ein eigenes Königreich Jerusalem zu errichten und bot die Krone Herzog

Gottfried an, der sich durch seine Rechtlichkeit und Tapferkeit während des Kampfs die allgemeine Liebe gewonnen hatte; unter allen Fürsten hatte er am wenigsten selbstsüchtige Absichten verfolgt. Gottfried übernahm die Sorgen der Herrschaft, wies aber die Krone zurück, die er dort, wo man den Herrn mit Dornen gekrönt hatte, nicht um seine Stirn legen wollte. Das Königthum sollte sich in seinem Geschlechte vererben; die Banner Lothringens wehten fortan auf den Mauern und Thürmen der heiligen Stadt. Zugleich wurde ein Patriarchat der abendländischen Kirche in Jerusalem einzurichten beschlossen; zum ersten Patriarchen bestellte man einen Kapellan des Herzogs Robert, Arnulf mit Namen, und behielt die Bestätigung der Wahl dem Papste vor.

Die Sorgen der Herrschaft drückten Gottfried während seiner kurzen Regierung nur zu schwer. Schon wenige Wochen nach seiner Wahl rückte ein gewaltiges Heer des Chalifen unter seinem Wesir Al Afdal gegen Jerusalem an. Mit seinen geringen Streitkräften zog ihm Gottfried entgegen; dennoch erfocht er mit ihnen am 11. August bei Ascalon einen herrlichen Sieg. Aber gleich nach der Schlacht verließen die beiden Roberte, Raimund von St. Gilles und Gottfrieds Bruder Eustach die heiligen Stätten; mit ihnen viele Ritter. Sie zogen rückwärts auf dem Wege, den sie vor Kurzem gekommen. Als sie in die Gegend von Laodicea gelangten, fanden sie Bohemund mit einem Angriff auf diese Stadt beschäftigt, unterstützt durch die große Flotte Pisas, welche Urban II. noch in seiner letzten Lebenszeit aufgeboten hatte und welche Erzbischof Daibert, den Legaten des Papstes, mit sich führte. Die Fürsten traten für die Laodiceer ein und erwirkten, daß sie unter die Oberhoheit des Kaisers von Constantinopel zurückkehren durften. Raimund blieb zurück, denn noch immer hatte er Tripolis im Auge und rechnete auf die Unterstützung des Kaisers; die anderen Fürsten gingen im September 1099 unter Segel und eilten der Heimat zu.

Drei lateinische Reiche waren im Osten gegründet, und die Herrscher derselben begegneten sich am nächsten Weihnachtsfest in Jerusalem; dorthin kamen auch die Pisaner und ihr Erzbischof Daibert. An den heiligen Stätten feierten die abendländischen Christen vereint das große Siegesfest. Der Papst hatte das glückliche Unternehmen hervorgerufen, und Daiberts Verhalten legte jetzt klar an den Tag, daß das Papstthum den Gewinn desselben auch in der Hand behalten wollte. Der Legat, von Bohemund und den Pisanern unterstützt, brachte es dahin,

daß der Patriarch Arnulf weichen mußte und er selbst in dessen Stelle trat; er verlangte überdies die Abtretung gewisser Teile der gewonnenen Städte und erhielt sie; er nöthigte endlich Gottfried, sich als Vassallen des heiligen Grabes und des Patriarchats zu bekennen.

Am 15. Juli 1100 starb König Gottfried und hinterließ das Reich seinem Bruder Balduin, dem Grafen von Edessa. Jerusalem schwebte noch in steter Gefahr, die Herrschaft der Christen war weder in der Stadt noch in der nächsten Umgebung befestigt; dennoch bestritten der Patriarch und Tancred Balduins Erbrecht und wollten Bohemund auf den Thron des neuen Königreichs erheben. Nur daß dieser Fürst damals in die Gefangenschaft der Ungläubigen fiel, vereitelte den Ausbruch eines neuen überaus gefährlichen Haders unter den Franken. Balduin verließ Edessa, nachdem er einen Verwandten, einen anderen Balduin, den Sohn des Grafen von Rethel, mit der Grafschaft belehnt hatte; tapfer brach er sich darauf mit wenigen Rittern durch die Schaaren der Emire von Emessa und Damascus, die ihm den Weg verlegen wollten, nach Jerusalem Bahn. Hier begegnete er kaum noch ernstem Widerstande. Der Patriarch krönte ihn am Weihnachtsfest des Jahres 1100, und Tancred ging nach Antiochia, um dort die Regierung als Stellvertreter seines gefangenen Vetters zu führen. Von allen Seiten rüsteten indessen die Ungläubigen gegen die Christen. Von Kampf in Kampf hatte sich der neue König zu stürzen, um das Reich zu sichern und zu erweitern.

Begierig hörte man im Abendlande jede Nachricht, die aus dem Osten kam; an jedem Abend schlug man die Glocken an, um im Gebet der Kreuzfahrer zu gedenken, und mit jeder untergehenden Sonne erwachte so aufs Neue der Gedanke an ihre Heldenkämpfe, an ihre harten Bedrängnisse und glorreichen Siege. Wie beschämt wurden Alle, welche das heilige Unternehmen als ein thörichtes verspottet, an dem Gelingen des Gotteswerkes gezweifelt hatten! Die Triumphe, welche die abendländische Christenheit nicht allein über den Islam, sondern auch die falsche Griechenheit davongetragen hatte, hoben jede Brust. Zugleich aber tönte ein Hülferuf nach dem anderen von den heiligen Stätten herüber. Bis zu seinen letzten Tagen hatte sich Papst Urban, welcher die Nachricht von dem befreiten Jerusalem nicht mehr vernehmen sollte, neue Streitkräfte für den heiligen Kampf zu werben unaufhörlich bemüht; als sein Mund verstummte, warb sein Nachfolger und mit

ihm die ersten Häupter der Kirche stets frische Kämpfer für das Grab des Herrn.

Und der Aufruf zum heiligen Kampfe blieb nirgends ohne Wirkung. In Spanien war eine solche Begeisterung für den Kreuzzug, daß Papst Paschalis den Rittern und Klerikern das Land zu verlassen untersagen mußte, damit es selbst nicht wehrlos gegen die Ungläubigen werde. In Frankreich wurde auf des Papstes Betrieb aufs Neue der Kreuzzug gepredigt und Allen, die vor Antiochia flüchtig geworden, der Bann angedroht, wenn sie nicht in den Kampf zurückkehrten. Abermals verließen da Viele Haus und Hof, um in das Morgenland zu ziehen; besonders in Aquitanien wurden große Rüstungen gemacht. Um Herzog Wilhelm IX., einen sehr leichtfertigen Herrn, der sich aber auf die Kunst der Waffen und des Gesanges gleich gut verstand, sammelte sich ein Heer von 30,000 Rittern, denen sich ein gewaltiger Troß anschloß. Auch Stephan von Blois nahm wieder das Kreuz, seine voreilige Rückkehr von dem ersten Zuge bereuend. In der Lombardei riefen der Erzbischof von Mailand und der Bischof von Pavia zur Kreuzfahrt auf. Große Massen gelobten sich dem Kriege des Herrn, und beide Bischöfe selbst boten sich ihnen als Führer dar. Im Anfange des Jahres 1101 brachen sie mit einem Gefolge von 50,000 Mann eilends auf, durchzogen die kärnthenschen Marken, Ungarn und die Bulgarei und kamen glücklich nach Constantinopel.

Indessen wurde auch im oberen Deutschland, namentlich in Baiern und den östlichen Marken mit Eifer gerüstet. Herzog Welf empfing das Kreuz und stellte sich an die Spitze des deutschen Auszugs; nach seinem schroffen Parteiwechsel mochte es ihm daheim nicht mehr wohl sein. Erzbischof Thiemo von Salzburg, Bischof Udalrich von Passau, entschiedene Gregorianer, schlossen sich ihm an. Auch mehrere Herren vom hohen Adel, wie der Burggraf Heinrich von Regensburg, der Graf Friedrich von Bogen und ein Graf Bernhard zogen aus. Den bewaffneten Schaaren folgten Kleriker und Frauen; unter den Letzteren erregte Ida, die fromme Mutter des Markgrafen Liutpold von Oesterreich, besondere Theilnahme.

Nirgends in den deutschen Ländern hatten die neuen kirchlichen Ideen wohl damals mehr Lebenskraft, als in den östlichen Marken. Die Saat, die Gebhard von Salzburg, Altmann von Passau und Adalbero von Würzburg ausgestreut, war aufgegangen und wurde von ihren Stiftungen Admont, Götweih und Lambach sorgsam gepflegt. Schon

hatten auch hier die Schwarzwälder Mönche überall Eingang gefunden. Erzbischof Thiemo, selbst ein Hirschauer, hatte seinen Klosterbruder Giselbert, der als Abt in Erfurt und Reinhardsbrunn, um dem Verkehr mit den Gebannten auszuweichen, nicht mehr weilen mochte, nach Admont gezogen. Nach Götweih war von St. Blasien der Prior Hartmann, ein Kapellan des Gegenkönigs Rudolf, dann ein vertrauter Freund Urbans II., als Abt gekommen. Als die Schwarzwälder Mönche in Schwaben an Boden verloren, begannen sie in der Salzburger und Passauer Diöcese die Stimmung des Volks zu beherrschen, und vielleicht um so mehr, da man hier noch im Kampfe gegen die kaiserlichen Gegenbischöfe stand. Der geistigen Richtung, in welcher diese Mönche lebten, entsprachen die Kreuzzüge im vollsten Maße. Abt Giselbert von Admont und Abt Gebhard von Schaffhausen, beide Hirschauer Mönche, hatten mit Gottfrieds Heer Jerusalem betreten, und dem Letzteren hatten die Eroberer der Stadt die Obhut des heiligen Grabes vertraut; Abt Giselbert hatte im Thal Josaphat sein Mönchsleben fortgesetzt und war dort nach kurzer Zeit gestorben. Ihre Kreuzfahrt erweckte, so weit der Einfluß der Hirschauer Mönche reichte, nicht nur die Klostergeistlichkeit, sondern auch andere Kleriker und selbst zahlreiche Laien zur Nachfolge. So erklärt sich leicht, daß Welf bald große Schaaren von Kreuzfahrern um sich sah, welche sich besonders aus den Marken gesammelt hatten.

Durch Ungarn und die Bulgarei nahm Welfs Heer seinen Weg nach Constantinopel und langte dort um den 1. Juni an. Vom Kaiser Alexius mit Argwohn behandelt, mißtraute es auch dem Griechen auf alle Weise, und da man hier erfuhr, daß die Lombarden, kaum über den Bosporus gegangen, völlig aufgerieben seien, schöpfte man den Verdacht, daß der Kaiser selbst sich zu ihrem Untergang mit den Seldschucken verschworen habe. In der That war das freilich sehr zuchtlose Heer der lombardischen Bischöfe auf räthselhafte Weise in Klein-Asien fast spurlos verschwunden; der Erzbischof von Mailand kehrte später nach Constantinopel zurück und fand dort in tiefer Bekümmerniß über den traurigen Ausgang seines Unternehmens am 30. September den Tod.

Zu den Deutschen stießen zu Constantinopel die Aquitanier unter Herzog Wilhelm und die anderen französischen Kreuzfahrer. Ein Heer von etwa 100,000 Mann war abermals vereinigt, um die Ungläubigen zu bekriegen, und namhafte Fürsten des Abendlandes standen an der Spitze. Abermals begann Kaiser Alexius mit diesen zu unterhandeln,

abermals ließ er sich den Lehnseid von ihnen schwören, abermals setzte er dann ihre Schaaren über die Meerenge und versprach ihnen Wegweiser und Verpflegung. Aber Niemand glaubte dem Griechen; Viele meinten, daß er sie absichtlich, wie die Lombarden, in das Verderben locken wolle. Entmuthigung ergriff das Kriegsvolk und die wehrlose Masse, zu der Herzog Wilhelm auch vieles Weibervolk, unter ihm leichte Dirnen, gebracht hatte. Man stritt, was zu thun sei. Manche Pilger hielten für das Sicherste, wenn sie Schiffe mietheten und zur See nach Joppe gingen; sie führten diesen Plan aus und entrannen dadurch dem Untergange. Die Hauptmasse des Heeres mußte aber doch auf dem Landwege bleiben; nur entfernte sie sich geflissentlich von dem Wege, welchen ihr der Kaiser vorgeschrieben hatte. Diese Kreuzfahrer zogen von Nicomedien östlich mitten in die Länder der Ungläubigen hinein: sie wollten, wie man sagte, nach Khorasan, in die Mitte der Seldschuckenmacht, vordringen. Etwas Besonderes gedachten sie zu vollführen; mit den Muselmännern meinten sie eher, als mit den treulosen Griechen, es aufnehmen zu können.

Dieser übereilte Plan brachte das stattliche Heer in das Verderben. Bald wurden die Christen in ihrem Rücken von seldschuckischen Reitern angegriffen, und wohin sie kamen, fanden sie, da absichtlich alle Lebensmittel fortgeschafft waren, nirgends Unterhalt. Vor sich den Mangel, hinter sich unaufhörlich den Feind, setzten sie den Weg bis zum zwanzigsten Tage fort: da aber stob Alles auseinander, Jeder suchte sich zu retten, so gut er vermochte. Viele wurden von den verfolgenden Feinden niedergemacht oder in die Gefangenschaft geschleppt; Andere erlagen dem Hunger. Nur etwa tausend sollen sich durch die Flucht gerettet haben; die Mehrzahl von diesen ging nach Constantinopel und gelangte dann auf dem Seewege nach dem gelobten Lande. Die meisten Führer der Deutschen fanden auf dem Zuge den Tod. Thiemo von Salzburg war in Gefangenschaft gerathen und hat in derselben wahrscheinlich ein klägliches Ende gehabt. Ein ähnliches Loos scheint die Markgräfin Ida getroffen zu haben. Die Grafen Bernhard und Heinrich erreichten Jerusalem, aber nur um dort ihr Grab zu finden. Herzog Welf trat von dort den Rückweg an, starb aber am 8. November 1101 zu Paphos auf Cypern. Nur der Bischof von Passau kehrte in die Heimat zurück. Die Führer der französischen Schaaren waren glücklicher; sowohl Herzog Wilhelm, wie Graf Stephan entrannen dem Verderben.

Das Unternehmen, an welches man im Abendlande und in Jerusalem die größten Hoffnungen knüpfte, war völlig gescheitert. Um so schmerzlicher war es, als König Balduin in der äußersten Bedrängniß stand. Thronstreitigkeiten nach dem Tode des Chalifen Mostali hatte er zu neuen Erwerbungen benutzt, mit Hülfe der Pisaner und Genuesen Arsuf und Cäsarea, beides wichtige Plätze an der See, genommen. Sobald aber jene Streitigkeiten beseitigt waren, war ein starkes ägyptisches Heer gegen Jerusalem vorgedrungen. Balduin schlug es. Ein zweites rückte heran und wurde gleichfalls zurückgeworfen. Inzwischen hatten jedoch das Heer und die Flotte der Fatimiden Joppe im September 1101 umschlossen, und nur mit größter Anstrengung gelang es dem Könige, die Hafenstadt, in welcher Schaaren von Pilgern weilten, zu entsetzen. Im nächsten Jahre erschienen die Aegypter dann mit noch stärkerer Macht im Felde. Balduins geringe Macht wurde bei Ramla eingeschlossen. Nur wie durch ein Wunder entkam der König und konnte bald darauf mit Schaaren, welche ihm Raimund und Tancred zuführten, eine neue Schlacht wagen. Der Sieg fiel ihm zu, aber seine Kraft war gelähmt; nach kurzer Zeit mußte er einen Waffenstillstand auf sieben Monate schließen.

Bei der Noth im heiligen Lande sah man verlangend nach dem Abendlande hinüber, und Tausende waren dort, die gern ihren Arm und ihr Schwert dem Gotteskampfe geweiht hätten. Aber das Schicksal des letzten großen Zugs schreckte von Unternehmungen ab, die nicht von einem mächtigen Willen und nach einem festen Plane geleitet wurden. Gewiß wäre es der kaiserlichen Stellung würdig gewesen, die kriegerischen Kräfte des Abendlandes aufzubieten und an der Spitze derselben zu vollenden, was das Kreuzheer Urbans begonnen hatte. So hätte das Kaiserthum sich wieder in die Mitte der Völker Europas stellen, sich als Schutzmacht der römischen Christenheit bewähren, das gemeinsame Interesse des Occidents vertreten können. Wenn durch irgend etwas, hatte das reformirte Papstthum durch die Eroberung Jerusalems die Meinung für sich gewonnen; es lag in derselben ein Erfolg, der für den Augenblick alle Großthaten der früheren Kaiser verdunkelte. Kaum gab es für Heinrich noch die Möglichkeit, den alten Glanz der Kaiserkrone zu erhalten, wenn er sich nicht an diesem Erfolge betheiligte, ihn nicht zu seinem Vortheil zu benutzen wußte.

Solche Gedanken sind dem Kaiser nahe getreten und von ihm er=

griffen worden. Wollte er aber ein Werk fortsetzen, welches von den Gregorianern begonnen war, so mußte er eine Verständigung mit ihnen suchen; im Banne der Kirche konnte er nicht die Schaar der Gläubigen nach den heiligen Stätten führen. Nach Wiberts Tode hinderten ihn wenigstens persönliche Rücksichten nicht mehr mit den Gregorianern und dem von ihnen anerkannten Papste Frieden zu schließen; an der Wahl der beiden Gegenpäpste, die dann so schnell beseitigt waren, hat er sicherlich keinen Antheil gehabt. Kaum hatte sich Paschalis auf dem apostolischen Stuhle festgesetzt, so erklärte der Kaiser in der That öffentlich vor den Fürsten, daß er persönlich nach Rom aufbrechen und dort auf den Anfang des Februars 1102 ein großes Concil zusammenrufen wolle, von dem der Streit zwischen ihm und dem Papste nach den Kirchengesetzen entschieden, die Eintracht zwischen Kirche und Staat hergestellt werden solle. Schwerlich dachte er dabei an eine Genugthuung für die kirchliche Partei, wie er sie einst in Canossa gegeben hatte, an einen Akt feierlicher Anerkennung der Strafen, die man wegen seines Ungehorsams auf sein Haupt gehäuft hatte; eine unparteiische Versammlung sollte vielmehr über die Bedingungen entscheiden, unter welchen dem langen Streite ein Ziel gesetzt werden könne, und diesen Bedingungen wollte er sich unterwerfen.

Die aufrichtige Absicht des Kaisers, den kirchlichen Frieden herzustellen, erhellt am deutlichsten aus einem Schreiben, welches er wenig später an Hugo von Cluny richtete. Er bedauert darin die lange unterbrochene Verbindung mit dem Abt und erklärt ihm, daß er für die Herstellung der Kirchen, die zu seiner Zeit durch seine Schuld schweren Schaden erlitten, auf alle Weise nach den ihm von Gott verliehenen Kräften arbeiten und den verständigen Rathschlägen aller Wohlgesinnten Gehör schenken wolle; das Zerstreute zu sammeln, das durch den Keil des Schismas Gespaltene durch das Band der Einigung zu verbinden, das Unglück der Kirche, welches er verursacht, durch die Herstellung des Friedens und der Gerechtigkeit wieder gut zu machen sei sein Streben; erreiche er die Herstellung der Eintracht zwischen Reich und Papstthum, so wolle er nach Abschluß des Friedens nach Jerusalem ziehen und die heiligen Stätten sehen; der Abt und die Congregation möchten mit ihren Gebeten seine Vorsätze unterstützen. Was der Kaiser hier den Cluniacensern mittheilte, wurde allgemein bekannt, als er am Epiphaniasfest (6. Januar) 1103 im Dome zu Mainz nach dem Hochamt

und der Predigt feierlich erklärte, daß er die Regierung des Reichs seinem Sohne übergeben und nach dem heiligen Grabe ziehen wolle. Die Worte des Kaisers erregten allgemeine Begeisterung. Die Fürsten, der Klerus und das Volk jubelten dem Kaiser zu; Viele aus allen Theilen des Reichs gelobten sofort ihm nach den heiligen Stätten zu folgen. Man glaubte nicht anders, als daß er alsbald aufbrechen werde.

Die Menge lebte in Kreuzfahrtsgedanken, und auch der Kaiser, der noch im Bann stand, war sich zu den großen Kämpfen der Christenheit gegen den Islam zu waffnen entschlossen. Es war ein Entschluß, an den sich zugleich die Hoffnung knüpfte, daß der Hader zwischen Papstthum und Kaiserthum endlich zu erwünschtem Austrage kommen würde.

12.

Friede und Unfriede im Reich.

So ehrlich gewiß der Wille Heinrichs war, sein Schwert für das heilige Grab zu ziehen, so gedachte er doch nicht eher das Reich zu verlassen, als bis im Innern der Friede gesichert und mit dem Papste die Eintracht hergestellt sei.

Unablässig war der Kaiser den Landfrieden aufrechtzuhalten, jeder Gewaltthat möglichst zu steuern bemüht. Der gefährlichste Friedensstörer war ohne Zweifel damals Graf Robert von Flandern, der mächtige Vassall des Kaisers und des Königs von Frankreich. Robert hatte im Sommer 1101 mit siebentausend Rittern die Stadt Cambray angegriffen und eine Woche lang umschlossen gehalten. Die Bürger hatten sich tapfer gehalten, bis der Kaiser auf ihre Bitte den Bischof von Lüttich und den Grafen von Löwen mit 500 Rittern ihnen zur Hülfe schickte. Darauf hatte Robert Waffenstillstand geschlossen und war in sein Land zurückgekehrt; aber die Feste Marquion, die er bei Cambray angelegt, blieb den Bürgern gefahrdrohend und war zugleich ein Hohn gegen den Kaiser.

Die Veranlassung zu Roberts Gewaltthat bot ein Schisma in dem Cambrayer Bisthum. Die kaiserliche Partei hielt sich zu dem von ihr

erhobenen Walcher, einem thatkräftigen Mann, während die Gregorianer Manasse, einen Sohn des Grafen von Soissons und Neffen des gleichnamigen Erzbischofs von Reims, als ihren geistlichen Hirten anerkannten. Walcher war im Besitz der Stadt: deshalb forderte der Erzbischof von Reims den Grafen von Flandern, als er zur Tilgung seiner Sünden ein gutes Werk zu thun geneigt war, zur Vertreibung desselben und Einsetzung seines Neffen auf. Um so bereitwilliger bot Robert hierzu seine Waffen, als auch der Papst ihn zu dem Unternehmen antrieb und er selbst die Stadt bei dieser Gelegenheit in Abhängigkeit von sich zu bringen hoffte. Der Kaiser aber brauchte dem aufständischen Vasallen gegenüber Ernst. Von seinem Sohne begleitet, war er mit einem Heere im October 1102 den Bürgern von Cambray, wie er ihnen versprochen, zu Hülfe geeilt und über die Schelde gezogen. Alle Burgen Roberts auf seinem Wege mußten sich ergeben; fünf derselben, Marquion, Patuel, Inci, Ecluse und Buchain, welche Cambray und sein Gebiet am meisten bedrohten, wurden zerstört, die ganze Gegend um Valenciennes mit Feuer und Schwert verwüstet. Noch tiefer wäre der Kaiser in Flandern eingedrungen, wenn ihn nicht die Strenge des Winters zur Rückkehr genöthigt hätte. Auf dem Heimwege hatte er noch Cambray besucht und die Bürger zur Ausdauer ermuthigt. Es war ernstlich seine Absicht den Kampf fortzusetzen; nicht nur mit einem Heere, sondern auch mit einer Flotte sollte demnächst der Graf von Flandern angegriffen werden. Eifrig wurde für den neuen Kriegszug gerüstet.

Gleichzeitig war in Westfalen eine Fehde zum Ausbruch gekommen, die leicht eine gefährliche Wendung nehmen konnte. Der Graf Friedrich hatte hier die Besitzungen des erst kürzlich vom Kaiser eingesetzten Erzbischofs von Köln überfallen, dieser sich aber gerächt, Friedrichs Burg Arensberg belagert und in seine Gewalt gebracht. Auch diese Wirren beschäftigten noch den Kaiser, als er sich seinem Ziele, durch die Aufrichtung eines allgemeinen Reichsfriedens den Bedrängnissen des Volks ein Ende zu machen, endlich näher geführt sah. Als er Weihnachten 1102 zu Mainz verweilte, brachte er unter den Fürsten die Bedenken, die man so oft erhoben hatte, glücklich zum Schweigen. Das Ansehen des Kaisers schien im Wachsen, die Stimmung ihm günstiger, als seit langer Zeit. So willigten sie, nachdem die sächsischen Wirren beigelegt waren, in die Verkündigung eines Reichsfriedens bis Pfingsten und dann weiter für die nächsten vier Jahre. An demselben Tage, wo

der Kaiser seinen Entschluß nach dem heiligen Grabe zu ziehen kund that, wurde der Reichsfriede ausgefertigt, von dem Kaiser, den Erzbischöfen und Bischöfen mit Handschlag gelobt, von dem jungen König, den Herzogen Welf, Berthold und Friedrich, vielen Markgrafen, Grafen und anderen edlen Herren beschworen. Der Kaiser selbst verzieh Allen, die sich gegen ihn vergangen hatten.

Wir kennen im Wesentlichen die Bestimmungen des Friedens aus dem geleisteten Eide. Sie gingen darauf aus, Haus und Hof, Hab' und Gut, wie die Person des Einzelnen gegen Vergewaltigung zu schützen. Jeder Einbruch, jede Brandstiftung, jeder Raubmord, jede Körperverletzung bei Raub oder beabsichtigtem Raub sollte mit dem Verlust der Augen und der Hand bestraft werden. Auch wer den Verbrecher schützte, sollte gleiche Strafe leiden; fände er in einer Burg Aufnahme, so sollte sie nach dreitägiger Belagerung zerstört werden. Entzöge sich Jemand der Strafe, so sollten seine Lehen dem Lehnsherrn, seine Eigengüter dem nächsten Verwandten anfallen. Ein Diebstahl im Werth von 5 Solidi oder darüber wurde ebenfalls mit der Strafe des Verlustes von Augen und Hand bedroht, geringerer Diebstahl nur bei dreimaliger Wiederholung; anderenfalls war er mit Verlust der Haare, Stäupung und Rückerstattung des Geraubten zu büßen. Auf offener Landstraße durfte man dem erklärten Feind mit den Waffen begegnen, aber nicht ihn verfolgen, wenn er sich in das Haus oder den Hof eines Anderen flüchtete. Diese Bestimmungen sollten nur den Getreuen des Kaisers zu Gute kommen, nicht den Feinden des Reichs. Für die Kirchen und Klöster, Kleriker und Mönche, für die Bauern und Kaufleute, für die Weiber und Juden waren noch besonders schützende Maßregeln getroffen.

Der Biograph Heinrichs preist die wohlthätigen Folgen dieses Friedens, so unbequem er den mächtigen Uebelthätern gewesen sei; denn sie, die ihre Güter an ihre Kriegsleute ausgethan, um ein großes Gefolge zu unterhalten und Anderen es dadurch zuvor zu thun, hätten nun Noth gelitten, ihre Keller und Scheuern seien leer gewesen, nicht mehr in Purpurkleidern und mit goldenen Sporen hätten sie fortan stolziren können. Dagegen athmeten die niederen Leute, wie der Biograph rühmt, freier auf und gediehen zu Wohlstand. Sie hatten nicht mehr den Räuber auf der Landstraße und im Dunkel des Waldes zu fürchten. Der Kaufmann zog ruhig seinen Weg dahin; der Schiffer fuhr ohne

Furcht vor jenen kleinen Burgen am Ufer, die bisher eben so viele Raubnester gewesen waren, den Strom hinab. So soll einige Jahre hindurch das Gesetz die großen Herren in Zaum gehalten haben, wie sehr sie auch dagegen murrten, daß sie nicht in der alten ungebundenen Freiheit lebten.

Was der Biograph meldet, mag übertrieben sein, ganz unbegründet ist es nicht. Auf die allgemeinen zu Mainz beschworenen Bestimmungen gründeten sich alsbald besondere Friedensverbindungen einzelner Fürsten; eine solche wurde z. B. von Herzog Friedrich mit mehreren schwäbischen und fränkischen Grafen unter Zustimmung der Bischöfe von Augsburg und Eichstädt für ein Jahr beschworen*). Denn vor Allem darauf kam es an, wie geneigt die Fürsten zur Ausführung jener Mainzer Satzungen waren, und ihre Geneigtheit hing wesentlich von ihrer Stellung zum Kaiser, von der Autorität desselben im Reiche ab.

Manches glückte Heinrich in der nächsten Zeit und gab dem kaiserlichen Namen neue Geltung. Vor Allem fügte sich Graf Robert von Flandern. Noch einmal hatte er Cambray angegriffen, war bis in die Vorstädte gedrungen und hatte Feuer in dieselben geworfen; da hatten ihn die Bürger um Waffenstillstand bis zum 8. September gebeten und ihm, wenn sie der Kaiser bis dahin nicht unterstützt, Unterwerfung gelobt. Aber schon rüstete man im Reiche mit solchem Ernste gegen den Flanderer, daß dieser mit seinen Großen zu Rathe ging, ob er den Kampf fortsetzen solle. Man widerrieth es ihm, da er sich gegen seinen Lehnsherrn vergangen habe, und Robert bat in der That den Kaiser um einen Waffenstillstand, damit er sich zu Lüttich vor ihm stellen könne. Als der Kaiser hier Peter- und Paulstag (29. Juni) mit vielen Fürsten feierte, erschien Robert, unterwarf sich, leistete von Neuem den Lehnseid und versprach nun Walcher in seinem Bisthum zu schützen. Es war keine geringe Sache, daß sich der stolze Flanderer demüthigte. In derselben Zeit mußte endlich auch Gebhard von Konstanz, der unversöhnlichste Widersacher des Kaisers, den Kampf aufgeben und aus seinem Bischofssitz weichen; er flüchtete auf eine Burg, die er mitten im Rhein erbaut hatte. Der junge König Heinrich nahm damals die Burg Gleiberg in Franken, ein Besitzthum des Hauses Lützelburg; wir wissen nicht, weshalb er mit diesem Hause in Streit lag.

---

*) Wir besitzen Aufzeichnungen über diese Einigung.

Je höher das Ansehen des Kaisers zu steigen schien, desto mehr murrten die durch dasselbe beengten Fürsten. Sie warteten sehnlichst auf den Tag, wo er Deutschland verließe und die Regierung dem Sohne überträge; unwillig sahen sie, daß er noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, als Rüstungen zum Kreuzzug. Sie erschienen wohl bei Hofe, aber sie meinten, daß sie dort nur ihr Geld verschwendeten; der Kaiser thäte doch Nichts für das Wohl des Reichs und treibe mit ihnen nur ein lügnerisches Spiel. Die Unzufriedenen begannen zu conspiriren und verführten auch Männer, die bisher treu zu dem Kaiser gehalten hatten. Unter solchen Umständen war es um so bedenklicher, daß den Gewaltthaten im Reiche doch nie völlig gesteuert werden konnte. Namentlich war Sachsen nichts weniger als beruhigt, zumal der Kaiser gute Gründe hatte hier nicht entschiedener einzugreifen. Markgraf Udo von der Nordmark war nach seinem Siege über die Liutizen mit den sächsischen Fürsten in Fehde gerathen; sie belagerten seine Burg Alsleben und verwüsteten sein Land, während er Gleiches mit Gleichem vergalt. Ein nicht minder erbitterter Kampf drohte bei dem Tode des Markgrafen Heinrich auszubrechen, der im Jahre 1103 ohne Söhne starb, aber seine Gemahlin Gertrud von Braunschweig, die sich ihm bald nach dem Tode ihres zweiten Gemahls (S. 703) vermählt hatte, schwanger hinterließ. Bald darauf gebar Gertrud einen Sohn, und mit männlichem Muthe behauptete sie ihm die Markgrafschaften Meißen und Lausitz gegen die Ansprüche der väterlichen Verwandten, welche den Knaben für ein untergeschobenes Kind ausgaben. Die größte Bewegung aber nicht nur in Sachsen, sondern im ganzen Reiche rief der Tod Graf Konrads von Beichlingen hervor. Ein durch Tapferkeit, Bildung und Reichthum ausgezeichneter Herr, wurde er auf der Landstraße Nachts von einer Bande gemeinen Volks erschlagen. Man gedachte an das Ende seines Bruders, der auch rohen Fäusten erlegen war *). Kein Fürst hielt sich mehr für sicher, wenn sich solche Männer nicht mehr vor dem gemeinen Volke sichern könnten. Es hatte den Anschein, als ob der Reichsfriede mehr zum Schutze der niederen Klassen, als der Mächtigen im Reiche aufgerichtet sei.

*) Einen ähnlichen Tod hatte auch im Jahre 1102 der Graf Ludwig von Mömpelgard in Burgund gefunden; er wurde von seinen Knechten erschlagen.

Die Mißstimmung unter den Fürsten war schon weit verbreitet, als ein Vorgang in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest des Jahres 1103 feierte, sie auf das äußerste Maß steigerte. Mit anderen Fürsten kam dorthin der Graf Sieghard von Burghausen und Schala, aus dem Geschlecht der Aribonen entsprossen. Er fühlte sich in der Nähe des Hofes nicht sicher und erschien deshalb mit ungewöhnlich großem Gefolge, wodurch er dem Kaiser verdächtig wurde. Auch sein Verhalten erregte Argwohn; die baierischen Fürsten murrten, daß die Sachsen und Franken vom Kaiser jetzt in höheren Ehren als sie gehalten würden, und Sieghard klagte darüber am lautesten. Dennoch entließ nach einigen Tagen der Graf sein Gefolge; seine Besorgniß schien geschwunden. Gefahr drohte ihm aber, wenn auch von anderer Seite, als er gewähnt. Als er in der Stadt über einige Ministerialen ein hartes Urtheil fällte, erhob sich unter ihren Standesgenossen ein allgemeiner Aufstand; man meinte, daß es auf eine Minderung des Ministerialenrechts überhaupt abgesehen sei. Vergebens bemühte sich der junge König den Tumult zu beschwichtigen. Die wüthende, mit Waffen wohlversehene Masse der Ministerialen theils aus der Stadt theils aus dem Gefolge der anwesenden Fürsten drängte nach der Herberge des Grafen, belagerte ihn hier sechs Stunden und erbrach endlich die Thüren. Als Sieghard in ihrer Gewalt war, ließ sie ihm noch Zeit zur Beichte und zum Empfang des Abendmahls, dann wurde er enthauptet (5. Februar 1104).

Das entsetzliche Ereigniß war fast vor den Augen des Kaisers, während seiner Anwesenheit in der Stadt geschehen. Konnte oder wollte er die blutige That nicht hindern? Die Fürsten glaubten das Letztere, und mindestens auffällig war, daß die Mörder des Grafen nicht bestraft wurden. Vielleicht hing der verhängnißvolle Urtheilsspruch Sieghards mit seinen Gerechtsamen als Vogt einer geistlichen Stiftung zusammen; denn wir wissen, daß der Kaiser damals zu Regensburg Bestimmungen traf, um die Willkür der Kirchenvögte auf den Gütern des Augsburger Domstifts zu beschränken. Auch dadurch wird er die üble Stimmung des Adels gegen sich nur gesteigert haben. Schon befürchtete er selbst Nachstellungen, wenn er die Stadt verließe, und verweilte deshalb bis zur Fastenzeit; dann kehrte er nach Mainz zurück. Aber die unzufriedenen Herren wagten nichts gegen ihn; ihr Bund hatte noch nicht feste Gestalt gewonnen, vor Allem fehlte ihm ein Haupt.

So schwer es dem Kaiser fiel den Frieden in den deutschen Ländern aufrecht zu erhalten, ließ er es mindestens nicht an Anstrengungen fehlen; die Eintracht mit Rom herzustellen, scheint er keinen Versuch mehr gemacht zu haben. Auch wäre jede Bemühung bei der Gesinnung, welche Paschalis kund gab, vergeblich gewesen: denn nicht der geringste Zweifel kann darüber obwalten, daß der neue Papst so wenig den Frieden wollte, daß er vielmehr Alles aufbot, um dem inneren Kriege in Deutschland neue Nahrung zu geben. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er Gebhard von Konstanz zum Widerstande ermuthigt, dann auf einer Synode zu Rom im März 1102 die Wibertisten und ihre Lehre aufs Neue verdammt, vor Allem den Kaiser unwiderruflich in den Bann gethan; schriftlich hatten die anwesenden Bischöfe ihm und seinen Nachfolgern ihren Gehorsam verbürgen müssen. Am grünen Donnerstage (3. April) verkündete er feierlich im Lateran den erneuerten Bann. „Weil Heinrich den Rock Christi zu zerreißen, d. h. die Kirche durch Raub und Brand zu verwüsten, durch Lüste, Meineid und Mord zu beflecken nicht aufgehört hat, ist er zuerst von dem seligen Papst Gregor, dann von dem hochheiligen Urban, unserem Vorgänger, und endlich von uns auf der letzten Synode nach dem Urtheil der gesammten Kirche auf ewig in den Bann gethan worden. Das wollen wir Allen kund thun und besonders den Deutschen, damit sie sich vor seiner Bosheit schützen.“ So sprach der Papst damals vor einer unermeßlichen Menschenmenge, unter welcher viele deutsche von Jerusalem heimkehrende Pilger waren.

Und nicht bei Worten ließ es der Papst bewenden. Gerade in der Zeit, wo der Kaiser dem Abt von Cluny seine versöhnliche Gesinnung darlegte, bestimmte Paschalis den Grafen Robert von Flandern zu dem Angriff auf Cambray, belobte dann durch ein Schreiben vom 21. Januar 1103 den Gehorsam des Grafen und forderte ihn auf auch die Lütticher Kirche zu züchtigen. „Ueberall“, schrieb der Papst, „wo Du kannst, verfolge nach Deinen Kräften Heinrich, das Haupt der Ketzer, und alle seine Anhänger. Kein angenehmeres Opfer fürwahr kannst Du Gott darbringen, als den zu bekämpfen, der sich gegen ihn erhoben, der sich seiner Kirche das Reich zu entreißen unterfängt, der an heiliger Stelle das Götzenbild Simons aufgerichtet hat und von den heiligen Apostelfürsten und ihren Nachfolgern nach dem Urtheil des heiligen Geistes aus der Kirche verbannt ist. Dies tragen wir Dir und Deinen

Vasallen auf, damit du Vergebung Deiner Sünden und die Freundschaft des apostolischen Stuhls erlangst und nach Drangsalen und Siegen unter Gottes Beistand in das himmlische Jerusalem eingehst." Dieses befremdliche Schreiben des apostolischen Stuhls unterwarf Siegbert von Gemblour, einer der tüchtigsten Gelehrten der Zeit, im Namen der Lütticher Kirche einer scharfen Kritik. Großen Erfolg hatten die Worte des Papstes bei Robert und seinen Vasallen freilich nicht; wir wissen, daß sich der Graf bald darauf dem Kaiser unterwarf, der ihm in der Folge, um ihn fester an sich zu ketten, sogar für die Dauer seiner Regierung Cambray überließ.

Noch weniger Wirkung hatte ein Schreiben, welches der Papst an den jungen Baiernherzog Welf, dessen Bruder Heinrich, an die Zähringer und die anderen schwäbischen Fürsten richtete und wodurch er sie vom Kaiser abzuziehen und für die Kirche, für welche sie früher gestritten, wieder zu gewinnen suchte. Der Papst forderte sie auf Gebhard von Konstanz in seiner Bedrängniß zu unterstützen und meldete, daß er über den Gegenbischof Arnold, der Gebhard verdrängt, den Bann ausgesprochen habe. Zugleich suchte er durch ein Trostschreiben den Muth der Hirschauer Mönche und aller ihrer Affiliirten aufrecht zu erhalten und neu zu beleben.

So bemühte sich der Papst den inneren Krieg in Deutschland aufs Neue zu entzünden, und es war nicht seine Schuld, wenn der Graf von Flandern, die Welfen und Zähringer die Schwerter ruhen ließen. Unter diesen Umständen wäre freilich jeder versöhnliche Schritt Heinrichs vergebens gewesen; die Zahl derer, die nach einer Verständigung zwischen dem Papst und dem Kaiser verlangten, war aber nichtsdestoweniger in den deutschen Ländern in stetem Wachsthum. Gerade unter den treuesten Anhängern des Kaisers gab es Manche, die nur in dem Frieden mit Paschalis als dem allgemein anerkannten Nachfolger Petri Heil für Reich und Kirche sahen und sehr mit Unrecht die Schuld des fortdauernden Zerwürfnisses allein auf des Kaisers Hartnäckigkeit schoben. Zu diesen Männern gehörten so hervorragende und dem Kaiser so nahe stehende Vertreter des deutschen Klerus, wie jener Otto, der nach dem Tode des getreuen Rupert und einer längeren Vacanz im Jahre 1103 das reiche Bisthum Bamberg erhalten hatte.

Aus einem ritterlichen, aber wenig begüterten Geschlechte in Schwaben entsprossen, hatte sich Otto dem Dienst der Kirche und den

Studien zugewendet. Noch in jungen Jahren ging er nach Polen, um sich dort durch Unterweisung von Kindern seinen Unterhalt zu verschaffen. Der begabte und eifrige Jüngling wurde dem Herzog Wladislaw bekannt, und dieser und seine deutsche Gemahlin bedienten sich bei wichtigen Verhandlungen mit dem Kaiser öfters seiner Dienste. So trat Otto auch dem Kaiser näher, welcher den zu vielen Dingen brauchbaren Kleriker später an seinen Hof zog und bald beim Bau des Speierer Doms, bald in seiner Kanzlei, bald zu anderen Geschäften verwandte. Wiederholentlich hatte er Otto bereits Bisthümer angeboten, dieser sie aber ausgeschlagen; endlich entschloß er sich Bamberg anzunehmen, aber er war fest entschieden sich nicht von einem schismatischen Bischof weihen zu lassen. Er benachrichtete hiervon den Papst und wurde endlich an den Erzbischof Ruthard von Mainz gewiesen, der sich inzwischen der kirchlichen Partei wieder angeschlossen hatte und den der Papst nicht verletzen mochte. Otto wollte von diesem alten Wibertisten jedoch nicht den Segen empfangen und wartete lieber, bis sich eine Gelegenheit für ihn fände zu der Schwelle seines apostolischen Herrn zu ziehen. Wenn die Ideen der neuen Zeit so einen Mann ergriffen hatten, der durch alle persönlichen Verhältnisse und die ganze Stellung seines Bisthums fest an den Hof gebunden war, so mußte die Lage Heinrichs, je weniger ihm Aussicht auf eine Verständigung mit dem Papste blieb, um desto schwieriger werden; selbst die ihm ergebensten Männer verloren den Glauben an einen glücklichen Ausgang der Dinge.

Ein offener Widerstand war dem Kaiser in der letzten Zeit in Deutschland nicht gerade entgegengestellt, seine Autorität konnte sogar zu wachsen scheinen; fast alle Fürsten besuchten seinen Hof und folgten seinen Weisungen. Und doch war sein Thron rings von Besorgnissen, Argwohn, Rachgefühl, fanatischem Haß umgeben. Die Zahl der Getreuen, die ihm in allen Fährlichkeiten beigestanden hatten, war zusammengeschmolzen; die in ihre Stelle getreten, waren Söhne einer Epoche, in welcher die Erinnerungen an den alten Glanz des Kaiserthums schon erblichen. Man fragte nicht mehr nach dem Erben der früheren glorreichen Kaiser, sondern nur nach den Erfolgen und Leistungen des gekrönten Herrn selbst, und man sah, daß er den Frieden im Innern nur mühevoll aufrecht erhielt, den kirchlichen Kampf nicht austragen konnte und daß die Kreuzfahrt, welche er angekündigt hatte und die dem Geiste

der Zeit entsprach, ins Stocken gerieth. Schon murrten viele Fürsten: das Reich und sie selbst gingen zu Grunde, wenn der Kaiser länger regiere, — und zu diesen gehörte selbst sein eigener Sohn, den er neben sich auf den Thron erhoben hatte.

13.

Absetzung Heinrichs IV.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte nie den Kaiser geliebt; die Meisten von ihnen wechselten Partei nach dem augenblicklichen Vortheil. Die Zahl der unerschütterlich treuen Anhänger Heinrichs war eben so gering, wie die Zahl derer, die Gut und Blut für die Sache des heiligen Petrus einsetzten. Manche Fürsten, besonders geistliche, waren wider den Kaiser, weil er den Frieden mit der Kirche nicht herstellen konnte, und das waren die Besseren. Andere haßten ihn, weil er den Landfrieden schützte, sich des niederen Volkes annahm, sie selbst nicht frei schalten ließ, sondern nach ihrer Meinung verfolgte; meist waren dies weltliche Große, aber auch weltlich gesonnene Kirchenfürsten, wie Erzbischof Ruthard von Mainz. Eine fast allgemeine Klage der Fürsten war, daß der Kaiser sie während seiner langen Regierung mit Willkür behandelt habe, sie nur in Stunden äußerster Bedrängniß höre, sonst eigenmächtig Entschließungen fasse, welche das Reich aus Gefahr in Gefahr stürzten.

Die Regierung Heinrichs IV. ist eine nur selten unterbrochene Reihe von Fürstenverschwörungen. Man conspirirte, wenn er bedrängt war; man conspirirte nicht minder, wenn er seine Autorität zu befestigen schien. Nicht ohne Besorgniß sah man, daß er seit seiner letzten Rückkehr aus Italien allmählich von Neuem Ansehen im Reiche gewann, daß namentlich die niederen Klassen, in denen sich ein trotziger Geist gegen das Fürstenthum regte, viel von ihm hielten. Wiederum schlich der Verrath im Stillen umher, wiederum thaten sich unruhige Männer zusammen, um Mittel und Wege zu ersinnen, wie man dem Kaiser begegnen könne. Es gab deren besonders in Baiern und Sachsen.

Hier waren es die Angehörigen des Nordheimer Hauses, welche durch den Tod Konrads von Beichlingen aufgeregt waren; an ihrer Spitze Graf Dietrich von Katlenburg, der Tochtermann Konrads. In Baiern hatte der Mord des Grafen Sieghard weite Kreise des Adels beunruhigt; die Unzufriedenheit hatte sich von dort auch über die ostfränkischen Herren verbreitet, unter denen der Ermordete Familienverbindungen gehabt hatte. Vor Allem war der reiche Graf Berengar von Sulzbach gegen den Kaiser thätig; mit ihm im Bunde standen Markgraf Dietbold vom Nordgau und Graf Otto von Habsberg. Der Letztere gehörte der weitverzweigten Nachkommenschaft der Töchter jenes Otto von Schweinfurt an, mit welchem der Mannesstamm der Babenberger in Ostfranken geendet hatte und zu der auch Graf Sieghard in verwandtschaftlichem Verhältniß gestanden hatte. Mit diesem Geschlechte war zugleich Heinrich von Limburg verschwägert, dessen Treue trotz seiner erst jüngst erfolgten Erhebung zum Herzogthum Niederlothringen abermals wankte.

Was diese Herren auch planen mochten, es wäre kaum für den Kaiser gefährlich geworden, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich mit dem jungen Könige zu verständigen. Mehrere der Unzufriedenen waren dem Kaiserhause verwandt und fanden deshalb leicht Zugang zum König. Sie schlossen sich mit ihren Freunden ihm auf Jagden, bei ritterlichen Spielen und bei Gelagen an; Aeußerungen des Mißmuths und der Auflehnung gegen den Kaiser wurden hier vor dem Sohne laut und wurden von ihm nicht ungern gehört. Allmählich erwuchs so der Plan, den alten Kaiser zu beseitigen, um dem Sohn das Regiment zu übergeben. Vielfach und aus sehr verschiedenartigen Interessen ist die Meinung verbreitet worden, wie König Konrad elf Jahre zuvor vom Papst und der großen Gräfin zum Verrath verleitet, so sei jetzt in ähnlicher Weise von baierischen Großen sein jüngerer Bruder zu der Auflehnung gegen den Vater verführt worden. Wer die Sinnesart und die Verhältnisse dieses jüngeren Bruders erwägt, wird sich schwer davon überzeugen, daß auch er lediglich ein Verführter war.

Heinrich, der einzige noch lebende Sohn des Kaisers, war in Italien geboren und hatte jenseits der Alpen den größten Theil seiner Jugend zugebracht: vielleicht hat der Boden und die Sonne Italiens auf ihn mehr gewirkt, als man bei dem Sprossen eines fränkischen Fürstenhauses annehmen sollte. Er war eine jener rücksichtslosen Na-

turen, die Alles einem Zwecke unterordnen und opfern, wie sie dort häufiger als in unseren Gegenden erscheinen, und sein Ziel war einzig und allein die Herrschaft; wie stark der Trieb zur Macht auch bei seinem ganzen Geschlechte war, so hat doch Keiner seiner Vorfahren sich diesem Triebe jemals so völlig und ungebunden hingegeben. Die Herrschsucht allein bestimmte sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln. Er war nicht mit der Aussicht auf die Krone geboren; erst als er im Jahre 1097 mit seinem Vater nach Deutschland zurückkehrte, wurde ihm durch die Entsetzung seines Bruders der Weg zum Throne gebahnt. Der Vater ließ ihn zu seinem Nachfolger wählen und krönen, freilich nicht ohne ängstliche Vorsichtsmaßregeln gegen den Abfall auch dieses Sohnes zu treffen; er mußte dem Vater bei der Krönung einen förmlichen Vasalleneid leisten und überdies sich nie wider dessen Willen in Regierungshandlungen zu mischen geloben.

So lange der ältere Sohn lebte, war der Vater des jüngeren sicher; jede Annäherung an die Feinde des Reichs würde ja diesem unfehlbar die Krone gekostet haben, die ohnehin ihm von dem Bruder bestritten wurde. Deshalb war er damals ganz Unterwürfigkeit gegen den Vater. Er begleitete ihn auf seinen Zügen, vollstreckte die ihm ertheilten Aufträge, hatte er ja den Wunsch sich einmal vom Hofe des Vaters zu entfernen, so suchte er um dessen Erlaubniß nach. Aber nach Konrads Tode wurde die Stellung des jungen Fürsten zum Vater innerlich anders. Die Herrschaft schien ihm jetzt sicher; nur darauf kam es an, wann sie ihm zufallen würde. Kein Zweifel kann obwalten, daß sein Herz nach dem Moment brannte, wo die Zügel des Regiments in seine Hand fielen; doch das Leben seines Vaters konnte noch lange sich ausdehnen. Unerwartet erschloß da der Kaiser selbst ihm die Hoffnung vor der Zeit an das Regiment zu gelangen, als er in den ersten Tages des Jahres 1103 die Fahrt nach dem heiligen Grabe anzutreten verhieß. Aber diese Hoffnung zerrann, als sich der Kreuzzug verzögerte und bald so gut wie aufgegeben schien, wieder in die graue Ferne.

Nichts quält einen herrschsüchtigen Geist mehr, als lockende Aussichten zur unbeschränkten Macht ins Ungewisse verschwinden zu sehen, zumal wenn die Besorgniß hinzutritt, daß sie nie in gleich günstiger Weise wiederkehren dürften. Verglich Heinrich die Regierung des Vaters mit der des Großvaters, so konnte ihm nicht entgehen, welche

Verluste das Reich erlitten, wie tief die Macht des Kaiserthums erschüttert sei. Italien und Burgund waren so gut wie verloren, im Osten der deutsche Einfluß gemindert; die deutschen Länder selbst lagen erschöpft darnieder, und nur mit großer Anstrengung wurde der innere Friede erhalten. Schritt die Auflösung so weiter vor, so hinterließ der Kaiser dem Sohne keine Macht mehr, sondern nur unsichere Ansprüche. Und kaum wagte er bessere Tage noch dem Alten zu versprechen, da er die Unversöhnlichkeit des Papstes kannte, die Abneigung mächtiger Männer gegen das bestehende Regiment ihm kein Geheimniß war und man ihm sogar zuraunte, daß, wenn er selbst zögerte, ein Anderer nach der Macht greifen würde. Man sagte ihm, daß sich die Wünsche Aller auf ihn richteten, daß er das Reich retten, die Verständigung mit Rom herbeiführen, die Unterstützung der Fürsten zu neuen großen Unternehmungen gewinnen könne, und er selbst traute sich die Kraft zu dem Allen und Größerem zu; denn herrschsüchtige Naturen pflegen die Schwierigkeiten, mit denen Andere kämpfen, zu unterschätzen, die Hemmnisse ihrer eigenen Lage zu übersehen. So reifte der Plan in ihm, sich mit den Unzufriedenen zu verbinden, die Regierung an sich zu bringen und den unglücklichen Händen des Alten zu entziehen. Zu persönlichen Beschwerden gegen den Vater hatte er keinen Grund, vielmehr scheint er, abgesehen von dem Mißtrauen, unter dem Alle litten, von ihm mit besonderer Zärtlichkeit behandelt zu sein. Seine Sache mochte ihm deshalb reiner erscheinen, aber in Wahrheit trat dadurch seine Herrschsucht nur um so greller hervor.

Der junge König dachte über die Ansprüche des Papstes und die Unbotmäßigkeit der deutschen Fürsten wesentlich nicht anders, als sein Vater, aber er wußte, daß er nur im Bunde mit den Widersachern desselben ihm das Reich entreißen konnte, daß er sich dem Papst und den deutschen Großen unterwürfig zeigen mußte, wenn der Vater gestürzt werden sollte. Heuchelei und Lüge waren die Stufen, die ihn allein zum Throne führen konnten: er scheute sich nicht sie dreist zu betreten. Noch in Jahren stehend, wo sich gern frei das Gemüth hingiebt, zeigte er sich als ein vollendeter Meister in der Kunst der Verstellung. Unglaublich ist, daß sich bei der ruchlosen Behandlung eines Vaters, der ihm nur Wohlthaten erwiesen, nicht sein Herz geregt haben sollte, aber nie verrieth Miene oder Blick eine weichere Bewegung.

Den Anlaß zum Ausbruch der Verschwörung gaben noch einmal die sächsischen Angelegenheiten. Am 17. Juli 1102 war Erzbischof Hartwig von Magdeburg gestorben, der in seinen letzten Zeiten treu zu dem Kaiser gehalten und sich vielfach um die Ausgleichung des Streits mit Rom bemüht hatte. Mit bemerkenswerthem Eifer hatte dagegen Abt Herrand von Ilseburg, welchen die Gregorianer in Halberstadt zu ihrem Bischof erwählt hatten (S. 659), die kirchliche Partei aufrecht zu halten gesucht; mit Wort und Schrift widersetzte er sich aller Orten den Anhängern des Kaisers. Aber seine Bestrebungen hatten, obgleich er bei dem reichen Grafen Ludwig von Thüringen, bei dem vom Kaiser abgefallenen Erzbischof Ruthard von Mainz und bei den Hirschauer Mönchen Unterstützung fand, keinen dauernden Erfolg. Im Jahre 1100 hatten die Ilseburger Mönche, vom Gegenbischof Friedrich bedrängt, sogar ihr Kloster verlassen müssen und waren meist nach Rosenfeld bei Stade ausgewandert, wo sie Markgraf Udo aufnahm; Herrand selbst starb in dem Kloster Reinhardsbrunn in Thüringen am 23. October 1102, wenig später als der Erzbischof von Magdeburg. Schon hatten von Thüringen aus die Hirschauer auch in Sachsen Eingang gefunden; im Jahre 1099 war Hildebald von Hirschau aus nach Magdeburg gesandt worden und hatte als Abt des Johannisklosters daselbst die Hirschauer Ordnungen eingeführt. Es war für die Anhänger der Gregorianischen Ideen in Sachsen jetzt eine Lebensfrage, wer den erledigten erzbischöflichen Stuhl besteigen würde, und sie wirkten mit allen ihren Kräften dahin, daß durch freie Wahl der Domherr Heinrich von Assel, der als ein Anhänger der kirchlichen Sache galt, erhoben wurde. Aber die Wahl blieb nicht ohne Widerspruch; die kaiserliche Partei, die es in Magdeburg, wie aller Orten in Sachsen gab, hinderte die Weihe des Erwählten, und beschloß sich endlich an den Kaiser selbst zu wenden, um ihn zum Einschreiten in Magdeburg zu bewegen. Als er sich nach Ostern 1104 nach Lüttich begab, machte sich eine Magdeburger Gesandtschaft auf den Weg zu ihm; bei derselben waren der Burggraf Hermann, der Dompropst Hartwig und der Domherr Esico. Die Gesandten gelangten nicht an ihr Ziel. Auf der Straße überfiel sie Graf Dietrich von Katlenburg und nahm sie gefangen. Als Grund dieser Gewaltthat gab er an, daß sie eine andere Besetzung des erzbischöflichen Stuhls durch Simonie hätten erwirken wollen. Als Vorfechter der Gregorianer stellte der Graf sich hin, und es ist

höchst wahrscheinlich, daß er im Einverständniß mit Erzbischof Ruthard handelte, der mit Rom und mit allen Unzufriedenen in Verbindung stand und endlich die Zeit gekommen sah, wo er in Sachsen und Thüringen eine allgemeinere Bewegung gegen den Kaiser hervorrufen konnte.

Gegen Ende des Novembers sammelte der Kaiser ein Heer, um den Grafen Dietrich zu züchtigen und den sächsischen Aufstand im Keime zu ersticken; dem Heere schloß sich auch der König an. Als man aber am 12. December bis Fritzlar vorgerückt war, verließ plötzlich bei Nacht der König das Lager, und einige Herren aus dem Gefolge des Kaisers gaben ihm sogleich das Geleit. Der Vater war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß sich der Sohn in hochverrätherischer Absicht von ihm getrennt, daß sich eine weitverzweigte Verschwörung unter den deutschen Fürsten gebildet habe und der Sohn an der Spitze derselben stehe. Sogleich brach er den Kriegszug ab, löste sein Heer auf und ging nach Mainz zurück. Aehnliche Gefühle mögen sein Inneres bewegt haben, als einst bei Konrads Verrath, obschon er längst gelernt hatte, daß er auch auf die Treue seiner nächsten Angehörigen nicht rechnen durfte. Wie gestählt aber auch sein Herz sein mochte, der Abfall des einzigen Sohnes, der ihm geblieben, mußte ihn auf das Tiefste erschüttern, zumal sich leicht übersehen ließ, daß durch denselben zugleich wieder Alles in Frage gestellt wurde, was in den letzten Jahren für die Befestigung der kaiserlichen Gewalt diesseits der Alpen erreicht schien.

Der junge König hatte nach der Flucht seinen Weg eiligst nach Baiern genommen, wo ihn die Unzufriedenen im Lande jubelnd empfingen und zum Weihnachtsfest nach Regensburg geleiteten. Als Beweggrund seines Auftretens gegen den Vater gab er öffentlich an, daß er wegen des Bannes nicht länger in dessen Nähe habe weilen können. Zugleich erklärte er sich die Regierung des Reichs, wenn es dem Papste genehm sei, zu übernehmen entschlossen. Gleich nach Weihnachten sandte er eine Botschaft an Paschalis, unterwarf sich ihm und bat um Absolution; er fragte zugleich um Rath, in wie weit ihn der dem Vater geschworene Eid an weiterem Vorgehen gegen denselben hindere, indem er erklärte, daß er niemals die Regierung des Reichs ohne die ausdrückliche Genehmigung und Zustimmung des apostolischen Stuhls übernehmen werde. Auch er stellte die Interessen der Kirche bei seinem Unternehmen in den Vordergrund, wie es Graf Dietrich gethan hatte.

Gegen die Mitte des Januars erschienen Gesandte des Vaters vor dem Sohn, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Es waren die Erzbischöfe von Trier und Köln, der Herzog Friedrich von Schwaben und der kaiserliche Kanzler Erlung. In der eindringlichsten Weise stellten sie dem jungen Könige vor, daß er sich durch den Verrath gegen den Vater der Verachtung der Welt preisgäbe, daß er durch die Verletzung des bei der Krönung geleisteten Schwures einen Meineid auf sein Gewissen lade, daß es nicht seine Freunde, sondern seine schlimmsten Feinde seien, die ihn zu diesem Beginnen aufgefordert und dabei unterstützt hätten. Der König antwortete nur, daß er mit dem Vater, so lange er im Banne stehe, nicht länger verkehren könne.

Indessen regten sich überall die Unzufriedenen, überall wurden die Gregorianer, die verstummt waren, wieder laut; die halben Anhänger der neuen Ideen, die Rom verbreitete, wurden nun entschiedene Bekenner. Ohne Scheu hatte man so lange mit dem Kaiser im Banne verkehrt, plötzlich fand man darin eine Belästigung des Gewissens. Gebhard von Konstanz, der Legat des Papstes, kaum aus dem Exil in seinen Bischofssitz zurückgekehrt, war in der größten Bewegung; nicht minder der Abt Gebhard von Hirschau *), der Nachfolger Wilhelms des Heiligen, ein äußerst herrschsüchtiger Mann, der sich des bedeutenden Einflusses des Klosters besonders zur Befriedigung seines Ehrgeizes bediente. Etwa in der Mitte des Februars begab sich der König nach Schwaben und traf mit Gebhard zusammen, der ihm im Auftrage des Papstes den apostolischen Gruß entbot, ihm wegen Verletzung des dem Vater geleisteten Eides Vergebung vor dem jüngsten Gericht versprach, wenn er ein gerechter König sein und der Kirche, die durch Schuld seines Vaters in so große Verwirrung gerathen sei, ihr Recht widerfahren lassen würde. Wie der König, wurden seine Anhänger wegen ihrer früheren Gemeinschaft mit dem gebannten Kaiser absolvirt.

Zugleich war auch Erzbischof Ruthard, mit besonderen Aufträgen vom Papste ausgerüstet, überaus thätig. Angesehene Herren in Sachsen und Thüringen, wie der Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg, Graf Ludwig von Thüringen und ein Graf Otto **) hatten sich ihm angeschlossen. Diese Herren hatten sich sofort an den Grafen Berengar

*) Gebhard war aus dem Geschlecht der Grafen von Urach.

**) Wahrscheinlich ist Graf Otto von Ballenstedt in den hierauf bezüglichen Quellenstellen gemeint.

von Sulzbach und den König selbst gewendet, Letzteren nach Sachsen eingeladen und ihn um die Absendung einiger Getreuen ersucht, mit denen sie sich verständigen könnten. In welchem Sinne sie handelten, zeigen ihre uns erhaltenen Briefe. „Niemand", schrieben sie an Berengar, „hat sich in der Sündfluth gerettet, der nicht in der Arche war, die Arche ist aber das Vorbild der Kirche." Dem Könige meldeten sie: „Manche Bisthümer und Abteien sind bei uns unbesetzt, andere sind in schlechtem Stande und werden durch Euch reformirt werden; da ist Vieles für den königlichen Bedarf offen oder wird sich bald eröffnen. Kommt also, wie wir uns nach Euch sehnen, kämpfet tapfer und herrschet glücklich! Was ihr muthig begonnen habt, vollendet rühmlich; wir stellen uns und alles Unsrige Euch zu Gebote."

Der König sandte Markgraf Dietbold und Graf Berengar nach Sachsen. Um die Mitte des März hatten diese Gesandten eine Zusammenkunft mit vielen Großen des Landes zu Quedlinburg. Die Stimmung fanden sie vortrefflich, aufs Neue erging eine dringende Einladung an den König nach Sachsen zu kommen. Schnell eilte nun dieser, von dem päpstlichen Legaten, von baierischen, schwäbischen und ostfränkischen Herren begleitet, herbei und feierte mit Erzbischof Ruthard den Palmsonntag (12. April) zu Erfurt, wo die anwesenden Fürsten Sachsens und Thüringens ihm huldigten. Am grünen Donnerstag war er zu Gernrode am Harz. Barfuß, um seine Devotion an den Tag zu legen, pilgerte er dann nach Quedlinburg und verlebte hier die Ostertage. Nach denselben ging er nach Goslar, wohin ein Landtag berufen war. Fast vollständig erschienen hier die Fürsten Sachsens und Thüringens und beriethen mit dem Könige die Lage des Reichs; vor Allem faßten sie die Maßregeln in das Auge, die zu ergreifen seien, um die Einheit der Kirche in Sachsen herzustellen und sie von den unreinen Elementen, d. h. den kaiserlich gesinnten Bischöfen und ihrem Anhang, zu säubern. Der Legat und Erzbischof Ruthard drangen darauf, daß eine Synode zu Nordhausen in der Woche vor Pfingsten zur durchgreifenden Reformation der sächsischen Kirche gehalten werde.

Nach Kräften arbeitete man der Synode vor. Der König begab sich nach Halberstadt, wo die von dem kaiserlichen Bischof Friedrich vertriebenen Domherren restituirt und diejenigen Kleriker, die es bisher mit dem Kaiser gehalten, jetzt aber ihm absagten, absolvirt wurden. Die Mönche von Ilseburg, die seit fünf Jahren in der Zerstreuung

lebten, wurden zurückgeführt und ihnen ein Abt bestellt. Aehnlich verfuhr dann der König in Hildesheim, wo Bischof Udo mit einigen Domherren das Weite gesucht hatte; die von ihm ordinirten Geistlichen wurden suspendirt oder entsetzt. Inzwischen hatte Gebhard von Konstanz als Legat den Bischof von Minden, der viel beim Kaiser galt, aus seinem Bisthum vertrieben, welches er dem vom König und dessen Anhängern erwählten Gegenbischof Godschalk übergab.

Unter den Eindrücken eines so gewaltsamen Verfahrens wurde um den 20. Mai die Synode in Nordhausen eröffnet. Sie faßte die strengsten Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe, gegen die kaiserlich gesinnten Bischöfe und die von ihnen ordinirten Geistlichen; die Treuga Dei wurde erneuert und Bestimmungen über die Fastenzeiten, wie sie Gebhard schon früher im oberen Deutschland erlassen hatte, auch für Sachsen getroffen; schwierige und besonders wichtige Entscheidungen behielt man dem Papste vor. Auffällig war das Verhalten des Königs. Nur auf ausdrückliche Aufforderung kam er in die Versammlung und erschien dann ohne allen Prunk, in schlichter Kleidung; auf einem nur wenig erhöhten Sessel ließ er sich nieder. Billige Forderungen, die an ihn gestellt wurden, gewährte er sogleich; unbilligen wich er mit Klugheit aus, ohne dabei Jemand zu verletzen. Unter Thränen rief er Gott und die himmlischen Heerschaaren zum Zeugen an, daß er sich nicht aus Herrschsucht gegen seinen Vater erhoben habe und ihn nicht der kaiserlichen Gewalt beraubt sehen wollte; einzig und allein das Wohl der Kirche habe er im Auge und werde dem Vater, wenn er sich dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern unterwerfe, gern sich unterwerfen und wie ein Knecht ihm gehorchen. Das Volk glaubte solchen Worten und wurde auf das Tiefste bewegt. Inbrünstig betete es für die Sinnesänderung des Kaisers und das Glück des trefflichen Sohns. Der Ruf: Kyrie eleison! durchdrang immer von Neuem die Luft.

So mächtig war der Eindruck dieser Vorgänge, daß sich am Schluß der Synode auch die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt und Paderborn, bisher entschiedene Anhänger des Kaisers, vor den versammelten Kirchenfürsten stellten, dem Erzbischof zu Füßen fielen und sich dem apostolischen Stuhl unterwarfen. Das Urtheil über sie wurde dem Papste vorbehalten; vorläufig wurden sie vom Amte suspendirt, ihnen aber Aussicht auf Wiedereinsetzung eröffnet. Am Sonnabend vor Pfingsten setzte der Legat zu Goslar viele von diesen Bischöfen ordinirte

Geistliche wieder in ihre Aemter ein, andere rehabilitirte darauf Erzbischof Ruthard zu Heiligenstadt. Das Pfingstfest (28. Mai) feierte der König zu Merseburg und gab Befehl jenen Heinrich, welchen die Gregorianer in Magdeburg zum Erzbischof gewählt hatten, endlich zu weihen. Die Weihe erfolgte am 11. Juni zu Magdeburg durch den Legaten, der auch vor Kurzem Heinrich die Priesterweihe ertheilt hatte, und durch die Suffragane des Erzstifts. Man verfuhr bei allen diesen Dingen mit großer Hast und ohne Beachtung der Kirchengesetze; der Papst selbst mißbilligte später Gebhards und Ruthards übereiltes Verfahren mit voller Entschiedenheit. Sehr auffällig ist, daß zu Nordhausen das Investiturverbot nicht erneuert wurde und der König dasselbe thatsächlich unbeachtet ließ; die neuen Bischöfe nahmen damals und in der Folge unbedenklich ihre Aemter aus seiner Hand. Dennoch glaubte Sachsen dem kirchlichen Hader im Lande ein Ende gemacht zu haben und mit dem apostolischen Stuhl ausgesöhnt zu sein. So viel lag vor Allem zu Tage, von dem Kaiser hatte sich Sachsen abermals losgesagt; keine andere königliche Autorität erkannte es an, als die seines Sohnes.

Gegen Ende des Juni erschien der junge König mit einem Heere, welches meist aus Sachsen bestand, am Rheine. Seine Absicht war den Vater aus Mainz zu verdrängen und Erzbischof Ruthard in seine Metropole zurückzuführen. Aber er fand den Vater nicht unvorbereitet. Aus den städtischen Bevölkerungen am Rhein und aus seiner fränkischen Vassallenschaft hatte der Kaiser ein ziemlich starkes Heer zusammengebracht und zugleich alle Fahrzeuge auf das linke Ufer des Flusses schaffen lassen, um seine Widersacher am Uebergang zu verhindern. Treffliche Dienste leistete ihm hierbei der Pfalzgraf Siegfried von Lothringen, der aus dem Hause der Grafen von Ballenstedt stammte, aber von seinem Stiefvater Pfalzgraf Hermann von Laach adoptirt und ihm im Amte gefolgt war. Der König sah bald, daß ein Angriff auf Mainz nicht unbedenklich sei; doch auch die Anhänger des Kaisers zeigten wenig Neigung zu einem offenen Kampf. Sie waren wie dem Vater, so auch dem Sohn durch Eid verpflichtet und hofften noch auf einen gütlichen Austrag des Streits; sie scheuten sich den Krieg zwischen Vater und Sohn zu entzünden. So begann man zu unterhandeln, ohne jedoch dadurch das Mindeste zu erreichen.

Der Gang der Verhandlungen ist unklar. Wir hören, daß der Kaiser eine Theilung des Reichs für seine Lebenszeit vorschlug. Selbst-

verständlich wurde sie verworfen; denn gerade auf Einigung in Kirche und Reich hatten es der König und seine Anhänger abgesehen. Diese forderten deshalb auch vor Allem die Unterwerfung des Kaisers unter den apostolischen Stuhl und die Herstellung der kirchlichen Einheit. Nach dem Annalisten Eckehard, einem gut unterrichteten Zeitgenossen, könnte es scheinen, daß der Kaiser diese Forderungen verworfen habe; aber nach dem vollwichtigen Zeugniß eines Mannes, welcher im Vertrauen des Kaisers selbst stand, muß man dies bezweifeln. Der bisherige Kanzler Erlung, welchen der Kaiser vor Kurzem zum Bischof von Würzburg bestellt hatte, schrieb nämlich im Laufe der Verhandlungen an Bischof Otto von Bamberg: „Unser Gebieter willigt in die Unterwerfung unter den Papst und in die Rückkehr des Erzbischofs von Mainz, mit dem Sohne will er nach Beschluß der Fürsten verfahren; alles Andere ist noch ungewiß." In der That war der Kaiser der Aussöhnung mit dem Papst um so geneigter, als sich Ostern zu Mainz der Patriarch Udalrich von Aquileja, einer seiner entschiedensten und mächtigsten Anhänger, am Hofe eingestellt und zu einem Vergleich gerathen hatte. Wir besitzen ein Schreiben des Kaisers an den Papst aus dieser Zeit, welches eine Friedensgesandtschaft überbringen sollte; der Kaiser erbietet sich darin zu einem Austrag auf Grund der Verhältnisse, wie sie zu Zeiten Alexanders II. bestanden hatten. Ob das Schreiben abging, wissen wir nicht; aber aus dem mit vielem Selbstbewußtsein abgefaßten Actenstück, wie aus allen anderen Thatsachen erhellt doch klar, daß der Kaiser von der Regierung nicht zu weichen gedachte, und das war ohne Zweifel der wesentlichste Punkt, welcher die weiteren Unterhandlungen fruchlos machte.

Der König zog nach Abbruch der Verhandlungen mit seinem Heere gegen Würzburg. Die Stadt wagte, obwohl dem Kaiser ergeben, keinen Widerstand. Bischof Erlung mußte fliehen, und der Domprobst Rupert, schon früher von den Gregorianern gewählt, wurde zum Bischof der Stadt eingesetzt. Nachdem sich der König von den Bürgern Sicherheit für ihre Treue hatte stellen lassen, verließ er alsbald ihre Mauern. Erzbischof Ruthard kehrte hierauf nach Thüringen zurück; die Sachsen wandten sich wieder der Heimat zu; der König selbst brach mit seinen baierischen und ostfränkischen Rittern auf, um sich in den Besitz von Nürnberg zu bringen. Kaum hatte er aber Würzburg geräumt, so erschien vor den Thoren auch schon der Kaiser und wurde bereitwillig auf-

genommen. Der Gegenbischof Rupert verließ die Stadt, und Erlung zog wieder in seinen Bischofssitz ein. Längere Zeit verweilte der Kaiser dann in Würzburg, um ein Heer zu sammeln, mit dem er Nürnberg zu entsetzen und dem Sohne dann in Baiern zu begegnen gedachte.

Der Kaiser zögerte länger, als man in Nürnberg erwartet hatte. Die Besatzung und die Einwohnerschaft wehrten sich tapfer, mußten aber nach zwei Monaten doch die Stadt dem König übergeben; der Kaiser selbst soll den Befehl ertheilt haben. Der König entließ dann den Rest seines Heeres und begab sich mit einem nur geringen Gefolge nach Regensburg. Er hielt sich hier für sicher, aber schon folgte ihm der Vater mit einem Heere auf dem Fuße und erschien unerwartet an der Donau. Die Reiterschaaren desselben setzten über den Fluß und sprengten gegen die Thore der Stadt an. Keine Vorkehrungen zum Schutze waren hier getroffen, und die Bürgerschaft war dem Kaiser geneigt; nur mit Mühe rettete sich der König mit seinen nächsten Freunden aus der Stadt. Der Kaiser zog ein und verfügte über den bischöflichen Stuhl. Vor Kurzem war Bischof Gebhard von einem Vassallen, den er beschimpft hatte, erschlagen worden; sein Nachfolger wurde ein junger Mann, mit Namen Udalrich, den wohl nur seine Ergebenheit gegen den Kaiser empfahl.

Indessen sammelten sich um Regensburg bedeutende Streitkräfte. Alles, was in Baiern noch zum Kaiser hielt, zog ihm zu. Auch Markgraf Liutpold von Oesterreich erschien mit kriegerischem Gefolge, wie sein Schwager der Böhmenherzog Boriwoi II. Herzog Bretislaw war in den letzten Tagen des Jahres 1100 durch Meuchelmord gefallen und nach seiner Bestimmung ihm sein Bruder gefolgt; aber nicht ohne schwere Kämpfe gegen Herzog Udalrich von Brünn hatte sich Boriwoi in der Macht festsetzen können. Obwohl sich der Kaiser in diesen Erbstreitigkeiten nicht zuverlässig gezeigt hatte, eilte der Böhmenherzog ihm jetzt doch in der Bedrängniß zu Hülfe; die böhmischen Truppen verheerten die Länder Markgraf Dietbolds, und auch die Besitzungen der anderen Anhänger des Königs wurden hart beschädigt.

Aus Baiern und Schwaben hatte indessen auch der König in Eile ein Heer zusammengerafft. Es sollen etwa zehntausend Mann gewesen sein, die in fünf Kriegshaufen vertheilt waren. Mit diesem Heere zog der

König dem Vater entgegen. Am Ufer des Regen schlug er sein Lager auf, während jenseits des Flusses die Schaaren des Kaisers lagen. Ein Kampf schien unvermeidlich. Drei Tage rückten die Heere gegen einander mit flatternden Bannern bis an den Rand des Wassers vor. Inmitten des seichten Bettes geriethen hier und da die Ritter mit ihren Schwertern aneinander Manche fanden da ihren Tod, wie auf Seiten des Kaisers ein Graf Hartwig; ein anderer Graf, Sieghard mit Namen, fiel in die Hände der Feinde. Immer aber mied man eine förmliche Schlacht und zog am Abend wieder zurück. Endlich auf den vierten Tag erwartete man allgemein einen entscheidenden Kampf, zu dem freilich aus denselben Gründen, die vor Mainz gewirkt hatten, Niemand besondere Neigung hegte. Deshalb traten noch am Abend zuvor Fürsten von beiden Seiten in Unterhandlungen ein, an denen sich auch der König selbst betheiligte. Er erklärte, daß er kein Vatermörder sein wolle und Niemandem danken werde, der dem Kaiser nach dem Leben trachte; er streite nicht gegen seinen Vater, sondern nur für die Erhaltung des ihm nach Erbrecht zukommenden Reichs und für das Wohl der Kirche; gern wolle er, sobald sich der Vater dem Papste unterworfen, sich mit der ihm früher angewiesenen Stellung begnügen. Dies wirkte. Die Fürsten von beiden Seiten erklärten, daß der Streit nicht mit den Waffen zu entscheiden sei.

Lieber wollte der König das Volk mit List nach und nach dem Vater abwendig machen, als einen Kampf beginnen, dessen Ausgang zweifelhaft war und der selbst im glücklichsten Falle einen unvertilgbaren Makel ihm anheftete. So zogen seine Schaaren sich am Abend vom Regen mit der wundersamen Erklärung zurück, daß sie es aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät thäten. Bald darauf vernahm der Kaiser, der zur Schlacht noch immer entschlossen war, von dem Böhmenherzog und Markgraf Liutpold, daß er auf sein Heer nicht mehr zählen könne; eine heimliche Botschaft von seinem Sohne meldete ihm überdies, daß er von Verrath umgeben sei. Wie öfters in ähnlichen Fällen, raubte ihm das unerwartete Mißgeschick plötzlich alle Besinnung. Mit wenigen Begleitern verließ er in der nächsten Nacht wie ein Flüchtling das Lager und nahm seinen Weg über die Berge nach Böhmen. Sobald seine Flucht bekannt war, löste sein Heer sich auf; Jeder eilte auf kürzestem Wege der Heimat zu. Das Ansehen des Kaisers war jetzt auch in Baiern völlig vernichtet, da er selbst seine Sache schmählich aufgegeben hatte.

Der König zog wieder in Regensburg ein; der eben erst eingesetzte Bischof Udalrich wurde vertrieben und statt seiner dem Salzburger Dompropst Hartwig, aus dem in Kärnthen reich begüterten Zweige der Grafen von Sponheim, das Bisthum übergeben. Die Bürgerschaft mußte für ihre Anhänglichkeit an den Kaiser schwer büßen und starke Bürgschaften für ihre Treue stellen.

Ohne Rast brach der König abermals nach Franken auf und besetzte ohne Widerstand zu finden von Neuem Würzburg, wohin er den Gegenbischof Rupert zurückführte; Erlung gerieth in Gefangenschaft und mußte in die Kapelle des Königs eintreten. Auch der friedliebende Otto von Bamberg, ohnehin ein gehorsamer Sohn des apostolischen Stuhls, schloß sich jetzt dem Könige an. Dieser eilte dann mit seinen Schaaren dem Rheine zu und ging bei Speier über den Fluß (31. October). Durch Verrath des Burggrafen fiel die Stadt sogleich in seine Hände, obwohl die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben war und blieb. Der Sohn bemächtigte sich der hier niedergelegten Schätze seines Vaters und besetzte das eben erledigte Bisthum mit dem Abt Gebhard von Hirschau, dem schon zuvor die reiche Abtei Lorsch trotz des Widerstandes der Mönche übergeben war. Wen sollte es nicht befremden, daß jetzt der Nachfolger jenes Abts Wilhelm, den die Welt als fanatischen Bekämpfer der königlichen Investitur kannte, aus der Hand des Königs unbedenklich das Bisthum nahm? Freilich erließ sogar der Papst wenig später ein Schreiben an Erzbischof Ruthard, worin er sich über die Investituren bestimmt zu äußern vermied und den Königen Alles zu belassen versprach, was ihres Rechtes sei, wenn sie nur dagegen der Kirche ihre volle Freiheit gewährten.

Vom Kaiser wußte man längere Zeit in Deutschland Nichts. In Böhmen hatte ihn Herzog Boriwoi ehrenvoll empfangen und ihn dann auf seinen Wunsch bis zum Erzgebirge geleitet. Hier übergab er ihn dem Schutz seines Schwagers, des Grafen Wiprecht von Groitsch, eines sächsischen Großen aus wendischem Geschlecht, der durch seine Verwandtschaft mit dem Böhmenherzoge zu Reichthum und Macht gelangt war und sich auch bei der kirchlichen Partei durch die Stiftung des Klosters Pegau einen guten Namen gemacht hatte. Von Wiprecht geleitet, zog der Kaiser durch Sachsen dem Rheine zu, und obwohl das ganze Land gegen ihn im Aufstande war, ließ man ihn ruhig ziehen; der König selbst soll gewollt haben, daß man seinem Vater keine Hindernisse in

den Weg lege. In den letzten Tagen des Octobers kam der Kaiser nach Mainz. Er versuchte da wohl noch Speier zu retten, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich; gleich nach dem Falle Speiers sandte er dann den Abt Dietrich von dem Albanskloster in Mainz an seinen Sohn und beschwor ihn weiteren Verfolgungen ein Ziel zu setzen: er solle eingedenk sein, daß er gegen seinen Vater streite. Der Sohn hörte den Abt nicht an, ließ aber dem Vater melden, daß er sich unverzüglich aus Mainz, wenn er nicht seinen Feinden in die Hände fallen wolle, entfernen müsse.

Das Absehen des Königs war zunächst noch immer, Mainz zu gewinnen und den Erzbischof zurückzuführen. Schon längst schwebte die Mainzer Bürgerschaft, welche dem Kaiser ganz ergeben war, in großer Besorgniß vor einem Ueberfall. Als der Kaiser noch in der Ferne war, hatten die Ministerialen des Erzstifts und die Bürger der Stadt ihm geschrieben und ihn dringend um Rückkehr gebeten. Von zwei Seiten, meldeten sie ihm, werde die Stadt am 29. September oder schon vorher angegriffen werden, um sie dem Erzbischof zu übergeben, von der einen Seite vom König selbst mit den Sachsen und Thüringern, von der anderen von den Bischöfen von Metz und Verdun mit dem Herzog Heinrich und Heinrich, dem Sohne des Grafen Otto von Zütphen; auch die Erzbischöfe von Trier und Köln hätten Partei gewechselt und sich mit den Aufrührern verständigt; sie aber wären fest zum Widerstand entschlossen und hätten sich zu demselben mit ihren Nachbarn auf beiden Seiten des Rheins eidlich verbunden; ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und Reiterei stehe bereit, und es fehle ihnen nur der Kaiser selbst, der sie auch ohne weitere Kriegsmacht retten könne. Die Befürchtungen der Mainzer waren damals eitel gewesen; am 29. September wurden sie nicht angegriffen, da der König noch an anderer Stelle beschäftigt war. Jetzt aber stand der König drohend in ihrer Nähe; allerdings war der Kaiser nun wieder bei ihnen, aber entmuthigt, an seiner Sache selbst verzagend, keines Widerstandes fähig. Und sofort folgte er dem argen Rathe des Sohnes und verließ die treue Stadt; er hat es in der Folge schwer zu bereuen gehabt.

Den Mainzern blieb jetzt keine andere Wahl, als sich dem König zu unterwerfen. Er zog in die Stadt und rief dann sogleich Erzbischof Ruthard herbei. Nach achtjährigem Exil kehrte der Erzbischof in den ersten Tagen des Novembers in seine Metropole zurück und unterwarf

sie Papst Paschalis. Der kirchliche Streit schien damit in Deutschland so gut wie beseitigt, und auch über die Zukunft des Reichs gedachte man in nächster Zeit endgültige Beschlüsse zu fassen. Weihnachten sollte sich in Mainz ein allgemeiner Reichstag versammeln und in Gegenwart der päpstlichen Legaten über die wichtigsten Fragen des Augenblicks Entscheidung geben. Offenbar unter den günstigsten Verhältnissen für den König, unter den traurigsten für den Vater wurde der Reichstag berufen. Seine Entscheidung ließ sich bei der Lage der Dinge voraussehen; nur auf Absetzung des Vaters und Uebergabe der Reichsgewalt an den Sohn konnte sie hinzielen.

Unter den päpstlichen Legaten waren Gebhard von Konstanz und der Cardinal-Bischof Richard von Albano, von Geburt ein Lothringer, ein Schüler Hermanns von Metz und ehedem Decan der Metzer Kirche, ein Mann mit den deutschen Verhältnissen völlig vertraut und überdies der eifrigste Gregorianer, verstanden. Richard hatte gerade damals mit Aufträgen des Papstes den deutschen Boden betreten, und nicht unwahrscheinlich ist, daß der König, als er um die Mitte des Novembers von Mainz aufbrach und rheinaufwärts seinen Weg nach Burgund nahm, ihm zum Empfang entgegenging; vielleicht daß er sich auch mit den mächtigen Zähringern verständigen wollte, die zwar wenig in diesen Wirren hervorgetreten waren, aber sicher nicht eine feindliche Stellung gegen den König einnahmen.

Der Kaiser hatte sich von Mainz zuerst nach der festen Burg Hammerstein begeben. Nachdem er hier die Reichsinsignien unter der Obhut ihm unbedingt ergebener Männer zurückgelassen, ging er nach Köln. Aus Urkunden, die er dort am 24. November und 3. December ausstellen ließ, sehen wir, daß sich außer dem Erzbischof die Bischöfe Burchard von Münster und Widelo von Minden, die Grafen von Geldern und Berg mit anderen lothringischen Herren bei ihm befanden. Außerdem konnte er auf den Beistand des Pfalzgrafen und des Bischofs Otbert von Lüttich mit Sicherheit rechnen, und die Stimmung in den rheinischen Städten war und blieb ihm günstig. Ganz verlassen war er noch immer nicht, wie er sah, und der Muth stieg ihm mit der Zahl der Getreuen, welche sich um ihn sammelten. Er entschloß sich deshalb mit so starker Begleitung, als er nur aufbringen konnte, selbst zum Reichstag nach Mainz zu ziehen; vielleicht ließ sich dort noch den Dingen eine andere Wendung geben, als seine Widersacher erwarteten, oder der Reichstag völlig vereiteln.

Sobald der König von dieser Absicht des Vaters hörte, kehrte er in die mittelrheinischen Gegenden zurück. Bei der Gunst, deren sich der Vater bei den Mainzer Bürgern erfreute, bei der noch schwankenden Stellung mancher Fürsten war es für ihn von entscheidender Wichtigkeit, den Kaiser von Mainz fern zu halten. Eilends zog er ihm deshalb mit zahlreichem Gefolge entgegen; denn er wußte ihn schon auf dem Wege begriffen. Als er an die Schluchten des Soonwaldes zwischen Bingen und Bacharach kam, traf er auf Ritter, welche der Kaiser vorauf geschickt hatte und welche von dem Pfalzgrafen Siegfried und einem Grafen Ludwig geführt wurden. Da sie sich dem Gefolge des Königs nicht gewachsen fühlten, zogen sich die Grafen mit ihren Rittern zurück. Der König folgte ihnen bis gegen Coblenz hin, wo er dem Vater mit stärkerer Begleitung begegnete, doch hatte derselbe die Mosel noch nicht überschritten. Wie vor Kurzem am Regen, lagen sich jetzt an der Mosel Vater und Sohn gegenüber. Einen Kampf, zu dem sie ohnehin nicht hinreichend gerüstet waren, wollten Beide vermeiden, Jeder aber unter allen Umständen seine Absicht durchsetzen. Der Vater wollte eben so bestimmt nach Mainz, wie der Sohn ihn daran verhindern wollte. Es galt, wer mit schlauer Kunst den Andern zu überwinden vermochte. So bekannt die List des Alten war, der Sohn zeigte sich hier als sein Meister. Ein entsetzliches Spiel des Betrugs begann zwischen Vater und Sohn, bei dessen Erinnerung sich jedes sittliche Gefühl empört.

Der König ließ seinen Vater um eine Unterredung bitten, damit sie ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beriethen. Auf den Rath seiner Getreuen gewährte sie der Kaiser und kam nach Coblenz hinüber. Als hier Vater und Sohn sich begegneten, erfolgte eine Scene, die einen tieferen Eindruck auf die Zuschauer machte, als auf diejenigen, welche sie spielten. Der Vater fiel dem Sohne zu Füßen und beschwor ihn bei Gott und dem Heil seiner Seele von weiteren Verfolgungen abzustehen: solle er von Gott wegen seiner Sünden gestraft werden, so schreibe doch kein Gebot der Schrift vor, daß der Sohn die Schuld des Vaters zu rächen habe, vielmehr gereiche es dem Sohne zu unauslöschlicher Schande, wenn er gegen den Vater die Hand erhebe. Auch der König warf sich dem Vater zu Füßen, bat ihn um Verzeihung für Alles, worin er gefehlt habe, versprach unter Thränen ihm fortan treulich wie ein Vassall seinem Herrn, wie ein Sohn dem Vater zu dienen, wenn er sich nur mit dem apostolischen Stuhle aussöhnen wolle.

Ohne Rückhalt sagte dies der Kaiser zu: dem Willen des Sohnes und der Fürsten werde er sich ganz darin fügen. Darauf gelobte der König seinem Vater, er wolle selbst ihn sicher zum Weihnachtsfest nach Mainz geleiten; dort werde er bei den Fürsten für die Erhaltung der kaiserlichen Ehre und die Aussöhnung seines Vaters mit dem Papste wirken und den Kaiser, welchen Ausgang auch die Sache nehme, sicher und in Frieden zurückführen, wohin er wünsche; er bat den Vater seinem Worte zu trauen, für welches er sein Leben verpfände, er bat ihn zugleich sein zahlreiches Gefolge, welches nur Besorgnisse wecken könne, sofort zu entlassen.

Die Getreuen des Kaisers riethen den Worten des Sohnes zu trauen, und der Alte ließ sich überlisten. Er wandte sich zu dem König und sagte: „Wir vertrauen uns dir an und bauen auf die Treue, welche nach Gottes Willen der Sohn dem Vater halten soll." Der Sohn reichte dem Vater die Rechte zum Pfand, daß seine Sicherheit und Ehre nicht gefährdet werden solle. Hierauf entließ der Kaiser fast Alle, die ihn bis zur Mosel begleitet hatten; er bat seine Freunde ihm in Mainz wieder zu begegnen und forderte auch seine anderen Getreuen auf sich dort einzustellen. Nur ein geringes Gefolge blieb bei ihm, als er dann von Coblenz aus mit dem Sohne die Reise fortsetzte.

Fußfall und Thränen, Versprechungen und Eide waren nur Trug gewesen. Wer den Andern bethörte, darauf allein war es angekommen. Der Kaiser glaubte jetzt sicher nach Mainz gelangen zu können und so seinen Zweck erreicht zu haben. Aber der Sohn hatte den Vater in seine Gewalt gebracht und war entschlossen ihn unter keiner Bedingung nach Mainz zu führen; er hatte den Sieg gewonnen, freilich einen Sieg, wegen dessen Mitwelt und Nachwelt ihn nicht gerühmt haben. Bald genug besorgte der Kaiser, daß er der Betrogene sei. Schon auf dem Wege des ersten Tages, als der Sohn etwas ihm voranzog, kamen einige Getreue zu ihm und warnten ihn vor Nachstellungen. Der Kaiser beschied den Sohn zu sich und theilte ihm jene Warnungen mit. Abermals betheuerte der König die Aufrichtigkeit seiner Versprechungen. Der Kaiser zog weiter, obgleich von finsteren Ahnungen bedrängt. Als man am Abend Rast machte, soll er bereits an Flucht gedacht, sich aber überall von Spähern umringt gesehen haben. Am andern Tage kam man spät nach Bingen. Als der Kaiser in der Frühe erwachte, sah er Alles um die Burg mit Bewaffneten erfüllt. Bald kam der Sohn

zu ihm und sprach: „Vater, wir müssen uns nicht nach Mainz, sondern auf eine benachbarte Burg begeben. Der Erzbischof wird euch dort, so lange ihr im Banne seid, nicht einlassen; auch wage ich nicht euch mitten unter eure Feinde zu bringen, ehe ihr euch nicht mit ihnen vertragen habt. Auf jener Burg werdet ihr ruhig und mit gebührender Würde Weihnachten feiern können; ihr möget von euren Getreuen bei euch behalten, wen ihr wollt. Inzwischen will ich selbst nach Mainz gehen und mit treuem Eifer für uns Beide wirken; denn eure Sache ist auch die meine."

Klar war jetzt, wie der Sohn den Vater betrogen hatte. In der größten Aufregung warf sich der Kaiser ihm und den anderen anwesenden Herren zu Füßen. Er beschwor sie, ihn nach Mainz zu führen oder zu entlassen; zu jeder Zeit wolle er sich dort, wenn man ihm Sicherheit böte, vor den Fürsten stellen. Man antwortete ihm: er müsse nach jener Burg gehen. Der Kaiser war ein Gefangener. Außer sich rief der Alte: „Mein Sohn, Gott sieht und richtet, was heute zwischen uns vorgeht; er weiß es, und er allein, wie ich dich zu einem vollkommenen Mann und Erben meines Reichs erzogen, unter welchen Mühen und Anstrengungen ich für deine Größe gesorgt, wie viele Feindseligkeiten ich deinetwegen ertragen habe und noch trage." Zum drittenmale betheuerte der Sohn, wenn irgend eine Gefahr dem Leben des Vaters drohe, werde er das seine einsetzen. Leere Worte — sie änderten in der Sache Nichts. Wie ein Gefangener wurde der Kaiser nach der Burg Böckelheim geführt, welche auf einer steil gegen die Nahe abfallenden, einige Stunden von Bingen belegenen Höhe einst Erzbischof Willigis angelegt hatte. Es war am Freitag vor Weihnachten, am 22. December, daß der Kaiser zu Bingen seiner Freiheit beraubt und in den Kerker von Böckelheim geschleppt wurde.

Schreckliche Tage für den Kaiser folgten. Nur drei Diener hatte man ihm belassen; kein Freund, kein Rath blieb ihm zur Seite. Niemand hatte Zutritt zu ihm, dem er Vertrauen schenken konnte. Die Männer, die ihn am meisten haßten, hatte man zu seinen Wächtern bestellt. Gebhard von Hirschau, der neue Bischof von Speier, stattete dem jungen König dadurch den Dank für seine Erhöhung ab, daß er das gehässige Amt des Kerkermeisters übernahm. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse versagte man dem Kaiser, er durfte sich nicht baden und den Bart abnehmen lassen, man quälte ihn selbst durch Hunger und

Durst. Mit Schmähungen und Drohungen schüchterte man so ihn ein, daß er sein Leben gefährdet glaubte. Das traurigste Weihnachtsfest verlebte er unter diesen Peinigungen. „Obschon an jenem Tage", klagte er später, „das hochheilige Kind allen Erlöseten geboren war, war es mir allein nicht geboren." Nicht einmal das heilige Abendmahl konnte er nach seiner Sitte nehmen, da man ihm keinen Kapellan gelassen hatte. Man erreichte endlich, was man wollte. Der Kaiser, an seinem Leben verzweifelnd, entschloß sich abzudanken.

Der König hatte das Weihnachtsfest in Mainz glanzvoll gefeiert. Eine große Versammlung umgab ihn; 52 Fürsten zählte man und unter ihnen die ersten des Reichs. Nur Herzog Magnus von Sachsen war nicht erschienen, da er schwer darniederlag und bereits dem Grabe zueilte. Herzog Friedrich von Schwaben, der Staufer, war vor Kurzem gestorben und ihm sein Sohn Friedrich ohne Widerrede im Herzogthum gefolgt. Wie es scheint, hatten er und sein Bruder Konrad sich sogleich dem jungen Könige angeschlossen. Ihre Mutter Agnes, die Schwester des Königs, vermählte sich nach Ablauf der Trauerzeit mit dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich und knüpfte dadurch diesen fester an ihr Haus. Die Staufer, die Welfen und Zähringer waren ohne Zweifel sämmtlich in Mainz, aber sie waren nicht gekommen, um für den Kaiser einzutreten. Allerdings waren auch die Fürsten, welche noch in der letzten Zeit zu ihm gehalten hatten, auf seine Aufforderung erschienen, namentlich Otbert von Lüttich und mehrere lothringische Grafen und Herren. Aber sie hatten sich, wie bald an den Tag trat, einer verlorenen Sache und einem verlorenen Manne ergeben und konnten gegen die reißende Strömung des Augenblicks nicht anringen. Eine sehr hervorragende Stellung in der Versammlung nahmen die päpstlichen Legaten ein, der Cardinal-Bischof von Albano und der Bischof von Konstanz.

Am 27. December erschien der Bischof von Speier vor den versammelten Fürsten. Er kam von Böckelheim und meldete, der Kaiser sei, wenn man ihm die Freiheit und einige Güter für seinen Unterhalt gewähre, abzudanken und die Regierung seinem Sohn zu übergeben bereit. Eine hocherwünschte Botschaft für den König und alle seine Genossen! Sie sahen sich am Ziele, glaubten aber doch dem verschmitzten Alten gegenüber keine Vorsicht außer Acht lassen zu dürfen. Der König schickte deshalb sofort den Grafen Wiprecht nach Böckelheim, um die

Auslieferung der Reichsinsignien zu bewirken. Der Kaiser machte Schwierigkeiten, doch Wiprecht drohte ihm, daß er nach dem Willen der Fürsten nicht eher die Freiheit wiedersehen würde, als bis er die Kleinodien überantwortet habe. So willigte der Kaiser auch hierein und gab seinen Getreuen auf Hammerstein Befehl, Krone, Scepter, Kreuz, die heilige Lanze und das Reichsschwert auszuliefern. Wenige Tage darauf (31. December) wurde er dann nach Ingelheim gebracht, um selbst öffentlich vor den Fürsten des Reichs seine Abdankung zu erklären.

Nicht nach Mainz wollte der König den Vater zu diesem entscheidenden Akt führen; denn er fürchtete noch immer die Bürgerschaft und die ihm abgeneigten Fürsten in der Versammlung, so gering ihre Zahl auch war. Er ließ diese deshalb, indem er sich selbst mit seinen ergebensten Anhängern nach Ingelheim begab, in Mainz zurück, sie mit der trügerischen Betheuerung beruhigend, daß er nur ausziehe, um den Vater in ihre Mitte zu führen. In Ingelheim stand der Kaiser demnach nur entschiedenen Widersachern gegenüber, und zu ihnen gehörte vor Allen sein eigener Sohn. Dem Alten blieb, als er in diese Versammlung trat, keine andere Wahl, wie er selbst sah, als sich in Alles und Jedes zu fügen. Sofort erklärte er, daß er sich dem Willen der Fürsten und seines Sohnes, wenn man ihm nur das Leben und die Freiheit lasse, in Allem unterwerfen werde; entschlossen war er öffentlich seine eigene Abdankung auszusprechen, aber er irrte, wenn er damit weiterer Schmach zu entgehen meinte.

Auch die Kirche wollte Heinrichs Mißgeschick ausnutzen. Der römische Cardinal trat mit den schwersten Anschuldigungen gegen den Kaiser auf und erklärte, daß er nur dann auf freien Fuß gesetzt werden dürfe, wenn er öffentlich bekenne, daß er Papst Gregor mit Unrecht verfolgt, mit Unrecht Wibert eingesetzt, ungerechte Verfolgungen gegen den apostolischen Stuhl und die gesammte Kirche bis zur Stunde verhängt habe. Der Kaiser suchte sich zu rechtfertigen, aber man wollte keine Rechtfertigung hören. Da beschwor er fußfällig den Cardinal und die Fürsten ihm Zeit und Ort zu bestimmen, wo er sich vor ihrem Richterstuhl rechtfertigen könne; worin sie ihn dann schuldig fänden, dafür wolle er Buße und Genugthuung nach dem Spruche verständiger Männer leisten. Der Cardinal wies dies zurück und erklärte, gleich zur Stelle müsse Alles beendet werden, sonst könne er nicht losgegeben

werden. Der Kaiser verlangte darauf, daß seine Sache dem Urtheile des Papstes anheim gestellt und ihm die Freiheit belassen würde, bis man ihn vor den römischen Richterstuhl beschiede. Da auch dies nicht bewilligt wurde, verstand er sich endlich dazu, ein Sündenbekenntniß, wie es der Cardinal verlangte, zur Stelle abzulegen, wenn dieser ihn sogleich absolviren werde. Der Cardinal erwiderte ihm: zur Absolution sei er nicht bevollmächtigt. Auf die Einwendung des Kaisers, daß wer Beichte höre, auch den Beichtenden müsse absolviren dürfen, erhielt er zur Antwort: nur in Rom könne die Lösung des Bannes erfolgen. Die Absicht war erreicht: der Kaiser hatte sich öffentlich die ihm vorgeworfenen Vergehungen gegen die Kirche zu bekennen erboten, aber die Absolution war ihm dennoch verweigert; er blieb von der Kirche und damit von dem Reiche, wie die Dinge lagen, ausgeschlossen.

Der Kaiser war in der äußersten Verwirrung. Verzweiflungsvoll fragte er, ob es denn keine Möglichkeit für ihn seine Freiheit wiederzugewinnen gäbe. Man gab ihm zur Antwort: aus der Haft könne er nur dann entlassen werden, wenn er der Regierung des Reichs sofort für immer entsage und alle seine Burgen und Besitzungen ausliefere. Er machte keine Schwierigkeiten, er willigte in Alles. Unter Thränen empfahl er seinen Sohn und das Reich der Treue der Fürsten, wünschte er seinem Nachfolger alles Gute; er selbst wolle fortan, betheuerte er, den Glanz der Welt fliehen und nur auf das Heil seiner Seele Bedacht nehmen. Der Sohn hatte erlangt, was er vom Vater gewollt hatte; durch List, ohne offenen Kampf, hatte er ihn zur Abdankung gezwungen. Er ließ ihn in Ingelheim zurück und hieß ihn dort seine Rückkehr abwarten; nie haben sie sich wieder im Leben begegnet. Eilig kehrte der König mit den Fürsten nach Mainz zurück. Allerdings hatte er einen großen Erfolg gewonnen, aber wer möchte sagen, ob er dessen froh war, ob nicht alle jene Meineide, die er dem Vater geschworen, mit höllischem Feuer auf seiner Seele brannten? Ueberall ließ er emsig verbreiten, der Kaiser habe freiwillig dem Reiche entsagt und ihm die Krone übergeben; wie es mit dem freien Willen des Vaters gestanden hatte, wußte der Sohn am besten.

Die Versammlung von Mainz hatte nun über die Zukunft des Reichs wenig mehr zu beschließen. Von den Fürsten wurde der König noch einmal als ihr Herr und Gebieter anerkannt. Am 5. Januar langten dann auch die Reichsinsignien von Hammerstein in Mainz an;

die Wächter derselben scheinen sie zögernd und erst nach der allgemeinen Anerkennung ausgeliefert zu haben. Der Erzbischof von Mainz übergab sie vor den Fürsten dem Könige mit den Worten: „Solltest du nicht als ein gerechter Regent des Reichs und Schutzvogt der Kirchen Gottes dich zeigen, so wird es dir wie deinem Vater ergehen." Uebellautende Worte für einen König, zumal von diesem Schlage! Die Legaten weihten den König noch besonders durch Handauflegung. Durch feierlichen Eidschwur gelobten endlich alle Fürsten aufs Neue ihm ihre Treue.

Mehr Sorge machten dem Reichstage die kirchlichen Angelegenheiten. Die Legaten konnten keinen günstigeren Moment treffen, um die Forderungen Roms durchzusetzen. Der König war ganz Devotion; er gefiel sich darin, die römische Kirche als seine Mutter, den Papst als seinen Vater zu bezeichnen, und erklärte, daß er als Sohn ihnen in Allem gehorchen müsse; bis in den Tod werde er für die Gültigkeit und das Ansehen der päpstlichen Beschlüsse streiten; kein Ungemach werde ihn davon abbringen, die Kirchen gegen alle Angriffe zu schützen, denn nur zu ihrer Vertheidigung habe er das Schwert empfangen. So legten die Bevollmächtigten des Papstes rücksichtslos alle Schäden blos, welche die langen kirchlichen Wirren in Deutschland herbeigeführt hatten. Darauf beschlossen der König und die Fürsten eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um den Papst um die Heilung dieser Schäden zu bitten und ihn aufzufordern selbst nach Deutschland zu kommen. Man wählte zu der Gesandschaft angesehene Kirchenfürsten: die Erzbischöfe von Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Eichstädt und Chur; alle deutschen Länder waren gleichsam vertreten. Auch Gebhard von Konstanz, der am meisten für den Sieg der kirchlichen Sache in Deutschland gethan hatte, am besten die Verhältnisse kannte, sollte sich mit einigen anderen Bischöfen und hochgestellten Laien nach Rom begeben.

Man war froh endlich die heillosen kirchlichen Wirren beseitigt zu sehen. Die Stimmung gegen die Wibertisten war sehr erregt; eine wahre Verfolgung begann gegen sie. Die kaiserlichen Bischöfe entsagten aus Furcht theils freiwillig ihrem Amte, theils verbargen sie sich vor ihren Verfolgern; die von Schismatikern ordinirten Priester wurden suspendirt und erst allmählich den reuigen wieder ihre Aemter zurückgegeben; die Leichen der im Ungehorsam gegen Rom verstorbenen Kleriker grub man auf und brachte sie aus den Kirchen. In mehreren

Diöcesen setzte man nach dem Willen des Königs und der päpstlichen Legaten sofort neue Bischöfe ein, wie z. B. für Salzburg, wo die Gregorianer seit Thiemos Tode kein Haupt gehabt hatten, in Konrad einer der entschiedensten Anhänger der neuen Ideen zum Erzbischof ernannt wurde; Konrad stammte aus dem weitverzweigten Geschlecht der Abensberger Grafen und wußte sich durch die Macht seines Hauses bald in Salzburg Geltung zu verschaffen.

Vielleicht erhitzte die Stimmung gegen die Wibertisten noch mehr, daß eben damals die Nachricht einlief, daß die letzten Reste dieser Partei in Rom noch einmal die Erhebung eines Gegenpapstes versucht hatten. Ruhige Tage waren auch Papst Paschalis nicht beschieden. Wie schnell die früheren Gegenpäpste beseitigt waren, der römische Adel in der Campagna und in der Stadt lehnte sich immer von Neuem auf und fand unter der unruhigen und käuflichen Masse der Stadt leicht Anhang. Erst hatte der Papst mit Petrus Colonna zu kämpfen, einem Nachkommen der Grafen von Tusculum, der seine Macht weit um das Albaner Gebirge ausgedehnt hatte und dem er eine Burg nach der anderen abgewinnen mußte, um die Rechte des heiligen Petrus zu sichern. Dann erhoben sich die Corsi und bedrängten die Stadt selbst. Stefano Corso bemächtigte sich der Festung von St. Paul und berannte von hier wiederholt Rom, bis er endlich überwältigt wurde und die Flucht ergriff. Mit ihm hielten die Geschlechter der Normanni, der Baruncii, der Romani und Andere. Sie waren es, die im November 1105 abermals einen Gegenpapst aufzuwerfen unternahmen. Sie hatten sich zu dem Ende mit dem Markgrafen Werner in Verbindung gesetzt, einem schwäbischen Ritter, dem die Marken Ancona und Camerino mit dem Herzogthume Spoleto verliehen waren, der dann 1097 in seine deutsche Heimat zurückgekehrt, nach einigen Jahren aber wieder in den Marken erschienen war und sich hier tapfer trotz aller Ungunst der Zeit behauptete. Werner kam in die Nähe Roms, und im Vertrauen auf ihn erhoben die Unzufriedenen in der Stadt einen gewaltigen Tumult gegen den Papst; sie schalten ihn einen Ketzer und Simonisten. Einen gewissen Erzpriester Maginulf — man wußte nicht, von wo er nach Rom gekommen — einen der lautesten Schreier, erwählten sie am 18. November im Pantheon (St. Maria Rotunda) zum Papst, gaben ihm den Namen Silvester IV., führten ihn sofort nach dem Lateran und weihten ihn dort.

Der verwegene Streich glückte für den Augenblick, da sich der Papst, der Tags zuvor die Kirchweihe in S. Peter vorgenommen hatte, noch mit seinem Hofe in der Leostadt befand und wegen der Treuga Dei — es war ein Sonnabend — alle Anhänger der herrschenden Partei die Waffen abgelegt hatten. Die Verwirrung in Rom war im ersten Moment nicht gering; der Papst selbst flüchtete auf die Tiberinsel. Aber schon am folgenden Tage kehrte der Papst in die Stadt zurück, und der Fremdling, der überdies keine Geldmittel aufzuwenden hatte, mußte den Lateran räumen. Es kam noch zu einigen Raufereien am Forum und an anderen Orten; bald aber suchte Maginulf, von Allen verlassen, das Weite und flüchtete nach Tivoli, wo sich Markgraf Werner aufhielt. Er folgte ihm nach Osimo, wo er im Gnadenbrode desselben noch eine Reihe von Jahren lebte. Der Papst meldete nach wenigen Tagen bereits den Gläubigen in Deutschland, daß er sicher in der Stadt lebe und bei diesem Aufstande Keinen seiner Getreuen verloren habe. „Gottes Majestät schütze Euch in Allem“, schließt der Brief, „und gewähre Euch den Löwen und Drachen glücklich unter die Füße zu treten.“ In der That glaubten die deutschen Fürsten jetzt in Mainz den Löwen und Drachen, welcher die Kirche so lange verfolgt, überwältigt zu haben. Unzweifelhaft waren der Kaiser und seine Anhänger in Deutschland bei der Erhebung Maginulfs unbetheiligt, aber man rächte auch an diesen, was die Gegner der Gregorianer in Rom gesündigt hatten.

Wahrlich! es war ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß sich drei Gegenpäpste nach einander kaum noch wenige Tage aufrecht erhalten konnten, während die Absetzung des Kaisers, an welcher die römische Kirche und die deutschen Fürsten ein Menschenalter gearbeitet hatten, nun endlich, und ohne daß nur ein Schwert aus der Scheide fuhr, durchgesetzt wurde. Freilich auch jetzt würden sie den lange verfolgten Zweck nicht erreicht haben, hätte ihnen nicht der Sohn des Kaisers, der Kaiser der Zukunft, selbst die Hand geboten.

14.

Heinrichs IV. Untergang.

Nachdem der alte Kaiser von den Reichsgeschäften entfernt war, versprachen sich die Fürsten in Deutschland goldene Zeiten. Man werde, glaubte man, fortan Frieden mit dem Papste und einen gefügigen König haben; den Trotz der Ministerialen, der Bürger und Bauern könne man dann ohne Mühe brechen. Daß der Alte, der für immer beseitigt schien, sich noch einmal regen könne, daran dachte von diesen Herren wohl Niemand. Aber sie hatten sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Schon nach wenigen Wochen waren die deutschen Länder in neuer Verwirrung, stand man vor einem neuen Bürgerkriege. Welche Qualen und Foltern man auch gebraucht hatte, um die letzten Kräfte Heinrichs zu brechen, noch lebte er, noch regte sich etwas in ihm von dem alten Geiste, von dem Bewußtsein seines ererbten Rechts, an dessen Vertheidigung er sein ganzes Leben gesetzt hatte. Und auch jetzt noch fehlte es ihm nicht an Anhängern. Als er noch einmal die kaiserliche Gewalt in Anspruch nahm, da waren zwar der Fürsten, die sich ihm anschlossen, nur eine kleine Zahl, aber die Bürger waffneten sich für ihn, und freudig zog mancher Rittersmann seinem alten Kriegsherrn zu.

Wie die Dinge standen, erfuhr die Gesandtschaft, welche von Mainz an den Papst gesandt war. Als sie um die Mitte des Februars bis Trient gelangte und dort übernachtete, wurde sie von den Bürgern der Stadt, an deren Spitze sich ein Graf Adalbert gestellt hatte, überfallen, beraubt und eingekerkert. Die ganze Bürgerschaft war in Aufregung, weil ihr von der kirchlichen Partei ein Bischof gesetzt war, der ihr nicht zusagte; sie und Graf Adalbert behaupteten überdies, daß sie Auftrag vom Kaiser hätten sich der Gesandtschaft zu bemächtigen — ob mit Recht, läßt sich nicht entscheiden. Die Bischöfe wurden mit Ausnahme Ottos von Bamberg, dessen Vassall Graf Adalbert war, übel behandelt, doch setzte der Graf auf die Vermittelung des Bambergers den Erzbischof von Trier und den Grafen Wiprecht sofort unter der Bedingung in Freiheit, daß sie sich wieder dem Kaiser unterwürfen, zu ihm eilten und von ihm Anweisung erbäten, was mit den anderen Gefangenen geschehen solle. Die Bischöfe außer dem Trierer blieben in Haft, wurden

jedoch unerwartet schnell aus derselben befreit. Denn Herzog Welf hörte kaum, was geschehen war, als er mit starker Mannschaft herbeieilte, die Klausen erstürmte, die Tridentiner zwang den ihnen gesetzten Bischof, Gebhard mit Namen, aufzunehmen und die Gefangenen frei zu geben; Graf Adalbert und die aufständischen Bürger mußten barfuß um Verzeihung für ihr Vergehen bitten. Die Bischöfe setzten jedoch den Weg nach Rom nicht weiter fort; allein Gebhard von Konstanz, der eine andere Straße eingeschlagen und bei der großen Gräfin bereitwillige Unterstützung gefunden hatte, gelangte zum Papste. Dieser erließ nach einiger Zeit ein Schreiben an den König, worin er ihm alles Gute verhieß. Er danke Gott, schrieb er, daß der König der Bosheit seines Vaters entschieden entgegengetreten sei; der apostolische Sitz werde ihn mit väterlicher Milde aufnehmen und ihm besondere Liebe erweisen; auch ihm, wenn er nach seinen Versprechungen der römischen Kirche mit voller Hingebung des Herzens denselben Gehorsam leiste, wie frühere Kaiser und Könige, die kaiserlichen Ehren nicht nur erhalten, sondern sogar erhöhen; denn wenn der König auf dem eingeschlagenen richtigen Wege beharre, könnten dem römischen Reiche durch seinen Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl große Vortheile erwachsen; er, der Papst, sei entschlossen nicht nur selbst nach Deutschland zu kommen, sondern auch den größten Gefahren sich auszusetzen; weil aber dies für den Augenblick die Zeit und Umstände nicht erlaubten, sende er dem Könige Boten, um weitere Vereinbarungen zu treffen.

Inzwischen war König Heinrich nach den oberrheinischen Gegenden gezogen. Auch er erfuhr hier, wie wenig die niederen Klassen mit der Aenderung der Dinge einverstanden waren, wie wenig Achtung sie vor der Gewalt hegten, welche er sich mit Hülfe der Fürsten erschlichen hatte. Als er sich zu Ruffach, südlich von Colmar im Elsaß, einem alten Römerorte und damals stark bevölkerten Handelsplatz, aufhielt und sein Gefolge die Einwohnerschaft vielfach belästigte, entstand ein Aufruhr von so gefahrdrohender Art, daß der König entweichen und sogar die Reichsinsignien im Stich lassen mußte. Durch ein Abkommen wurden ihm diese freilich alsbald wieder ausgeliefert, doch ließ der König den Ort schwer seine Rache fühlen. Ruffach wurde in Brand gesteckt und geplündert, seitdem scheint der Ort mehr und mehr verödet zu sein. Die aufständische Gesinnung, welche sich hier kundgab, verbreitete sich weiter über den Elsaß und auch über andere Gegenden am Rhein.

Bei solcher Stimmung in dem Volke war es von größter Wirkung, daß man alsbald sichere Kunde erhielt, der Kaiser sei in Freiheit und nehme die Herrschaft, die man ihm mit Gewalt entrissen, wieder in Anspruch. Tage und Wochen hatte er vergeblich in Ingelheim die Ankunft des Sohns erwartet. Ob er ein Gefangener sei oder nicht, wußte er selbst kaum: seine Lage war so unklar wie möglich. Obwohl er ängstlich bewacht wurde, fanden einige Getreue zu ihm den Weg und warnten ihn in Ingelheim länger zu bleiben; säume er dort, so werde man ihn entweder auf ewig einkerkern oder tödten. Ohne Zögern verließ er darauf wie ein Flüchtling die Burg und bestieg am Rhein ein Schiff, welches ihn nach Köln führte.

Auch hier war die Bürgerschaft auf seiner Seite. Feierlich mit kaiserlichen Ehren wollte sie ihn einholen; in seinem Elend wies er solchen Prunk zurück. Aber öffentlich ergoß er sich nun in Klagen über den Verrath des Sohnes und die Treulosigkeit der Fürsten: und wie hätten diese Klagen nicht den tiefsten Eindruck hervorbringen sollen? Zugleich wandte er sich an den Abt von Cluny, seinen Pathen, theilte ihm seine Leidensgeschichte mit und versicherte ihn, daß er jede Genugthuung, welche der Abt für billig erachte, dem Papste leisten wolle und daß ihm die Herstellung der kirchlichen Einheit ernstlich am Herzen liege. Unzweideutig nahm er die Herrschaft wieder in Anspruch, indem er auf das Bestimmteste erklärte, daß er in Ingelheim nur gezwungen der Regierung entsagt habe. Um der kirchlichen Partei genug zu thun, ließ er, gleich dem Sohne, es jetzt nicht an Werken äußerer Devotion fehlen. In der Winterkälte zog er trotz seiner vorgerückten Jahre barfuß nach Aachen. Von der alten Kaiserstadt und Kaiserpfalz nahm er gleichsam von Neuem Besitz. Hier kam ihm Bischof Otbert entgegen und geleitete ihn nach Lüttich, wo die Bürgerschaft den Kaiser freudig empfing. Von den Bischöfen, welche früher den Gregorianern entgegengetreten waren, hing Otbert fast allein noch der kaiserlichen Sache an. Wenn er auch zu Mainz der allgemeinen Stimmung für den Augenblick nachgegeben hatte, so war er doch der Erste, der handelnd eingriff, als sich eine Möglichkeit, dem Gange der Dinge noch einmal eine andere Wendung zu geben, ihm zeigte. Sich selbst und Alles, was er hatte, stellte er dem Kaiser zu Diensten; alle Hülfsmittel seines Geistes und seiner Stellung bot er auf, um von Neuem eine kaiserliche Partei, zunächst im unteren Lothringen, zu bilden.

Eine nicht geringe Energie entwickelte Otbert, ein Mann von heißem Blute, in diesen Tagen, und seine Bemühungen hatten Erfolg. Er selbst vertrug sich mit Herzog Heinrich, der bisher Lüttich befehdet hatte, und gewann durch erhebliche Opfer diesen unruhigen und ländergierigen Fürsten, der es bisher mit den Aufständischen gehalten, für die kaiserliche Sache. Der Herzog trat nun als Patron des Vaters gegen den Sohn auf; der Graf Gottfried von Namur, ein alter Widersacher des Herzogs, und andere lothringische Herren schlossen sich ihm an. Eine nicht ganz unbedeutende Kriegsmacht stand bald wieder dem Kaiser zu Gebote, und gerade bei Männern, die er früher bekämpft hatte, fand er jetzt bereitwillige Unterstützung.

Auch nach auswärtigem Beistande sah sich der Kaiser um. Mit Graf Robert von Flandern kam er zu Antwerpen zusammen; an König Philipp von Frankreich richtete er ein Schreiben, in welchem er die Treulosigkeit der Fürsten, den Verrat des Sohnes mit den schwärzesten Farben schilderte und Alles, was an ihm, dem Haupte der Christenheit, gesündigt war, als einen Frevel gegen alle Könige darstellte. Wie er hierdurch Frankreichs Hülfe gegen die deutschen Fürsten gewinnen wollte, so habe er, warf man alsbald ihm vor, auch die Waffen Englands, Dänemarks und anderer Nachbarländer gegen das Reich geworben. Ist auch die Thatsache nicht zu erweisen, so ist doch die Absicht kaum zu bezweifeln. Aehnliche Werbungen hatte der Kaiser auch schon früher versucht, und die Noth mußte ihn in der Wahl seiner Bundesgenossen noch weniger bedenklich machen.

Nicht unbekannt blieb dem Könige, was in Lüttich vorging. Es war klar, daß sich im Adel Niederlothringens eine Bewegung vorbereitete, die auch die städtischen Bevölkerungen leicht fortreißen konnte. Wie in Köln, so war in Bonn, Jülich und an anderen Orten die Stimmung der Bürger dem Vater günstig. Unter diesen Umständen faßte der König den Entschluß, der Gefahr gerade entgegen zu gehen, um die Bewegung, wo möglich, noch im Keim zu ersticken. Er erklärte Ostern in Lüttich feiern und dort einen Reichstag halten zu wollen; zugleich verlangte er, daß sich der Vater von dort entfernte. Als dieser sich weigerte, brach er nichtsdestoweniger mit einer bewaffneten Macht, wie sie ihm eben zur Hand war, nach Lothringen auf. Den Palmsonntag (18. März) feierte er zu Köln, wo ihn der Erzbischof aufnahm und sich die Bürger, wie sehr sie ihm auch grollten, doch ruhig ver-

hielten. Zum grünen Donnerstag ging er nach Aachen, indem er eine Schaar von dreihundert Rittern vorausschickte, um die Maasbrücke bei Visé zu besetzen und ihm dadurch die Straße nach Lüttich zu sichern.

Wider des Königs Erwarten kam es an der Maasbrücke zu einem Gefecht. Hier lag Walram, der junge Sohn Herzog Heinrichs, mit lothringischen Rittern, die er großen Theils in einem nahen Gebüsch versteckt hielt. Die Königlichen glaubten sich der Macht, die sich ihnen zeigte, völlig gewachsen, gingen über die Brücke, machten einen Angriff, wurden aber vordringend bis an den Hinterhalt gelockt und von der jetzt hervorbrechenden Uebermacht bewältigt. Viele von ihnen kamen im Handgemenge um, Andere flohen zurück und fanden, da die leichte Brücke unter der andrängenden Menge zusammenbrach, in den Wellen der Maas den Tod. Die Nachricht von diesem Blutbad am grünen Donnerstag und von dem Mißgeschick der Königlichen machte einen tiefen Eindruck; zunächst auf den König selbst, der eiligst Aachen verließ, um das Fest, da ihm der Weg nach Lüttich versperrt war, zu Köln zu feiern. Aber schon hatten sich hier die Bürger gegen ihn erhoben und verwehrten ihm den Einzug. Er eilte nach Bonn, wo er Ostern in kläglicher Weise beging, dann nahm er den Rückweg nach Mainz.

Große Freude hatte während des Festes in Lüttich geherrscht. Bald nach den heiligen Tagen begab sich der Kaiser selbst nach Köln und verweilte dort fast während des ganzen Aprils. Erzbischof Friedrich hielt es für gerathen sich aus der Stadt zu entfernen. Mit Leib und Seele war die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben; eidlich versprach sie ihm ihre Mauern gegen seine Feinde zu vertheidigen; innen und außen richtete sie auf seine Anordnungen Alles für den Fall eines Angriffs ein. Der Kaiser selbst kehrte darauf nach Lüttich zurück, um größere Streitkräfte zu sammeln.

Der junge König sah, die Macht, welche er listig gewonnen hatte, war nicht ohne einen schweren Kampf zu behaupten. Pfingsten (13. Mai) hielt er einen großen Fürstentag zu Worms, wo Herzog Heinrich als Hochverräther seines Herzogthums entkleidet und dasselbe dem Grafen Gottfried von Löwen übertragen wurde; gegen jenen und die anderen Anhänger des Kaisers beschloß man zugleich ein Heer aus allen Theilen des Reichs aufzubieten. Um den 1. Juli sammelten sich die Mannschaften aus dem oberen Deutschland um Würzburg; um dieselbe Zeit brach der König mit den am Rhein gesammelten Schaaren nach Coblenz

auf. Das Heer, etwa zwanzigtausend Mann stark, wandte sich dann zuerst gegen Köln und umschloß die Stadt. Die Bürger wehrten sich außerordentlich tapfer; besonders unterstützten sie kriegsgewandte Söldner, welche ihnen Herzog Heinrich geschickt hatte*). So zog sich die Belagerung zum großen Verdruß des Königs in die Länge.

Der Kaiser, Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Freunde rüsteten indessen in Lüttich. Man mochte sich zu einem Angriff auf das Heer des Königs noch nicht stark genug fühlen: deshalb wartete man die weitere Entwickelung der Dinge ab und suchte inzwischen die öffentliche Meinung zu gewinnen. Vor Allem kam es darauf an, den Glauben zu zerstören, daß der König die Kirche gegen Angriffe seines Vaters vertheidige. Der Kaiser erklärte sich nicht nur öffentlich zur Unterwerfung unter den Papst bereit, sondern rief sogar den apostolischen Stuhl zu seinem Schutze gegen den treulosen Sohn und die abtrünnigen Fürsten auf — ein wohlberechnetes Verfahren, um die Gemüther zu verwirren. So schwach die Hoffnung war, daß sich der Papst zur Absolution bewegen lassen würde, der Kaiser hielt sie fest. Um Nichts unversucht zu lassen, sandte er noch einmal an den Abt von Cluny und bat ihn dringend seinen Frieden mit dem Papste zu vermitteln: in Alles werde er sich fügen, was der Abt und andere fromme Männer, die sich dieser Sache annähmen, für nöthig erachteten.

Auch die Bahn der Verhandlungen wurde nochmals betreten. Während das königliche Heer vor Köln lag, erschien eine Gesandtschaft des Kaisers von Lüttich und überbrachte Briefe an den König und die Fürsten. Ein besonderes merkwürdiges Schriftstück ist der Brief an den König. Nachdem der Vater seinem Sohne vorgehalten, wie er ihm sein Wort verpfändet ihn nach Mainz vor die Fürsten zu führen und erforderlichen Falls sicher zurückzugeleiten, wie er darauf dieses Wort gebrochen, ihn zu Bingen der Freiheit beraubt und in die Hand seiner schlimmsten Feinde gegeben, die ihn fast bis zu Tode gepeinigt, — nachdem er dem Sohne dann vor die Seele geführt, wie er schon vor der Gefangenschaft ihm die Bisthümer, die königlichen Ehren, die königlichen Güter und Dienstmannen entzogen, wie er in der Gefangenschaft ihm die Reichsinsignien mit roher Gewalt abgepreßt, auch in der Folge ihn

*) Sie werden Gelduni genannt; wohl weil sie zum Theil aus Geldern stammten. So hießen später ähnliche Söldnerschaaren Brabanzonen.

immer und überall zu verfolgen nicht aufgehört habe, um ihn entweder zu verderben oder aus dem Reiche zu verjagen, fährt er mit folgenden Worten fort: „Wir können nicht begreifen, aus welchem Grunde und aus welcher Veranlassung Du so hartnäckig bei solchem Verhalten beharrst, da der Papst und die römische Kirche Dir keinen Vorwand mehr bieten. Denn wie wir dem Papste und der römischen Kirche vor Deinen Augen uns zu unterwerfen erbötig waren, so sind wir auch jetzt und für alle Folge ihnen jeden gebührenden Gehorsam und jede schuldige Achtung zu erweisen bereit und haben uns nach dem Rath der Fürsten, des Abts von Cluny, unseres Pathen, und anderer frommer Männer über die Zukunft der Kirche und die Rechte des Reichs eine Vereinbarung zu treffen entschlossen. Wir fordern also bei dem Wohl des Reichs und Deinem eigenen Heil, bei dem Deinem Vater schuldigen Gehorsam und bei der Achtung, welche Du dem Papst und der römischen Kirche schuldest, Dich hiermit auf, daß Du uns für die erlittene Unbill und die gewaltthätigen und ungerechten Beraubungen Genugthuung leistest. Ingleichen verlangen wir, daß Du die Verfolgungen gegen uns und die Unsrigen, zu denen Du keinen gerechten Grund hast, einstellest, vielmehr uns still und friedlich leben lässest, damit wir unbeschädigt und in Ruhe die erwähnte Vereinbarung treffen können. Bedenke und erwäge wohl, daß Gott ein gerechter Richter ist; ihm haben wir unsere Sache anheimgestellt, und seine Gerichte sind ein tiefer Abgrund. Wie sehr Du Dich auch wegen unserer Bedrängniß und unseres Mißgeschicks brüsten, wie sehr Du Dich über unsere Niedrigkeit erhaben fühlen mögest, vielleicht hat Gott von seinem heiligen Sitze nach seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zwischen Dir und mir schon anders entschieden, als Du denkst. Vermag keine Vorstellung, keine Scheu vor dem Vater, keine Vermittelung von Dir ein gerechtes Verfahren gegen uns und Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken, so rufen wir den römischen Papst und die römische Kirche zu unserem Schutze auf.“

Das Schreiben des Kaisers an die Fürsten beginnt mit dem feierlichsten Protest: „Wir erheben unsere Klagen vor dem allmächtigen Gott, vor der Jungfrau Maria, vor dem heiligen Apostelfürsten Petrus, unserem Patron, und vor Euch Allen, ihr Fürsten, daß wir im Vertrauen auf ein Wort, an welchem uns kein Zweifel erlaubt war, ungerecht, unmenschlich und grausam behandelt und der Rechte des Reichs, unserer Güter und alles unseres Besitzes gegen göttliches und mensch-

liches Recht zur Schmach und zum Schimpf des Reichs beraubt sind, so daß uns Nichts als das nackte Leben belassen ist." „Als das", so fährt der Kaiser fort, „fast vor Euer aller Augen geschah, schien zwar ein großer Theil von Euch sich darüber tief zu bekümmern, aber Euer Kummer konnte leider nicht wehren, daß sich der Haß unserer Feinde an uns sättigte. Und weil unser Sohn trotz seiner gegebenen Versprechungen sich uns gefangen zu setzen und fast zu Tode zu martern nicht scheute, deshalb wagen wir uns jetzt nicht abermals ihm anzuvertrauen, damit er nicht neue Unbill und Schmach, wie früher, mit frevelhafter Willkür über uns bringe; dagegen bitten wir Euch auf das Dringendste, daß Ihr um Gottes, um des Reiches und um Eurer Ehre willen nun allen Fleiß anwendet, damit wir für jenes Unrecht, welches wir vor Euch erlitten, durch Euch Genugthuung erlangen. Wir unsererseits sind gern erbötig nach Eurer und anderer gottesfürchtiger und unparteiischer Männer Entscheidung sowohl unseren Sohn, wenn wir ihn gekränkt haben, wie jeden Anderen im Reiche, den wir verletzt haben sollten, nach Gebühr zu entschädigen." Auch in diesem Schreiben erklärt sich der Kaiser dann bereit sich dem Papst zu unterwerfen und über die Zukunft des Reichs und der Kirche nach dem Willen der Fürsten eine Vereinbarung zu treffen, nur sollten die Fürsten vor dem Sohne ihm Ruhe schaffen, damit er seine friedlichen Absichten durchführen könne; weigere der König sich die Waffen ruhen zu lassen, so fordere er, der Kaiser, bei dem der römischen Kirche schuldigen Gehorsam und dem Wohl des Reichs die Fürsten auf, den Sohn nicht ferner zu unterstützen, weil dann offenbar sei, daß derselbe nicht aus Eifer für das göttliche Gesetz und aus Liebe zur römischen Kirche, sondern lediglich aus Herrschsucht dies Alles begonnen habe. Abermals schließt das Schreiben mit der Appellation an den Papst und die römische Kirche.

Beide Briefe ließ der König vor den Fürsten verlesen und beschloß dann mit ihnen eine Antwort. Als diese abgefaßt war, wurde sie von dem Erzbischof von Magdeburg öffentlich vorgelesen, genehmigt und dann durch zwei Priester und mehrere Mönche nach Lüttich gesandt. Es genügt den wesentlichen Inhalt derselben mitzutheilen. Nach etwa vierzigjähriger Spaltung der Kirche, welche das Reich in eine Einöde verwandelt und zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht, ja fast zu dem Heidenthum zurückgeführt habe, heißt es, hätten sie, die Fürsten des Reichs, einmüthig die Herstellung der kirchlichen Einheit beschlossen,

deshalb das unverbesserliche Haupt des Schismas entsetzt und sich einen zwar von dem herrschenden Stamme entsprossenen, doch rechtgläubigen König erwählt; scheinbar freiwillig habe der Kaiser selbst eingewilligt, die Regalien ausgeliefert, die Sorge für den Sohn und das Reich ihnen unter Thränen an das Herz gelegt, selbst allem Glanz der Herrschaft zu entsagen und nur für seine Seele zu sorgen versprochen. Nun aber, erklärten die Fürsten weiter, kehre der Kaiser wieder zu den gewohnten Listen zurück und verbreite aller Orten die Klage, daß ihm Gewalt angethan sei, rufe fremde Völker gegen das Reich in die Waffen und verlange Genugthuung für das ihm angeblich angethane Unrecht, wobei er sich der Entscheidung der Fürsten unterwerfen wolle; in Wahrheit bezwecke er damit nur das Heer Gottes und Christi auseinander zu sprengen und zu entwaffnen, um dann die Kirche aufs Neue in Verwirrung zu stürzen. Damit ihm aber kein Anlaß zu gerechter Klage bleibe, forderten die Fürsten mit dem Könige den Kaiser schließlich auf, indem sie ihm jede Sicherheit zu gewähren sich erboten, daß er sofort vor dem gesammten Adel und dem ganzen Volke an einem Orte seiner Wahl sich stelle, selbst dort seine Sache führe und nach ihrem Spruch Genugthuung zu geben und zu empfangen sich verpflichte; alle Veranlassungen des Streits von Anfang des Schismas sollten dann, gleich als ob keine Entscheidung je früher getroffen sei, noch einmal gründlich untersucht und nach dem Ergebniß über Sohn und Vater ein endgültiges Urtheil gesprochen werden, auf daß der unsichere Zustand der Kirche und des Reichs unverzüglich beseitigt, nicht aber Alles wieder in gewohnter Weise auf das Unbestimmte hinausgeschoben werde.

Die Gesandten der Fürsten fanden zu Lüttich nicht die beste Aufnahme; freilich war es kaum anders möglich, da sie den Kaiser und seine Anhänger als gebannte Ketzer behandelten und ihren Umgang mieden. Ohne Geleit, fast wie Flüchtlinge, kehrten sie nach Köln zurück. Die Antwort, welche sie zurückbrachten, lautete wenig beruhigend: der Kaiser verlangte sofortige Auflösung des feindlichen Heeres, später sollten die schwebenden Streitfragen auf einem Reichstage entschieden werden. Die früheren Forderungen wurden nur wiederholt und zum zweiten Male Appellation an den Papst und die römische Kirche eingelegt. Zugleich hörte man im Lager des Königs, daß sich zu Lüttich bereits ein großes Heer zu sammeln beginne. Die Besorgnisse steigerten sich, zumal die Belagerung von Köln nicht den erwünschten Erfolg hatte.

Mehrere Stürme auf die Stadt scheiterten. Die Städter beherrschten den Fluß und sperrten den Königlichen die Lebensmittel ab. Der Mangel an guter Nahrung und die Julihitze erzeugten Krankheiten im Lager; die Lage des Heeres war gegen Ende des Monats Juli unerträglich. So beschloß der König, der überdies einen Ueberfall vor der Stadt besorgte, endlich abzuziehen, um sich unmittelbar gegen seinen Vater zu wenden.

Nach einer Belagerung von mehr als drei Wochen wurde Köln von den Feinden frei; der König wandte sich mit seinem Heere nach Aachen. Hier fand Graf Dietrich von Katlenburg, welcher den ersten Anlaß zu diesen Wirren gegeben hatte, den Tod; von der Lagerkrankheit vor Köln ergriffen, war er mühsam noch bis Aachen dem Heere gefolgt. Ein offener Kampf, welchen der Sohn bisher noch immer gegen den Vater gemieden hatte, schien jetzt unvermeidlich. Doch noch einmal suchte man ihm zu entgehen und schickte eine neue Gesandtschaft an den Kaiser ab. Man ließ ihm die Wahl, ob er zu abschließenden Verhandlungen in der früher bezeichneten Weise sich binnen acht Tagen in Aachen stellen oder sein Heil dem Schwerte anvertrauen wolle. Die Gesandten kehrten nicht sogleich zurück, und man erwartete demnach den Ausbruch des Kampfs. Endlich erschienen sie und brachten eine schriftliche Antwort.

Der Kaiser schrieb an die Fürsten: „Wir haben von unserem Sohn verlangt und von Euch inständig erbeten, daß nach Entlassung des Heers zu einer Zusammenkunft Anstalt getroffen werde, damit über die uns angethane Unbill und einen dem Wohle des Reichs dienlichen Friedensschluß in geziemender Weise Bestimmung getroffen würde. Euch hat uns zu antworten beliebt, was zu noch schwererer Klage, als die frühere, uns berechtigt, daß Ihr nach Aufhebung der Belagerung von Köln mit Heeresmacht über uns und unsere Getreuen zu kommen gesonnen seid, indem Ihr dabei nur zum Schein noch Verhandlungen in Aussicht stellt und uns zu denselben eine Frist von acht Tagen gewährt, obwohl ein so kurzer Termin, wie ihr wohl wißt, niemals bei einem Manne von einiger Bedeutung in einer geringfügigen Sache, geschweige denn in einer so wichtigen Angelegenheit für genügend erachtet ist und dies dem göttlichen und menschlichen Recht, wie allem Herkommen widerstreitet. Denn es müßte uns mindestens eine solche Frist zugestanden werden, binnen welcher wir die Erzbischöfe von Mainz, Trier und

Bremen, die Bischöfe von Freising, Augsburg, Chur und Basel, die Herzoge Magnus und Theoderich, den Böhmenherzog, den Grafen von Flandern, den Grafen Wilhelm von Burgund und Andere, deren Mitwirkung durchaus nothwendig ist, einberufen könnten. Deshalb, wie früher, verlangen und erbitten wir jetzt abermals, daß Ihr um Gottes und Eurer Seele willen und wegen unserer Appellation an Papst Paschalis und an die römische Kirche, wie wegen der Wohlfahrt des Reichs unseren Sohn bestimmt, daß er sein Heer entlasse, uns zu verfolgen aufhöre und Anstalt getroffen werde, wie wir sicher und gefahrlos mit den Fürsten zusammenkommen können, um über die uns angethanen Kränkungen und den Frieden des Reichs in aller Ruhe zu verhandeln. Will unser Sohn von seinen Verfolgungen nicht ablassen, so haben wir zu unserem Schutz bereits angerufen und rufen immer von Neuem an Gott, die heilige Maria, den heiligen Petrus, unseren Patron, und alle Heiligen, wie alle Christenseelen und ganz besonders Euch, indem wir Euch in aller Unterwürfigkeit beschwören ihm nicht ferner bei solchem Unrecht hülfreich zu sein. Damit er aber von seinen Verfolgungen und Ihr von seiner Unterstützung absteht, haben wir uns berufen und berufen uns jetzt zum dritten Mal auf den Papst Paschalis und die allgemeine römische Kirche. Schützt uns dies Alles nicht gegen die Verfolgungen, so stellen wir uns und unsere Sache dem allmächtigen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, der Jungfrau Maria, den Aposteln Petrus und Paulus, dem heiligen Lambert und allen Heiligen anheim, auf daß das göttliche Erbarmen und die Fürbitte aller Heiligen unsere Niedrigkeit ansehen und uns gegen so große und so frevelhafte Gewaltthat schützen wolle. Amen."

Diese Sprache ist deutlich genug: Entlassung des feindlichen Heeres oder ein Gottesurtheil verlangte der Kaiser. Ein Gottesurtheil erfolgte, aber in anderer Weise, als er, seine Anhänger und seine Widersacher es erwartet hatten. Kaum waren die Gesandten in das Lager des Königs zurückgekehrt, so lief dort die Nachricht ein, daß der Kaiser zu Lüttich gestorben sei. Nur wenige Tage war er krank gewesen, doch hatte er selbst bald den Anhauch des Todes verspürt. Ruhig ging er ihm entgegen, beichtete reuig seine Sünden und nahm im Glauben das Sacrament. Sterbend sandte er Boten des Friedens an den Papst und seinen Sohn ab; dem Letzteren überschickte er sein Schwert und seinen Ring. Er bat den Sohn milde gegen die Männer zu verfahren, welche

dem Vater noch in der letzten Noth hülfreiche Hand geleistet hätten. Des Kaisers letzter Wunsch war, an der Seite seiner Vorfahren in dem Speierer Dom, welchen er nach dem Plane des Großvaters in der großartigsten Weise vollendet hatte, die Ruhestätte zu finden. So endete er nach christlicher Vorbereitung zum Tode und jüngsten Gericht, sanft hinüberschlummernd in die andere Welt, am Dienstag den 7. August des Jahrs 1106. Er stand nahe dem sechsundfünfzigsten Lebensjahre, und fast fünfzig Jahre waren es, seit das Regiment nach dem Tode des Vaters an seinen Namen geknüpft war.

Ein ruhiges Ende war Heinrich nach dem unruhvollsten Leben beschieden. Wenn auch im Bann, doch versöhnt in seinem Herzen mit Gott und den Menschen, ging er, dessen Namen seit einem halben Jahrhundert Streit über Streit erweckt hatte, friedlich aus dieser Welt des Kampfes. Sein Todestag war der Wochen- und Jahrestag der Schlacht bei Melrichstadt. Gerade achtundzwanzig Jahre zuvor an einem Dienstag, den er als Tag des Mars sich zum Streite am liebsten wählte, hatte er König Rudolf in die Flucht geschlagen; nun hatte ihn selbst eine höhere Macht überwunden. Man gedachte jenes Siegs und hatte wohl Grund das Glück desselben geringer anzuschlagen, als die Ruhe dieses Sterbebettes. Wie oft sind die stillsten Triumphe am köstlichsten! Niemand mag sich Heinrichs Leben wünschen, Jeder sein Ende.

Kein Sohn soll nach dem Todestage des Vaters trachten oder sich dessen freuen. Und doch kann man es Heinrichs Sohn kaum verargen, wenn ihn die große Botschaft, die von Lüttich kam, mit Befriedigung erfüllte. Wie viel galt es, daß er die Waffen nicht gegen den Vater zu brauchen, ihm nicht im Kampfgewühl zu begegnen hatte, daß der Mund verstummt war, der die furchtbarsten Anklagen gegen ihn zu erheben nur allzu berechtigt war! Kaum traute der König dem unverhofften Glück, bis der kaiserliche Kämmerer Erkenbold und Bischof Burchard von Münster ihm Schwert und Ring mit den letzten Aufträgen des Vaters überbrachten. Wir hören nicht, daß ihm eine Thräne entfallen sei.

Namenlose Freude herrschte in und um Aachen. „Nicht lauter", sagt ein Zeitgenosse, „pries Israel bei Pharaos Untergang den Herrn, und nicht stürmischer jubelte Rom bei dem Triumphgepränge seiner Kaiser." Der traurige Streit zwischen Vater und Sohn war beendet, der kirchliche Zwiespalt gehoben; Aussichten eröffneten sich auf neuen

Grundlagen das Reich der deutschen Nation herzustellen; der Friede zwischen Reich und Kirche schien endlich mehr als ein frommer Wunsch. Endlose Verwickelungen lösten sich nach menschlichem Ermessen jetzt wie von selbst, nachdem Gottes Hand in die Wirren der Welt eingegriffen hatte. So lacht das Blau des Himmels, wenn die Sonne plötzlich die finsteren Wolken durchbricht, wie die Friedenshoffnung damals tausend und abertausend Herzen erquickte.

Anders war die Stimmung in Lüttich, wo die Leiche des Kaisers lag. Aufrichtig trauerten die Bürger, laut jammerten die Armen und Hülflosen; denn sie hatten einen freigebigen und hülfreichen Herrn in dem Kaiser verloren. Voll Unruhe sahen Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Genossen der Zukunft entgegen, da der Stern erloschen war, nach welchem sie ihre Blicke gerichtet hatten. Wohl dachten sie an ihren Frieden mit dem König, aber sie wußten nicht, wie theuer sie ihn zu erkaufen hätten, welchen Werth der Sohn auf die letzte Bitte des Vaters legen würde.

Die nächste Sorge richtete sich auf die Bestattung der Kaiserleiche. Bischof Otbert ließ sie vorläufig, bis der König Bestimmung getroffen habe, vor dem Marienaltar im Lütticher Dom beisetzen. Als in Aachen bekannt wurde, daß die Gebeine des Ketzers an geweihter Stelle ruhten, erhob sich sofort unter den Bischöfen um den König ein gewaltiger Sturm. Erzbischof Heinrich von Magdeburg sprach in apostolischer Vollmacht das Interdict über den entweihten Dom aus; die Bischöfe beschlossen, daß Otbert und seine Genossen nicht eher in den Schooß der Kirche aufzunehmen seien, bis die Leiche wieder ausgegraben sei. Dem König, welcher die Gebeine des Vaters nach Speier zu bringen wünschte, rieth man Boten nach Rom zu senden, um für den Todten wo möglich die Lösung vom Banne zu erwirken; setze er vor erfolgter Absolution die Leiche in den Kaisergräbern bei, so laufe er Gefahr, den Fluch der Kirche auf sein eigenes Haupt zu laden. Der König wagte nicht offen den Bischöfen entgegenzutreten.

Unerwartet schnell unterwarfen sich Otbert und seine nächsten Freunde. Alle erhielten Verzeihung und Absolution, Otbert aber mußte sich die Leiche aus dem Dome zu schaffen verpflichten. Am 15. August wurde sie ausgegraben, in aller Stille nach einer ungeweihten Kapelle auf dem Corneliusberg, jetzt Cornillon, einer kleinen Anhöhe auf dem rechten Ufer der Maas etwa eine halbe Meile von Lüttich, geschafft und dort

ohne Sang und Klang eingescharrt. Kein Seelenamt, keine Todtengesänge ertönten über dem Kaisergrabe; nur ein fremder Mönch, der von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückkehrte und einige Zeit in jener Gegend verweilte, sang Tag und Nacht in der einsamen Kapelle die Sterbepsalmen. Nur neun Tage blieb dort die Leiche, dann wurde sie abermals ausgegraben. Der König hatte Gesandte nach Lüttich geschickt und verlangte die Auslieferung. Unter gewaltigem Zulauf des Volks wurden die Gebeine nun in die Stadt zurückgebracht. Trotz des Widerstrebens der Domherren zog das Volk mit dem Sarg in den Dom und ließ dort durch um Lohn gedungene arme Kleriker Vigilien halten. Die Menge drängte sich um den Sarg, um ihn zu berühren, und glaubte dadurch einen besonderen Segen zu empfangen. Man legte Saatkörner auf denselben, weil man wähnte, daß sie so eine außergewöhnlich fruchtbringende Kraft gewinnen würden. Die Erde, in welcher der Kaiser geruht hatte, grub man aus und streute sie über die Aecker. Heinrichs Gebeine achteten die Lütticher jetzt wie die Reliquien eines Heiligen und wollten sie nicht wieder aus ihrer Stadt lassen; der Verlust derselben, meinten sie, beraube sie ihres Wohlstands und Glücks. Nur mit Mühe konnten die Gesandten den Auftrag des Königs erfüllen.

Sobald der König die Leiche des Vaters in seiner Gewalt hatte, ließ er sie in einem steinernen Sarge nach Speier führen; Erkenbold, der treue Kämmerer des Verstorbenen, übernahm das Geleit. Als der Trauerzug am 3. September nach Speier kam, zogen ihm die Geistlichkeit und das Volk in feierlicher Procession entgegen. Mit großen Feierlichkeiten brachte man die Leiche in den Dom und bestattete sie neben den Gräbern des Vaters und Großvaters. Wider den Willen Bischof Gebhards war dies geschehen, und wie er den Lebenden verfolgt hatte, störte er jetzt noch einmal die Ruhe des Todten. Den entweihten Dom belegte er mit dem Interdict und brachte es dadurch dahin, daß abermals das Grab aufgerissen und der Sarg in die ungeweihte Kapelle der heiligen Afra zur Seite des Doms gestellt wurde. Die Bürger verwünschten den Bischof, denn sie hatten den Kaiser geliebt, welcher stets die Speierer hoch gehalten, — aber was konnten sie erreichen, wo selbst der König nachgeben mußte? Denn inzwischen war auf die Anfrage desselben in Rom der Bescheid des Papstes eingegangen, daß die Ehrfurcht vor den heiligen Märtyrern, die unter Androhung göttlicher Strafen die Entfernung der Leichen gottloser Personen

aus den ihnen geweihten Kirchen verlangten, die Bestattung des Gebannten im Dome verbiete.

Fast fünf Jahre stand die Kaiserleiche unter dem Fluche der Kirche in der ungeweihten Kapelle, doch das Volk besuchte gern die Stelle, wohin der Haß des Papstes und des Bischofs den todten Kaiser verbannt hatte. Endlich kamen andere Tage. Der König zwang dem Papst das Investiturrecht ab, um welches der Vater so lange gestritten, und nöthigte Rom den Fluch von dessen Asche zu nehmen. Da wurde am 7. August 1111 — am Todestage des Kaisers — der Sarg abermals in den Dom und die Kaisergruft gebracht, und jetzt geschah es mit allen kirchlichen Ehren und unerhörter Pracht. Die Gegenwart des Sohnes, der bereits die Kaiserkrone empfangen hatte, und vieler Fürsten erhöhte den Glanz einer Feierlichkeit, die in ihrer Art einzig dastand; sie war die Verherrlichung eines Fürsten im Tode, auf dessen Haupt im Leben Schmach auf Schmach gehäuft war, und nicht zum geringsten Theil von denen, die nun sein Andenken ehrten.

Einige Tage nach dieser Feier befreite Heinrich V. die Bürger von Speier von dem Butheil, d. h. dem Erbtheil, welches die Herren an der Verlassenschaft ihrer Hörigen bei einer Ehe mit Fremden beanspruchen konnten. Da eine große Zahl der Speierer noch unfreie Leute waren, lastete diese Abgabe schwer auf Vielen und hemmte die Entwickelung des städtischen Lebens. So wichtig war das Privilegium, daß es der Kaiser mit goldenen Buchstaben an dem Haupteingange des Doms eingraben ließ. Auch der beschwerlichsten Herrendienste und der lästigsten Abgaben an den Bischof wurden die Speierer entledigt, wichtige Zollfreiheiten ihnen eingeräumt, sie von jedem Gericht außer der Stadt eximirt. Dies Alles gewährte ihnen Heinrich gegen die Verpflichtung, daß sie alljährlich insgesammt am Todestage des Vaters feierlich mit brennenden Kerzen zur Seelenmesse zögen und jedes Haus ein Brod als Almosen spendete. Die Lütticher hatten Recht, wenn sie segensreiche Wirkungen und eine fruchtbringende Kraft der Asche des Gebannten beigemessen und sie deshalb zu bewahren verlangt hatten; die Wunder der kaiserlichen Reliquien nährten nun nicht sie, sondern die Bürgerschaft und die Armuth in Speier.

Gern hätte der König den Wunsch, welchen der sterbende Vater für sein Begräbniß ausgesprochen hatte, sogleich erfüllt, doch war es ihm erst nach Jahren verstattet. Leichter wäre ihm gewesen die letzte

Bitte des Vaters für seine Freunde zu gewähren, doch gerade hierin zeigte er sich weniger willig. Nahm er auch Otbert und die wenigen Bischöfe, die mit ihm hielten, um jedes Andenken an die Kirchenspaltung zu beseitigen, sofort zu Gnaden an, so mußten die Kölner Bürger doch noch einmal vor seinem Zorne zittern. Schwere Rache drohte er ihnen für die Verluste, welche er vor ihren Mauern erlitten, sammelte ein großes Heer aus den rheinischen Gegenden und zwang die Städte am Fluß, ihm Schiffe zur Belagerung Kölns zu stellen. Ringsum sahen sich die Kölner alsbald eingeschlossen, und nirgends zeigte sich ihnen eine Aussicht auf Rettung. In der Verzweiflung erboten sie sich unter Vermittelung des Herzogs Berthold von Zähringen dem Könige eine Buße von 5000 Mark Silber zu zahlen, wenn er ihrer schonte. Lange schwankte er, gab aber endlich nach und löste sein Heer auf.

Herzog Heinrich, der sich nur dann zur Unterwerfung bereit erklärt hatte, wenn ihm sein Herzogthum zurückgegeben würde, versuchte nach Abweisung seiner Forderung das Glück der Waffen gegen den König, aber er wurde sofort überwältigt, fiel selbst in die Hände seiner Feinde, und der König übergab ihn zur Bewachung dem Bischof Udo von Hildesheim. Durch einen glücklichen Zufall entkam der Gefangene der Haft und warf sich noch einmal in den Kampf. Aachen, wo er die Einwohner für sich gewonnen hatte, nahm ihn auf; mehrere Grafen und angesehene Herren Lothringens schlossen sich ihm an. Dennoch waren alle seine Anstrengungen vergeblich. Herzog Gottfried rüstete gegen ihn ein stattliches Heer, stürmte Aachen und behandelte die Einwohner mit schreckbarer Strenge. Die tüchtigsten Anhänger Heinrichs fielen in Gottfrieds Hände, der sie durch Ertheilung von Lehen für sich gewann; nur mit Noth entrannen er selbst und seine Söhne ihrem Widersacher. Da gaben sie selbst ihre Sache verloren. Sie unterwarfen sich dem König, der ihnen die Grafschaft Limburg und ihre anderen Besitzungen belieߧ; das Herzogthum blieb Gottfried von Löwen. So waren in Lothringen, während der König im October aus den rheinischen Gegenden zunächst nach Sachsen, dann nach Baiern gegangen war und in Regensburg das Weihnachtsfest mit großem Glanze gefeiert hatte, seine letzten Widersacher bezwungen worden. Er war, wonach er so lange gestrebt hatte, unbestrittener Herr des Reichs. In eine günstigere Stellung, als jemals sein Vater gehabt, trat er ein. Viel war ihm freilich zu vergeben, aber viel konnte ihm auch nachgesehen werden, wenn ihm die königliche

Autorität dauernd in den deutschen Ländern zu sichern und einen Frieden mit Rom zu gewinnen gelang, bei welchem die Herrschaft der deutschen Nation und die Stellung des Kaiserthums unangetastet blieb. Das war seine Lebensaufgabe, wie er selbst sie erkannte.

Der Name Heinrichs IV. gehört, den Wirren der Zeit enthoben, nun der Geschichte an. Tausendfach hat sie ihn genannt und wird immer von Neuem von seiner unglücklichen Regierung berichten. Selten war einem gekrönten Haupte ein halbes Jahrhundert zum Regiment beschieden, und nie wohl ist ein so langes Regiment in gleicher Weise eine ununterbrochene Kette von Gefahren, Kämpfen und Demüthigungen gewesen; die Kraft des Erzählers ermüdet, wenn er dieses endlose Anringen eines Sterblichen gegen unüberwindliche Mächte darzustellen hat. Die Aufgabe der Geschichte ist nicht Heinrichs Vertheidigung zu führen, noch weniger den Bann abermals in die Gruft von Speier zu schleudern: sie hat nur einem Manne, der tief in die Geschicke des Abendlandes eingriff, nach seinen Absichten und seinen Thaten gerecht zu werden.

Nicht gewöhnliche Gaben vereinigten sich in diesem Kaiser. Die Natur hatte ihm eine hohe Gestalt, schöne Gesichtszüge, ein flammendes Auge verliehen. Leicht gewann er durch ungesuchte Freundlichkeit die Gunst der Masse, aber mit Schrecken erfüllte die Hoheit seiner Erscheinung seine mächtigen Feinde. Vielen konnte er Vieles sein. Nichts entging seinem scharfen Blicke und seinem lebhaften Geiste; mit bewunderungswürdiger Sicherheit traf er bei schwierigen Rechtsfällen den entscheidenden Punkt. Das Leben ließ ihm wenig Zeit, die stillen Künste des Friedens zu üben, doch umgab er sich gern mit Klerikern von ausgezeichneten Geistesgaben und erfreute sich an ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Er war mitleidig und freigebig, besonders gegen die Geistlichkeit und die Armen; vor Allem zu Speier wußte man es zu rühmen und hat dort noch lange des mitleidigen Kaisers gedacht. So mißtrauisch sein Gemüth, so leidenschaftlich sein Charakter war, verzieh er doch leicht, zu leicht seinen Widersachern, wenn sie seine Gnade anriefen; selbst Meuchelmörder, die gegen ihn gedungen waren, ließ er straflos von dannen ziehen. Eine durch und durch hochstrebende Natur, hätte er in anderen Zeiten ein Hort für die Nation sein können.

Heinrichs durchdringenden Verstand, seine rastlose Thätigkeit haben selbst seine erbittertsten Feinde anerkannt; sie wußten am besten, wie

schwer ihm ein nachhaltiger Erfolg abzuringen war. So lange er ein Heer hinter sich hatte, überließ er gern seine Sache der Waffenentscheidung. Nie ist er selbst vom Kampfe zurückgeblieben; meist sah man ihn mitten im Schlachtgetümmel. Im Siege war er dem Feinde furchtbar; aus jeder Niederlage raffte er sich schnell empor. Aber nicht selten faßte er im Mißgeschick übereilte Entschlüsse und räumte im Augenblick verzagt den Platz seinen Gegnern, wo ihn ein Mann ruhigeren Sinns noch zu behaupten versucht hätte. Sein letztes Ziel ließ er niemals aus dem Auge, niemals ruhte er einen anderen Weg zu demselben zu suchen, wenn ihm der eine versperrt war.

Das Ziel, wohin Heinrich strebte, liegt offen vor. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm vom Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohne dereinst zu überliefern: darauf allein waren seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht und nach Kräften geübt, namentlich Rom und den deutschen Fürsten gegenüber. Eine vollständige Restauration des alten Kaiserthums in seiner ganzen Machtfülle trotz der Verbreitung der neuen kirchlichen Ideen, trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins der fürstlichen Herren sah er als die Aufgabe seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte; die neuen Mächte waren kräftiger, als die Erinnerungen der alten Zeit.

Vielleicht hätte Heinrich sein Ziel erreicht, wenn er die niederen Klassen in Deutschland — Kaufleute, Handwerker und Bauern — als bewaffnete Opposition gegen das Fürstenthum um sich geschaart, wenn er zugleich den deutschen Klerus zu einem entschlossenen Widerstand gegen die romanische Reform des Papstthums vereinigt hätte. Die Möglichkeit, dem Kaiserthum so ganz neue Grundlagen seiner Macht zu geben, tritt aus vielen Erscheinungen der Zeit hervor. Mehr als einmal haben die Städter und Bauern dem Kaiser Hülfe angeboten und gewährt; mehr als einmal hat die deutsche Geistlichkeit bei ihm Schutz gegen die Uebermacht Roms gesucht und ihm die Hand gereicht. Zeitweise scheinen auch wirklich Gedanken an eine innige Verbindung des Kaiserthums mit den Interessen des deutschen Klerus und der niederen Volksklassen zum Kampfe gegen Roms Herrschaft und die ihm verbündeten fürstlichen Gewalten im Reiche

den Kaiser beschäftigt zu haben, rechte Gestalt aber haben sie niemals gewonnen. Mit den Bischöfen der Lombardei Rom zu bekämpfen, das deutsche Fürstenthum durch Spaltung zu schwächen — das waren schließlich doch meist die Mittel, zu denen Heinrich zurückgriff, um die kaiserliche Macht herzustellen. Mit diesen schwächlichen Mitteln einer Epoche, die sich überlebt hatte, suchte er sich, seinem Hause und seinem Volke die höchste Gewalt zu sichern. Aber die Welt beherrscht in erregten Epochen nur, wer die Geister auf neue Bahnen fortreißt. Die schöpferische Kraft dazu fehlte Heinrich, und deshalb hat er, so mannhaft seine Anstrengungen waren, doch zuletzt nicht den Sieg gewonnen.

Allerdings hat es Heinrich neben tiefen Demüthigungen auch an großen Erfolgen nicht gefehlt. Das Glück der Waffen gab ihm wiederholentlich eine so außerordentliche Macht in die Hände, daß er seinem Ziele nicht fern schien. Doch es war nur ein trügerischer Schein; dauernd ließ sich die gewonnene Gewalt nicht erhalten. Die Summe des dreißigjährigen Kampfs gegen Rom und die deutschen Fürsten blieb für ihn der Verlust Italiens, die Befestigung des Gregorianischen Papstthums, die Erhebung des deutschen Fürstenthums zu selbständiger Gewalt neben oder vielmehr über dem Kaiserthum. Die Regierung Heinrichs IV. bildet gleichsam die Kehrseite zu den Erfolgen und dem glanzvollen Regimente Ottos des Großen.

Man ist nicht müde geworden, alles Mißgeschick Heinrichs als eine Folge persönlicher Verschuldung zu bezeichnen. Bald sollte es die göttliche Strafe unnatürlicher Lüste sein, welche die kirchliche Partei ihm nachzusagen liebte, aber niemals erweisen konnte. Bald sah man es als die gerechte Vergeltung für seine frevelhaften Angriffe auf die römische Kirche an. Aber war Heinrich nicht viel mehr der angegriffene Theil, als der angreifende? Und war es Frevel, wenn er sein Reich und sein Leben vertheidigte? Daß er sich die Waffen gegen Rom zu führen nicht scheute, hat man als Auflehnung gegen die Kirche, seine und unser Aller Mutter, gebrandmarkt. Aber Heinrich war kein Feind der Religion und der Kirche Christi, wie er im Leben und Sterben gezeigt hat, und wenn er der römischen Kirche nicht mit der Liebe des Sohnes begegnete, so hat sie ihm andererseits kaum jemals die Zärtlichkeit der Mutter gezeigt. Welche Geständnisse er auch über seine Verschuldung gegen die Kirche in Augenblicken größter Bedrängniß abgelegt hat, sie kamen ihm sicherlich nicht von Herzen und wiegen nicht schwerer,

als jedes erzwungene Bekenntniß. Man müßte sehr befangen sein, wenn man alle Schuld der Zerwürfnisse zwischen ihm und Rom nur seinem Mangel an kirchlicher Pietät zuschreiben wollte.

Allerdings hat Heinrich manches Unglück, das ihn traf, selbst verschuldet. Sein Mißtrauen gegen Jedermann, sein Trotz im Siege, seine Verzagtheit in unvorhergesehenen Gefahren, seine Unstetigkeit im Verhalten gegen Freund und Feind sind für ihn die Quelle unsäglicher Leiden gewesen. Die Hauptursache seines Mißgeschicks aber war und blieb, daß er gegen die geistigen Mächte kämpfen mußte, welche seine Zeit beherrschten und deren volle Bedeutung er selbst kaum erfaßte. Diese Mächte waren unbezwinglich, so lange nicht eine neugeborene gewaltigere Kraft über sie kam, und in Heinrich war eine solche Kraft nicht erstanden.

Heinrichs Gegner haben im Augenblick seines Todes ihren Sieg jubelnd gefeiert; der so lange gefürchtete Gegner starb überwältigt. Aber deshalb ist sein Kampf kein vergeblicher gewesen. Hätten sich Gregors Ideen ohne Widerstand zu finden verwirklichen können, ein auf eigener Kraft ruhendes Kaiserthum, die Herrschaft der deutschen Nation, selbst ein deutsches Reich wäre fortan unmöglich gewesen. Wenn auch Heinrich über die Feinde seiner Krone nicht den Sieg errang, vielmehr thatsächlich unter ihm das Kaiserthum mehr als je an Machtfülle einbüßte, so hat er doch kein Recht des Reichs gegen Rom und die Fürsten förmlich aufgegeben. Der unglückliche, verfolgte Mann in Lüttich hinterließ seinem undankbaren Sohne noch das kostbarste Vermächtniß in den ungeminderten Kaiserrechten. Mit zitternder Hand hat er diese bis zur letzten Stunde festzuhalten gesucht; selbst als sie ihm der Sohn entwand, sie krampfhaft wiederergriffen, um sie nur sterbend dem rechtmäßigen Nachfolger zu überliefern. Er unterlag allerdings, aber in seinem Falle rettete er noch die Rechte des Kaiserthums und des deutschen Reiches aus den Wirren der Zeit. Bei seinen Nachfolgern stand es, diese Rechte wieder zur Geltung zu bringen, unter günstigeren Umständen mehr zu leisten, als er vermocht hatte.

Und auch das darf nicht vergessen werden: nur durch Heinrichs Widerstand ist die starre Consequenz des Gregorianischen Systems, die absolute Herrschaft des Papstthums, gebrochen worden. Schon Urban II. hat den weltlichen Mächten große Zugeständnisse machen müssen, größere seine Nachfolger. Das Ende des Investiturstreits war

ein Concordat, in welchem sich Kaiserthum und Papstthum als oberste Gewalten der abendländischen Christenheit neben einander anerkannten. Noch war dieser Streit nicht beendet; der Sohn nahm ihn als eine Erbschaft des Kaiserthums auf. Schon daraus erhellt, daß der Vater nicht für eine persönliche Sache, sondern für das Recht des Reichs und der Nation die Waffen ergriffen hatte. Um nicht Geringeres handelte es sich bei diesem Streite, als um den Principat über die abendländische Welt, und sein Ausgang hat für die weitere Entwickelung der Kirche und der Staaten des Occidents die Entscheidung gegeben.

Heinrich IV. stritt für die Herstellung vergangener Zustände, er bekämpfte die neuen Gewalten der Zeit. Aber aus seiner Gruft entstiegen die Vorahnungen einer Epoche, wo sich neue Kräfte in unserer Nation entwickeln sollten, welche sich jenen Gewalten gewachsen zeigten, denen er selbst unterlag. Zu seiner Zeit und im Anschluß an ihn traten die deutschen Städte zuerst handelnd in die Geschichte ein: ihr Widerstand gegen die deutschen Fürsten wurde damals gebrochen, doch ihre Kraft erstarkte im Laufe der Zeit, und Tage kamen, wo die Fürsten vor den Bürgern zitterten. Um Heinrich hat sich auch die erste Opposition des deutschen Klerus gegen das System Gregors und das von demselben beherrschte Papstthum gebildet: zu schwach gegen die gewaltige Strömung jenes Jahrhunderts, wurde sie überwältigt, aber sich wieder und wieder erhebend und wieder und wieder unterdrückt, wuchs sie doch allmählich zu unbezwinglicher Stärke und gewann weltgeschichtliche Siege. Da gedachte man Heinrichs und seiner Kämpfe; mit Begier zog man jedes Schriftstück an das Licht, welches von dem kaiserlichen Gegner Hildebrands Kunde gab.

Nicht vergeblich hat Otto der Große das deutsche Kaiserthum erhöht, nicht vergeblich Heinrich IV. das kaiserliche Recht bis zum letzten Athemzug vertheidigt. Dichtes Grün umwuchert den morschen, vom Sturm niedergeworfenen Stamm.

Achtes Buch.

Ausgang des Streits mit dem Papstthum unter Heinrich V. 1106 — 1125.

1.

Innerer Frieden und äußere Kämpfe.

Die Stellung Heinrichs V. zu Reich und Kirche.

Selten hat ein deutscher König sein Regiment unter günstigeren Verhältnissen begonnen, als Heinrich V. Heiß ersehnte das Volk nach den stürmischen Zeiten des Vaters ruhige Tage, allgemein verlangte man nach einer Ausgleichung des langen Streites zwischen Reich und Kirche. Die Unsicherheit im Innern drückte schwer und schwerer auf die niederen Klassen; die Fürsten wurden inne, daß alle äußere Macht des Reichs, wenn nicht endlich die innere Eintracht hergestellt würde, dahinschwinden müßte. Der junge König schien wie vom Himmel selbst bestimmt, um den Streit zu schlichten, den allgemeinen Wunsch der Verständigung zu erfüllen. Durch den Tod des Vaters war die kaiserliche Partei an ihn gewiesen; sie fand in ihm jetzt ihren einzigen Mittelpunkt, während sich schon früher die Anhänger der kirchlichen Sache ihm angeschlossen hatten. Die großen Gegensätze der Zeit glichen sich wie von selbst in seiner Person aus, hoben sich gleichsam mit seinem Regierungsantritt auf. Niemand konnte Frieden stiften, als er, und für ihn schien es leichte Arbeit, den alten Hader auszutragen.

Heinrich fühlte alle Vortheile seiner Stellung und gedachte sie zu benutzen. Jedoch voll brennender Herrschsucht, wie er war, wollte er weniger die Ruhe des Reichs, als seine eigene Größe. Der Friede galt ihm nur etwas, wenn er zugleich seine Macht sicherte und erhöhte. Ein Meister in der Verstellungskunst, wie es wenige gegeben, hatte er sich demüthig gegen die Bischöfe, nachgiebig gegen die weltlichen Großen gezeigt, mit unterwürfigen Worten um Roms Gunst gebuhlt, so lange es seine Lage forderte: jetzt war er Herr, und bald sah die Welt, daß

sein Gemüth herrischer war, als das des Vaters. Dieser hatte sich mitleidig, freigebig, versöhnlich, als ein Freund des Volkes selbst im Elend bewiesen. Der Sohn war herzlos, geldgierig, kannte keine Schonung des Gegners, kein Mitleid mit den Armen. Trotz gegen den Papst, Stolz gegen die Fürsten, Verachtung gegen das Volk bargen sich im Grunde seiner Seele und traten allgemach deutlich zu Tage. Der Friede, den er wollte, war Unterwerfung des deutschen Fürstenthums, des diesseits und jenseits der Alpen aufstrebenden Bürgerthums, vor Allem des römischen Papstthums; mit der Hitze jugendlicher Leidenschaft verlangte er nach der Vollgewalt des Kaiserthums, wie sie seine Vorfahren geübt oder erstrebt hatten. Wie weit lag auseinander, was die Welt von ihm und was er von der Welt verlangte!

Noch kannte man in Deutschland zu wenig das harte und stolze Gemüth des Königs. Man freute sich seiner rastlosen Thätigkeit, seines scharfen Verstandes, der Entschiedenheit seines Willens. Man beugte sich selbst der Gewaltthat; denn es war eine Zeit, wo man die starre Gewalt einmal gelten ließ, weil nur sie zur Ordnung und Herstellung der verlorenen früheren Machtstellung des Reiches führen konnte. Jene unruhigen sächsischen Fürsten waren williger geworden, als sich je erwarten ließ, und mit Staunen sah man, wie die ergebensten Anhänger Roms, ein Gebhard von Konstanz und Andere, welche so oft auf das Investiturverbot geschworen hatten, jetzt ungescheut dem König die Hand boten, wenn er willkürlich über die Bisthümer verfügte. Nur wenige Fürsten gab es, welche nicht zu begreifen anfingen, daß bei den Bisthümern auch ein Recht des Reiches zu wahren sei, und welche es noch immer mißbilligten, wenn der König sich dieses Recht zu schützen entschlossen zeigte. Seitdem der alte Kaiser gestorben war, schmolz die Zahl der unbedingten Anhänger des Gregorianischen Systems in Deutschland sichtlich zusammen. Die Investituren schienen wieder eine offene Frage geworden, welche der erhoffte Friede zu lösen hatte, und man wünschte kaum, daß sie ganz im Sinne des Papstes entschieden würde.

In Rom war die veränderte Lage der Dinge Anfangs nicht hinreichend erkannt worden. So lange der Vater lebte, hatten der Sohn und die deutschen Fürsten unbedingte Unterwürfigkeit gezeigt; man hatte sogar den Papst im Anfange des Jahres 1106 eingeladen, in Person über die Alpen zu kommen, um den Frieden zwischen Kirche und Reich herzustellen. Die neuen Wirren, welche alsbald ausbrachen, machten

freilich die Reise nach Deutschland unmöglich, doch bereits unter dem 31. März hatte der Papst Einladungen an die deutschen Bischöfe erlassen, um einem Concil in der Lombardei beizuwohnen, welches am 15. October eröffnet und auf welchem die Eintracht zwischen Kirche und Reich hergestellt werden sollte. Wenig später waren mehrere deutsche Bischöfe in Rom erschienen, welche dem Papste volle Devotion bezeigten. Erzbischof Bruno von Trier, ein Mann durch Geburt*), Gelehrsamkeit und Welterfahrung hervorragend, hatte Buße geleistet, daß er die Investitur vom Kaiser genommen, und hatte durch seine Fügsamkeit und Gewandtheit im hohen Grade die Gunst des Papstes gewonnen. Dann erschien Bischof Otto von Bamberg und bat um die Weihe, welche er noch immer nicht hatte erlangen können; er erhielt sie am 13. Mai zu Anagni, und zwar vom Papste selbst, der längere Zeit den ausgezeichneten und der römischen Kirche so ergebenen Mann bei sich zu fesseln wußte. Unter solchen Umständen mußte es dem Papste als ein Glück erscheinen, daß der Tod des alten Kaisers dem Sohne alle Macht in die Hand gab; das größte Hinderniß einer Verständigung mit dem Reiche schien damit beseitigt, und von dem lombardischen Concil ließ sich das Beste hoffen.

Im Spätsommer 1106 verließ der Papst Rom; es geschah nicht ohne Besorgniß, da ein Theil des römischen Adels in der Stadt und in der Campagna noch immer ihm widerstrebte. Um die Mitte des Octobers war er in Guastalla, inmitten der Besitzungen Mathildens; hier sollte sich das Concil versammeln**). Viele Bischöfe Italiens hatten sich eingestellt; aus Deutschland waren freilich nur wenige gekommen, aber unter ihnen Männer von nicht geringer Bedeutung. Erzbischof Bruno, der damals nach dem Wunsche der Fürsten im Rathe des Königs die erste Stelle einnahm und als die Seele aller Geschäfte betrachtet wurde, erschien mit einem stattlichen Gefolge als Abgeordneter des Reichs, dann Gebhard von Konstanz, der Legat des apostolischen Stuhls, und der erwählte Erzbischof Konrad von Salzburg, der in Guastalla vom Papste selbst die Weihe erhielt. Von den Mainzer Suffraganen hatten sich die Bischöfe von Chur, Augsburg und Bamberg eingefunden; Rupert

*) Vergl. S. 688 Anmerkung.

**) Es sollte zuerst in Piacenza gehalten werden, dann aber änderte der Papst seinen Entschluß.

von Würzburg war auf der Reise gestorben. Auch von mehreren bischöflichen Kapiteln stellten sich Abgeordnete ein, um über ihre und ihrer Bischöfe Angelegenheiten den Urtheilsspruch des Papstes zu fordern. Auffällig war, daß der Erzbischof von Köln weder selbst erschien, noch einer seiner Suffragane das Concil besuchte.

Erzbischof Bruno hatte den Auftrag, den Papst der unterwürfigen Gesinnung des Königs zu versichern. Heinrich versprach der Kirche wie seiner Mutter, dem Papste wie seinem Vater gehorchen zu wollen; er bat um die Anerkennung seiner königlichen Rechte. Bruno forderte aber zugleich den Papst im Namen des Königs auf, über die Alpen zu kommen, um dort mit dem Könige und den Fürsten alle Streitpunkte persönlich auszutragen, und der Papst glaubte dem Wunsche des Königs entsprechen zu müssen. Danach war über die Hauptangelegenheit, welche das Concil beschäftigen sollte, nicht mehr zu verhandeln; die Entscheidungen desselben konnten nur noch Einzelheiten betreffen.

Die Beschlüsse der Versammlung waren zum Theil versöhnlicher Art. Es war von großer Bedeutung, daß die im Schisma ordinirten Bischöfe vom Papste anerkannt wurden, wofern sie nicht Eindringlinge, Simonisten oder Verbrecher seien; auch manchen Metropoliten, denen bisher das Pallium verweigert war, ertheilte es jetzt der Papst in Gnaden. Heilsame Maßregeln wurden damit angebahnt, um die erschütterten Ordnungen der Kirchen Deutschlands und Italiens herzustellen, um die heillose Wirthschaft der Gegenbischöfe zu beseitigen. Doch nicht in allen Dingen zeigte der Papst gleiche Nachgiebigkeit. Die noch widerstrebenden Bischöfe wurden von ihm streng gezüchtigt. So verhängte er über das Erzbisthum Ravenna, wo man im Widerstande beharrte, harte Strafen; die Bisthümer von Piacenza, Parma, Reggio, Modena und Bologna wurden der Kirchenprovinz des Erzbischofs entzogen*) und gerade im Gegensatz gegen Ravenna Parma, einst der Heerd des Schismas, jetzt in Unterwürfigkeit allen Kirchen vorangehend, zu ungewohnten Ehren erhoben. Udalrich von Aquileja, den mächtigen Eppensteiner, traf der Bann, wie einige andere Bischöfe Italiens, welche sich noch nicht unterworfen hatten. Auch deutsche Bischöfe empfanden die Strenge des Papstes. So wurden Otbert von Lüttich und der von ihm geschützte

*) Das gegen Ravenna gerichtete Decret ist im Jahre 1118 von Gelasius II. wieder aufgehoben worden.

Walcher von Cambray gebannt, obwohl sich Beide bereits mit dem Könige verständigt hatten. Friedrich von Halberstadt wurde auf die Klagen seiner Domherren des Amtes entsetzt, ungeachtet ihm die Synode von Nordhausen andere Hoffnungen erweckt hatte. Des Mindener Bischofs Widelo Absetzung genehmigte der Papst und bestätigte damit eine Maßregel seines Legaten Gebhard von Konstanz (S. 734). Wenn eine gleiche Strafe nicht auch den Bischof Hermann von Augsburg traf, gegen den seine Domherren schwere Klage erhoben, so dankte er es der Fürsprache desselben Legaten; Hermann ward nur suspendirt, bis der Papst in Augsburg selbst seine Sache untersuchen könne.

Denn schon in kurzer Frist gedachte Paschalis in Augsburg zu sein, Weihnachten wollte er dann zu Mainz mit dem König und den deutschen Fürsten feiern und dort das große Friedenswerk durchführen. Sicherlich rechnete er dabei auf einen entschiedenen Triumph der Kirche in der Investiturfrage. Wir wissen, daß er noch auf dem Concil Bestimmungen über die Investituren traf, wie auch über die Eide, welche bisher Laien von den Bischöfen geleistet waren oder in Zukunft geleistet werden sollten. Leider sind wir über den Wortlaut dieser Bestimmungen nicht zuverlässig unterrichtet, aber außer Frage steht, daß das Investiturverbot aufrecht erhalten wurde, dagegen scheint der Papst in Bezug auf die Eide Zugeständnisse in Aussicht gestellt zu haben. Wenn er auch den Lehnseid in der bisherigen Form kaum gelten lassen konnte, mochte ihm doch ein Eid der Treue zulässig erscheinen. Es kommt in Betracht, daß König Heinrich von England kurz zuvor ausdrücklich auf die Investitur verzichtet und sich mit dem Treueeid der kirchlichen Prälaten begnügt hatte, daß auf diese Weise der lange Zwist zwischen der englischen Krone und Erzbischof Anselm von Canterbury endlich beigelegt war. Um dieselbe Zeit hatte auch König Koloman von Ungarn in aller Form das Investiturrecht aufgegeben.

Wie zuversichtlich aber auch der Papst in Guastalla sein mochte, sein Muth sank schnell, als ihm von Männern, welche die Lage des Reichs besser erkannten, klar gemacht wurde, daß er mit den deutschen Fürsten, die keineswegs dem Investiturverbot sehr geneigt seien, und vor Allem mit dem herrschsüchtigen jungen König einen schweren Stand haben würde. Immer hatte er die Deutschen für ein böses und gottloses Geschlecht gehalten: deshalb fanden solche Worte um so leichter bei ihm Glauben. Eilig änderte er deshalb seinen Entschluß. Die

Reise zum Könige gab er auf, laut sich beklagend, daß ihm die Thore Deutschlands verschlossen seien. Mit spanischen Gesandten, die vor ihm erschienen waren und sich gerade zur Heimreise anschickten, zog er unerwartet durch Burgund nach Frankreich und feierte das Weihnachtsfest in Cluny. Seine Absicht war nun in der Mitte Galliens eine große Kirchenversammlung zu halten, um dort den Frieden mit dem deutschen Reiche in seinem Sinne herzustellen. Er rechnete dabei nicht nur auf die Unterstützung des gallicanischen Klerus, sondern auch auf des Beistand des Königs Philipp und seines Sohnes Ludwig; er forderte die Capetinger auf, jetzt die Kirche zu vertheidigen, wie es einst Karl der Große gethan habe, sie zu schützen auch gegen König Heinrich, gegen den sein Herz schon mit Mißtrauen erfüllt war.

Paschalis hatte das Richtige gewählt, wenn er den deutschen Boden mied. Nicht als Schiedsrichter über hadernde Parteien, wie einst Gregor VII. gewollt hatte, würde er hier gewaltet haben, sondern einem fast einmüthigem Widerstand, wenn er auf dem strengen Investiturverbot bestand, begegnet sein. Niederlagen harrten seiner eher in Deutschland, als Triumphe. Der König hatte den Papst vergeblich zu Augsburg erwartet, war dann zum Weihnachtsfest nach Regensburg gegangen, wo ihm die Legaten des Papstes die wohl nicht unerwünschte Nachricht überbrachten, daß derselbe seinen Plan geändert und sich nach Frankreich gewandt habe. Heinrich begab sich darauf durch Ostfranken und Thüringen nach Sachsen. Zu Quedlinburg empfing er am 2. Februar eine Gesandtschaft des Königs von Frankreich, der ihn zu einer Zusammenkunft aufforderte. In welcher Absicht dies geschah, ist unklar; ungewiß ist auch die Antwort Heinrichs, die jedoch nicht ganz abweisend gewesen sein kann. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er seitdem jeden Schritt des Papstes, dessen Mißtrauen er mit noch schärferem Mißtrauen begegnete. Wie wenig er die Erneuerung des Investiturverbots achtete, legte er an den Tag, indem er den Propst Reinhard, der Erzbischof Bruno nahe stand und denselben nach Guastalla begleitet hatte, an Stelle des entsetzten Friedrich in Halberstadt zum Bischof zu wählen befahl und ihm die Investitur ertheilte; weder Reinhard nahm daran Anstoß, noch Erzbischof Ruthard, der den Investirten unbesorgt weihte. Reinhard stammte aus dem im Halberstädtischen Sprengel reichbegüterten Geschlecht der Grafen von Blankenburg, welches Bischof Burchard mit seinem Geiste erfüllt hatte. Wie sein berühmter Vor-

gänger, war Reinhard von höchst streitlustiger Natur; Heinrich hatte seine Wahl später schwer zu bereuen.

Die Verhältnisse Sachsens hatten gerade damals durchgreifende Veränderungen erfahren. Im Jahre 1106 waren rasch nach einander die beiden höchstgestellten Männer des Landes gestorben: Markgraf Udo von der Nordmark (2. Juni) und Herzog Magnus (23. August). Udo hinterließ nur einen minderjährigen Sohn Heinrich; deshalb hatte der König die Verwaltung der Nordmark einem Bruder des Verstorbenen, Rudolf mit Namen, vorläufig auf acht Jahre übertragen. Mit Magnus starb der Mannesstamm der Billinger aus; das reiche Erbgut des Hauses kam an die Töchter des letzten Herzogs Wulfhilde und Eilika. Letztere, an den Grafen Otto von Ballenstedt vermählt, brachte ihrem Gemahl die durch Ostsachsen und Thüringen zerstreuten Billingischen Allodien zu; dadurch vermehrte sich Ottos ohnehin sehr beträchtliches Besitzthum so, daß man ihn fortan den Reichen nannte. Wulfhilde war die Gemahlin des Welfen Heinrich, des Bruders des Baiernherzogs; sie erbte Lüneburg und das umliegende Gebiet. Durch diese Erbschaft faßten die Welfen zuerst Fuß im Sachsenlande, wo sie bald eine so hervorragende Stellung gewinnen sollten.

Das sächsische Herzogthum mit den ihm verbundenen Grafschaften hatte der König keinem der Schwiegersöhne des letzten Billingers, sondern dem Grafen Lothar von Supplinburg*) übergeben. Es war kein Geschlecht alten Ruhms, dem Lothar entsprossen war; zuerst in demselben trat sein Vater Gebhard hervor, der in der Schlacht bei Homburg (1075) für die Freiheit Sachsens gefallen war. Lothar war beim Tode des Vaters noch Kind; sobald er zu den Waffen tüchtig war, hatte auch er sie gegen den Kaiser ergriffen. Treu hatte er zu Ottos von Nordheim Söhnen gehalten, auch sich an den verwegenen Unternehmuugen Ekberts von Meißen betheiligt. In das Geschlecht Beider trat er dann, als er sich um das Jahr 1100 mit Richinza, der Tochter Heinrichs des Fetten, der Enkelin Ottos von Nordheim, vermählte, deren Mutter Gertrud, Ekberts Schwester, die großen Besitzungen der Brunonen um Braunschweig ererbt hatte und damals, die Wittwe dreier Männer, zugleich für ihren minderjährigen Sohn Heinrich die

*) Die Stammburg Lothars war unweit Helmstädt, die wohl nicht sehr zahlreichen Allodien des Hauses lagen meist zwischen Oker und Elbe.

Ostmark und Meißen verwaltete (S. 721), die mächtigste und gefürchtetste Frau weit und breit. Alle Erinnerungen der langen Kämpfe für die sächsische Freiheit verbanden sich in Lothars Person, und die kirchliche Partei vergaß dabei schwerlich, daß seine Großmutter Ida jenem dem sächsischen Kaiserhause verwandten Geschlecht der Querfurter angehört hatte, welchem der Märtyrer Brun Bonifacius entstammte. Auch als sich König Heinrich gegen seinen Vater erhob, hatte Lothar sich abermals dem Aufstande gegen den gebannten Kaiser angeschlossen und mit dem Herzogthum dann den Lohn für seine Dienste gewonnen.

Lothar und Rudolf waren dem jungen König verpflichtet, und es lag in der Natur der Dinge, daß sie seine Gewalt stützten; mit ihnen hielten aber zugleich der Adel und das Volk Sachsens zu dem neuen Herrscher. In Merseburg und Goslar sprach Heinrich in der Macht der alten Kaiser Recht. Alles beugte sich seinem Willen; mit so freier Gewalt schaltete der König in diesen Gegenden, die einst der Heerd des Aufstandes gegen seinen Vater gewesen waren, daß das trotzige Volk völlig seine Natur verändert zu haben schien. Gegen Ostern nahm Heinrich durch Westfalen, wo er in Paderborn Hof hielt, seinen Weg dem Rheine zu. Palmsonntag feierte er zu Köln, Ostern (14. April) zu Mainz, wo er sich bis in die ersten Tage des Mai aufhielt.

Inzwischen hatte der Papst die deutschen Bischöfe zu einem Concil berufen, welches er um Himmelfahrt (23. Mai) zu Troyes zu halten gedachte und auf welchem der langersehnte Friede zwischen Kirche und Reich herbeigeführt werden sollte. Die Stimmung war Paschalis in Frankreich nicht nur beim Volke, sondern auch bei Hofe günstig. König Philipp zog in Begleitung seines Sohnes mit dem Papste an die Westgrenzen seines Reiches, wo man König Heinrich erwartete. In der That war Heinrich von Mainz aufgebrochen, um sich nach dem oberen Lothringen zu begeben. Aber nicht er selbst trat dem Papste entgegen, sondern eine stattliche Gesandtschaft, bestehend aus Erzbischof Bruno von Trier, Bischof Otto von Bamberg, Erlung von Würzburg*), Reinhard von Halberstadt, Burchard von Münster, den Herzogen Welf von Baiern und Berthold von Zähringen, den Grafen Hermann von Win-

---

*) Erlung, der im Jahre 1105 vertriebene Bischof von Würzburg, war nach dem Tode Ruperts wieder in das Bisthum eingesetzt; es geschah das unter allseitiger Verständigung und zu allgemeiner Befriedigung.

zenburg*) und Wiprecht von Groitsch nebst vielen anderen Herren. Zu Chalons an der Marne trafen sie den Papst und den König von Frankreich.

Die Gesandten Heinrichs traten mit großer Entschiedenheit auf, namentlich Herzog Welf, ein gewaltig beleibter, breitschultriger Herr, der sich stets sein Schwert vortragen ließ und dessen Reden mehr den Rittersmann als den Friedensboten verriethen. Die Gesandtschaft schien den Papst eher einschüchtern als verhandeln zu sollen. Erzbischof Bruno machte ihren Sprecher; er verhieß dem Papste den Gehorsam des Königs, doch unbeschadet der Rechte der Krone gegenüber der Kirche. Worin der König diese sah, entwickelte Bruno in folgender Weise: bei der Erledigung eines Bisthums sei vor der Wahl der König über die Persönlichkeit zu befragen, welche man in das Auge fasse, dann habe nach Zustimmung des Königs die kanonische Wahl und Weihe stattzufinden, schließlich die königliche Investitur mit Ring und Stab, wobei der neue Bischof dem König zu huldigen und ihm den Lehnseid zu leisten schuldig sei; denn anders könne er die Burgen und Städte, die Länder, Zölle und die anderen Regalien nicht empfangen. So, erklärte Bruno im Namen des Königs, sei es in früheren Zeiten gewesen, und berief sich dabei auf ein gefälschtes Privilegium, welches Hadrian I. Karl dem Großen ertheilt haben sollte; wenn jetzt Gleiches dem Papste genehm sei, dann würden Reich und Kirche fortan mit einander in Frieden leben. Der Papst ließ durch Bischof Aldo von Piacenza den Deutschen antworten: die Kirche dürfe nicht wieder in die frühere Knechtschaft zurücksinken; wenn aber kein Prälat ohne Zustimmung des Königs gewählt werden dürfe, so werde sie ihm abermals knechtisch unterworfen; Ring und Stab seien ferner kirchliche Sakramente, welche der König nicht ertheilen könne; auch verunehrten die Kleriker ihren Stand, wenn sie beim Lehnseide ihre für das Sakrament des Altars geweihten Hände in die blutbefleckten eines Laien zu legen hätten; mit der Aufhebung

*) Die Winzenburg, von welcher jetzt nur spärliche Ruinen vorhanden sind, lag im Hildesheimschen. Sie war erst von diesem Hermann gebaut, der aus dem bairischen Geschlecht der Grafen von Formbach stammte, aber durch seine Mutter aus dem Hause der Grafen von Reinhausen im Leinegau große Erbgüter in Sachsen gewonnen hatte. Neben Wiprecht von Groitsch besaß er damals das besondere Vertrauen des Königs, dem Beide unzweifelhaft schon beim Aufstande gegen den Vater die wichtigsten Dienste geleistet hatten.

der Investitur und des Lehnseides verlange der Papst daher nur, was die Ehre der Kirche erheische.

Heinrichs Gesandte murrten und stießen halblaut Drohungen aus; man hörte von ihnen: „Nicht hier, sondern zu Rom wird mit den Schwertern der Handel zur Entscheidung kommen.“ Sie schieden vom Papste mit der Erklärung: niemals werde der König zugeben, daß in einem fremden Reiche über ein Recht seiner Herrschaft entschieden werde. Der Papst sandte darauf noch vertraute Männer an Adalbert, den Kanzler des Königs, der in der nahen Abtei St. Menge zurückgeblieben war. Dieser junge Kleriker, ein Sohn des Grafen Sieghard von Saarbrücken, besaß im höchsten Maße das Vertrauen des Königs, so daß er dem Ansehen Brunos, welches sich besonders auf die Fürsten stützte, bereits gefährlich wurde. Der Papst mochte deshalb mehr durch ihn als durch den Trierer zu erlangen hoffen und ließ den Kanzler dringend bitten den König zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber Paschalis hatte sich in Adalbert völlig getäuscht, welcher den Widerstand des Königs gespornt haben würde, wenn er eines Spornes bedurft hätte. Von einer Zusammenkunft des Papstes mit dem Könige war nicht mehr die Rede, vielmehr lag der Zwiespalt zwischen ihnen klar zu Tage, jener verweigerte eben so bestimmt das Investiturrecht, als es dieser beanspruchte. Die Hoffnung auf die baldige Herstellung des Friedens zwischen Reich und Kirche begann so mit jedem Tage mehr zu schwinden.

Paschalis begab sich von Chalons nach Troyes, um das Concil dort zu der bestimmten Zeit zu eröffnen. Wie die Reise des Papstes nach Frankreich vielfach an das Auftreten Urbans II. in den gallischen Ländern erinnerte, so sollte auch das Concil die großen Tage von Clermont wieder in das Gedächtniß rufen. In der That war dasselbe zahlreich besucht, namentlich von den französischen Bischöfen; der Papst trat in allem Glanz seiner Stellung auf, und die Devotion der Capetinger konnte sein Ansehen nur steigern. Wiederum tauchten Kreuzzugsgedanken auf, wiederum wurde die Treuga Dei verkündigt, wiederum das Investiturverbot*) und das Verbot der Priesterehe erneuert und

*) Wer sich investiren ließ und wer einen Investirten weihte, wurde mit dem Banne bedroht; von einer gleichen Strafe für den Investirenden war nicht die Rede.

manche wichtige Bestimmungen für die Kirche erlassen. Aber jene Begeisterung, welche Urban zu Clermont empfunden und erregt hatte, fehlte dem Papste und fehlte der Versammlung. Was man vor Allem von den Verhandlungen erwartet hatte, die Herstellung des Friedens mit dem deutschen Reiche, ließ sich nicht erreichen; der große Sieg, welchen der Papst und seine Anhänger erhofft hatten, zeigte sich als eine Täuschung.

Die deutschen Bischöfe waren nicht auf dem Concil erschienen, wahrscheinlich durch ein Gebot des Königs zurückgehalten; nicht einmal Gebhard von Konstanz, der Legat des Papstes, hatte sich eingestellt. Aber wie erbittert Paschalis auch gegen den König sein mochte, er wagte doch nicht mit Strafen gegen ihn einzuschreiten, vielmehr bestimmte er ihm das ganze folgende Jahr als Frist, um in Rom zu erscheinen, wo dann auf einem allgemeinen Concil die Investiturfrage entschieden werden solle. Dagegen ließ er die deutschen Bischöfe, welche sich Heinrich williger als ihm erwiesen hatten, seinen ganzen Zorn fühlen. Erzbischof Friedrich von Köln wurde mit allen seinen Suffraganen vom Amte suspendirt, weil sie auf dem Concil sich nicht eingestellt hatten. Dieselbe Strafe traf aus gleichem Grunde Ruthard von Mainz und dessen Suffragane, nur der Bamberger und Churer wurden ausgenommen, weil sie zu Guastalla bereits dem Papste ihre Ergebenheit bezeugt hatten; Ruthard war überdies dem Papste mißliebig, da er gegen das Verbot der Kirche Udo von Hildesheim restituirt hatte. Selbst Gebhard von Konstanz drohte eine ähnliche Strafe, zumal er bei der Weihe eines investirten Bischofs betheiligt gewesen war: doch verzieh dem Legaten der Papst, eingedenk der früheren Verdienste desselben, und gab den Fürbitten der versammelten Väter nach*). Laut klagte Paschalis, daß er in den Herzen der Deutschen die Demuth vermisse; hatte er früher den Gedanken gehegt, nach dem Concil noch über den Rhein zu gehen, so gab er ihn jetzt völlig auf.

Wie unzufrieden der Papst war, noch weniger zufrieden war man mit ihm. In Deutschland beklagte man sich über seine Hartnäckigkeit und seine Strenge gegen den hohen Klerus. Wohin sollte es auch

*) Gebhard verhielt sich seitdem so ruhig, wie er früher stürmisch aufgetreten war. Nicht ohne Einfluß darauf mochte sein, daß die anderen Zähringer in unverbrüchlicher Treue zum jungen König standen. Am 12. November 1110 starb Gebhard.

führen, wenn er die Bischöfe massenweis suspendirte? Die Gefahr, welche der Kirche hieraus erwachsen mußte, stellten ihm seine zuverlässigsten Freunde vor Augen. So erwirkten in der That Bruno von Trier, Gebhard von Konstanz, Otto von Bamberg und der Abt von Hirschau alsbald die Aufhebung der Suspension Ruthards, und wenig später wurden auch die Maßregeln gegen die anderen Bischöfe zurückgenommen. Nun war man an anderen Orten über die Schwäche des Papstes höchlich erstaunt, und als solche war Vielen von Anfang an die Nachsicht gegen König Heinrich erschienen, welchen der Papst trotz der offenen Verletzung des Investiturverbots nicht einmal mit Strafen bedroht hatte. Anselm von Canterbury meldete nach dem Concil dem Papste: der König von England beklage sich, daß Heinrich ungeahndet die Investitur ertheile, und drohe selbst wieder das voreilig preisgegebene Recht zu üben. Der Papst antwortete, daß er Heinrich weder die Investitur zugestanden habe noch jemals zugestehen werde; der junge König solle, wenn er auf dem bösen Pfade des Vaters beharre, sicher das Schwert des heiligen Petrus fühlen, welches schon gezückt sei: der Streich bleibe nur gehemmt, bis man den Trotz der Deutschen nicht mehr zu fürchten habe.

Als der Papst diese Antwort gab, war er bereits nach Italien zurückgekehrt und wußte, daß er andere und nähere Widersacher zu bekämpfen hatte, als die Deutschen. Im August 1107 trat er den Rückweg über die Alpen an; im November gelangte er nach Rom. Dort mußte er sogleich den aufständischen Stefano Corso in dem tuscischen Theile des päpstlichen Gebiets wieder zu unterwerfen suchen; er belagerte ihn in Montalto, ohne die Burg nehmen zu können. Abermals wuchs nun der Uebermuth der römischen Herren; täglich erfüllte Tumult die Stadt. Der Papst verließ endlich im Herbst 1108, um einem neuen allgemeinen Abfall vorzubeugen, den Lateran und begab sich nach Benevent; das Stadtregiment hatte er Pier Leone und Leo Frangipane, den Oberbefehl der päpstlichen Truppen seinem Neffen Walfred, den Schutz der Campagna dem Grafen Ptolemäus von Tusculum übergeben. Kaum im eigenen Hause sicher, wie wollte er den Ungehorsam des Königs und den Trotz der Deutschen brechen, zumal Krone und Fürstenthum in den deutschen Ländern einiger waren, als seit einem halben Jahrhundert? Es wollte wenig besagen, wenn er auf einer Synode in Benevent jeden die Investitur ertheilenden Laien für dem Banne verfallen erklärte.

Heinrich fühlte vollkommen das Uebergewicht seiner Stellung über den Papst. Während des Concils hatte er mit Heeresmacht bei Verdun und Metz gelegen, bald nach dem Schluß desselben verließ er Lothringen und feierte das Pfingstfest zu Straßburg. Wie wenig er die Beschlüsse des Concils achtete, legte er schon hier an den Tag, als er durch Investitur das durch Heinrichs Tod erledigte Erzbisthum Magdeburg dem Adalgot, einem Sohne des Grafen Werner von Veltheim und Neffen Burchards von Halberstadt, übertrug. Die Mutter Adalgots war eine Schwester des Grafen Wiprecht von Groitsch, und unzweifelhaft wirkten auf die Erhebung des neuen Erzbischofs mehr Rücksichten auf seinen einflußreichen Oheim, als kirchliche Interessen. Die Kirche hatte für Heinrich überhaupt nur insofern Bedeutung, als sie ihm Macht leihen oder nehmen konnte. Er hatte des Papstes bedurft, um zur Krone zu gelangen; im Besitze derselben sah er in dem Nachfolger Petri, der ihm das Investiturrecht bestritt, nur noch einen Gegner, und die gesammelten Kräfte des Reichs schienen ihm den Sieg über denselben kaum noch zweifelhaft zu machen, wenn es auf einen neuen Kampf ankommen sollte.

Noch war die Stunde nicht gekommen, wo Heinrich rücksichtslos dem Papste entgegentreten mochte. Ruhig erwartete er, was Rom gegen seine Investituren wagen oder nicht wagen würde; seine eigene Thätigkeit richtete er zunächst nach einer anderen Seite. Er nahm im Sommer 1107 seinen Weg nach Sachsen, den Geist mit umfassenden Plänen erfüllt, um die frühere Machtstellung des Reichs im Osten herzustellen.

Heinrichs V. Händel im Osten.

Böhmen, Polen und Ungarn hatten sich seit einem Menschenalter der deutschen Herrschaft mehr und mehr zu entziehen gewußt, viel aber fehlte, daß sie deshalb zu festen staatlichen Ordnungen gediehen wären. Ueberall rangen die unter dem Einflusse der Kaiser und Päpste begründeten neuen Zustände mit dem Urwesen der slawischen Stämme und der Magyaren, und Nichts hemmte eine gleichmäßige Entwickelung in den östlichen Staaten mehr, als daß es in den herrschenden Familien, da die Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht schwer Anerkennung gewann, selten an Streitigkeiten fehlte. Stets gab es im Osten Kronprätendenten,

und wer als Fremder in die inneren Angelegenheiten dieser Reiche eingreifen wollte, hatte nur diesen Prätendenten seinen Beistand zu leihen. Auch Heinrich that dies, sobald er seinen Blick nach dem Osten richtete, und seine Absichten dabei konnten Niemandem zweifelhaft sein.

Böhmen hatte sich in der glänzenden Stellung, welche es zu den Zeiten König Wratislaws und seines ältesten Sohnes Herzogs Bretislaws eingenommen, nicht zu behaupten gewußt. Herzog Boriwoi, Wratislaws zweiter Sohn, konnte sich nie in der Gewalt festsetzen, welche er durch willkürliche Beseitigung der bestehenden Senioraterbfolge erlangt hatte (S. 685). Der unglückliche Aufstand seines Vetters Udalrich von Brünn schreckte andere Prätendenten nicht ab, und glücklicher als Udalrich war Swatopluk von Olmütz, ein zweiter Vetter Boriwois, ein Mann von brennendem Ehrgeiz und roher Gemüthsart. Keine bessere Stütze hätte Boriwoi in seinen Bedrängnissen finden können, als seinen jungen tapferen Neffen Boleslaw von Polen, der nach dem Tode seines Vaters (1102) den größten Theil der Piastenherrschaft geerbt hatte, aber mit seinem älteren minder gut bedachten Halbbruder Zbigniew in unausgesetztem Hader lebte. Doch durch eine schwankende und zaghafte Politik in diesen Streitigkeiten entfremdete sich Boriwoi seinen Neffen, und noch bedenklicher war, daß er durch Mißtrauen das mächtige Geschlecht der Werschowetzen in Böhmen gegen sich reizte, ja selbst seinen eigenen Bruder Wladislaw von sich abwendig machte. So war Boriwoi ein völlig verlassener Mann, als Swatopluk im Einverständniß mit Boleslaw von Polen und König Koloman von Ungarn im Frühjahr 1107 aufstand und gegen Prag anrückte. Unbehindert zog Swatopluk in die Stadt ein, wo er am 14. Mai als Herzog Böhmens installirt und sein Vetter Wladislaw zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Boriwoi hatte mit seinem jüngsten Bruder Sobeslaw die Flucht ergriffen, zunächst zu seinem Schwager Wiprecht von Groitsch, dann zu König Heinrich, vor dessen Thron er über Swatopluks Gewaltthat Klage führte.

Der König beschloß in Böhmen einzuschreiten, freilich mehr im eigenen Interesse, als in dem des Flüchtlings. Er beschied Swatopluk vor seinen Richterstuhl: käme er nicht, so würde sich der König selbst sofort mit einem Heere vor Prag zeigen. Swatopluk folgte in der That, nachdem er seinen Bruder Otto als Statthalter in Böhmen zurückgelassen hatte, der Ladung; kaum aber stellte er sich in Merseburg dem Könige, so wurde er in Haft gebracht, und Wiprecht von Groitsch er-

hielt den Auftrag, Boriwoi nach Prag zurückzuführen. Als sich Boriwoi und Wiprecht, nur von einem mäßigen Gefolge begleitet, der böhmischen Grenze näherten, stießen sie bei Dohna auf Otto und das böhmische Heer. Auf schimpfliche Weise ergriff da sofort Boriwoi die Flucht und suchte nun Schutz bei den Polen; sein Gepäck fiel in die Hände der Böhmen.

Kaum konnte noch zweifelhaft sein, daß Boriwoi den schwierigen Verhältnissen, welche er selbst in Böhmen geschaffen hatte, nicht gewachsen sei. Um so mehr hörte König Heinrich auf die großen Versprechungen, welche ihm der gefangene Swatopluk machte; 10,000 Mark Silber bot er für Böhmen, welches ohnehin in der Gewalt seines Bruders war. Nachdem Swatopluk Geiseln für seine Treue und die bedungene Geldsumme zu stellen versprochen hatte, wurde er im September zu Goslar mit dem Herzogthum belehnt. So kehrte er in sein Land zurück, konnte aber trotz aller Mühe nur 7000 Mark beschaffen; für den Rest mußte die Person seines Bruders als Geisel bürgen. Obwohl sich Otto alsbald der Haft entzog, erhielt sich doch ein gutes Vernehmen zwischen Heinrich und Swatopluk; denn sie waren Männer, die sich in ihrer Denkungsart vielfach begegneten. Als im folgenden Jahre Swatopluks Gemahlin einen Sohn gebar, hob Heinrich das Kind aus der Taufe und machte bei dieser Gelegenheit die noch schuldige Summe dem Vater zum Geschenk.

Die nahe Verbindung Swatopluks mit dem Könige erfüllte Koloman von Ungarn und Boleslaw von Polen mit gleichem Mißtrauen. Beide waren Fürsten von kräftigem Sinne und starkem Selbstbewußtsein, Beide nicht von fern gewillt deutschem Einflusse ihr Land zu öffnen — und nicht ohne Grund besorgten sie, daß Heinrich jene Autorität, die einst sein Großvater im Osten besessen, wiederzugewinnen suchen würde. Beider Macht hatte überdies dieselbe verwundbare Stelle; wie Boleslaw mit Zbigniew in unversöhnlichem Hader lebte, so Koloman mit seinem Bruder Almus. Wiederholte Reichstheilungen hatten keinen dauernden Frieden zwischen den feindlichen Brüdern in Ungarn herbeigeführt, und endlich hatte Almus bei Boleslaw eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden. Ob Koloman deshalb dem jungen Polenherzog zürnte, bot er ihm doch jetzt ein Schutzbündniß gegen König Heinrich und Swatopluk an; der Ungar und Pole kamen überein, wenn einer von ihnen im eigenen Lande angegriffen werde, sollte der andere in Böhmen einfallen.

Um Boleslaw nicht durch innere Wirren zu hemmen, wurde eine Verständigung mit Zbigniew herbeigeführt, freilich ohne dauernden Erfolg. Almus mußte aus Polen weichen und suchte darauf eine Zuflucht in Deutschland.

Schon die nächste Zeit zeigte, daß der Ungar und Pole Heinrichs und Swatopluks Absichten mit Recht fürchteten. Noch im Winter 1107 machten die Böhmen einen Einfall in Schlesien, während Boleslaw gegen die heidnischen Pommern in den Kampf gezogen war, in jenen Kampf, der ihm als seine Lebensaufgabe erschien. Mit Blitzesschnelle wandte er sich jedoch und trat den Böhmen entgegen, die eiligst Schlesien räumen mußten. Und schon hatte auch Zbigniew von Neuem den inneren Krieg angefacht. Dreifacher Gefahr sah sich der junge Held gegenüber, aus welcher ihn nicht allein seine Standhaftigkeit, sondern auch die rechtzeitige Hülfe der Ungarn und Russen befreite. Zbigniew mußte sich unterwerfen, und abermals griff nun Boleslaw das undankbare Geschäft an, den treulosen Bruder zu versöhnen. Die Böhmen verschonten indessen auf einige Zeit die polnischen Grenzen, so daß Boleslaw bald abermals seine Waffen gegen die Pommern richten konnte.

Heinrichs Aufmerksamkeit hatte sich inzwischen auf die Westgrenzen seines Reichs gewendet. Hier drohten Gefahren von Robert von Flandern, der sein Schwert, welches er einst im fernen Orient geschwungen, nun zu fruchtbareren Eroberungen für seine ererbte Herrschaft auf französischem und deutschem Boden benutzte. Besonders lag ihm der Besitz von Cambray am Herzen, welche Stadt ihm der alte Kaiser zuletzt auf seine Lebenszeit überlassen hatte. Noch immer war um das Bisthum Hader*). Die deutsche Partei im Kapitel und in der Stadt hielt an Walcher fest; die französische hatte, nachdem Manasse zum Bischof von Soissons erhoben war, einen anderen Gegenbischof in Odo von Tournay aufgestellt. Robert war es gewesen, der Odo nach Cambray führte, obwohl er früher Walcher zu schützen versprochen hatte. Aber der neue Bischof besaß in der Stadt nur seinen Palast; die Einkünfte waren in den Händen des Grafen, der auch nach dem Tode des Kaisers nicht Cambray aufgeben wollte. Unstet irrte Walcher, unter dem Banne des Papstes stehend, in der Welt umher, bis er endlich an dem Throne König Heinrichs eine Zuflucht suchte, hier seine Klage verlauten

---

*) Vergl. oben S. 716—720. 723. 724.

ließ und um so eher Gehör fand, als auch Herzog Gottfried und andere Herren Niederlothringens über die Gewaltthätigkeiten des Flanderers Beschwerde führten.

Der König berief die Fürsten des Reichs, und alle erklärten sich für den Krieg gegen den übermüthigen Grafen. Das Aufgebot gegen ihn erging; zum Tage aller Heiligen sollte sich das Heer zu Tongern bei Lüttich sammeln. Der König, der sich bis in den Anfang des Octobers in Sachsen aufgehalten hatte, war noch am 2. November in Köln, aber gleich darauf stieß er zum Heere, überschritt mit etwa 30,000 Mann die Schelde bei Valenciennes und griff Douay an. Die Stadt war gut befestigt und Graf Robert selbst zu ihrer Vertheidigung herbeigekommen. Ein Sturm der Königlichen auf die Mauern mißglückte und brachte herbe Verluste; die Umgegend wurde darauf furchtbar verwüstet, doch Douay hielt sich darum nicht minder. Bald wünschten die Großen auf beiden Seiten ein gütliches Abkommen, und auch der König war einem solchen nicht abgeneigt. So kam ein Vergleich zu Stande, und Robert erreichte wenigstens zum Theil, was er erstrebte. Unbedenklich leistete er den Vassalleneid, als ihm die Vogtei in Cambray und außerdem einige Plätze im bischöflichen Gebiet, vor Allem Câteau-Cambrésis, zugestanden wurden. Er versprach Walcher in Cambray frei gewähren zu lassen, welchen der König herzustellen beschlossen hatte; er hat das Versprechen jedoch diesmal nicht besser als früher gehalten.

Der König zog darauf selbst gegen Cambray. Schon als er gegen Robert angerückt war, hatten dessen Soldtruppen in der Stadt das Weite gesucht; jetzt flohen auch Odo und die Domherren, die es mit ihm hielten. Große Furcht herrschte in der Stadt, doch bereitete ein Theil des Klerus, welcher Walcher geneigt war, ihm und dem Könige einen glänzenden Empfang. Die Bürger hatten in dieser Zeit fortwährenden Wechsels der bischöflichen Herrschaft eine eigene Verwaltung für ihre Angelegenheiten begründet, sich selbst ihre Oberen gesetzt und ein Stadtrecht aufgezeichnet. Der König, dem von Köln her jede Selbständigkeit der Städte verhaßt war, beschied jetzt die Bürger von Cambray vor sich und verwies ihnen hart ihre Willkür. Die Bürger baten um Gnade, und selbst Walcher trat fürbittend für sie ein. Heinrich ließ sich scheinbar erweichen, befahl aber das Stadtrecht zu bringen; als es in seinen Händen war, zerriß er es, indem er zugleich von den Bürgern einen Eid verlangte, daß sie es nie wieder aufrichten würden.

Außerdem mußten sie ihm Treue schwören und zwölf Söhne angesehener Männer aus ihrer Mitte als Geiseln stellen. Dennoch brachen bald nach dem Abzuge des Königs die Streitigkeiten von Neuem aus. Die geflohenen Domherren kehrten in die Stadt zurück, und Walcher mußte abermals in das Exil wandern. Der Gegenbischof wagte freilich nicht die Stadt selbst zu betreten, sondern nahm seinen Sitz zu Incy. Nach manchen Irrfahrten kam Walcher im Jahre 1109 als Gesandter des Königs nach Rom und wußte sich die Gunst des Papstes zu gewinnen; er legte sein Bisthum nieder, wurde darauf vom Bann gelöst und in die Würden und Einkünfte, die er vor Antritt seines bischöflichen Amtes gehabt hatte, wieder eingesetzt. Seitdem war Odo allgemein als Bischof in Cambray anerkannt; schließlich nahm er auch vom Könige die Investitur, gerieth aber gerade dadurch in neue Verwickelungen, so daß auch er das Bisthum endlich freiwillig aufgab.

Der Kriegszug des Königs war schnell beendet worden. Schon um die Mitte des Decembers war Heinrich nach Lüttich zurückgekehrt, Weihnachten feierte er zu Aachen. Hatte auch der Zug keinen vollständigen Erfolg gehabt, Robert bekannte sich doch fortan als ein Mann des Königs; er und sein Sohn Balduin haben in der nächsten Zeit öfters persönlich ihm Hofdienste geleistet. Wie im Osten, hatte Heinrich im Westen sein und des Reiches Ansehen zwar nicht glänzend, aber nicht ohne Glück zur Geltung gebracht.

Im Anfange des Jahres 1108 hielt sich der König längere Zeit in Mainz auf, wo er auch das Osterfest feierte. Am 1. Mai hielt er dann in Nürnberg Hof und begab sich im Sommer nach Sachsen. Vor Allem beschäftigten ihn Kriegsgedanken gegen die Ungarn. Es war unvergessen, wie Heinrich III. einst dieses Volk besiegt und unterworfen hatte, unvergessen zugleich, welchen hartnäckigen Widerstand es dann den Vorfahren des Königs entgegengesetzt hatte. Noch besonders hatte Koloman Heinrich selbst dadurch gereizt, daß er, von Kroatien aus über die dalmatische Seeküste seine Herrschaft ausbreitend, nicht nur Besitzungen Venedigs, sondern auch des deutschen Reichs an sich riß; nicht minder war klar, daß sein Bund mit Boleslaw von Polen sich mehr noch gegen Heinrich, als gegen Böhmen richtete. Es bedurfte so kaum der Klagen und Versprechungen des Almus, um Heinrich zum Kriege zu bewegen. Die deutschen Fürsten widerstrebten nicht

dem Willen des Königs, der auf den September die Heerfahrt ansetzte, welche auch Swatopluk zu unterstützen bereit war.

Am 6. September stand der König bei Tulln an der Donau mit einem zahlreichen Heere; bei ihm befanden sich der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Münster, Halberstadt, Hildesheim, Naumburg, Regensburg, Freising, Passau, Eichstädt und Augsburg, Herzog Welf von Baiern und der junge Herzog Friedrich von Schwaben, des Königs Neffe, Friedrichs Mutter Agnes und ihr zweiter Gemahl Markgraf Liutpold von Oesterreich, ferner die Markgrafen Dietbold vom Nordgau und Engelbert von Istrien*), die Grafen Wiprecht von Groitsch, Hermann von Winzenburg, Ludwig von Thüringen, Berengar von Sulzbach, Otto von Habsburg, Friedrich von Tengling, Adalbert von Bogen, Otto von Regensburg, Gottfried von Calw und viele andere Grafen und Herren. Gewaltige Zurüstungen waren gemacht; fast das ganze streitbare Baiern rückte aus und mit ihm Fürsten und Ritter aus allen Theilen des Reichs. Sofort überschritt das Heer die Grenzen und drang unbehindert bis Preßburg vor. Hier lag Koloman und bot den Deutschen Widerstand, so daß sie die Burg belagern mußten. Nur zu schnell schwanden da die stolzen Hoffnungen, mit denen man den Kriegszug begonnen hatte. An den Mauern Preßburgs wurde abermals, wie im Jahre 1052**), die deutsche Tapferkeit zu Schanden. Es half Nichts, daß inzwischen auch Swatopluk längst der Waag vorgedrungen und sich vor Preßburg mit den Deutschen vereinigt hatte. Denn kaum hier angelangt erhielt er die Nachricht, daß Boleslaw von Polen in Böhmen eingefallen sei, Boriwoi mit sich führe und die Werschowetzen jetzt für diesen Partei ergriffen hätten. Er mußte zurückeilen, um sein Herzogthum zu retten. In Böhmen begegnete er freilich Boleslaw nicht mehr, der sich, um einen Angriff der Pommern abzuwehren, wieder der Heimat zugewandt hatte. Blutige Rache traf darauf die treulosen Werschowetzen; fast das ganze mächtige Geschlecht wurde unter grausamen Martern hingeschlachtet.

*) Beim Tode des Eppensteiners Liutold (1090), als sein Bruder Heinrich das Herzogthum Kärnthen erhielt, war für Istrien in Engelbert wieder ein eigener Markgraf bestellt worden. Engelbert gehörte dem Geschlechte der fränkischen Grafen von Sponheim an, von welchen ein Zweig damals in Kärnthen ansässig war. Engelbert war ein Neffe des im Jahre 1102 verstorbenen Erzbischofs Hartwig von Magdeburg; seine Mutter Hedwig stammte wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Eppensteiner.

**) Vergl. Bd. II. S. 481. 482.

Heinrich sah das Glück wanken und mußte um so mehr an den Rückzug denken, als die üble Jahreszeit eintrat und das Heer murrend nach der Heimat verlangte. Um den 1. November zog er von Preßburg ab, ohne daß, wie es scheint, ein Friede geschlossen wurde. Am 4. November war Heinrich wieder in Passau, löste sein Heer auf und begab sich nach Franken. Das Weihnachtsfest feierte er in Mainz; ein für ihn ruhmloses Jahr ging hier zu Ende.

Inzwischen dauerte der Krieg zwischen Ungarn und Böhmen ununterbrochen fort. Noch im November hatte Koloman unter furchtbaren Verheerungen in Mähren einen Einfall gemacht. Mit einem starken Heere war ihm Swatopluk entgegen gezogen, aber ein Unfall hinderte ihn am Kampfe. Bei Nachtzeit durch einen dichten Wald reitend, wurde der Böhmenherzog von einem spitzen Aste am Auge so schwer verwundet, daß er dasselbe verlor und als ein kranker Mann umkehren mußte. So konnte Koloman seine reiche Beute sicher nach Ungarn schleppen. Kaum aber genesen, suchte Swatopluk noch mitten im Winter ihn dort wieder auf. Bis zur Feste Neitra drang er vor und kehrte erst, nachdem er durch Verwüstungen des feindlichen Landes seine Rache gesättigt, nach Böhmen heim. Vor Allem lag ihm daran, nun auch Boleslaw zu züchtigen. Schon vor Preßburg hatte ihm Heinrich einen Rachezug gegen den Polen versprochen; auch der König selbst brannte den verwegenen jungen Fürsten zur Rechenschaft zu ziehen, der überall hemmend seinen Plänen entgegentrat.

Der König hatte die Fastenzeit des Jahres 1109 in den überrheinischen Gegenden zugebracht und das Osterfest in Lüttich gefeiert. Die Vorbereitungen zum Polenkriege wurden möglichst geheim betrieben; im August dachte der König in den Kampf zu ziehen. Im Anfange dieses Monats war er noch in Erfurt, in der Mitte stand er bereits mit einem großen aus Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben und Lothringen gesammelten Heere an der polnischen Grenze. Boleslaw war des Angriffs nicht gewärtig; er lag in den Netzeniederungen gegen die Pommern im Felde. Am 10. August hatte er hier dem heidnischen Volke eine schwere Niederlage beigebracht, in Folge deren Nakel und andere Burgen in der Nähe sich ihm ergaben. Da erhielt Boleslaw eine Botschaft von König Heinrich, daß er Zbigniew die Hälfte seines Reiches abtreten, dem deutschen Reiche einen Jahrestribut von 300 Mark Silber zahlen oder ebenso viele Ritter dem Könige stellen solle;

weigere er sich dessen, so werde er die deutschen Schwerter zu fühlen haben.

Wie zu erwarten stand, war Boleslaws Antwort eine zürnende Abweisung der schmählichen Forderungen. Unverzüglich rückte darauf der König bis an die Oder bei Beuthen vor. Zbigniew hatte leichtfertige Versprechungen gemacht, daß sich die Burgen Niederschlesiens dem Könige ohne Schwertstreich ergeben würden. Aber Beuthen setzte sich zur Wehr, ebenso bei weiterem Vordringen Glogau, obwohl am 24. August hier ein Theil des Heeres unbehindert über die Oder ging. Deutsche und Böhmen — denn schon war auch Swatopluk zum Heere gestoßen — schlugen nun vor Glogau ein Lager auf und begannen die Burg zu belagern. Die Besatzung vertheidigte sie tapfer, und bald eilte auch Boleslaw zum Entsatz herbei. Nur ein kleines Heer hatte er in der Eile mit sich führen können, nicht stark genug, um eine Schlacht zu wagen, aber thätig genug, um den Feind unaufhörlich zu beunruhigen. Nachdem die einige Zeit fruchtlos fortgesetzte Belagerung Glogaus aufgegeben war, zogen Heinrich und Swatopluk plündernd auf beiden Seiten die Oder hinauf; sie drangen bis Breslau, bis über Breslau zur Burg Ritschen zwischen Ohlau und Brieg vor. Nirgends ergaben sich die Festen; überall neckte Boleslaw aus dem Hinterhalte mit seinen leicht bewaffneten, fast nackten Polen die schwer gepanzerten Ritter, die auf dem aufgeweichten Boden und in den ungelichteten Wäldern nur mühsam vorwärts kamen. Es machte auf Boleslaw wenig Eindruck, daß ihm Heinrich Krakau zu besetzen drohte; auch die mäßigeren Bedingungen, welche ihm nun angeboten wurden, wies er mit Stolz zurück.

Schon litt Heinrichs Heer schweren Mangel in den unwirthbaren Gegenden; er beschloß endlich den Rückweg anzutreten. Da traf ihn ein unerwarteter Schlag, der sein Mißgeschick steigerte. Bis zum späten Abend hatte er mit dem Böhmenherzog, der am anderen Tage abziehen wollte, Rath gehalten und sich kaum von ihm getrennt, als ihm die Nachricht zuging, daß jener durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen sei. Ein unbekannter Mensch — man glaubte, daß er von den Werschowetzen gedungen sei — hatte sich, als der Herzog seinem Lager zuritt, in sein Gefolge gedrängt und den günstigen Augenblick erspäht, um ihm mit solcher Kraft einen Speer in die Schultern zu schleudern, daß er sogleich todt zur Erde sank. Im Dunkel der Nacht und bei der Bestürzung des Gefolges war der Mörder ohne Mühe entkommen

(21. September). In dem Lager der Böhmen entstand die größte Verwirrung; der König kam selbst am anderen Tage dorthin und suchte den Muth der Krieger, meist waren es Mährer, aufzurichten. Sie wünschten, daß das erledigte Herzogthum auf des Ermordeten Bruder Otto überginge, und der König willfahrte gern ihren Bitten. Swatopluks Heer brach darauf schleunigst auf, um Otto nach Prag zu führen, ehe ein Anderer dort von dem herzoglichen Stuhle Besitz ergreife.

Auch König Heinrich verließ nach kurzer Zeit mit seinem Heere den schlesischen Boden. Wir wissen nicht, wie er den Rückweg nach Sachsen nahm, auf welchem ihm Wiprecht von Groitsch wichtige Dienste geleistet haben soll. Boleslaw verfolgte die Deutschen nicht; es war ihm genug, daß er Schlesien und Polen gerettet hatte. Ohne Schlacht war der Sieg gewonnen; es war ein Krieg beendigt, bei dem es keines Friedens bedurfte. Der junge Held mochte sich seinem glorreichen Vorfahren vergleichen, der in denselben Gegenden im Jahre 1017 dem zweiten Heinrich gegenübergestanden hatte; er hatte Gleiches, ja mit geringeren Mitteln mehr als Boleslaw Chabry erreicht *).

Wie der ungarische, hatte der polnische Krieg König Heinrich keine Lorbeeren eingetragen. Und schon verwickelten sich die böhmischen Verhältnisse abermals in traurigster Weise. Otto hatte in Prag nicht die erwartete Anerkennung gefunden; denn Wladislaw, König Wratislaws dritter Sohn, war schon zu jener Zeit, als Herzog Swatopluk erhoben war, als dessen Nachfolger bestimmt worden, und machte nun seine Ansprüche geltend. Otto selbst trat darauf freiwillig zurück, und am 2. October wurde Wladislaw als Herzog eingesetzt. Aber Swatopluks Tod hatte auch in Boriwoi neue Hoffnungen erregt, und in der That besaß er ein besseres Anrecht auf die Herrschaft, als sein jüngerer Bruder. Dies fühlte auch sein Neffe Boleslaw von Polen, der alsbald zu seinen Gunsten einen Einfall in Böhmen machte. Aber anderen Beistand hatte inzwischen Boriwoi bei seinem Schwager Wiprecht gesucht und erhalten. Der Sohn Wiprechts, gleichen Namens mit dem Vater, hatte Boriwoi ohne auf große Schwierigkeiten zu stoßen bis Prag geleitet. Boriwoi forderte deshalb Boleslaw, dessen Polen im Lande nicht gerade gern gesehen wurden, sofort zur Rückkehr auf; zu früh beraubte er sich dadurch einer bereiten Hülfe.

---

*) Vergl. Bd. II. S. 136–140.

Wladislaw war während dieser Vorgänge von Prag entfernt. Zum 1. Januar von König Heinrich nach Regensburg beschieden, hatte er sich eilig auf den Weg gemacht und wollte das Weihnachtsfest zu Pilsen feiern. Kaum traf ihn hier die Kunde von Boriwois Rückkehr, so eilten seine Boten nach Bamberg, wo der König das Fest verlebte; er versprach Heinrich 500 Mark Silber, wenn er ihm wirksamen Beistand liehe. Zugleich aber stürmte Wladislaw selbst mit den Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, gegen Prag vor. Am 24. December war Boriwoi hier eingezogen, bereits am dritten Tage nachher stand Wladislaw vor den Thoren der Stadt. Der bürgerliche Krieg brach in Böhmen aus, immer gräuelvoll, aber nirgends entsetzlicher, als unter diesem im Parteitreiben ganz verwilderten Geschlecht. Es war ein Glück, daß König Heinrich sich einzuschreiten beeilte. Bereits am 1. Januar 1110 überschritt er die böhmische Grenze, und vor ihm her zogen Markgraf Dietbold und Graf Berengar mit starkem Gefolge nach Prag, geboten Einstellung der Feindseligkeiten und beschieden Boriwoi, Wladislaw, Wiprecht, den Bischof von Prag und die böhmischen Großen sofort nach Rokiczan (unweit Pilsen), wo vor dem Richterstuhl des Königs Böhmens Schicksal entschieden werden sollte. Alle erschienen hier, aber sofort ließ Heinrich Boriwoi und den jungen Wiprecht verhaften und Beide nach der Burg Hammerstein abführen. Wladislaw kehrte, vom Könige belehnt, nach Prag zurück. Schneller, als er Böhmen betreten, verließ Heinrich das Land wieder; er eilte nach Regensburg, wohin er die Fürsten des Reichs beschieden hatte und wo er sie nach wenigen Tagen begrüßte.

Böhmen kam auch jetzt nicht zur Ruhe. Nach der schlimmen Sitte seiner Vorgänger unterließ Wladislaw nicht seine Widersacher, welche dem feindlichen Bruder die Wege bereitet hatten, grausam zu züchtigen. Wer sich schuldig wußte, flüchtete sich deshalb nach Polen, wo auch Sobeslaw, der es immer mit dem älteren Bruder gegen Wladislaw gehalten hatte, damals weilte, während in Böhmen Zbigniew Aufnahme fand. So erhielt sich die Feindschaft zwischen Böhmen und Polen und war um so gefährlicher, als es Wladislaw auch im eigenen Lande nicht an Feinden fehlte, er namentlich mit seinem Vetter Otto von Olmütz, der ihm den Thron abgetreten hatte, binnen kurzer Zeit in traurige Zerwürfnisse gerieth. Noch im Jahre 1110 brach Boleslaw wieder mit einem Heere in Böhmen ein, und mit ihm kam Sobeslaw in das Land. Mit großer Mühe behauptete sich Wladislaw, doch hielt er zuletzt seinen

Gegnern Stand, und bald darauf kam es endlich zu einer Aussöhnung zwischen ihm, seinem Bruder und Neffen. Ein Friede wurde geschlossen, und die Dauer desselben bewirkten zwei schwäbische Frauen; es waren die Töchter des Grafen Heinrich von Berg, Richinza und Salome, von denen die erstere dem Böhmenherzog vermählt war, die andere der Polenherzog heimführte, nachdem ihm seine erste Gemahlin, eine russische dem ungarischen Königshause verwandte Fürstin, ein frühzeitiger Tod entrissen hatte. Eine dritte Tochter des Grafen von Berg reichte wenige Jahre später ihre Hand dem Herzoge Otto von Olmütz, der nun auch zu Wladislaw in ein besseres Verhältniß trat. Ohne Zweifel war der Vermittler dieser Ehen Bischof Otto von Bamberg gewesen, der in Böhmen und Polen gleich großes Ansehen genoß. Die drei Schwäbinnen und Bischof Otto haben den Frieden jener Länder und den deutschen Einfluß im Osten besser gewahrt, als es König Heinrich vermochte.

Die Prätendenten in Böhmen, Polen und Ungarn hielten freilich auch jetzt nicht Ruhe. Als Boriwoi aus Hammerstein entlassen war, kehrte er im Jahre 1117 nach Böhmen zurück, und Wladislaw räumte dem Bruder sogar die Herrschaft ein, indem er sich nur einen Theil Böhmens vorbehielt. Aber der alte Zwist brach von Neuem aus; Boriwoi wurde abermals entsetzt und mußte abermals das Land verlassen; in Ungarn ist er im Jahre 1124 gestorben. Auch mit Sobeslaw konnte Wladislaw kein brüderliches Verhältniß wieder gewinnen. Wiederholt versuchte Sobeslaw sein Heil bei fremden Herren und söhnte sich mit seinem Bruder erst auf dessen Sterbebette unter Vermittelung des Bischofs Otto aus. Sobeslaw gewann nach Wladislaws Tode 1125 die herzogliche Gewalt in Böhmen, der Letzte von König Wratislaws Söhnen, und erst mit seiner Regierung begannen sich in dem tief zerrütteten Lande wieder bessere Verhältnisse zu gestalten.

Schneller hatte Boleslaw durch eine blutige, viel bereute That Ruhe vor dem Bruder gewonnen. Als Friede mit Böhmen geschlossen war, kehrte Zbigniew in die Heimat zurück, trat aber hier mit solchem Stolz auf, daß er sofort neue Besorgnisse bei dem Bruder erregte. In leidenschaftlicher Erregung lieh Boleslaw üblem Rathe sein Ohr und ließ Zbigniew schon am dritten Tage nach seiner Heimkehr ergreifen und blenden; bald darauf fand der Unglückliche sein Ende. Schwer beklagte Boleslaw den Frevel und suchte durch kirchliche Werke seine Schuld zu büßen. Barfuß pilgerte er im Anfange des Jahres 1113 zum Grabe

des heiligen Stephan nach Ungarn, wo Koloman den hohen Pilgrim mit ausgezeichneten Ehren empfing; in tiefster Zerknirschung feierte der Polenherzog dann die Osterzeit am Grabe des heiligen Adalbert zu Gnesen. Der sonst so kampflustige Fürst mied jetzt das Schlachtgetümmel; Jahre vergingen, ehe er den Krieg gegen die Pommern von Neuem begann.

Die Reue Boleslaws hat Koloman nicht von einer ähnlichen Greuelthat abgeschreckt. Almus hatte sich nach dem unglücklichen Kriegszug König Heinrichs auf eine Wallfahrt nach Jerusalem begeben. Nach seiner Rückkehr gedachte er in Ruhe seine Tage in dem von ihm gebauten Kloster Dömos zu beschließen; hier nahm er mit den Seinen Wohnung. Aber Koloman fürchtete auch da noch den Bruder. Im Jahre 1113 ließ er ihn gefangen setzen und blenden; gleiches Schicksal erlitt des Almus fünfjähriger Sohn Bela. Schon im folgenden Jahre starb Koloman, und ihm folgte sein Sohn Stephan II., jugendlichen Alters und jugendlichen Leichtsinns. Schnell gingen die Eroberungen des Vaters in Dalmatien an Venedig verloren; bald gerieth der junge König mit seinen Nachbaren in Oesterreich und Böhmen und mit den russischen Großfürsten in Streit, zuletzt auch mit Byzanz, wohin Almus, dem Kerker entronnen, sich geflüchtet hatte. Almus hat im fernen Exil den Tod gefunden; sein Sohn, der blinde Bela, empfing im Jahre 1131 nach Stephans Tode die Krone Ungarns. Heinrichs Kriegszüge nach dem Osten blieben ohne dauernde Nachwirkung; das Ansehen des Reichs hat er dort nicht herzustellen gewußt.

Vorbereitungen zur Romfahrt.

König Heinrich hat die Prätendenten in den östlichen Reichen ferner weder geschützt noch ihre Unbilden gerächt; er war der fruchtlosen Kämpfe an der Donau und Oder müde. Als er im Jahre 1110 die deutschen Fürsten zu Regensburg versammelt fand, erklärte er ihnen seine Absicht über die Alpen zu ziehen: er wolle die Kaiserkrone in Rom gewinnen, die weiten Länder Italiens wieder fester dem Reiche verbinden, Recht und Gerechtigkeit dort zu Ehren bringen; überall sei er die Kirche nach dem Wunsche des Papstes in ihrem Rechte zu schützen und zu vertheidigen entschlossen. Alle lobten seinen Entschluß und versprachen ihm Beistand; wer sich ein Mann fühlte, glaubte bei einem so mannhaften Unternehmen nicht zurückbleiben zu dürfen.

Schon vorher hatte der König eine große Gesandtschaft an den Papst abgehen lassen; sie bestand aus den Erzbischöfen Bruno von Trier und Friedrich von Köln, dem Bischof Walcher von Cambray, dem Grafen Hermann von Winzenburg und anderen Fürsten; mit ihnen war auch der Kanzler Adalbert, der persönliche Vertraute des Königs, nach Rom gezogen. Während die Rückkehr dieser Gesandtschaft noch erwartet wurde, begann der König bereits in allen Theilen des Reichs mit großer Lebhaftigkeit seine Rüstungen; zur Beschleunigung derselben begab er sich selbst nach Niederlothringen. Hier stellten sich zu Lüttich die Gesandten endlich wieder am Hofe ein. Sie waren freundlich vom Papste empfangen worden; nur das der Kirche nach kanonischem Rechte Gebührende, hatte Paschalis erklärt, verlange er, kein Recht des Königs wolle er antasten; mit aller Freundlichkeit werde er ihn aufnehmen, wenn er sich als ein rechtgläubiger König, als ein Sohn und Schutzherr der Kirche, als ein Freund der Gerechtigkeit erweise. Auch die große Gräfin hatten die Gesandten aufgesucht und bei ihr eine günstige Aufnahme gefunden. Der König war mit den Antworten, die ihm seine Gesandten brachten, völlig zufrieden; seine Getreuen, schrieb er an Otto von Bamberg, hätten ihn überdies wissen lassen, daß die Winterszeit günstig sei, um der römischen Kirche und dem Papste Hülfe zu leisten. Denn vorzüglich unter diesem Gesichtspunkte suchte er, obwohl sein Zerwürfniß mit dem Papste offenkundig war, die Romfahrt darzustellen.

Zu derselben Zeit brachte der König eine andere Angelegenheit zum Abschluß, welche ihn längere Zeit beschäftigt hatte. Er wünschte sich mit Adelheid, der Tochter König Heinrichs von England, zu vermählen. Die Verhandlungen mit dem Vater waren bereits im Jahre 1109 in Westminster zum Abschluß gebracht und ein Vertrag abgeschlossen, in welchem dieser seiner Tochter eine Mitgift von 10,000 Mark Silber aussetzte. Die kaum achtjährige Fürstin kam nun mit großem Gefolge, geleitet von Burchard, einem vertrauten Rathe des Königs, später Bischof von Cambray, nach Deutschland. Zu Lüttich empfing Heinrich die ihm bestimmte Braut und feierte dann zu Utrecht, wo er um Ostern einen Reichstag hielt, feierlich die Verlobung mit dem Königskinde; wie es einem mächtigen Fürsten geziemt, gab er der Verlobten die glänzendste Morgengabe. Die normannischen Ritter, die sie begleiteten und die in den deutschen Ländern ihr Glück zu machen hofften, entließ er alsbald mit an-

gemessenen Geschenken; denn er und die Deutschen versprachen sich wenig Gutes von diesen anspruchsvollen Gästen. Am 25. Juli 1110 wurde die Braut des Königs zu Mainz feierlich gekrönt; es geschah durch Friedrich von Köln, da der erzbischöfliche Stuhl von Mainz seit dem Tode Ruthards (2. Mai 1109) erledigt war. Nach der trefflichen Editha war Adelheid oder Mathilde, wie man sie nachher in Deutschland nannte, die erste englische Fürstin, welche die deutsche Königskrone trug; als Kind in unsere Gegenden gekommen, nahm sie leicht Sprache und Sitte unseres Volkes an.

Heinrich setzte indessen ununterbrochen seine Rüstungen zur Romfahrt fort. Auf dem Reichstage zu Utrecht hatte er bereits die dort anwesenden Fürsten zu dem Unternehmen verpflichtet, andere hatte er zu sich nach Speier beschieden, wo er in der Mitte des Augusts mit ihnen tagen wollte. Manches beunruhigte damals die Gemüther. Ein Komet, der fast sechs Monate am Himmel stand, sollte auf schwere Zeiten deuten, und schwere Zeiten kamen wenigstens über Nordelbingen. Nachdem seit Jahren Fürst Heinrich, Godschalks Sohn, im Bunde mit den sächsischen Herzogen den wendischen Raubzügen gewehrt hatte, brachen im Frühjahre 1110 große Schaaren plündernd in das Land ein, und im Kampf gegen sie verlor Graf Gottfried, dem noch Herzog Magnus den Schutz der deutschen Ansiedler hier übertragen hatte, das Leben. Ohne zu zögern überzog darauf Herzog Lothar mit Heeresmacht das feindliche Land, strafte den Friedensbruch und nahm neun Burgen der Wenden ein. Dann kehrte er heim und verlieh die Grafschaft in Nordelbingen dem tapferen Adolf von Schauenburg. Unheil über Unheil wollte man in den Zeichen am Himmel finden, aber was Andere schrecken mochte, hemmte den König nicht. Unermüdlich betrieb er die Vorbereitungen für seinen Kriegszug und sparte nicht große Summen, um sein Heer zu verstärken. Die meisten Fürsten boten ihm willig die Hand; selbst der Böhmenherzog verpflichtete sich ihm dreihundert wohlbewaffnete Ritter unter seinem jungen Neffen Bretislaw zu senden. Auch geistlichen Beistand nahm der König in Anspruch. Den Abt Pontius von Cluny, einen ihm verwandten Mann, der vor Kurzem nach Hugos Tode die Leitung der Congregation übernommen hatte, forderte er zu Gebeten auf für die Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Reich und für die Nachgiebigkeit des Papstes in Bezug auf die königlichen Rechte.

Unmittelbar nach dem Speierer Tage brach der König auf. Mit einem Theile seines Heeres zog er selbst den Rhein hinauf, dann auf Lausanne zu und überstieg am großen Bernhard die Alpen; die anderen Kriegsschaaren nahmen den Weg über den Brenner durch das Etschthal. Mit größerer Macht und unter günstigeren Umständen stieg Heinrich nach Italien hinab, als jemals sein unglücklicher Vater. Den Investiturstreit, welcher so lange die Welt beunruhigt, getraute er sich, gestützt auf sein stattliches Heer, zum Vortheile des Reichs endlich wohl oder übel zu beenden. Die große Zeitfrage schien ihm reif zur Entscheidung.

Mit gespanntem Blick pflegt die Welt die Anfänge eines jugendlichen Regenten zu verfolgen. Vier Jahre herrschte Heinrich nun unbestritten in Deutschland; Zeit genug zu Erwägungen, was man von ihm zu hoffen, was zu befürchten hatte. Viel hatte er angegriffen, wenig noch durchgeführt. Mit Strenge war er hier und da gegen Räuber und Mörder eingeschritten; im Jahre 1107 hatte er zwei Raubburgen in Thüringen und zwei andere in Lothringen zerstört, dann einen Menschen enthaupten lassen, der sich gegen das Leben des Bischofs von Utrecht verschworen. Aber von der Aufrichtung eines neuen allgemeinen Reichsfriedens hören wir nicht; wenn der innere Friede in Deutschland weniger gestört war, als in früheren Zeiten, so lag der Grund wohl hauptsächlich darin, daß viele Veranlassungen beseitigt waren, welche den Bürgerkrieg so lange immer von Neuem genährt hatten. Gegen die äußeren Feinde des Reichs hatte Heinrich eine nicht geringe Rührigkeit an den Tag gelegt. Robert von Flandern und die Böhmen hatte er so im Gehorsam erhalten; die Unternehmungen gegen Ungarn und Polen waren aber fast eilfertiger aufgegeben, als schnell ergriffen. Diese Kriege, in denen es gar nicht zu ernsten Kämpfen kam, hatten dem Könige wenig Ruhm gebracht. Mit Recht stieß man sich daran, daß er einem christlichen Fürsten, der im Kampfe gegen heidnische Stämme lag, ohne genügenden Grund in das Land fiel; man tadelte überdies, daß er Prätendenten, deren Ansprüche sehr zweifelhaft waren, seinen Beistand lieh. Die deutschen Fürsten waren ohne innere Theilnahme für diese Händel, in denen sich mehr hastiger Thatendrang und gewaltthätige Habgier des Königs, als ein fester und auf hohe Ziele gerichteter Sinn, zu erkennen gab.

Die leidenschaftliche Härte des Königs blieb nicht lange den Fürsten verborgen. Gegen seine früheren Gegner erwachte leicht der alte Groll.

So lieh er der Anklage, welche Graf Heinrich von Limburg im Anfange des Jahres 1109 auf einem Fürstentage zu Frankfurt erhob, daß der rheinische Pfalzgraf Siegfried hochverrätherische Absichten gegen König und Reich hege, williges Gehör und übergab den Pfalzgrafen dem Bischof von Würzburg zur Bewachung; erst drei Jahre später schenkte er ihm auf die Bitte der Fürsten die Freiheit wieder. Vielleicht war es ebenfalls Heinrich von Limburg, der seinen alten Nebenbuhler Herzog Gottfried um die Gunst des Königs zu bringen suchte. Die Fürsten benutzten das englische Königskind, um Gottfried zu retten; die kleine Braut mußte für den Lothringerherzog ihre erste Fürbitte einlegen. Wenige Männer standen dem Könige im Anfang seiner Regierung näher, als Wiprecht von Groitsch, und doch hatte auch er die Härte des neuen Herrschers zu fühlen, als sein Sohn und Schwager nach Hammerstein in engen Gewahrsam gebracht wurden. Kaum milder, als gegen die weltlichen Herren, verfuhr der König gegen den Klerus. Mit welcher Willkür er die Bisthümer besetzte, sah Jedermann, und nicht minder willkürlich verfügte er über die Abteien; in Fulda setzte er im Jahre 1109 den Abt ab und übergab das reiche Kloster einem ihm vertrauten Mönch, Ernulf mit Namen. Den Bürgerschaften zeigte Heinrichs Verfahren in Cambray, was sie, wenn seine Macht erstarkte, von ihm zu erwarten hatten.

Niemand wird bezweifeln, daß ein trotz seiner Jugend so rücksichtslos durchgreifender Regent Groll in vielen Gemüthern erweckte. Aber man fürchtete ihn und gehorchte, wenn man auch murrte. Selbst die am meisten den Gregorianischen Ideen zugethanen Kirchenfürsten bewiesen ihm ihre Ergebenheit, obwohl ihnen kaum entgehen konnte, wie wenig er in Wahrheit Devotion gegen die Kirche hegte. Wenn er mit Gebhard von Konstanz, Otto von Bamberg und ihren Geistesverwandten ein friedliches Benehmen erhielt, so leitete ihn dabei die Klugheit; nicht von weitem war er deshalb ein Recht des Reiches aufzugeben gewillt. Nur als Werkzeuge wollte er diese Männer benutzen, um den Papst hinzuhalten und schließlich seine Absichten zu ertrotzen, während sie an der Ueberzeugung festhielten, durch ihre Vermittelung ein gütliches Abkommen zwischen Kirche und Reich endlich doch noch zu ermöglichen, und deshalb bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit und darüber hinaus gingen. In vermittelndem Sinne suchte vornehmlich Bruno von Trier, welchen die Fürsten dem jungen Könige

zur Seite gestellt hatten, auf die Angelegenheiten des Reichs zu wirken. Aber sein Ansehen wurde von Tag zu Tag mehr durch den ehrgeizigen Kanzler Adalbert herabgedrückt, welcher das volle Vertrauen des Königs genoß; seit Jahr und Tag war dem Kanzler auch bereits das erledigte Erzbisthum Mainz versprochen und seine Wahl bewirkt worden. Wenn sich Erzbischof Bruno mit besonderer Zärtlichkeit der jungen Braut des Königs annahm, so hoffte er wohl durch sie den Boden wieder zu gewinnen, welchen ihm die List des Kanzlers entzogen hatte.

Wie unerfreulich die Zustände in manchem Betracht waren, darf man doch nicht vergessen, daß das Reich geeinigter war, als seit Jahrzehnten, daß das Königswort wieder galt, daß die deutschen Fürsten die Interessen des Reichs als gemeinsame anerkannten. Großes glaubte der König jenseits der Alpen zu erreichen, was ihm nicht nur Glanz bei der Mitwelt verleihen, sondern auch Nachruhm bei den spätesten Geschlechtern sichern würde. Er führte als Herold seiner Thaten seinen Kapellan David mit sich, einen Schotten, der früher Vorsteher der Schule in Würzburg gewesen war und später zum Bischof von Bangor in Wales erhoben wurde. David beschrieb des Königs Romfahrt; wir besitzen leider sein Buch nicht mehr, aber wir wissen, daß er, obwohl er nach Herolds Weise das Lob seines Herrn laut genug verkündigte, mit seinem Panegyricus wenig Glauben fand.

Als sich der König im September 1107 in Goslar aufhielt, war ihm ein besonderes Glück widerfahren. In sein Schlafgemach schlug der Blitz ein und fuhr an der Wand zu Häupten des Lagers nieder; aus des Königs Schild, der dort lag, wurden mehrere Nägel herausgesprengt, die Spitze des Schwertes an seiner Seite schmolz, dennoch blieb er selbst unversehrt. Wie Andere, mag er damals geglaubt haben, daß er ein erwählter Liebling des Glücks sei und nicht vor Schlägen zu beben habe, die andere Sterbliche niederschmettern. Nicht den Wetterstrahl hatte er zu fürchten, wohl aber die Strafe der Gewaltthaten, durch welche er die Macht gewonnen hatte und sie zu behaupten gedachte.

2.

Italien und das Papstthum unter dem Zwange.

Wenn Freiheit ohne Einigkeit stark machte, hätte Italien von dem jungen König, der jetzt mit Heeresmacht über die Berge kam, wenig zu fürchten gehabt. Seit mehr als zehn Jahren war die kaiserliche Autorität südlich der Alpen fast nicht mehr geübt. Die Marken von Verona und Istrien standen in unmittelbarer Verbindung mit Deutschland, in Ancona und im Herzogthum Spoleto behauptete sich mit nicht geringer Energie der Schwabe Werner als kaiserlicher Statthalter: sonst machte sich die deutsche Herrschaft in den Ländern Italiens kaum noch fühlbar.

Die Italiener hatten die Zeit der Freiheit nicht ungenützt gelassen. Die Bürgerschaften in der Lombardei und in Tuscien hatten ihre republikanischen Einrichtungen befestigt, ihre Territorien erweitert, zugleich der hohe Adel seine Lehnsherrschaften abgeschlossen und gesichert; die große Gräfin beherrschte ein glänzendes Fürstenthum mit factisch selbständiger Gewalt, und andere einheimische Fürsten bemühten sich nicht ohne Glück Gleiches wie sie zu erreichen. Italien, das reichste Land des Occidents, bot unermeßliche Hülfsquellen zur Vertheidigung gegen jeden Angriff von außen, hätte sich nur eine Macht gefunden, stark genug, um seine Kräfte zur Abwehr eines Feindes, der die gewonnene Macht Aller in gleicher Weise bedrohte, zu sammeln und zu leiten.

Eine solche Macht fehlte. Mathilde war alt geworden; ihre Devotion gegen Rom war dieselbe geblieben, aber ihr kriegerischer Muth gebrochen. Kaum hat sie je daran gedacht, den Kampf, den sie siegreich gegen den Vater durchgeführt hatte, gegen den Sohn zu erneuern. Mailand mochte kräftig genug sein, um sich selbst zu schützen, aber darüber hinaus reichte seine Macht nicht; nicht einmal einen Städtebund, wie in den Zeiten Heinrichs IV., würde es jetzt haben bilden können. Es gab kein gemeinsames Ziel für die in rascher Entwickelung stehenden Communen; jede suchte nur sich zu sichern und für sich zu sorgen, um das Gedeihen anderer unbekümmert, ja rücksichtslos jedes Recht anderer verletzend. Lucca stand mit Pisa im Kampfe, Mailand in einer erbitterten Fehde gegen Lodi, Cremona und andere Städte. So lebten die Communen in Uneinigkeit mit einander, zugleich häufig im Streit mit ihren Bischöfen und den benachbarten Fürsten.

Am wenigsten war Papst Paschalis der Mann das zwieträchtige

Volk Italiens zu einigen. In seiner eigenen Herrschaft stets bedroht, hat er nicht einmal den Versuch für Italien einzutreten gemacht. Als er sich gegen Ende des Jahres 1108 von Benevent nach Rom endlich zurückzukehren entschloß, stand die ganze Campagna und das Sabinerland im Aufstande; Ptolemäus von Tusculum selbst hatte sich ihm angeschlossen; in Rom hielt Stefano Corso mit seinem Anhange das Capitol besetzt. Nur mit normannischen Schaaren, welche der Herzog von Gaeta Richard von Aquila *) führte, wagte der Papst sich in sein Land; mit ihrer Hülfe brachte er die Burgen der Aufständischen in der Campagna zur Uebergabe, gewann er endlich auch in Rom selbst die Oberhand. Die Burgen der Corsen auf dem Capitol wurden erstürmt; Stefano unterwarf sich und gab dem Papste zurück, was er der römischen Kirche entzogen hatte. So wurde endlich ein Friedenszustand in der Stadt und ihrem Gebiet wieder hergestellt, wie man ihn lange entbehrt hatte. Kaum Herr wieder in Rom, empfing der Papst die Gesandten, welche ihm die Absicht des Königs zu seiner Kaiserkrönung nach Rom zu kommen kund gaben. Wie ihre Botschaft auch über die zwischen Kirche und Reich schwebenden Streitfragen gelautet haben mag, Paschalis konnte darüber nicht mehr in Zweifel sein, daß der König das Investiturrecht nicht gutwillig aufgeben würde: dennoch ertheilte er den Gesandten eine nicht ungünstige Antwort und eröffnete Aussichten auf eine Ausgleichung des Streits.

Unter solchen Umständen mußte es Verwunderung erregen, daß der Papst auf einer Synode, welche er am 7. März 1110 im Lateran eröffnete, nicht nur die Bestimmungen der Synode zu Troyes erneuerte, sondern überdies Alle, welche durch Gewalt oder gütliche Mittel die kanonische Besetzung der Kirchenämter hinderten, für Tempelschänder, und alle Kleriker, welche durch Tempelschänder auf solche Weise erhoben würden, der Excommunication verfallen erklärte. So vieldeutig die Verordnung schien, war ihre Beziehung auf Heinrich kaum zweifelhaft; um so weniger, als der Papst bald darauf nach Unteritalien ging, um sich des Beistandes der normannischen Fürsten für den Fall eines Angriffs zu versichern. Trotz der freundlichen Verhandlungen mit König Heinrich schien Paschalis nur auf Maßregeln zu denken, um sich und die Kirche gegen Gewaltthaten zu sichern.

*) Das Herzogthum von Gaeta war damals eine vom Fürstenthum Capua abhängige Lehnsherrschaft.

Die Normannen ließen es an Hülfszusagen nicht fehlen, doch mochte der Papst selbst fühlen, daß er feste Stützen in ihnen kaum finden würde. In Capua war im Jahre 1106 auf Richard II. sein Bruder Robert I. gefolgt, ein rücksichtsloser und habgieriger Fürst. Mit Gewalt hatte Robert seine Macht in der Stadt wieder befestigt, mit Gewalt suchte er sein Fürstenthum zu erweitern: einen uneigennützigen Beistand hatte der Papst von ihm nicht zu erwarten. Herzog Roger von Apulien führte ein schwaches Regiment, theils durch Aufstände der Barone, theils durch seinen unruhigen Stiefbruder Bohemund gehemmt. Denn der Fürst von Antiochia war, nachdem er sich aus der Gefangenschaft der Türken gelöst hatte (S. 711), nach dem Abendlande geeilt, um Geld und Mannschaft für einen neuen Kreuzzug zu gewinnen. Sein Aufruf hatte besonders in Frankreich Wiederhall gefunden, wo er sich mit einer Tochter König Philipps vermählte. Die dort gesammelten Schaaren hatte er zunächst in seine apulischen Gebiete geführt und dort vermehrt, war aber mit ihnen dann nicht nach dem gelobten Lande, sondern nach Epirus gezogen, um hier gegen seinen alten Gegner Kaiser Alexius den Kampf zu erneuern. Mit Hülfe der Venetianer hatte indessen der Kaiser den Angriff zurückgewiesen und Bohemund zu einem Frieden genöthigt, in welchem er die Länder der Griechen nicht mehr anzugreifen gelobte, während Alexius alle Kreuzfahrer, welche durch seine Länder zögen, zu unterstützen versprach (1108). Seitdem waren Bohemunds Gedanken wirklich auf den neuen Kreuzzug gerichtet, zu dem er ausgedehnte Rüstungen machte; weder er noch Roger dachten daran, sich jetzt in einen Kampf gegen Heinrich zu verwickeln. Auch Sicilien konnte dem Papste keine Hülfe bieten. Der große Graf Roger war bereits im Jahre 1101 gestorben, und seine Herrschaft hatte ein unmündiger Knabe, welcher den Namen des Vaters trug, überkommen. Adelheid von Montferrat, die Mutter des Knaben, führte das Regiment, oder vielmehr in ihrem Namen ihr übermüthiger Günstling Robert von Burgund. Mit sicilischem Golde hat Adelheid den Papst in mancher Bedrängniß unterstützt; ihn gegen die Deutschen zu schützen, lag außer ihrer Macht. So boten die Fürsten des Südens dem Papste wenig Rückhalt, wenn er selbst bedrängt werden sollte, und die Kräfte des nördlichen Italiens für sich zu gewinnen hatte Paschalis nicht einmal versucht. Was konnte es da nützen, daß er sich von den römischen Herren den Eid der Treue erneuern ließ? Es war ja offenbar, daß ein großer Theil des

städtischen Adels doch niemals ernstlich zum Schutze der päpstlichen Macht mitwirken würde.

König Heinrich verkündigte, als er seine Rüstungen betrieb, daß er als Beglücker Italiens, als Freund der römischen Kirche ausziehen werde. Aber wer hätte nicht gewußt, daß er zur Herstellung der deutschen Herrschaft in der Halbinsel des Apennin die Waffen ergriff? Und wer hätte in dieser Herstellung nicht für die Selbständigkeit der Städte, des Papstthums, der Normannenherrschaften Gefahren sehen sollen? Alle fürchteten, und doch dachte Niemand an gemeinsamen Widerstand; als sichere Beute schien sich Italien selbst dem Könige preiszugeben.

Unbehindert zog der König vom Paß des großen Bernhard gegen Ivrea, unbehindert stiegen die Fürsten vom Brenner in das Etschthal hinab. Novara wollte dem Könige bei weiterem Vorrücken nicht die Thore öffnen, büßte aber seine Unbotmäßigkeit schwer; die Mauern und Häuser der Stadt wurden Anderen zum warnenden Beispiele bis auf den Grund zerstört. Auch die Fürsten brachen auf ihrem Marsche einige Burgen, von denen sie aufgehalten wurden; aber sie so wenig, wie der König, begegneten bis zum Po irgendwo einem Feinde im offenen Felde. Unter Jubelruf vereinigten sich beide Heere auf den Roncalischen Feldern, wo es bereits Sitte war die große Heerschau bei der Romfahrt zu halten*). An einem Pfahle wurde das königliche Schild Allen sichtbar erhöht, und der Reichsherold rief die Vassallen des Reichs zur nächsten Nachtwacht am Königszelt auf; derselbe Ruf erging dann weiter an die Vassallen der einzelnen Fürsten von ihren Herolden. Wer bei der Nachtwacht von den zur Fahrt Entbotenen nicht erschien, wurde am folgenden Tage noch einmal vorgefordert; zeigte er sich auch dann nicht, so wurden ihm seine Lehen genommen. Es ergab sich, daß 30,000 Ritter von den Alpen herabgestiegen waren; wohlgerüstete, glänzende Schaaren, denen sich zahlreiches Fußvolk und ein endloser Troß anschloß.

Nach wenigen Tagen ging man über den Po und lagerte bei Piacenza. Diese Stadt, lange ein Mittelpunkt der Patarener, scheint zuerst einigen Widerstand versucht zu haben, gab ihn aber bald auf; auch die anderen lombardischen Städte mit Ausnahme von Mailand und Pavia hielten Unterwerfung für räthlich und schickten dem Könige Geschenke. Zugleich eilte fast der ganze lombardische Adel in das Lager des Königs.

---

*) Vergl. Bd. II. S. 513. 514.

Mehr und mehr erweiterten sich die Räume desselben, so daß sie kaum noch zu übersehen waren. Wenn in der Nacht vor allen Zelten die Fackeln angezündet wurden und ein Flammenmeer durch die weite Ebene zu wogen schien, erregte der Anblick zugleich die Bewunderung und den Schrecken Italiens.

Drei Wochen lag der König bei Piacenza, dann brach er nach Parma auf, wo ihn Boten trafen, welche er an die große Gräfin gesandt hatte. Der über die große Gräfin verhängten Reichsacht wurde nicht mehr gedacht; Heinrich behandelte sie wie eine Fürstin, die ihm durch Blutsverwandtschaft nahe stand. Die Boten brachten erwünschte Antwort zurück; denn Mathilde, welcher sie zu Bianello begegnet waren, hatte ihre Verpflichtungen gegen das Reich anerkannt, wenn sie auch um Entbindung von der Heeresfolge gebeten hatte. Es war dem Könige genug, wenn sie nicht feindliche Gesinnungen zeigte; daß sie sich seinem Heere nicht anschließen wollte, konnte seinen Absichten eher förderlich als nachtheilig sein.

Als das Heer im November von Parma aufbrach und auf den Apennin seinen Marsch richtete, trat die Regenzeit ein. Unter unsäglichen Beschwerden, unter schweren Verlusten an Rossen und an Gepäck zog man weiter; nur sehr langsam rückte man aus der Stelle. Der alten Frankenstraße folgend, hatte man den Paß am Monte Bardone zu übersteigen, stieß aber hier auf unerwarteten Widerstand. Die Burg Pontremoli, welche auf steiler Höhe belegen den Paß schließt, hemmte den Fortschritt des Heeres; sie mußte erst bezwungen werden, ein Werk saurer und langer Arbeit. Im Anfange December stieg endlich das Heer in die Ebene von Toscana hinab und nahm seinen Marsch nach Pisa. Die reiche und mächtige Stadt lag damals, wie erwähnt ist, mit Lucca im Kampfe und hatte gegen ihre alte Nebenbuhlerin schon mehrere Schlachten geschlagen; der König entschied den Streit zu Gunsten Pisas und gewann sich dadurch den nicht gering anzuschlagenden Beistand dieser Commune für seinen weiteren Zug. Noch immer hatte man mit dem Wetter zu kämpfen — sieben Wochen lang hielt der Himmel die Schleusen geöffnet —, erst als man kurz vor Weihnachten nach Florenz kam, verzogen sich die verderblichen Regenwolken. Mit um so größerer Freude feierte man das Fest in der damals aufblühenden Stadt am Arno.

Gleich nach Weihnachten verließ der König Florenz und zog nach Arezzo. Man ließ ihn in die Stadt ein, in welcher gerade ein erbitterter Streit zwischen dem Klerus und der Bürgerschaft ausgebrochen war; jener hatte den Bischofssitz nach der Kirche des heiligen Donatus

außerhalb der Stadt verlegen wollen, diese hatte sich widersetzt und jene Kirche zerstört. Der König nahm sich des Klerus gegen die Bürgerschaft an, aber die Bürger wollten deshalb nicht nachgeben; sie schlossen dem Könige die Burg der Stadt, gewillt ihr Recht gegen ihn sogar mit den Waffen zu schützen. In der That mußte der König erst mit Gewalt ihre Hartnäckigkeit bewältigen; die Burg wurde darauf bis auf den Grund zerstört. Dieser Handel hielt den König längere Zeit bei Arezzo auf; noch am 19. Januar 1111 war er in der Stadt.

Nirgends in Tuscien hatte der König weitere Widersetzlichkeit zu besorgen; sein Blick war schon allein auf Rom und den Papst gerichtet. Noch von Arezzo aus schickte er Gesandte nach der Kaiserstadt. Sie überbrachten ein Schreiben an das römische Volk, in welchem der König erklärte: gleich nach seinem Regierungsantritte habe er Rom, den Sitz des Kaiserreichs, aufsuchen wollen, sei aber bisher durch die Wirren in Deutschland daran gehindert worden; nachdem er dieselben beigelegt und auch in Italien, dem uneinigsten und zerrissensten Lande der Welt, Frieden und Eintracht hergestellt habe, nahe er sich jetzt der Stadt, wie seine früheren Gesandten es versprochen hätten und wie er selbst dazu aufgefordert sei, um von dem römischen Volke und der römischen Kirche Alles, was ihm gebühre, zu empfangen, dagegen Beiden Alles zu gewähren, worauf sie Anspruch hätten; er wolle die Römer erhöhen, ehren und bereichern, wie ein Lehnsherr seine Getreuen, ein Vater seine Söhne, ein Bürger seine Mitbürger. Er ließ die Römer auffordern ihm Gesandte zu schicken, mit denen er, was ihrem gemeinsamen Vortheile diene, in Berathung nehmen könne. Auch dem Papste ließ der König zugleich sein Anrücken melden, erbot sich zu einem billigen Vergleiche, um den Streit zwischen Reich und Kirche zu schlichten, und beanspruchte die Krönung in St. Peter.

Die zurückkehrenden Gesandten trafen den König bereits in Aquapendente auf dem halben Wege nach Rom; sie begleiteten römische Abgeordnete, welche Versicherungen der Ergebenheit von Seiten der Bürgerschaft überbrachten. Zugleich erfuhr der König, daß der Papst sich zu einer Verständigung bereit zeige und die Absendung einiger königlichen Bevollmächtigten wünsche, um mit ihnen einen Vergleich festzustellen, nach dessen Abschluß er die Krönung vollziehen werde. Der König schickte darauf seinen Kanzler Adalbert ab, mit ihm vier ritterliche Männer, die Grafen Hermann von Winzenburg, Friedrich von Arnsberg,

Gottfried von Calw und den Truchseß Folkmar; in Begleitung der römischen Gesandten eilten diese nach Rom, während das Heer langsam weiterrückte und nach einigen Märschen bei Sutri ein Lager aufschlug; schon am zweiten Tage konnte es von hieraus in Rom einrücken.

Die Verhandlungen führten indessen in Rom zu dem unerwartetsten Resultate. Der Papst hatte, als der König näher und näher zog, als ihm kein Zweifel blieb, daß derselbe mit bewaffneter Hand das Investiturrecht beanspruchen würde, die normannischen Fürsten zur Hülfe gerufen, aber seine Boten hatten Worte statt Heere zurückgebracht. Da er nun überdies nicht mit Unrecht dem römischen Adel höchlich mißtraute, sah er sich jedes Schutzes gegen den König und sein Heer beraubt und völlig verlassen. In dieser Noth mußte er entweder das Investiturrecht, welches der König hartnäckig beanspruchte, ihm einräumen — und dies war der offene Bruch mit den von der römischen Kirche und ihm selbst unter so vielem Blutvergießen durch ein Menschenalter vertheidigten Principien — oder er mußte kraft seiner geistlichen Omnipotenz die kirchlichen Oberen zur Aufgabe aller jener Regalien zwingen, mit welchen die Kaiser bisher jenes Recht begründet hatten. Geschah das Letztere, so konnte allerdings Heinrich die Investituren nicht länger beanspruchen, aber es war klar, daß damit eine vollständige Revolution aller Verhältnisse des Kaiserreichs und der abendländischen Kirche eintreten mußte. Das geistliche Fürstenthum war bisher eine der stärksten Säulen gewesen, auf welcher das Kaiserthum, auf welcher alle staatlichen und kirchlichen Zustände des Abendlandes, auf welcher endlich das Papstthum selbst ruhte. Nicht mit den Principien eines Menschenalters, sondern mit der Tradition dreier Jahrhunderte, mit welcher alles Bestehende fest verbunden war, hatte die römische Curie dann zu brechen.

Nimmermehr konnte sich der Papst verhehlen, welche Opfer er den kirchlichen Oberen zumuthete, wenn sie ihre fürstliche Stellung, ihre wichtigsten Rechte, ihre reichsten Einnahmen aufgeben sollten. Sie mußten dies nach den Vorstellungen der Zeit als einen Tempelraub empfinden, wie niemals ein ähnlicher begangen sei; vor Allem die deutschen Bischöfe, die am schwersten betroffen wurden. Denn in Italien hatte der Investiturstreit die merkwürdige Folge gehabt, daß die Bischöfe ihre Hoheitsrechte zum großen Theil eingebüßt hatten; was die Kaiser ihnen an solchen einst in Fülle gewährt, hatte meist die siegreiche Pataria ihnen bereits entrissen und auf die Bürgerschaften übertragen. In Deutschland

standen die Bischöfe dagegen damals in dem vollen Glanze fürstlicher Autorität, und kein Gedanke lag ihnen ferner, als gutwillig die langsam und mühsam gewonnenen Regalien aufzugeben. Wollte der Papst sie ihnen dennoch entziehen, und traute er sich die Macht zu, die zu einem solchen gewaltigen Unternehmen erforderlich war?

Wunderbar genug, Paschalis glaubte in seiner Verzweiflung eher alle Consequenzen des gewagtesten Entschlusses auf sich nehmen zu sollen, als daß er Kirchengesetze opferte, die zwar ziemlich neuen Datums waren, in denen aber seine und seiner Gesinnungsgenossen Gedanken einmal gipfelten, und zu seinen Gesinnungsgenossen gehörte auch die Mehrzahl der Cardinäle. Als daher die Bevollmächtigten des Königs vor dem Papste erschienen und die Investituren für ihren Herrn mit aller Entschiedenheit in Anspruch nahmen, da das Reich ohne die Lehnspflicht der geistlichen Fürsten, nachdem die früheren Könige fast alles Reichsgut und alle Regalien ihnen zu Lehen gegeben, nicht bestehen könne, erklärte der Papst ihnen unverzüglich: Alles, was dem Reiche gehört habe, werde der König zurückempfangen und behalten; der Klerus habe sich fortan mit den Zehnten und frommen Schenkungen der Kirche zu begnügen. Die Bevollmächtigten des Königs erhoben dagegen die Einsprache, daß der König nie der Kirche einen so gewaltigen Verlust an längst erworbenen Rechten zugemuthet habe oder zumuthen werde; sie erhoben auch gegen die Ausführbarkeit einer so durchgreifenden Veränderung ernste Bedenken. Aber der Papst betheuerte, daß er dem Könige und dem Reiche alle Regalien zurückstellen und Jeden mit dem Banne strafen werde, welcher sich seiner Anordnung widersetzen würde. Werde dies durchgeführt, erklärten endlich die deutschen Unterhändler, so sei der König den Investituren zu entsagen entschlossen. So kam man überein, daß die Krönung am Sonntag den 12. Februar vollzogen und am Tage der Krönung selbst die feierliche Entsagung auf die Investitur von Seiten des Königs, auf die Regalien von Seiten des Papstes stattfinden solle.

Am 4. Februar wurde in der Kirche von S. Maria in Turri in der Leostadt das Geschäft zwischen den königlichen Gesandten und einigen päpstlichen Bevollmächtigten, unter denen auch der mächtige Pier Leone war, zum völligen Abschluß gebracht. Zwei Urkunden stellte man aus, die eine die Zusagen des Königs, die andere die des Papstes enthaltend; jene wurde von den königlichen Gesandten, diese von Pier Leone beschworen. Wir kennen den Wortlaut beider Urkunden

und ersehen daraus, mit wie großem Mißtrauen man von beiden Seiten verfuhr.

Der König — so wurde von seinen Abgesandten zugestanden — wird am Tage seiner Krönung öffentlich vor Klerus und Volk der Investitur bei allen Kirchen schriftlich entsagen und, nachdem der Papst ihm die Regalien übergeben, eidlich geloben, niemals die Investitur wieder an sich zu ziehen und alle kirchlichen Besitzungen freizugeben, welche nicht offenkundig dem Reiche gehört haben. Das Patrimonium und die Besitzungen des h. Petrus wird der König dem Papste zurückstellen und überlassen, wie es Karl, Ludwig, Heinrich und andere Kaiser gethan haben, und wird alle diese Besitzungen ihm bewahren helfen. Die Würde, Leben, Leib und Freiheit des Papstes wird er weder selbst antasten noch durch seine Getreuen antasten lassen, auch Pier Leone oder Andere, die für den Papst Bürgschaft übernehmen, nicht beschädigen. Zwölf Fürsten des deutschen Reichs nach der Bestimmung des Papstes und der Kanzler Adalbert werden für diese Zusagen als Bürgen eintreten; sie werden dem Papste eidlich Sicherheit für seine Würde, Leben, Leib und Freiheit geloben und sich, wenn der König sein Versprechen nicht halten sollte, mit ihrer ganzen Macht dem Papste und der römischen Kirche zu Gebot stellen. Am nächsten Donnerstag (9. Februar) wird ferner der König fünf deutsche Fürsten dem Papste als Geiseln stellen; die Geiseln, die er dagegen vom Papste empfängt, wird er am 12. Februar zurückgeben, selbst in dem Falle, daß die Krönung unterbleiben sollte; schließlich wurde noch den Gesandten des Papstes besondere Gewähr für ihre Sicherheit geleistet. Alle diese Zusagen, so bekräftigten die Gesandten eidlich, werde der König am nächsten Donnerstag selbst beschwören und durch zwölf Fürsten beschwören lassen, auch getreulich, wenn der Papst seine Versprechungen halte, in Ausführung bringen.

Dagegen beeidigte Pier Leone im Namen des Papstes, daß sein Herr, wenn der König die gemachten Zusagen erfülle, am Krönungstage den anwesenden Bischöfen gebieten werde, alle Regalien dem Könige und dem Reiche zurückzugeben, welche in den Zeiten Karls, Ludwigs, Heinrichs und ihrer Nachfolger zum Reiche gehört hätten, ferner werde der Papst schriftlich unter dem Bann nach seiner Autorität und dem Rechte verbieten, daß die anwesenden oder abwesenden Bischöfe und ihre Nachfolger je wieder die Regalien in Anspruch nähmen, als da seien Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münze, Zölle, Märkte, Reichsvogteien,

Zehntgerichtsbarkeiten, Reichshöfe, Reichsmannschaften und Reichsburgen, auch der Papst selbst werde diese Regalien von König und Reich niemals wieder beanspruchen und durch ein Privilegium jenen und seine Nachfolger gegen alle Belästigungen durch spätere römische Bischöfe schützen. Der Papst wird den König — so hieß es weiter — feierlich und ehrenvoll empfangen, ganz nach der bei den früheren Kaisern beobachteten Ordnung die Krönung an ihm vollziehen und ihm sein Reich bewahren helfen. Erfüllt der Papst diese Versprechungen nicht, so wird Pier Leone mit aller seiner Macht zum Könige halten. Die vom König gestellten Geiseln werden am Tage nach dem für die Krönung bestimmten Termine zurückgegeben werden, selbst wenn durch Schuld des Papstes die Krönung nicht zum Vollzug kommen sollte. Endlich gelobte noch Pier Leone persönlich einige seiner nächsten Angehörigen als Geiseln zu stellen, damit die feierliche Procession zum Lateran bei der Engelsburg und auf der Brücke nicht gehemmt werde und ungestört stattfinden könne.

Mit diesen Urkunden kehrten die königlichen Gesandten, begleitet von Abgeordneten des Papstes, nach Sutri zurück. Hier leistete am 9. Februar der König den Schwur, der von ihm verlangt war, ebenso die zwölf Fürsten und der Kanzler Adalbert. Ohne Verzug brach dann der König auf; am 11. Februar stand er mit seinem Heere am Monte Mario und auf den Neronischen Wiesen. Am anderen Tage sollte der langjährige Hader zwischen Kirche und Reich enden, sollte die Kaiserkrönung erfolgen. Wie oft, wie laut und wie heiß hatte man nach dem Abschluß des unseligen Streites verlangt! Und doch, als man nun das Langersehnte erreicht zu haben schien, war nirgends Freude und Jubel; Mißtrauen und Bangigkeit bedrückten alle Gemüther.

Allgemein besorgte man, daß kein aufrichtiges Uebereinkommen getroffen sei, und ein falscher Handel war in der That geschlossen. Der König hat den Papst der Unredlichkeit beschuldigt; gewiß mit Unrecht, denn der Papst handelte ehrlich, so weit eine That der Verzweiflung auf ehrlicher Ueberzeugung beruht. Denn ohne allen Grund hat man in Paschalis Entschließung ein der Zeit voraneilendes reformatorisches Streben, eine besondere sittliche Erhebung, ja eine höhere Erleuchtung finden wollen; nichts Anderes war sie, als das letzte zwecklose Vertheidigungsmittel in einer unrettbaren Stellung, der traurige Nothbehelf eines Mannes, der ein Princip, welches ihm für unantastbar galt, um jeden Preis erhalten will und doch alle wirksamen Mittel der Erhaltung

nicht ohne eigene Schuld verloren hat; die Hartnäckigkeit des Mönchs schlug in Paschalis durch, nachdem er seine Ohnmacht als Staatsmann erkennen mußte. Dagegen hatten der Kanzler des Königs, durch dessen Hände alle Verhandlungen gegangen waren, und der König selbst sogleich erkannt, daß der Vertrag unausführbar sei, daß sich die Bischöfe, namentlich die deutschen, gegen ihn auflehnen müßten, daß sich der Papst durch diesen verzweifelten Schritt in die größte Gefahr gestürzt hatte. Sie haben es selbst eingestanden, daß sie nie an die Ausführbarkeit des Vertrags geglaubt haben; sie haben ihn also nicht in ehrlicher Meinung geschlossen, sondern nur zur Erreichung ihrer letzten Absichten dem Papste gegenüber. Wie Heinrich seinen leiblichen Vater einst zur Abtretung des Reichs genöthigt hatte, so wollte er jetzt dem Papste, seinem geistlichen Vater, das bestrittene Investiturrecht gleichviel mit welchen Mitteln abdringen. Schwer wäre das Ziel zu erreichen gewesen, wenn ihm die Unbesonnenheit des Papstes nicht die Arbeit erleichtert hätte.

Am Sonntag den 12. Februar sollte die Krönung in St. Peter stattfinden. Alle Vorbereitungen waren getroffen, um sie mit dem gewohnten Glanze zu feiern. Am Morgen zogen die römischen Milizen, die Zünfte mit ihren Bannern, die päpstlichen Beamten, das Volk mit Blumen und grünen Zweigen hinaus, um den König zu empfangen. Inmitten der jubelnden Menge, umtönt von dem Rufe: „der heilige Petrus hat König Heinrich erwählt", nahte sich der König, hoch zu Roß, dem Thore der Leostadt; ein stattliches Kriegsvolk folgte ihm, in ihm die ersten Fürsten des Reichs. Zweimal beschwor der König die Rechtsgewohnheiten und Besitzverträge der Römer, einmal an einer kleinen Brücke vor dem Thore, dann am Thore selbst. Daß er den Schwur in deutscher Sprache leistete, befremdete die Römer; sie argwöhnten Schlimmes, einige eilten in die Stadt zurück und riefen „Verrath!".

Vor dem Thore begrüßten die Juden den König mit ihren Psalmen; innerhalb desselben empfingen ihn die Hymnen der Griechen, die Chorgesänge des städtischen Klerus, der zahllosen Mönchsorden. Der König stieg vom Pferde; umrauscht von tausendstimmigen Lobliedern, umwallt von Weihrauchswolken, umwogt von der hochangeschwollenen Menschenmasse, schritt er langsam auf St. Peter zu und erstieg die zum Dome führende Treppe, auf deren Höhe ihn der Papst inmitten der Cardinäle empfing. Ehrerbietig senkte er vor dem heiligen Vater die Kniee und

küßte dessen Füße; freundlich erhob ihn der Papst und reichte ihm die Lippen zum Kuß. Dreimal umarmten sich Papst und König, dreimal küßten sie sich, und doch war Beider Herz ohne Friedensgedanken. Eine ähnliche Gewaltthat, wie Heinrich einst in Bingen gegen seinen Vater geübt, trug er jetzt gegen den Papst im Sinne, und der Papst zitterte vor dem Manne, dem er selbst die Mittel zu der Gewalt geboten hatte, die sich nun gegen ihn wandte. Schon die nächsten Augenblicke belehrten ihn, wie er in das Netz gegangen war, mit welchem ihn der listige König umstellt.

Heinrich hat alsbald in einem Manifest behauptet, daß schon bei seinem Einzuge von den Römern Verrath geübt sei; mehrere Deutsche, die sich vom Zuge entfernt, seien getödtet oder gefangen, andere beraubt oder mißhandelt worden. Mit der gleichen Behauptung — und sie kann nicht grundlos gewesen sein, wo man auch die Urheber der Unordnungen zu suchen hat — muß Heinrich bereits damals an der Pforte St. Peters gegen den Papst hervorgetreten sein; denn er erklärte, nicht eher den Dom betreten zu können, als bis derselbe und die ihn umgebenden Befestigungen von seinen Rittern besetzt seien. Der hülflose Papst mußte in die Forderung willigen, und die deutschen Kriegsschaaren ergossen sich so in die Hallen, welche sonst das römische Volk zu füllen pflegte. Aber auch der Papst konnte den Argwohn nun nicht länger bergen; er verlangte die Stellung der ihm früher zugesagten Geiseln, welche bisher unterlassen war. Der König stellte seinen Neffen Herzog Friedrich und einige andere Herren — eine ungefährliche Maßregel, denn kaum war der Papst noch seiner eigenen Person mächtig, und mit ihm blieben auch die Geiseln in Heinrichs Händen.

Die Feierlichkeiten nahmen darauf in herkömmlicher Weise ihren Fortgang. Unter dem Zuruf der Menge schritten Papst und König Hand in Hand zu der sogenannten silbernen Pforte. Nach der Sitte leistete hier Heinrich das Kaisergelübde, wodurch er den Papst und die römische Kirche in allen Bedrängnissen zu schützen und zu vertheidigen versprach. Zugleich aber gab er folgende unter den obwaltenden Verhältnissen höchst befremdliche Erklärung ab: „Gott und dem heiligen Petrus, allen Bischöfen, Aebten und Kirchen bestätige ich, was ihnen meine Vorgänger zugestanden und übergeben haben; was jene um ihres Seelenheils willen Gott weihten, werde ich Sünder aus Furcht vor den Strafen des Gerichts ihnen nicht entziehen." Der König wollte damit, wie er selbst später gestand, jede Mitschuld an dem vom Papste beabsichtigten Kirchenraub von sich wälzen.

Es war ein verderblicher Streich, gegen den Mann geführt, der ihn krönen sollte. Wie sehr der Papst dies fühlen mußte, seine Widerstandskraft war bereits gelähmt; er unterbrach die heilige Handlung nicht, designirte Heinrich zum römischen Kaiser, küßte ihn abermals und ließ das erste übliche Gebet von einem Cardinal-Bischof über ihn sprechen. Nach Beendigung desselben traten Papst und König in den Dom; hier war der Papst schon völlig in der Gewalt des Königs und seiner Krieger.

Inmitten des Doms auf der Porphyrplatte, wo das zweite Gebet über den designirten Kaiser gesprochen zu werden pflegte, waren zwei Sessel aufgestellt; denn hier sollten zuvor die gegenseitigen Verzichtsurkunden ausgewechselt werden, hier der Kaiser den Eid leisten, daß er auf immer dem Investiturrecht entsage. Als Papst und König sich niedergelassen hatten und die Urkunden verlesen wurden, erregten die Worte des päpstlichen Actenstücks einen furchtbaren nicht zu beschwichtigenden Sturm in der Versammlung. In starken Ausdrücken unter Berufung auf die heilige Schrift war jede Beschäftigung der Bischöfe mit weltlichen Dingen verurtheilt; Grafschaft und Mannschaft waren für unvereinbar mit ihrem heiligen Amte erklärt, denn aus Dienern des Altars, hieß es, seien sie Knechte des Hofes geworden. Indem der Papst gebot alle Regalien dem Könige und Reiche zu überlassen, verbot er zugleich bei Strafe des Anathems für jetzt und alle folgenden Zeiten den Prälaten die aufgegebenen Regalien zurückzufordern; auch keiner seiner Nachfolger auf dem Stuhle Petri solle sie jemals wieder vom Reiche beanspruchen dürfen.

Man begreift, daß die Maßregel des Papstes bei den Bischöfen, welchen unermeßliche Opfer zugemuthet wurden, eine gewaltige Empörung hervorrief. Nichts aber mußte ihre Stimmung gegen ihn mehr erbittern, als daß er gerade für sich die Aufrechterhaltung der alten Kaiserschenkungen ausbedungen hatte, während er sie für die anderen Bischöfe vernichtete, daß er gerade für seine Person die Verbindung des Fürstenthums mit der priesterlichen Würde, die er für Andere verdammte, aufrecht erhielt. Man rief dem Papste entgegen, seine Urkunde sei ketzerisch, nun und nimmermehr dürfe sie gesetzliche Kraft erlangen. Wie die Bischöfe und Aebte, waren die Fürsten und Ritter in leidenschaftlichster Erregung; wie jene in ihren Reichslehen, sahen sich diese in ihren Kirchenlehen bedroht. Alles stürmte tumultuirend auf den Papst los. Einer aus dem königlichen Gefolge rief ihm zu: „Was sollen die Worte?

Unser König will gekrönt werden, wie einst Karl und Ludwig!" Schon drang auch der König mit Vorwürfen in den Papst, daß er Stefano Normanno*) verfolgt habe, und verlangte, daß er diesem seinem Getreuen fortan Ruhe gönne. Der Papst blieb gelassen; er bestand nur auf Erfüllung des Vertrags, den er aber selbst nicht mehr durchzuführen im Stande war. Der König hatte seine Absicht erreicht: die allgemeine Stimmung der Fürsten war gegen den heiligen Vater erregt, der in seiner Ohnmacht ihm preisgegeben war.

Mit den Fürsten des Reichs zog sich der König alsbald, scheinbar um über die Ausführung des Vertrags zu berathen, in einen Seitenraum der Kirche zurück; auch die Bischöfe von Piacenza, Parma und Reggio, sehr eifrige Patarener, Freunde der großen Gräfin, wurden zu den Verhandlungen zugezogen. Man berieth lange, was zu thun sei, bis endlich der Papst, der Verzögerung müde, an den König die Aufforderung sandte, sein Versprechen nun zu erfüllen und den eidlichen Verzicht auf das Investiturrecht zu leisten, damit die Ceremonie ihren Fortgang nehmen könne. Da erschienen die deutschen Bischöfe vor dem Papste; die üblichen Zeichen der Devotion unterließen sie zwar nicht, aber ihre Botschaft war für ihn vernichtend. Sie erklärten, die von ihm ausgestellte Urkunde könne nicht rechtlich und gültig vollzogen werden. Der Papst versuchte den Inhalt derselben noch einmal mit Stellen der heiligen Schrift, mit Aussprüchen der Kirchenväter zu rechtfertigen. Alles war vergeblich. Da sich der Tag schon zum Abend neigte, riethen einige Cardinäle die Krönung schleunig vorzunehmen und alles Andere späterer Verhandlung vorzubehalten: auch davon wollten die deutschen Bischöfe nichts hören, sondern verlangten lediglich die Vernichtung der Urkunde. Von dem Eide Heinrichs, von seiner Krönung war nicht mehr die Rede.

Nachdem die Krönung so vereitelt war, hätte der Papst mit seinem Gefolge St. Peter verlassen, wäre er noch ein freier Mann gewesen. Aber deutsche Ritter hielten ihn, wie die ihn begleitenden Cardinäle und den Präfecten von Rom, eng umstellt, bewachten spähend jeden seiner Schritte. Kaum gestattete man noch ihm und seinem Gefolge sich zum Altare des heiligen Petrus zu begeben, um dort die Messe zu hören; kaum konnten sie Brod und Wein für den Altardienst beschaffen. Nach

*) Stefano Normanno hatte besonders die Erhebung des Gegenpapstes Maginulf unterstützt: er scheint nachher aus Rom verbannt gewesen zu sein, bis ihn Heinrich zurückführte. Vergl. oben S. 749.

der Messe mußte der Papst von seinem Throne am Altare herabsteigen und unten am Grabe des heiligen Petrus mit den Cardinälen, umringt von Bewaffneten, Platz nehmen. Willenlos folgten die Gefangenen den Geboten ihrer Wächter. Als es Nacht wurde, führte man sie in ein benachbartes Hospiz, wo sie nicht minder streng bewacht wurden. Heinrichs Kriegsvolk räumte darauf den Dom. Viele römische Geistliche blieben in den Händen der Deutschen, Andere entkamen, aber erst, nachdem sie mißhandelt und geplündert waren. Der Klerus war zu der Feierlichkeit mit kostbarem Geräth und in den reichsten Gewändern ausgezogen; jetzt raubte man ihm die goldenen und silbernen Rauchfässer, die strahlenden Meßkleider; Manchen zog man sogar Hosen und Schuhe aus. Es floß kein Blut; aber kein Schlachtgemetzel verletzt tiefer das Gefühl, als dieser feige Frevel einer reichen Ritterschaft an wehrlosen Priestern.

Der Tag, der mit den Zurüstungen zur Kaiserkrönung begonnen hatte, endete mit einer beispiellosen Gewaltthat des Fürsten, welcher die Krone empfangen, mit der Mißhandlung des Priesters, der sie ihm auf das Haupt setzen sollte; statt der Festfreude hallte die Leostadt von dem Geschrei entfesselter Raub- und Rauflust, von dem Jammerruf der Geplünderten und Zerschlagenen wieder. Kaum kennt die Geschichte gleich widerwärtige Vorgänge, und uns bewältigt das Schamgefühl, daß ein deutscher König, deutsche Bischöfe und deutsche Ritter die Urheber waren. Den deutschen Kanzler Adalbert, durch dessen Hände die Verhandlungen gegangen waren, und den Bischof Burchard von Münster, den Kanzler für Italien, hat man alsbald als die Männer bezeichnet, welche dem Könige zur Haftnahme des Papstes und der Cardinäle gerathen hätten. Aber wir zweifeln, ob Heinrich, der schon zu Bingen gezeigt hatte, wie er seine Zwecke erreichte, ihres Rathes bedurft hat. Sicher ist jedoch, daß die Mehrzahl der deutschen Geistlichkeit der Gewaltthat des Königs gegen den tempelräuberischen Papst Beifall schenkte. Nur Erzbischof Konrad von Salzburg wagte über das schmähliche Verfahren gegen den Papst seinen Unwillen zu äußern: da zückte ein fränkischer Ministerial des Königs, der bei ihm in hohem Ansehen stand — Heinrich Haupt war sein Name*) — das Schwert und drohte Konrad mit dem Tode. Jenem Udalrich von Aquileja, der noch vor Kurzem unter dem Banne gestanden hatte, wurde die Obhut des Papstes übergeben. Der König

*) Es ist der erste uns bekannte Pappenheim.

war fest entschlossen den Gefangenen nicht eher aus der Hand zu lassen, als bis er ihm das Investiturrecht zugestanden habe, und Heinrich war der Mann seiner Entschlüsse.

Zwei Cardinal-Bischöfe, Johannes von Tusculum und Leo von Ostia, waren in der Verwirrung verkleidet über die Tiberbrücke entkommen. Sie verbreiteten die Nachricht von der Gefangenschaft des Papstes in der Stadt und riefen das Volk zur Hülfe. Wie hätte das heiße Blut der Römer bei der Kunde von der Entweihung ihrer Heiligthümer, der Mißhandlung ihrer Priester, der Gefahr des Statthalters Petri nicht fieberhaft aufwallen sollen? Viele Deutsche, welche als Pilger oder in Handelsgeschäften in Rom weilten, wurden noch in der Nacht überfallen und ermordet, zugleich rüstete man sich zu einem Angriff auf Heinrich und sein Heer am folgenden Tage.

In hellen Haufen stürmten schon in der Frühe des Montags die Römer gegen die Leostadt an, wo man auf keinen Angriff vorbereitet war. Die deutschen Schaaren lagen größtentheils noch im Lager draußen auf den Neronischen Wiesen, als die Römer bereits von der Engelsbrücke gegen St. Peter vordrangen. Der König warf sich im Atrium des Doms kaum noch angekleidet auf ein wildes Roß, stürmte die Treppe hinunter und stürzte sich mit geringer Begleitung unter die andringende Menge. Fünf Römer soll er mit eigener Hand erlegt haben; bald aber sank er verwundet aus dem Sattel und würde in die Hand der Feinde gefallen sein, wenn ihm nicht der Vicegraf Otto von Mailand sein Pferd geboten hätte. So entkam der König, aber Otto gerieth in die Gewalt der Römer; er wurde in die Stadt geschleppt, von der wüthenden Masse in Stücke gerissen, sein Fleisch den Hunden vorgeworfen.

Inzwischen waren auch die deutschen Schaaren aus dem Lager herbeigeeilt; zu dem hitzigsten Kampfe, einem entsetzlichen Gemetzel kam es nun vor St. Peter. Erst gegen Abend ermattete die Wuth des Streits. Die Deutschen wichen zurück, und die Römer plünderten siegestrunken die Leichen, welche jene auf dem Platze ließen. Als sie aber mit ihrer Beute über die Engelsbrücke abziehen wollten, setzten ihnen die deutschen Ritter noch einmal nach. Und abermals entspann sich ein blutiger Kampf an und auf der Brücke. Viele, die dem Schwerte entronnen, wurden erdrückt oder in den Tiber geworfen, der sich mit Blut färbte, wie einst der Aufidus am Tage von Cannä. Bald aber zogen sich die Deutschen zurück; denn noch war die Engelsburg in den Händen des

Pier Leone, und ein Hagel von Geschossen fiel von dort auf ihre Schaaren. Sie liefen Gefahr auf der Brücke inmitten zweier Feinde vernichtet zu werden.

Ein schwerer Tag war zu Ende gegangen, und doch konnten Heinrichs Krieger, da sie keinen Augenblick vor einem neuen Angriff sicher waren, der Nachtruhe nicht pflegen. Auch am folgenden Tage, in der folgenden Nacht und wieder am anderen Tage standen sie unausgesetzt bei St. Peter und im Lager am Monte Mario unter den Waffen; in der Nacht vom 15. zum 16. Februar räumte der König endlich die Leostadt, um einem neuen Kampf auszuweichen. Den Papst und sechszehn Cardinäle führte er mit sich fort; die Bischöfe von Parma, Reggio und Piacenza, welche man ebenfalls bisher als Gefangene behandelt hatte, gab man frei, um die große Gräfin nicht zu erzürnen.

Hatte der König einen neuen und schweren Kampf mit den Römern besorgt, so war dies nicht ohne Grund. Der Bischof von Tusculum hatte sich im Drange des Augenblicks selbst zum Stellvertreter des gefangenen Papstes aufgeworfen und brachte in Rom alle Mittel des Widerstandes in Bewegung. Er versammelte das römische Volk und rief es zum heiligen Kampf auf; allen Theilnehmern desselben versprach er Vergebung ihrer Sünden. Wie ein Herz und eine Seele schworen Alle im Kampfe gegen Heinrich zusammenzustehen und Jeden als Bruder zu begrüßen, der sich ihnen in Waffen anschließen würde. Denn auch auswärts, namentlich bei den Normannen, hoffte der Bischof jetzt Beistand zu finden. Er täuschte sich; wenn auch der Fürst von Capua mit dreihundert Rittern auszog, so kehrte er doch schon bei Ferentino wieder um, als er vernahm, daß der Graf Ptolemäus von Tusculum und die benachbarten Herren der Campagna sich bereits für den König erklärt hätten und den Normannen den Weg verlegen wollten.

Heinrich hatte indessen mit seinem Heere und seinen Gefangenen den Weg nach dem Soracte eingeschlagen, war bei Fiano über den Tiber gegangen und dann durch das ihm geneigte Sabinerland gezogen. Hier ließ er den Papst mit den Bischöfen von Porto und der Sabina und vier Cardinalpriestern im Castell Trevi zurück, die anderen Gefangenen in einer Burg, Corcodilus mit Namen; alle in strenger Haft, obschon sie sonst mit den ihnen gebührenden äußeren Ehren behandelt wurden. Er selbst schlug dann am Anio unter Tivoli bei der Lucanischen Brücke ein Lager auf. Von hier aus konnte er leicht Verbin-

dungen mit den ihm zugethanen Grafen im Latinergebirge unterhalten; vor Allem scheint er aber bedacht gewesen zu sein, Rom jede Unterstützung durch die Normannen so abzuschneiden. Doch in Wahrheit hatte er von diesen wenig zu fürchten, vielmehr standen sie selbst in nicht geringer Besorgniß vor einem Angriff des Königs, der sie im übelsten Moment getroffen haben würde. Denn rasch nach einander, am 21. Februar und 7. März, waren Herzog Roger und sein Bruder Bohemund gestorben; die normannischen Herren erwarteten einen allgemeinen Aufstand der einheimischen Bevölkerung, wenn der König jetzt anrücken sollte, und setzten deshalb ihre Burgen in Stand. Der Fürst von Capua als der zunächst Bedrohte schickte sogar an Heinrich Gesandte und bat um Schonung und Frieden. Die Besorgnisse der Normannen waren indessen eitel; denn Heinrichs Blick war nur auf Rom, auf die Kaiserkrönung und das Investiturrecht, welches er bereits mit vollster Entschiedenheit vom Papste forderte, damals gerichtet.

Unaufhörlich ließ inzwischen der König das römische Gebiet von Streifschaaren verwüsten; alle Römer, deren man habhaft werden konnte, wurden ergriffen und in das Lager des Königs geschleppt. Ueber Erwarten lang hielt die Widerstandskraft der Römer aus; eher brach die des Papstes zusammen, obwohl auch er durch Wochen geduldig die Leiden der Gefangenschaft ertragen hatte. Immer von Neuem bestürmte man ihn das Investiturrecht dem Könige zuzugestehen und damit das einzige Hinderniß zu beseitigen, welches dem Frieden zwischen Reich und Kirche im Wege stehe; der König suchte ihn durch Mittelspersonen zu überzeugen, daß durch die Investitur ja nicht die Kirchen und das geistliche Amt verliehen würden, sondern einzig und allein jene Regalien, welche er selbst habe aufgeben wollen; fußfällig soll Heinrich selbst den Papst, als er in das deutsche Lager gebracht war, nachzugeben beschworen haben. Aber alle diese Vorstellungen machten weniger Eindruck auf den gefangenen Papst, als daß er die Häupter der römischen Kirche in Banden, die Bürger der Stadt im Elend, das Gebiet der Stadt verheert sah; überdies befürchtete er ein neues Schisma, denn er wußte, daß mit Markgraf Werner auch jener Maginulf, den man vor fünf Jahren zum Gegenpapst aufgeworfen hatte, in das Lager des Königs gekommen war. „Für die Freiheit und den Frieden der Kirche", rief er aus, „muß ich thun, was ich um meines Lebens willen niemals gethan hätte." Unter Thränen und Seufzern erklärte er sich bereit das

Investiturrecht dem Könige zuzugestehen; er gab jenes Verbot auf, um welches Gregor VII. und Urban II. gelitten und die Welt mit Kampf erfüllt hatten, — jenes Verbot, an welches die ganze kirchliche Partei die Hoffnung einer neuen Weltordnung geknüpft hatte. Dem moralischen Zwange wich endlich, innerlich ganz gebrochen, der Mann, welcher einst unter dieser Partei der Hitzigsten einer gewesen war, dem jedes Mittel des Widerstandes gegen den Vater dieses Heinrichs erlaubt schien, der ihn jetzt auf das Tiefste demüthigte; Paschalis gab selbst das Princip auf, für dessen Erhaltung er noch vor wenigen Wochen der deutschen Kirche unermeßliche Verluste zugemuthet hatte.

Der König hatte erreicht, was er wollte; der Friede zwischen ihm und der römischen Kirche bot nun keine Schwierigkeiten mehr. Die Bedingungen desselben wurden im Lager bei Ponte Mammolo, wo der Weg über den Anio nach Rom führt, in Gegenwart des Papstes festgestellt. Dieser bewilligte dem Könige die Investitur der Bischöfe und Aebte nach der alten Sitte, versprach wegen der ausgestandenen Leiden keine Rache zu nehmen, besonders aber über Niemanden, namentlich nicht über den König, wegen dieser Vorfälle das Anathem zu verhängen; er versprach ferner den König in der herkömmlichen Weise zu krönen und dessen Herrschaft in allen Dingen zu unterstützen. Dagegen machte sich der König anheischig, an einem der nächsten Tage den Papst, die Cardinäle und die gefangenen Römer freizugeben und fortan mit den Getreuen des h. Petrus und den Römern Frieden zu halten, alle Besitzungen der römischen Kirche zurückzustellen und dem Papste vorbehaltlich der Rechte des Reichs in derselben Weise, wie frühere Kaiser den Statthaltern Petri, fortan gehorsam und willig zu sein.

Die Zugeständnisse des Papstes sollten für ihn die gefangenen Cardinäle beschwören. Als der Papst eine ähnliche Klausel der Eidesformel beifügen wollte, wie bei dem ersten Vertrage, wonach seine Zusagen an die Erfüllung der Versprechungen Heinrichs gebunden wären, widersetzte sich der Graf von Biandrate mit voller Entschiedenheit jedem Zusatz. Da sagte der Papst: „Darf ich die Klausel nicht schreiben, so will ich sie wenigstens aussprechen: wir leisten den Schwur nur in der Voraussetzung, daß ihr eure Versprechungen haltet.“ Er richtete dabei einen prüfenden Blick auf den König, der ihm zu erkennen gab, daß diesmal auf sein Wort zu bauen sei. So beschworen am Dienstag den 11. April im Lager bei Ponte Mammolo sechszehn Cardinäle die Zusagen des

Papstes; darauf beeidigte der König selbst seine Versprechungen, mit ihm sein Kanzler Adalbert und dreizehn Fürsten.

Heinrich eilte sich die errungenen Vortheile zu sichern, vor Allem verlangte er die Ausstellung des Privilegiums, welches ihm das Investiturrecht verbriefte, obwohl nicht einmal das päpstliche Siegel zur Hand war. Gleich am anderen Morgen, während das Lager abgebrochen wurde, mußte die Urkunde abgefaßt werden. Ohne Aufenthalt führte dann der König sein Heer gegen Rom, nahm aber nicht den nächsten Weg über den Anio, da er hier noch immer Widerstand besorgte, sondern setzte unterhalb der Aniomündung unweit von Ponte Salaro über den Tiber. Als man nach dem Uebergange am Abend das Lager aufschlug, wurde in Eile ein Schreiber aus Rom geholt, um die Urkunde auf das Pergament zu bringen; widerstrebend unterzeichnete sie der Papst, nach ihm die Cardinäle. Als Heinrich das kostbare Blatt in Händen hielt, gab er die Gefangenen frei, zog aber gleich am folgenden Morgen (13. April) in ihrer Begleitung auf die nahe Leostadt los. Vor den Thoren derselben auf den Neronischen Wiesen mußte Maginulf der päpstlichen Würde förmlich entsagen und sich Paschalis unterwerfen*); dann rückte das deutsche Heer in die Leostadt ein und besetzte abermals St. Peter, wo der Papst unverweilt zur Krönung schritt.

Hastiger und würdeloser ist kaum je eine Kaiserkrönung vollzogen worden. Die alte Ordnung wurde zwar innegehalten, aber es fehlte die Freude des Festes, der Jubel der Menge; man hatte sogar die Thore der Stadt gesperrt, um das Volk von St. Peter abzuhalten. Nach der Krönung reichte bei der Feier der Messe der Papst dem neuen Kaiser die Hostie zur Bestätigung des Friedens zwischen Kirche und Reich, der hergestellten Eintracht zwischen ihnen Beiden selbst und zur Vergebung jeder Schuld, welche Heinrich gegen ihn begangen habe. Zugleich übergab er ihm feierlich vor der Gemeinde das Privilegium über das Investiturrecht. So wollte es Heinrich, der die Urkunde noch einmal aus der Hand gelassen hatte, damit das Werk des Zwanges als eine freie Entschließung des Papstes erscheine. Gleich nach der Krönung brach Heinrich mit dem Heere von St. Peter auf, ohne die Stadt am linken Tiberufer nur betreten zu haben. Große Versprechungen, reiche

---

*) Maginulf erhielt dann das Gnadenbrod vom Markgrafen Werner, bei dem er seine Tage beschloß.

Geschenke ließ er dem Papste und den Cardinälen zurück; dennoch mißtraute der treulose Mann ihrer Treue und schleppte die ihm gestellten Geiseln des Papstes und des Pier Leone mit sich fort. Mit erleichtertem Herzen sah der Papst die deutschen Kriegsschaaren abziehen; frei kehrte er wieder nach dem Lateran zurück. Rom emfing ihn würdig, aber an Achtung konnte er kaum bei dem Volke gewonnen haben. Bald genug sollte er die ganze Tiefe seines Falls ermessen; nicht am Ende seiner Leiden stand er, sondern am Anfang.

Werthvoller, als selbst die Kaiserkrone, war Heinrich das Privilegium, welches er von Rom mit sich führte. „Wir bestätigen", sagte darin der Papst, „Dir das Recht den Bischöfen und Aebten Deines Reichs, die ohne Gewalt und Simonie frei gewählt sind, die Investitur mit Ring und Stab zu ertheilen; erst nach ihrer Investitur sollen sie die kanonische Weihe von dem zuständigen Bischof erhalten, und wer vom Klerus und der Gemeinde ohne Deine Zustimmung gewählt wird, nicht eher geweiht werden, als bis er von Dir die Investitur erhalten hat. Denn Deine Vorgänger haben die Kirche mit so vielen Regalien ausgestattet, daß es nothwendig ist das Reich selbst durch die Unterstützung der Bischöfe und Aebte zu erhalten und Wahlstreitigkeiten in der Gemeinde durch die königliche Autorität zu schlichten." Jede geistliche oder weltliche Gewalt, wie jede Person, welche dieses Privilegium antasten würde, erklärte der Papst, sei dem Anathem verfallen. Damit schien das Investiturverbot Gregors für immer beseitigt, der Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer der Krone zurückgegeben, die Möglichkeit zur Herstellung der alten Kaisermacht eröffnet. Der lange Streit zwischen Kirche und Reich schien beendigt, und zwar durch eine vollständige Niederlage der Kirche und einen ebenso vollständigen Sieg des Reichs. Der Kaiser selbst und Viele mit ihm trauten dem trügerischen Scheine, der aber bald zerrann. Wann auch hätten sich Gegensätze, welche die Welt durch Jahrzehnte bewegt, lediglich durch Handlungen roher Gewalt und tyrannischen Zwanges beseitigen lassen?

Der Kaiser beschleunigte, sobald er das römische Gebiet verlassen hatte, auf alle Weise seine Rückkehr nach Deutschland. Ueber Arezzo nahm er seinen Weg nach der Romagna; schon am 2. Mai war er in Forlimpopoli. Auf dem weiteren Zuge hatte er am 6. Mai zu Bianello eine Zusammenkunft mit der großen Gräfin. Mochte er der greisen Frau mit dem Namen einer Mutter, mit dem Preise ihrer unvergleich-

lichen Stellung schmeicheln, mochte er zu ihren Ehren neue Ehren häufen und ihr die Reichsverwesung Liguriens übertragen: Mathilde konnte sich unmöglich darüber täuschen, daß die Sache, für welche sie in den Jahren der Kraft siegreich gekämpft hatte, tief darniederlag. Während der Papst die Freiheit der Kirche, wie sie dieselbe auffaßte, dem Reiche geopfert hatte, mußte auch sie sich nun wieder als eine Vassallin des Reichs bekennen. Wie es scheint, hat sie selbst damals Heinrich im Widerspruch mit der Schenkung, welche sie zu Gunsten der römischen Kirche errichtet, als ihren rechtmäßigen Erben anerkannt. Die Lorbeeren, welche ihr einst die Pataria um die Schläfe gewunden hatte, waren welk geworden, ehe sich noch ihre Augen geschlossen hatten; der Sohn Heinrichs IV. war der Herr Italiens, der Herr der Kirche.

Drei Tage hatte der Kaiser in Bianello verweilt; dann eilte er weiter heimwärts, überschritt den Po und machte erst wieder in Verona Rast, um das Pfingstfest (21. Mai) zu feiern. Dort erschienen an seinem Hofe Gesandte des Dogen von Venedig Ordelafo Faliero, welcher gerade in Zwistigkeiten mit den Paduanern lebte. Der Kaiser schlichtete den Streit, erneuerte den Bund seiner Vorfahren mit der mächtigen Seestadt, welcher er ihre alten Grenzen, Freiheiten und Rechte bestätigte, während sie ihm gleichsam als Tribut alljährlich 50 Pferde, 50 Pfunde Gewürz und einen Purpurmantel darzubringen versprach. Am 24. Mai war der Kaiser auf der Burg Garda, zwei Tage später in dem nahen Marciaga. Bald darauf überstieg er den Brennerpaß und betrat wieder deutschen Boden.

Nur neun Monate hatte Heinrich in Italien verweilt, aber sie hatten genügt, um einen starken Eindruck der kaiserlichen Macht zu hinterlassen. „Euer ist die Lombardei", schrieb ihm wenig später der ihm blutsverwandte Bischof Azzo von Acqui, „denn der Schrecken, den Ihr verbreitet habt, lebt im Herzen Aller." Im Fluge die Halbinsel von den Alpen bis zu den Grenzen Apuliens durchziehend, hatte der junge Kaiser in der That mehr Anerkennung gewonnen, als jemals sein Vater in langen Kämpfen. Hatten auch hervorragende Städte, wie Mailand, Pavia und Rom, sich nicht unterworfen, so waren ihm doch die meisten Bürgerschaften Italiens demüthig genaht; fast alle Fürsten hatten ihm ihren Arm geboten, ihm Treue gelobt; auch die große Gräfin hatte in stumpfer Ergebung der kaiserlichen Macht wieder gehuldigt; die Normannen waren vor einem Angriff der Deutschen erzittert. Von dem

Papste, der einst dem Vater des Kaisers so schwere Kämpfe bereitet hatte, waren die Kaiserkrone und das Investiturrecht erzwungen worden; tief gedemüthigt, schien der Nachfolger Petri sich kaum noch in der Stadt und in seinem unmittelbaren Gebiete sicher zu fühlen. Der Kaiser hatte ihm die Rückgabe des Herzogthums Spoleto, der Mark von Fermo, einer Reihe von Grafschaften versprochen, aber diese Versprechungen wurden nicht erfüllt; selbst in Roms nächster Umgebung kamen dem Papste nicht alle Besitzungen wieder zu Händen, welche ihm die rebellischen Barone entrissen hatten. Wiederholentlich bedrängte er den Kaiser mit Klagen über die Bedrückungen, welche er von dessen Anhängern in Rom erleide, aber wir hören nicht, daß solche Klagen Gehör gefunden hätten.

Nicht nur scharf und rücksichtslos trat Heinrich in Italien auf, sondern er schien auch das Land fast wie eine vom deutschen Reiche eroberte Provinz zu behandeln. Der italienischen Mundart konnte er, der seine ersten Jahre jenseits der Alpen zugebracht hatte, nicht unkundig sein; dennoch beschwor er den Römern ihre Rechte in deutscher Sprache und gebrauchte dieselbe auch im Umgange mit der großen Gräfin. Es ist sehr auffällig, daß zu jener Zeit der deutsche Kanzler Adalbert, der erwählte Erzbischof von Mainz, als Erzkanzler Italiens fungirte, daß ein deutscher Bischof, Burchard von Münster, die italienische Kanzlei versah. Die Absicht einer unmittelbaren Vereinigung der italienischen mit den deutschen Reichsgeschäften scheint hiernach damals obgewaltet zu haben. Und als dann später der Erzbischof von Köln wieder in das Erzkanzleramt für Italien eintrat, haben die deutschen Kanzler die italienischen Urkunden ausgestellt, so daß eine scharfe Trennung in den Geschäften der Länder diesseits und jenseits der Alpen unter dieser Regierung niemals durchgeführt wurde.

Die Erfolge Heinrichs in Italien erregten im ganzen Abendlande Bewunderung oder Schrecken; sie mußten vor Allem sein Ansehen auch in Deutschland erhöhen. Ob sie übel gewonnen waren, man sah bei seiner Rückkehr wieder einmal die Macht eines Kaisers, vor der jede andere Autorität zurücktrat. Nach einem längeren Aufenthalt in Baiern eilte Heinrich an den Rhein, um am Todestage seines Vaters die Leiche desselben, wie ihm der Papst jetzt hatte gestatten müssen, im Dome zu Speier mit allen kirchlichen Ehren beizusetzen *). Die mit imponirendem

*) Vgl. oben S. 765.

Pomp ausgestattete Leichenfeier war vor Allem ein großes Siegesfest des Kaisers und des Reiches. Kaum deutlicher, als es hier geschah, konnte der Kaiser zeigen, daß er die volle Erbschaft des Vaters antreten, das Werk desselben fortsetzen, der Sicherung der kaiserlichen Macht gegen Papstthum und Fürstenthum sein Leben widmen wolle. Nicht ohne Absichtlichkeit geschah es, wenn er mit großen Privilegien die Speierer wegen der seinem Vater bewiesenen Treue am 14. August ausstattete, wenn er sich gleich darauf nach Mainz begab, um die Dienste seines geschäftigen Kanzlers zu belohnen. Längst gewählt, wurde Adalbert am 15. August mit dem Erzbisthum Mainz investirt und in sein Amt eingeführt. Wohl murrten Manche, daß ein Mann, welchem man die schmähliche Behandlung des Papstes hauptsächlich beimaß, auf den ersten deutschen Bischofsstuhl erhoben wurde; denn daran fehlte doch viel, daß man mit dieser gewaltsamen Lösung der Investiturfrage und mit dem Zwange, durch welchen sie erreicht war, allgemein in Deutschland einverstanden gewesen wäre. Bald klagte Heinrich dem Papste über das Verhalten der deutschen Bischöfe, und sie werden im Stillen nicht minder über den Kaiser geklagt haben, der seine frühere Devotion gegen die Häupter der Kirche bereits ganz vergessen zu haben schien.

Aber Heinrich stand einmal im Glücke, und auch die Widerstrebenden mußten sich beugen. Bischöfe, die bisher die königliche Investitur verschmäht hatten, wie Odo von Cambray, nahmen Ring und Stab jetzt willig aus seinen Händen; Klöster der strengsten Richtung, wie Schaffhausen, ließen sich ihre päpstlichen Privilegien von dem Kaiser bestätigen. Die verworrenen kirchlichen Verhältnisse wurden endlich einmal durchgängig geordnet; es geschah nach dem Willen des Kaisers und gewiß nicht zum Nachtheil des Reichs. Ruhe und Friede kehrten in die deutschen Länder zurück; man genoß ihre Segnungen um so mehr, als eine reiche Ernte die Arbeit des Landmanns belohnt hatte. So lange hatte man sich nach einem gesetzlichen Zustande gesehnt, man empfing ihn jetzt wie ein göttliches Geschenk, und so wenig man den Kaiser lieben mochte, gehorchte man ihm unweigerlich, da er die stärkste Stütze der besseren Verhältnisse schien, die man glücklich gewonnen hatte.

Vieler Herzen mochten erbeben, als sich da die unerwartete Nachricht verbreitete, daß der Kaiser an einem hitzigen Fieber erkrankt und für sein Leben zu fürchten sei. Wie Vater und Großvater, war auch er nicht von fester Gesundheit; schon aus Italien scheint er den Keim der

Krankheit mitgebracht zu haben, welche ihn im September im Kloster Neuhausen bei Worms auf das Lager warf. Wie er selbst später dem Papste schrieb, dachte er selbst, dachten die Seinen nur an sein Ende. In der allgemeinen Bestürzung stürmten die Wormser bewaffnet nach dem Kloster, um sich der Reichsinsignien zu bemächtigen. Als der Kaiser dies hörte, befahl er seinen Dienern, wird erzählt, ihn aus dem Bett zu heben, auf ein Pferd zu setzen und zu waffnen. Der Schweiß lief stromweis von seinen Gliedern, als er mit wenigen Begleitern sich unter die Bürger stürzte, ihren Bannerträger niederhieb, dann die Wormser in die Stadt verfolgte, wo die Flüchtigen nur in den Kirchen eine sichere Zuflucht fanden. Der Kaiser hat den Wormsern diesen Streich nie vergessen und nach Jahren ihnen zum Trotz eine starke Burg zu Neuhausen errichtet. Die Krankheit brach sich übrigens schnell; Heinrich genas und widmete sich mit gewohnter Lebhaftigkeit wieder den Reichsgeschäften.

Im Spätherbst verließ Heinrich die rheinischen Gegenden und begab sich nach Sachsen, wo ein bedenklicher Zwiespalt zwischen Herzog Lothar und Markgraf Rudolf ausgebrochen war. Allein die Gegenwart des Kaisers genügte, um den Hader sofort beizulegen. Die Versöhnung erfolgte zu Goslar, wo der Kaiser dann mit gewohntem Glanze das Weihnachtsfest feierte. Sachsen erschien ergebener als je, so daß der Kaiser gegen seine Art glaubte Milde walten lassen zu können. Er entließ den Pfalzgrafen Siegfried der Haft, in welcher er bei Bischof Erlung von Würzburg schmachtete, nahm ihn wieder zu Gnaden an und erwies ihm sogar in der nächsten Zeit eine besondere Ehre, indem er ihm einen Sohn aus der Taufe hob. Auch der junge Wiprecht durfte Hammerstein verlassen. Lange hatte sich der Vater vergeblich um die Lösung seines Sohnes bemüht; er erreichte sie jetzt, doch mußte er die Gaue Bautzen und Nisani an der böhmischen Grenze, wie die Burgen Leisnig und Morungen dem Kaiser übergeben, der mit diesen Besitzungen alsdann den tapferen Grafen Hoier von Mansfeld belehnte und dadurch ganz in sein Interesse zog. Binnen kurzer Zeit gewann sich auch der junge Wiprecht die Gunst des Kaisers wieder und erhielt dann die Burg Eckartsberga in Thüringen zum Lehen; zugleich wurden ihm größere Erwerbungen für die Zukunft in Aussicht gestellt.

Man konnte glauben, daß mit dem kirchlichen Kampf zugleich die alte Opposition der sächsischen Fürsten gegen das Kaiserhaus völlig

erloschen sei, daß sich die kaiserliche Autorität sogar in diesen Gegenden wieder dauernd befestigen werde. Noch ahnte wohl Niemand, daß der unterdrückte Brand so schnell wieder auflohen, daß alle Friedensgedanken in kurzer Frist geschwunden sein würden. Der Kampf des Kaiserhauses mit den geistlichen Gewalten und den sächsischen Fürsten war nicht durchgekämpft, nur zu augenblicklichem Stillstand hatten ihn die List und Energie des jungen Kaisers gebracht. Die Verhältnisse, in denen man lebte, waren nur ein Trugbild des Friedens. So blicken die schneebedeckten Gipfel der Berge zeitweise sonnenbeglänzt aus dem Nebelmeer hervor, um bald wieder von Wolken umhüllt und von Stürmen umtost zu werden.

3.

Erhebung der kirchlichen Partei in Italien und Burgund.

Hatte der Papst in schwerer Bedrängniß das Investiturverbot aufgegeben, so hielten die Führer der Gregorianer nichtsdestoweniger an den Ueberzeugungen fest, welche sie während ihres ganzen Lebens gehegt und vertheidigt hatten. Sie lebten einmal im Kampfe gegen das Kaiserthum, und ein von demselben erzwungener Vertrag konnte in ihren Augen niemals verbindliche Kraft gewinnen; wenn etwas ihre Erbitterung gegen die weltliche Macht noch zu steigern vermochte, so war es der Mißbrauch der Gewalt gewesen, welchen sich der Kaiser zur Unterdrückung der Kirche und des Papstes erlaubt hatte.

Schon bestand das Collegium der Cardinäle fast allein aus Männern, welche von den neuen Ideen ergriffen waren. Gerade hier in der nächsten Umgebung des Papstes regte sich zuerst der Widerstand gegen das Heinrich ertheilte Privilegium, gegen den auf Grund desselben geschlossenen Frieden. Alle Cardinäle, welche der Gefangenschaft entgangen und dem Kaiser nicht persönlich verpflichtet waren, traten bald gegen den Gnadenbrief des Papstes auf, den sie einen Schandenbrief nannten*), und zogen dann auch diejenigen auf ihre Seite, welche dem Papste in der Noth zur Seite gestanden und seine Schritte gebilligt hatten.

Niemand bestritt energischer das Investitur-Privilegium, als der

*) Das geläufige Wort jener Zeit ist: Pravilegium, non privilegium.

Cardinal-Bischof Bruno von Segni, ein Mann von hervorragender Bildung, aber zugleich hitzigster Gemüthsart. Aus Norditalien gebürtig, war er früh nach Rom gekommen und von Gregor VII. zum Cardinal-Bischof von Segni bestellt worden; einer durch die Wibertisten stets gefährdeten Existenz in seinem Sprengel überdrüssig, hatte er sich endlich in das Kloster Monte Cassino begeben und dort zum Abt wählen lassen; sein Bisthum hatte er zwar nothgedrungen beibehalten, wendete aber demselben nur geringe Sorge zu. Der Gefangenschaft und der Bedrückung des Kaisers war er in seinem Kloster glücklich entgangen; dem Zwange, unter welchem die Zugeständnisse des Papstes gemacht waren, trug er deshalb keine Rechnung, sondern sah in dem Privilegium nur einen häretischen Gräuel und gab deutlich zu verstehen, daß einem Papste, der sich mit Häresie befleckt habe, nicht ferner zu gehorsamen sei. Brunos Auftreten schien um so bedenklicher, als sein Ansehen bei den Cardinälen nicht gering war. Wohin ihre Meinung sich neigte, zeigten sie offen, als im Juni 1111 der Papst Rom verließ und sich nach Terracina begab. Kaum hatte er der Stadt den Rücken gewandt, so versammelten die Bischöfe Johann von Tusculum und Leo von Ostia die Cardinäle, und ihre Versammlung erklärte sich gegen das Privilegium, indem sie zugleich über die Schwäche des Papstes unverhohlene Klagen erhob.

Gegen die Beschlüsse dieser Versammlung verfuhr der Papst glimpflich genug. Tadelte er auch ihren Mangel an Pietät, so suchte er doch das Privilegium nicht zu rechtfertigen, sondern nur mit dem Zwange der Umstände zu entschuldigen; er versprach sogar die Beseitigung desselben in das Auge zu fassen. Entschiedener trat er Bruno entgegen, dessen Einfluß auf die Mönchswelt ihm besonders Besorgnisse erweckt zu haben scheint. „Eile ich nicht", soll er gesagt haben, „ihm die Abtei zn nehmen, so bringt er mich mit seinen Spitzfindigkeiten um den päpstlichen Stuhl." In der That nöthigte er Bruno die Abtei aufzugeben und in das ihm unbehagliche Bisthum zurückzukehren. Diese Maßregel des Papstes mochte Manche erschrecken, bekehrte aber Wenige, zumal sich die Unsicherheit seiner eigenen Ueberzeugung leicht verrieth. „Die an unserer Seite stehen", schrieb er dem Kaiser, „erheben sich dreist gegen uns, beunruhigen unser Gemüth durch Gewissensbedenken und treiben uns die Schamröthe in das Antlitz; da wir kein Gericht über sie bestellen können, überlassen wir sie dem Urtheile Gottes, um nicht die Kirche in noch ärgere Wirren zu stürzen."

Und alsbald sah sich der Papst einer noch bei Weitem rücksichtsloseren Opposition gegenüber, die sich unter dem gallicanischen Klerus erhob. Die Führer desselben waren dieselben Kirchenfürsten Burgunds und Frankreichs, welche auf den Synoden von Clermont und Troyes die kräftigste Unterstützung dem Papstthum geboten hatten. Es waren der Erzbischof Johann von Lyon, welcher den Primat über die ganze Kirche Galliens in Anspruch nahm, Bischof Gerard von Angoulême, ein gefeierter Lehrer der Theologie, der als päpstlicher Legat auch eine bedeutende praktische Thätigkeit bereits für die Durchführung der kirchlichen Reformen entfaltet hatte, und vor Allen Erzbischof Guido von Vienne, ein Sohn des Grafen Wilhelm Testardita von Hochburgund, der mächtigen, weit verzweigten Nachkommenschaft Otto Wilhelms *) angehörig und deshalb den Königen von Spanien, Frankreich und England, vielen angesehenen Fürsten in allen Theilen des Abendlandes und selbst dem Kaiser verwandt, ohne Frage noch einflußreicher durch seine weltliche als durch seine kirchliche Stellung. — Männer sehr ungleicher Art, aber von demselben Ingrimm erfüllt, daß der Papst die von Gregor vorgezeichnete Bahn verlassen habe, und in gleicher Weise den Kampf, wenn ihn der Papst aufgäbe, selbst fortzuführen entschlossen. Sie wußten, daß der alte Kaiser dem Banne schließlich erlegen war, und glaubten dieselbe Waffe mit demselben Erfolge jetzt auch gegen den Sohn gebrauchen zu können.

Johann von Lyon berief die Prälaten der gallicanischen Kirche zu einem großen Concil nach Anse, um die Laieninvestitur als Häresie zu verurtheilen, den Bann über den Kaiser auszusprechen und entscheidende Schritte gegen den Papst zu thun. Wenn Johanns und seiner Freunde Absicht scheiterte, dankte es der Papst vornehmlich dem gelehrten Ivo von Chartres, der im Namen aller Suffragane des Erzbisthums Sens dagegen Protest einlegte, daß sich ein Concil, wie das beabsichtigte, zum Richter über die Rechtgläubigkeit des apostolischen Stuhls aufwerfe; freilich that dies Ivo nur, nachdem er bestimmte Erklärungen vom Papste erhalten hatte, daß derselbe nur unter dem Zwange das Investiturverbot aufgegeben habe, im Herzen aber an der Ueberzeugung, die er während seines ganzen Lebens bethätigt, nach wie vor festhalte.

Paschalis stand abermals in der schwersten Bedrängniß. Seine

*) Vergl. Bd. II. S. 144. 364 und oben S. 593. 594.

alten Freunde und seine nächste Umgebung wollten ihn zur Zurücknahme des Privilegiums nöthigen, zur Erneuerung des Investiturstreits zwingen. Und doch konnte er, durch sein Wort und sein Gewissen gebunden, dem Kaiser nicht aufs Neue entgegentreten; auch hätte er sich dadurch den größten Gefahren ausgesetzt, denn die Barone in Roms Umgegend hielten es zum Theil offen mit dem Kaiser und glaubten an dem Markgrafen Werner einen kräftigen Rückhalt zu haben. Aber wie sollte er sich andererseits von den Männern völlig lossagen, die ihn erhoben und bisher unterstützt, deren Eifer er seit einer Reihe von Jahren selbst angespornt hatte? Sollte er von ihnen, auf die Autorität des Kaisers gestützt, Achtung des geschlossenen Friedens, den er selbst nach seiner Vergangenheit verwerfen mußte, mit Strafen erzwingen und sich zu einer dienstwilligen Creatur des Kaisers erniedrigen? Niemand bricht ungestraft mit der Richtung, die er sein ganzes Leben verfolgt hat, und in Paschalis war auch nicht eine Regung, welche ihn in die Stelle eines Wibert zu treten verführt hätte. Wenn ein neues Schisma drohte, schien ihm seine Aufgabe dasselbe im Keime zu ersticken, nicht aber die Führerschaft in demselben zu übernehmen.

In seiner peinlichen Lage zog sich der Papst eine Zeit lang auf die Insel Ponza zurück und schien sich dauernd der Bürde seines Amts entledigen zu wollen. Aber das römische Volk und die Cardinäle drangen auf seine Rückkehr, und er mußte nachgeben. Keinen anderen Ausweg aus seinen Nöthen sah er jetzt als die Entscheidung eines Concils. Alsbald berief er ein solches auf die nächste Fastenzeit nach Rom und am 18. März 1112 wurde es im Lateran eröffnet.

Die ersten Sitzungen des Concils waren sehr stürmisch. Wir hören, daß der Papst sogar zu resigniren entschlossen war, wenn die Vernichtung des Privilegiums nicht ohne Verletzung seines dem Kaiser geschworenen Eides zu ermöglichen sein sollte; offenbar drang das Concil mit vollster Entschiedenheit auf die Vernichtung, welche dem Papste so schwere Gewissensbedenken erregte. Der kluge Gerard von Angoulême fand endlich einen Ausweg, bei welchem sich der Papst und das Concil beruhigten; er machte darauf aufmerksam, daß der Eid, welcher dem Kaiser geschworen sei, nicht ausdrücklich einen Widerruf des Privilegiums ausschließe, wenn man auch dem Papste nach dem Wortlaut die Bannung Heinrichs nicht zumuthen könne. Diese sophistische Auslegung der Eidesformel schlug durch; auf Grund derselben

fand eine Verständigung statt. Von der vierten Sitzung an handelten der Papst und das Concil in voller Uebereinstimmung. An diesem Tage nahm Paschalis bereits auf ihr Verlangen den einst in Guastalla zu Gunsten der Wibertisten erlassenen Kanon (S. 778) so weit zurück, daß er ihnen die geistlichen Functionen nur dann gestattete, wenn sie vorher volle Genugthuung der Kirche geleistet hätten. In der folgenden Sitzung sprach er seinen Entschluß aus, nach dem Willen des Concils auch das ihm vom Kaiser abgedrungene Privilegium zu widerrufen, und das Concil beauftragte darauf die Bischöfe Gerard von Angoulême, Leo von Ostia und Gregor von Terracina nebst zwei Cardinalpriestern eine Erklärung abzufassen, welche das Privilegium aufheben und von allen Anwesenden unterschrieben werden sollte. In der sechsten und letzten Sitzung legte der Papst endlich ein förmliches Glaubensbekenntniß ab, um seine Rechtgläubigkeit darzuthun; namentlich erklärte er sein entschiedenes Festhalten an allen Decreten Gregors VII. und Urbans II. mit folgenden Worten: „Alles, was sie gebilligt, festgehalten, bestätigt oder verurtheilt, verworfen, untersagt und verboten haben, billige, halte, bestätige, verurtheile, verwerfe, untersage, verbiete auch ich.“ Hierauf verlas Gerard von Angoulême das Schriftstück, welches er mit den anderen Beauftragten des Concils abgefaßt hatte. Der wesentliche Inhalt desselben ging dahin, daß das dem Papste abgepreßte Privilegium von dem Concil in der Autorität des heiligen Geistes verworfen, für ungültig erklärt und gänzlich aufgehoben sei, und zwar deshalb, weil es die Weihe eines kanonisch Erwählten von der vorgängigen Investitur abhängig gemacht habe. Alle anwesenden Bischöfe und Cardinäle unterschrieben diese Erklärung; einige Abwesende, wie Bruno von Segni, setzten noch später ihre Namen darunter. Am 23. März wurde das Concil geschlossen, welches mindestens die Gefahr eines neuen Schismas beseitigt hatte.

Die Beschlüsse des Concils wurden von Gerard von Angoulême und dem Cardinalpriester Divizo dem Kaiser überbracht. Sie erregten am deutschen Hofe, obwohl sie Gerard mit vieler Beredsamkeit zu begründen suchte, wobei der kaiserliche Kanzler seinen Dolmetscher machte, nicht geringen Anstoß. Erzbischof Friedrich von Köln, der ein Schüler Gerards in Frankreich gewesen war und ihm jetzt Herberge geboten hatte, brach in die Worte aus: „Ein gewaltiges Aergerniß, ehrwürdiger

Vater, hast du an unserem Hofe gegeben." „Halte du es mit dem Aergerniß", erwiderte ihm Gerard, „ich halte es mit dem Evangelium." Die deutschen Großen sahen in den Beschlüssen des römischen Concils nur das Bestreben, den alten unheilvollen Streit von Neuem zu entzünden, und dies wollten sie um jeden Preis vermeiden. Denn daran war natürlich nicht zu denken, daß der Kaiser das schwer errungene Investiturrecht auf die Beschlüsse eines römischen Concils hin, an welchen der deutsche Episkopat keinen Antheil gehabt hatte, freiwillig aufgeben würde. Wenn er auch Gerard freundlich empfing und gnädig entließ, so behandelte er doch jene Beschlüsse als völlig bedeutungslos; gestützt auf das Privilegium des Papstes, ertheilte er ungescheut nach wie vor die Investitur, und noch nahm Niemand in Deutschland daran einen Anstoß.

Anders, als die deutschen Bischöfe, dachte der gallicanische Klerus. Namentlich regte sich in Burgund eine Partei, welche nicht nur die Beschlüsse des römischen Concils anerkannte, sondern selbst Consequenzen aus denselben zog, vor welchen der Papst und die versammelten Väter zurückgeschreckt hatten. Sie wußte recht wohl, daß sie vor Gewaltthaten des Kaisers nicht sicher war, aber sie ermuthigte zum Widerstande, daß die angesehensten Herren Burgunds ihr Unterstützung zusagten und selbst der überaus thätige und tüchtige junge König Ludwig von Frankreich*) ihr günstig war. An der Spitze dieser Partei stand Guido von Vienne, in jedem Betracht der geeignetste Führer. Es war kein Geheimniß, daß er im Vertrauen auf seine mächtigen Verbindungen den Kampf mit dem Kaiser aufzunehmen und den Bann, welchen der Papst zurückhielt, gegen Heinrich zu schleudern entschlossen sei. Man wird es nur der verzweifelten Lage des Papstes zuschreiben können, wenn er Guido allen Drohungen und feindlichen Worten, womit ihn die wilde Barbarei zu beugen suche, Beharrlichkeit entgegenzusetzen ermunterte, ihn zur Ausdauer in männlichem Kampfe ausdrücklich ermuthigte, wenn er ihm gegenüber nochmals das Privilegium in den bestimmtesten Ausdrücken verwarf und ihn ermächtigte in seiner Stellung als apostolischer Legat eine Synode in Vienne zu halten, deren Beschlüsse sich nur gegen den Kaiser richten konnten, während er doch

*) Ludwig VI. war im Jahre 1108 seinem Vater Philipp gefolgt; von ihm datirt ein kräftiger Aufschwung des Capetingischen Hauses.

selbst zu derselben Zeit noch freundliche Verbindungen mit diesem Kaiser unterhielt und ihn seiner Geneigtheit Friede und Eintracht zu erhalten versicherte.

Am 16. September 1112 trat die Synode in Vienne zusammen; der Erzbischof von Embrun und siebenzehn Bischöfe waren erschienen, unter ihnen auch jener Gualo von St. Pol, der Guidos Geschäftsführer auf der Lateransynode gewesen war; überdies hatten sich viele Aebte eingestellt, namentlich aus den burgundischen Gegenden. Der Kaiser fürchtete die Beschlüsse der Synode, fürchtete vor Allem den ihm drohenden Bann und hatte deshalb Gesandte abgeordnet, welche der Versammlung ein erst kürzlich erlassenes Schreiben des Papstes vorlegten, in welchem dieser ihm deutlich Gesinnungen des Friedens kundgab. Aber auf die Synode machte dies nur geringen Eindruck; sie ließ sich nicht in den hitzigsten Beschlüssen hemmen und erklärte jede Investitur für Häresie, das erzwungene Privilegium des Papstes für unbedingt nichtig. Ueber den Kaiser, der durch Verrath, Meineid und Tempelraub, ein zweiter Judas, dieses nichtswürdige und fluchbeladene Schriftstück erzwungen habe, verhängte sie den Bann; von aller kirchlichen Gemeinschaft solle er ausgeschlossen sein, bis er der Investitur entsagt und volle Genugthuung für die dem Papste und der Kirche zufügten Beleidigungen geleistet habe.

Alle auf der Synode anwesenden Bischöfe mußten diese Beschlüsse unterschreiben; man überschickte sie dem Papste und verlangte nicht ohne Drohungen ihre Bestätigung. „Wenn Ihr mit uns steht", schrieben die Bischöfe dem Papste, „wenn Ihr unsere Beschlüsse bestätigt, wenn Ihr ferner in der Folge die Briefe, Reden und Geschenke des grausamen Tyrannen und seiner Gesandten abweist, so werden wir in gebührender Weise Euch Gehorsam leisten. Solltet Ihr aber wider Erwarten einen anderen Weg einschlagen und unseren Beschlüssen die Bestätigung verweigern, so sei uns Gott gnädig; denn Ihr selbst macht uns dann den Gehorsam unmöglich." Diese Sprache war deutlich genug, um vom Papste verstanden zu werden. Am 20. October 1112 bestätigte er die Beschlüsse der Synode von Vienne in allgemeinen Ausdrücken; mittelbar erkannte er damit auch den gegen Heinrich ausgesprochenen Bann an, obwohl er freilich auch jetzt noch nicht selbst die Verbindungen mit ihm völlig abbrach.

Augenscheinlich beherrschte nicht der Papst die Kirche, sondern eine

klerikale Partei, welche an dem Investiturverbot festhielt und auch einen neuen Kampf um dasselbe nicht scheute, beherrschte ihn; wie einst unter dem Drucke des Kaisers, stand er jetzt unter dem Drucke dieser Eiferer. Aber nicht minder war klar, daß des Kaisers Gewaltthaten zwar den Papst gedemüthigt, nicht aber die Ideen Gregors VII. vernichtet hatten. Schon war aufs Neue der Bann gegen die kaiserliche Person geschleudert, und zu gut kannte Heinrich die Geschichte seines Vaters, um nicht den Bann zu fürchten. Mochten die Kirchenstrafen, welche Guido über ihn verhängte, nach dem kanonischen Recht anfechtbar sein, mochten sie bei der noch in Deutschland vorwaltenden Friedensliebe im Augenblick hier kaum eine erhebliche Wirkung üben, in Italien standen die Sachen anders, da Guido dort mächtige Verbindungen und rührige Freunde hatte, so daß zu befürchten war, der Papst, schon weit genug gedrängt, werde trotz seines Eides bald auch das Anathem gegen Heinrich aussprechen müssen.

Der Kaiser hatte allen Grund dem Papste zu mißtrauen. Nicht nur der Verkehr desselben mit Guido war ihm bekannt; er war auch über die Verbindungen unterrichtet, welche man damals in Rom mit Kaiser Alexius unterhielt. Im Jahre 1112 kamen Gesandtschaften vom Hofe zu Constantinopel und wurden durch andere erwidert; griechisches Gold und kaiserliche Geschenke sah man wieder in Rom und Monte Cassino. Man verhandelte zunächst über eine Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche, aber unfraglich hegte Kaiser Alexius weitergehende Absichten, welche Heinrichs kaiserliche Macht in Frage stellten. In Unteritalien und in Rom lagen die Dinge günstig genug, um an eine Herstellung der griechischen Herrschaft zu denken: Bohemund von Tarent, lange der Schrecken von Byzanz, war nicht mehr, und Rom hatte jüngst einem deutschen Kaiser die Thore verschlossen.

Heinrich war über die Verhältnisse Italiens durch seine dortigen Anhänger vollständig unterrichtet; dringend riethen sie ihm zu schleunigster Rückkehr, um seinen Widersachern entschieden entgegenzutreten, zumal sich auch in Mailand Wirren entsponnen hätten, welche sich leicht zur Demüthigung dieser stolzen Stadt benutzen ließen. Als nämlich Erzbischof Anselm auf der Kreuzfahrt umgekommen war (1101)*), hatte sich sein Vicar Bischof Grossolan von Savona, ein gelehrter, aber ränkesüchtiger Mann, nicht gerade mit den besten Mitteln das Erz-

---

*) Vergl. S. 713.

bisthum zu verschaffen gewußt. Seine Erhebung verletzte den Mailänder Stolz, erregte den lebhaftesten Widerspruch in der Bürgerschaft, und Grossolan mußte die Stadt verlassen, die dann neun Jahre keinen Erzbischof in ihren Mauern hatte. Trotzdem hielt der Papst an Grossolan, der für einen eifrigen Patarener galt, fest. Als aber die Autorität des Papstes tief erschüttert wurde und Grossolan, der eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande angetreten hatte, selbst seine Sache aufzugeben schien, gedachten die Mailänder daran, ihrer Kirche endlich wieder eine feste Ordnung zu geben. Ein aus dem Klerus und Adel gebildeter Ausschuß erklärte Grossolan des Erzbistums für verlustig und empfahl die Wahl des Priesters Jordans von Clivi, eines Mailänders, der bisher es nicht gerade mit der kirchlichen Partei gehalten hatte, aber als ein um so eifrigerer Vertreter der städtischen Rechte galt. In der Lombardei war die Pataria bereits im Ersterben; an ihrer Stelle erhob sich jetzt eine kirchliche Partei, welche ihre Zukunft mehr noch auf die Macht des republikanischen Regiments, als auf die Verbindung mit Rom gründete, und dieser Partei gehörte auch Jordan an.

Am 1. Januar 1112 wurde Jordan gewählt und bald von einigen Suffraganen Mailands geweiht. Aber es blieb in der Stadt eine Opposition gegen ihn, welche die Rechtmäßigkeit seiner Wahl in Zweifel zog und von den Bischöfen von Acqui und Lodi genährt wurde. Diese Opposition hielt Grossolan aufrecht und suchte, da der Papst keinen wirksamen Beistand gewähren konnte, Unterstützung beim Kaiser zu finden, während Jordan weder die Investitur beim Kaiser, noch beim Papste das Pallium nachsuchte, vielmehr einen Bund zwischen Mailand und Pavia herbeiführte, um sich auf gleiche Weise gegen Eingriffe des Papstes und des Kaisers in die geistlichen Angelegenheiten der Städte zu schützen. Da indessen auch in Mailand selbst Jordan zahlreiche Gegner hatte, würde dieser Bund kaum ihn gesichert haben, wenn der Kaiser, wie seine Anhänger ihn aufforderten, nach Italien zurückgekehrt wäre.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß der Kaiser damals ohne erheblichen Kraftaufwand allein durch sein Erscheinen seine Autorität über die ganze Lombardei hätte verbreiten, dadurch auch auf den schwankenden Papst bestimmend einwirken und den heißblütigen Gregorianern das Spiel gleich im Beginn verderben können. Indessen wollte sein Mißgeschick, daß gerade zu jener Zeit neue Wirren in Sachsen und Thüringen entstanden, die erst mit Energie leicht zu bewältigen schienen,

aber in ihren Folgen einen so weit verbreiteten Aufstand hervorriefen, daß die königliche Gewalt in Deutschland nur mit Mühe aufrecht zu halten war. Erst dieser Aufstand war es, welcher dem Widerstande der Gregorianer gegen den Kaiser einen festeren Rückhalt gewährte und den schon verhaßten Investiturstreit in den deutschen Ländern noch einmal zum Ausbruch brachte.

4.

Neue Wirren in Sachsen und Thüringen.

Als der Kaiser vor Kurzem den Zwist zwischen Herzog Lothar und Markgraf Rudolf gütlich beigelegt hatte, mochte er am wenigsten befürchten, daß sich Beide bald die Hände reichen würden, um sich gemeinschaftlich ihm zu widersetzen.

Die Veranlassung zu diesem unvermutheten Bunde gab ein Mann unfreien Standes, Friedrich mit Namen, welcher durch Klugheit und Beherztheit den Stader Grafen so namhafte Dienste geleistet hatte, daß ihm zuletzt die Verwaltung der Grafschaft von ihnen übertragen wurde. In solcher Macht, überdies im Genuß eines großen, nicht mit den besten Mitteln erworbenen Reichthums, hatte Friedrich kein dringenderes Verlangen, als den Makel unfreier Geburt zu entfernen, um unter den Herren Sachsens als ebenbürtig auftreten zu können. Es gelang ihm durch 40 Mark Goldes vom Kaiser die Erlaubniß zu erwirken, auf einer Tagfahrt in der Grafschaft einen Zeugenbeweis für seine freie Geburt antreten zu dürfen, und der Kaiser versprach ihn sogar dabei mit seinem Ansehen zu unterstützen. Aber der Herzog Lothar, gegen welchen Friedrich schon manchen Strauß ausgefochten hatte, wollte die ehrgeizigen Absichten des unfreien Mannes vereiteln; er gewann Markgraf Rudolf und den Erzbischof von Bremen, von welchem die Stader Grafschaft zu Lehen ging, gegen Friedrich und erschien selbst, von Mannschaft begleitet, mit ihnen auf dem Tage zu Radolfsdorf*), wo sich die Sache entscheiden sollte. Friedrich hatte Zeugen gestellt, Leute niederen Standes und wahrscheinlich von ihm bestochen; auch kaiserliche Gesandte waren eingetroffen, um für Friedrich einzutreten. Aber Markgraf Rudolf

*) Vielleicht Rahmsdorf im Amte Moisburg.

gab der Verhandlung eine unerwartete Wendung: von seinem Gefolge ließ er Friedrich ergreifen und nach Salzwedel in der Nordmark, wo die Markgrafen zu hausen pflegten, den Gefangenen bringen. Fast unter den Augen des Kaisers, der noch in Sachsen weilte, war der Friedensbruch erfolgt, und sofort beschied er Lothar und Rudolf vor seinen Richterstuhl nach Goslar. Da sie sich nicht stellten, wurde sogleich mit der äußersten Strenge gegen sie eingeschritten. Beiden wurde nach dem Spruch der Fürsten ihr Fürstenthum genommen, das Herzogthum Sachsen dem Grafen Otto von Ballenstedt, einem Schwiegersohne des letzten Billingers, zugesagt, die Nordmark dem Grafen Helperich von Plötzke, einem Verwandten der Stader Grafen, zur Verwaltung übergeben.

Das Urtheil sollte vollstreckt werden, und der Kaiser selbst sammelte ein Heer. Nach Pfingsten brach er in die Altmark ein und belagerte Salzwedel, wo sich Lothar und Rudolf vertheidigten. Bald aber gaben sie den Widerstand auf, suchten und erhielten die Gnade des Kaisers, der ihnen ihre Fürstenthümer zurückgab. Weniger glimpflich wurde mit zwei jungen Männern verfahren, welche zugleich in unbesonnener Weise zu den Waffen gegriffen hatten. Es waren die Neffen Markgraf Rudolfs, Söhne seiner Schwester Adelheid, die, in erster Ehe dem sächsischen Pfalzgrafen Friedrich vermählt, nach dessen Ermordung dem reichen Grafen Ludwig von Thüringen, dem wahrscheinlichen Urheber des Mordes, ihre Hand gereicht hatte. Aus Adelheids erster Ehe stammte ein Sohn, Friedrich von Putelendorf, welchem sein nächster väterlicher Verwandter Friedrich von Sommerfeld und sein Stiefvater Ludwig sein Erbe zurückhielten und der deshalb mit Beiden in Feindschaft lebte, aber zu seinem wenige Jahre jüngeren Halbbruder Hermann, Ludwigs Sohn, ein herzliches Verhältniß gewonnen hatte. Die beiden Jünglinge erhoben sich jetzt keck für ihren Oheim Rudolf, doch das gewagte Unternehmen stürzte sie in das Verderben. In der Burg Teuchern bei Weißenfels vom Grafen von Mansfeld eingeschlossen, mußten sie sich am 6. Juni ergeben und wurden vor den Kaiser gebracht, der sie zum Kerker verurtheilte. Hermann starb nach zwei Jahren (13. Juli 1114) auf der Burg Hammerstein. Friedrich wurde um dieselbe Zeit aus dem Kerker entlassen, nachdem er sich mit 500 Pfund Silber gelöst hatte; die bedeutende Summe war nur zu beschaffen, indem Friedrich einen großen Theil seiner mühsam erstrittenen Erbschaft der Halberstädter Kirche abtrat.

So schnell dieser Handel beendet war, blieb er nicht ohne nachhaltige Folgen; nur zu deutlich zeigte er, daß der Kaiser auf die Ergebenheit jener sächsischen Fürsten, die zu seiner Erhebung am meisten beigetragen hatten, nicht unbedingt zählen konnte. Der Zwist zwischen ihm und Herzog Lothar war beseitigt, aber nicht vergessen; am wenigsten von dem Herzog, einem Fürsten von sehr starkem Selbstgefühl und nicht ohne Ehrgeiz, dabei von unbestreitbarer Tüchtigkeit und ausgebreiteten Verbindungen, gerade damals in der Fülle der Manneskraft. Nicht minder bedenklich war, daß sich auch Wiprecht von Groitsch und Ludwig von Thüringen, die bisher das besondere Vertrauen des Kaisers genossen, über die harte Behandlung ihrer Söhne grollend, von ihm wandten. Beide waren ergraute Männer, die Söhne ihrer Thaten, die Begründer stattlicher Herrschaften. Der Vater Ludwigs, gewöhnlich Ludwig der Bärtige genannt, stammte, wie es scheint, aus den fränkischen Gegenden, ein Verwandter des Erzbischofs Bardo von Mainz und deshalb auch der Kaiserin Gisela; durch Bardo, der ihm Mainzer Lehen übertrug, wird er zuerst nach Thüringen gekommen sein, wo dann er und nach seinem Tode sein Sohn theils durch Kauf, theils durch Heirat, theils durch Gewalt so ausgedehnte Besitzungen von der Hörsel bis zur Unstrut hin gewannen, wie sie hier noch nie in einer Hand gewesen waren. Des Sohnes Zeit war solchen Erwerbungen günstig; Vieles, was dem Reiche oder den Mainzer Erzbischöfen gehörte, ließ sich wie herrenloses Gut besetzen und leicht behaupten, wenn nur im richtigen Augenblicke Partei gewechselt wurde, und diese Kunst verstand Ludwig meisterlich. Früher auf Heinrichs IV. Seite, war er in den Tagen Urbans II. ein Anhänger der kirchlichen Partei geworden und hatte endlich zu den Ersten gehört, welche den Sohn in der Empörung gegen den Vater unterstützten. Ob er jetzt mehr kaiserlich oder päpstlich war, hätte wohl Niemand entscheiden mögen; sicher war nur, daß er stets seine eigene Sache im Auge hatte und sein Vortheil ihm mehr galt, als kaiserliche oder päpstliche Autorität. Man hat ihn als den Gründer des Klosters Reinhardsbrunn hochgepriesen, doch dieses fromme Werk mußte als Deckmantel mancher schweren Sünde dienen. Jedenfalls war Ludwig ein zu fürchtender Feind, und nicht minder der alte Wiprecht, der sich durch ähnliche Künste in den Gegenden an der Saale, Mulde, Elster und Elbe eine ausgedehnte Herrschaft gewonnen hatte, für welche er seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem böhmischen Herzogshause

und dem Erzbischof Adalgot klug benutzte (739). In nahen Beziehungen zu Beiden stand der sächsische Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg, ein Mann verwandter Denkart.

Je mehr diese mächtigen Fürsten am Hofe fortan zurücktraten, desto betriebsamer drängte sich ein neues Geschlecht von Männern, die bisher wenig bedeutet hatten, in Sachsen hervor; zu ihm gehörten der aus Baiern übersiedelte Graf Hermann von Winzenburg und Graf Hoier von Mansfeld; auch Ministerialen finden wir unter ihnen, wie den ebengenannten Friedrich und jenen Heinrich Haupt, der in Rom dem Erzbischof von Salzburg so übel begegnet war. Sie alle wollten steigen und konnten es nur durch die Gunst des Kaisers; Kriegsleute scharfen Blicks und fester Faust, kampflustig und beutegierig, waren sie höchst gefährliche Werkzeuge in der Hand des rücksichtslosen Herrschers, so lange sie etwas von ihm zu hoffen hatten. Ob sie auch in den Tagen der Noth bei ihm ausharren würden, war freilich fraglich, und mindestens Hermann von Winzenburg hat diese Probe nicht bestanden.

So war Sachsen ein Boden, wo beim ersten Anlaß der innere Krieg wieder auszubrechen drohte. Dieser Anlaß bot sich, als der Kaiser die großen Reichslehen des am 13. Mai 1112 ohne Nachkommen verstorbenen Grafen Udalrich aus dem Hause Weimar-Orlamünde einzog. Die Seitenverwandten hatten sich Rechnung auf diese Lehen gemacht, vor Allem der rheinische Pfalzgraf Siegfried, der Bruder Ottos von Ballenstedt; je sicherer er sich wieder in der Gunst des Kaisers glaubte, desto bitterer fühlte er sich enttäuscht, und die vereitelte Hoffnung brachte ihm alle einst erlittene Unbill aufs Neue in frische Erinnerung. Als Heinrich im Sommer 1112 Sachsen verließ und sich in die rheinischen Gegenden begab, kehrte Siegfried in seine Heimat am Harze zurück. Laut ergoß er hier seine Klagen über alte und neue Gewaltthaten des Kaisers, über von ihm wirklich oder vermeintlich erlittenes Unrecht; er verhehlte nicht, daß er unter dem Drucke der Tyrannei nicht länger leben wolle und Genossen suche, um ihre Macht zu brechen.

Die Stimmung Vieler im Lande kam Siegfried entgegen. Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitsch, die mächtige und unternehmende Markgräfin Gertrud, Bischof Reinhard von Halberstadt erhoben ähnliche Klagen über des Kaisers Härte, über seine und seiner Creaturen Gewaltthaten und reichten Siegfried die Hände zum gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinsamen Feind. Auch Herzog Lothar stand dem Bunde nicht

sern, in welchem seine Schwiegermutter Gertrud (S. 781) eine hervorragende Bedeutung hatte; zu ihm hielt die ganze Nachkommenschaft Ottos von Nordheim, und auch auf Markgraf Rudolf, Pfalzgraf Friedrich und Erzbischof Adalgot war bei dem Aufstande gegen den Kaiser zu rechnen. In kurzer Zeit stand ein großer Theil Sachsens und Thüringens in offner Empörung.

Das Bedenklichste unter diesen Verhältnissen war, daß Heinrich auch bereits dem Manne mißtrauen mußte, der früher sein unbegrenztes Vertrauen genossen, den er zum ersten Kirchenfürsten des Reichs erhoben hatte. Adalbert von Mainz schien, seitdem er Ring und Krummstab vom Kaiser erhalten, wie umgewandelt; aus einem gefügigen Diener war er der trotzigste Fürst des Reichs geworden; einst nur auf des Kaisers Macht bedacht, dachte er jetzt nur an seine eigene Größe. Mit starker Hand herrschte er in Manz, wo man seit Erzbischof Siegfrieds Tagen die Macht des Krummstabs wenig gefühlt hatte. Wie er früher bereits seinem Bruder Bruno zum Bisthum Speier verholfen hatte, suchte er nun auch das Bisthum Worms und die reichen Abteien am Mittelrhein in seine Gewalt zu bekommen. Die Burgen der ihm benachbarten geistlichen Herren und des Kaisers wußte er mit guten oder schlechten Mitteln an sich zu bringen. So hielt er Trifels besetzt, die damals zuerst genannte hochberühmte Burg in der Pfalz; so hatte er sich der Marienburg*), an welcher der Kaiser und die Speierer Kirche Eigenthumsrechte besaßen, mit Gewalt bemächtigt. Auch die Zölle und anderen Einkünfte des Reichs am Rhein hatte er sich zu gewinnen gewußt und füllte mit ihnen seine Schatzkammern. Schon stand er wie ein König in Rheinfranken da; ein bedeutender Anhang hatte sich um ihn gesammelt, und er unterhielt ausgedehnte Verbindungen, welche sogar den Kaiser mit Besorgniß erfüllten.

Niemand kannte besser die Klugheit, Thätigkeit und Keckheit Adalberts, als der Kaiser. Nachdem er einmal Argwohn gegen ihn gefaßt hatte, maß er jede Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt, welche in der letzten Zeit eingetreten war, dem Einflusse des Erzbischofs bei: er sollte den Aufstand der Wormser veranlaßt, er Friedrich von Schwaben zu verführen versucht, er die Beschlüsse von Vienne veranlaßt, er Ludwig

*) Wahrscheinlich die jetzige Madenburg, noch in ihren Trümmern die ausgedehnteste mittelalterliche Feste der Pfalz, kaum zwei Stunden von Trifels.

von Thüringen und Wiprecht von Groitsch aufgewiegelt, ja selbst die Lombarden zum Widerstande ermuthigt haben; mehr als einmal, glaubte der Kaiser, habe ihm Adalbert nach dem Leben gestellt. Wie weit diese Beschuldigungen, welche der Kaiser später öffentlich erhob, begründet waren, ist nicht zu ermitteln; dagegen unterliegt keinem Zweifel, daß sich Adalbert bereits damals der strengkirchlichen Partei zugewendet hatte und durch frischen Eifer bei ihr seine alten Fehler zu verdecken suchte, daß er andererseits mit Ludwig von Thüringen und mit Bischof Reinhard von Halberstadt, mit dem er stets nach seinem eigenen Wort „ein Herz und eine Seele" war, in vertrauten Verhältnissen lebte; er wird demnach schwerlich bei der in Sachsen und Thüringen zum Ausbruch gekommenen Verschwörung theilnahmlos geblieben sein.

Diese Verschwörung hatte zunächst keine kirchlichen Beweggründe. Ganz Sachsenland hielt damals an der königlichen Investitur fest und wurde deshalb von Guido von Vienne und seinen Freunden als eine Stätte der Ketzerei betrachtet; Reinhard und Adalgot selbst hatten ohne Bedenken ihr Amt vom Kaiser genommen. Aber so verschieden die Motive der Auflehnung waren, darin begegneten sich die Gregorianer doch mit den Sachsen, daß beide Parteien dem Druck des neu erstarkten Kaiserthums einen Gegendruck entgegenstellen wollten, und dieser mußte sich durch gemeinsames Handeln verdoppeln und so des Erfolgs um so sicherer sein. Adalbert war gerade der rechte Mann, um die Opposition des gallicanischen Klerus und der sächsischen Fürsten in eine engere Verbindung zu bringen, und er scheint selbst sich diese Aufgabe gestellt zu haben. Heinrich mußte deshalb, sollte sich die Kette seiner Widersacher nicht schließen, den Erzbischof um jeden Preis zu beseitigen suchen.

Der Kaiser war entschlossen und beschied Adalbert an seinen Hof; aber nur in Worms, wo er auf die Bürgerschaft rechnen konnte, wollte sich der Erzbischof ihm stellen. Der Kaiser berief ihn, wie er verlangte, nach Worms in den letzten Tagen des Novembers; hier erschien Adalbert, nicht nur durch die Bürgerschaft, sondern auch durch ein starkes Kriegsgefolge gesichert. In Gegenwart mehrerer Fürsten verlangte Heinrich nun die Auslieferung der Marienburg; der Erzbischof verweigerte sie nicht nur, sondern brach sogar in die Worte aus: „Nie werde ich bei meinen Lebzeiten euch die Burg zurückgeben; nicht umsonst will ich euch dienen. Könnte ich euch und euer Gut entbehren, würde ich nach Beiden nicht fragen." Es war eine ähnliche Antwort, wie sie einst der

hochfahrende Erzbischof Aribert von Mailand Kaiser Konrad ertheilt hatte*), wie denn der Lebensgang Ariberts und Adalberts auffällige Analogien darbietet. Aber Heinrich wagte weniger, als sein Ahnherr, gegen den trotzigen Bischof. Er ließ ihn nicht inmitten seiner Vassallen ergreifen; nicht einmal die Marienburg nahm er jetzt weiter in Anspruch, sondern verlangte nur, daß der Erzbischof ihm bei dem bevorstehenden Kriege gegen die aufständischen Sachsen Heeresfolge leiste. Der Erzbischof versprach es, verließ dann dreist, wie er gekommen, die Hofburg und kehrte nach Mainz zurück.

Das Weihnachtsfest gedachte der Kaiser in Erfurt zu feiern. Er hat später behauptet, daß Adalbert sich mit Anderen verschworen habe ihn dort zu ermorden; doch ehe der Kaiser nach Erfurt kam, war dem Erzbischof bereits jede Macht benommen. Auf dem Wege dorthin stieß der Kaiser durch einen verhängnißvollen Zufall bei einem Orte, der Langesdorf**) genannt wird, auf seinen gefürchteten Widersacher. Adalbert war nur von einem kleinen Gefolge begleitet und konnte dem Kaiser nicht ausweichen, der ihm entgegentrat und zuerst abermals die Auslieferung der Marienburg, dann aller von ihm besetzten Reichsburgen verlangte. Als der Erzbischof eine bestimmte Antwort vermied, bemächtigte sich Heinrich seiner Person und schleppte ihn als Gefangenen mit sich fort. Wie einst der Kerkermeister seines Vaters, dann des Papstes, wurde er jetzt der seines früheren Vertrauten.

Die unerwartete That machte das größte Aufsehen; kein Bischof im Reiche konnte sich noch sicher fühlen, wenn der gewaltige Adalbert nicht schonender behandelt wurde. Auch das Schicksal, welches um dieselbe Zeit Konrad von Salzburg betraf, mußte Manchen nachdenklich machen. Es war ihm durch seine Hausmacht (S. 749) geglückt, in seinem Erzbisthum jeden Widerstand gegen die neuen kirchlichen Ideen zu brechen. Ihm erst gelang eine Kirchenreform, wie sie sein eifriger Vorgänger Gebhard vergebens gesucht hatte in das Leben zu führen. Der Gegenbischof Berthold wurde verdrängt, Hirschauer Mönche in die Klöster berufen, die Weltgeistlichkeit zum kanonischen Leben genöthigt. Konrad hatte sich großer Erfolge zu rühmen, so lange er die Gunst des Hofes

---

*) Vergl. B. II. S. 320.

**) Langendorf an der fränkischen Saale oder Langsdorf in der Wetterau.

genoß. Aber als er den Kaiser sich immer weiter von den einst zur Schau getragenen Grundsätzen entfernen und den Nachfolger Petri mißhandeln sah und als er da seine rasche Zunge nicht mäßigte, gerieth er alsbald in neue Zerwürfnisse mit seinen Untergebenen, die nun am Hofe Schutz suchten und fanden. So bedroht sah er sich nach kurzer Zeit in seinem eigenen Sprengel, daß er im Jahre 1112 ihn ganz verließ und jenseits der Alpen bei der großen Gräfin eine Zuflucht suchte.

Schon fühlte man es an vielen Orten, wie schwere Bedenken es habe, die Kirche ganz in die Hand des Kaisers zu geben. Die Principien Gregors gewannen in Deutschland wiederum warme Anhänger und laute Bekenner. Die Hirschauer Mönche hatten es kein Hehl mehr, daß sie sich in dem Kaiser getäuscht, und warfen sich aufs Neue in den Kampf für die kirchliche Freiheit. Ihre Congregation erstreckte sich bereits über alle deutschen Länder, aber nicht Hirschau war jetzt so sehr der geistige Mittelpunkt derselben*), wie St. Georgen an der Donauquelle (S. 637), wo Abt Theoger, ein Schüler des heiligen Wilhelm, im Geiste seines Lehrers wirkte und dessen Grundsätze in immer weiteren Kreisen über das obere Deutschland verbreitete.

Der Kaiser achtete nicht sonderlich darauf, daß sich die kirchliche Partei auch in Deutschland von ihm zu trennen begann; ihm lag vor Allem an der Bestrafung Adalberts und der aufständischen Fürsten in Sachsen. Er begab sich nach Erfurt, wohin er die Letzteren beschieden hatte. Als sie sich dort nicht stellten, gerieth er in den höchsten Zorn und ließ über sie Gericht halten. Die anwesenden Großen verurtheilten die rebellischen Sachsen wegen Hochverraths und verhängten über sie die Reichsacht; ihr Hab und Gut sollte der Plünderung, ihre Felder der Verwüstung preisgegeben werden. Auch Erzbischof Adalbert wurde vor das Gericht der Fürsten gestellt. Die schwersten Anklagen erhob der Kaiser gegen ihn; waren sie auch nur zum Theil begründet, so hatte der Erzbischof die Strafe, die ihn traf, mehr als reichlich verdient. Zu strengster Kerkerhaft wurde Adalbert verurtheilt, und der Kaiser gefiel sich darin, sie gegen einen Mann, der ihm einst die wichtigsten Dienste geleistet hatte, mit ausgesuchter Strenge zu vollstrecken.

---

*) Abt in Hirschau war damals Bruno, ein Bruder des Grafen Konrad von Württemberg, ein ruheliebender, die Geschäfte seines Amtes nur lässig betreibender Mann.

Es machte keinen Eindruck auf ihn, als ihn der Papst dem Erzbischof die Freiheit zurückzugeben aufforderte. Freund und Feind, versicherte der Papst, seien aufgebracht über das Verfahren des Kaisers, welches das Reich in Verruf bringe; er wisse, daß Adalbert stets den Kaiser über Alles geliebt habe. Heinrich hatte bereits allen Grund dem Papste zu mißtrauen, und die Verwendung desselben konnte ihn nur in der Meinung bestärken, daß Adalbert mit jener kirchlichen Partei in Verbindung stehe, welche das Investiturrecht ihm wieder zu entreißen drohte und den Papst bereits völlig zu beherrschen schien.

Von Erfurt eilte der Kaiser nach Sachsen, um die Aufständischen zu strafen. Zuerst wandte er sich gegen Halberstadt. Der Bischof, den Adalberts Schicksal mit Entsetzen erfüllt, hatte die Stadt verlassen und sich zu seinen Bundesgenossen geflüchtet; Halberstadt wurde nun mit Feuer und Schwert zerstört, die Mauern niedergerissen, dann mit Heeresmacht die bischöfliche Feste Hornburg angegriffen; nach längerer Belagerung wurde auch sie genommen. In der Nähe lagen Bischof Reinhard, Pfalzgraf Siegfried, Ludwig von Thüringen und Wiprecht von Groitsch mit einem Heere, ohne jedoch einen Kampf zu wagen. Nachdem der Kaiser mit ungewohnter Nachsicht dem Bischof von Halberstadt noch einen neuen Tag anberaumt hatte, um sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen zu rechtfertigen, verließ er Sachsen und kehrte in die überrheinischen Gegenden zurück; er mochte den Krieg als im Wesentlichen entschieden ansehen.

Die weitere Verfolgung der Aufständischen hatte der Kaiser dem Grafen Hoier überlassen, und diesem glückte alsbald ein Schlag, welcher dem ganzen Unternehmen ein plötzliches Ziel setzte. Er vernahm, daß Pfalzgraf Siegfried mit den Grafen Ludwig und Wiprecht zu Warnstedt an der Teufelsmauer unfern Quedlinburg eine Zusammenkunft hatte. Ungesäumt brach er mit 300 Rittern auf und überfiel die sorglosen Fürsten. Es entspann sich ein ungleicher Kampf, in welchem der Pfalzgraf eine Wunde erhielt, an welcher er bald darauf (9. März 1113) starb. Der alte Wiprecht von Groitsch gerieth, ebenfalls schwer verwundet, in Gefangenschaft; Ludwig von Thüringen entkam wie durch ein Wunder.

Die glückliche That Hoiers gab dem Kaiser abermals das Schicksal Sachsens in die Hand. Die Aufständischen verzagten und dachten nur daran, wie sie möglichst schnell ihren Frieden mit dem Kaiser machten.

Schon glaubte man, daß auch Erzbischof Adalberts Trotz sich beugen würde. Als Heinrich am 6. April zu Worms Ostern feierte, ließ er den Erzbischof vor sich bringen. Lieber aber kehrte Adalbert in den Kerker zurück, als daß er in alle Forderungen des Kaisers willigte; nur Trifels gab er nothgedrungen heraus, und diese starke Feste blieb fortan dem Reiche. Wenig später hielt Heinrich einen Reichstag zu Würzburg, wo über den alten Wiprecht das Urtheil gefällt werden sollte, der bis dahin in Leisnig, einst seiner eigenen Burg, gefangen gehalten war. Die Fürsten verurtheilten Wiprecht zum Tode, und schon sollte das Urtheil vollstreckt werden, als sich seine Söhne Groitsch und die anderen Erbgüter ihres Geschlechts dem Kaiser zu übergeben entschlossen. So wurden sie zu heimatlosen Abenteurern, retteten aber dem Vater das Leben. Der alte Wiprecht wurde darauf in die Kerker von Trifels gebracht, der Erste einer langen Reihe, welche dort ihre Widersetzlichkeit gegen die Kaisermacht abgebüßt haben; drei lange Jahre hat er, fern von der Heimat und von den Seinen, dort geschmachtet. Zu derselben Zeit scheint auch nach dem Urtheile der Fürsten über die Hinterlassenschaft des Pfalzgrafen Siegfried verfügt zu sein. Nicht allein die Lehen, sondern auch zum Theil die Allodien des im Hochverrath Verstorbenen wurden dem Kaiser zugesprochen. Die Söhne Siegfrieds waren unmündig, und ihr Oheim, der reiche Otto von Ballenstedt, ließ damals geschehen, was er nicht zu ändern vermochte, ergriff aber später für seine Neffen die Waffen. Die Pfalzgrafschaft in Lothringen übertrug der Kaiser einem seiner getreusten Anhänger, dem fränkischen Grafen Gottfried von Calw, der durch seine Mutter, eine Schwester Herzog Gottfrieds des Bärtigen, dem Lande nahe stand.

Auch der Halberstädter Bischof unterwarf sich. Als der Kaiser im Sommer nach Goslar kam, erschien Reinhard vor seinem Throne und bat um Gnade; die Fürsprache der Fürsten bewirkte, daß der Kaiser des Bischofs schonte, nur mußte derselbe in die Zerstörung der Hornburg willigen. Auch der flüchtige Ludwig von Thüringen wagte jetzt vor den Kaiser zu treten. Am 15. August unterwarf er sich ihm zu Dortmund, wurde dann auf kurze Zeit in Haft gehalten, aber aus derselben entlassen, als er sich die wichtige Wartburg, seinen gewöhnlichen Aufenthalt bisher, dem Kaiser zu überliefern bequemte. Bestimmte Nachrichten über des Pfalzgrafen Friedrich Schicksal fehlen; doch muß er damals oder wenig später seine pfalzgräfliche Stellung verloren haben, in welche

der junge Friedrich von Putelendorf, nachdem er aus dem Kerker entlassen war (S. 840), schon im folgenden Jahre eintrat. Die Markgräfin Gertrud scheint sich nicht unterworfen und der Kaiser deshalb über die von ihr verwalteten Marken anders verfügt zu haben. Wir haben urkundliche Zeugnisse von einem sächsischen Markgrafen Hermann in dieser Zeit; nur an Hermann von Winzenburg läßt sich denken, und seine Mark muß Meißen oder die Lausitz gewesen sein, also eine der bisher von Gertrud verwalteten Marken. Auch der Burggraf Burchard von Meißen war — es ist ungewiß bei welcher Gelegenheit — in die Hände des Kaisers gefallen; in seine Stelle trat Heinrich Haupt, der Ministerial und Günstling des Kaisers.

Herzog Lothar, Markgraf Rudolf und Erzbischof Adalgot, welche an der Erhebung nicht unmittelbaren Antheil genommen hatten, hielten nicht für nöthig sich vor dem Kaiser zu stellen, und auch er, obschon er Beschwerden gegen sie hatte, unterließ es diese jetzt zu erheben. Um so weniger hatte er von ihnen für den Augenblick zu besorgen, je mehr sie selbst gerade von den heidnischen Wenden bedrängt waren. Diese hatten sich längere Zeit unter dem Drucke der vereinten Macht der sächsischen Herzoge und des Abodritenfürsten Heinrich, Godschalks Sohn, befunden; auch die Markgrafen der Nordmark hatten ihre Autorität in den Gegenden an Havel und Spree wieder zur Geltung gebracht *). Erst während der neuen inneren Wirren in Sachsen erhoben die Wenden sich abermals und wurden selbst wiederholt von den streitenden Genossen in das Land gerufen. So bediente sich Markgraf Rudolf ihres Beistandes, als er in diesem Jahre mit Milo, dem Sohne des Grafen Dietrich von Ammensleben, in Streit gerieth. Es war um dieselbe Zeit, daß die aufgestandenen Liutizen Havelberg besetzten; nur mit Mühe wies der Abodritenfürst den Einfall zurück, der ihn selbst am gefährlichsten bedrohte. Auch mit den Ranen, den Bewohnern der Insel Rügen, lag er in Streit; ihre Schiffe umschwärmten seine Küsten und die benachbarten Gegenden Nordelbingens, welches Herzog Lothar dem Grafen Adolf von Schauenburg übergeben hatte. Vereint mit dem Grafen hatte Heinrich die bis Lübeck vorgedrungenen Ranen geschlagen, aber er sah, daß er sich dieser lästigen Feinde nicht anders, als wenn er sie im eigenen Lande angriffe, auf die Dauer entledigen könne. Dazu rüstete er bei allen ihm unter-

*) Vergl. S. 686 und 801.

worfenen Völkern und nahm auch die Hülfe der Holsteiner und Stormarn in Anspruch. Der nachhaltigste Widerstand gegen die heidnischen Wenden ging von diesem Heinrich aus, den man König im ganzen nordelbingischen Slawien nannte; doch auch der Herzog von Sachsen, der Markgraf der Nordmark und der Erzbischof von Magdeburg waren von den Vorgängen jenseits der Elbe damals nahe und unmittelbar berührt.

Der Kaiser verließ im August Sachsen, wo der Aufstand schon völlig unterdrückt schien, und begab sich wieder an den Rhein. Im Herbst brach er dann nach Oberlothringen auf, um dem Grafen Reginald von Bar und Mousson entgegenzutreten, gegen den seine Hülfe der Bischof Richard von Verdun in Anspruch genommen hatte. Reginald, ein Neffe Guidos von Vienne, gehörte unfraglich jener weit verzweigten Partei an, welche in Burgund und Frankreich dem Kaiser feindlich gesinnt war und die Beschlüsse von Vienne mit Jubel begrüßte. Bisher hatte er dem Kaiser, dem er weitläufig verwandt war, den Lehnseid zu leisten versäumt und sich keck in den Kampf gegen Bischof Richard, einen kaiserlichen Mann, geworfen, um ihm die Grafschaft von Verdun, welche einst schon sein Vater besessen hatte, zu entreißen. Der Bischof, von dem Grafen Wilhelm von Lützelburg unterstützt, vertheidigte sich tapfer, drang in Reginalds Länder ein, konnte aber dessen Burgen nicht brechen. Erst als der Kaiser herbeikam, wurde Bar genommen und Reginald hier selbst zum Gefangenen gemacht, dann rückte man gegen Mousson, wo sich die Gemahlin des Grafen befand. Die hochgelegene, gut ausgerüstete Burg widerstand den Angriffen; endlich ließ der Kaiser einen Galgen errichten und drohte Reginald aufknüpfen zu lassen, wenn sich die Burg nicht sofort ergäbe. Die Vertheidiger verlangten, um ihren Beschluß zu fassen, Frist bis zum anderen Tage; sie wurde gewährt, und gerade in der folgenden Nacht gebar Reginalds Gemahlin einen Sohn. Sogleich leistete die Besatzung diesem Kinde den Eid und verweigerte nun die Uebergabe der Burg, da sie, wenn der Kaiser das Aeußerste gegen ihren Herrn wagen würde, nun einen Erben seiner Gewalt besäße.

In der That wollte der Kaiser sich mit dem Blute eines fürstlichen und ihm überdies verwandten Mannes beflecken. Aber die Fürsten beschworen ihn, von einem solchen Frevel abzustehen und drohten ihm mit der göttlichen Rache. Im höchsten Zorn soll er da das Bibelwort schändlich mißbraucht haben: „Der Himmel allenthalben ist des Herrn,

die Erde hat er den Menschenkindern gegeben" *). Dennoch ging er in sich und schenkte Reginald das Leben. Nach einiger Zeit, als der Graf ihm den Lehnseid geleistet, gab er demselben sogar die Freiheit wieder und sandte ihn den Seinen zurück. Am 11. November war der Kaiser auf der Rückkehr von diesem Zuge in Metz; bald darauf ging er wieder über den Rhein, denn er hatte das Weihnachtsfest in Bamberg zu feiern beschlossen.

Nicht um Bischof Otto zu ehren, wollte der Kaiser damals Bamberg besuchen; vielmehr geschah es aus Argwohn gegen den hochgeachteten und einflußreichen Kirchenfürsten, der sich stets als ein Gegner der Laieninvestitur kundgegeben hatte und jetzt mit Absichtlichkeit den Hof zu meiden schien. Der vorsichtige Bischof fürchtete das Glück des Kaisers und das Schicksal Adalberts; glänzend nahm er Heinrich mit seinem zahlreichen Gefolge auf und zeigte sich mit den reichen Gütern seiner Kirche so freigebig, als er nur irgend vermochte. Dadurch beschwichtigte er das Mißtrauen des Kaisers, dessen Hof er in der nächsten Zeit unermüdlich begleitete.

Von Bamberg eilte der Kaiser nach Mainz, wo er am Tage nach Epiphanias (7. Januar 1114) die Hochzeit mit Mathilde, welche kaum noch den Kinderschuhen entwachsen war, begehen wollte. Die Hochzeit sollte zugleich eine große Siegesfeier sein. Keiner der Reichsfürsten, hatte der Kaiser entboten, dürfe in Mainz am Hofe fehlen, und wirklich stellte sich eine so zahlreiche und glänzende Versammlung ein, daß man nie Aehnliches gesehen zu haben glaubte. Bei der kirchlichen Handlung waren fünf Erzbischöfe, dreißig Bischöfe, eine unermeßliche Schaar von Aebten und Pröpsten zugegen; das kaiserliche Paar umstanden die Herzoge von Baiern, Schwaben, Kärnthen, Sachsen und Böhmen nebst zahllosen Grafen und Herren. Bei dem Hochzeitsmahle versahen die Herzoge die Erzämter; zum ersten Male diente hier der Böhmenherzog als Mundschenk. Die benachbarten Könige und Fürsten hatten in solcher Fülle Geschenke gesandt, daß sie die Schatzkammer des Kaisers kaum faßte. Aus weiter Ferne waren Schaaren von Sängern und Gauklern herbeigeströmt, welche reich belohnt von dannen zogen. Seit langer Zeit entfaltete sich am Kaiserhofe zum ersten Male wieder aller Glanz früherer Tage.

*) Psalm 115, 16.

Auch ernste Geschäfte beschäftigten die Fürsten inmitten der Lustbarkeiten. Herzog Lothar, durch das Schicksal seiner sächsischen Mitfürsten besorgt gemacht, hatte sich nicht länger dem Hofe entfremden wollen; barfuß, in einen schlichten Mantel gehüllt, hatte er sich in Mainz dem Kaiser zu Füßen geworfen und Verzeihung von ihm erbeten: sie wurde ihm gewährt und seine Dienstwilligkeit sogleich auf die Probe gestellt. Der Kaiser ging damals mit einem Zuge gegen die Friesen um, welche der Abhängigkeit vom Reiche sich abermals zu entziehen suchten und den jährlichen Tribut verweigerten; die Fürsten mußten sich eidlich dem Heere des Kaisers zuzuziehen verpflichten, und auch Lothar wurde für diesen Kriegszug in Anspruch genommen. Markgraf Rudolf scheint sich auch jetzt noch nicht dem Kaiser gestellt zu haben; vielleicht war es eine Folge davon, daß ihm alsbald die Nordmark entzogen und seinem Neffen Heinrich, der inzwischen zur Mündigkeit gediehen war, übertragen wurde.

Das Verfahren des Kaisers gegen Lothar war nachsichtig gewesen, aber wer daraus auf eine versöhnlichere Stimmung desselben gegen die Fürsten insgesammt geschlossen hatte, sah sich bald gründlich enttäuscht. Auch Ludwig von Thüringen war nach Mainz gekommen, völlig sorglos, denn er glaubte längst die volle Gunst des Kaisers wiedergewonnen zu haben. Ihm und Allen unerwartet wurde er da plötzlich verhaftet und abermals in den Kerker geworfen; wir kennen weder den Grund noch den Vorwand, wenn der Kaiser überhaupt einen solchen brauchte. Dieses Verfahren erregte die größte Bestürzung und Erbitterung unter den Fürsten. Alle Freude des Festes war vergällt; es schien, als ob der Despot sich Alles erlauben dürfe, als sei man rettungslos seinen Gewaltthaten preisgegeben. Es konnte kaum anders sein, als daß man sofort auf Mittel sann, um diese unerhörte Tyrannei zu brechen. Noch in Mainz selbst wurden die Fäden zu neuen Verschwörungen angesponnen; viele Fürsten verließen die Stadt, ohne sich nur vom Kaiser zu verabschieden.

Die Anhänger des Gregorianischen Systems und die sächsisch-thüringischen Fürsten waren die unbezwinglichen Gegner des alten Kaisers gewesen. Mit ihrer Hülfe hatte der Sohn die Macht einst an sich gerissen, dann aber schnell mit wunderbarer Dreistigkeit in die Bahnen des Vaters eingelenkt. Da erhoben sich auch gegen ihn die alten dem

Kaiserthum feindlichen Parteien: doch schien ihre Kraft wie gebrochen, sie schienen sich selbst überlebt zu haben. Die Beschlüsse von Vienne blieben Jahre lang ohne Wirkung; die Fürsten Sachsens und Thüringens mußten sich demüthigen, in die Kerker wandern, ihre besten Burgen und angesammelten Schätze ausliefern, über ihre Lehen wurde in willkürlicher Weise geschaltet, und Ministerialen sah man in Ehren, welche sonst nur freien Männern zufielen. Es war ein System in dem Verfahren dieses Heinrichs, welches weiter durchgeführt die Kirche nnd das deutsche Fürstenthum ganz in die Gewalt des Kaiserthums geben mußte, und dieses System war bisher mit entschiedenem Glück von ihm befolgt worden.

Die Tage Konrads II. schienen zurückgekehrt — doch hatte sich Vieles verschlimmert oder war mindestens schwerer zu tragen. Was bei dem Ahnherrn aus einer freien und edlen Persönlichkeit hervorging, beruhte bei seinem Epigonen theils auf kalter Berechnung, theils auf maßlosem Ehrgeiz; was dort höheren nationalen Zwecken entsprach, schien hier lediglich der Sättigung unbegrenzter Herrschgelüste zu dienen. Dieser junge Fürst — eine Tyrannennatur, wie sie unter den deutschen Königen noch nicht hervorgetreten war — übte auf seine Untergebenen überall einen unerträglichen Druck; wie in Italien, herrschte in Deutschland der Schrecken.

Aber die Macht des Schreckens ist ihrer Natur nach von kurzer Dauer, und am wenigsten konnte sie sich einem so hartnäckigen Geschlecht, wie es die Gregorianer und die deutschen Fürsten waren, gegenüber befestigen. Nur einiger Gunst der Umstände bedurfte es, um aller Orten jener unüberwindlich scheinenden Gewalt eine Opposition zu bereiten, der sie nicht gewachsen war. Bekannt ist, wie einst den vom Papst und den Fürsten verfolgten Vater des Kaisers die rheinischen Städte vom Untergange retteten: seltsam genug, daß es jetzt gerade die Bürgerschaft einer Rheinstadt war, welche zuerst der gefürchteten Tyrannenmacht einen nicht zu verwindenden Stoß versetzte. Wie an Mailand Konrads II. Glück in Italien scheiterte, so brach sich an den Mauern Kölns seines Urenkels Gewaltherrschaft in Deutschland.

5.

Die Niederlagen des Kaisers.

Der Widerstand Kölns und seine Folgen.

In der zweiten Woche nach Pfingsten, gegen Ende Mai — so hatte der Kaiser bestimmt — sollte das Heer gegen die Friesen ausrücken, welche er zugleich auch von der Seeseite durch eine Flotte angreifen wollte. Der Auszug verzögerte sich. Der Kaiser, der inzwischen den Rhein hinaufgegangen war, war erst gegen die Mitte des Juni im Anmarsch; am 16. Juni befand er sich mit den Herzogen von Schwaben und Sachsen, den Zähringern Berthold und Hermann zu Dollendorf unweit Münstereifel. Ein großes Heer, in Sachsen und dem oberen Deutschland aufgeboten, begleitete ihn; außerdem war auf die Unterstützung der Herren und Städte in Niederlothringen gerechnet.

Große Vorbereitungen waren getroffen, aber das Unternehmen stieß plötzlich auf Hemmnisse, die sich nicht voraussehen ließen. Kaum war vom Vortrab das Friesenland betreten, so gerieth die von Köln ausgesandte Schaar in einen Hinterhalt der Friesen und wäre völlig vernichtet worden, wenn nicht rechtzeitig ihr Herzog Lothar noch Hülfe gebracht hätte. Die Kölner wußten längst, daß der Kaiser eingedenk blieb, wie sie ihm einst widerstanden hatten, und hatten deshalb schon im Jahre 1112 einen Bund unter einander zum Schutz ihrer Freiheit beschworen; es war um dieselbe Zeit, als sich die ersten Bewegungen in Sachsen gegen den Kaiser bemerklich machten. Voll Mißtrauen gegen ihn, glaubten sie jetzt, daß er selbst sie in die Hand der Friesen habe liefern wollen, so wenig erklärlich ein solches Verfahren auch gewesen sein würde. Eiligst verließen sie das Heer des Kaisers, kehrten nach ihrer Stadt zurück, und hier entschloß man sich sofort gegen den Kaiser zu rüsten, dessen Strafe man mit vollem Rechte fürchtete.

Den aufständischen Kölnern schloß sich ihr Erzbischof an. Schon früher einmal hatte Friedrich, weil er seine Sache von den Bürgern getrennt, flüchtig werden müssen; er wollte nicht wieder Kölns Mauern verlassen. Gnade genug hatte er allerdings bisher vom Kaiser erfahren, aber Adalberts Beispiel zeigte ihm, daß ihn weder frühere Verdienste noch seine hohe Stellung schützen würden, wenn er einmal dem Kaiser

verdächtig werden sollte, und bei den Verbindungen, welche er, der Zögling französischer Schulen, mit dem gallicanischen Klerus unterhielt, war er vor dem Argwohn Heinrichs nie sicher. Auch scheint er, obwohl früher keineswegs ein Anhänger Gregorianischer Grundsätze, doch damals bereits mit den Häuptern der streng kirchlichen Partei in Frankreich und Burgund in Zusammenhang gestanden zu haben; offen erklärte er sich bald für die Vienner Beschlüsse.

Nicht minder wichtig für die Kölner war, daß ihnen eine Anzahl mächtiger Herren nahe und fern die Hand boten: nicht allein in Westfalen die Arnsberger Brüder, Graf Friedrich und Heinrich, die Enkel Ottos von Nordheim, welche beim Kaiser bisher große Gunst genossen hatten, sondern auch in Niederlothringen Herzog Gottfried, der unruhige Heinrich von Limburg, der reiche Graf Heinrich von Zütphen, Graf Dietrich von Are, ein überaus gefürchteter Kriegsmann, und die Grafen Gerhard von Jülich und Heinrich von Kessel. Weshalb diese lothringischen Herren einen besonderen Groll gegen den Kaiser hegten, ist nicht klar. Ein Zeitgenosse sagt: keinen anderen Grund zur Empörung hätten sie angegeben, als daß sich ein Ministerial des Kaisers unter ihnen allzu herrisch betragen habe. Wahrscheinlich war dies nur Vorwand und ihre Mißstimmung tiefer begründet. Vielleicht hatte sie gereizt, daß einem Fremden abermals die erledigte Pfalzgrafschaft in ihrem Lande zugefallen war; vielleicht fühlten sie sich am Hofe zurückgesetzt, an dem allerdings vorzugsweise Herren aus dem oberen Deutschland und Sachsen verkehrten. Heinrich, der so schwer verzieh, mochte es die Herren des unteren Lothringens empfinden lassen, daß er allein in ihrem Lande im Jahre 1106 einem gefährlichen Widerstande begegnet war, und diese hochfahrenden Herren mochten die Zurücksetzung des jungen Fürsten nicht ruhig ertragen.

Sobald der Kaiser den Abfall der Kölner und ihrer Bundesgenossen erfuhr, gab er den Kampf gegen die Friesen auf und zog an den Rhein, um die Verwegenheit der abtrünnigen Stadt zu strafen. Ihn begleitete ein größeres Heer von Sachsen, Baiern und Schwaben; auch Herzog Lothar folgte demselben. Die nächste Absicht war Deutz zu besetzen, um so den Fluß beherrschen und der Stadt die Zufuhr abschneiden zu können. Der Kaiser selbst ging deshalb mit einem, wie es scheint, nur kleinen Theile des Heeres über den Rhein. Aber sofort kamen auch die Kölner in hellen Haufen über den Fluß und forderten

ihn zum Kampfe heraus. Der Kaiser suchte vergeblich einem Angriff auszuweichen. Ein Pfeilregen überschüttete alsbald seine Ritter, schadete indessen nicht viel, da sie undurchdringliche hörnerne Panzer trugen; erst als sie bei der Mittagshitze diese ablegten, fanden Einige von ihnen den Tod. Die kaiserliche Schaar wurde jedoch bis zum Abend hart bedrängt und blieb die ganze Nacht unter Waffen; am anderen Tage entschloß sich der Kaiser sie über den Rhein zurückzuführen und den Angriff auf Deutz aufzugeben.

Weithin verheerten nun die Kaiserlichen das linke Rheinufer; bis nach Bonn und Jülich hin wurde Alles mit Feuer und Schwert verwüstet, Jülich selbst zerstört. Hierauf rückte Heinrich gegen Köln selbst an, um die Stadt zu umschließen. Da traten ihm Erzbischof Friedrich, Herzog Gottfried, Dietrich von Are und Heinrich von Zütphen mit ihren Mannen und den Kölner Schaaren entgegen. Es kam zu einem heißen Kampfe, in welchem die Aufständischen große Verluste erlitten; bedeutende Männer in ihrer Mitte fielen oder geriethen in Gefangenschaft, unter den Letzteren auch Graf Gerhard von Jülich. Dennoch zog der Kaiser bald darauf von Köln ab, als der streitbare Friedrich von Arnsberg mit seinem Bruder Heinrich und zahlreichen Mannen von Westfalen her anrückte. Ueberall wuchsen neue Kräfte den Aufständischen zu und brachten den Kaiser in Gefahr, wenn er nicht rechtzeitig den Gegnern auswich, zu unterliegen.

Die Gefahr des Kaisers theilten seine Anhänger im Lande. Zu diesen gehörte der Graf Gisilbert von Duraz, Vogt des Klosters St. Trond: deshalb überfiel Herzog Gottfried gleich im Anfange des Kampfes das Kloster und die mit demselben verbundene Ortschaft, welche schlecht befestigt und noch schlechter vertheidigt dem Feinde keinen Widerstand leisten konnte, der auf das Schlimmste in dem Kloster und in dem Orte hauste. Der Schreckenstag für St. Trond, dessen man noch lange gedachte, war der 19. Juli. Als der Kaiser dann von Köln abgezogen war, wütheten die Kölner und ihre Genossen in ähnlicher Weise am ganzen linken Rheinufer hinauf bis Koblenz. Was dem Kaiser oder seinen Anhängern gehörte, wurde zerstört; so Sinzig und Andernach. Aehnliche Verwüstungen ergingen auch über die Länder am rechten Ufer des Rheines bis nach Westfalen hinein; in Dortmund und im Münsterland wurde mit Feuer und Schwert gehaust und das

Volk der Plünderung preisgegeben. Wo sie es vermochten, gaben freilich die Kaiserlichen Gewalt mit Gewalt zurück.

Heinrich, der seinen Rückzug nach Mainz genommen hatte, war von dort nach Erfurt geeilt, wo er sich am 26. August inmitten vieler sächsischer und thüringischer Fürsten befand. Mit Hast sammelte er ein neues Heer, besonders aus dem oberen Deutschland. Am 22. September trat das Heer zusammen, und am 1. October brach er mit einem Theil desselben in Westfalen ein. Die Länder des Kölner Erzbischofs und der Grafen von Arnsberg wurden verwüstet; was von kölnischen Besitzungen in Heinrichs Hände fiel, gab er seinen Anhängern zu Lehen. Die Stadt Soest, welche seinen Zorn zu fürchten hatte, wandte nur mit großen Geldsummen das Verderben von sich ab. Gleichzeitig hatte der Kaiser den anderen Theil seines Heeres dem Rheine zugesandt, wo es gegen Köln vorrücken sollte. Aber schon bei Andernach stießen die Kaiserlichen auf die Kölner und ihre Bundesgenossen. Erzbischof Friedrich war selbst in den Kampf gezogen, mit ihm die Grafen Heinrich von Limburg, Dietrich von Are und Heinrich von Kessel. Der erste Angriff der Aufständischen war unglücklich; sie mußten sich gegen ihr Lager zurückziehen. Doch sofort wagten sie einen neuen Kampf und stritten nun mit großer Beherztheit und besserem Erfolg; lange schwankte der Kampf, entschied sich aber, als die junge Mannschaft von Köln mit Löwenmuth vordrang, endlich gegen die Kaiserlichen. Diese wichen zurück, verfolgt von dem Grafen Dietrich, dessen Schaar niederhieb, was sie erreichen konnte. Angesehene Männer vom kaiserlichen Heer fielen oder geriethen in Gefangenschaft; unter den Letzteren auch Herzog Berthold von Zähringen, ein Mann großen Ansehens beim Kaiser. Die Aufständischen sollen geringe Verluste erlitten haben, doch hatte der tapfere Graf Heinrich von Kessel unter den Hufen der Rosse ein trauriges Ende gefunden; die Kölner bereiteten ihm in ihrer Stadt ein ehrenvolles Grab.

Obwohl der Kaiser bei dieser Niederlage nicht zugegen gewesen war, empfand er den Schlag überaus schwer. Von einem neuen Angriff auf Köln nahm er Abstand, nur noch darauf bedacht, wie er sich Westfalen sichern und seinen Kanzler Burchard, den Bischof von Münster, schützen könne. Deshalb stellte er die Feste Dortmund her und legte eine starke Besatzung hinein. Wenig war damit erreicht; denn kaum hatte Heinrich Westfalen den Rücken gewandt, so wurde das Münsterland von den Bundesgenossen Kölns mit Feuer und Schwert

abermals verwüstet. Noch weniger wollte es bedeuten, wenn der Kaiser Friedrich von Arnsberg seiner Lehen entkleidete, da er die Strafe doch nicht vollstrecken konnte.

Nicht anders war zu erwarten, als daß die Vorgänge am Unterrhein und in Westfalen dem Aufstande auch im östlichen Sachsen und Thüringen neue Nahrung geben würden. Die alten Gegner des Kaisers waren nicht versöhnt, vielmehr hatte sich ihre Erbitterung von Tag zu Tag gesteigert. Herzog Lothar hatte sich nur der Noth weichend gedemüthigt, und der Kampf in Westfalen gegen Friedrich von Arnsberg, seinen Verwandten, erweckte sein unmittelbarstes Interesse. Friedrich von Sommerschenburg und Rudolf von Stade hatten ihre Aemter verloren; auch Reinhard von Halberstadt sah sich aufs Neue vom Kaiser bedroht. Die Markgräfin Gertrud hatte sich nie gebeugt und war zu jedem Wagniß entschlossen. Die Söhne Wiprechts von Groitsch, voll Unwillen über die langandauerde Haft ihres Vaters, trieb überdies ihre bedrängte Lage Alles zu wagen. In einem Walde bei Gundorf zwischen Skeuditz und Leipzig hatten diese länderlosen Herren den Sommer zugebracht und als Wegelagerer ihr Leben gefristet; als der Winter kam, gab ihnen ihr Vetter Erzbischof Adalgot eine Zufluchtsstätte, indem er ihnen die Lohburg jenseits der Elbe einräumte. In ähnlicher Stimmung, wie sie, waren die Söhne Ludwigs von Thüringen, der auch noch im Kerker schmachtete.

Kaum sahen die sächsischen Herren, daß den Kaiser das gewohnte Glück verlassen habe, so dachten sie an eine neue Erhebung. Erst fanden kleinere Zusammenkünfte statt, endlich eine große Versammlung zu Kreuzburg an der Werra; aus allen Theilen Sachsens und Thüringens hatten sich hier die Unzufriedenen eingefunden. Die ganze Sippe Ottos von Nordheim war zur Stelle: Herzog Lothar, Hermann von Calverla, Friedrich von Arnsberg und Friedrichs Schwiegervater Graf Heinrich von Limburg. Alle beschworen einen Bund, um der Tyrannei in Sachsen Einhalt zu thun. Man wußte, daß des Kaisers Macht hier besonders auf Hoier von Mansfeld beruhte; um diesem zu widerstehen, beschloß man zu Walbeck unweit Hettstedt eine Burg zu bauen. Man ging sogleich an das Werk, rüstete die Burg aus und legte eine starke Besatzung hinein; Walbeck wurde der Sammelplatz der sächsischen Aufständischen, der Mittelpunkt ihrer Unternehmungen. Binnen kurzer Zeit sah sich Hoier steten Angriffen ausgesetzt; nicht anders erging es Allen, die mit ihm zum Kaiser hielten.

Der Kaiser mußte selbst in Sachsen einschreiten. Aus den rheinischen Gegenden — am 30. November war er noch in Worms — begab er sich gegen Weihnachten nach Goslar und beschied Herzog Lothar, den Erzbischof von Magdeburg, den Bischof von Halberstadt, Friedrich von Sommerschenburg und Rudolf von Stade zu sich. Die Vorgeladenen erschienen mit Ausnahme des Erzbischofs Adalgot nicht, sondern blieben in Walbeck. Bald gereute auch Adalgot, daß er sich eingestellt hatte; man warnte ihn vor dem Schicksale Adalberts, und er ergriff unverzüglich die Flucht. Ihm und den anderen Aufständischen wurde dann das Urtheil gesprochen und der Reichskrieg sogleich gegen sie verkündigt. Am 10. Februar sollte das Heer, nachdem es in Wallhausen zusammengetreten, unmittelbar aufbrechen; das Ziel des Zuges war zunächst Walbeck, welches die Häupter des Aufstandes barg.

Die Siege der Sachsen.

Was den eifrigen Gregorianern, was den gekränkten sächsischen Fürsten nicht gelungen war, glückte den Kölner Bürgern. Sie widerstanden nicht nur dem Kaiser, sondern riefen zugleich eine Opposition gegen ihn in das Leben, die von Tag zu Tage erstarkte und ihn bald mit schweren Besorgnissen erfüllte.

Der Kaiser sah, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte, und warf sich sogleich nach dem Tage von Goslar auf seine Feinde. Er besetzte Braunschweig, das Erbe der Markgräfin Gertrud, und verwüstete Halberstadt. Inzwischen belagerten einige seiner Anhänger Orlamünde (am Einfluß der Orla in die Saale), welches in die Hände der Aufständischen gefallen war. Die zu Walbeck vereinigten Fürsten sahen nicht ohne Besorgniß dem Tage entgegen, wo das Reichsheer zusammentreten sollte, zumal manche Streitkräfte, auf welche sie rechneten, ausblieben. Denn zu sehr ungelegener Zeit gewannen die Kämpfe mit den heidnischen Wenden wieder größere Bedeutung; doch waren es die Christen selbst gewesen, welche die Wenden herausgefordert hatten.

Mit sächsischen Hülfstruppen war im Winter des Jahres 1113 der Abodrite Heinrich ausgezogen, um die Ranen zu unterwerfen. Der starke Frost ermöglichte ihm die Feinde auf ihrer Insel anzugreifen; überrascht erkauften sie sich den Frieden durch das Versprechen einer ungeheuren Geldsumme, welche sie dann nicht aufzubringen vermochten.

Im folgenden Jahre drang Herzog Lothar selbst mit einem Heere tief in das Wendenland an der Ostsee ein; mit ihm der junge Markgraf Heinrich von der Nordmark, welchem dreihundert Reiter der Zirzipaner Heeresfolge leisteten. Lothar unterwarf einen Häuptling, Dumar mit Namen, und dessen Sohn. Auch der Fürst der Ranen trat ihm zum Kampfe entgegen, sah sich aber bald von den Sachsen umstellt und erbat den Frieden; er erhielt ihn, als er seinen Bruder als Geisel stellte und eine Geldsumme zu zahlen versprach. Lothar hat, wie es scheint, selbst den Boden Rügens nicht betreten, aber mit sächsischer Unterstützung ging wenig später, als starker Frost das Meer abermals gangbar machte, der Abodrite noch einmal nach der Insel hinüber. Kaum jedoch hatte er sich drei Nächte dort aufgehalten, so trat Thauwetter ein, und er mußte eiligst den Rückzug antreten; die Ranen waren ihrer Feinde im eigenen Lande ledig und traten nun wieder kecker auf. Es war um dieselbe Zeit, daß auch die Wenden an der mittleren Elbe zu den Waffen griffen; große Schaaren derselben gingen über den Fluß und rückten bis gegen Köthen vor. Hier trat ihnen aber Graf Otto von Ballenstedt mit sechszig sächsischen Herren entgegen und erfocht am 9. Februar 1115 über eine weit überlegene Zahl — es sollen 2800 Wenden gewesen sein — einen glänzenden Sieg; die große Mehrzahl der Feinde blieb auf dem Platze. Von einer schweren Sorge befreite dieser Sieg die sächsischen Länder.

Ottos Waffenthat war von wichtigen Folgen, doch bei weitem mehr beschäftigte die Zeitgenossen der große unerwartete Sieg, welchen zwei Tage später die aufständischen Fürsten Sachsens über den Kaiser gewannen. Sobald am 10. Februar Heinrich sein Heer gesammelt hatte, brach er von Wallhausen auf. Er wußte, daß die Aufständischen Walbeck, wo sie sich nicht hinreichend gesichert glaubten, räumen und südlich in der Richtung auf Orlamünde abziehen wollten, um ihre Freunde dort zu entsetzen, seine Absicht war ihnen den Weg zu verrennen, und wirklich ereilte er sie noch an demselben Tage, wo er Wallhausen verlassen hatte, am Welfesholze zwischen Hettstedt, Sandersleben und Gerbstedt. Hier bot er ihnen eine Schlacht an. Die Stimmung der sächsischen Fürsten war nicht sehr kampfesmuthig; denn sie sandten eine Botschaft an den Kaiser und betheuerten ihm, daß sie nicht um ihn zu reizen, sondern nur zu ihrer Vertheidigung zu den Waffen gegriffen hätten. Aber der Kaiser wollte vom Kampf nicht abstehen, den nur

ein Schneegestöber noch an diesem Tage verhinderte. Der folgende Tag sollte entscheiden.

In der Frühe des 11. Februars bereitete sich das sächsische Heer mit Ernst zu dem gefährlichen Waffengang. Bischof Reinhard hielt die Messe, rief den Beistand Gottes für die gerechte Sache an, ermuthigte zum Kampfe für Freiheit und Vaterland, den er zugleich als einen Glaubenskampf ansah. Ruhig erwarteten die Sachsen dann das Anrücken des kaiserlichen Heeres, dessen Vordertreffen Hoier von Mansfeld führte. Niemand war gleich ihm der Schrecken der Feinde, und niemals hatte er selbst heißer von Kampfeslust geglüht. Nachdem er vom Roß gesprungen, stürmte er Allen voran mit blinkendem Schwerte wüthend gegen die Sachsen vor; nur sein Waffenbruder Lutolf konnte ihm folgen. Der jüngere Wiprecht, begleitet von zwei Brüdern — Konrad und Hermann hieß das kriegsmuthige Paar — warf sich ihm entgegen und schleuderte den Speer auf ihn. Im Brustharnisch Hoiers hing das schwere Geschoß; Lutolf zog es heraus, und mit dem Schwerte fiel nun Hoier über Wiprecht her, dessen Schild jedoch jeden Schlag abwehrte. Ein glücklicher Streich Wiprechts traf endlich Hoiers Haupt und betäubte ihn so, daß er zu Boden sank. Noch suchte Hoier sich aufzurichten, aber Wiprecht bohrte ihm das Schwert, wo der Panzer eine Lücke bot, tief in die Seite.

Hoiers Fall erfüllte jede Brust im Sachsenheere mit neuem Muth. Die alte Streitlust des Stammes gegen die Tyrannen erwachte; wie einst die sächsischen Bauern gekämpft hatten, so jetzt der Adel. Siegesgewiß stürzten sich die Grafen und Ritter in die kaiserlichen Schaaren. Ein furchtbares Gemetzel entstand; Mancher unter den Sachsen soll mehr als zwanzig Gegner mit sicherer Faust erlegt haben. Den ganzen Tag hielten die Kaiserlichen Stand; erst am Abend zogen sie sich zurück. Noch immer fürchteten die Sachsen einen neuen Ueberfall und blieben in der ganzen Nacht auf dem Schlachtfelde unter den Waffen; doch ihre Besorgniß war eitel, denn der Kaiser konnte einen neuen Kampf nicht mehr wagen. Nachdem sie ihre Todten begraben — den gefallenen Kaiserlichen wollte Bischof Reinhard die Ehre eines christlichen Begräbnisses nicht gestatten — zogen sie vom Welfesholz ab, dem sie für alle Zeit einen denkwürdigen Namen gegeben hatten. Zwei Tage, nachdem ihre Brüder das Land von den Wenden befreit, hatten sie dem Kaiser

eine nicht zu verwindende Niederlage beigebracht. Weithin durchtönte Jubel das Sachsenland und die thüringischen Gaue.

So oft hatte der Vater des Kaisers gegen die Sachsen gestritten, niemals aber einen gleichen Schlag erlitten; er genügte, um Heinrichs Herrschaft für immer in einem Lande zu erschüttern, wo sie noch vor Kurzem aufs Höchste gefürchtet war. Nichts Anderes blieb ihm übrig, als den inneren Streit in Sachsen durch einige seiner Anhänger mühsam zu unterhalten. Hermann von Winzenburg im östlichen Sachsen, Heinrich Haupt in der Mark Meißen und Thüringen, die Vassallen des Bischofs Burchard in Westfalen suchten mit mehr oder weniger Glück dem völligen Abfall zu steuern. Der Kaiser selbst verließ den sächsischen Boden und begab sich in die rheinischen Gegenden; zu Mainz verlebte er das Osterfest. Sein harter Sinn war nicht gebrochen, aber das Glück hatte ihm den Rücken gewandt, und er mußte vorsichtig die Zeichen der Zeit erwägen.

Die Erhebung der kirchlichen Partei in Deutschland.

Die Folgen der Schlacht am Welfesholze machten sich im ganzen Reiche fühlbar; sie boten auch der kirchlichen Partei erst die Möglichkeit zu offener Erhebung. Die Beschlüsse der Synode von Vienne und der vor ihr über den Kaiser verhängte Bann waren, wie wir wissen, in Deutschland wenig beachtet worden; einen tieferen Eindruck machte jetzt die Kunde, daß der Cardinal-Bischof Kuno von Palestrina als apostolischer Legat für Gallien am 6. December 1114 zu Beauvais von Neuem das Anathem über den Kaiser ausgesprochen habe. Kuno war ein Deutscher von Geburt, früh jedoch nach England gekommen, wo er am Hofe Wilhelms des Eroberers die Stellung eines Kapellans bekleidet hatte. Nach Wilhelms Tode nach dem Festlande zurückgekehrt, schien Kuno ganz der Welt entsagen zu wollen Mit einigen Genossen begründete er in einem einsamen Walde der Picardie das Chorherrenstift Arrouaise, welches dann eine Zeit lang unter seiner Leitung blieb. Auf der Synode zu Troyes wurde er Papst Paschalis bekannt und zog durch seine lebendige Auffassung der Gregorianischen Principien die Aufmerksamkeit desselben auf sich. Kuno folgte der Einladung des Papstes nach Rom und wurde bald zum Cardinal-Bischof erhoben. Als die schweren Tage der Gefangenschaft über Paschalis kamen, war Kuno als Legat im

gelobten Lande. Die Nachricht von der Mißhandlung des Papstes und des römischen Klerus ergriff ihn so, daß er sogleich auf einer Synode in Jerusalem den Bann gegen den tempelschänderischen Tyrannen schleuderte. Das Anathem wiederholte er dann auf mehreren Synoden, die er auf seiner Rückreise im griechischen Reiche und in Ungarn abhielt; er lebte nur in dem Gedanken die Kirche an ihrem verwegenen Unterdrücker zu rächen. Auf der Lateransynode des Jahres 1112, welcher er beiwohnte, hatte die Rücksicht auf die bedenkliche Lage des Papstes seinen Eifer zurückgehalten, aber keinen Zügel gab es mehr für ihn, als er während seiner Legation in Frankreich die Vorgänge in Köln und die Erhebung der Sachsen vernahm. Ohne Auftrag des Papstes sprach er abermals den Bann über den Kaiser aus und excommunicirte zugleich dessen eifrigste Anhänger, namentlich Bischof Burchard von Münster und Hermann von Winzenburg. Kuno war bereits ein älterer Mann, aber, wo es den Kampf gegen die Feinde der Kirche galt, noch voll jugendlicher Hitze.

Augenscheinlich handelte der Legat im Einverständniß mit Friedrich von Köln, der schon zuvor Burchard von Münster von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte und sich nun den Bann des Legaten aller Orten bekannt zu machen befleißigte, um weiter und weiter den Aufstand zu verbreiten. Selbst an den bedächtigen Otto von Bamberg wagte sich Friedrich; wir besitzen den Brief, worin er diesem die Knechtschaft der Kirche mit den lebhaftesten Farben ausmalt. „Alle kirchliche Autorität", sagt er, „dient jetzt nur zum Erwerbe des Hofes. Die Bischöfe können keine Synoden halten; die ganze kirchliche Verwaltung ist an den Hof gezogen, um Geld zu erpressen, und die Bischofsstühle werden mit königlichen Pächtern besetzt. So wird das Bethaus zu einer Mördergrube gemacht, und vom Heil der Christenseelen kann da keine Rede sein, wo es nur darauf abgesehen ist, den unersättlichen Schlund des königlichen Fiscus immer von Neuem mit Geld und Gut zu füllen." Friedrich ermahnt Otto, daß auch er nun, wo der rechte Zeitpunkt eingetreten, offen gegen die Tyrannei auftrete; denn schon habe die römische Kirche für sich und die deutschen Bischöfe das entscheidende Wort gesprochen, Frankreich stehe auf Seite der gerechten Sache, und auch Sachsen bekenne sich freimüthig wieder zu derselben. Er unterrichtet dann Otto, indem er einen Gruß des Legaten bestellt, daß derselbe die in Beauvais ausgesprochene Excommunication demnächst zu Reims zu erneuern gedenke.

In der That sprach Kuno am 28. März 1115 auf einer Synode zu Reims abermals über Heinrich den Bann aus, und unmittelbar darauf ging er sogar nach Köln, um das erlassene Strafurtheil auch außerhalb seiner Legation zu verbreiten und auf den deutschen Boden zu tragen. Am Ostermontag den 19. April verkündigte er feierlich in der Kirche des heiligen Gereon die Excommunication des Kaisers, eilte dann nach Sachsen und veröffentlichte auch dort — wir wissen nicht, an welchem Orte — das Anathem. Hierauf kehrte er in seine Legation zurück, verließ sie aber nicht eher, als bis er noch einmal auf einer Synode zu Chalons an der Marne am 12. Juli den Bann wiederholt hatte. Wohin er immer seine Schritte lenkte, schleuderte er den Fluch der Kirche über ihren Verfolger; der Bann war gleichsam die Spur, welche er allenthalben zurückließ.

Wie sehr man die Berechtigung Kunos zu solchem Verfahren außerhalb seiner Legation und ohne besondere Vollmacht des Papstes auch bestreiten mochte, blieb es nicht ohne erhebliche Folgen, daß er auf deutschem Boden über den Kaiser den Bannfluch der Kirche auszusprechen gewagt hatte. Der Aufstand Kölns, der niederlothringischen Herren und der Sachsen suchte sich nun mit der Autorität der Kirche zu decken; eine Verbindung der Aufständischen in Deutschland mit den eifrigsten Gregorianern, denen sich auch der Papst wieder immer unverhohlener anschloß, war angebahnt, und sie befestigte sich von Tage zu Tage. Noch wichtiger jedoch, als die Schritte des Legaten, waren für den Augenblick die Waffenerfolge der rebellischen Fürsten.

Der Bischof von Halberstadt, Pfalzgraf Friedrich und Markgraf Rudolf zogen bald nach der Schlacht am Welfesholze gegen Quedlinburg, wo man noch immer kaiserlich gesinnt war. Nach längerer Belagerung wurde Quedlinburg genommen, dann fiel auch die Haimburg bei Blankenburg in die Hände der Fürsten. Inzwischen hatte sich Herzog Lothar mit seinen Bundesgenossen aus Westfalen und Lothringen gegen Dortmund aufgemacht und die vom Kaiser hergestellte Feste aufs Neue zerstört. Auch Friedrich von Köln rückte mit seinen Mannen in Westfalen ein und gewann die sehr starke Burg Lüdenscheid den Kaiserlichen ab; noch zwei andere Festen derselben fielen in seine Hände. Die Kölner Bürgerschaft belagerte und zerstörte um dieselbe Zeit die Burg Wissel, welche bei Rees am Unterrhein lag und dem Grafen Dietrich von Kleve gehörte. Herzog Lothar wandte sich mit seinen

Freunden nach der Zerstörung Dortmunds gegen das Münsterland; Münster selbst wurde belagert und erst dann von den Feinden verlassen, als sich die Bürger binnen einer gewissen Frist zu unterwerfen versprachen, wenn nicht ihr Bischof inzwischen beim Kaiser einen Frieden erwirken werde.

Der ganze Unterrhein und Westfalen waren augenscheinlich dem Kaiser bereits verloren; nirgends zeigten sich Hoffnungen mit Waffengewalt das Verlorene wieder zu gewinnen. Auch wenn ihn die Münsteraner nicht drängten, mußte der Kaiser an einen Frieden mit den Rebellen denken. Schon als Lothar auf dem Abzug von Münster an die Weser bei Korvei kam, trafen bei ihm Herzog Welf von Baiern und Bischof Erlung von Würzburg ein und eröffneten ihm, daß der Kaiser Friedensverhandlungen einleiten wolle. Aber Lothar traute dem Worte des Kaisers nicht und warf sich sofort aufs Neue in den Kampf gegen Hermann von Winzenburg im östlichen Sachsen; es gelang ihm die von Hermann besetzten Burgen Falkenstein und Wallhausen in seine Gewalt zu bringen. Lothar war damals der Glückliche; weithin wurde sein Name gefeiert. Je tiefer die Autorität des Kaisers sank, desto mehr erhob sich das Ansehen des Sachsenherzogs.

Und schon suchte sich das aufständische Sachsen in unmittelbare Verbindung mit Rom zu setzen. Auf die Einladung der Fürsten erschien dort im Spätsommer 1115 der mit einer Legation in Ungarn betraute Cardinal Dietrich. Am 1. September war er in Braunschweig, wo Bischof Reinhard damals das von der Markgräfin Gertrud gebaute Aegidienkloster weihte; am 8. September saß er einer Synode zu Goslar vor, bei welcher die geistlichen und weltlichen Herren Sachsens in großer Zahl erschienen waren. Der Legat erklärte hier, daß schon vor Jahren ein römisches Concil die Ungültigkeit des Investiturprivilegs beschlossen habe, daß demnach der Kaiser selbst und alle Bischöfe, welche sich von ihm hätten investiren lassen, dem Banne verfallen seien; die Reuigen nahm er zu Gnaden an, und zu ihnen gehörten vor Allen Erzbischof Adalgot und Bischof Reinhard. Das ketzerische Sachsen bekehrte sich wieder zu der reinen Lehre der Gregorianer. Ueber seine Thätigkeit erstattete der Legat sofort dem Papste Bericht, der seinen Eifer belobte, in allgemeinen Ausdrücken seine Verordnungen bestätigte und ihn im Besondern anwies sich Bischof Reinhard wegen seines bewiesenen Eifers gnädig zu zeigen. So schien Sachsen wieder mitten in

dem alten Streit zu stehen, in dem es einst gegen den Vater des Kaisers so viel Blut vergossen hatte. Wieder hatten die Fürsten die Waffen ergriffen; wieder waren der päpstliche Legat, der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt an ihrer Spitze; wieder brachten das Investiturverbot und der Bann auch das Volk in Bewegung.

Auffällig ist, daß der Kaiser, sonst so hitzig in der Bekämpfung seiner Gegner, jede persönliche Einmischung in die Streitigkeiten, welche Sachsen und den Niederrhein aufregten, jetzt sorgfältig zu meiden schien. Aber alle seine Gedanken waren bereits auf Italien gerichtet, wohin ihn die Nachricht vom Tode der großen Gräfin rief. Am 24. Juli 1115 war zu Bondeno bei Canossa die mächtige, viel bewunderte Frau gestorben. Die Zeiten ihres Glanzes, wo sie unmittelbar tief in die Weltgeschicke eingriff, waren längst vorüber. Ihre letzten Jahre blieben von Trübsalen nicht frei; denn sie sah den Papst mißhandelt, die Kirche gespalten, ihre eigenen Unterthanen, namentlich die Mantuaner, gegen ihre Herrschaft im Aufstande. Für die kirchliche Sache war ihr Abscheiden kaum noch ein Verlust, dagegen für den Kaiser ein Gewinn von unberechenbarer Bedeutung, zumal es ihm die Aussicht auf eine überaus reiche und glänzende Erbschaft in Italien eröffnete. Es drängte ihn sie in Empfang zu nehmen, zugleich hoffte er auch ein neues Abkommen mit dem Papste zu treffen, dessen bedrängte Lage ihm hinreichend bekannt war; denn kaum sah Heinrich noch einen anderen Ausweg aus den deutschen Wirren, welche unter den Händen der Legaten mehr und mehr eine kirchliche Richtung annahmen.

Wollte aber Heinrich Deutschland verlassen, so mußte ihm daran liegen, mindestens für die Dauer seiner Abwesenheit einen Frieden herzustellen. Deshalb berief er die Fürsten zum 1. November nach Mainz, um die Angelegenheiten des Reichs nach ihrem Wunsche zu ordnen. Die Lothringer scheinen seiner Absicht geneigt gewesen zu sein; denn Graf Dietrich von Are begab sich, von Bischof Hartwig von Regensburg begleitet, mit der Bitte des Kaisers zu den Sachsen, daß sie sich den Verhandlungen des Reichstags nicht entziehen möchten. Aber Herzog Lothar, welchen die Gesandten mit einem Heere gegen Erfurt im Anmarsche fanden, hörte nicht auf den Wunsch des Kaisers. Nicht nach Mainz begab er sich, sondern nach Fritzlar, wo die sächsischen Fürsten mit den päpstlichen Legaten die Lage des Reichs zu berathen beschlossen hatten. Die Friedensverhandlungen waren dadurch von vorn herein

vereitelt, und selbst solche Fürsten blieben zurück, welche ein gütliches Abkommen gewünscht hatten.

Zu der bestimmten Frist erschien der Kaiser in Mainz, aber nur einige Bischöfe waren seinem Rufe gefolgt. Der Reichstag trat nicht zusammen, und schon war der Kaiser selbst in Mainz vor dem Aufstande nicht sicher. Die sonst so kaiserliche Stadt war wie verändert. Die Bevölkerung erhob sich, um die Freilassung ihres Erzbischofs zu erzwingen, dessen Herrschaft ihnen zuvor drückend genug erschienen war. Die Vassallen und Dienstmannen des Erzstifts drangen in den Kaiser Adalberts Kerker zu öffnen; zugleich stürmte die Bürgerschaft, geführt von dem Landgrafen Arnold von Looz, gegen die Pfalz an, füllte den Hof derselben und forderte unter dem wildesten Toben Adalberts Freigebung. Man besorgte, sie würde die Pfalz in einen Schutthaufen umwandeln und den Kaiser mit seinem Gefolge unter demselben begraben. Dem Kaiser blieb kaum eine freie Entschließung. Als ihm die Bürger gelobten, daß der Erzbischof fortan Nichts mehr gegen das Reich unternehmen solle, daß sie selbst ihn, wenn er sich dessen schuldig mache und auf erhobene Anklage an einem ihm anberaumten Tage nicht stelle und rechtfertige, aus der Stadt vertreiben würden, als sie ferner Geiseln für diese ihre Versprechungen stellten und auch Erzbischof Bruno von Trier für seinen alten Widersacher eintrat und sich als Bürgen für dessen Treue in Zukunft darbot, da erklärte der Kaiser: innerhalb drei Tagen werde er Adalbert entlassen.

Heinrich kannte seinen früheren Kanzler zu gut, um zu begreifen, daß er seinen Widersachern in ihm den listigsten, thätigsten und verwegensten Führer gab, daß alle Künste, welche Adalbert einst für das Reich geübt hatte, nun allein zum Ruin desselben dienen würden. Heinrich und Adalbert waren verwandte Naturen; sie hatten sich auch lange genug nahe gestanden, um sich völlig zu durchschauen. Sie hatten sich gegenseitig von dem Augenblicke an gefürchtet, als sich ihre Wege schieden, und Adalberts Furcht war nicht grundlos gewesen; dennoch bebte vielleicht der Kaiser jetzt mehr vor seinem früheren Genossen, dessen Kerker er öffnete, als dieser jemals vor ihm gezittert hatte. Adalberts Freilassung kam einer Niederlage des Kaisers gleich, weit empfindlicher für ihn als der Tag am Welfesholze.

Der Erzbischof war im Kerker mit besonderer Härte behandelt worden, nicht einmal ausreichende Kost hatte man ihm gereicht. Wie

ein Jammerbild, kaum in den Knochen hängend, der Schatten eines Lebenden, kehrte der einst so hochfahrende Mann nach Mainz zurück, wo man ihn jubelnd empfing. Er schien sich in die vom Kaiser gestellten Bedingungen fügen zu wollen; selbst begab er sich nach Speier an den Hof, stellte seine Neffen als Geiseln und schwur, was die Mainzer geschworen hatten. Doch er schwur nur den Eid, um ihn zu brechen. Denn zu derselben Zeit waren bereits seine Boten zu dem Cardinal Dietrich auf dem Wege, nicht nur um ihm seine Unterwerfung zu melden und sich wegen der kaiserlichen Investitur lossprechen zu lassen, sondern auch um den Cardinal aufzufordern einer Versammlung der Fürsten beizuwohnen, welche nach Köln berufen sei, um die Befehle des Papstes zu empfangen und die Lage des Reichs zu berathen.

Adalberts Berufung nach Köln hatte besseren Erfolg, als die des Kaisers zum Mainzer Reichstag wenige Wochen zuvor. Daß sich selbst Otto von Bamberg in Köln einstellte, zeigt deutlich, wie tief die Niederlagen des Kaisers gewirkt hatten. Man erwartete um Weihnachten dort den Legaten, doch ein jäher Tod raffte ihn auf der Reise fort. Der Cardinal starb zu Schwelm. Die Leiche wurde nach Köln gebracht und dort unter großen Feierlichkeiten begraben; vierzehn Bischöfe, Herzog Lothar und viele andere Fürsten gaben durch ihre Gegenwart dem Begräbniß einen besonderen Glanz. Am Tage nach Weihnachten beschäftigte die Fürsten eine andere Feier; erst jetzt ließ sich Erzbischof Adalbert von Otto von Bamberg weihen. Mehr als drei Jahre waren vergangen, seit er die kaiserliche Investitur empfangen; erst wenige Wochen, seit er sie abgebüßt hatte. Der Neugeweihte trat dann mit den Fürsten über die Lage des Reichs in Berathung. Leider kennen wir ihre Beschlüsse nicht im Einzelnen, doch ist kein Zweifel darüber, daß sie darauf abzielten: der Kaiser sei wie ein Gebannter zu behandeln, der Umgang mit ihm zu meiden. Wenn man auf diesem Wege mit Consequenz vorschritt, machte man Heinrich die Regierung des Reichs unmöglich. Zugleich mußte man den Papst zu bestimmen suchen, selbst den Bann über den Kaiser auszusprechen; denn die Maßregeln seiner Legaten waren anfechtbar und schienen Vielen ungenügend. Wie hätte man sich nicht jetzt daran erinnern sollen, daß einst Gregor so lange den Handlungen der Legaten die Anerkennung versagt und dadurch die Fürsten in die schwersten Bedrängnisse getrieben hatte? Die aufständischen Fürsten drängten zu einem neuen Tage von Tribur, und

unzweifelhaft meinten sie dann mit dem Sohne weniger schonend zu verfahren als einst mit dem Vater.

Heinrich, der zu Speier das Weihnachtsfest feierte, war wegen der Vorgänge in Köln in hohem Grade besorgt und schickte Bischof Erlung ab, um mit den Fürsten zu unterhandeln. Allein die Strömung dort war schon so mächtig, daß sie auch Erlung fortriß. Als er zurückkehrte, weigerte er sich mit dem Kaiser ferner Gemeinschaft zu pflegen. Da dieser ihn zwang vor ihm die Messe zu halten, verließ Erlung heimlich den Hof und wandte sich ganz den Aufständischen zu. Der Kaiser hatte, als er die Kölner Beschlüsse erfuhr, sofort Adalbert zur Verantwortung nach Speier berufen, aber trotz seiner Eide und seiner Geiseln stellte sich der Erzbischof nicht; unzweifelhaft hat auch er sich darauf berufen, daß ihm mit dem Gebannten nicht mehr zu verkehren erlaubt sei.

Die Gregorianischen Ideen gewannen abermals in Deutschland breitesten Raum. Offen bekannten sich die Aufständischen zu ihnen: und wie sollte der Kaiser ihnen begegnen? Mit Recht scheute er sich die Wege zu betreten, welche einst der Vater in ähnlicher Lage eingeschlagen hatte. Die Entsetzung der aufständischen Bischöfe, die Erhebung von Gegenbischöfen würde das Reich in neue Gefahren gestürzt, mehr geschadet als genützt haben. So tastete er die kirchliche Stellung jener Bischöfe nicht an, aber er nahm ihnen, so weit er es vermochte, was sie vom Reiche besaßen. Die Bischöfe von Würzburg hatten die meisten Grafschaftsrechte in ihrem Sprengel gewonnen und ließen sie durch ihre Vasallen üben; damit besaßen sie eine der herzoglichen ähnliche Stellung und man schrieb ihnen ein ostfränkisches Herzogthum zu: dieses Herzogthum nahm jetzt der Kaiser Erlung und übertrug es seinem Neffen Konrad von Staufen. In ähnlicher Weise nahm er Adalbert und Friedrich das Erzkanzleramt, wie die damit verbundenen politischen Rechte und Einkünfte; die Urkunden der nächsten Jahre sind von den Kanzlern des Kaisers — Bruno für Deutschland, Bischof Burchard von Münster für Italien — im eigenen Namen, nicht in Stellvertretung der Erzkanzler ausgestellt. Es scheint klar, daß der Kaiser, wenn ihm die deutschen Bischöfe die Investitur bestritten, auf jene frühere Verordnung des Papstes zurückgriff, welche ihm die Regalien zusprach; vielleicht gerade deshalb, weil sie einst eine so gewaltige Aufregung unter den deutschen Kirchenfürsten hervorgerufen hatte und er wußte, wie empfindlich sie in diesem Punkte waren.

Vor Allem suchte der Kaiser den Papst von den Aufständischen zu trennen. Von dem höchsten Werthe war ihm, daß Paschalis die Excommunication seiner Legaten nicht bestätige; zu dem Ende entschloß er sich mit ihm sofort über einen neuen Vertrag in Unterhandlung zu treten. Zum Unterhändler wählte er den Abt Pontius von Cluny, der in vielen Beziehungen zu diesem Geschäfte besonders geeignet schien. Pontius war der Sohn des Grafen Peter von Melgueil in Languedoc, dem Kaiser und dem eifrigen Guido von Vienne blutsverwandt, da auch er der Nachkommenschaft Otto Wilhelms angehörte; noch näher stand er dem Papste, der ihn aus der Taufe gehoben und seinen Eintritt in die Abtei Cluny bestimmt hatte. Schon früher hatte Cluny eine vermittelnde Stellung zwischen den Gregorianern und dem alten Kaiser eingenommen: so blieb Pontius gleichsam in der Tradition der Cluniacenser. Aber auch dem Selbstgefühl des jungen und stolzen Mannes, welcher durch den Titel „Abt der Aebte" die Empfindlichkeit der Mönche am Monte Cassino reizte, mochte die Rolle gefallen, die ihm als Friedensstifter zwischen Kirche und Reich zugedacht war.

In der Mitte des Decembers war Pontius am Hofe des Kaisers zu Speier; schon damals werden ihm die Aufträge ertheilt sein, die er im Anfang des nächsten Jahres in Rom auszuführen suchte. Gleichzeitig oder wenig später schrieb der Kaiser dem Papste: er beklage tief, daß der heilige Vater um seinetwillen, d. h. wegen des Investiturprivilegs, in große Bedrängnisse gerathen sei, die ihn mehr als seine eigene Noth bedrückten; deshalb habe er den Abt nach Rom gesandt und wünsche nach dem Rathe des Papstes, des Abtes und anderer religiöser Männer den apostolischen Stuhl der Noth zu entreißen und einen dauernden Frieden zwischen Kirche und Reich herzustellen.

So sehr lag eine Verständigung mit dem Papste dem Kaiser am Herzen, daß er selbst Deutschland sofort zu verlassen entschlossen war, obwohl er dort den Aufstand ungebrochen zurückließ und nicht einmal eine augenblickliche Waffenruhe gewinnen konnte. Die Klugheit rieth ihm sich mit Rom abzufinden, ehe die deutschen Fürsten auf dem betretenen Wege weiter gingen, ehe ein neues Tribur ihn zwang sich schlimmeren Demüthigungen zu unterwerfen, als einst der Vater auf sich nehmen mußte. Ueberdies schadete seine Anwesenheit hier mit jedem Tage mehr, als sie nützte. Besser gab es gar keinen Hof in Deutsch-

land, als daß die Fürsten denselben geflissentlich mieden, um nicht durch den Umgang mit dem ketzerischen Kaiser in Kirchenstrafen zu verfallen.

Auf einen längeren Aufenthalt jenseits der Alpen rechnete der Kaiser, aber nicht auf gefährliche Kämpfe. Deshalb nahm er kein Heer mit sich. Aber seine Gemahlin, die Kanzler und diejenigen Bischöfe, Aebte und Pröpste, deren Rath er bei den Geschäften des Reichs und der Kirche besonders bedurfte, wie die Bischöfe Mazo von Verden, Hermann von Augsburg, die Aebte Erlulf von Fulda und Berengoz von S. Maximin, der Probst Arnold von Aachen, mußten ihm folgen. Der ganze kaiserliche Hofhalt wurde nach der Lombardei verlegt, wo der Kaiser in näherer Verbindung mit Deutschland bleiben und zugleich die Verhandlungen mit Rom leichter führen konnte. Die Stellvertretung in den deutschen Ländern übertrug er seinem Neffen Friedrich von Schwaben und dem Pfalzgrafen am Rhein Gottfried von Calw; sie Beide sollten den Kampf am Unterrhein fortführen, während Friedrichs Bruder in Ostfranken, Hermann von Winzenburg und Heinrich Haupt in Thüringen und Sachsen die Gegner des Reichs nach Kräften niederhielten.

Am 15. Februar 1116 war der Kaiser noch in Augsburg. Wenige Tage später muß er — am Brenner, wie es scheint — die Alpen überstiegen haben. Im Anfange des März war der Hof bereits in Treviso; Heinrich, der Bruder Herzog Welfs, welchen die Angelegenheiten seines Hauses nach Italien führten, Herzog Heinrich von Kärnthen, die Bischöfe von Brixen und Trient hatten sich dem Kaiser auf dem Wege angeschlossen; bald traf auch Bischof Udalrich von Konstanz ein, Gebhards Nachfolger, dessen Weihe der Papst schon seit vier Jahren verhinderte und der jetzt selbst in Rom die Erlaubniß zu derselben erwirken wollte *).

Allerdings war es nicht auf Kriegsthaten, wie sie sonst die Kaiser über die Alpen geführt, diesmal in Italien abgesehen, sondern auf den Antritt einer reichen Erbschaft und die Einleitung politischer Verhandlungen mit Rom. Aber diese Verhandlungen waren von größter Tragweite. Der Bestand des Kaiserthums, welches Heinrich wieder zu einer furchterregenden Gewalt erhoben, doch gerade dadurch in neue Gefahren

*) Udalrich aus dem Geschlecht der Grafen von Dillingen hatte die königliche Investitur ohne vorgängige Wahl erhalten. Erst nach Paschalis' Tode gelang es ihm, vom Erzbischof von Mailand die Weihe zu erlangen.

gestürzt hatte, wie auch die Zukunft der Kirche hing von denselben ab; nicht minder hatten sie zu entscheiden, ob den Schrecken des Bürger- und Glaubenskrieges, welche abermals in Deutschland entfesselt waren, noch ein schnelles Ziel gesetzt werden könne. Auf der abschüssigen Bahn der Gewalt war Heinrich an einen Abgrund gerathen, wo Dreistigkeit ohne Vorsicht keine Rettung mehr bot. Es mußte sich zeigen, ob er noch andere Mittel der Herrschaft kenne, als er bis jetzt angewandt hatte, ob er ebenso umsichtig, wie keck seinen Feinden begegnen könne.

6.

Heinrich V. als Erbe der großen Gräfin.

Der Kaiser und die Lombarden.

Sobald Heinrich die Alpen überschritten hatte, richtete er seinen Weg nach Venedig. Am 11. und 12. März hielt er dort in der Pfalz des Dogen einen glänzenden Hoftag. Niemals waren die Beziehungen des Reichs zu der Republik vertrauter; der junge kriegsmuthige Doge Ordelafo Faliero und der Kaiser schlossen sich auf das Engste an einander an. Vielleicht geschah es deshalb, weil sie ein gemeinsames Interesse gegen die Ungarn hatten, denen die Republik damals die dalmatische Küste und Zara wieder zu entreißen suchte; in der That warb der Doge bald mit Bewilligung des Kaisers in der Lombardei jenes Heer, durch welches er in dem glücklichen Feldzuge des Jahres 1116 Zara einnahm. Vielleicht wollte aber auch Heinrich den Einfluß der Republik in Constantinopel benutzen, wo der Papst noch immer in Verhandlungen stand, deren Ausgang ihn mit Sorgen erfüllte; wir wissen, daß der Kaiser später seinen Kanzler Burchard von Münster an den griechischen Hof sandte, und nicht unwahrscheinlich ist, daß die Venetianer diesem jetzt das Feld bereiteten, wie einst den Gesandten Ottos des Großen. Gewiß waren es Geschäfte ernstester Art, welche Heinrichs damaligen Aufenthalt in Venedig bedingten und ihn zum Bundesgenossen des Dogen machten.

Nachdem der Kaiser Venedig verlassen hatte, war sein nächstes Ziel,

sich die Mathildische Erbschaft zu sichern. Am 8. April hielt er zu Reggio Hof, am 17. April war er zu Canossa. Jene Burg betrat er jetzt als Herr, deren Pforten einst dem Flehen seines Vaters so lange verschlossen geblieben waren, an deren Mauern sich die trübsten Erinnerungen in der Geschichte seines Hauses knüpften. Bis tief in den Sommer hinein verweilte Heinrich auf verschiedenen Burgen der großen Gräfin, dann machte er einen Kaiserritt durch die Länder Lombardiens, der ihn bis nach Ivrea und Novara führte, und kehrte bei Einbruch des Winters wieder in die Gegend um Modena zurück.

Die große Gräfin hatte nach ihrem eignen Zeugniß bereits Gregor VII. in Rom eine Urkunde ausgestellt, in welcher sie ihr ganzes Eigenthum dem heiligen Petrus verschrieb; da aber eine solche Urkunde nirgends aufzufinden war, fertigte sie am 17. November 1102 zu Canossa dem Cardinallegaten Bernhard eine Schenkung gleichen Inhalts aus, welche sie aber in der freiesten Verfügung über ihre Besitzungen nicht beschränkte. Sie stattete nach wie vor Kirchen aus ihren Gütern aus und traf auch ohne Zweifel im Jahre 1111 ein persönliches Abkommen mit dem Kaiser, daß ihm die große Erbschaft sicherte. Mathilde mochte sich um so eher dazu verstehen, als kaum zweifelhaft war, daß sie in einer Zeit, wo sie in der Acht des Reiches stand, über ihre Allodien nicht hatte verfügen können und jeder Rechtsstreit mit dem jungen Kaiser bedenklichster Art war. Ob die Ansprüche Roms bei diesem Abkommen berücksichtigt waren, wissen wir nicht; aber sicher ist, daß der Papst, in dessen Hand der Schenkungsbrief war, damals keinen Versuch gemacht hat, sich in den Besitz des Mathildischen Hausguts zu setzen. Nicht einmal ein Protest Roms ist Heinrich entgegengestellt, als er die Erbschaft antrat, und auch später ist bei seinen Lebzeiten nie ein solcher Protest erhoben worden. Die Reichslehen, welche bei Mathildens Tode erledigt waren und über welche sie unter keinen Umständen hatte verfügen können, vertheilte er großentheils an seine Getreuen; die Markgrafschaft Tuscien empfing so ein gewisser Rapoto, wahrscheinlich ein Seitenverwandter des Vohburgschen Hauses, welches auch in Italien große Besitzungen gehabt hatte. Die ausgedehnten Allodien Mathildens behielt Heinrich, so weit er sie nicht zu frommen Stiftungen für ihr Seelenheil verwandte, selbst in der Hand; denn auch durch solche Stiftungen stellte er sich als ihr vollberechtigter Erbe dar.

Durch diese Erbschaft war der Kaiser der erste Fürst der Lombardei

geworden. Nicht ohne Bedeutung war, wie er die ihm zugewachsene Macht nun benutzen würde. Sein früheres Auftreten in Italien ließ vermuthen, daß er der städtischen Freiheit jetzt nur um so schroffer entgegentreten, daß er den Schrecken steigern werde, um Alles in Unterthänigkeit zu erhalten. Nicht ohne Verwunderung nimmt man wahr, daß gerade das Gegentheil eintrat. Mit gewinnender Milde behandelte er die Städte, wie den Adel des Landes, gleich als ob er sich auf dem lombardischen Boden heimisch machen und eine dauernde Macht gründen wolle. Die Ereignisse in Deutschland mochten ihn belehrt haben, daß er hier neue Stützen für seine Herrschaft suchen müsse.

An dem Aufstreben der Seestädte nahm der Kaiser den lebhaftesten Antheil. Wie er Venedig gegen die Ungarn unterstützte, ist so eben berührt worden. Nicht geringere Theilnahme zeigte er den Pisanern, denen es nach langen und gefahrvollen Kämpfen in diesem Jahre gelungen war, die Herrschaft der Araber auf den Balearen zu erschüttern, Iviza und Majorca zu erobern. Pisa sandte an Heinrichs Hof den Consul Petrus, den Vicegrafen gleichen Namens und einen Rechtsgelehrten Tiepold. Der Kaiser nahm diese Gesandten gnädig auf und schenkte die Höfe Livorno und Papiana der Stadt zum Ausbau ihres Domes, weil ihre Bürger, heißt es in der Urkunde, „durch ihre Anstrengungen, ihre Opfer und Gefahren nicht allein unserem Reiche, sondern der ganzen Christenheit großen Ruhm gewonnen haben, indem sie die mächtige und volkreiche Stadt Majorca mit Kriegsmacht besiegten und von Grund aus zerstörten."

Sehr freigebig war der Kaiser damals auch mit Freiheitsbriefen für die Städte; nicht wenige Communen danken ihm die Sicherung ihrer unter vielen Mühen und Drangsalen erworbenen Rechte. Die Stadt Mantua, mit welcher die große Gräfin noch in den letzten Zeiten vielfach in Streit gelegen hatte, pries Heinrich als ihren Wohlthäter; denn er bestätigte nicht nur ihre Freiheiten, so daß sie den bestgestellten Städten des Reiches gleichstand, sondern bestimmte auch die Niederreißung der kaiserlichen Burg in der Stadt und schenkte den Bürgern die Insel Rivalta, deren Feste sie zu Mathildens großem Verdruß zerstört hatten und die nun der Kaiser nie wieder aufzurichten befahl. Man weiß, mit welcher Härte Heinrich vor wenigen Jahren Novara zerstört hatte; inzwischen hatten die Bürger ihre Mauern und Thürme hergestellt, und jetzt bestätigte ihnen der Kaiser nicht nur den Besitz derselben, sondern

belobte sie auch wunderbarer Weise für die bisher ihm bewiesene Treue. Ein gleiches Lob spendete er der Stadt Turin, welche abgesehen von den bestehenden Gerechtsamen der Bischöfe fortan Niemand mehr als ihm selbst zu Diensten und Abgaben verpflichtet sein sollte; die Abhängigkeit der Stadt von der Markgrafschaft wurde völlig gelöst. Besondere Freiheiten erhielt die Stadt Bologna, deren Ruf die kürzlich begründete Schule des römischen Rechts bald über das ganze Abendland verbreitete. Warnerius, der große Rechtslehrer, ist selbst in dem kaiserlichen Privileg als Zeuge unterschrieben; vielfach finden wir ihn auch als Beisitzer oder Urtheilsfinder auf den Gerichtstagen des Kaisers erwähnt. Wie einst Petrus Crassus gegenüber den neuen Ansprüchen Roms die alten Kaiserrechte mit dem Justinianeischen Codex vertheidigt hatte*), stellte Warnerius jetzt seine gelehrte Autorität dem Kaiserthum zu Gebot.

Nicht minder huldvoll, als gegen die Städte, erwies sich der Kaiser gegen den Adel, selbst gegen Geschlechter, deren bisherige Haltung ihm Anlaß zur Unzufriedenheit geboten hatte. So verzieh er den Söhnen des Grafen Raimbold von Treviso, welcher sich mehrmals gegen das Reich aufgelehnt hatte; er gab den Söhnen die dem Vater entzogenen Besitzungen zurück. Die reiche Erbschaft bot dem Kaiser die Mittel zu ungewöhnlicher Freigebigkeit gegen die adligen Herren, und sie waren nicht unempfänglich gegen seine Gaben. Der Hof wurde häufig und gern von ihnen besucht. Die Markgrafen Werner von Ancona, Bonifacius von Savona, Anselm von Busco und Rainer von Montferrat verweilten fast ununterbrochen in der Umgebung des Kaisers; zahlreiche Grafen und Ritter Tusciens, der Romagna und der Lombardei fehlten niemals an seiner Seite. Auch die geistlichen Herren sprachen häufig bei Hofe vor; eine ganze Reihe italienischer Bischöfe ließe sich aufführen, welche die Gemeinschaft mit dem Kaiser suchten, den man in Deutschland als einen Ketzer mied. Unter ihnen waren nicht Wenige, welche durch die Pataria ihr Amt gewonnen hatten; auch die letzte Lebenskraft dieser einst so gefürchteten Verbindung schien mit dem Tode der großen Gräfin erloschen.

Mochten Städte, wie Mailand und Pavia, sich der Einwirkung des Kaisers entziehen, unzweifelhaft war doch in dem Hofe des Kaisers dem nördlichen Italien wieder ein Mittelpunkt gegeben, wie er dem

*) Vergl. oben S. 499. 500.

durch die verschiedensten Interessen getheilten Lande seit lange gefehlt hatte. Italien erwuchs daraus mancher Gewinn, und für den Kaiser war es ein unberechenbarer Vortheil, daß seine Macht gerade, als sie diesseits der Alpen erschüttert wurde, jenseits derselben wieder festeren Boden gewann. Dort herrschte er fast unangefochten, und die Wirkungen des Anathems, welche ihn unter den Deutschen zu beunruhigen anfingen, ließen sich hier wenig verspüren. Erzbischof Konrad von Salzburg, der sich nach der Lombardei geflüchtet, fand nach dem Tode der großen Gräfin hier keine Sicherheit mehr und kehrte nach Deutschland zurück.

Mit großer Klugheit hatte der Kaiser die Feinde Mathildens an sich zu fesseln, ihre Widersacher zu gewinnen gewußt. Sollte es dem Erben der großen Gräfin nun nicht auch gelingen, mit dem Papste, der in der Macht des Hauses Canossa so lange seine festeste Stütze gefunden hatte, ein Abkommen zu treffen, wie er es bedurfte? Jede Nachricht aus Deutschland zeigte ihm, daß der alte Streit um die Investitur dort von Neuem zu entbrennen drohte und daß seine Gegner zu denselben Waffen griffen, die sie einst gegen seinen Vater geführt. Um so dringlicher war für ihn eine Verständigung mit Rom, um so wichtiger das Ergebniß der Verhandlungen, mit denen er den Abt von Cluny beauftragt hatte.

Verhandlungen des Kaisers mit Rom.

Der Papst hatte auf die Fastenzeit 1116 abermals eine große Synode nach Rom berufen. Wichtige Beschlüsse sollten gefaßt werden, namentlich über die Investiturfrage, welche aufs Neue die Welt bewegte. Man war um so gespannter auf die Entscheidung, als die Gregorianer hofften, daß der Papst nun endlich seine zurückhaltende Stellung aufgeben und die von seinen Legaten über Heinrich verhängte Excommunication öffentlich bestätigen würde. Am 6. März wurde die Synode eröffnet. Bischöfe und Aebte, Herzoge und Grafen aus verschiedenen Ländern hatten sich theils persönlich eingestellt, theils Gesandte geschickt. Die Versammlung scheint nicht sehr zahlreich gewesen zu sein, doch befanden sich in ihr gerade hervorragende Vertreter der strengsten Richtung, wie Kuno von Palestrina. Vorauszusehen war, daß diese Nichts unterlassen würden, um den Papst zu einem entscheidenden Schritte zu drängen.

Aber auch der Abt von Cluny, der Gesandte des Kaisers, war in Rom, und zu derselben Zeit, wo die Synode zusammentrat, war der Kaiser selbst von den Alpen in die lombardische Ebene hinabgestiegen. In der nächsten Umgebung des Papstes standen Männer, die ihm unter solchen Umständen von einem hastigen Verfahren abriethen, wie der Cardinal Johann von Gaeta, der Kanzler des Papstes, der Stadtpräfect Petrus und Pier Leone, dessen Geiseln noch in der Gewalt des Kaisers waren. Ohnehin bebte der Papst vor einer Erklärung zurück, die er nicht ohne offenbare Verletzung seines dem Kaiser geschworenen Eides abgeben konnte. So bemühte er sich anfangs die Investiturfrage auf der Synode hinauszuschieben und legte zunächst den versammelten Vätern die Entscheidung über das ärgerliche Schisma vor, welches seit Jahren die Mailänder Kirche beunruhigte.

Die Parteien Jordans und Grossolans lagen in Mailand noch immer im Kampfe; der Streit war um so hitziger geworden, als Grossolan nach seiner Rückkehr von der Kreuzfahrt nicht die mindeste Neigung zeigte, freiwillig von seinem erzbischöflichen Stuhl zu weichen. Die Partei Jordans war die republikanische, die Grossolans berief sich auf den Papst. Nach blutigen Auftritten in der Stadt kam es endlich zu einem Vergleich, welcher die letzte Entscheidung dem Papst in die Hand gab. Auf der Synode waren die beiden hadernden Erzbischöfe zugegen, und ihre Sache ließ der Papst nicht nur am ersten, sondern auch am zweiten Tage verhandeln. Als dann am dritten Tage, ehe noch jener verwickelte Handel entschieden war, eine neue Streitfrage, welche zwischen den Bischöfen von Lucca und Pisa schwebte, vor die versammelten Väter gebracht wurde, riß endlich einem der Bischöfe die Geduld und er wagte die Aeußerung: der Papst solle doch bedenken, zu welchem Zwecke auf seine Einladung so Viele unter großen Gefahren von fern hierher gekommen seien; bisher verhandle man wider die Ordnung nur über weltliche Dinge, nicht über die großen geistlichen und kirchlichen Fragen; vor Allem müsse man erfahren, wie der Papst über die Investitur denke, denn deshalb sei man erschienen; man dürfe nicht in der Ungewißheit heimkehren, was man in Zukunft zu lehren habe.

Nicht länger konnte der Papst die große Streitfrage des Augenblicks zurückhalten. Ungesäumt trat er mit der Erklärung hervor: was er in der äußersten Bedrängniß gethan, dabei habe er die Befreiung des Volkes Gottes im Auge gehabt, obschon in menschlicher Schwachheit gehandelt;

er bekenne offen gefehlt zu haben und bitte Alle Gott für ihn um Verzeihung anzuflehen; das Investiturprivileg verdamme er für ewig und wolle, daß dies allgemein geschehe. Diese Worte des Papstes fanden allgemeinen Beifall, und Bruno von Segni wollte die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, seine alte Ansicht von dem häretischen Inhalt des Privilegs zur Anerkennung zu bringen. „Gott sei Dank", rief er aus, „daß der Papst jetzt mit eignem Munde jene schandbare und ketzerische Schrift verwirft." „Ist die Schrift ketzerisch", rief ein Anderer, „so ist auch ihr Urheber ein Ketzer." Erzürnt trat dem Verwegenen Johann von Gaeta entgegen. „Du wagst", rief er ihm zu, „hier im Concil vor unseren Ohren den Papst einen Ketzer zu nennen! ein Uebel war jene Schrift, nicht aber Ketzerei." „Auch nicht ein Uebel", fügte ein Anderer hinzu, „denn sie befreite das Volk Gottes, und das rühmt die heilige Schrift als ein löbliches Werk." So brachen unerwartet die Gegensätze in der Kirche selbst noch einmal auf das Heftigste hervor und stießen hart auf einander. Die Versammlung war in gewaltiger Aufregung, der Papst selbst in größter Bestürzung. Endlich gelang es ihm das Getümmel zu beschwichtigen und zu der Erklärung Raum zu gewinnen, daß die römische Kirche niemals häretisch gewesen sei, vielmehr alle Ketzereien überwältigt habe.

Die Sitzung der folgenden Tage fiel aus, weil der Papst mit dem Abt Pontius, mit Johann von Gaeta, Pier Leone und Anderen, die für kaiserlich galten, wichtige Verhandlungen pflog. Offenbar war nach den letzten Vorgängen auf der Synode zu fürchten, daß die extreme Partei nicht eher ruhen würde, als bis der Papst den Bann über Heinrich ausspreche. Pontius und seine Freunde mußten wenigstens dieses Aeußerste zu verhindern suchen; in der That scheinen sie bindende Zusagen deshalb vom Papste gewonnen zu haben, so wenig er sonst von neuen Verhandlungen mit dem Kaiser wissen wollte. Am folgenden Tage fand die vierte Sitzung der Synode statt, und hier kam sogleich die Investiturfrage aufs Neue zur Verhandlung. Heftig verlangte Kuno von Palestrina die Bannerklärung vom Papste; entschieden widersetzten sich der Kanzler, Pier Leone und Andere. Der Papst trat darauf mit einem unanfechtbaren Bekenntniß zu dem Investiturverbot Gregors VII. hervor und erklärte Jeden dem Banne verfallen, welcher als Laie die Investitur ertheile oder als Kleriker sie von einem Laien empfange; das waren die Principien, wie sie Gregor zuletzt aufgestellt,

an denen Urban festgehalten hatte. Aber Kuno und seinen Freunden war auch dies noch nicht genug; Kuno verlangte ein ausdrückliches Anerkenntniß, daß er vom Papste als Legat ausgesandt sei und seine Handlungen als Legat vom apostolischen Stuhle gebilligt wären. Dieses Anerkenntniß verweigerte ihm der Papst nicht, und nun berichtete Kuno, wie er aller Orten den Bann über Heinrich ausgesprochen habe, und bat auch die Synode sein Verfahren zu bestätigen, wie es bereits der Papst gethan habe. Das gleiche Verlangen stellte auch Guido von Vienne, der zur Synode Bevollmächtigte geschickt hatte. Die Mehrzahl der Synode sprach ihre Zustimmung zu den Amtshandlungen Beider, d. h. zu den Excommunicationen aus, welche Kuno und Guido über Heinrich verhängt hatten.

Noch eine Sitzung fand am folgenden Tage statt, doch nur die Mailänder Sache ward in ihr zum Schlusse gebracht. Der Papst selbst gab Grossolan auf, der in sein altes Bisthum Savona zurückkehren sollte, aber in Rom zu bleiben vorzog und dort im folgenden Jahre starb. Jordan wurde als Erzbischof von Mailand vom apostolischen Stuhle bestätigt. Die Angelegenheit des Kaisers kam in der Synode nicht wieder zur Sprache. Wie weit Kuno und seine Anhänger auch den Papst gedrängt, dahin hatten sie es nicht gebracht, daß vom Stuhle Petri herab der Bannstrahl gegen Heinrich geschleudert wurde.

Der Kaiser hoffte noch immer, obwohl durch Pontius' Sendung nur wenig erreicht war, auf einen ihm günstigen Vergleich mit dem Papste, und seine Hoffnungen steigerten sich, als sich auf Paschalis bald darauf zu den alten Bedrängnissen neue häuften. Am grünen Donnerstag (30. März) starb der Stadtpräfect in Rom, und sofort, ehe noch die Leiche beigesetzt war, erhob die städtische Menge, ohne den Papst nur zu befragen, den Sohn des Verstorbenen, einen ganz jungen Mann, und forderte ihn zur Uebernahme des Amtes auf. Der Papst suchte dies zu verhindern, aber tobend drang das Volk in den Lateran während des Gottesdienstes ein und verlangte ungestüm, daß der Papst die Wahl bestätige. Der Papst verweigerte dies, da Zeit und Ort völlig ungeeignet waren, er überdies einem Anderen das Amt zu übertragen wünschte. Sofort brach der Aufstand in der Stadt los. Am Charfreitage verschwor sich das Volk, welches bereits zu den Waffen gegriffen, geradezu gegen den Papst. Man rüstete noch am folgenden Tage und trat dann am Ostersonntage (2. April), als sich der Papst zur Messe in St. Peter

mit großem Gefolge begab, ihm bewaffnet an der Engelsbrücke entgegen, um die Bestätigung des Erwählten zu erzwingen. Als sie der Papst versagte, griff man sein Gefolge an; Einige wurden getödtet, Andere gefangen, Alle mißhandelt. Der Papst setzte seinen Weg fort, hielt die Messe und kehrte in feierlicher Procession nach dem Lateran zurück. Man bedrängte ihn auch da aufs Neue mit demselben Verlangen; auf seine Weigerung verfolgte man ihn und die Procession mit Schimpfreden und Steinwürfen. Endlich erklärte er sich bereit, am nächsten Freitag die Sache nach gemeinsamer Uebereinkunft zum Austrag zu bringen.

Die Römer wollten keinen Aufschub, sondern installirten ohne Verzug den jungen Petrus als Präfecten, entschlossen auch mit Gewalt ihre Wahl aufrecht zu erhalten. Am 7. April griffen sie die Burgen derer an, die zum Papste hielten; vor Allem bekämpften sie Pier Leone und seinen zahlreichen Anhang. Der Papst verließ sogleich den Lateran, suchte zuerst in dem festen Septizonium am Fuße des Palatin eine Zufluchtsstätte, wandte aber schon folgenden Tags der Stadt flüchtig den Rücken und begab sich nach Albano. Die Sache des Papstes in Rom schien nur Pier Leone aufrecht halten zu können, und kaum auch er, wenn ihm nicht Hülfe von außen kam. Durch große Geldsummen und Veräußerungen von Kirchengut gewann der Papst deshalb mehrere Grafen der Campagna, vor Allem Ptolemäus von Tusculum, obwohl dieser ein Mutterbruder des jungen Präfecten war. So ermöglichte es der Papst, daß er mit einem kleinen Heere Pier Leone unterstützen und im Mai wieder gegen Rom ziehen konnte; bei Trastevere bezog er ein Lager. Seine Schaar war sehr mangelhaft ausgerüstet, und es war ein unerwartetes Glück, als sie bei einem Angriff auf einen kleinen auf Kundschaft ausgezogenen Haufen unter anderen Römern auch den jungen Präfecten in ihre Gewalt bekam.

Der Papst und seine Anhänger frohlockten, aber die Siegesfreude verrann schnell. Als man den gefangenen Präfecten nach dem Castell Fumone bei Anagni abführen wollte und hinter Albano an den Algidus kam, überfiel Ptolemäus den Zug, befreite seinen Neffen mit den anderen Gefangenen und verließ die Partei des Papstes noch schleuniger, als er sie ergriffen hatte. Heftiger entbrannte nun wieder der Kampf in Rom. Vom Capitol aus wurden die Burgen des Pier Leone berannt: manchen Sturm hielten sie aus, bis endlich bei der Julihitze die Kraft der Römer ermattete. Der Papst hatte inzwischen Trastevere,

welches sich ihm geöffnet, wieder verlassen und eine Zuflucht in dem Volskergebirge gesucht; dort lebte er zu Sezza und Piperno in einer Art von Verbannung. Im Herbst kehrte er nach Trastevere zurück; hier und in dem Castell von S. Paolo nahm er in der Folge Wohnung, ohne die Stadt selbst zu betreten. In derselben hielt sich Pier Leone mit unerschüttertem Muthe, doch gelang ihm nicht seine Gegner zu bewältigen. Von einem päpstlichen Regiment in Rom war kaum noch die Rede. Als Vertreter der Stadt erscheint damals der Präfect und neben ihm Consuln, welche nach dem Vorbild der lombardischen Stadt vielleicht jetzt auch in Rom von der Bürgerschaft gewählt wurden; wie sie aber auch bestellt sein mochten, sie waren lediglich Führer der Adelsfactionen, denn diese allein beherrschten noch immer das Leben der Stadt.

An dem Aufstande Roms hatte der Kaiser unseres Wissens keinen unmittelbaren Antheil, aber er benutzte die Bedrängniß des Papstes zu neuen Verhandlungen über einen Vergleich, und diese hatten jetzt, wie es scheint, besseren Fortgang. Anfangs wird auch jetzt der Abt Pontius die Verhandlungen geführt haben, da wir ihn noch bis gegen Ende des Mai 1116 in der Umgebung des Kaisers finden; später der Erzbischof Moriz von Braga in Portugal, gewöhnlich Burdinus genannt, ein umsichtiger, welterfahrener Mann, welcher zu dieser Zeit das besondere Vertrauen des Papstes genoß. Burdinus stammte wahrscheinlich aus Südfrankreich, war aber früh über die Pyrenäen gekommen und hatte sich dort durch Gelehrsamkeit und kirchlichen Eifer einen Namen gemacht, so daß ihm alsbald das Erzbisthum Braga übertragen wurde. Sein Ehrgeiz verwickelte ihn jedoch nach kurzer Zeit in ärgerliche Rangstreitigkeiten mit dem Erzbischof Bernhard von Toledo, dem Primas der spanischen Christenheit, welche damit endeten, daß ihn Bernhard als päpstlicher Legat vom Amte suspendirte und Paschalis im Jahre 1114 die Suspension bestätigte. Aber bald wurde Burdinus wieder vom Papste zu Gnaden angenommen, ja sogar Bernhard, als er die Streitigkeiten erneuern wollte, die Legation über Braga entzogen. Im Jahre 1115 kam Burdinus selbst nach Rom und gewann sich in solchem Maße die Gunst des Papstes, daß dieser ihn nicht wieder in seinen Sprengel zurückkehren ließ, sondern zu den wichtigsten Botschaften benutzte. So wurde Moriz auch dem Kaiser gesandt, welcher den eben so begabten als hochstrebenden Bischof an sich zu fesseln wußte. Burdinus war bald nicht mehr der Mann, auf welchen der Papst sein Vertrauen setzen konnte.

Wir kennen den Gang der Verhandlungen nicht im Einzelnen, doch kann man kaum daran zweifeln, daß im Sommer wirklich eine Annäherung zwischen Kaiser und Papst erfolgte. In einer Urkunde, welche der Kaiser am 1. Juli 1116 dem Kloster Maximin ausstellte, erwähnt er der besonderen Fürsprache seines geistlichen Vaters, des heiligsten Papstes Paschalis. Um dieselbe Zeit kamen die Bischöfe von Asti, Acqui und Piacenza an den kaiserlichen Hof zurück, welche Heinrich abgesandt hatte, um die Stimmung des Papstes zu erforschen. Sie waren vor dem Papste erschienen, als kämen sie aus freiem Antrieb, ohne besonderen Auftrag des Kaisers; aber sie hatten den Frieden der Kirche zur Sprache gebracht und Erklärungen vom Papste vernommen, welche die größten Aussichten auf eine Verständigung boten. Paschalis hatte ihnen eröffnet, daß er weder mündlich noch schriftlich Verbindungen mit den Bischöfen von Köln, Salzburg, Würzburg und Halberstadt gepflogen und das Benehmen des Erzbischofs von Mainz, wie auch Alles, was Kuno und Guido ohne seine Einwilligung gethan hätten, entschieden mißbillige; er hatte sich endlich dem Kaiser selbst Beweise seiner friedlichen Gesinnung zu geben anheischig gemacht und ihm und den Bischöfen seiner Begleitung seinen Segen und Gruß entboten. So wenigstens berichtete der Kaiser, der nun sofort nach Rom selbst aufbrechen wollte, seinen Anhängern in Deutschland; unzweifelhaft wird er die Zugeständnisse des Papstes übertrieben haben, aber ganz ohne Grund kann sein Bericht nicht gewesen sein.

Dennoch unterblieb damals der Aufbruch Heinrichs nach Rom. Weniger mag ihn vereitelt haben, daß der Papst zeitweise wieder die Stadt und die nächste Umgegend verlassen mußte, als daß dieser, wie er sich jenen Bischöfen gegenüber auch ausgesprochen haben mag, eine öffentliche Zusammenkunft mit dem Kaiser zu vermeiden hatte, wenn er sich nicht ganz die Partei Kunos entfremden wollte. Der König blieb bis zum December auf den Burgen, welche er von Mathilde ererbt hatte, dann nahm er seinen Weg nach der Romagna, wo er, von einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten Italiens umgeben, bis in den Januar verweilte.

Ein gewaltiges Erdbeben trat am 3. Januar 1117 in Norditalien ein, welches noch lange nachzitterte und Alles mit Furcht und Schrecken erfüllte. In Cremona und Padua stürzten die Dome ein. Auch Parma, Verona und Venedig erlitten großen Schaden, nicht minder Mailand,

wohin der Erzbischof Jordan und die Consuln der Stadt gerade damals die geistlichen und weltlichen Oberen Lombardiens zu einer Versammlung eingeladen hatten, um den Mißständen der Zeit abzuhelfen. Diese Versammlung in Mailand, die unter dem Einfluß des Erdbebens tagte, war dem Kaiser nicht ungefährlich; denn nicht allein, daß Erzbischof Jordan bereits im Sinne der eifrigen Gregorianer den Bann über ihn verhängt hatte und man in der Stadt noch immer seine Autorität bestritt, die Mailänder Beschlüsse konnten auch einen tieferen Einfluß auf den ganzen Norden Italiens gewinnen. Auch dies mußte den Kaiser drängen, nun endlich mit dem schwankenden Papst wohl oder übel zum Ziele zu kommen. Ueberdies luden ihn der Präfect und die Consuln Roms jetzt selbst ein nach der Stadt zu kommen und begegneten seinen Wünschen; er versprach ihnen nicht nur seine Ankunft, sondern sandte ihnen auch reiche Geschenke. Unter Zustimmung der Fürsten, die ihn umgaben, brach er alsbald mit einem Heere gegen Rom auf.

Wo der Kaiser sich im Römischen zeigte, fand er die beste Aufnahme. Der Abt von Farfa und Graf von Tusculum kamen ihm mit offenen Armen entgegen; dem Letzteren bestätigte er alle Besitzungen seines Geschlechts und vermählte oder verlobte dem Sohne seine natürliche Tochter Bertha*). Alle Festen der Päpstlichen, die auf seinem Wege lagen, öffneten sich ihm, ohne einen Widerstand auch nur zu versuchen. Am Ostersonntag (25. März) hielt er mit seiner Gemahlin in die bekränzte Stadt seinen feierlichen Einzug, welcher an das Triumphgepränge der alten Imperatoren erinnerte. Der Papst hatte Trastevere, sobald er die Ankunft des Kaisers erfuhr, verlassen und sich über Monte Cassino und Benevent nach Capua begeben. Jeder Begegnung mit dem Gebannten wich er jetzt um so mehr aus, als dieser auf den Ruf der empörten Römer in der Stadt erschienen war; nicht abermals wollte er sich Zugeständnisse abzwingen lassen, die ihn in neue Verwirrungen stürzten.

Die Engelsburg war in den Händen des Pier Leone, die Peterskirche mit den benachbarten Festen in der Gewalt des Präfecten. Der Kaiser begab sich sofort nach dem Einzuge, auf einem Nachen über den Tiber setzend, nach der Peterskirche, wo die zurückgebliebenen Cardinäle zur Festfeier versammelt waren. Er erbot sich gegen sie, wenn er etwas

*) Ueber diese Tochter des Kaisers wissen wir nichts Näheres; sie scheint in Italien geboren. Vielleicht war Bertha damals ein Kind und ist früh gestorben.

gegen die römische Kirche gefehlt haben sollte, zur Genugthuung. Aber Niemand wagte Anschuldigungen gegen ihn zu erheben; der Schrecken hemmte jede Zunge. Nach der Sitte des hohen Festes verlangte er darauf mit der Krone geschmückt zu werden, aber die Cardinäle verweigerten die Krönung. Was sie nicht thun wollten, bot dem Erzbischof Moriz von Braga keinen Anstoß. Vor dem Grabe des heiligen Gregorius setzte er dem Kaiser die Krone auf, und der Jubelruf des Volkes begleitete sein dreistes Beginnen. Der Kaiser kehrte darauf über den Tiber zurück; unter dem Zulauf der Masse hielt er im Kaiserschmuck seine feierliche Procession nach dem Lateran. Frohlockend begleiteten ihn jetzt die Römer, welche ihm noch vor wenigen Jahren die Thore geschlossen hatten.

Am folgenden Tage zog der Kaiser mit allen Würdenträgern Roms auf das Capitol. Man drängte sich ihm zu huldigen, und freigebig belohnte er die Ergebenheit des römischen Adels. Mit einem Adler belehnte er den jungen Präfecten: auch die anderen Ordnungen, welche sich die empörten Römer gegeben hatten, wird er bestätigt haben. Rom war völlig in seiner Gewalt, und bei diesem Stande der Dinge glaubte er die Nachgiebigkeit der Cardinäle, ja des Papstes selbst erzwingen zu können. Der Papst war fern, aber drei Cardinäle erschienen schon nach einigen Tagen vor ihm mit der Erklärung, daß der Herstellung des Friedens zwischen Reich und Kirche kein Hinderniß im Wege stehe, wenn er auf Ring und Stab bei der Investitur verzichten wolle. Der Kaiser gab ihnen zur Antwort: es sei sein Recht, die Regalien den Bischöfen mit Ring und Stab zu verleihen; weitere Verhandlungen wollte er mit dieser Antwort, wie es scheint, nicht abgeschnitten haben. Indem er diese Vorgänge nach Deutschland berichtete, verglich er die Cardinäle den Schriftgelehrten und Pharisäern, welche Mücken saigen und Kameele verschlucken, da sie das Wort des Apostels nicht beachteten, daß man ein kleines Uebel tragen müsse, um ein größeres zu vermeiden; wie sich die Dinge auch gestalten würden, er war fest überzeugt, daß sich der Papst keinesfalls den Bann über ihn auszusprechen getrauen werde.

Darin irrte Heinrich sich nicht, daß Paschalis auch jetzt noch nicht zu der Excommunication zu bewegen war; wenn er aber auf eine neue Nachgiebigkeit des alten Papstes gerechnet hatte, so sah er sich bald enttäuscht. Paschalis war fest entschlossen die Zurücknahme des

Investiturprivilegs nicht abermals zurückzunehmen, sich keinen der Kirche anstößigen Vergleich zum dritten Male abnöthigen zu lassen; deshalb belebte er jetzt mit allen Kräften den Widerstand gegen den Kaiser. Auf einer Synode zu Benevent verhängte er den Bann über Burdinus, seinen früheren Günstling, welcher dem Gebannten die Krone gereicht hatte. Als der Kaiser neue Friedensanerbietungen machte, erwiderte er, daß den Bann, den angesehene Kirchenfürsten ausgesprochen, nur eine allgemeine Synode aufheben könne, auf welche die deutschen Bischöfe und namentlich der Erzbischof von Mainz überdies drängen. Erzbischof Friedrich von Köln, der ihm gemeldet, daß er über den Kaiser die Excommunication verhängt habe, belobte er und rieth Allen den Gebannten zu meiden, wie er selbst es thue; er forderte Friedrich auf der bedrängten römischen Kirche Beistand zu leisten. Wenig später sandte er Kuno von Palestrina abermals über die Alpen, um dem Investiturstreit in Deutschland neue Nahrung zu geben. Offenkundig war der Papst ganz zu den Bestrebungen der eifrigsten Gregorianer zurückgekehrt; mit den aufständischen Bischöfen in Deutschland stand er jetzt offen in Verbindung; wenn er auch den Kaiser nicht bannte, behandelte er ihn doch wie einen Gebannten.

Und schon suchte er die Normannen in die Waffen zu bringen, um den Kaiser aus Rom zu verdrängen. Sein Hülferuf fand aber auch diesmal wenig Beachtung; nur der Fürst von Capua entschloß sich 300 Reiter gegen Ptolemäus auszusenden, und auch diese brachen langsam auf. Als sie nach Pfingsten in die Campagna eindrangen, war der Kaiser, welcher das Fest (13. Mai) noch in Rom gefeiert hatte, bereits auf dem Wege nach Sutri, um dem Einbruch der heißen Jahreszeit zu entgehen. Kaum hörte er, daß die Normannen bis Piglio im Sabinergebirge vorgedrungen seien und dort plünderten, so schickte er einen Theil seines Heeres Ptolemäus zur Hülfe. Auf die Nachricht, daß der Graf von Tusculum Verstärkung erhalten hatte, kehrten die Normannen dann sogleich nach Monte Acuto zurück und erlitten auf dem Rückzuge noch erhebliche Verluste.

Dieser üble Erfolg entmuthigte den Papst nicht. Sobald er vernahm, daß der Kaiser Rom verlassen habe, ging er mit einem eilig zusammengerafften Heere selbst von Neuem vor. Es gelang ihm Piglio und Pagliano in der Sabina, in der Maritima die Burg des h. Silvester einzunehmen. Aber dem Kriegsgetümmel waren die schwindenden

Kräfte des Greises nicht mehr gewachsen. Völlig erschöpft begab er sich im August nach Anagni; man hielt seine Tage schon für gezählt. Gegen Weihnachten erholte er sich jedoch und beschloß das Fest in Palestrina zu feiern; seine Kräfte ermöglichten ihm da wieder selbst die Messe zu halten. Als sich bald darauf für seine Rückkehr nach Rom günstige Aussichten eröffneten, drängte er selbst zu schleunigem Aufbruch. Bei einem Theile des Adels war nämlich ein Umschwung der Gesinnung erfolgt. Pier Leone, in dessen Händen noch immer die Engelsburg war, hatte durch seine Beherztheit und Ausdauer Manche, welche bisher dem Präfecten angehangen hatten, auf seine Seite gezogen, namentlich die Grafen Petrus Colonna und Rainald Senebaldi. Man rief den Papst, da man schon des vollen Sieges gewiß zu sein glaubte. Paschalis eilte herbei, und in der That gelang es ihm durch die Unachtsamkeit der Wachen des Präfecten sich in die Engelsburg zu stehlen (11. Januar 1118). Seine Ankunft befeuerte seine Getreuen, lähmte die Energie der Aufständischen. Schon wurden neue Sturmmaschinen gegen die Festen bei St. Peter aufgeführt, welche man bis dahin stets vergeblich berannt hatte; schon sollen der Präfect und Ptolemäus von Tusculum an Unterwerfung gedacht haben. Aber am zweiten Tage nach seiner Rückkehr warf die Erschöpfung den Papst auf das Krankenlager. Sterbend ermahnte er die Cardinäle zur Ausdauer im Glauben und in der Wahrheit, zur Vorsicht gegen die Nachstellungen von innen und außen, zur Verfolgung der Wibertisten und der deutschen Ruchlosigkeit; er verwies sie auf sein eigenes Beispiel, forderte von ihnen Einigkeit in der Liebe und Festigkeit in den Geboten Gottes. Darauf empfing er die letzte Oelung, beichtete und verschied unter Sterbegesängen, in welche er noch selbst einzustimmen versucht hatte, bald nach Mitternacht am 21. Januar. Sein Sterbelager stand in einem Hause neben der ehernen Pforte der Engelsburg; da der Präfect die Bestattung in St. Peter nicht gestatten wollte, wurde die Leiche in der Kirche des Lateran noch an demselben Tage beigesetzt.

Ueber achtzehn Jahre hat Paschalis von dem Stuhle Petri das Regiment der abendländischen Kirche geführt; wenige seiner Vorgänger haben gleich lange oder länger regiert*). Man rechnete auf sein Pontificat

*) Eine längere Regierung hatten unter den Päpsten bisher nur Leo der Große und der Gegenpapst Wibert gehabt.

zehn Friedensjahre und acht Jahre des Kampfes: jene aber waren Friedenszeiten nur für die Stadt, wenn man sie überhaupt Friedenszeiten nennen kann, nicht für die Kirche. Das Regiment des Papstes war in Wahrheit eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen und Gefahren; bald stand er dem Kaiser, bald dem römischen Adel, bald dem deutschen Episkopat, bald einer Partei im Collegium der Cardinäle und in der gallicanischen Kirche gegenüber, welche päpstlicher schien als er selbst. Welche Demüthigungen hatte er erlitten! Um so schmerzlicher für ihn, da sie ihn nicht ohne sein Verschulden getroffen. Nicht furchtsamen Gemüths war er, doch ihm fehlte die Voraussicht der drohenden Gefahr: deshalb traf ihn der Moment der Entscheidung meist unvorbereitet; er erreichte nicht, was er wollte, und was er nicht wollte, wurde ihm abgezwungen. In dem Drange des Augenblicks ließ er sich mehr als ein Mal zu Zugeständnissen verleiten, die er schwer zu bereuen hatte. Niemanden hat er wohl mehr verabscheut, als Heinrich IV., den Unterdrücker Gregors und der kirchlichen Freiheit, und doch bietet Paschalis' Pontificat mit seinen endlosen Kämpfen, schweren Demüthigungen, bitteren Enttäuschungen mehr als einen Vergleichungspunkt mit dem Regiment seines gleich unglücklichen Widersachers.

Seinen Grundsätzen nach war Paschalis der starrste Gregorianer. Hätte er ihnen folgen können, er würde sich nie auch nur zu ähnlichen Zugeständnissen an die weltlichen Mächte verstanden haben, wie sie sein Vorgänger gemacht hatte. Und doch wie viel weiter ließ er sich treiben! Zu einer völlig unausführbaren Beraubung der Kirchen an zeitlichen Gütern und Rechten entschloß er sich, um das Investiturverbot aufrecht zu halten, und als er auch so dasselbe nicht retten konnte, gab er mit demselben das ganze System preis, welches Gregor überliefert hatte. Erst allmählich an dem Widerstand, dem er in der Kirche begegnete — bald hatte der deutsche Episkopat, bald der gallicanische Klerus seine Verordnungen als häretische bezeichnet — erkannte er die Größe des Opfers und suchte nun zu retten, was noch zu retten war. Noch einmal warf er sich da als Greis mit aller Hitze seiner früheren Jahre in den Kampf gegen die Laieninvestitur, gegen das Kaiserthum und den Trotz der widerstrebenden Bischöfe in Deutschland. Als sein Körper schon zusammenbrach, lebte sein Geist noch in großen Entwürfen für die Herstellung der kirchlichen Herrschaft. Dem jungen Grafen Roger von Sicilien suchte er die Legation, welche Urban II. seinem Vater übertragen hatte,

als unvereinbar mit der kirchlichen Freiheit im Wesentlichen wieder zu entziehen. Mit dem griechischen Kaiser hat er noch in seinen letzten Tagen in Verhandlungen gestanden. Schon schürte auch jener Kuno von Palestrina, der erbittertste Gegner des Kaisers, wieder als apostolischer Legat das Kriegsfeuer in den deutschen Ländern.

Von jeher haßte Paschalis die deutsche Nation, welcher er die Unterdrückung der Kirche vor Allem beimaß. Hier traf dieser Haß die deutsche Kirche; es war ein schwerer Streich, den er derselben versetzte, als er im Jahre 1104 den Dänen ein eigenes Erzbisthum in Lund gab. Die so wichtige Legation Hamburg-Bremens im Norden war damit vernichtet. Ungarn und Polen waren bereits dem Einfluß des deutschen Klerus entzogen; jetzt ging ihm auch der skandinavische Norden verloren. Die glänzende Zeit Bremens war dahin; wo der Erzbischof einst bestimmend wirkte, da walteten nun päpstliche Legaten mit großer Willkür. Nicht ohne Grund hat Paschalis bis an sein Lebensende mit dem dänischen Könige und den dänischen Bischöfen in ununterbrochenem Verkehr gestanden. Wohl bemühte sich Bremen noch lange das Verlorene wieder zu erlangen, aber es war ein unfruchtbares Anringen gegen vollendete Thatsachen. Die Anhänglichkeit seiner Erzbischöfe an die kaiserliche Sache hat Bremen theuer bezahlen müssen.

Nichts hat Paschalis vielleicht mehr gehemmt, als seine andauernden Streitigkeiten mit dem römischen Adel. Er liebte Rom und wollte das Papstthum, welches unter Urban gleichsam auf der Wanderung gewesen war, in der Stadt wieder heimisch machen. Die Friedensjahre ließ er nicht ungenutzt, um die Spuren des normannischen Brandes zu vertilgen. Die zerstörten Heiligthümer wurden hergestellt, und noch jetzt erinnern manche Kirchenbauten dort an ihn und seine Zeit. Lieber weilte er am Tiber, als in Benevent, wo er unter einer fremden Bevölkerung mit nicht geringerem Widerstreben zu kämpfen hatte, — und doch mußte er mehr als ein Mal sich von Rom nach Benevent flüchten. Indem er das Regiment, welches Gregor in Rom geübt, herstellen wollte, entwickelte sich eine erbitterte Opposition im Adel und in der Masse, welche ihm und seinen Nachfolgern die schwersten Tage bereitet hat. Auch in Rom fing man an von städtischer Freiheit und von Consuln zu reden, so wenig die Verhältnisse der Stadt auch sonst denen der lombardischen Communen entsprachen. Hinter den Mauern der Engelsburg, fast wie ein Gefangener in seiner eigenen Stadt, ist Paschalis

gestorben. Unsägliche Qualen hatte er während seines Pontificats erduldet, ohne daß sein Muth je ganz zusammenbrach; vielleicht durch nichts hat er der Kirche in ihrer Bedrängniß mehr genützt, als gerade durch dieses zähe Dulden.

Der Tod des Papstes mußte dem Kaiser willkommen sein; denn schon war jede Hoffnung geschwunden, mit ihm noch eine Verständigung zu erreichen. Theilnahmlos hatte sich Heinrich zuletzt bei den Kämpfen in Rom verhalten, nach seiner Rückkehr von dort meist auf den Burgen Mathildens gelebt und erst gegen Weihnachten sich in das Gebiet von Imola begeben. Nichts mußte er mehr wünschen, als daß ein fügsamerer Mann nach Paschalis den Stuhl Petri besteige. Denn seine Lage war trotz der in Italien gewonnenen Erfolge noch immer bedenklich. Da sich der Friede mit der Kirche nicht erreichen ließ, verstärkte sich die kirchliche Partei in Deutschland täglich, und schon war in manchen Theilen des Reichs die Verwirrung auf das Höchste gestiegen. War auch Heinrichs Herrschaft in Italien kaum ernstlich angefochten, so war sie um so bedrohter am Rhein, am Main, an der Weser und Elbe.

7.

Der Investiturstreit von Neuem.

Der innere Krieg in Deutschland.

Die Absicht des Kaisers, durch seine Entfernung aus Deutschland dem inneren Hader die Erbitterung zu nehmen, war nicht erreicht worden. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so machte Erzbischof Adalbert (um Ostern 1116) einen Handstreich gegen Speier; als derselbe mißglückte, wandte der Erzbischof sich gegen die kaiserliche Burg Stromberg bei Bingen und zerstörte sie. Etwa um dieselbe Zeit stürmte Herzog Lothar in Westfalen die Feste Bentheim, welche er den Flammen preisgab, während es im östlichen Sachsen dem jüngeren Wiprecht gelang, mit Hülfe des Erzbischofs von Magdeburg und der Markgräfin Gertrud eine Schaar von 2000 Kriegern zu sammeln und sein altes Stammgut Groitsch den Kaiserlichen zu entreißen. Dann zog Wiprecht, begleitet

von den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt, Friedrich von Sommerschenburg und dem jungen Ludwig von Thüringen, gegen Naumburg, welches sich in den Händen der Kaiserlichen befand.

Am Rhein und in den Elbgegenden begegneten die Aufständischen kaum einem ernsten Widerstand, und das Glück ließ sie einen Fang thun, der ihnen neue namhafte Vortheile verhieß. Heinrich Haupt war von Meißen aufgebrochen, um Naumburg zu entsetzen; manches Ungemach bereitete er auf dem Zuge Wiprecht und seinen Freunden, fiel aber endlich in die Hände seiner Gegner. Gleich darauf ergab sich Naumburg; noch wichtiger war, daß die Aufständischen einen der keckften Vertreter der kaiserlichen Sache in ihrer Gewalt hatten.

Indessen hatten sich Friedrich von Schwaben und der Pfalzgraf Gottfried gerüstet und gingen nun gegen die Widersacher des Kaisers vor. Von Basel aus zog Friedrich bis Worms den Rhein hinab. Schritt für Schritt sicherte er sich hier das Land, bemannte die alten Burgen und legte neue an; man sagte von ihm, daß er am Schweife seines Rosses stets eine Burg mit sich führe. Der junge Schwabenherzog war thätig, leutselig, freigebig; leicht gewann er sich Anhang. Auch Worms öffnete ihm die Thore, wo Pfalzgraf Gottfried zu ihm stieß. Aber um den 1. August 1116 trafen sie hier auf überlegenen Widerstand; denn alle aufständischen Fürsten hatten sich vereinigt, um die Stadt zu belagern. Die Mannen in derselben machten voreilig einen Ausfall, bei dem sie schwere Verluste erlitten, und Friedrich gerieth dadurch in solche Bedrängniß, daß er in das Anerbieten der Fürsten willigen mußte, ihn aus der Stadt abziehen zu lassen, wenn er sich auf einem allgemeinen Fürstentage, der Michaelis zu Frankfurt, um über die Lage des Reichs zu berathen, gehalten werden solle, zu erscheinen verpflichte.

Friedrich zog ab und setzte sich in der Abtei Limburg bei Speier fest. Nichts ließ er fortan unversucht, um jenen Fürstentag zu vereiteln; denn er fürchtete, daß man hier über des Kaisers Absetzung verhandeln werde. Wir wissen, daß er die Baiern vom Erscheinen in Frankfurt durch seine Vorstellungen fern hielt; nicht anders wird er auf die Schwaben eingewirkt haben. Er selbst mußte freilich mit den Aufständischen in Frankfurt tagen, doch zu Beschlüssen, wie sie beabsichtigt schienen, kam es nicht. Eine Spaltung trat sogar unter den Aufständischen selbst ein. Um Heinrich Haupt zu lösen, entließ Friedrich

damals Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitsch und den Burggrafen Burchard von Meißen aus ihren Kerkern (29. September). Wiprecht erhielt Groitsch und Leisnig zurück, auch Ludwig werden seine Burgen zurückgegeben sein, doch mußten Beide Geiseln für ihre Treue stellen. Durch das Unglück belehrt, nahmen die Befreiten am Kampfe nicht weiter thätigen Antheil; mit ihnen zogen sich ihre Angehörigen, wie auch der Erzbischof von Magdeburg, Markgraf Rudolf und Friedrich von Sommerschenburg von demselben zurück. In dem östlichen Sachsen gewannen dadurch die Sachen für die Kaiserlichen einen besseren Stand.

Erzbischof Adalbert kehrte unzufrieden von Frankfurt nach Mainz zurück; ihn begleiteten Friedrich von Köln, Herzog Lothar, Graf Hermann von Calverla, die Bischöfe von Utrecht, Halberstadt und Paderborn, der Abt von Korvei. Hatten sie ihre Absichten gegen den Kaiser nicht erreicht, so wollten sie wenigstens gegen seine Anhänger jetzt rücksichtslos vorschreiten. So erklärten sie Bischof Mazo von Verden, welcher dem Kaiser nach Italien gefolgt war, seines Amtes für verlustig und ließen einen gewissen Dietrich wählen, den Erzbischof Friedrich weihte. Das alte Unwesen der Gegenbischöfe begann so von Neuem.

Nachdem der Bischof von Paderborn den Rückweg in die Heimat angetreten hatte, brach Erzbischof Adalbert mit seinen anderen Anhängern auf, um 'die Kaiserlichen aus Limburg zu verjagen. Herzog Friedrich, der um ihre Absichten wußte, eilte nach dem Elsaß, um ein neues Heer zu sammeln. Die Aufständischen rückten bis vor Limburg; drei Wochen wurde die stark befestigte Abtei umlagert, wo unter der Besatzung, da die Mönche ihre versteckten Vorräthe schonten, Hungersnoth auszubrechen drohte. Man mußte sie mit Gewalt nöthigen die Besatzung zu verpflegen; endlich erschien Friedrich mit überlegener Macht und zwang die Belagerer zu weichen. Unter steter Verfolgung traten sie den Rückzug nach Mainz an, wo sie bald zu erfahren hatten, daß sich die Stimmung der Bürgerschaft geändert hatte. Als der Abt von Korvei abziehen wollte, wurden seine Schätze geplündert; er selbst und die Seinen retteten kaum das Leben. Die Mainzer waren von dem Kaiser aufgefordert worden der Versprechungen zu gedenken, welche sie bei der Freilassung ihres Erzbischofs gegeben hatten, und schon murrten auch sie selbst wieder über das harte Regiment desselben. Sobald daher Friedrich und Gottfried gegen die Stadt anrückten, vertrieben sie den Erzbischof, der jedoch kurz darauf, als der Herzog und Pfalzgraf

abgezogen waren, seine Rückkehr in die Stadt erzwang. Er hatte eine Mainzer Schaar überfallen, mehrere hervorragende Bürger getödtet, andere gefangen genommen und dadurch die Stadt zur Unterwerfung genöthigt. So mußten die Mainzer sich wieder unter seine Herrschaft fügen und widerwillig die Schicksale ihres ehrgeizigen Gebieters theilen.

Schon im folgenden Jahre (1117) war Mainz abermals neuen Gefahren ausgesetzt. Herzog Friedrich rückte mit einem Heere an und belagerte den Erzbischof. Er wollte die Stadt schonen, da sie reich und mit vielen Heiligthümern geschmückt war, auch die Bürgerschaft dem Erzbischof nur gezwungen diente. Deshalb erklärte er sich zum Abzuge bereit, als ihm der Erzbischof bis zu einer gewissen Frist Unterwerfung versprach. Der größte Theil seines Heeres zog ab, endlich auch der Herzog selbst mit den letzten Schwaben. Da überfiel ihn eine Schaar, geführt von dem Grafen Emicho von Leiningen, dem Bannerträger der Mainzer Kirche. Mit seinen wenigen Schwaben widersetzte sich Friedrich, setzte dem Feinde gewaltig zu und verfolgte ihn bis zu den Mauern von Mainz. Emicho kam im Kampfe um, mit ihm mehrere Jünglinge aus angesehenen Familien der Stadt. Der Bürgerschaft wurde das Regiment ihres streitlustigen Erzbischofs immer lästiger, aber sie mußte es in Geduld tragen. Auch ein neuer Angriff, den Friedrich gegen Weihnachten auf Mainz wagte, scheiterte; unter nicht geringen Verlusten mußte er von der Stadt abziehen.

So wüthete Jahre lang das Kriegsunwetter um Mainz, indem zugleich die Städte Worms und Speier, die Abteien Limburg und Lorsch in Mitleidenschaft gezogen wurden. In Worms war 1115 ein Bamberger Kleriker, Burchard mit Namen, zum Bischof erwählt worden; die Domherren scheinen auf Seiten des Kaisers gestanden zu haben, und auch Burchard mußte zunächst die Partei desselben ergreifen, wurde aber deshalb vom Erzbischof in den Bann gethan. Eine nicht geringe Thätigkeit entwickelte Burchard; er rühmte, daß er alles Volk zwischen Worms und Straßburg vermocht habe einen Bund gegen die Aufständischen zu beschwören, und wenigstens die Wormser waren jetzt wohl kaiserlich gesinnt. In Speier waltete seit dem Jahre 1110 Bischof Bruno, der Bruder Adalberts von Mainz; so wenig er diesem gleich gesinnt war, trat er ihm doch nicht entgegen, obwohl das Kapitel und die Bürgerschaft zum Kaiser hielten. In Lorsch wurde der von Heinrich eingesetzte Abt Benno von dem Klostervogt Berthold, der sich den Aufständischen

angeschlossen hatte, so übel behandelt, daß er die Kirchenschätze zusammenraffte und nach Italien zum Kaiser floh.

So weit Adalberts Macht nur reichte, verfolgte er die Anhänger des Kaisers mit rücksichtsloser Härte. Den Abt Burchard am Peterskloster zu Erfurt entsetzte er seines Amtes und gab die Abtei einem gewissen Rupert. Das Kloster Fulda, dessen Abt im kaiserlichen Gefolge in Italien lebte, brachte er so herab, daß trotz seines unermeßlichen Reichthums die Mönche kaum ihr Leben fristeten. Den Bischof Erlung von Würzburg, der mit dem staufenschen Konrad in unausgesetzter Fehde lebte, unterstützte er nach Kräften. Auch in Baiern und Schwaben unterhielt er Verbindungen; hier durch die Augsburger Mönche, die er zum Abfall von ihrem Bischof Hermann aufstachelte; dort durch Erzbischof Konrad von Salzburg, der nach einem vergeblichen Versuch in seinem Bisthum wieder festen Fuß zu fassen sich nach Sachsen geflüchtet hatte. Ueberall traten jetzt auch die Hirschauer für Adalbert und seine Sache ein. Friedrich von Köln handelte mit ihm in völligem Einverständniß, nicht so Bruno von Trier, der sich durch das hochfahrende Benehmen des Mainzers schlecht für die erwiesenen Dienste belohnt sah. Bruno machte sich damals — es ist ungewiß aus welchem Grunde — auf die Reise nach Italien, wo er sich dem Kaiser anschloß. Er gehörte nicht zu denen, welche die päpstlichen Legaten und ihre Anhänger unter den deutschen Bischöfen für berechtigt hielten den Kaiser aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen und die deshalb dessen Hof ängstlich mieden.

Was Herzog Friedrich und Pfalzgraf Gottfried auch unternehmen mochten, das kaiserliche Ansehen war in Franken, am Unterrhein, in Westfalen tief erschüttert. Im östlichen Sachsen nahmen dagegen die Angelegenheiten eine den Aufständischen sehr ungünstige Wendung, als am 9. December 1117 die Markgräfin Gertrud, Herzog Lothars Schwiegermutter, ihr Leben beschloß. Bis an den Tod hatte sie für ihren unmündigen Sohn die Marken verwaltet und gegen die Angriffe der Kaiserlichen geschützt. Heinrich, kaum dem Knabenalter entwachsen, bedurfte auch jetzt noch des Schutzes Anderer, zumal gegen seinen nächsten Verwandten Konrad von Wettin, der die Erbansprüche des Kindes nicht anerkannte und sich selbst alsbald den Namen eines Markgrafen von Meißen beilegte*); Heinrich und seine Getreuen scheinen eine Stütze

*) Vergl. oben S. 721.

für sein Recht bald beim Kaiser gesucht und gefunden zu haben. Die Ostmark und die Lausitz blieben dem Knaben; den Angriffen Konrads von Wettin wurde begegnet, und endlich gerieth dieser selbst in die Gewalt seiner Widersacher, welche ihn auf die Burg Kirchberg bei Jena brachten und dort mit großer Härte behandelten. Hermann von Winzenburg wurde durch die Begünstigung des jungen Heinrich verletzt und scheint deshalb die Partei verlassen zu haben, welche er bisher mit nicht geringer Energie vertreten hatte. Er reichte Herzog Lothar die Hand, welcher die einmal ergriffene Sache mannhaft vertrat und ihr namentlich in Westfalen das Uebergewicht sicherte. Im östlichen Sachsen hat Hermanns Abfall keine wesentliche Aenderung herbeigeführt; er hat mehr sich, als der kaiserlichen Sache geschadet.

Mit grellen Farben schildert ein Annalist die Zustände jener Zeit. „Nach zehn Jahren inneren Friedens“, sagt er, „wurde das Reich aufs Neue gespalten, und bei der Abwesenheit des Kaisers handelte Jeder nach seiner Willkür. Es bildeten sich Banden von Räubern und Mordbrennern, welche dem unterdrückten Volke seine Habe nahmen. Weder der Gottesfriede noch durch Eide bekräftigte Verträge werden noch geachtet, sondern Alle wüthen unter einander mit viehischer Lust. Den Klerikern wird fast nur das nackte Leben gelassen, die Aecker liegen verwüstet, die Dörfer zerstört, viele Gegenden und Städte sind völlig verödet, und in manchen Kirchen hat der Gottesdienst ganz aufgehört.“ In der That sah es in den rheinischen Gegenden und in Sachsen damals traurig genug aus. Der Investiturstreit, von Neuem ausgebrochen, entwickelte sich wieder mit allen seinen Gräueln und Schrecken.

Aber unbeachtet darf nicht bleiben, daß keineswegs alle deutschen Länder in gleichen Wirrnissen standen. Die Erneuerung des Kampfs berührte Schwaben wenig, wo das staufensche Herzogthum einen starken Damm der Wiederkehr ähnlicher Kämpfe entgegensetzte, wie sie einst so viel Blut dem Lande gekostet hatten; die Mönche der Schwarzwaldklöster hatten jetzt doch nur meist fromme Wünsche. Noch weniger wurde Baiern von diesen Wirren betroffen. Wie eifrig Konrad von Salzburg für die kirchliche Sache wirken mochte, er war aus seinem eigenen Bisthum verjagt. Mit starker Hand hielt Welf II., ein kaiserlicher Mann, das Herzogthum zusammen, während sein Bruder Heinrich das weitzerstreute Familiengut diesseits und jenseits der Alpen überwachte. Zu den treuesten Anhängern des Kaisers zählten auch die Markgrafen

Dietbold vom Nordgau und Engelbert von Istrien, der reiche Graf Berengar von Sulzbach und der tapfere Otto von Wittelsbach aus dem altberühmten Geschlecht der Scheiern.

Auch in Oberlothringen hatten die Parteistreitigkeiten seit der Bewältigung Reginalds kaum neue Nahrung gewonnen. Der alte Herzog Dietrich hielt sich von ihnen in seinen letzten Lebensjahren fern, ebenso sein Sohn Simon, der im Jahre 1115 vom Vater das Herzogthum ererbt hatte, obwohl er mit Herzog Lothar in nächster Verwandtschaft stand. Aber gerade hier suchte Rom damals wieder festeren Boden zu gewinnen; denn es war klar, daß, wenn dies gelang, die Opposition gegen den Kaiser von der Rhone bis zur Elbe hin in Zusammenhang kam. Ein Streit im Metzer Bisthume bot Rom erwünschte Gelegenheit in die Verhältnisse Lothringens einzugreifen. Der kaiserlich gesinnte Bischof Adalbero von Metz hatte seinen Archidiakon Albero vertrieben, dieser sich mit Beschwerden nach Rom gewandt und mit seinen Klagen dort bereites Gehör gefunden. Kuno von Palestrina wurde als Legat nach Deutschland abgesandt, um Adalbero von Metz zu entsetzen und an seine Stelle einen anderen Bischof wählen zu lassen, zugleich aber Erzbischof Adalbert von Mainz das Pallium zu überbringen und mit ihm in enge Verbindung zu treten. Kuno begab sich zuerst nach Reims und betrieb von hier die Sache. Seine Absicht war den Abt Theoger von St. Georgen im Schwarzwalde, den eifrigsten Mönch der Hirschauer Schule, auf den Bischofsstuhl von Metz zu erheben. Unvermuthet fand er bei Theoger nicht das erwartete Entgegenkommen, und ehe er noch selbst den deutschen Boden betreten hatte, traf die Nachricht vom Tode Paschalis' II. ein. Sie machte auf ihn und die Aufständischen den tiefsten Eindruck.

So gewiß es ist, daß es eine mächtige Partei in der Kirche gab, welche den Investiturstreit absichtlich von Neuem erregte und bis zum vollständigen Sieg der Gregorianischen Ideen durchkämpfen wollte, daß ferner der Kaiser unter den deutschen Fürsten erbitterte Gegner zählte, die auf seine völlige Vernichtung bedacht waren, nicht minder steht fest, daß die Mehrzahl des Klerus und der Laien in Deutschland die Erneuerung des alten Streits unter den schwersten Befürchtungen wahrnahm und sich nach Herstellung des Friedens sehnte. Das war die Stimmung selbst vieler Fürsten, die mitten im Kampfe standen, aber gern bereit waren sich mit dem Kaiser, wenn nur ihre eigene Stellung

ungefährdet blieb, friedlich abzufinden. Durch ungewöhnliche Naturerscheinungen waren die Gemüther aufgeregt und schwer bedrückt. Den Erdbeben waren furchtbare Gewitter, große Ueberschwemmungen gefolgt; man sah die Flüsse plötzlich versiegen, dann wieder übermäßig anschwellen, die Erde sich spalten, den Himmel sich mit blutrothen Wolken bedecken und meinte hierin Drohungen des göttlichen Zorns zu erkennen, daß der deutsche Trotz sich noch immer Rechte der römischen Kirche anzuerkennen weigere, denen sonst im Abendlande kaum noch widersprochen wurde. An einen vollständigen Sieg des Kaisers über Rom glaubte man nicht mehr, sondern erwartete nur über lang oder kurz einen billigen Vergleich. Wie bald und unter welchen Bedingungen er geschlossen würde, schien vor Allem davon abzuhängen, wer jetzt Paschalis auf dem Stuhle Petri folgen würde; denn an die Möglichkeit eines neuen Schismas wurde in Deutschland wohl von keiner Seite gedacht.

Neue Kirchenspaltung.

Die römischen Cardinäle beeilten die Wahl des neuen Papstes. Wegen der Unruhen in der Stadt traten sie am 24. Januar 1118 in dem Kloster S. Maria in Pallara auf dem Palatin — in der Mitte zwischen den Burgen des Pier Leone und der Frangipani — im Geheimen zusammen, wählten hier einstimmig den bisherigen Kanzler des römischen Stuhls Johann von Gaeta und inthronisirten ihn sogleich unter dem Namen Gelasius II. Johann hatte schon längst im Wesentlichen die Geschäfte der Curie geleitet; die Wahl schien demnach darauf hinzuweisen, daß man bei der von Paschalis eingeschlagenen Richtung beharren wolle.

Nur widerstrebend hatte Johann die Wahl angenommen. Wenn er einer leidvollen Zukunft entgegenzugehen fürchtete, so zeigten schon die nächsten Stunden, wie gerechtfertigt seine Besorgnisse waren. Kaum hatte sich die Nachricht von der Wahl in der Stadt verbreitet, so brach Cencius Frangipane mit einer bewaffneten Schaar in die Versammlung der Cardinäle, ergriff den Gewählten bei der Gurgel, riß ihn zur Erde und trat ihn mit Füßen, dann schleppte er ihn nach seiner Burg, wo er ihn in Ketten warf. Zugleich wurden die Cardinäle in gleich abscheulicher Weise von dem Gefolge des Cencius mißhandelt.

Die Beweggründe dieser Gräuelthat sind uns nicht überliefert,

wahrscheinlich lagen sie in ganz persönlichen Verhältnissen. Unwillkürlich erinnert das ruchlose Unternehmen an jenen Anschlag, den einst ein anderer Cencius auf Gregor VII. machte*). Auch die Wirkung auf die Bevölkerung Roms war die gleiche. Noch vor Kurzem bekämpfte man sich in der Stadt: jetzt reichten sich Pier Leone und seine Widersacher die Hände, mit den Mannen des Adels verbanden die zwölf Rioni, in welche Rom eingetheilt war, Trastevere und die Tiberinsel ihre bürgerlichen Milizen. Alles eilte auf das Capitol, und man beschloß hier Gesandte an die Frangipani mit der entschiedenen Forderung abzusenden, sofort den gewählten Papst auf freien Fuß zu setzen. Ein so einmüthiger Widerstand ließ den Frangipani keine Wahl. Sie gaben ihren Gefangenen frei: Leo Frangipane, der Bruder des ruchlosen Cencius, erbat sich sogar fußfällig Verzeihung vom Papste und erhielt sie. Der Befreite wurde auf einen weißen Zelter gehoben und in feierlicher Procession durch die bekränzten Straßen der Stadt nach dem Lateran geleitet. Ganz Rom huldigte nun dem neuen Papste; auch die Grafen und Barone der Campagna schienen mit der Wahl einverstanden. Die Consecration wurde nur dadurch verhindert, daß Gelasius noch Diakon war und die Priesterweihe nicht vor dem nächsten Quatember (6. März) erhalten konnte.

Eine Verständigung zwischen dem Kaiser und dem neuen Papste mochte Anfangs Vielen nicht unmöglich erscheinen. Der Kanzler hatte wiederholentlich Paschalis gegen die Angriffe kirchlicher Eiferer, wie Kuno von Palestrina, Bruno von Segni und Guido von Vienne, vertreten; noch im Jahre 1116 hatte er sich einem Abkommen mit dem Kaiser geneigt gezeigt. Aus seinem eigenen Munde wissen wir, daß er zu Zeiten dem Kaiser und jenem Moritz von Braga, der schon mit Wärme die kaiserliche Sache verfocht, persönlich sehr nahe gestanden hatte. Als Kuno von Palestrina erfuhr, daß der Kanzler gewählt sei, war er keineswegs damit zufrieden. Die zögernde Annahme der Wahl faßte er als ein feiges Schwanken auf. „Niemals habe ich", äußerte er sich, „nach dem apostolischen Stuhl getrachtet; dennoch würde ich, wäre ich in Rom gewesen, entschlossen die Last des Kirchenregiments auf meine Schultern genommen haben, um den Feind der Kirche mit aller Macht zu bewältigen." Erzbischof Konrad von Salzburg erlaubte sich sogar

*) Vergl. S. 350.

das Witzwort: „Niemand hat weniger als Johann getaugt; vielleicht wird etwas Gutes an Gelasius sein.“ Diese Männer und ihre Freunde fürchteten offenbar, daß der neue Papst dem Kaiser mehr als Paschalis entgegenkommen werde, Andere werden dasselbe gewünscht haben. Bald zeigte sich, daß jene Besorgnisse weniger gerechtfertigt waren, als diese Wünsche.

Auch die römischen Consuln scheinen eine Verständigung gewünscht und erwartet zu haben; denn sie schickten sogleich an den Kaiser, der damals in der Gegend von Turin verweilte. Heinrich zeigte sich Gelasius nicht abgeneigt, nahm ein Abkommen mit ihm in Aussicht, verrieth jedoch dabei durchaus keine übermäßige Hast; erst für Ostern stellte er seine Ankunft in Aussicht. Dennoch brach er plötzlich mit einem kleinen Gefolge auf, zog heimlich gegen Rom, meldete bereits am 1. März den Consuln, daß man ihn zu erwarten habe, und betrat schon in der folgenden Nacht die Leostadt. Offenbar wollte er den Papst und die Römer überraschen, ehe noch die Weihe stattfinden konnte; schon vorher wollte er einen ihm genehmen Vertrag von Gelasius erzwingen.

Der Papst suchte der Gewalt des Kaisers zu entkommen; er wollte einer Zusammenkunft mit ihm ausweichen, um nicht von vornherein den Cardinälen und einer zahlreichen Partei in der Kirche Aergerniß zu geben, überdies schreckte ihn Heinrichs befremdliche Eile. Noch in derselben Nacht, als der Kaiser nach St. Peter kam, verließ Gelasius den Lateran, bestieg ein Pferd und eilte nach einem Thurme der Bulgamini im Rione S. Angelo am Tiberufer gegenüber der Insel. Hier hielt er sich am folgenden Tage verborgen, um mit Anbruch der Nacht seine weitere Flucht zu bewerkstelligen. Zwei Galeeren führten ihn, mehrere Bischöfe und Cardinäle nebst einigen römischen Edlen den Tiber hinab nach Porto. Man wollte sofort in See gehen, wurde aber durch einen Sturm gehindert, welcher das Wasser der Flußmündung staute. Die Gefahr war um so größer, als bei Porto das Gestade schon von Leuten des Kaisers besetzt war, welche die Galeeren beschossen und sie mit Feuerbränden bedrohten, wenn man nicht anlege. Dennoch rettete das Dunkel die Flüchtlinge. Sie landeten am anderen Ufer des Flusses, und der Cardinal Hugo von Alatrie trug auf starken Schultern den Papst nach dem mehrere Meilen entfernten Castell von S. Paolo bei Ardea; das Gefolge des Papstes blieb die Nacht über bei den Galeeren.

Bei Anbruch des Tages wurden sie aufs Neue von Heinrichs Leuten angehalten; erst nachdem man ihnen beschworen, daß der Papst nicht auf den Schiffen sei, zogen sich die Kaiserlichen zurück. Glücklich gelang es nun den Flüchtigen, das Meer zu erreichen; unweit Ardea nahmen sie bei Einbruch der nächsten Nacht den Papst wieder auf und gelangten am dritten Tage nach Terracina, dann schnell nach Gaeta, der Vaterstadt des Papstes, wo man des besten Empfangs gewiß war.

Als die Flüchtlinge zu Gaeta angekommen waren, stellten sich alsbald Boten des Kaisers bei ihnen ein. Denn sobald Heinrich die Gewißheit der Flucht erlangt, hatte er die Römer versammelt und mit ihnen den Papst zur Rückkehr aufzufordern beschlossen. Der Kaiser versprach durch seine Boten Gelasius' Weihe nicht nur nicht zu hindern, sondern durch seine eigene Gegenwart in St. Peter zu verherrlichen, verlangte dagegen, daß der Erwählte ihm zuvor in Person eine eidliche Gewähr für ein friedliches Abkommen zwischen Kirche und Reich leiste; weigere sich dessen Gelasius, so werde der Kaiser seine Macht brauchen. Die Boten erhielten eine unbefriedigende Antwort. Gelasius erklärte: gern würde er jedem gerechten Vergleich zustimmen, um den Streit zwischen Kirche und Reich zu beendigen, aber eine so wichtige Entscheidung könne nicht ohne eine allgemeine Synode getroffen werden, welche er an dem Tage des heiligen Lucas (18. October) zu Mailand oder Cremona zu halten gedenke; dies sei er bereit dem Kaiser, wenn dieser nur nicht selbst die Synode verhindere, mit Wort und Schrift zu verbürgen, einen Schwur dagegen persönlich zu leisten passe sich nicht für seine Würde und sei gegen die Sitte; nach Rom zurückzukehren müsse er bei dem auffälligen Benehmen des Kaisers Bedenken tragen.

Dem Kaiser wurde klar, daß der neue Papst ganz auf dem Standpunkte beharre, welchen Paschalis zuletzt eingehalten hatte; auch Gelasius mied ihn wie einen Gebannten und beabsichtigte die Entscheidung des Streits auf eine Synode zu vertagen, auf welcher gerade jene Männer, die bisher den Bann verbreitet hatten, ihre Meinung, wie er fürchten mußte, zur Geltung bringen würden. Wollte dies Heinrich verhindern, so blieb ihm kaum ein anderer Ausweg, als noch vor erfolgter Weihe des Gelasius Schritte zu thun, die dessen Autorität in Frage stellten. Deshalb beschloß er noch einmal einen Gegenpapst aufzustellen und ihn unverzüglich weihen zu lassen. Seine Wahl fiel auf Moriz von Braga, dessen Ergebenheit er kannte, den wissenschaftliche Bildung und Gewandtheit

in den Weltgeschäften empfahlen und dessen Rechtgläubigkeit bei seinem früher vertrauten Verhältniß zu Paschalis und Gelasius selbst von den Gegnern schwer zu bestreiten war.

Nach der Rückkehr der Gesandten versammelte der Kaiser eiligst die Römer in der Peterskirche. Die Antwort des Gelasius wurde mitgetheilt, und nicht geringe Mißstimmung entstand, als man hörte, daß der Papst die Entscheidung über die wichtigste Frage der Zeit nicht auf einer römischen Synode, sondern in Mailand oder Cremona herbeiführen wollte. Darauf entwickelte der gelehrte Warnerius von Bologna den aufgeregten Römern die alten Rechte der römischen Kaiser; auch wurden die früheren Decrete der Päpste verlesen, um darzuthun, daß Gelasius' Wahl wegen der mangelnden kaiserlichen Zustimmung ungültig sei. So erreichte der Kaiser, was er beabsichtigte. Sofort wurde eine neue Wahl getroffen, und alle Wähler vereinigten sich auf den Erzbischof von Braga, obwohl dieser Mann Rom und den Römern ganz fern stand. Man legte ihm den päpstlichen Mantel um und proclamirte ihn als Gregor VIII., doch hat die Welt ihn kaum unter diesem Namen gekannt, sondern auch fortan als Burdinus bezeichnet. Ein großer Theil des römischen Adels und der städtischen Masse hatte sich an der Wahl betheiligt, Wenige vom römischen Klerus, nur drei Wibertistische Cardinäle, längst ihres Amtes entkleidet, waren unseres Wissens zugegen. Der Kaiser bestätigte sogleich die Wahl, der sich dann unmittelbar die Weihe anschloß; mit einander zogen dann der Kaiser und der neue Papst nach dem Lateran. Das geschah zu Rom am 8. März; erst am folgenden Tage empfing Gelasius zu Gaeta die Priesterweihe und am 10. März die Weihe als römischer Bischof.

So stand man in einem neuen Schisma. Einem durch die Cardinäle eingesetzten Papste stand ein anderer gegenüber, der seine Erhebung dem Kaiser und dem römischen Volke verdankte; jener war früher gewählt, dieser früher geweiht; jener hatte die Weihe in Gaeta, dieser in Rom erhalten; jener wollte die Fortsetzung des Kampfes mit dem Reiche bis zu einem den Sieg der Kirche sichernden Frieden, dieser konnte seiner ganzen Stellung nach nur die Unterwerfung der Kirche unter den Kaiser im Auge haben.

Gelasius ließ kein Mittel unversucht, um Burdinus' Aufkommen zu hindern. Sobald er die Erhebung desselben erfuhr, schrieb er den Römern, daß sie sich jedes Umgangs mit dem Gegenpapste zu enthalten

hätten; bald darauf rief er alle geistlichen und weltlichen Fürsten auf, der rechtgläubigen Kirche gegen den Eindringling beizustehen. Schon stand auch ihm ein größerer Anhang zur Seite. Viele Bischöfe Unteritaliens waren nach Gaeta gekommen, um seiner Weihe beizuwohnen; auch der junge Herzog Wilhelm von Apulien, Fürst Robert von Capua, Richard von Aquila hatten sich eingestellt und hatten Hoffnung auf Unterstützung eröffnet. Sein Vertrauen wuchs, und schon am Palmsonntag (7. April) wagte er zu Capua den Schritt, welcher Paschalis so schwere Bedenken eingeflößt hatte: feierlich sprach er das Anathem über Heinrich und den von ihm eingesetzten Gegenpapst aus. Nach allen Seiten verbreitete er das gefällte Strafurtheil, warb er um Freunde in dem Kampfe, den er gegen den Kaiser begann. Auf das Kloster Monte Cassino, aus dem er selbst hervorgegangen war, konnte er sich unbedingt verlassen; auch mit Cluny setzte er sich in Verbindung, mit Adalbert von Mainz, den er wenig später zum ständigen Legaten des apostolischen Stuhls ernannte, mit Kuno von Palestrina, dem er die Legation in Deutschland bestätigte, mit allen Anhängern der Gregorianischen Principien diesseits und jenseits des Rheins.

Seine nächste Absicht war die Rückkehr nach dem Lateran zu bewirken. Schon rüsteten die Normannen, und zuerst war Robert von Capua auf dem Platze. Während der Kaiser Rom verlassen hatte, um die Burgen einiger widerstrebenden Herren in der Campagna zu brechen, überfiel Robert unvermuthet die Stadt. Noch beherrschte sie die Furcht vor den Normannen Robert Guiscards, und feige räumten die Anhänger des Kaisers, als jetzt ein anderer Robert einbrach, den Platz und flüchteten nach Trastevere hinüber. Nur Erzbischof Bruno von Trier, welcher mit großem Gefolge und gefüllten Säckeln nach Rom gekommen war, hielt sich mit seinen Leuten und schützte, wie ihm befohlen war, den Papst des Kaisers. Noch unerwarteter aber, als er gekommen, brach Robert zum Rückzuge auf; wahrscheinlich weil er einer Begegnung mit dem Kaiser ausweichen wollte.

Ein größeres Unternehmen bereitete Gelasius vor, der inzwischen seinen Sitz in Monte Cassino genommen hatte. Hierhin kam Robert von Capua mit neuen Schaaren, hierhin wenig später auch Herzog Wilhelm von Apulien und mehrere normannische Barone. Als Robert jedoch vernahm, daß der Kaiser bis Torricella unweit Fondi, hart an der Grenze des Fürstenthums Capua, vorgedrungen sei und diese Feste belagere, und als der Kaiser darauf selbst Verhandlungen mit ihm

begann, wurde er schwankend und gab den Zug auf. Auch Herzog Wilhelm und die Barone beschlossen nun die Waffen ruhen zu lassen. Das ganze Unternehmen löste sich auf; die Normannen gingen nach Hause und überließen den Papst seinem Schicksal.

Nachdem die von den Normannen drohende Gefahr beseitigt war, zog der Kaiser von Torricella ab. Das Pfingstfest (2. Juni) feierte er in Rom; bald darauf verließ er die Stadt und wandte sich nordwärts, wohl schon damals auf die Heimkehr nach Deutschland bedacht. Der Gegenpapst blieb in Rom zurück, aber nur zu schnell zeigte sich, wie wenig Boden er in der fremden Stadt gewonnen hatte. Ein Theil des römischen Adels wandte sich wieder Gelasius zu und knüpfte mit ihm Verbindungen an, so daß er bald nachher an seine Rückkehr nach der Stadt denken konnte. Am 16. Juni war er in Ferentino; langsam zog er weiter, sich den Durchzug durch die Campagna mit Geld erkaufend. Am 5. Juli schlich er sich mit einem kleinen Gefolge in die Stadt; es war, als ob eine arme Pilgerschaar einrückte. So unsicher fühlte er sich noch, daß er nicht in den Lateran einzog, sondern in einem Hause neben S. Maria in Secundicero im Rione Ripa inmitten der Thürme der Normanni und Corsi Wohnung nahm. Hier lebte er einige Zeit, wie in einem Verstecke. An der Octave des Peter- und Paulstages (6. Juli) hielt er die Messe in S. Paolo vor den Thoren der Stadt, während sein Widersacher in S. Peter celebrirte.

Die Anwesenheit des Gelasius machte die Lage des Gegenpapstes immer bedenklicher. Nicht allein die Normanni und Corsi hatten sich jenem zugewandt, sondern auch der Stadtpräfect; auffällig ist, daß Pier Leone sich jetzt weniger eifrig der kirchlichen Sache annahm als früher, doch hatte der kaiserliche Papst deshalb keinen Schutz von ihm zu erwarten*). So verließ Burdinus nach kurzer Zeit Rom und begab sich nach dem festen Sutri; in den Händen der Kaiserlichen blieb nur S. Peter. Der Rückzug des Gegenpapstes brachte indessen Gelasius selbst nur geringe Vortheile. Die Spaltungen unter dem römischen Adel dauerten fort; er zählte unter ihnen erbitterte Gegner, wie die Frangi-

*) Die auffällige Zurückhaltung des Pier Leone erklärt sich zum Theil wohl daraus, daß einer seiner Söhne noch seit dem Jahre 1111 in den Händen des Kaisers als Geisel war. Beachtenswerth ist auch, daß gerade die hitzigsten Gegner des Paschalis unter dem römischen Adel jetzt Gelasius schützten: die Normanni, Corsi und der Präfect.

pani, nur wenige zuverlässige Freunde, wie Stefano Normanno; daß er seinen Schutz besonders seinem Neffen Crescentius von Gaeta anvertraute, hat ihm vielleicht mehr geschadet als genützt.

Nicht vor den ärgsten Gewaltthaten war Gelasius in der Stadt gesichert. Als er am 21. Juli sich nach der Kirche Prassede zu begeben wagte, um dort das Fest der Schutzheiligen durch seine Theilnahme zu verherrlichen, mußte er bitter bereuen, daß er die Nähe der Frangipani zu wenig beachtet hatte. Noch war die Messe nicht beendigt, als Cencius und Leo Frangipane, den alten Groll im Herzen nährend, unter einem Hagel von Pfeilen und Steinen in die Kirche brachen. Stefano Normanno und Crescentius schützten den Papst; in der Kirche und vor derselben kam es zu einem heißen, mehrere Stunden dauernden Kampfe, während dessen der Papst unbemerkt entfloh. Als Stefano ihn in Sicherheit glaubte, rief er: „Der Papst ist entflohen. Weshalb wollt ihr, Frangipani, uns verderben, die wir ja auch Römer und euch verwandt sind? Laßt uns die Waffen niederlegen." Die Frangipani standen darauf von der Fortsetzung eines Kampfes ab, den sie bereits als einen Sieg ansehen konnten.

Der Papst hatte eiligst ein Pferd bestiegen; noch mit dem kirchlichen Ornat halb bekleidet, stürmte er auf demselben aus der Stadt in der Richtung von S. Paolo. Jammernd und wehklagend sahen die Frauen das klägliche Schauspiel. Nur der Kreuzträger folgte Gelasius, stürzte aber bald mit seinem Rosse und verlor das Kreuz, welches ein armes Weib aufhob und später zurückgab. Man suchte den Papst und fand ihn erst gegen Abend auf den Feldern bei S. Paolo; er war völlig erschöpft und ergoß sich in lauten Wehklagen über sein schmähliches Loos unter diesem frevelhaften Geschlecht. Man brachte ihn nach Rom zurück; hier berieth er noch an demselben Tage mit seinen Vertrauten, was zu thun sei. Als man am anderen Tage die Berathung fortsetzte, gab er endlich selbst die Entscheidung. „Wozu", sagte er, „die vielen Reden? Folgen wir dem Beispiel unserer Väter, folgen wir dem Evangelium. Da wir in dieser Stadt nicht leben können, laßt uns in eine andere fliehen, fliehen aus Sodom, fliehen aus Aegyptenland und dem neuen Babylon, der Stadt des Blutes. Einst wird die Zeit kommen, wo wir entweder alle oder wenigstens die, welchen Gott das Leben läßt, unter glücklicheren Umständen zurückkehren werden. Ich bekenne es vor Gott und der ganzen Kirche: wäre es möglich gewesen, ich hätte lieber einen

Herrn haben wollen, als deren so viele. Der eine schlimme hätte die anderen schlimmeren vernichtet, bis auch über ihn der Herr der Herren gerechtes Gericht geübt haben würde." Die letzten Worte bieten den Schlüssel zu dem früheren freundlichen Verhalten des Gelasius zum Kaiser; vielleicht mochte er bedauern einen Weg verlassen zu haben, auf welchen er nun nicht mehr zurückkehren konnte.

Hierauf traf der Papst alle Anstalten für eine längere Abwesenheit von Rom. Den Cardinal-Bischof Petrus von Porto ernannte er zu seinem Vicar, der mit den zurückbleibenden Cardinälen die kirchliche Verwaltung führen sollte, dem Cardinal Hugo von Alatri übergab er das Regiment von Benevent, die Vertheidigung der Stadt Rom dem Stefano Normanno als Bannerträger des apostolischen Stuhls; als Präfect von Rom wurde jetzt jener Petrus bestätigt, dessen Erhebung Papst Paschalis so trübe Schicksale bereitet hatte. Am 2. September fuhr der Papst mit zwei Cardinalpriestern, vier Cardinaldiakonen, unter welchen ein Sohn des Pier Leone war, mit mehreren vornehmen Römern, namentlich Petrus Latro und Johannes, einem Bruder des Präfecten, wie mit zahlreicher Dienerschaft auf mehreren Schiffen den Tiber hinab und ging in See. Nach einigen Tagen landete er in Pisa. Hier, wo man die Gunstbezeugungen der Kaiser und Päpste mit der gleichen Elle des Handelsmanns maß, wenn sie nur dem Vortheile der Stadt dienten, fand Gelasius die beste Aufnahme; unter großen Feierlichkeiten weihte er am 26. September den prachtvollen neuen Dom, an welchem die Pisaner über ein halbes Jahrhundert gebaut hatten, und bestätigte der Kirche ihre Privilegien als Metropole für ganz Corsica. Im Anfange des Octobers gaben die Pisaner dann dem Papste weiter das Geleit.

Am 10. October war Gelasius in Genua. Noch konnte es scheinen, als ob er seinen Weg nach der Lombardei zu dem angekündigten Concil nehmen werde. Wie er aber wegen der Unsicherheit die Landstraße durch Tuscien vermieden und den Seeweg vorgezogen hatte, so mochte er auch in der Lombardei in die Gewalt seiner Feinde zu fallen befürchten. Er beschloß nach Frankreich und Burgund seine weitere Flucht zu richten; dort war er gewiß einen mächtigen Anhang zu finden, dort hatte er keine Nachstellungen des Kaisers zu besorgen. Abermals ging er zu Schiff, legte am 23. October zu Marseille an und stieg wenige Tage später bei St. Gilles an das Land. Der Abt von Cluny empfing ihn dort mit dem größten Glanze; die Bischöfe und Herren

Frankreichs und Burgunds kamen ihm zahlreich entgegen und brachten unermeßliche Geschenke. Die weitere Reise des Papstes die Rhone hinauf war ein Triumphzug; der Flüchtling schien ein Sieger.

Durch dieselben Gegenden, wo einst Urban II. vor mehr als zwanzig Jahren seinen Weg genommen hatte, zog der Papst; einen ähnlichen Enthusiasmus erweckte er, als er Segen spendend, Kirchen weihend, Privilegien ertheilend durch das heißblütige, von den kirchlichen Ideen ganz ergriffene Volk des südlichen Frankreichs seine Reise nahm. Von den Normannen hintergangen, von dem römischen Adel mit Füßen getreten, brachte ihn erst die inbrünstige Devotion der Provenzalen zu dem vollen Gefühl seiner Würde. Wohl mochte er sich seinem Vorgänger Urban vergleichen, und doch war zwischen ihnen ein großer Unterschied. Urban kam nach unzweifelhaften Erfolgen in der Fremde in seine Heimat zurück, um neue Kräfte für den kirchlichen Kampf zu gewinnen, die Masse der Laien für Roms Sache zu befeuern und so ein andauerndes Schisma siegreich zu beendigen. Gelasius erschien flüchtig auf fremdem Boden und suchte hier die Mittel, um sich dem neu erhobenen Gegenpapste, dem feindlichen Kaiser, dem nicht minder feindlichen römischen Volke gegenüber nur zu behaupten. Urban hatte die Gregorianische Partei vom Verderben gerettet; Gelasius mußte den Schutz derer nachsuchen, die ihn bisher an Entschiedenheit überboten hatten. Nach Vienne ging er zu jenem Guido, dessen Hitze er früher bekämpft hatte; denn er bedurfte jetzt seiner Person und seiner Verbindungen, wenn er nicht ganz unterliegen sollte.

Zwei Päpste hatte die Kirche, und Rom selbst war ohne Bischof. Aber von Rom und Italien hing am wenigsten die Zukunft der Kirche ab; bei Weitem mehr kam darauf an, wie weit sich die Ideen der Reform in dem deutschen und französischen Episkopat befestigt hatten, welche Stellung man hier in dem Schisma ergriff; vor Allem aber war von Bedeutung, ob die Opposition des deutschen Fürstenthums gegen den Kaiser den Sieg behalten würde.

Heinrich selbst fühlte, daß die Entscheidung der Dinge jetzt wesentlich in Deutschland lag. Etwa um dieselbe Zeit, wo der Papst über das Mittelmeer ging, kehrte der Kaiser über die Alpen in die deutschen Länder zurück. Wohl hatte er ein anderes Verfahren, als er früher geübt, diesmal in Italien angewendet und unzweifelhaft seine Herrschaft auf der Halbinsel erheblich befestigt; doch zu einem Abkommen mit Rom

hatte er es nicht gebracht. Vielmehr hatte sich der Investiturstreit jenseits der Alpen zu einem neuen Schisma entwickelt, der Aufstand in Deutschland mehr und mehr die Natur eines kirchlichen Kampfes angenommen; schon schien der Bann gegen ihn eine ebenso furchtbare Waffe, wie einst gegen seinen Vater. Was Heinrich vermeiden wollte, war eingetreten: die Dinge lagen wieder wie zwanzig Jahre früher, nur daß er es jetzt war, an dessen Fersen der Bann sich heftete. Wohl mochte er es als Glück preisen, daß er keinen Sohn hatte, welcher den Fluch der Kirche benutzen konnte, um die Krone dem Vater vom Haupte zu reißen.

8.

Die deutschen Fürsten und Papst Calixt II.

Des Kaisers Rückkehr nach Deutschland.

Die Nachricht von Paschalis' Tode und dem Ausbruch des neuen Schismas hatte die Thätigkeit der kirchlichen Partei in Deutschland für den Augenblick gehemmt, bald aber gewann sie durch Kuno von Palestrina, der als päpstlicher Legat, von dem gelehrten Bischof Leotgar von Viviers begleitet, nach Ostern an den Rhein kam, neues Leben. Eine Aufgabe war dem übereifrigen Manne zugewachsen, die ganz seiner Neigung entsprach: den Bann des Gelasius gegen den Kaiser in den deutschen Ländern zu verbreiten, wirksam zu machen und so dem Kampfe frische Nahrung zu geben.

Im Einverständniß mit Adalbert von Mainz beschloß Kuno zunächst eine große Synode zu Köln zu halten, zu der eiligst Einladungen an alle deutschen Bischöfe ergingen. Nicht alle erschienen, doch konnte der Cardinal eine zahlreiche Versammlung am 19. Mai 1118 in Köln begrüßen. Eine Reihe von Strafurtheilen wurde auf der Synode verhängt. Ueber den Kaiser wurde das Anathem ausgesprochen, wie über die Führer der kaiserlichen Partei, über Herzog Friedrich und seinen Bruder Konrad, den Pfalzgrafen Gottfried und Andere. Auch gegen die nicht erschienenen Bischöfe schritt man ein. Bischof Hermann von Augsburg, den man schon längst beseitigen wollte, wurde gebannt und seines Amtes entsetzt, andere Bischöfe suspendirt und vor eine zweite

Synode geladen, welche am 18. Juli zu Fritzlar abgehalten werden sollte. Selbst Otto von Bamberg würde wegen seines Ausbleibens die gleiche Strafe getroffen haben, wenn sich nicht Erzbischof Adalbert für ihn verwendet hätte.

Der Legat und Erzbischof Friedrich gaben den abreisenden Bischöfen das Geleit bis Koblenz; hier hatte Kuno die Freude den Abt Theoger zu begrüßen, dessen Widerstand er endlich gebrochen hatte. Theoger, das Metzer Bisthum zu übernehmen nun entschlossen, begleitete den Legaten und den Erzbischof von Köln zurück; bald darauf folgte er dem Legaten nach Korvei, wo er am 7. Juli die Weihe erhielt. Der Legat hatte hier mit den Erzbischöfen von Magdeburg und Salzburg, den Bischöfen von Halberstadt, Naumburg und Minden eine Zusammenkunft, deren Veranlassung und deren Resultat nicht bekannt sind. Am 28. Juli eröffnete dann der Legat die Synode in Fritzlar. Trotz der erneuten Mahnung waren auch diesmal mehrere Bischöfe nicht erschienen, welche nun strengere Strafen trafen. Der Bann gegen den Kaiser und seine Anhänger wurde abermals verkündigt, auch über die dem Bann in Bezug auf die Reichsregierung zu gebenden Folgen, wie es scheint, Berathung gehalten. Leider sind wir über die Verhandlungen nur sehr mangelhaft unterrichtet.

Die Erneuerung des Kampfes war unvermeidlich. Schon in Fritzlar fühlten sich die Bischöfe vor einem Ueberfall der Kaiserlichen nicht sicher, und wenig später trat Erzbischof Adalbert mit seinen Genossen selbst wieder in die Waffen. Er hatte die Mainzer gewonnen, indem er ihnen jenes werthvolle Privilegium ertheilte, welches später in die ehernen Pforten ihres Doms eingegraben wurde; die Bürger, erklärte er darin, sollten fortan keinem Vogt mehr außerhalb der Stadt zu Recht zu stehen oder Abgaben zu zahlen verpflichtet sein. Zugleich hatte der Erzbischof seine Brüder, den Bischof Bruno von Speier, die Grafen Siegbert und Friedrich von Saarbrücken, welche bisher nicht offen gegen den Kaiser Partei ergriffen hatten, an sich zu ziehen gewußt. Auch die Bischöfe von Straßburg und Worms traten nun ganz auf die Seite der Aufständischen. Noch wichtiger war, daß der Erzbischof in Sachsen namhafte Unterstützung fand, und zwar nicht allein bei seinem alten Bundesgenossen Friedrich von Arnsberg, sondern auch bei Hermann von Winzenburg, seinem früheren Gegner. Eine nicht geringe Macht stand Adalbert so zu Gebot, und er benutzte sie zunächst gegen Herzog Friedrichs Feste in Oppenheim. Von Mainzern und Sachsen wurde die

Burg umlagert, gestürmt und dann mit Feuer zerstört; gegen zweitausend Menschen sollen im Kampfe dort umgekommen sein. Um dieselbe Zeit wurde auch die Burg Kyffhausen, welche der junge Pfalzgraf Friedrich besetzt hielt und von wo aus er die Aufständischen bedrängte, von den Sachsen umschlossen; nach längerer Belagerung wurde auch sie übergeben und dann ebenfalls zerstört.

So war der Kampf am Rheine und in Sachsen wieder im Gange und nahm eine den Aufständischen entschieden günstige Wendung, als der Kaiser unerwartet im Herbste 1118 wieder in Deutschland erschien. Die Umtriebe des päpstlichen Legaten waren ihm bekannt; er hatte vernommen, daß die deutschen Fürsten schon damit umgingen, einen Tag nach Würzburg auszuschreiben, auf dem er sich entweder persönlich rechtfertigen oder entsetzt werden sollte; überdies mußte er zu verhindern suchen, daß die deutschen Bischöfe nicht jene allgemeine Synode beschickten, welche Gelasius nach Mailand ausgeschrieben hatte und deren Zusammentritt man damals noch erwartete. So ließ Heinrich seine junge Gemahlin als seine Statthalterin in der Lombardei zurück, mit ihr seinen Hofhalt: er mochte bald zurückzukehren hoffen, nie aber hat er Deutschland wieder verlassen.

Mit einem kleinen Gefolge ging der Kaiser — wir wissen nicht an welcher Stelle — über die Alpen. Auf das Beste wurde er in Augsburg, wo Bischof Hermann sich gegen seine Widersacher behauptete, empfangen; dann nahm er den Weg nach den rheinischen Gegenden, nach Franken und Lothringen. Bald durch Drohungen, bald durch Vergünstigungen, hier durch Gewalt, dort durch Nachgiebigkeit suchte er die aufständischen Fürsten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und sein persönliches Eingreifen in die Angelegenheiten blieb jetzt nicht ohne Wirkung. Der Muth der Kaiserlichen belebte sich; die Aufständischen fühlten ihre Kräfte gelähmt, zumal gleichzeitig die kirchlichen Angelegenheiten eine wenig ermuthigende Wendung nahmen.

Man hatte große Hoffnungen auf die Mailänder Synode gesetzt. Konnte man auch nicht selbst mehr dieselbe besuchen, so schickte doch Erzbischof Friedrich Boten und Briefe nach Mailand. Wir kennen die Briefe, und ihr Inhalt ist nicht ohne Interesse. An die versammelten Väter richtete der Erzbischof die Bitte, gegen die übermüthigen Tyrannen dieselbe Standhaftigkeit zu bewähren, wie einst der heilige Ambrosius gegen den Kaiser Theodosius. In Bezug auf das Schisma gab der Erz-

bischof keine weitere Erklärung ab, als daß man den als Paschalis' Nachfolger anzuerkennen habe, der kanonisch gewählt sei und treu dem Beispiele seines Vorgängers folgen werde; offenbar schenkten Friedrich und seine Freunde noch immer Gelasius wenig Vertrauen. Zugleich aber ermunterte Friedrich in einem anderen Schreiben das mailändische Volk seine Freiheit muthig gegen die Tyrannen zu vertheidigen, welche die Kirche unterdrückten. Alle Fürsten Lothringens, Sachsens und Thüringens, ja ganz Deutschlands, versicherte der Erzbischof, hegten die größte Theilnahme für Mailands Freiheit, denn wie sie in einem Reiche vereinigt seien, wollten sie auch im Kampfe für Wahrheit und Recht zusammenstehen; die deutschen Fürsten seien Mailand auf alle Weise zu unterstützen bereit.

Friedrich mochte nicht weniger dagegen auf die Unterstützung Mailands gerechnet haben, aber er und seine Freunde sahen sich bald in allen ihren Berechnungen getäuscht. Die Mailänder Synode trat nicht zusammen, Gelasius mußte Rom verlassen und eilte als Flüchling nach Frankreich; die kirchliche Sache schien in Italien einmal wieder völlig verloren. Auch auf ihre Anhänger in Deutschland konnten diese Verhältnisse nur entmuthigend wirken. Kuno von Palestrina verließ den deutschen Boden, um Gelasius zu begegnen; seiner aufregenden Thätigkeit hier war für immer ein Ziel gesetzt. Wo der Legat wich, trat der Kaiser ein; von dem Würzburger Tage war nicht mehr die Rede.

Die Erhebung Calixts II.

Kuno kam zur rechten Zeit, um noch die letzten Worte des Papstes zu vernehmen. Nachdem Gelasius im Januar 1119 eine Synode zu Vienne gehalten und eine größere für den März in Aussicht gestellt hatte, wo er den Streit zwischen Kirche und Reich zum Austrage zu bringen versprach, machte er sich auf den Weg nach Cluny, um dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Auf der Reise befiel ihn eine heftige Pleuresie, und todkrank kam er in Cluny an. Ruhig sah er seinem Ende entgegen und sprach Kuno von Palestrina den letzten Wunsch seines Herzens aus, daß er nach ihm die Leitung der Kirche übernehmen möge. Kuno widersetzte sich, indem er geltend machte, daß bei den großen die Kirche bedrängenden Gefahren zu ihrer Leitung weltliche Macht und Klugheit, welche ihm fehlten, erforderlich seien; Guido

von Vienne sei der rechte Mann, um die Kirche aus langer Knechtschaft zur Freiheit zu führen. Der Sterbende erkannte Kunos Gründe an. Am Boden liegend im Bußgewande nach Klostersitte, hauchte er den letzten Athem aus; in Clunys Mauern fand der Cassinese sein Ende. Am 29. Januar 1119 starb Gelasius; kein volles Jahr hat er auf dem Stuhle Petri gesessen und wohl wenige Tage seines Pontificats ohne Kränkungen und Demüthigungen beschlossen. Wahrlich Gregor VII. hatte seinen nächsten Nachfolgern eine Dornenkrone hinterlassen!

Guido empfing die Todesnachricht auf dem Wege nach Cluny, wohin er dem Papst zu folgen versprochen hatte. Am Tage nach seiner Ankunft daselbst (2. Februar) wurde er von den wenigen dort anwesenden Cardinälen zum Papste gewählt, und ihrer Wahl traten die anderen gegenwärtigen Kleriker und Laien bei. Obwohl Guido die Annahme beanstandete, wurde er doch sogleich mit dem Papstmantel umkleidet und erhielt den Namen Calixt II. Krönung und Weihe geschahen am 9. Februar zu Vienne.

Die Wahl bot große Unregelmäßigkeiten dar, dennoch fand sie bei den Führern der herrschenden kirchlichen Partei in Frankreich und Burgund, namentlich bei dem Erzbischof von Lyon, dem Bischof Gerard von Angoulême, Bischof Hugo von Nevers, sogleich Anerkennung, und da König Ludwig, der sich im Jahre 1115 mit Adelheid von Maurienne, einer Schwestertochter Guidos, vermählt hatte, den neuen Papst mit merklichem Eifer unterstützte, war Calixts Autorität bald in ganz Frankreich gesichert. Noch wichtiger war, daß die Wahl in Rom auf keinen Widerspruch stieß. Die Cardinäle, welche Calixt umgaben, hatten sogleich ihre Wahl dem Bischof Petrus von Porto angezeigt, der am 1. März in der Kirche des heil. Johann auf der Tiberinsel den römischen Klerus und das Volk versammelte, um in dieser wichtigen Angelegenheit Beschluß zu fassen. Allgemein wurde die in Cluny getroffene Wahl als eine glückliche empfunden, und die Cardinal-Bischöfe, Cardinalpriester, Cardinaldiakone und der übrige Klerus übersandten einzeln schriftlich durch den Erzbischof Otto von der Kirche S. Salvator ihre förmliche Zustimmung. Auch der Präfect und die römischen Consuln erkannten im Namen des Volks die Wahl an, indem zugleich Pier Leone, was von nicht geringer Bedeutung war, seine Macht dem neuen Papste zu Diensten stellte; von besonderem Einfluß auf den Entschluß des Letzteren soll sein Sohn gewesen sein, der sich zu Cluny unter den Wählern befunden

hatte *). Die Römer nahmen den Namen Calixts II. sogleich in das Kirchengebet und ihre Urkunden auf.

Die Wahl Guidos war ein Ereigniß von großer Tragweite. Zum ersten Male seit dem Tode Alexanders II. erhob die kirchliche Partei einen Mann an ihre Spitze, der nicht dem Mönchsstande angehörte. Ein bald mehr bald weniger hervorspringender, aber immer wirksamer Gegensatz zwischen Kloster- und Weltgeistlichkeit zieht sich durch alle jene Streitigkeiten zwischen Kirche und Reich, welche nun bereits zwei Menschenalter erfüllten. Es war nicht das Werk des Zufalls, wenn alle Gegenpäpste aus dem Weltklerus hervorgingen, während die Gregorianer nur Mönche wählten. Die Erhebung Guidos, der in eminenter Weise als ein Vertreter der Weltgeistlichkeit anzusehen war und doch sich als unerschrockener Vertreter der kirchlichen Freiheit kundgegeben hatte, versprach einem gefährlichen Bruch in dem Klerus selbst vorzubeugen und das reformirte Papstthum wieder in unmittelbarere und günstigere Beziehungen zu dem Episkopat zu bringen.

Aber der neue Papst war zugleich ein Mann von hochfürstlicher Geburt: zu seinen Ahnherren zählten die letzten selbständigen Könige Italiens, der König von Frankreich war der Gemahl seiner Nichte, der Erbe Castiliens sein Neffe Alfons, den König von England sah er als seinen Vetter an, selbst mit dem Kaiser stand er in Blutsverwandtschaft durch jene Agnes von Poitiers, welche einst in Kirche und Reich eine so wichtige Rolle gespielt und in manchem Sinne die Saat ausgestreut hatte, die ihm zu ernten blieb. Durch das ganze Abendland war dieses burgundische Geschlecht verbreitet und verzweigte sich bis zu den höchsten Thronen; ein Mann aus demselben war ein Fürst unter den ersten Fürsten, und diese mochten ihm eine Krone gönnen, welche ihnen auf dem Haupte eines Klosterbruders, selbst wenn er das Herrschtalent eines Hildebrand besaß, als frevelhafte Anmaßung erschien. Wie dem Episkopat, trat durch Guido das Papstthum auch dem weltlichen Fürstenthum näher, dessen Ansprüche auf äußere Ehren es überboten hatte, ohne daß Gregor und seine Nachfolger jene Vorzüge der Geburt besaßen, welche man als Vorbedingung so außerordentlicher Auszeichnungen anzusehen gewohnt war. Wie von selbst vollzogen sich durch Guidos Person die wichtigsten Transactionen für die Zukunft der Kirche und zugleich eröffneten sich

*) Dieser Sohn des Pier Leone war der spätere Gegenpapst Anaklet II.

neue Aussichten auf die Beilegung des langen Streits zwischen Kirche und Reich, auf eine Aussöhnung mit dem Kaiser.

Von Gelasius hatte man Frieden erwartet, und doch hatte er nach kurzer Zeit die Kirche zu neuem Kampf aufgerufen. Calixt mochte dagegen Anfangs den Meisten als der Mann erscheinen, welcher jeden Gedanken einer Verständigung mit dem Kaiser weit von sich werfen würde, war er es doch gewesen, der zuerst den Bann über Heinrich ausgesprochen und Paschalis manche schwere Stunde durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen die Investitur bereitet hatte, — nichtsdestoweniger hörte man gerade von ihm bald Worte des Friedens und der Versöhnung. Schwerlich war es allein kirchlicher Eifer gewesen, der bisher Guidos Verfahren bestimmt hatte; Alles zeigt ihn als einen vorzugsweise politischen Geist, und mehr als ein Grund konnte einen burgundischen Erzbischof mit starkem Rückhalt in Frankreich zu energischer Gegenwehr gegen ein übermächtiges deutsches Kaiserthum bewegen. Aber ein Mann von politischem Blick erfaßte auch leicht, daß einem Haupt der abendländischen Kirche andere Aufgaben als einem Erzbischof von Vienne zugewiesen seien, und daß es vor Allem im Interesse der Kirche hohe Zeit sei, den Investiturstreit endlich zum Abschluß zu bringen; das Beispiel seiner Vorgänger mußte ihn überdies belehren, daß er selbst in Rom nicht eher eine sichere Stätte finden würde, als bis ein Friede mit dem Kaiser geschlossen sei. Calixt war alt genug — ein Menschenalter hatte er schon auf dem Bischofsstuhle von Vienne gesessen —, um bei einem Werke nicht zu zögern, welches ihm recht eigentlich als seine Lebensaufgabe erschien.

Die Cardinal-Bischöfe hatten aus Rom den neuen Papst wissen lassen, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als die schleunige Berufung eines Concils, um der Kirche Frieden und Freiheit zurückzugeben. Sie begegneten damit nur den eigenen Gedanken des Papstes, der bereits am 16. April an den Erzbischof von Köln schrieb, daß er im Herbst zu Reims ein Concil zu halten beabsichtige; die Kirche wieder aufzurichten, den Widerstand ihrer Feinde zu vernichten und den Anschuldigungen, die gegen sie erhoben würden, zu begegnen bezeichnete er als die Aufgaben dieser Versammlung. Calixt wünschte eine starke Betheiligung des deutschen Episkopats an dem Concil und unterließ deshalb Nichts, um die Häupter desselben für sich zu gewinnen. Nicht allein mit Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln trat er in brieflichen

Verkehr, sondern auch mit Bruno von Trier, obwohl dieser noch vor Kurzem seine Dienste dem Gegenpapste gewidmet hatte. Uebrigens fehlte viel daran, daß die deutschen Bischöfe, so wenig der Name des Burdinus bei ihnen galt, dem Burgunder sogleich eine allgemeine Devotion entgegengebracht hätten.

Der innere Krieg war in Deutschland inzwischen zu einem Stillstand gekommen. Immer lebhafter regte sich das Verlangen nach Herstellung fester Ordnung im Reich, und die Fürsten selbst wandten sich an den Kaiser mit der Bitte, Mittel und Wege zur Aufrichtung eines allgemeinen Friedens ausfindig zu machen. Heinrich zögerte nicht dieser Aufforderung zu entsprechen und berief auf den Johannistag einen großen Reichstag nach Tribur. So zahlreich stellten die Fürsten sich ein, daß sie mit ihrem Gefolge alle Ortschaften rings um Mainz besetzt hielten; die Scheu schien vergessen, die viele bisher gegen den Kaiser und seine gebannten Freunde gehegt hatten. In den letzten Tagen des Juni wurden die Verhandlungen eröffnet. Allgemein erkannte man die Nachgiebigkeit und Mäßigung des Kaisers an; auf den Rath seiner bisherigen Widersacher hörte er nicht minder, als auf den seiner alten Freunde; er suchte Jeden zu versöhnen, den er verletzt. In der That einigte man sich über einen allgemeinen Reichsfrieden; auch sollte Jeder, was er von seinem Eigenthum im Kampfe verloren, zurückerhalten und die Aufständischen dem Kaiser alle Reichsgüter ausliefern, die sie sich angeeignet hatten.

Vor dieser Versammlung erschienen auch Gesandte von Rom und Vienne, um die Anerkennung Calixts und die Beseitigung des Schismas zu erwirken. Sie kamen zur guten Stunde, wo die versöhnlichste Stimmung herrschte. Dennoch wurde zu Tribur Nichts in den kirchlichen Dingen entschieden; es sollten hierüber erst die Beschlüsse des Reimser Concils abgewartet werden, wo mehrere Bischöfe mit dem Papst selbst zusammenzutreffen hofften. Wurde deshalb Calixt auch hier noch nicht, wie behauptet ist, von allen deutschen Bischöfen anerkannt, so neigte sich doch die deutsche Kirche schon entschieden auf seine Seite; auf Burdinus wurde kaum noch geachtet, und selbst der Kaiser schien ihn bereits aufgegeben zu haben. Guidos Erhebung hatte dem Anschein nach dem Schisma ein schnelles Ende bereitet.

Das Reimser Concil und die Verhandlungen zu Mouzon.

Die Friedensgedanken des Papstes begegneten sich mit einer ähnlichen Stimmung der deutschen Fürsten, und nun nahm Calixt keinen Anstand mehr selbst Unterhandlungen mit dem Kaiser zu eröffnen. Als sich Heinrich gegen Ende des Septembers in Straßburg aufhielt, erschienen vor ihm der Abt von Cluny und der wegen seiner Gelehrsamkeit hochgefeierte Lehrer Frankreichs Wilhelm von Champeaux, früher Abt von St. Victor, damals Bischof von Chalons; sie boten sich als Friedensvermittler an, scheinbar aus freiem Antrieb, ohne allen Zweifel aber im Auftrage des Papstes.

Der Bischof von Chalons stellte dem Kaiser vor, daß er mit der Aufgabe des Investiturrechts keine Einbuße an realer Macht erleiden würde. Die französischen Bischöfe, bemerkte er, erhielten weder vor noch nach der Weihe die Investitur und wären doch zu denselben Abgaben, Kriegsdiensten und anderen Leistungen für die Regalien verpflichtet, wie die deutschen Bischöfe; die Investitur nähre daher lediglich die innere Zwietracht in den deutschen Ländern und ziehe dem Kaiser empfindliche Kirchenstrafen zu, ohne ihm nennenswerthe Vortheile zu gewähren. Da sich der Kaiser davon zu überzeugen schien und erklärte, daß er, wenn dem Reiche alle Rechte den kirchlichen Oberen gegenüber bewahrt blieben, auf die Investitur zu verzichten entschlossen sei, fuhr der Bischof fort: „Wenn du dazu entschlossen bist und wenn du ferner Allen, die für die Kirche gestritten haben, ihre Besitzungen zurückgeben und aufrichtigen Frieden mit ihnen schließen willst, werden wir uns den Streit auszutragen bemühen."

Der Kaiser besprach mit seiner Umgebung das Anerbieten und erklärte dann auf die ihm gestellten Bedingungen mit der Kirche Frieden schließen zu wollen, wenn er auf die Aufrichtigkeit und Treue des Papstes bauen könne und auch seinen Anhängern die Rückgabe ihrer verlorenen Güter und ein fester Friede verbürgt würde. Der Bischof verlangte für des Kaisers Versprechen eine Gewähr, und Heinrich selbst leistete sie mit seinem Handschlag; dasselbe thaten der Bischof von Lausanne, Pfalzgraf Gottfried und einige andere Herren aus der Umgebung des Kaisers. Hierauf eilten der Bischof von Chalons und der Abt von Cluny zum Papste, den sie zu Paris trafen und der sie hocherfreut in der Begleitung des Cardinal-Bischofs Lambert von Ostia und des Car-

dinals Gregor*) alsbald in das Hoflager des Kaisers zurücksandte, um die Friedensurkunden zu vereinbaren, die dann von beiden Seiten sogleich eidlich bestätigt werden sollten; auch sollte ein Tag anberaumt werden, wo sie persönlich von Kaiser und Papst noch vor dem Schluß des Concils auszuwechseln seien. Man sieht, daß auch der Papst selbst die Scheu vor einer Begegnung mit dem gebannten Kaiser bereits überwunden hatte.

Die Gesandten des Papstes fanden den Kaiser zwischen Verdun und Metz und ihre Geschäfte ordneten sich ohne Schwierigkeit. Die Urkunden wurden abgefaßt und enthielten genau Alles, was Heinrich versprochen und beansprucht hatte. Die im Namen des Kaisers ausgestellte Urkunde lautete: „Ich verzichte durchaus auf die Investitur bei allen Kirchen und gewähre Allen, die von Anbeginn der Zwietracht an die Kirche vertheidigt haben oder noch vertheidigen, wahren Frieden. Die Besitzungen der Kirchen und ihrer Anhänger gebe ich zurück, soweit sie in meinen Händen sind; wo dies nicht der Fall ist, werde ich die Rückgabe zu erwirken bestrebt sein. Wenn das Eigenthumsrecht streitig sein sollte, wird bei Kirchengütern nach kanonischem Recht, bei weltlichem Besitz nach weltlichem Recht darüber entschieden werden.“ Die im Namen des Papstes ausgestellte Urkunde enthält in Bezug auf den Frieden und die Rückgabe des Eigenthums fast wörtlich dieselben Bestimmungen zu Gunsten des Kaisers und seiner Anhänger. Beide Urkunden sollten, so wurde verabredet, am 24. October zu Mouzon von Papst und Kaiser persönlich ausgewechselt werden. Heinrich verpflichtete sich hierzu durch Handschlag, und sein Versprechen bekräftigten Herzog Welf, Graf Berengar von Sulzbach, Pfalzgraf Gottfried und Graf Wilhelm von Lützelburg eidlich; das Gleiche thaten die Gesandten des Papstes in dessen Namen und eilten dann zum Papste nach Reims, wo inzwischen das auf den 18. October anberaumte Concil zusammentrat. Kaum ließ sich bezweifeln, daß sich noch auf demselben die Herstellung des kirchlichen Friedens und die gänzliche Beseitigung der Laieninvestitur würde verkünden lassen — glänzender hätte Calixt sein Pontificat nicht eröffnen können.

Eine stattliche Versammlung sah damals Reims. Wenn freilich

*) Beide wurden die nächsten Nachfolger des Papstes: Lambert als Honorius II., Gregor als Innocenz II.

die Zahl der Bischöfe, welche der Einladung des Papstes folgten, auf mehr als zweihundert angegeben wird, so waltet dabei wohl eine bei Zahlen gewöhnliche Uebertreibung ob; nach einem, wie es scheint, genauen Verzeichniß hatten sich in Allem fünfundsiebzig Bischöfe, darunter vierzehn Metropoliten, um den Thron des Papstes versammelt. Die meisten gehörten Frankreich und Burgund an; aus Spanien hatte sich der Erzbischof von Tarragona mit zwei Suffraganen, aus Italien nur zwei Suffragane der Kirchenprovinz Grado eingefunden. Aus England war der Erzbischof von York mit zwei, der Vertreter des Erzbischofs von Canterbury mit drei Suffraganen gekommen; ihr König hatte ihnen befohlen keine Klagen gegen einander zu erheben und keine Neuerungen nach Hause zu bringen, im Uebrigen aber mit gebührender Demuth die Befehle des Papstes zu vernehmen. Deutschland war durch elf Bischöfe vertreten: Erzbischof Adalbert erschien selbst und mit ihm fünf seiner Suffragane, ein Bischof gehörte der Erzdiöcese Köln, zwei der von Trier und zwei der von Magdeburg an. Besonders hatte die Ankunft des Mainzers den Papst erfreut; er ließ Adalbert, der von fünfhundert Rittern begleitet war, einen feierlichen Einzug in Reims durch den Grafen von Troyes bereiten. An die Bischöfe schlossen sich eine ungewöhnlich große Zahl von Aebten und anderen Würdenträgern der Kirche, wie von Gesandten der ausgebliebenen Prälaten an. Neben dem Glanze, welchen so viele Kirchenfürsten verbreiteten, entfaltete sich auch die Pracht eines Königshofes. Denn König Ludwig, obwohl schwer erkrankt, hatte sich der Einladung des Papstes nicht entziehen wollen und verherrlichte durch seine und seiner Großen Gegenwart die Versammlung.

Am 20. October wurde das Concil in der Marienkirche eröffnet. Im Schiffe waren die Sitze für die Prälaten aufgestellt; auf einer erhöhten Bühne nahe dem Eingang stand der apostolische Stuhl, auf welchem der Papst nach der Eröffnungsmesse Platz nahm, umgeben von den anwesenden Würdenträgern der römischen Kirche und den ernannten Wortführern des Concils — es waren die Cardinal-Bischöfe Kuno von Palestrina und Lambert von Ostia, die Cardinalpriester Boso und Johann von Crema und der gelehrte Bischof von Vivers — ferner einem Diakonen mit der Kanonensammlung und mehreren Kirchendienern zur Aufrechthaltung der Ordnung. Der Papst begrüßte die Väter in einer feierlichen Rede, bezeichnete den Zweck des Concils, drückte seine Wünsche für die Herstellung des kirchlichen Friedens

aus und wies auf die mit Heinrich bereits geführten Verhandlungen hin. Den Gang derselben setzte dann in lateinischer Rede der Bischof von Ostia, in französischer der Bischof von Chalons auseinander. Die versammelten Väter konnten nach diesen Berichten die besten Hoffnungen schöpfen. Hierauf legte der Papst einige Kanones vor, welche am Schluß des Concils veröffentlicht werden sollten und die er in der zweiten Sitzung am folgenden Tage noch durch Zusatzbestimmungen ergänzte.

Auch andere Sachen kamen in dieser zweiten Sitzung zur Verhandlung. Vor den Vätern erschien persönlich König Ludwig und erhob die schwersten Anklagen gegen König Heinrich von England, der seinen eigenen Bruder der Normandie beraubt, ihn in den Kerker geworfen habe und sich unausgesetzt die größten Gewaltthaten gegen Vassallen der französischen Krone erlaube. Sowohl König Ludwig forderte den Beistand des Concils, wie die von ihrem Gemahl verstoßene Gräfin Hildegard von Poitiers und der von dem Grafen Amalrich von Monfort gekränkte Bischof von Evreux. Diese Anklagen berührten die brennendsten Tagesinteressen in Frankreich und erregten stürmische Bewegungen in der Versammlung; zwischen den Franzosen und Normannen kam es zu sehr hitzigen Erörterungen, und das Concil lief Gefahr sich ganz auf den Boden weltlicher Interessen zu begeben. Der Papst wußte dies zu verhindern, indem er gegenüber den beklagten Gewaltthätigkeiten auf die Bestimmungen des Gottesfriedens verwies, welche Papst Urban einst zu Clermont erlassen hatte. Calixt erneuerte diese Bestimmungen und versprach in nächster Zeit selbst seinen Vetter den König von England aufzusuchen, um ihn und seine Leute von Freveln abzuhalten, wie sie zur Sprache gebracht seien; wirke dies nicht, so werde er mit dem Banne gegen ihn einschreiten. Der Papst brach darauf die Verhandlungen ab und vertagte vorläufig das Concil, da er anderen Tages nach Mouzon zur Zusammenkunft mit dem Kaiser aufbrechen werde. Den versammelten Vätern befahl er in Reims zu bleiben, um mit ihren Gebeten das Friedenswerk zu unterstützen; gelinge es, so wünsche er von ihnen den Frieden bestätigt zu sehen, anderenfalls werde er schleunig zurückkehren, um in ihrer Mitte das Schwert des heiligen Petrus gegen den Ungetreuen zu zücken.

Schon scheint der Papst einigen Argwohn gegen den Kaiser gehegt zu haben; dieser steigerte sich, als er, von vielen Cardinälen, Erzbischöfen

und Bischöfen geleitet, am 23. October nach Mouzon, einer Burg des Erzbischofs von Reims unfern der Maas, gelangte und vernahm, daß der Kaiser in der Nähe mit einem großen Heere — es sollen 30,000 Ritter gewesen sein — ein Lager bezogen habe. Das Gefolge, welches der Papst mit sich geführt hatte, war in gewaltiger Bestürzung über das Heer des Kaisers und hütete mit ängstlicher Vorsicht seinen Herrn; man fürchtete, daß Heinrich in gewaltthätiger Weise, wie einst gegen Paschalis, abermals gegen den Papst vorgehen und den Vertrag erzwingen wolle. Man begann gegen die bisher unbeanstandete Fassung desselben Mißtrauen zu hegen. Deshalb ging man noch einmal am anderen Tage die Urkunden durch und stieß da auf unklare Ausdrücke. Wenn es in der kaiserlichen Urkunde hieß: „Ich verzichte durchaus auf die Investitur bei allen Kirchen", so hielt man nun für bedenklich, daß der Verzicht nicht auch auf die Investitur bei den Kirchengütern ausdrücklich ausgedehnt sei; in Bezug auf diese könne der Kaiser doch die Investitur festhalten wollen oder mindestens später wieder beanspruchen. Wenn andererseits sich in der päpstlichen Urkunde die Worte fanden: „Ich gewähre wahren Frieden Allen, die den Kaiser gegen die Kirche unterstützt haben oder noch unterstützen", so ließen sich darunter auch die kaiserlichen Gegenbischöfe und die von der päpstlichen Partei entsetzten Prälaten verstehen, welchen eine Amnestie nicht schlechthin gewährt werden dürfe. Man einigte sich deshalb über Erklärungen der Urkunden, welche diese Bedenken hoben und welche der Bischof von Ostia, der Cardinal Johann von Crema, die Bischöfe von Chalons und Nivers mit dem Abt von Cluny dann noch selbigen Tages dem Kaiser überbrachten, der sich auf einem Gute der Abtei Mouzon, Beureliacum mit Namen, mit mehreren Fürsten aufhielt; kaum eine halbe Meile trennte ihn von dem Papste und seinem Gefolge.

Als man dem Kaiser diese Erklärungen vorlegte, erwachte auch in ihm das Mißtrauen. Er gerieth in den höchsten Zorn und rief aus: „Nichts von dem Allen habe ich versprochen." Der Bischof von Chalons erbot sich darauf, auf das Evangelium zu beschwören, daß der Kaiser mit seinem Handschlage die Urkunden bereits bestätigt und daß er selbst, der Bischof, den Inhalt derselben nie anders aufgefaßt habe, als man jetzt sie auslege. Das Erstere konnte der Kaiser nicht leugnen, aber er beklagte sich schwer über die Vermittler, daß sie ihm arglistig einen Vertrag angerathen hätten, welchen er ohne Schaden für das Reich

nicht durchführen könne. Als ihn die Gesandten des Papstes zu beruhigen suchten, da es sich in keiner Weise um den Verlust seiner lehnsherrlichen Rechte über die Bischöfe handle, verlangte der Kaiser bis zum anderen Morgen Bedenkzeit, um mit den Fürsten in seinem Gefolge die Sache zu berathen. Aber schon waren auch die kaiserlich gesinnten Fürsten nicht ohne ernste Bedenken; vor Allem besorgten sie, daß der Papst den Kaiser nicht ohne eine ähnliche schimpfliche Buße zu fordern, wie sie einst Heinrich IV. zu Canossa auf sich genommen hatte, öffentlich empfangen werde. Sie forschten die Cardinäle aus, erhielten aber von diesen nur zur Antwort: sie würden sich verwenden, daß der Papst dem Kaiser nicht eine öffentliche Kirchenbuße zumuthe und ihn barfuß zu erscheinen nöthige. Der Kaiser, welcher die Rechtmäßigkeit des Bannes niemals anerkannt hatte, vielmehr sich über Vertragsbruch von Seiten der römischen Kirche beschweren zu können meinte, war aber nicht gewillt sich irgend einer Kirchenbuße zu unterwerfen, von welcher die Vermittler des Friedens überdies bisher niemals gesprochen hatten. Von beiden Seiten hatte man ohne Zweifel aufrichtig den Vertrag gewollt, aber schon stellte man hier wie dort den Abschluß in Frage.

Als die päpstlichen Gesandten nach ihrer Unterredung mit dem Kaiser am Abend nach Mouzon zurückkehrten, gab Calixt sogleich Alles auf; schon am nächsten Morgen wollte er abreisen, und nur auf Zureden des Grafen von Troyes und Anderer entschloß er sich bis zum Mittag zu bleiben. In der Frühe des 25. October gingen seine Gesandten noch einmal in das kaiserliche Lager und erklärten Heinrich, daß der Papst allen seinen Verpflichtungen gewissenhaft und zur bestimmten Zeit nachgekommen sei, ja die festgestellte Frist, zu welcher sich der Kaiser verpflichtet, um einen Tag verlängert habe; wenn der Kaiser nun sofort den Vertrag noch zum Abschluß zu bringen bereit sei, werde der Papst keine Schwierigkeiten machen, anderenfalls aber alle weiteren Verhandlungen abbrechen. Die Gesandten hielten natürlich dabei an den Erklärungen fest, die man nachträglich aufgestellt hatte. Der Kaiser, welchem die Berathung mit den zufällig anwesenden Fürsten kein befriedigendes Resultat gegeben zu haben scheint, verlangte eine abermalige Vertagung der Verhandlungen bis zu einem Reichstage, ohne welchen er den Vertrag in der Weise, wie er jetzt aufgefaßt werde, nicht eingehen könne. Die Gesandten des Papstes konnten sich darauf nicht einlassen.

So waren die Verhandlungen, an welche sich so große Hoffnungen geknüpft hatten, völlig gescheitert. Die päpstlichen Gesandten verließen eiligst, ohne sich nur vom Kaiser zu verabschieden, das Lager; schon hörten sie Drohungen und meinten Schwerter und Lanzen gegen sich gezückt zu sehen. Als sie ihre Botschaft nach Mouzon brachten, eilte der Papst wie ein Flüchtling nach einer nahen festen Burg des Grafen von Troyes, wo er sich besser geborgen glaubte. Der Kaiser sandte schleunigst einen Boten dem Grafen: er möchte nur einen Tag den Papst zu verweilen bestimmen, da sich doch noch ein Abkommen würde erreichen lassen. Der Papst ging zwar mit seinen Begleitern noch einmal zu Rath, aber schon wollte Niemand mehr von längerem Aufenthalt wissen. „Mehr als alle meine Vorgänger", sagte der Papst, „habe ich für den Frieden gethan. Ich habe das Concil verlassen und bin diesem Manne entgegen gegangen; aber ich habe keine Friedensgedanken in ihm gefunden. Deshalb kehre ich jetzt unverzüglich zum Concil zurück; will uns Gott noch während desselben oder später wahren Frieden gewähren, so werde ich stets gern ihn annehmen." Am folgenden Tage (26. October) brach der Papst schon im Dunkel mit seinem Gefolge auf, legte mit unglaublicher Schnelligkeit einen Weg von sieben Meilen zurück und kam so zeitig nach Reims, daß er dort noch die Messe halten konnte. Er mochte fürchten, daß ihm, wie einst Gelasius, die Schergen Heinrichs auf den Fersen folgten.

Am 27. October wurden die Sitzungen des Concils wieder begonnen; es geschah in bedrückter Stimmung. Der Papst war in der Versammlung, ergriff aber, noch von der Reise völlig erschöpft, nicht das Wort; den Bericht über die gescheiterten Verhandlungen erstattete der Cardinal Johann von Crema. Die Schuld war gewiß nicht allein dem Kaiser beizumessen, doch eine Versammlung gleich dieser konnte nach einer Darstellung, wie sie der Cardinal gab, einseitig nur Heinrich verurtheilen; sie ließ ihrem Unmuth gegen den Friedensstörer freien Lauf und zeigte sich zu den entschiedensten Maßregeln entschlossen. Das Vertrauen zu solchen steigerte sich, als auch Friedrich von Köln durch Gesandte Calixt förmlich anerkannte und als Beweis seiner Ergebenheit einen Sohn des Pier Leone, der im Jahre 1111 dem Kaiser als Geisel übergeben und dann, man weiß nicht wie, in die Gewalt des Erzbischofs gekommen war, nach Reims sandte.

In der Sitzung des folgenden Tages erschien der Papst nicht. Unter den Verhandlungen erregten besonders diejenigen Theilnahme, welche durch die Beschwerden verschiedener Bischöfe über die Abtei Cluny veranlaßt wurden. Es war die alte Opposition des französischen Episkopats gegen das von Rom begünstigte Mönchsthum, welche sich durch das unvorsichtige Auftreten des jungen, auf seine mächtige Vetterschaft vertrauenden Abtes jetzt von Neuem belebt und geschärft hatte. Nur mit Mühe schützte Johann von Crema den Abt, einen Verwandten des Papstes, dem derselbe noch in den letzten Tagen sein besonderes Vertrauen geschenkt hatte, und die Congregation vor hitzigen Beschlüssen der Versammlung, doch mußte Pontius nach einiger Zeit wirklich dem Zorne seiner Feinde weichen.

Schon drängte es den Papst das Concil zu schließen; deshalb begab er sich am 29. October selbst wieder in die Sitzung. Nachdem einige andere Angelegenheiten erledigt waren, ließ er die im Anfange des Concils vorgelegten, vom Cardinal Johann von Crema abgefaßten Kanones durch einen Cardinaldiakon verlesen, um sie als ein bleibendes Resultat der legislativen Thätigkeit des Concils zu veröffentlichen. Sie verschärften die früheren Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe, sicherten der Kirche den Besitz der Regalien wie aller sonstigen Besitzungen und Schenkungen, verboten jede Vererblichung von Kirchenämtern. In allen diesen Punkten, wo sie den fast allgemein anerkannten Principien der Kirchenreform entsprachen, begegneten sie kaum einem Widerspruch in der Versammlung. Dagegen erregte ein Kanon, welcher die Laieninvestitur bei allen Kirchen und Kirchengütern unter Strafe des Banns für den Investirenden, des Verlustes des Amtes oder Gutes für den Investirten verbot, die lauteste Opposition bei Klerikern und Laien; vor Allem besorgte man eine große Einbuße der Kirchen, indem sie alle Güter, welche sie bisher durch Investitur von Laien gewonnen hätten, herauszugeben genöthigt werden könnten. Die Verhandlung wurde so stürmisch, daß der Papst sie mit dem Versprechen abbrach, den Kanon so zu mildern, wie er allgemeine Billigung finden würde.

Am folgenden Tage eröffnete der Papst die Sitzung, indem er den Hymnus „Komm, heil'ger Geist" anstimmte; in längerer Rede pries er dann den heiligen Geist als das Band der Liebe und Eintracht und ermahnte zur Einigkeit, damit die Verhandlungen des Concils nicht fruchtlos ausgingen. „Von dem Herrn", sagte er, „sind viele seiner

Jünger gewichen, weil sie an seinen Worten Aergerniß nahmen: so haben auch gestern sich manche Ungetreue an unserem die Freiheit der Kirche sichernden Gesetz gestoßen. Solchen Ungetreuen rathen wir auch von uns zu weichen und den Treuen den Platz zu räumen, aber euch, ihr Väter der Kirche, frage ich mit den Worten des Heilands: Wollt ihr auch weggehen?" *). Der Widerspruch schwieg, und um so mehr, als der anstößige Kanon über Nacht eine sehr wesentliche Veränderung erfahren hatte; denn in der neuen Gestalt verbot er nur die Laieninvestitur in Bezug auf das Bisthum und die Abtei. Hatte der Kanon vorher auf den Erklärungen gefußt, welche Heinrich zurückgewiesen hatte, so ging er jetzt selbst weit über das zurück, was der Kaiser bereits zugestanden hatte, indem dieser bei allen Kirchenämtern auf die Investitur verzichten wollte. Von den Kirchengütern war jetzt gar nicht mehr die Rede, und der Kanon verbot jetzt nicht einmal die Investitur bei allen Kirchen, sondern nur in Bezug auf die Amtsgewalt der Bischöfe und Aebte.

Gregor hatte die Kirche mit allen ihren Besitzungen aus dem Lehnsverbande und damit aus der Abhängigkeit von den weltlichen Gewalten lösen wollen: man konnte sich nicht verhehlen, daß der neue Papst darauf verzichtete, diese Absichten seines Vorgängers consequent durchzuführen, als er dem Reimser Concil nachgab. Nun erst konnte die Ansicht eine allgemeinere Anerkennung gewinnen, daß die Investitur in Bezug auf die Temporalien der kirchlichen Oberen eine Berechtigung habe, während das geistliche Amt selbst nur durch Wahl und Weihe erlangt werden dürfe: eine Ansicht, die längst nicht nur von kaiserlicher Seite, sondern auch von angesehenen Männern der kirchlichen Partei, wie Ivo von Chartres, ausgesprochen war, aber ohne bisher recht verstanden zu werden. Ein Weg zur Lösung des langen Streits war gebahnt, und man darf sagen, daß sich in den Tagen des 29. und 30. October 1119 zu Reims die Principien durchsetzten, welche den Abschluß des Wormser Concordats ermöglichten. Damit war mehr gewonnen, als mit den scharfsinnigen Erörterungen über Königthum und Priesterthum, welche der Bischof von Barcelona dem Concil in der Schlußsitzung vortrug.

Aber Calixt stand nicht nur in einem Kampf um Principien, sondern auch gegen sichtbare Mächte. Ein Gegenpapst hinderte sein Re-

*) Joh. 6, 67.

giment, und die Macht dieses Gegenpapstes stützte ein Kaiser, der durch die letzten Vorgänge aufs Neue höchlich gereizt war. Unnachsichtig mußte der Papst gegen Beide schon um der eigenen Erhaltung willen einschreiten. So schloß er das Concil mit einem großen Strafgericht. Vierhundert und siebenundzwanzig Kerzen wurden in die Versammlung gebracht und den anwesenden Würdenträgern in die Hände gegeben. Alle erhoben sich darauf, während der Papst das Anathem über Kaiser Heinrich und den Usurpator des apostolischen Stuhls Burdinus verkündigte und die Unterthanen des Kaisers, wenn er nicht Reue zeige und der Kirche Genugthuung leiste, von allen ihm geschworenen Eiden löste. Eine Reihe anderer Bannungen folgte nach herkömmlicher Weise. Nachdem die Fackeln gelöscht, entließ der Papst die Väter der Kirche mit seinem Segen.

So endete das Concil von Reims. Die Friedenshoffnungen, mit denen es eröffnet war, hatten sich nicht erfüllt, dennoch hat es der Herstellung des kirchlichen Friedens Bahn gebrochen und so große Dienste geleistet. Von fern wurde den auf verschiedenen Wegen Irrenden das Ziel sichtbar, welches sie zu verfolgen hatten, um sich die Hand zu reichen.

Das Schwanken der kirchlichen Partei in Deutschland.

In den deutschen Ländern war freilich nach den gescheiterten Verhandlungen in Mouzon vorläufig von Frieden noch nicht die Rede. An die Durchführung der Triburer Beschlüsse war jetzt nicht mehr zu denken; der Streit entbrannte sogleich von Neuem, und der Bann des Reimser Concils gab ihm frische Nahrung. Der Papst hatte Erzbischof Adalbert als ständigen Legaten des apostolischen Stuhls in Deutschland bestätigt, und Adalbert, der selbst den Papst zu den äußersten Maßregeln gegen den Kaiser angetrieben haben soll, war der rechte Mann, eine solche Stellung auszunützen, um den Streit möglichst zu erhitzen. Es war sicherlich nicht Adalberts Schuld, wenn die kirchliche Partei dennoch mit ihren Waffen nicht mehr rechte Erfolge gewann, wenn auch sie sich bald zu Friedensgedanken neigte.

Von Niederlothringen war der glückliche Widerstand gegen den Kaiser einst ausgegangen, aber gerade hier bildete sich jetzt wieder eine kaiserliche Partei, welche Friedrich von Köln selbst gefährlich wurde. Die Veranlassungen gaben Streitigkeiten, welche nach Otberts Tode

(31. Januar 1119) um das reiche Bisthum Lüttich entstanden waren. Der Kaiser hatte dem Archidiakon Alexander, einem Manne nicht ohne Verdienste, die Investitur ertheilt und sich, wie man sagte, dieselbe mit 7000 Pfund Silber bezahlen lassen; erst nachher hatte unter manchen Unregelmäßigkeiten die Wahl stattgefunden. Erzbischof Friedrich von Köln hatte deshalb Alexander die Weihe verweigert und eine neue Wahl zu Lüttich angeordnet, welche jedoch der Widerstand des Herzogs Gottfried vereitelte. Zu Köln gelang es dann den Widersachern Alexanders sich zu einer Wahlhandlung zu vereinigen, bei welcher die Stimmen auf den Propst Friedrich fielen, einen Lütticher Domherrn, der in seinem Bruder, dem mächtigen Grafen Gottfried von Namur, eine starke Stütze besaß. Friedrich begab sich zum Papste, der ihn am 26. October zu Reims weihte; Alexander und seine Anhänger wurden excommunicirt. Aber mit geistlichen Waffen allein war Alexander nicht zu besiegen, da außer Herzog Gottfried ein großer Theil des lothringischen Adels und die meisten Vassallen des Lütticher Stifts zu ihm hielten. Friedrich mußte, um sich zu behaupten, die Streitkräfte seines Bruders in Anspruch nehmen, und da auch Walram von Limburg, der Sohn des entsetzten Herzogs Heinrich, für ihn zum Schwerte griff, die Bürger von Lüttich und der größere Theil des dortigen Klerus ihm ergeben waren, gelang es ihm sich den Besitz der Stadt zu sichern, ohne jedoch seinen Widersacher ganz zu bewältigen. Der Bischofsstreit in Lüttich erfüllte weithin das Land; der ganze Adel Niederlothringens war in Fridericianer und Alexandriner gespalten.

Der Zustand wurde so beunruhigend, daß man ein Einschreiten des Kaisers wünschte; selbst entschiedene Anhänger der kirchlichen Partei luden ihn ein in das Land zu kommen, zumal sie auf Nachgiebigkeit von seiner Seite rechneten. Heinrich zögerte nicht. Am 21. November war er mit seiner Gemahlin, die er inzwischen aus der Lombardei zurückgerufen hatte, in Maastricht, einige Tage später in Aachen. Alles fand er gegen früher verändert; statt einer einmüthigen Opposition trat ihm ein geschlossener Anhang zur Seite, und selbst seine hitzigsten Gegner, wie Friedrich von Köln, waren schwankend geworden. Der Kaiser beschied den Erzbischof nach Aachen, angeblich um seinen Rath in den kirchlichen Wirren zu benutzen, und Friedrich wagte jetzt nicht mehr dem Befehle des Gebannten zu widerstreben. Er erschien in Aachen, doch war von dem Schisma weniger die Rede, als von der Stadt Köln,

deren Thore der Erzbischof dem Kaiser öffnen sollte. Friedrich weigerte sich, doch erreichte der Kaiser darum nicht minder seine Absicht. Denn schon erhob sich für ihn ein Theil der Bürgerschaft selbst, und als er gegen die Stadt anzog, wurde er nicht nur willig eingelassen, sondern ihm sogar ein feierlicher Empfang bereitet. Es war kein geringer Triumph für den Kaiser, keine geringe Demüthigung für den Erzbischof. Grollend mied Friedrich Köln und belegte seine eigene Kirche mit dem Interdict. Wenig wurde damit erreicht, noch weniger durch einen Hülferuf Friedrichs an Erzbischof Adalbert und die sächsischen Fürsten; bald hielt er es für gerathen, selbst da eine Zuflucht zu suchen, wo sie der Erzbischof von Salzburg bereits gefunden hatte.

Aber auch in Sachsen war Friedrich vor dem Kaiser nicht sicher. Von Köln zog Heinrich nach Münster, wo er das Weihnachtsfest feierte; auch hier hatten sich die Dinge bereits zu seinen Gunsten gewendet. Der Umschwung in Köln hatte auf den streitbaren Friedrich von Arnsberg gewirkt, der rücksichtslos die Partei wechselte und sich dem Kaiser zu Diensten stellte. Auch in Münster, wo nach Bischof Burchards Tode wider den Willen des Kaisers ein gewisser Dietrich zum Bischof eingesetzt war*), wurde man nun wieder kaiserlich und nahm den Kaiser bereitwillig auf; Bischof Dietrich mußte das Weite suchen. Von Münster begab sich der Kaiser, vom Grafen Friedrich begleitet, nach dem östlichen Sachsen, welches er seit dem Unglückstage am Welfesholze nicht mehr betreten hatte. Am 20. Januar 1120 war er in Goslar, und hier hießen ihn nicht nur die Einwohner willkommen, sondern auch die angesehensten Fürstens Sachsens stellten sich am Hofe ein. Es waren zum Theil dieselben Männer, welche den Kaiser am Welfesholze besiegt hatten: Herzog Lothar, der ehemalige Markgraf Rudolf und der alte Friedrich von Sommerschenburg; mit ihnen Andere, wie Graf Wiprecht, welche sich schon längere Zeit von dem Kampfe gegen den Kaiser fern hielten. Die Fürsten hatten mit Heinrich wichtige Verhandlungen, die wir leider nicht näher kennen; hauptsächlich scheint man über eine Waffenruhe in Sachsen einig geworden zu sein. Von Friedrich von Sommerschenburg wissen wir, daß er sogar ein engeres Verhältniß mit

---

*) Burchard starb am 19. März 1118 auf der Rückreise von Constantinopel; sein Nachfolger Dietrich war, wie gewöhnlich angegeben wird, ein Winzenburger, nach der Annahme Anderer aus dem Geschlecht der Grafen von Zütphen.

dem Kaiser schloß, welches aber ohne erhebliche Folgen blieb, da Friedrich schon im nächsten Jahre starb. Auch der Erzbischof von Köln zeigte sich in Goslar wieder am Hofe des Kaisers; schon fürchtete man in der Umgebung des Calixt, daß er sich ganz auf die kaiserliche Seite wenden würde.

So günstig die Stimmung in Sachsen für den Kaiser war, blieb doch nicht unbemerkt, daß sich noch die Bischöfe des Landes mit wenigen Ausnahmen vom Hofe fern hielten. Reinhard von Halberstadt verharrte in schroffer Opposition. In Magdeburg war am 12. Juni 1119 Erzbischof Adalgot gestorben und unter dem Einflusse Wiprechts von Groitsch, welchem Adalgot die Burggrafschaft übertragen hatte, dessen Neffe Rudger gewählt worden. Obwohl Rudger an einen Kampf gegen den Kaiser kaum dachte, hatte er doch die Investitur nicht nachgesucht, sondern sich sogleich für Calixt erklärt. Rudger und Reinhard standen zu Erzbischof Adalbert in nahen Beziehungen; in noch näheren Bischof Berthold von Hildesheim, der seine Erhebung ihm vor Allen verdankte. Denn in diesem wichtigen Bisthum war nach dem Tode Udos (1115) ein älterer Domherr, Bruning mit Namen, gewählt worden, der kaum einen anderen Fehler hatte, als daß es ihm an Muth gebrach. Brunings Anhänglichkeit an den Kaiser schien aber Adalbert eine noch weit größere Schwäche, und er ruhte nicht, als bis er unter Androhung des Interdicts und Anrufung des päpstlichen Beistandes die Hildesheimer ihrem Bischof entfremdet und die Wahl Bertholds durchgesetzt hatte, welche Calixt dann auf dem Reimser Concil ausdrücklich bestätigte. Nur wenige treue Anhänger, wie den Bischof von Merseburg, zählte der Kaiser in dem sächsischen Episkopat; in Ganzen verwarf derselbe mit Entschiedenheit die Investitur, hielt zu Calixt und ließ sich von Adalbert, dem päpstlichen Legaten, leiten. Es war klar, daß der Kaiser, so lange dieser kirchliche Widerstand in Sachsen fortdauerte, auch den weltlichen Fürsten des Landes, wie nachgiebig sie sich auch im Augenblicke zeigen mochten, nicht recht vertrauen konnte.

Für den Augenblick waren jedoch Adalberts Kräfte in Sachsen, wie am Rheine gelähmt. Der ausgedehnte Gebrauch, den er hier von seinen Rechten als päpstlicher Legat machte, hatte ihn überdies in Streitigkeiten mit Bruno von Trier verwickelt, der bald nach dem Concil nach Frankreich gegangen war, um seine Beschwerden über den Mainzer dem Papste vorzulegen. Calixt kannte den Einfluß Brunos auf die deut-

schen Angelegenheiten, und viel lag ihm daran diesen Kirchenfürsten, der so deutliche Beweise seiner kaiserlichen Neigungen gegeben hatte, ganz zu gewinnen. Deshalb unterließ er nicht ihm am 3. Januar 1120 zu Cluny zwei wichtige Privilegien für die Kirche von Trier zu ertheilen, von denen das eine alle früheren Metropolitan- und Ehrenrechte dem Erzbischofe bestätigte, das andere ihn von der Gewalt jedes Legaten befreite, der nicht unmittelbar von der Seite des Papstes gesendet würde. Es bildete sich fortan ein vertrautes Verhältniß zwischen dem Papste und Bruno, und als am 20. April 1120 Bischof Theoger von Metz starb, der niemals recht zur Gewalt gelangt war, bot der Erzbischof die Hand, daß Stephan von Bar, ein Schwestersohn des Papstes, das Bisthum erlangte. Kein geringer Liebesdienst war dies in den Augen Calixts, und Bruno ahnte wohl kaum, welche Zuchtruthe er sich auflud, indem er den Ehrgeiz eines päpstlichen Nepoten unterstützte.

Während Brunos Abwesenheit war der innere Krieg in Lothringen ununterbrochen fortgeführt worden und hatte auch den Trierer Sprengel berührt. Der Erzbischof erhielt jedoch Nachricht von seinen Archidiakonen, daß die Fürsten Niederlothringens bis zum nächsten Osterfest eine Waffenruhe vereinbart und sich jede Verletzung derselben mit vereinten Kräften zu züchtigen verpflichtet hätten. Dieser Waffenruhe hatte sich auch Graf Otto von Ballenstedt angeschlossen, der damals am Rheine in Fehde lag, ohne Frage wegen der großen Erbschaft des Pfalzgrafen Siegfried, welche der Kaiser eingezogen hatte und deren Auslieferung die Söhne des Pfalgrafen, als sie zu männlichen Jahren kamen, in Anspruch nahmen. Im Trierer Sprengel hatte man sich nicht allein der Friedenseinigung angeschlossen, sondern auch Herzog Friedrich und den Grafen Wilhelm von Lützelburg an Erzbischof Adalbert zu senden beschlossen. Man verlangte von Adalbert, daß er vom Kampfe abstehe und in Worten und Werken Nichts mehr gegen den Kaiser unternehme; man war überzeugt, daß die Sachsen und der Kölner, wenn Adalbert den Kampf fortsetzen sollte, sich offen von ihm lossagen würden. Die Trierer wünschten unter diesen Verhältnissen Brunos eilige Rückkehr, damit er im Anfange des März mit Friedrich von Köln eine Zusammenkunft in Koblenz halten könne; zugleich bat man ihn einige Ritter seines Gefolges zurückzusenden, weil sie am geeignetsten seien, um die Verhandlungen mit den Sachsen, welche demnächst zu Korvei tagen würden, zum Abschluß zu bringen. „Wenn Du eilst“, schrieben die Archidiakone

dem Erzbischof, „wirst Du uns durch Deine Ankunft den Frieden bringen; Dein Zögern dagegen kann uns und zugleich das ganze deutsche Reich in die größten Verwirrungen und Gefahren stürzen."

Was Bruno in der Sache gethan hat, wissen wir nicht, wie denn auch der weitere Gang dieser Friedensverhandlungen nirgends überliefert ist. Ohne Zweifel zerschlugen sie sich; weder ließ sich Adalbert binden, noch kam ein Bund gegen ihn zum Abschluß. Aber nichtsdestoweniger war der Erzbischof in großer Bedrängniß. Als der Kaiser nach Ostern in Ostfranken Hof hielt, trat auch der Würzburger Erlung wieder auf seine Seite, da ihm die Rückgabe der entzogenen Grafenrechte in seinem Sprengel zugesagt wurde. Schon fühlte sich Adalbert nicht einmal in Mainz mehr sicher; er verließ die Stadt und suchte, wie so oft seine Vorgänger, bei den Sachsen eine Zufluchtsstätte. Die Erfolge des Kaisers waren unbestreitbar; weniger durch Waffengewalt, als durch Nachgiebigkeit und kluge Benutzung der Verhältnisse hatte er sie erreicht und vielleicht dadurch am meisten gewonnen, daß er die kirchlichen Fragen möglichst bei Seite ließ. Denn dem neuen Schisma war man in Deutschland durchaus zuwider, und mit Ausnahme Hermanns von Augsburg ließ kaum ein Bischof im Reich für den Gegenpapst das Kirchengebet halten. Der Kaiser sah wohl ein, daß die Klugheit neue Märtyrer zu machen verbiete; er verfolgte weder die Anhänger Calixts, noch erzwang er Devotion für den von ihm aufgestellten Gegenpapst, den er sogar selbst seit dem Triburer Tage mit sehr bemerklicher Kälte behandelte.

Das Ende des Schismas.

Wenn sich die Autorität des Kaisers ausbreitete, so nicht minder die seines Widersachers auf dem Stuhle Petri. Für Calixt und die kirchliche Sache war es von entscheidender Bedeutung, daß ihm unerwartet schnell ganz Italien auf seine Seite zu ziehen gelang.

Vor der Mitte des Februars 1120 hatte Calixt Vienne verlassen, nach der Mitte des März überstieg er die Alpen, durchzog, ohne auf Hindernisse zu stoßen, die Lombardei und Tuscien und gelangte am 3. Juni nach Rom, wo er die beste Aufnahme fand. In der Krone, auf einem weißen Zelter hielt er den Einzug, und jubelnd geleitete ihn das Volk nach dem Lateran, wo ihm Pier Leone, der Stadtpräfect mit seinem

Geschlecht, die Frangipani, Stefano Normanno, Petrus Colonna und fast der ganze römische Adel huldigten. Nach einigen Wochen begab er sich nach dem Süden, um Benevent, welches schon eine sichere Beute der Normannen schien, aufs Neue in Pflicht zu nehmen, Herzog Wilhelm mit Apulien zu belehnen und von dem Fürsten von Capua und den anderen normannischen Grafen und Baronen den Lehnseid zu empfangen. Ueberall beugte man sich unweigerlich dem königlichen Papste, der glänzend und freigebig auftrat; überall schlichtete er die Streitigkeiten der Großen und steuerte der Noth der niederen Klassen, indem er die Treuga Dei auch hier wieder zur Anerkennung brachte. Als er im December nach Rom zurückkehrte, war auch St. Peter bereits in die Hände des Pier Leone gekommen — Geld war dabei wirksam gewesen — und Calixt konnte dort nach alter Weise wieder die Weihen der Priester und Diakonen vornehmen. Weihnachten feierte der Papst im Lateran als Herr der Stadt mit fürstlichem Glanze. Die kirchliche Partei herrschte unbestritten in der Stadt; Rom hatte wieder einen Bischof erhalten, dem Klerus, Adel und Volk dienten.

Burdinus hielt sich noch in dem nahen Sutri, aber seine Lage war die kläglichste. Hülfe flehend wandte er sich an den Kaiser, doch kamen ihm von Deutschland nur schöne Worte; er wurde auf die Unterstützung des Markgrafen Werner von Ancona verwiesen, wie des Markgrafen Konrad von Tuscien, der erst vor Kurzem diese Mark nach Rapotos Abgang erhalten hatte*). Werner erschien mit etwa siebenzig Rittern in Sutri, verweilte dort müßig zwei Wochen, dann trat er, durch Geld bestochen, wie wenigstens Burdinus meinte, den Rückweg an. Markgraf Konrad schickte zuerst seinen Neffen Friedrich, der ebenfalls unthätig blieb und abzog, als er die Ankunft seines Oheims vernahm, von dem sich Burdinus noch weniger Gutes versprach und sich darin nicht irrte. Der Gegenpapst fühlte, daß der herzlose Kaiser ihn ganz verlassen habe. „Woher die Härte", schrieb er ihm, „daß Ihr unser ganz vergesset und uns in solchen Gefahren schutzlos lasset? Alle, die Euch kennen, sind erstaunt und selbst Eure Feinde beschuldigen Euch, daß Eure Thaten Euren Verheißungen wenig entsprechen; Eure Freunde zittern deshalb, während Eure Feinde sich keck erheben." Mit solchen

*) Markgraf Konrad hatte Besitzungen in Baiern; er war unfraglich ein Deutscher, vielleicht ein Verwandter des früheren Markgrafen Rapoto.

Vorstellungen erreichte Burdinus wenig bei Heinrich. In der höchsten Noth soll der Gegenpapst, um nur sein Leben zu fristen, zuletzt sogar die nach Rom ziehenden Pilger geplündert haben.

Bald war Burdinus auch in Sutri gefährdet. Nach Ostern 1121 zog Calixt mit einem Heere gegen die Stadt und belagerte sie. Schon am achten Tage der Belagerung übergaben die Bürger, um sich selbst zu retten, Burdinus in die Hände des Papstes. Gebunden und in Bocksfelle statt des päpstlichen Mantels gehüllt, schleppte man den Unglücklichen fort; rückwärts setzte man ihn auf ein Kameel, welches zum Transport der päpstlichen Küchengeräthschaften diente, und gab ihm den Schweif als Zügel in die Hand. So zog man mit ihm in Rom ein und gab den schon so tief Gedemüthigten auch noch dem Spott des Pöbels preis, um ihm dann für immer die Freiheit zu rauben. Zuerst ließ Calixt den Gegenpapst in den Kerker des Septizonium werfen, dann in der Burg Passerano bewachen, bis man ihn nach Cava schaffte und dort zum Mönch machte. Auch dann hat man Burdinus noch nicht Ruhe gegönnt, sondern ihn wiederholentlich den Kerker zu wechseln genöthigt. Wir wissen, daß er Calixt überlebte, doch ist sein Todesjahr unbekannt; in dem Kloster Cava soll er seine letzten Tage verlebt haben.

Waren die Zeiten der Pataria vorüber, so zeigte zugleich das Geschick des Gegenpapstes, daß auch die Rolle eines Wibert nicht mehr durchzuführen war. Das Schisma, welches Heinrich vor drei Jahren erneuert hatte, war ein trauriger Anachronismus gewesen, dessen Wirkungen er selbst übel genug empfand; das Abendland ertrug keinen Papst mehr, der sich lediglich auf die Macht des Kaisers stützte. Darauf beruhte zuletzt der vollständige Sieg des Calixt, eine wie bedeutende Hülfe ihm auch sein königlicher Neffe in Frankreich gewährt hatte. Es lag nur in der Natur der Dinge, daß sich König Ludwig für die geleisteten Dienste schlecht belohnt glaubte, als der Papst nicht mehr in alle seine Forderungen willigte, und daß dieser dagegen sich solchen Undank wenig zu Herzen nahm. Er wollte so wenig ein Vassall Frankreichs, wie des deutschen Kaisers, sondern das freie Oberhaupt der Kirche sein — und war es.

Durchbruch der Friedensgedanken in Deutschland.

Mit großer Beflissenheit hatte der Papst die Kunde von seinen Siegen sogleich nach Deutschland verbreitet, um die kirchliche Partei zu ermuthigen. Die Wirkungen machten sich auch in dem Gange der deutschen Angelegenheiten alsbald bemerklich. In Niederlothringen gewann der Lütticher Bischofsstreit eine für die kirchliche Partei günstige Wendung: Alexander wurde, schon längere Zeit von seinen Widersachern in der Burg Huy eingeschlossen, sich zu ergeben und der bischöflichen Würde zu entsagen genöthigt. Freilich war auch damit der unter dem lothringischen Adel entstandenen Parteiung kein Ziel gesetzt; noch immer lagen Fridericianer und Alexandriner in Fehde, und der Erzbischof von Köln, der inzwischen in seine Stadt zurückgekehrt war, nährte den Hader mehr, als er ihn zu beschwichtigen suchte. In Sachsen und Thüringen war man dagegen des inneren Streits, wenigstens für den Augenblick, herzlich müde, und selbst Erzbischof Adalbert konnte den Kampf nicht neu beleben. Verheerende Unwetter und große Theuerung bedrückten im Sommer 1120 hier alle Gemüther; man sah die Noth nicht mit Unrecht als eine Strafe der andauernden Zerwürfnisse an und beschloß diese gründlich zu beseitigen. Ein Friede wurde zur Sicherung des Volkes und des Landes gegen Jedermann aufgerichtet. Nicht gerade gegen den Kaiser geschlossen, gewann dieser Landfriede doch unter dem Eindruck der päpstlichen Erfolge eine vor Allem ihm feindliche Richtung. Einige kaiserliche Ritter, welche die Wachsenburg bei Gotha besetzt hielten, wurden auf Grund des Friedens von den Sachsen umschlossen und das Land zu verlassen gezwungen. Im Anfang des Jahres 1121 eröffneten dann Herzog Lothar, Hermann von Winzenburg und mehrere andere sächsische Herren geradezu wieder den offenen Kampf gegen die kaiserliche Partei: sie fielen mit Heeresmacht in das Münsterland ein, um den vertriebenen Bischof Dietrich herzustellen. Sie erreichten ihre Absicht, aber nicht ohne langen Kampf und harte Verluste für Münster; der Dom ging in Flammen auf (2. Februar), die Umgegend wurde verwüstet, fast alle Vassallen und Ministerialen des Stifts schleppte der Sachsenherzog als Gefangene fort. Auch die von Bischof Burchard angelegte Burg Dülmen ist damals in Lothars Hände gefallen.

Von Bischöfen, die nicht durch kanonische Wahl erhoben waren,

wollte man in Sachsen längst nichts mehr wissen; man war dort, namentlich im Klerus, jetzt wieder einmal streng Gregorianisch. Nicht minder an anderen Orten. Als der Kaiser auf einer Rundreise, welche er in den ersten Monaten des Jahres 1121 durch Baiern und Schwaben unternahm, nach Ostern gegen Konstanz kam, floh jener Bischof Udalrich, der so lange in Italien dem kaiserlichen Hoflager gefolgt war, mit seinen Klerikern aus der Stadt, um nur nicht mit dem Gebannten in Berührung zu kommen. Der Religionskampf, der einst in Schwaben am furchtbarsten gewüthet, dann aber seine Kraft erschöpft hatte, drohte durch Erzbischof Adalbert noch einmal angefacht zu werden. Denn Adalbert war es, der Udalrich gegen den Kaiser anstachelte und in Augsburg die Opposition gegen Bischof Hermann nährte. Er wird es auch gewesen sein, der noch im Jahre 1120 eine Versammlung nach Fulda ausgeschrieben hatte, um über die Mittel zu berathen, wie der traurigen Lage des Reichs ein Ziel zu setzen, d. h. der Kaiser zu beseitigen sei.

Der Augenblick schien glücklich gewählt, um dem Kaiser einen tödtlichen Streich zu versetzen — und doch hatte sich Adalbert in seiner Rechnung gründlich getäuscht. So allgemein man Calixt anerkannte, war man zu energischen Maßregeln gegen den Kaiser, wie sich sofort in Fulda zeigte, wenig geneigt. Eine Anzahl von Fürsten — die meisten waren wohl aus Sachsen — hatten sich eingestellt: als aber einige Getreue des Kaisers sich zu ihnen fanden, brachten diese es durch Versprechungen und Bitten leicht dahin, daß die Berathungen bis zu einem neuen Tage in Worms verschoben wurden. Der Plan Adalberts war damit gescheitert; einige Sachsen schlossen sich sogar dem Kaiser sofort wieder enger an. Nichts Anderes wurde erreicht, als daß Heinrich einsah, wie er ohne einen ernsten Kampf Adalbert, Lothar und ihre Anhänger, welche einmal unversöhnliche Feinde seines Regiments schienen, kaum zum Gehorsam zurückbringen werde, und schon war er zu einem solchen Kampfe entschlossen.

Nicht geringe Kräfte standen Heinrich zu Gebote. Wenn auch die kirchliche Stimmung in Schwaben schwankte, der Streitkräfte des Landes schien er durch Herzog Friedrich und die Zähringer sicher. In Baiern war Heinrichs Ansehen niemals ernstlich bestritten worden. Am 24. September 1120 war Herzog Welf II. ohne Erben gestorben und ihm sein Bruder Heinrich der Schwarze im Herzogthum gefolgt; kurz zuvor war

die Pfalzgrafschaft in Baiern an Otto von Wittelsbach gekommen, der damit den alten Glanz seines Hauses, einst des mächtigsten im Lande, dauernd erneute. Heinrichs und Ottos kaiserliche Gesinnung war Niemandem zweifelhaft, und mit ihnen stand der größte Theil des baierischen Stammes. In Ostfranken gebot Heinrich über die Mittel der Bisthümer Würzburg und Bamberg, am Rhein waren Worms, Speier und Straßburg, wo man die Bischöfe vertrieben, ganz in seine Hände gegeben. Ein Theil des lothringischen Adels hielt zu ihm, und auch in Sachsen zählte er alte und neue Freunde, obschon hier seine Widersacher noch immer ihren sichersten Sammelplatz hatten. Wohl mit Besorgniß mochten diese der Zukunft entgegensehen, als nach Pfingsten 1121 ein Reichsheer gegen sie zusammentrat.

Der nächste Zweck des Kaisers war sich der Stadt Mainz zu bemächtigen, deren Bürgerschaft sich wieder gegen ihn erklärt hatte. Die Schifffahrt auf dem Rheine wurde gesperrt, zugleich alle Zufuhr vom Lande der Stadt abgeschnitten, so daß bald eine Hungersnoth dieselbe bedrohte; dann rückte der Kaiser selbst vom Elsaß her mit dem Heere vor und umschloß Mainz von allen Seiten. Aber zu derselben Zeit — nach der Mitte des Juni — nahte sich auch Adalbert aus Sachsen mit bewaffneter Macht zum Entsatz und drang unbehindert bis in die unmittelbare Nähe der Stadt vor. Vor Mainz lagen die feindlichen Heere, und ein neuer blutiger Kampf schien nicht mehr zu vermeiden.

Aber gerade hier im entscheidenden Augenblicke zeigte sich, wie wenig noch die Fürsten um des kirchlichen Streits willen ihre Waffen gegen einander zu wenden gewillt waren. Auf beiden Seiten tauchte der Gedanke auf, daß auf gütlichem Wege ein Ende des unseligen Streites im Reiche herbeigeführt werden müsse, und der Kaiser selbst war zu einer solchen Ausgleichung die Hand zu reichen erbötig. So wurde unter seiner Zustimmung beschlossen je zwölf Fürsten als Vertreter beider Seiten zu wählen, welche ohne jeden fremden Einfluß die Bestimmungen eines Ausgleichs zwischen den Reich und Kirche zerreißenden Parteien aufstellen und diese dann einem auf Michaelis nach Würzburg anzuberaumenden Reichstage vorlegen sollten, damit auf Grund derselben der Friede zum Abschluß käme. Die vierundzwanzig Fürsten wurden erwählt und durch Handschlag von allen Seiten das getroffene Abkommen bestätigt. So trennte man sich gegen Ende des Juni mit leichtem Herzen, ohne die Schwerter aufs Neue mit Blut gefärbt zu

haben. Man glaubte an das Ende des langen Streites, und diesmal hatte der Glaube nicht völlig getäuscht.

Seitdem die theoretischen Erörterungen über die Investiturfrage, wie sie besonders von dem französischen Klerus ausgegangen waren, in den Beschlüssen der Reimser Synode kirchliche Anerkennung gewonnen hatten, konnte die Fortsetzung des Krieges in Deutschland kaum noch ein Resultat erzielen, welches großen Opfern entsprach. Die Investiturfrage war bereits so begrenzt und beschränkt worden, daß die Kirche dem Kaiser vollauf gewähren konnte, was er zuletzt beansprucht hatte, zumal die Aufgabe der Investitur in Bezug auf das geistliche Amt der Bischöfe und Aebte von ihm bereits zugestanden war. Allerdings hatte der kirchliche Streit von jeher noch eine andere und wichtigere Bedeutung für die deutschen Fürsten gehabt: er diente ihnen als Mittel die kaiserliche Macht herabzudrücken und ihre fürstliche Gewalt zu heben. Doch auch nach dieser Seite hin war so viel erreicht, daß es gerathen schien, die Ernte, welche ein neues Unwetter leicht gefährden konnte, sicher unter Dach zu bringen. Und welche Stellung gab es nicht schon diesen Fürsten, wenn sie durch die Beilegung ihrer inneren Zerwürfnisse zugleich dem weltbewegenden Streite, dem weder die Kirche noch das Kaiserthum bisher ein Ziel zu setzen vermocht hatte, ein Ende machten! Denn das lag auf der Hand: der Kampf konnte weder von Rom noch vom Kaiser weiter fortgeführt werden, sobald sie sich einmüthig die Hände reichten. Einst hatte Gregor nach dem Amt des Schiedsrichters zwischen ihnen und ihrem König getrachtet; jetzt waren sie, wenn sie den Reichsfrieden herstellten, gleichsam zu Schiedsrichtern zwischen Kirche und Reich geworden.

Glückliche Momente im Völkerleben, wo gütlicher Verständigung anheimgegeben wird, was die Gewalt nicht zu entscheiden vermag — dreimal glücklich, wenn so ein Streit geschlichtet wird, in dem es sich um die höchsten Güter handelt, wo jeder Einzelne mit seinem Gewissen betheiligt ist! Auch nach kurzem hoffnungslosem Kampf tönt das Friedenswort lieblich, aber wie Himmelsschall nach dem Bürgerkriege eines halben Jahrhunderts, in dessen Wirren und Gefahren eine ganze Generation hineingeboren ist, ohne je die Segnungen eines gesicherten Friedenszustandes kennen zu lernen. So lange hat sie vor der verschlossenen Pforte nur geahnten Glücks gestanden, welche sich nun endlich zu öffnen verheißt.

9.

Das Friedenswerk.

Das Würzburger Abkommen.

Alles, was der Kaiser und die Fürsten bei Mainz versprochen hatten, wurde gehalten. Der Kaiser fand sich mit einem sehr zahlreichen Gefolge zu Michaelis in Würzburg ein; nur der baierische Adel fehlte in demselben, da er durch uns unbekannte Landesangelegenheiten daheim zurückgehalten wurde. Die sächsischen Fürsten mit dem Erzbischof Adalbert hatten am Wernbach, nur wenige Meilen nördlich von Würzburg, ein besonderes Lager bezogen. Noch war nicht alle Furcht vor dem Kaiser bei ihnen geschwunden; erst auf die Verbürgung sicheren Geleits zogen auch sie am dritten Tage gegen Würzburg. Der Kaiser mußte sie vor den Thoren der Stadt empfangen, weil die Menschenmenge in derselben keinen Raum mehr fand. Acht Tage lang wurde dann mit größtem Eifer in Würzburg über den Frieden unterhandelt. Wohl gab es Einige, welche noch jetzt das löbliche Werk zu hindern und den Kaiser von einem nachtheiligen Abkommen abzumahnen suchten. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich; der Kaiser blieb bei seinem Versprechen, überließ Alles, ohne sich einzumischen, der Entscheidung der Fürsten und wies übertriebene Ansprüche seiner Anhänger zurück.

Wir kennen die Vorschläge, welche der zu Mainz erwählte Ausschuß den Fürsten vorlegte; sie beruhen auf der Voraussetzung, daß der Reichstag die eigentlich kirchlichen Streitfragen nicht endgültig entscheiden könne, sondern dies durch ein allgemeines Concil geschehen müsse, welches der Papst demnächst in Deutschland abzuhalten veranlaßt werden solle. Der Kaiser hat sich — dahin gingen die Vorschläge — dem apostolischen Stuhl zu unterwerfen und soll dann durch die Fürsten sein Streit mit der Kirche ausgetragen werden. Inzwischen ist ein fester Friede herzustellen, durch welchen dem Kaiser sein Hausgut und das Reichseigenthum gesichert wird, auch die Kirchen und die Einzelnen wieder zu dem ruhigen Besitz des Ihrigen gelangen. Bis zu dem Concil bleiben die kanonisch gewählten und geweihten Bischöfe im ungestörten Besitz ihrer

Kirchen; auch die Bischöfe von Speier und Worms übernehmen wieder die Verwaltung ihrer Sprengel, nur bleibt die Stadt Worms bis zum Concil in der Gewalt des Kaisers. Die Gefangenen und Geiseln werden von beiden Seiten ausgeliefert. In Betreff der Erbschaft des Pfalzgrafen Siegfried hat es bei dem, was darüber früher*) zu Metz festgestellt ist, sein Bewenden. Die Investiturfrage werden die Fürsten ohne Hintergedanken und böse Absichten so zu erledigen suchen, daß die Ehre des Reichs gewahrt bleibt. Bis dies geschehen, werden die Bischöfe und alle Rechtgläubigen am Hofe des Kaisers, ohne Gefahr und Unbill zu erleiden, frei verkehren. Sollte der Kaiser in Zukunft wegen dieser Händel auf den Antrieb eines Anderen an Jemandem Rache zu nehmen beabsichtigten, so verstattet er, daß die Fürsten gemeinsam verfahren und ihm in aller Ehrerbietung Vorstellungen machen; im Fall, daß er diese Vorschläge nicht annehmen sollte, werden die Fürsten doch die getroffene Uebereinkunft halten.

Diese Vorschläge wurden von den Fürsten und dem Kaiser, und zwar, wie es scheint, in ihrem ganzen Umfange angenommen. Auf Grund derselben wurde ein allgemeiner Reichsfriede aufgerichtet, für dessen Bewahrung sich alle mit ihrem Kopfe verbürgten. Die Regalien und Fiscalgüter sollte der Kaiser, die Kirchengüter die Kirchen, sein ihm bestrittenes Eigenthum jeder Einzelne, eingezogene Erbschaften die Erben zurückerhalten. Kaiserliche Edicte wurden erlassen, welche die Verfolgung aller Diebe und Mörder geboten und die alten Gesetze gegen sie wieder in Kraft setzten. Der Reichstag schickte Gesandte an den Papst, um ihm Nachricht von dem Würzburger Abkommen zu bringen und ihn zugleich aufzufordern das allgemeine Concil zu berufen, welches man in Aussicht genommen hatte. Eine andere Gesandtschaft — sie bestand aus Bischof Otto von Bamberg, Herzog Heinrich und Graf Berengar — ging nach Baiern, um die dortigen Großen zum Beitritt zu den Würzburger Beschlüssen zu bestimmen. Dies geschah auf einem Landtag, der am 1. November zu Regensburg gehalten wurde.

Durch das Würzburger Abkommen wurde mehr erreicht, als zwei Jahre zuvor durch die Triburer Beschlüsse. Die alten Ordnungen des Reichs, welche so lange in Frage gestellt waren, traten wenigstens äußerlich wieder in Kraft, es ist bezeichnend dafür, daß in der nächsten Zeit

---

*) Wir kennen diese früheren Bestimmungen nicht.

die Urkunden wieder im Namen der Erzbischöfe von Mainz und Köln als Erzkanzler ausgestellt wurden. Die vertriebenen Bischöfe kehrten in ihre Sprengel zurück; auch Erzbischof Konrad sah nach langem Exil Salzburg wieder. Aber wie hätten sich so viele Streitigkeiten und Zerwürfnisse, Spannungen und Feindseligkeiten in einem Moment beseitigen lassen? Um so weniger war es möglich, als der Friede zwischen Kaiserthum und Papstthum noch nicht geschlossen, die kirchlichen Fragen noch nicht gelöst waren. Diese waren es denn auch, welche bald alle Resultate des Würzburger Abkommens wieder zu vernichten drohten.

Zunächst machte noch immer das Lütticher Bisthum dem Kaiser Sorge. Am 27. Mai 1121 war Bischof Friedrich unerwartet gestorben; man glaubte an Gift, welches ihm die Alexandriner gegeben. Diese gewannen in der That wieder die Oberhand; Alexander bemächtigte sich der Stadt und des Sprengels, und die Lütticher erkannten ihn durch einen neuen Wahlact an. Doch auch die Gegenpartei ruhte nicht, und Erzbischof Friedrich unterstützte sie kräftigst. Er erklärte die Wahl für ungültig, da die Lütticher mit dem gebannten Herzog Gottfried Gemeinschaft gepflogen und deshalb keine kirchliche Handlung hätten vornehmen können. Alexander versprach abermals zurückzutreten, schöpfte aber bald durch das Würzburger Abkommen neue Hoffnungen; er und sein Anhang rechneten auf die Unterstützung des Kaisers. Dieser begab sich in Person gegen Ostern 1122 nach dem unteren Lothringen. Ostern (26. März) feierte er zu Aachen und hielt hier einen Hoftag, auf welchem Erzbischof Friedrich, die Bischöfe von Utrecht, Münster und Osnabrück, Herzog Gottfried, Graf Adalbert von Namur und andere Herren gegenwärtig waren. Bald darauf ging er nach Lüttich selbst, um die Parteien zu beruhigen und den Frieden in der Stadt herzustellen. Erklärte er sich auch nicht entschieden für Alexander, so doch für die Alexandriner. Als vor ihm Klagen über die Gewaltthaten des Grafen Gozwin, eines eifrigen Fridericianers, erhoben wurden, griff er mit Hülfe des Herzogs Gottfried Vauquemont (Falkenburg) an und zerstörte das Raubnest. Selbst der Erzbischof schien die Fridericianer nun aufzugeben.

Das Pfingstfest feierte der Kaiser zu Utrecht. Hier kam es während des Festes zu Händeln zwischen den Knappen des kaiserlichen Gefolges und den Stiftsvasallen. Die Herren selbst mischten sich in die Händel ihrer Knappen, und die Kaiserlichen nöthigten endlich Bischof Godebald, der als Urheber des Streits beim Kaiser verklagt war,

zu seiner Sicherheit in den Dom zu flüchten. Auch hierin verfolgte man den Bischof; Blut floß an der heiligen Stätte, und Godebald selbst mußte sich gefangen geben. Der Kaiser ließ ihn in Haft bringen, aus welcher er aber nach kurzer Zeit entkam. Die wichtigen Privilegien, welche der Bischof der Stadt verliehen, hatte der Kaiser bestätigt, doch nur, nachdem ihm die Bürger einen Schwur geleistet hatten, daß sie unter allen Umständen ihren Bischof in der Treue gegen das Reich erhalten würden. Zu derselben Zeit bestimmte der Kaiser urkundlich die Zollsätze für Utrecht und verfügte, daß die fremden Kaufleute dort unter der Gerichtsbarkeit der Stadtschöffen stehen sollten.

Die Zustände des unteren Lothringens waren offenbar noch bedenklich genug, aber bei Weitem mehr bedrohte den aufgerichteten Reichsfrieden ein Streit, der zwischen den Fürsten um das Bisthum Würzburg entstanden war. Am 28. December 1121 hatte Bischof Erlung nach langer Krankheit sein Leben beschlossen und mehrere Höflinge für das reiche Bisthum sogleich einen jungen Mann aus dem angesehenen Hause der Grafen von Henneberg in Vorschlag gebracht. Gebhard — so war sein Name — hatte zwar noch keine kirchlichen Weihen empfangen, aber er besaß mächtige Freunde, und zu diesen zählten, wie es schien, selbst Erzbischof Adalbert und dessen Bruder Bruno von Speier. Gebhard, der sich bei Erlungs Tode seiner Studien wegen in Frankreich aufhielt, eilte nach Würzburg, wohin der Kaiser selbst zur Erledigung der Sache gegangen war, und Alles schien sich nach Wunsch zu fügen. Unter dem Einflusse des Kaisers wurde eine Wahl abgehalten; sie fiel auf Gebhard, welchem der Kaiser auch sogleich unbedenklich die Investitur in herkömmlicher Weise ertheilte. Im Gefolge des Kaisers begab sich der Erwählte darauf nach Breitungen an der Werra; hier trafen Beide mit Erzbischof Adalbert zusammen, der keine Schwierigkeiten in Betreff der Weihe trotz der kaiserlichen Investitur zu machen schien. Aber der Schein täuschte. Kaum hatte sich Gebhard vom Kaiser getrennt und war nach Würzburg zurückgekehrt, so fand er hier eine Gegenpartei thätig, an deren Spitze der Dompropst Otto und ein älterer Kanonikus, Rudger mit Namen, standen und welche die Erhebung des Letzteren auf den erledigten Bischofsstuhl beabsichtigte; offenbar war es Erzbischof Adalbert, welcher diese Partei in das Leben gerufen hatte und ihre Schritte bestimmte. Ein Theil der Würzburger Domherren verwarf nun Gebhards Wahl,

trat zu einem neuen Wahlact zusammen und gab die Stimmen dem Rudger. Ganz Würzburg spaltete sich alsbald in zwei Lager, aus denen man sich offen bekriegte. Gebhard behielt die Uebermacht in der Stadt, und sein Gegner wurde aus derselben zu weichen genöthigt. Aber für Rudger nahm nicht nur Adalbert, sondern auch viele andere Fürsten Partei; selbst Herzog Friedrich und sein Bruder Konrad von Staufen erhoben sich offen gegen Gebhard und den Kaiser. Man empfand es mit Recht sehr übel, daß Heinrich rücksichtslos die Investitur gerade in einem Momente geübt hatte, wo sie den Gegenstand der Verhandlungen mit dem Papste bildete. Die Investiturfrage schien noch einmal Alles vernichten zu sollen, was durch das Würzburger Abkommen gewonnen war.

Unter solchen Verhältnissen war es offenbar von der höchsten Bedeutung, wie sich der Papst selbst zu den Friedensverhandlungen stellte, welche man mit ihm in Aussicht genommen hatte. Er hatte die ersten Eröffnungen, welche ihm über das Würzburger Abkommen gemacht waren, empfangen, ohne bestimmte Verpflichtungen wegen des beabsichtigten Concils einzugehen. Indessen setzte er sich bald darauf unmittelbar mit dem Kaiser in Verbindung. Im Anfange des Jahres 1122 sandte er als Unterhändler an Heinrich den Bischof Azzo von Acqui, einen Mann, der besonders zu diesem Geschäfte geeignet schien. Denn Azzo war dem Kaiser und Papst verwandt und hatte Beiden bereits wichtige Dienste geleistet; schon im Jahre 1120 war er im Auftrage Calixts nach Deutschland gegangen, und für die kaiserliche Sache hatte er früher in den lombardischen Händeln sich mehrfach thätig erwiesen. Jetzt überbrachte Azzo dem Kaiser ein Schreiben des Papstes vom 19. Februar, in welchem dieser Heinrich an ihre Blutsverwandtschaft und ihr gemeinsames Interesse erinnerte und zugleich sein Bedauern aussprach, daß er ihm nicht mit dem apostolischen Gruß begegnen dürfe. Dringend bat der Papst den Kaiser von der bisher bewiesenen Hartnäckigkeit abzustehen und sich durch Azzo über seine Absichten unterrichten zu lassen. „Die Kirche", schreibt er, „will sich nichts von Deinem Rechte anmaßen; wir trachten nicht nach königlichem oder kaiserlichem Glanze. Der Kirche werde gegeben, was Christi ist, und dem Kaiser bleibe, was sein ist; jeder Theil sei mit seinem Amte zufrieden, damit die, welche Allen gerecht sein sollen, sich nicht einander durch Eifersucht schaden. Wenn Du uns hören willst, wirst Du nicht nur die Höhe des zeitlichen König- und Kaiserthums

ersteigen, sondern Dir auch die Krone des ewigen Lebens verdienen; leihst Du aber thörichten Schmeichlern das Ohr und giebst weder Gott die Ehre noch der Kirche ihr Recht zurück, so werden wir durch fromme und erfahrene Männer solche Maßregeln für das Wohl der Kirche ergreifen, daß Du nicht ohne Schaden ausgehen wirst; denn den gegenwärtigen Zustand können wir nicht länger ertragen." Wir kennen die Aufträge Azzos nicht, doch scheinen sie dem Kaiser nicht unanstößig gewesen zu sein, da es eines nochmaligen Einschreitens der Fürsten bedurfte, um ihn zu Schritten zu vermögen, in welchen Rom ein versöhnliches Entgegenkommen erblicken konnte.

Eine gemeinschaftliche Friedensgesandtschaft beschlossen endlich der Kaiser und die Fürsten nach Rom zu schicken und erwählten zu derselben den Bischof Bruno von Speier und den Abt Erlulf von Fulda. Als diese vor dem Papst erschienen, erklärten sie, daß der Kaiser aufrichtig die Herstellung der Eintracht zwischen Kirche und Reich wünsche, wofern diese ohne Schaden für die kaiserliche Gewalt und ohne Einbuße für das Reich hergestellt werden könne. Man kam den Wünschen des Papstes damit entgegen, und ohne Schwanken ergriff er die Gelegenheit, um seine Friedensabsichten deutlich an den Tag zu legen. Wollte er auch nicht selbst über die Alpen gehen, so sandte er doch mit ausgedehnten Vollmachten den Bischof Lambert von Ostia, die Cardinäle Saxo und Gregor mit den deutschen Abgesandten zurück. Zugleich richtete er ein Schreiben an Erzbischof Adalbert, worin er aussprach, nichts wünsche er sehnlicher, als daß zu seinen Zeiten Friede und Eintracht wieder in die Welt einkehrten, wenn der Kaiser anders einen Frieden annehmen wolle, bei welchem die Ehre Gottes und der Kirche nicht in den Schatten gestellt würde.

Um dieselbe Zeit, am 25. Juni 1122, erließ der Papst die Einladung zu einem allgemeinen Concil, welches er am 18. März des nächsten Jahres im Lateran abzuhalten gedachte. Eine höhere Bedeutung sollte dieses Concil haben, als die früher üblichen Fastensynoden. Mit allen Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und frommen Männern gedachte der Papst zu berathen, was der Ehre Gottes, dem Frieden und dem Nutzen der Kirche fromme. Sich anschließend an die großen ökumenischen Concilien der Vorzeit, sollte diese Versammlung des gesammten Episkopats der abendländischen Kirche eine Periode langer und schwerer Kämpfe zum Abschluß bringen.

Mochte man in Deutschland von Neuem an dem Frieden zweifeln, der Papst wollte denselben, und hierin lag die Entscheidung. Calixt hatte sich zu der Erkenntniß aufgeschwungen, daß Nichts seiner Stellung würdiger sei, als der Kirche und damit der abendländischen Christenheit den Frieden zurückzugeben, die gemeinsamen Interessen von Kirche und Reich wieder zur Geltung zu bringen und eine aufrichtige Verständigung mit dem Kaiserthum anzubahnen. Nicht allein der Charakter seines bischöflichen Amtes, sondern auch politische Klugheit trieb ihn an, das segensreiche Friedenswerk in dem Augenblicke zu ergreifen, wo die deutschen Fürsten an demselben aufs Neue zu zweifeln begannen. Viel war für das Papstthum gewonnen, wenn Calixt jetzt gelang, was er früher bei noch unbefestigter Macht nicht hatte durchführen können und was auch die Kräfte der deutschen Fürsten zu übersteigen schien.

Der Vertrag von Worms.

Als die päpstlichen Gesandten nach Deutschland kamen, fanden sie kriegerische Vorbereitungen statt Friedensverhandlungen. Erzbischof Adalbert hatte sich gerade mit den sächsischen Fürsten und den staufenschen Brüdern an der Werra zusammengefunden, um in der Würzburger Sache eine Entscheidung zu treffen. Gebhards Wahl wurde vernichtet, die des Rudger bestätigt und vom Erzbischof ein naher Termin zu Rudgers Weihe angesetzt. Sichtlich lag Adalbert mehr an der Würzburger Sache, als an dem Frieden, aber der Papst verlangte den Austrag des langen Streites: und so wurde von Adalbert und seinen Freunden auf den 1. August eine Reichsversammlung nach Würzburg berufen, um mit dem Kaiser und den päpstlichen Legaten dort über die Investitur zu verhandeln.

Dieser neue Würzburger Reichstag kam nicht zu Stande. Der Kaiser weigerte sich denselben zu besuchen; angeblich weil ihn andere Geschäfte am Rhein festhielten, in Wahrheit aber wohl deshalb, weil er weder mit dem Ort noch mit der Art der Berufung einverstanden war. So entschlossen sich denn auch Adalbert und die sächsischen Fürsten, die sich zum Theil mit großem Gefolge aufgemacht hatten, noch vor den Thoren Würzburgs unverrichteter Sache heimzukehren. Aber kaum hatten sie den Rückweg angetreten, so brach Gebhard, welcher die Bürgerschaft für sich gewonnen hatte, mit einem starken Heereshaufen aus Würzburg und

überfiel einige der Fürsten, welche mit den Ihrigen sorglos etwa eine Meile von der Stadt lagerten, wie Feinde des Reichs und des Kaisers. Die Angegriffenen ordneten sich schnell. Es kam zu einem hitzigen Kampfe, welcher sich am Nachmittag entspann und dem erst die Nacht ein Ende machte; im Dunkel zogen sich Gebhard nach Würzburg, die Angegriffenen zu ihren Zelten zurück. Vereint wollten nun zuerst diese wieder gegen Würzburg aufbrechen, Gebhard verjagen und Rudger dort einsetzen. Aber man sah ein, daß man dadurch das Signal zu einem neuen Bürgerkriege geben würde; deshalb stand man, wohl nicht ohne Einwirkung der Legaten, von den Waffen ab und begnügte sich in solenner Weise die Weihe Rudgers im Kloster Schwarzbach vorzunehmen. Die Weihe erfolgte durch Erzbischof Adalbert in Gegenwart der päpstlichen Legaten und mehrerer Bischöfe. Adalbert war unzufrieden damit, daß sich Otto von Bamberg nicht zu derselben einstellte; auch der Bischof von Ostia soll darüber so ungehalten gewesen sein, daß er nur von Adalbert die Suspension über Otto zu verhängen gehindert wurde.

Würzburg hatte zwei Bischöfe, von denen der eine Herr in der Stadt war, der andere sich in den Neckargegenden festsetzte. Beide drohten einander Krieg, und ihr Krieg konnte leicht in einen allgemeinen Reichskrieg umschlagen. Schon befestigte Adalbert Aschaffenburg, dessen Mauern seit Generationen gesunken waren, von Neuem mit großem Fleiße — zum Verdruß des Kaisers, der darin eine Verletzung der Reichsgesetze sah, welche nicht ungestraft bleiben dürfe. Auch Friedrich von Köln nahm wieder mit den Kölnern eine entschieden feindliche Haltung an; sie zerstörten gemeinsam die kaiserliche Burg Kerpen. Die Mainzer, welche den päpstlichen Legaten in ihrer Stadt Herberge boten, werden keine andere Gesinnung gehegt haben, als die Kölner.

Um so mehr war es als ein Glück anzusehen, daß die päpstlichen Legaten so bestimmte Friedensaufträge mitgebracht hatten. Wenn sie auch in der Würzburger Sache sich gegen den Kaiser erklärt hatten, konnten sie es doch nicht zum Ausbruche eines neuen Kampfes kommen lassen, vielmehr mußten sie alles aufbieten, daß ein Friedensconvent alsbald zusammentrete. So schrieb denn Lambert von Ostia zum 8. September ein allgemeines Concil, wie er es nannte, nach Mainz aus, zu welchem er alle Bischöfe, Aebte und den gesammten Klerus in Deutschland, sowie die Herzoge, Grafen und alle Getreuen einlud. Als Zweck des Concils wurde die Beilegung des langen Streits zwischen

Kirche und Reich angegeben, welcher Letzteres spalte und dem Untergange nahe bringe. „Wir vertrauen zu Gott", heißt es in dem Einladungsschreiben, „daß seine Gnade uns, wenn wir in seinem Namen versammelt sind, nicht fehlen wird; denn er hat im Evangelium verheißen, wo zwei oder drei in seinem Namen bei einander sind, mitten unter ihnen sein zu wollen." Auch den Kaiser Heinrich — jetzt verweigerte der Legat ihm den gebührenden Titel nicht mehr — lud Lambert durch ein besonderes Schreiben zu dem Concil ein. „Wisset", sagt er darin, „daß wir dort Nichts zu Eurem Nachtheil verhandeln, sondern nur Eurem Vortheil, so weit es die Gerechtigkeit zuläßt, dienen wollen; unsere Absicht ist nicht darauf gerichtet, Eurem kaiserlichen Ansehen irgend einen Schaden zuzufügen, sondern vielmehr es nach allen Seiten zu mehren."

Auf solche Erklärungen hin bot der Kaiser dem Legaten die Hand. Zu der bestimmten Frist trat die Versammlung zusammen, die Lambert wohl in Anknüpfung an das Würzburger Abkommen ein allgemeines Concil genannt hatte, welche aber in Wahrheit eine deutsche Nationalsynode und zugleich ein deutscher Reichstag war. Der Kaiser selbst erschien und mit ihm die Fürsten von beiden Seiten. Wenn der Tag nicht in dem feindlichen Mainz abgehalten wurde, wie zuerst der Legat angeordnet, sondern bei Worms, welches nach dem Würzburger Abkommen in des Kaisers Gewalt war, so ist darin unfraglich ein Zugeständniß zu sehen, welches Lambert dem Kaiser machte.

Die Verhandlungen waren schwierig und nahmen mehr als acht Tage in Anspruch. Denn der Kaiser zeigte sich jetzt in der Behauptung seiner Rechte hartnäckiger, als in den Tagen des Reimser Concils. Von der Investitur mit Ring und Stab wollte er nicht lassen, sondern sie als ein verjährtes Recht des Reichs behaupten, und die weltlichen Fürsten stimmten ihm darin zu. Adalbert, welcher die Aufgabe der Investitur mit Ring und Stab für nöthig erachtete, wurde von den Laien ein Zerstörer des Reichs gescholten. Nur durch das Zugeständniß, zu welchem sich die Legaten und die geistlichen Fürsten nur zögernd entschlossen, daß die Wahlen der deutschen Bischöfe und Aebte in Gegenwart des Kaisers zu halten seien, ließ sich Heinrich endlich der Investitur in der bisherigen Form zu entsagen bewegen. Adalbert hat später dem Papste gegenüber behauptet, daß dieses Zugeständniß nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt päpstlicher Genehmigung gemacht sei, doch weder in den Vertragsurkunden selbst, wie sie alsbald veröffentlicht

wurden, findet sich ein solcher Vorbehalt, noch hat sich jemals Rom auf denselben berufen.

Das Zugeständniß der Theilnahme des Kaisers bei den Wahlen der deutschen Prälaten hat den Verhandlungen die entscheidende Wendung gegeben. Daß der Kaiser nach Wegfall der Investitur durch Ring und Stab eine besondere Belehnung mit den Regalien durch das Scepter forderte, scheint der kirchlichen Partei nicht mehr erheblichen Anstoß geboten zu haben. Eher scheinen darüber Bedenken entstanden zu sein, ob die kaiserliche Belehnung oder die kirchliche Weihe voranzugehen habe. Denn man bestimmte in dieser Beziehung einen Unterschied, der sich nicht aus dem kanonischen Recht, sondern lediglich durch politische Verhältnisse begründen ließ. In Deutschland — dahin kam man überein — habe der erwählte, d. h. noch nicht geweihte Bischof die Belehnung zu empfangen, in den anderen Ländern des Kaisers dagegen der bereits Geweihte sich innerhalb sechs Monate die Regalien ertheilen zu lassen.

Aus den Verhandlungen gingen die beiden Urkunden hervor, in welchen sich Kaiser und Papst gegenseitig die gemachten Zugeständnisse verbrieften und auf denen der Wormser Vertrag beruht. Die kaiserliche, welche noch im Archiv der Engelsburg bewahrt wird, hat folgende Fassung: „Ich Heinrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, überlasse aus Liebe zu Gott, zu der h. römischen Kirche und dem Herrn Papst Calixtus und um meines Seelenheils willen an die heiligen Apostel Gottes Petrus und Paulus und die h. katholische Kirche jede Investitur durch Ring und Stab; ich gestatte, daß in allen Kirchen meines Reichs kanonische Wahlen und freie Weihen erfolgen. Die Besitzungen und Regalien des h. Petrus, welche ihm von Anfang dieses Streites an bis auf den heutigen Tag entweder zur Zeit meines Vaters oder während meiner Regierung entzogen sind, gebe ich, so weit sie in meiner Gewalt sind, der h. römischen Kirche zurück; sind sie dies nicht, so werde ich getreulich zu ihrer Rückgabe behülflich sein. Auch die Besitzungen aller anderen Kirchen, sowie der Fürsten und anderer geistlichen oder weltlicher Personen, wenn sie in diesem Streite ihnen genommen sind, werde ich, wenn sie in meiner Gewalt sind, nach dem Rathe der Fürsten und der Gerechtigkeit herausgeben und für die Rückgabe solcher Güter, die nicht in meiner Hand sind, getreulich sorgen. Ich gewähre wahren Frieden dem Herrn Papst und der h. römischen Kirche und Allen, die auf ihrer Seite stehen oder gestanden haben. In allen Fällen,

wo die römische Kirche meine Hülfe beanspruchen sollte, werde ich solche getreulich leisten und, wenn sie Klagen an mich bringt, ihr zu dem gebührenden Rechte verhelfen." Die Urkunde ist von 18 deutschen Fürsten, welche bei dem Vertrage besonders mitgewirkt hatten, gleichsam als Zeugen unterschrieben; es sind zur Hälfte geistliche, zur anderen Hälfte weltliche Fürsten. Unter den Ersteren stehen in vorderer Linie die Erzbischöfe von Mainz und Köln; vom Kölner als dem Erzkanzler für Italien ist die Urkunde beglaubigt.

Die päpstliche Urkunde, deren Original jetzt nicht mehr vorhanden ist, lautet etwa also: „Ich Calixt, Knecht der Knechte Gottes, bewillige Dir, meinem geliebten Sohne Heinrich, durch Gottes Gnade römischem Kaiser, daß im deutschen Reiche die Wahlen der Bischöfe und reichsunmittelbaren Aebte in Deiner Gegenwart, aber ohne Simonie oder irgend welchen Zwang stattfinden, damit Du bei eintretender Spaltung nach dem Rath oder Urtheil des Metropoliten und der Bischöfe derselben Provinz den besseren Theil mit Rath und That unterstützen könnest. Der Erwählte soll dann die Regalien, so weit sie nicht unmittelbar der römischen Kirche zustehen, von Dir durch das Scepter empfangen und von ihnen Alles Dir leisten, was Du zu fordern berechtigt bist. In anderen Theilen des Kaiserreichs wird der Geweihte binnen sechs Monaten die Regalien durch das Scepter von Dir empfangen. In allen Fällen, wo du Klagen an mich gelangen läßt und meine Hülfe in Anspruch nimmst, werde ich sie Dir gewähren. Dir und allen Deinen Anhängern während dieses Streits gewähre ich wahren Frieden." Es ist nicht ohne Bedeutung, daß hier die Zugeständnisse nur persönlich dem Kaiser gemacht werden, während die andere Urkunde Alles der römischen Kirche einräumt. Man hat bald genug die Frage aufgeworfen, ob Rom seine Zusagen auch den Nachfolgern des Kaisers zu halten verpflichtet sei.

Die päpstliche Urkunde trug das Datum des 23. September 1122. Wahrscheinlich an diesem Tage geschah es, daß der langersehnte Friede öffentlich verkündigt wurde. Auf den Rheinwiesen bei Worms vor einer unzählbaren Menge, welche die Stadt nicht fassen konnte, wurden da die beiden Urkunden verlesen und dann ausgetauscht. Dann hielt der Bischof von Ostia die Messe; bei der Feier derselben reichte der Legat dem Kaiser den Friedenskuß und das heilige Abendmahl. Damit war der Kaiser vom Banne gelöst und wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen; von einem vorgängigen Bußact ist nirgends die Rede. Mit

dem Kaiser gewannen auch alle seine Anhänger wieder den Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft. Es war ein großer Tag, wo von Tausenden endlich Strafen genommen wurden, welche ihre Gewissen bedrückten und alle ihre Lebensbeziehungen erschwerten, wo eine Streitfrage zum Austrag kam, welche ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland immer von Neuem mit blutigen Kämpfen erfüllt hatte. Wohl selten ist aus vollerem Herzen das Te Deum gesungen worden, als damals bei Worms. Jubelnd begrüßte die versammelte Menge den Frieden; jubelnd kehrten die Schaaren, welche dem Friedensfest beigewohnt hatten, in die Heimat zurück; jubelnd wurde die Kunde von demselben in allen deutschen Gauen aufgenommen. Ueber ein Jahr hatte man in überschwänglichen Hoffnungen geschwebt und mehr als ein Mal vor ihrer Vereitelung gebangt: jetzt erfüllten sich die heißesten Wünsche. Kirche und Reich, Kaiser und Papst waren versöhnt, der lange furchtbare Streit ausgekämpft, in welchem das Volk seine tüchtigsten Männer verloren, dem es unsägliche Opfer an Hab und Gut gebracht hatte. Ein neues besseres Dasein glaubte das hartgeplagte Geschlecht nun endlich erwarten zu dürfen und schwelgte in den Seligkeiten des ungekannten Friedens.

Man hat geglaubt, daß der Abschluß des Wormser Vertrages hauptsächlich Adalbert zu verdanken gewesen sei. Der Abt Laurentius vom Kloster St. Vannes zu Verdun schrieb bald darauf an Adalbert selbst: „Die Eintracht zwischen Königthum und Priesterthum hat die bedrängte Christenheit nach so vielen Leiden und Wirren besonders durch Euch wiedergewonnen", und Aehnliches ist bis auf die neueste Zeit häufig wiederholt worden. Auch ist klar, daß Adalbert zum Abschluß des Friedens mitgewirkt hat. Aber nicht minder gewiß ist — wir wissen es aus Adalberts eigenen Worten —, daß er höchst widerwillig die Hand bot, daß er den Frieden nur förderte, weil es der Papst verlangte, und jedes Zugeständniß nur unter dem Zwange machte, welchen die weltlichen Fürsten gegen ihn übten. Wir wissen, daß Adalbert selbst dem Papste eine Hinterthür zeigte, durch welche er dem Vertrage entkommen könne, wenn Rom nämlich die Bestimmung desselben über die Theilnahme des Kaisers an den deutschen Wahlen als unkanonisch verwerfe, daß er zugleich dem Papste Besorgnisse einflößte, der Kaiser möchte die ihm eingeräumte Gewalt schmählich mißbrauchen. Er führte alsbald Beschwerde in Rom über das übermüthige Benehmen Heinrichs in Gegenwart der päpstlichen Legaten und unterließ Nichts, um in der

Würzburger Sache, in welcher Gebhard an den Papst appellirt hatte, ein entschiedenes Einschreiten Roms gegen den Kaiser und dessen Schützling hervorzurufen.

Adalbert verlangte, wie er sich gegen den Papst aussprach, im Leben und Tode nichts Anderes, als Freiheit der Kirche unter päpstlicher Autorität; er besorgte, daß der Friede dem Kaiser eine Macht gebe, welche zu noch härterer Unterdrückung der Kirche führen werde, als man sie früher erlebt habe, wofern nicht Rom noch rechtzeitig mit aller Energie aufträte. Als einige Monate später der Bischof Kuno von Straßburg angeklagt wurde an dem Tode des Herzogs Berthold von Zähringen *) Antheil zu haben, eines dem Kaiser sehr vertrauten Fürsten, welcher einen Angriff auf Molsheim im Elsaß gemacht hatte, und als Kuno auf diese Anklage hin entsetzt und aus seinem Bisthum verjagt, Bruno, der frühere Kanzler des Kaisers, aber zum Bischof von Straßburg erhoben wurde, da war es wieder Adalbert, der den Schutz des Papstes anrief. So wenig er Kunos Verschuldung leugnete, sah er dessen Entsetzung doch nur als eine Folge der durch den Wormser Frieden übermäßig gewachsenen Macht des Kaisers an und rieth dem Papste gegen Kuno nachsichtig zu sein, um jene Macht nicht noch zu verstärken.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Adalbert das Werk, an welches er unter dem Zwange der Verhältnisse Hand hatte legen müssen, am liebsten wieder selbst zerstört hätte. Und um so eher schien dies möglich, als in Worms nur die allgemeinen Streitpunkte entschieden waren, zahllose persönliche Differenzen aber ungeschlichtet blieben, über welche in jedem Moment der Streit von Neuem entbrennen konnte. Nicht einmal jener Würzburger Handel, der noch vor Kurzem ganz Deutschland in Spannung versetzt, war zum Austrag gebracht. Glücklicher Weise stand Adalbert in seiner Abneigung gegen den Vertrag fast vereinzelt. Als am 11. November 1122 der Kaiser einen Hoftag zu Bamberg hielt und sich mehrere Fürsten, die in Worms nicht zugegen gewesen waren, unter ihnen auch Erzbischof Rudger von Magdeburg und Reinhard von Halberstadt, bei Hofe einstellten, erkannten diese alle bereitwillig den Frieden an und boten dem Kaiser gern die Hand, um weitere Anord-

*) Der Todestag Herzog Bertholds (III.) scheint der 8. December 1122 gewesen zu sein. Bertholds Gemahlin Sophie, eine Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen, vermählte sich später abermals mit Markgraf Liutpold dem Tapfern von Steiermark. Das Herzogthum Bertholds ging auf seinen Bruder Konrad über.

nungen zur Sicherung der Ruhe in Kirche und Staat zu treffen. Es war hier, wo die neue Art der Belehnung auch zum ersten Male in Anwendung kam. Abt Erluls von Fulda war gestorben (11. October 1122), und dem zu seinem Nachfolger nach den Bestimmungen des Vertrags erwählten Bruder Udalrich ertheilte der Kaiser die Regalien mit dem Scepter.

Nichts aber nöthigte Adalbert mehr zur Fügsamkeit, als daß der Papst selbst den geschlossenen Frieden vollständig und rückhaltslos anerkannte. Von Bamberg aus hatte der Kaiser eine feierliche Friedensgesandtschaft mit einem Schreiben und ausgewählten Geschenken für den Papst nach Rom abgeordnet; sie begleitete der heimkehrende Cardinal Gregor, während die beiden anderen Legaten noch bis zum Ende des Januars 1123 in Deutschland verweilten und meist dem Hofe des Kaisers folgten. Die deutschen Gesandten fanden im Lateran die beste Aufnahme und brachten ein Schreiben des Papstes vom 13. December zurück, welches von dem versöhnten Gemüthe desselben beredtes Zeugniß ablegte. In demselben bezeigt der Papst dem Kaiser die aufrichtigste Freude, daß er in den Schooß der Kirche zurückgekehrt sei, stellt ihm wegen seiner dadurch bewiesenen Demuth besondere Ehren in Aussicht und bittet ihn zu erwägen, welchen Schaden der lange Zwiespalt zwischen Kirche und Reich den Getreuen in Europa — unter diesem Namen faßte der Papst die Länder der abendländischen Christenheit zusammen — bisher gebracht habe und wie großen Gewinn dagegen der zwischen ihnen hergestellte Friede verheiße. Auf die mündlichen vertraulichen Anfragen der Gesandten antwortete der Papst in derselben Weise; in dem Schreiben bittet er nur, daß wegen des bevorstehenden Concils die beiden noch in Deutschland zurückgehaltenen Legaten alsbald abgefertigt würden und der Kaiser zugleich Gesandte mit bestimmten Weisungen zur Zurückgabe der dem heil. Petrus zustehenden, aber ihm noch entfremdeten Regalien abgehen ließe.

Die höchsten Interessen der abendländischen Christenheit, wie den besonderen Vortheil der römischen Kirche faßt der Papst, wie man sieht, bei dem Frieden gleichmäßig in das Auge. Indem Calixt den lebhaftesten Wunsch seines Herzens, seitdem er die päpstliche Krone trug, durch den Vertrag endlich erfüllt sieht, tritt er nun auch sogleich zu dem Kaiser, den er so lange mit dem Banne verfolgt, in ein nahes persönliches Verhältniß; erst jetzt scheint er zu fühlen, daß sie Beide eng durch Gemeinschaft des Blutes verbunden seien. Im Namen des Metzer Bischofs und der Brüder desselben, seiner Neffen, dankte er Heinrich für

erhaltene Gunstbeweise, in denen er thatsächliche Beweise einer gütigen Gesinnung sieht. Erfreut meldet er, wie er eine schwere Krankheit überstanden habe, und wünscht dem Kaiser ebenfalls körperliches und geistiges Wohlbefinden. Mit dem gesammten römischen Klerus begrüßt er den Kaiser mit allen seinen Fürsten und Baronen und bittet Gott, daß er ihm ein langes Leben zum Heil der Kirche erhalten möge.

In dieser Gesinnung gegen den Kaiser verharrte Calixt, welche Beschwerden auch immer Adalbert erheben mochte, bis an das Ende. So gewann der Wormser Vertrag Bestand, und dem Investiturstreit war für immer ein Ziel gesetzt. Das Wormser Concordat — wie man den Vertrag später genannt hat — war nicht das erste Abkommen zwischen Kaiserthum und Papstthum, aber alle früheren bezogen sich entweder auf vorübergehende Interessen oder gewannen nicht eine eingreifende Wirkung, während der Vertrag von Worms durch Jahrhunderte seine Geltung behielt und die weitesten Folgerungen später aus ihm gezogen wurden. Nach den Principien, welche in ihm niedergelegt sind, hat sich die deutsche Kirche weiter entwickelt, und es ist für ihre Zukunft von größter Bedeutung geworden, daß sie fortan auf einem rechtlichen Fundament beruhte, welches durch die Vereinbarung des Kaiserthums und Papstthums als zweier völlig selbständiger Mächte gelegt war.

10.

Der Triumph des Papstthums.

Das allgemeine Concil von 1123.

Niemand erkannte besser als der Papst, wie im Wormser Vertrag ein Riesenschritt zur Emancipation der abendländischen Kirche geschehen war, wie zugleich das römische Bisthum durch den Frieden einen seiner größten Erfolge errungen hatte. Einen siegreichen Abschluß des langen und blutigen Streites für die kirchliche Freiheit meinte der greise Papst erreicht zu haben und wollte die Welt die ganze Bedeutung seines Sieges erkennen lassen.

Als ein großes Siegesfest der Kirche sah er das allgemeine Concil an, welches er lange vorher berufen hatte und am 18. März 1123 im

Lateran eröffnete. Eine so zahlreiche Versammlung kirchlicher Würdenträger hatte man noch niemals hier gesehen; ihre Zahl soll gegen tausend betragen haben, unter denen über dreihundert Bischöfe waren. Wir besitzen leider kein Verzeichniß der anwesenden Kirchenfürsten, aber wir haben allen Grund anzunehmen, daß sämmtliche Länder der abendländischen Christenheit reichlich in dem Concil vertreten waren und dieses dadurch den Namen eines allgemeinen, den es sich beilegte, mit einem gewissen Rechte führte; man hat es später als das erste ökumenische Lateranconcil bezeichnet. Auffällig war, daß Erzbischof Adalbert diesmal nicht, wie nach Reims, der Einladung des Papstes gefolgt war; er hatte sich mit Krankheit entschuldigt.

Der zwischen Papst und Kaiser geschlossene Friede wurde den versammelten Vätern verkündet und durch das Ansehen des Concils bestätigt. Nicht minder wichtig war, daß in einer Reihe von kanonischen Bestimmungen die großen Grundsätze der kirchlichen Reform von Neuem proclamirt wurden und dadurch in der nun geeinten Kirche des Abendlandes unbestrittene Geltung bekamen. Das Verbot der Simonie und der Ehe für den Klerus bis zum Subdiakonat herab, das Gebot kanonischer Wahlen und ordnungsmäßiger Weihen, die Sicherung des Kircheneigenthums gegen Eingriffe der Laien — das Alles war auf zahllosen Synoden zwar bereits verkündet, doch nie zuvor von einem Oberhaupt der Kirche und von einer Kirchenversammlung, deren Ansehen man nirgends mehr zu bestreiten wagte, ausgesprochen worden. Diese Kanones ließen sich als das schließliche Resultat des großen Kampfes betrachten, welches für das allgemeine Kirchenrecht des Abendlandes gesichert wurde. Es ist bezeichnend, daß das Investiturverbot selbst in diesen Kanones nicht mehr erscheint; die Investiturfrage hatte durch den Frieden ihre Bedeutung verloren.

Zur Erhebung der kirchlichen Partei hatten wesentlich ihre Bestrebungen beigetragen, mitten im Streit mit dem Kaiserthum den Kampf gegen die Ungläubigen zu erneuern und den inneren Frieden der Christenheit durch die Treuga Dei zu fördern. Calixt zeigte auf dem Concil, daß die Kirche auch im Siege in diesen Bestrebungen verharre. Die Treuga Dei und der Kreuzzug gegen den Islam wurden von ihm aufs Neue verkündigt. Schon vorher hatte er den Krieg gegen die Ungläubigen in Spanien angeregt; er gebot jetzt Allen, die das Kreuz genommen hatten, unverzüglich zum Kampf in den Orient oder gegen

die spanischen Moslems zu ziehen, verhieß ihnen Sündenvergebung und nahm ihr Eigenthum in seinen besonderen Schutz. Das Papstthum wollte die Waffen des Glaubens nicht niederlegen, sondern vielmehr nach Herstellung des inneren Friedens noch zahlreichere Streitkräfte der abendländischen Christenheit gegen die Ungläubigen werfen. Größeres, als das gespaltene Abendland zu Urbans Zeiten erreicht hatte, ließ sich jetzt von den vereinten Waffen Europas erwarten. Calixt hegte ein ganz persönliches Interesse für diese Glaubenskämpfe, von denen auch die Macht seines Neffen Alfons von Castilien abhing. Unter Calixts Augen waren schon in Vienne zum großen Theil jene Märchen entstanden, welche den Namen des Turpin tragen und welche Karl den Großen noch im Grabe zum Kreuzfahrer stempeln. Die päpstliche Autorität Calixts hat dann gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß diese Erzählungen bald so weite Verbreitung und so allgemeinen Glauben fanden. In der That haben sie wesentlich mitgewirkt, dem Kampf gegen die Ungläubigen neue Nahrung zu geben und das Interesse für die Eroberungen im Osten unter dem abendländischen Adel rege zu erhalten. Konnte es für denselben einen kräftigeren Sporn zum Zuge nach dem gelobten Lande geben, als wenn man ihm das Beispiel des großen Kaisers vorhielt?

Wir wissen, wie neben dem Streit zwischen Kirche und Reich ein anderer zwischen den Bischöfen und Klöstern sich hinzog, dessen Anfänge sich in frühe Zeiten verlieren und der niemals dauernd zum Austrag gebracht war. Wie einst in Reims sich ein Sturm des Episkopats gegen Cluny erhoben hatte, so brach auf dem Lateranconcil ein neues Unwetter gegen Monte Cassino los. Die bittersten Klagen verlauteten über die Mönche, welche die Rechte der Bischöfe und Pfarrer an sich rissen; dringend verlangte man, daß die übermüthigen Klosterbrüder der bischöflichen Gewalt wieder völlig unterworfen würden. Da erhob sich einer der Cassinesen und rief: „Versammelt haben sich unsere Feinde gegen uns und frohlocken in ihrer Macht. Du aber, unser Gott, zermalme ihre Kraft, daß man erkenne, daß kein Anderer, als du, für uns kämpfest. Denn was sollen wir Cassinesen thun, wenn unsere Privilegien von den römischen Päpsten nicht mehr geachtet werden. Wahrlich, wir haben es nicht um den apostolischen Stuhl verdient, daß wir unter eurem Pontificat" — damit wandte sich der Mönch an den Papst — „unsere alten Rechte verlieren." Calixt schützte, eingedenk der

Dienste, welche das Kloster des heiligen Benedict dem Stuhle Petri geleistet hatte, damals M. Cassino, wie er früher Cluny geschützt; zugleich aber wurden auf dem Concil mehrere Kanones festgestellt, welche das gelockerte Verhältniß der Klöster zu den Bischöfen befestigten und die Mönche, wo sie in das Pfarramt eingriffen, der episkopalen Jurisdiction unterstellten. Calixt suchte auch hier Gegensätze, welche sich einmal nicht völlig aufheben ließen, wenigstens vermittelnd auszugleichen.

Zu noch heftigeren Scenen im Concil führte der Streit über die Metropolitanbefugnisse, welche Urban II. einst der Kirche von Pisa über Corsica verliehen hatte. Schon gegen diesen Papst selbst hatten die Genuesen so erbitterte Beschwerden über Pisas Bevorzugung erhoben, daß er sich endlich die Bischöfe Corsicas wieder selbst zu weihen entschloß. Trotzdem hatten Gelasius und Calixt den Pisanern auf ihre Bitten Urbans Privilegium erneuert, Calixt aber selbst diese Bestätigung nach kurzer Zeit zurückgenommen, als er die Erbitterung, welche sie nicht nur in Genua, sondern auch in Rom erregte, wahrnehmen mußte. Diese alte Streitsache wurde nun von Neuem auf dem Concil zur Verhandlung gebracht, und es schien unmöglich die hadernden Städte und ihre Bischöfe zu versöhnen. Der Papst ernannte endlich ein Gericht von 12 Erzbischöfen und 12 Bischöfen, um einen endgültigen Spruch zu fällen. Die bestellten Richter erklärten jedoch einstimmig, daß sie ein Urtheil in dieser Sache nicht auszusprechen wagten, sondern nur zu einem Gutachten sich ermächtigt hielten; das Gutachten ging aber dahin, daß die Ansprüche des Erzbischofs von Pisa auf die Weihe der corsicanischen Bischöfe unberechtigt seien. Als der Papst und das Concil sich hiermit einverstanden erklärten, warf der Erzbischof von Pisa dem Statthalter Petri Mitra und Ring vor die Füße und rief wüthend: „Weder dein Erzbischof noch dein Bischof will ich ferner sein!“ Der Papst stieß Mitra und Ring mit dem Fuße zurück und sagte zu dem Erzbischof: „Du hast übel gethan und wirst es bald bereuen.“ Man sieht, wie es noch auf diesem Friedensconcil kaum minder stürmisch herging, als einst auf der Reimser Synode.

Gegen die deutsche Kirche bewies sich der Papst auffällig gnädig. Es war nicht ohne Bedeutung, daß er dem Abt von Fulda, der zuerst vom Kaiser das Scepter erhalten hatte, selbst die Weihe ertheilte, daß er dem Bischof Hermann von Augsburg, dem hart heimgesuchten treuen Anhänger des Kaisers, endlich Ruhe in seiner Stadt und seinem

Bisthum gegen die Mönche verschaffte, daß er auf die Bitten der Konstanzer einen ihrer früheren Bischöfe, den Welfen Konrad *), unter die Zahl der Heiligen versetzte, daß er die von Otto von Bamberg gestifteten Klöster unter seinen besonderen Schutz nahm. Aber bezeichnender, als dies Alles, waren für die Stellung, welche Calixt jetzt zur deutschen Kirche nahm, seine eifrigen Bemühungen, um Bremen-Hamburg die Mission im skandinavischen Norden zurückzugeben, welche ihm Paschalis genommen hatte. Der neugewählte Erzbischof Adalbero von Bremen war zum Concil nach Rom gekommen: er wurde hier nicht nur vom Papste selbst geweiht und mit dem Pallium beehrt, sondern ihm auch die alten Privilegien seines Erzbisthums als Metropole des skandinavischen Nordens erneuert; überdies ertheilte der Papst damals einem Bremer Kleriker, der mit Adalbero nach Rom gekommen war, die Weihe zum Bischof für Schweden und gab dem Erzbischof einen Cardinal mit, um die früheren Verhältnisse Bremens im Norden herzustellen. Nichts Anderes war beabsichtigt, als das Erzbisthum Lund aufzuheben, aber es zeigte sich bald, daß die Kirchen Skandinaviens nicht in die alte Abhängigkeit von dem deutschen Erzstift zurückzubringen waren.

Calixt benutzte das Ansehen des Concils, um auch die Verhältnisse seines eigenen Bisthums und Roms, wo er dem Papstthum wieder die Stätte bereitet hatte, gründlich zu bessern. Alle von Burdinus in Rom ertheilten Weihen wurden für ungültig erklärt, die Pilger gegen Gewaltthaten und Erpressungen geschützt, dem Adel seine Burgen an und um die Kirchen zu bauen verboten, die Opfergaben auf den Altären und Kreuzen gegen das diebische Volk gesichert. Durch einen Kanon des Concils suchte der Papst zugleich Benevent gegen neue Angriffe der Normannen zu wahren.

Am 27. März 1123 wurde das allgemeine Concil geschlossen, das immer eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Kirchenversammlungen einnehmen wird. Etwas über zehn Jahre waren seit der vielberufenen Synode von Vienne vergangen, welche derselbe Kirchenfürst berufen und geleitet hatte. Nicht er allein war seitdem ein Anderer geworden, auch alle Verhältnisse der Kirche und des Papstthums hatten sich umgestaltet, und zwar in solcher Weise, daß die Kirche sich eines Triumphes nicht mit Unrecht rühmen konnte.

*) Konrads bischöfliches Regiment fiel in die Zeit Kaiser Ottos I.

Das Ende Calixts II.

Nur eine kurze Friedenszeit war dem Papste noch zu durchleben vergönnt, aber es war eine Zeit des Glücks für ihn, für Rom und die Kirche.

Auch die deutsche Kirche hatte diese Friedenszeit zu preisen. Im Jahre 1124 schickte der Papst den Bischof Wilhelm von Palestrina als seinen Legaten nach Deutschland und gab ihm den Bischof Azzo von Acqui, den Mann des kaiserlichen Vertrauens, zum Begleiter. Ganz anders, als sein Vorgänger Kuno*), trat dieser Bischof von Palestrina in den deutschen Ländern auf; hatte jener aller Orten Zwietracht und Aufruhr gestiftet, so suchte Wilhelm überall auszugleichen und zu vermitteln. In dem Augsburger Sprengel bemühte er sich die Ordnung herzustellen und dem angefeindeten Bischof Achtung zu verschaffen. In Würzburg war er bestrebt dem noch immer schwebenden Streit Gebhards und Rudgers eine für den ersten günstige Wendung zu geben. In ähnlicher Weise wirkte er in Trier, wo am 25. April 1124 Bruno gestorben war und gegen seinen Nachfolger Gottfried von manchen Seiten der Vorwurf der Simonie erhoben wurde. Auch in der Lütticher Kirche wurde endlich der Streit beigelegt, als Alexander abermals zurücktrat, um die Wahl des Albero, eines Bruders des Herzogs Gottfried, zu ermöglichen; selbst Friedrich von Köln erhob gegen diese Wahl keine Einsprache weiter, und die Parteien der Alexandriner und Fridericianer verloren ihre Bedeutung. So stellten sich unter Mitwirkung der päpstlichen Legaten fast überall in den deutschen Bisthümern wieder gesicherte Verhältnisse her, in welche der Kaiser selbst wenig oder gar nicht eingriff; niemals ist es zwischen ihm und Rom zu neuen Reibungen gekommen.

Welchen persönlichen Antheil auch Calixt an der Herstellung der Ordnung in der deutschen Kirche nehmen mochte, seine wesentlichste Thätigkeit war doch auf die Befestigung der päpstlichen Macht in Italien gerichtet. Williger, als je zuvor, dienten jetzt die Bischöfe der Lombardei und Romagna dem Nachfolger Petri. Die Händel der Patarener und Wibertisten waren ausgekämpft; die Erzbischöfe von

*) Kuno war am 9. August 1122 gestorben. Der streitlustige Mann hat die Tage des Friedens nicht erlebt.

Mailand und Ravenna mit ihren Suffraganen vereinten sich in Unterwürfigkeit gegen Rom und stritten nur noch darüber, wem der Sitz zur Rechten des heiligen Vaters gebühre. Es war nicht wider den Willen des Papstes, wenn die Mailänder Kirche jetzt neue Verbindungen mit dem Kaiser anknüpfte, wenn Erzbischof Udalrich, der Nachfolger Jordans, die am Palmsonntag geweihten Zweige an den deutschen Kaiser sandte. Und noch beflissener in der Devotion waren die Bischöfe Unteritaliens; unausgesetzt verkehrten sie im Lateran, um dort Schutz gegen die Gewaltthaten der normannischen Barone zu suchen. Apulien war unter dem schwächlichen Regiment Herzog Wilhelms im Zustand fast völliger Auflösung, und es bedurfte aller Energie des Papstes, um das Herzogthum vor dem Ehrgeize des jungen Roger von Sicilien zu sichern. Roger trachtete nach Höherem, als sein Vater, der große Graf, erreicht hatte; die Vereinigung aller Normannenländer diesseits und jenseits des Pharus hatte er bereits in das Auge gefaßt und ging rücksichtslos auf sein Ziel los. Der Widerstand des Papstes allein war es, welchen der kühne Neffe Robert Guiscards nicht zu bewältigen vermochte.

Zugleich unterließ Calixt Nichts, um das zerstreute Patrimonium Petri wieder zusammenzubringen und geordnete Zustände in Rom selbst zu begründen. Obwohl Gebrechen des Alters und häufigen Krankheiten unterworfen, wurde er die widerstrebenden Grafen der Campagna zu bekriegen nicht müde; namentlich lag er mit den rebellischen Herren im Volskergebirge in unausgesetztem Streit. Noch im Jahre 1123 zog er gegen sie aus und eroberte Maenza und Torre Acquapuzza. Nicht minder entschlossen trat er den Factionen in Rom entgegen, wo er die Schreckensthürme des Cencio Frangipani dem Erdboden gleich machen ließ. Man erfreute sich in der Stadt eines ganz ungewohnten Friedens und gedachte der Zeiten des Augustus, welcher dem Bürgerkriege ein Ziel gesetzt hatte. „Christus schien in den Herzen der Gläubigen von Neuem geboren zu werden“, sagt ein römischer Kleriker, welcher zu jenen Zeiten lebte, und preist Calixt bald als den Vater, bald als das Kind des Friedens.

Nur wenige Jahre lebte Calixt in Rom, aber sie reichten hin, um die Spuren der normannischen Zerstörung, welche schon Paschalis zu beseitigen versucht hatte, mehr und mehr zu verwischen. Die Peterskirche, welche so oft mit Kriegsgräueln erfüllt war und die Spuren derselben zeigte, wurde gereinigt und in angemessenen Stand gesetzt.

Mehr noch that Calixt für den Lateran, welchen er wieder zur ständigen Residenz des Nachfolgers Petri machte und als solche mit einem damals seltenen Luxus ausstattete. Den von ihm erbauten Audienzsaal ließ er mit Wandgemälden schmücken, auf welchen die rechtgläubigen Päpste seit Alexander II. und unter ihnen die überwundenen Gegenpäpste, die jenen als Fußschemel dienten, dargestellt waren. Mochte die Malerei einer späteren Zeit kläglich erscheinen, der Sieg des reformirten Papstthums konnte kaum drastischer dargestellt werden, und was die Figuren nicht sagten, sprachen die unbeholfenen, doch wenig mißverständlichen Verse aus, welche die Bilder erläuterten. Ein anderes ähnliches Denkmal für jene Päpste, welche muthig im Kampfe gegen das Kaiserthum gestanden hatten, errichtete Calixt in einer dem h. Nicolaus von Bari geweihten Capelle, welche er neu im Lateran gebaut hatte; aus der Rotunde derselben blickten jene Päpste, welche die Freiheit der römischen Kirche erstritten hatten, als eine Versammlung der Heiligen auf die gläubige Gemeinde herab.

War auch ein geistliches Kaiserthum, wie es Gregor VII. vorgeschwebt hatte, nicht hergestellt worden, die Person des Papstes und seine Umgebung vergegenwärtigten doch eine Verbindung von höchster fürstlicher und geistlicher Gewalt, wie man sie kaum noch gesehen hatte. Die Erscheinung des Papstes entsprach durchaus der Vorstellung, welche man von dem großen Friedensstifter hatte. In Haltung und Rede paarten sich Heiterkeit und Milde mit würdigem Ernst. Nicht leicht mochte sich Jemand ihm nahen, ohne zu bewundernder Verehrung hingerissen zu werden; das Volk hielt ihn für einen Wunderthäter, der namentlich die Gabe habe durch seine Berührung das Fieber zu heilen.

Calixt selbst fiel als das Opfer des Fiebers. Nach kurzer Krankheit endete er, viel betrauert von den Seinen, am 13. December 1124 im Lateran, wo er neben Paschalis II. beerdigt wurde. Er war kein Mann gewesen, der neue Ideen erweckte; vielmehr stand er ganz unter dem Einfluß der geistigen Bewegung, welche seine Zeit erfüllte. Aber er begriff die Aufgabe des Moments und wußte sie glücklich zu lösen; er verstand das Erreichbare zu erreichen, und auch das wird nur bevorzugten Naturen gelingen, denen das Glück zur Einsicht die Macht giebt.

Wie viel Calixt auch geglückt war, so zeigten doch schon die nächsten

Tage, daß er in wenigen Jahren die Verhältnisse Roms nicht von Grund aus zu ändern vermocht hatte; zugleich wurde klar, wie mancher Gewinn, der dauernd schien, nur seiner Persönlichkeit verdankt wurde. Gleich die Wahl seines Nachfolgers führte zu den ärgerlichsten Auftritten. Man hatte drei Tage mit derselben zu warten beschlossen, hauptsächlich auf den Betrieb des Leo Frangipane, welcher Lambert von Ostia erhoben wünschte. Lambert, ein Mann von niederer Herkunft, aus dem kleinen Ort Fagnano bei Imola gebürtig, ohne Familienverbindungen in der Weltstadt, der nur durch seine Gelehrsamkeit und seinen Eifer zu hohen kirchlichen Ehren gelangt war, ein friedlicher Charakter und deshalb gern von Calixt zu Friedensgeschäften gebraucht, mochte den Frangipani als die geeignetste Persönlichkeit erscheinen, um ihren unter dem letzten fürstlichen Papst verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Das römische Volk hatte dagegen auf eine andere Persönlichkeit seine Absichten gerichtet. Es war der Cardinal Saxo vom Titel des heiligen Stephan, aus Anagni gebürtig und mit allen Verhältnissen der Stadt vertraut; auch er hatte unter Calixt eine hervorragende Rolle im Collegium der Cardinäle gespielt und Lambert von Ostia auf dem Wormser Tage zur Seite gestanden. Als aber die Cardinäle an dem bestimmten Tage im Lateran zur Wahl zusammentraten, zeigte sich, daß ihre Absichten weder mit denen der Frangipani noch mit der Neigung des römischen Volkes übereinstimmten. Sie wählten keinen der Männer von Worms, sondern mit großer Einmüthigkeit gaben sie dem Cardinal Theobald vom Titel der heiligen Anastasia, einem bisher wenig genannten Manne, ihre Stimmen. Schon wurde das Te Deum angestimmt, als plötzlich der kecke Robert Frangipane Schweigen gebot und Lambert von Ostia als Papst ausrief. In der Verwirrung und dem Schrecken, den sein verwegenes Unterfangen hervorrief, gelang es ihm, die Erhebung seines Candidaten in der gewaltsamsten Weise durchzusetzen.

Lambert selbst sträubte sich eine Würde anzunehmen, die ihm in so unregelmäßiger Weise ertheilt war. Gerade durch dieses Sträuben entwaffnete er seine Gegner; Theobald trat selbst bald zurück, und die Cardinäle, welche ihn gewählt hatten, wandten sich auf Lamberts Seite. So wurde Lambert am 21. December 1124 unter allgemeiner Zustimmung geweiht und übernahm als Honorius II. die Leitung der römischen Kirche; seit langer Zeit der erste Papst, der sogleich beim Antritt seines Pontificats allgemeine Anerkennung in der abendländischen

Welt fand. Er blieb in den Wegen seines Vorgängers, und die ersten Jahre seines Regiments verliefen friedlich. Aber bald sah man doch, daß der Mann von Fagnano weder das Ansehen noch die Umsicht seines hochgeborenen Vorgängers besaß; er gerieth in Verwicklungen mit den Normannen und Römern, die ihm zur Quelle schwerer Leiden wurden. An dem Wormser Vertrag, welchen er selbst verhandelt, hielt Honorius fest; mit dem deutschen Hofe ist er stets in gutem Vernehmen geblieben. Weder hat er bedenkliche Forderungen an Heinrich und dessen Nachfolger, noch haben diese solche an ihn gestellt.

Ergebniß des Investiturstreits.

So groß die Erfolge waren, deren Calixt sich oft und gern gerühmt hat, der Sieg der Kirche war dennoch kein vollständiger gewesen. Die großen Ziele, welche Hildebrand bezeichnet: volle Freiheit der Kirche vom Staate und Herrschaft über denselben, waren nicht von fern erreicht; überall im Abendlande blieben vielmehr die Vorsteher der Kirchen in einem Abhängigkeitsverhältniß von den staatlichen Gewalten, dessen Maß und Umfang sich durch Gesetz und Herkommen in jedem Reiche besonders feststellte.

Nicht einmal in der Investiturfrage, welche zuletzt noch allein den ermattenden Kampf zwischen Kirche und Reich im Gange erhielt, waren die Principien der Gregorianer rein durchgeführt worden. Denn wahrlich nicht deshalb hatte man durch Jahrzehnte Opfer zu Opfer gebracht, Gefahren auf Gefahren bestanden, Blut in Strömen vergossen, daß die Regalien fortan statt mit dem Krummstabe mit dem Scepter ertheilt würden. Auch entsprachen die Bischofswahlen, wie sie nun in Deutschland in Gegenwart und unter dem Einfluß des Kaisers nach den Bestimmungen des Wormser Vertrags abgehalten wurden, wenig dem Begriff, den man sich von kanonischen Wahlen gebildet und während des langen Streits festgehalten hatte.

Und doch war von einem großen Siege der Kirche zu reden, doch hatte sie unberechenbare Vortheile im Kampfe gewonnen. Mit allen Mitteln der Gewalt und einer einst aller Orten gefürchteten Autorität hatten die Kaiser die Ideen der kirchlichen Reform nicht nur nicht zu unterdrücken vermocht, sondern waren sie anzuerkennen schließlich genöthigt worden, — schon das mußte in der Kirche vom Haupte bis zu

den untersten Gliedern das Bewußtsein selbsteigener Kraft aufs Neue erwecken und heben. Und dann war es für sie ein außerordentlicher Gewinn, daß mindestens der Kampf gegen Simonie und Priesterehe, in welchem sich die Reformpartei gebildet hatte, als durchgekämpft anzusehen war. Jene Principien der reinen und keuschen Kirche, von denen die Reform ausging, hatten allgemeine Anerkennung erlangt; nicht eine Reformpartei gab es jetzt mehr, sondern die Kirche selbst war eine reformirte geworden, in welcher die Simonisten, Nicolaiten und Wibertisten keine rechtliche Stellung mehr hatten.

Dieser siegreiche Fortschritt der reformatorischen Ideen in der Kirche schloß aber zugleich eine, obschon nicht vollständige, doch sehr umfassende Emancipation von der kaiserlichen Gewalt in sich. Karl der Große und Otto der Große hatten die kirchlichen Reformen, welche ihre Zeit erheischte, selbst in das Leben gerufen und durchgeführt: deshalb unterwarf sich ihnen die Kirche des Abendlandes und verehrte sie als ihre Regenten. Wie hätten aber ihre Nachfolger in der Kirche, nachdem sich diese nicht durch das Kaiserthum, sondern im Kampfe mit demselben reformirt, eine gleiche Stellung behaupten können? Mochten die Kirchen Deutschlands, Italiens und Burgunds noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem Kaiser verbleiben: die abendländische Kirche in ihrer Gesammtheit erkannte eine solche nicht mehr an. Dem Nachfolger Petri allein ordneten sich fortan alle christlichen Gemeinden des Occidents unter; der apostolische Stuhl von Rom, der Ausgangspunkt des Reformkampfes, der Mittelpunkt desselben durch ein halbes Jahrhundert, war mehr als je zugleich zum Centrum aller kirchlichen Gewalt in Europa geworden.

So war der Sieg der Kirche denn vor Allem ein Sieg des Papstthums und der wesentlichste Erfolg des Kampfes die Befreiung des apostolischen Stuhls von der Kaiserherrschaft. Der erste und wichtigste Schritt zur Emancipation war die freie Erhebung der Päpste durch die Cardinäle gewesen, welche sich weniger durch Gesetze, als durch die Macht der Verhältnisse durchgesetzt hatte. Schon scheiterten alle Versuche den von den Kaisern gesetzten Päpsten Anerkennung zu gewinnen; nur die von den Cardinälen gewählten Bischöfe Roms beherrschten noch die Gemüther. Diese allein waren es, die nachhaltige Erfolge erreichten; nur einer von ihnen hatte endlich den Frieden herbeiführen können. Daß Calixt dann als gleichberechtigte Macht den Friedensvertrag mit

Heinrich V. abschloß und ihm Bedingungen auferlegte, legte klar an den Tag, daß die Herrschaft der Kaiser über den apostolischen Stuhl thatsächlich ihr Ende erreicht hatte; fast nur historische Reminiscenzen waren es, wenn sie in der Stadt Rom und dem Patrimonium Petri noch unbestimmte oberherrliche Rechte behielten. Die deutschen Fürsten, obgleich sie die Ehre des Reichs gewahrt wissen wollten, hatten zu Würzburg verlangt, daß der Kaiser dem Papste gehorsamen solle, und Heinrich hatte sich ihrer Forderung gefügt; jene Zeiten waren also vorüber, wo die Kaiser von den Päpsten Gehorsam verlangten und ihn erzwingen konnten.

Die Geschichte lehrt, daß die unter Roms Einfluß eingesetzten Gegenkönige in Deutschland und Italien sich nicht behaupten konnten, daß alle Versuche der Päpste, eine unmittelbare politische Macht zu begründen, diesseits und jenseits der Alpen auf hartnäckigen Widerstand stießen. Nur dadurch war der Wormser Vertrag ermöglicht worden, daß der Papst dem Kaiser verbürgt hatte, er solle in seinen kaiserlichen und königlichen Rechten nicht beeinträchtigt werden. In der That sind diese selbst Heinrich in den deutschen Ländern durch die Kirche kaum geschmälert worden, mindestens ist dem Papstthum durch den Vertrag kein Recht des Reichs unmittelbar zugestanden. Und doch müßte man sich absichtlich verblenden, wenn man nicht den außerordentlichen Zuwachs, welchen der päpstliche Einfluß während des Investiturstreits in Deutschland gewonnen hatte, wahrnehmen sollte. Wie oft hatten nicht die Päpste oder ihre Legaten während dieses Streits nicht allein in die kirchlichen, sondern auch in die politischen Angelegenheiten tief, ja entscheidend eingegriffen? Und wer hätte nicht begreifen sollen, was mit dem über die Kaiser verhängten Banne Roms bezweckt und erreicht war? Kaum wagte man noch dem Papste das Recht solcher Bannung zu bestreiten, und schon war der Grundsatz aufgestellt, daß ein Kaiser im Bann nicht das Reich regieren könne. Die deutschen Fürsten hatten gelernt, daß gegen kaiserliche Uebermacht nirgends ein wirksamerer Schutz, als in Rom, zu finden sei, und die Söhne gewöhnten sich dieselben Wege zu wandeln, welche ihre Väter zum Ziele geführt. Die Politik Roms und der deutschen Fürsten war auf Jahrhunderte hin in Zusammenhang gebracht; das Band mochte sich zeitweise lockern, wurde aber nie völlig zerrissen. Auf jedem Schritt haben Heinrichs Nachfolger verspürt, daß das Papstthum eine politische Macht in Deutsch-

land geworden war, mit welcher sie sich abzufinden oder sie zu bekämpfen hatten.

Noch entschiedener zeigte sich in Italien, wie viel Rom durch den Kampf gewonnen hatte. Man weiß, wie die Ottonen besonders durch die Besetzung der Bisthümer jenseits der Alpen ihre Macht begründet und erhalten hatten. Länger als ein Jahrhundert war der Episkopat Norditaliens durchaus kaiserlich gewesen, und noch Heinrich IV. hatte in ihm die treuesten Anhänger, die kühnsten Vorkämpfer des Kaiserthums gefunden. Es ist für die Zukunft Italiens und des Kaiserthums entscheidend geworden, daß er diese getreuen Bischöfe nicht gegen die Patarener zu schützen vermochte. Den Bischöfen der Lombardei, der Romagna und Tusciens blieb zuletzt kein anderer Ausweg, als sich Rom zu unterwerfen. Schon hatten sie ihre meisten Hoheitsrechte an die Communen verloren, aber auch daraus zog Rom schließlich seinen Vortheil; denn die Communen vergaßen nicht, daß sie zum großen Theil Rom und der Pataria ihre Begründung verdankten. Das gesammte Leben des Landes neigte sich fortan mehr zu Rom, als zu dem deutschen Hofe jenseits der Berge. Schon Urban II. war es leichter geworden, als Gregor VII., die Kräfte Italiens gegen das Kaiserthum zu sammeln und mit Erfolg zu wenden; mehr als Urban ist dies dann Alexander III. und Innocenz III. gelungen.

Mochte Heinrich als Erbe Mathildens jetzt der mächtigste Fürst Lombardiens und Tusciens sein, mochte er die Bischöfe Italiens noch mit dem Scepter belehnen und seine alten königlichen und kaiserlichen Rechte äußerlich festhalten: dennoch besaß er nicht mehr von fern eine ähnliche Autorität, wie sie die Kaiser dort bis auf seinen Großvater geübt hatten. Es ist die Formel des Eides erhalten, welcher ihm nach dem Wormser Vertrage von den Italienern geschworen werden mußte; der wesentliche Inhalt ist, daß der Schwörende zur Erhaltung der königlichen Gewalt im Lande seinen Beistand zusagt. Wir erfahren aber zugleich, daß die Leistung dieses Schwures Alle, welche nicht unmittelbar vom Kaiser oder von der Kirche Lehen trugen, von jeder Verpflichtung persönlich an dem Hofe des Kaisers zu erscheinen entband; nur seinem Missus in Italien hatten sie sich zu stellen. So lockerten sich die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem deutschen Herrn und seinen Unterthanen in Italien mehr und mehr, während die Verbindungen der Italiener mit Rom sich mit jedem Tage fester zogen. Was an all-

gemeiner Autorität die Kaiserkrone im Süden verlor, wurde in gewissem Sinne zuletzt Alles Gewinn für das Papstthum.

Der Investiturstreit und der Wormser Vertrag haben den Conflict zwischen Kaiserthum und Papstthum nicht beseitigt, sondern vielmehr erst geschaffen. Denn erst in diesem Streit hat sich das Papstthum zu einer ebenbürtigen Weltmacht neben dem Kaiserthum erhoben; erst in dem Wormser Vertrage haben sich Papst und Kaiser gleichsam als gleichberechtigte Gewalten neben einander anerkannt und als solche gegenseitig Beistand gelobt. Aber der Vertrag hatte zugleich nur über einen Punkt — die Besetzung der Bisthümer — Bestimmung getroffen; sonst hatte das Kaiserthum stillschweigend alle seine alten Ansprüche festgehalten, das Papstthum Nichts von seinen neuen Forderungen aufgegeben. Beide Mächte hatten fortan eine vielfach verwandte universelle Stellung in der Christenheit, ihre Aufgaben berührten sich allenthalben, ihre Grenzgebiete waren kaum zu scheiden. Denn dadurch war thatsächlich wenig bestimmt, daß der Papst als Regent der Kirche, der Kaiser als höchster weltlicher Herrscher betrachtet wurde, da eben die Grenzen zwischen kirchlicher und weltlicher Gewalt überall schwankend waren und blieben. Neue Streitigkeiten und Kämpfe konnten so nicht fehlen; Schritt für Schritt mußten die Rechte der rivalisirenden Mächte durch besondere Verträge festgestellt werden, nachdem sie Schritt für Schritt bestritten und erstritten waren. Erst die Jahrhunderte haben wieder festere Rechtsverhältnisse gebildet, in denen Kaiserthum und Papstthum friedlich wenigstens zeitweise mit einander bestehen konnten.

Man hat wohl gefragt, ob der Wormser Vertrag dem Papstthum oder Kaiserthum größere Vortheile geboten habe. Richtig ist, daß derselbe Heinrich günstigere Bedingungen gewährte, als er zuvor hatte hoffen können. Aber weniger kommt bei dem Abschluß eines so langen Kampfes auf die Entscheidung einzelner Rechtsfragen an, als auf die Autoritäten, die während desselben erwachsen oder geschwunden, und auf die Machtverhältnisse, welche der Friede befestigt. So betrachtet liegt in dem Wormser Vertrage einer der glänzendsten Siege Roms, eine der empfindlichsten Niederlagen der deutschen Herrschaft. Die Signatur der Zeit war durch ihn eine andere geworden, und die Befestigung des Papstthums als einer Weltmacht neben dem Kaiserthum war die Summe der Aenderung. Deutlich zeigt die Geschichte der nächsten Jahrzehnte, wie sogleich die neue Macht die alte in den Schatten stellte, wie die

universelle Stellung des Papstthums überall anerkannt, die des Kaiserthums überall bestritten wurde, wie Rom in den Mittelpunkt auch der abendländischen Politik trat.

Durch die Reform der Kirche hatte das Papstthum die Kräfte gewonnen, um sich mit gleicher oder vielmehr überlegener Macht dem Kaiserthum an die Seite zu stellen. Mochten Cluny und die Kaiser selbst diese Reform angeregt haben, vor Allem war sie doch das Werk der Päpste, welche mit bewunderungswürdiger Ausdauer unter tausend Gefahren sie aufrecht erhielten und durchführten. Bemerkenswerth ist jedoch, daß ein Verwandter des Kaiserhauses (Leo IX.) die Reform begonnen und ein anderer (Calixt II.) sie zum Abschluß gebracht hat, daß hier und dort die Verwandtschaft nicht ohne Einfluß blieb. Es war auch jetzt noch, als ob alles Große die letzte Kraft aus dem Kaiserthume saugen müsse.

11.

Die letzten Zeiten Heinrichs V.

Heinrich V. und Lothar von Sachsen.

Wenn dem Papste nach Abschluß des Friedens mit dem Reiche die Aufgabe zufiel, in der Kirche die innere Ordnung herzustellen, so sah sich der Kaiser eine ähnliche in Bezug auf die weltlichen Verhältnisse gestellt, doch kann man nicht sagen, daß er sie mit gleichem Erfolge gelöst hätte. Die letzten Jahre Heinrichs V. waren weniger glücklich, als die Calixts II.

Der auf dem Würzburger Tage aufgerichtete Reichsfriede ließ sich nur mühsam in Kraft erhalten; auch die Zurückgabe des den Kirchen und weltlichen Personen während des Streits entzogenen Eigenthums, wie sie damals festgestellt und im Wormser Vertrag dann von Neuem bestimmt war, machte die größten Schwierigkeiten und wurde deshalb verzögert. Die Begründung eines festen und gesicherten Zustandes im deutschen Reiche schien eine fast unlösbare Aufgabe.

Nur aus den ungeordneten Verhältnissen des Reichs, namentlich in Sachsen, Franken und Lothringen, ist zu erklären, daß hier die soge-

nannten „Reiter" längere Zeit ungestraft ihr wüstes Treiben fortsetzen konnten. Es war zusammengelaufenes Volk, welches während des inneren Krieges in den Sold der Fürsten genommen und beritten gemacht war. Im Fürstensold hatten sie sich an Ritterart und Ritterleben gewöhnt und wollten nun, als sie im Frieden des Dienstes entlassen wurden, ihr arbeitsloses, üppiges und übermüthiges Leben fortführen. Nur als Räuber und Wegelagerer konnten sie dazu die Mittel gewinnen und wurden so die Plage der Landstraßen, der Schrecken der Kirchen und Klöster; denn auf die unbeschützten Kirchengüter und Kirchenleute warfen sie sich am liebsten.

Leicht hätte man sich ohne Zweifel solcher Banden entledigen können, wenn sich die Fürsten unter einander verständigt und zusammen mit dem Kaiser eine gemeinsame Politik verfolgt hätten, wenn mit dem Frieden die Eintracht im Reiche hergestellt wäre. Die deutschen Herren konnten aber niemals zu diesem Kaiser, der ihnen so Schweres auferlegt, wahres Vertrauen fassen, und sie selbst hatten zu lange in feindlichen Lagern gegen einander gestanden, um sich redlich zu vereintem Handeln die Hand zu reichen. Selbst Männer, welche bisher zu derselben Fahne gehalten, zerfielen alsbald, als alle die besonderen Interessen, welche in dem großen Kampf mehr zurückgedrängt waren, wieder in den Vordergrund traten. So blieb die Zwietracht und mit ihr der innere Krieg auch nach dem zwischen Kirche und Reich geschlossenen Frieden.

Diese traurigen Zustände der Zeit hingen mit großen Veränderungen zusammen, welche sich während des Investiturstreits im Reiche vollzogen hatten und die Krone und das weltliche Fürstenthum in ein anderes Verhältniß zu einander setzten, als vordem bestanden hatte.

Bei der Gründung des Reichs hatten bekanntlich die Grafschaften und Herzogthümer die Grundlage der gesammten Reichsverwaltung gebildet; die Grafen und Herzoge, durch den Lehnseid dem König besonders verpflichtet, waren in erster Stelle Beamte des Reichs, welche von dem König nach seinen besonderen Absichten eingesetzt und bei erwiesener Untreue oder Unfähigkeit auch abgesetzt werden konnten; die Vererblichung der Grafschaft oder des Herzogthums war nicht Regel, obwohl sie von früh an von den fürstlichen Geschlechtern erstrebt wurde.

Inzwischen hatte sich aber allmählich die Bedeutung der Grafschaften völlig verändert, theils weil sie seit der Zeit Konrads II. mit den amtlichen Befugnissen, welche sich an ihren Besitz knüpften, factisch Erb-

lehen wurden, theils weil sie von dieser Zeit an und namentlich während der Jugend Heinrichs IV. in großer Zahl an die Bisthümer und Reichsabteien geschenkt wurden, so daß viele Inhaber derselben nicht mehr unmittelbar bei dem Kaiser, sondern bei den geistlichen Fürsten zu Lehen gingen. Das unmittelbare Verhältniß der Grafen zu der Reichsgewalt lockerte sich seitdem, das Bewußtsein des Reichsamts schwand, und die Kaiser hatten wenig Interesse mehr den räumlichen Zusammenhang der Grafschaften innerhalb ihrer alten Grenzen zu erhalten. Innerhalb derselben bildeten sich durch kaiserliche Schenkungen zahlreiche Immunitäten geistlicher und weltlicher Herren, während andererseits die Reste der Grafschaften mit den anderweitigen Besitzungen ihrer Inhaber, seien es Allodien oder Lehnsgüter, in eine enge Verbindung geriethen. Bald war in dem Hausgut der gräflichen Geschlechter fast unmöglich das aus der alten Grafschaft Erwachsene von den anderen Lehen und den Allodien auszuscheiden; man gewöhnte sich allmählich den Namen der Grafschaft auf den gesammten Besitz des Hauses zu übertragen, der dann durch Theilungen, Verpfändungen und Tausch den mannigfachsten Veränderungen unterworfen wurde. Mit der Grafschaft waren nun Rechte und Pflichten sehr verschiedener Art verbunden, die sich theils aus dem Reichsrecht, theils aus dem Lehnsrecht, theils aus dem Hofrecht herleiteten, und bei denen die amtliche Abhängigkeit von der königlichen Gewalt immer mehr über dem Lehnsverhältniß vergessen wurde. Es hing mit diesen tiefgreifenden Veränderungen in der Stellung der Grafen zusammen, daß sie sich nicht mehr nach den Gauen, in welchen ihre Grafschaften lagen, sondern nach ihren Stammburgen zu nennen pflegten; schon begann man auch Glieder der gräflichen Geschlechter, welche noch nicht in den Besitz der Grafschaften getreten waren, aus Höflichkeit als Grafen zu bezeichnen und machte so, was ehedem Amtsbezeichnung gewesen war, zu einem erblichen Standestitel.

Diese Entwickelung, längst angebahnt, vollzog sich ungehemmt während des Investiturstreites. Durch das Königthum ist dieselbe weder ausdrücklich gehindert noch befördert worden, dagegen wurde sie wesentlich durch eine neue Erhebung des Herzogthums beeinflußt, welche auch für den Gang der allgemeinen Reichsangelegenheiten von großer Bedeutung war. Wenn unter Konrad II. die völlige Beseitigung des Herzogthums beabsichtigt schien, so blieb dasselbe unter Heinrich III. unangetastet bestehen, obwohl in herabgedrückter Stellung. Erst zu der Zeit der Kaiserin Agnes

gewann das Herzogthum wieder eine selbständigere Macht, welche der junge Heinrich IV. ihm dann vergebens wieder zu entreißen suchte. Die Regierung dieses Kaisers war fast ein ununterbrochener Kampf mit den Herzogen; zeitweise gelang es ihm, ihre Gewalt zu brechen, aber nicht auf die Dauer, und am wenigsten in Baiern und Schwaben.

Entscheidend für die Herstellung kräftiger Herzogthümer im oberen Deutschland war die Zeit, wo Heinrich IV. in Italien unglücklich gegen die große Gräfin und Papst Urban II. stritt. Damals glückte es Welf, sich nach langen Kämpfen gegen den Kaiser im Herzogthum Baiern festzusetzen; mit selbstgewonnener Gewalt beherrschte er fortan das Land und beschützte den Frieden desselben. Um nur die Rückkehr nach Deutschland gewinnen zu können, mußte der Kaiser dem Welf die erstrittene Macht bestätigen, bald darauf auch seinen Söhnen die Nachfolge im Herzogthum zusichern. Anders erging es in Schwaben. Friedrich von Staufen, welchem der Kaiser die herzogliche Fahne verliehen hatte, fehlte lange fast alle Autorität im Lande; die mächtigsten Herren waren der päpstliche Legat Bischof Gebhard von Konstanz und sein Bruder Berthold von Zähringen, welchen die schwäbischen Großen als ihren Herzog anerkannt und dem sie sich eidlich verpflichtet hatten. Erst die Versöhnung der Welfen mit dem Kaiser und Friedrich von Staufen erschütterte die selbständige Macht der Zähringer in Schwaben und gab Friedrich eine wirklich herzogliche Gewalt im Lande; die Zähringer behielten nur den herzoglichen Namen, ein reichsunmittelbares Gebiet in Burgund, wo sie überdies aus der Rheinfelder Erbschaft ausgedehnte Besitzungen hatten, und reiche Güter mit einer zahlreichen Vassallenschaft im südwestlichen Theile Schwabens. Friedrich von Staufen vererbte dann das Herzogthum auf seinen Sohn; das Einverständniß mit den Welfen erhielt sich, und der zweite staufensche Herzog in Schwaben vermählte sich mit einer Tochter des dritten Welfenherzogs in Baiern. Mit einander haben sich dann die Staufer und Welfen in ihren Herzogthümern befestigt, ohne daß sie dabei durch die kaiserliche Gewalt gehemmt worden wären.

Es ist klar, daß das Herzogthum in den beiden Ländern des oberen Deutschlands, wo es von jeher am tiefsten gewurzelt war, einen neuen Aufschwung genommen hatte. Um sich zu behaupten, mußte es unter neuen Verhältnissen auch zu neuen Mitteln greifen. Die Erblichkeit haben die Welfen und Staufer da von Anfang an in Anspruch genommen, aber sie genügte kaum, wenn sie nicht zugleich die gräflichen

Geschlechter in ihren Herzogthümern in eine besondere Abhängigkeit von sich brachten, welche sich nach den Vorstellungen der Zeit nur als ein Lehnsverhältniß denken ließ. In der That ist nachzuweisen, daß fast alle weltlichen Großen Baierns — selbst die Mark- und Pfalzgrafen nicht ausgenommen — zu Vassallen ihres Herzogs geworden sind. Das baierische Herzogthum gewann hierdurch gleichsam die Natur eines geschlossenen Reichs im Reiche; es wird sogar abermals, wie in den Tagen Herzog Arnulfs, von einem baierischen Reiche und dessen Fürsten gesprochen. Aus dieser Sonderstellung des baierischen Herzogthums erklärt sich auch die sonst so befremdliche Erscheinung, daß die Großen desselben zur Zeit Heinrichs V. öfters vereint auf den Reichstagen zu erscheinen unterlassen, daß der Kaiser zu den in ihrer Abwesenheit gefaßten Beschlüssen wohl noch besonders ihre Einwilligung nachträglich einholt. Wenn die Staufer in ihrem Herzogthume nicht ebenso weit gelangten, so lag der Grund gewiß hauptsächlich in dem Dualismus, welcher durch die eigenthümliche Stellung der Zähringer in Schwaben geschaffen war; doch haben auch sie nach demselben Ziele gestrebt, und mindestens ein Theil der schwäbischen Grafen hat sie als Lehnsherren anerkannt.

Wir bezweifeln nicht, daß auch die Grafen von Verdun, nachdem sie die herzogliche Fahne Lothringens gewonnen, nach einer Macht getrachtet haben, stark genug, um ihre Mitfürsten im Lande von sich abhängig zu machen. Aber die Kaiser, denen die besondere Gefahr eines starken Fürstenthums gerade in diesen Grenzgegenden nicht entging, haben mit großer Festigkeit die Spaltung des lothringischen Herzogthums aufrecht erhalten, und die lothringischen Herren schienen überdies wenig geneigt sich einem Manne aus ihrer Mitte zu fügen. Auch waren die Nachfolger der Gottfriede nicht die Männer, ein Werk durchzuführen, welches die Kraft ihrer mächtigeren Vorgänger überstiegen hatte. So verloren die beiden lothringischen Herzogthümer zu derselben Zeit, wo das baierische und schwäbische Herzogthum emporkam, sogar mehr und mehr an Bedeutung und Zusammenhalt; sie waren bereits zu nur mit gewissen Ehrenrechten bekleideten Territorialherrschaften neben den Grafschaften herabgesunken. Die amtlichen Befugnisse, welche die Herzoge einst über die Grafen und Herren Lothringens geübt hatten, mochten kaum noch im Gedächtniß fortleben.

Dagegen trat in Sachsen zu Heinrichs V. Zeiten eine Entwickelung ein, welche zur Herstellung eines Stammesherzogthums führen konnte,

wie man es seit Heinrich I. hier nicht gekannt hatte. Denn das Herzogthum der Billinger hatte niemals eine allgemeine Bedeutung für das ganze Sachsenland gewonnen; seine Machtsphäre hatte sich dauernd nur auf die Gegenden der unteren Elbe und die benachbarten wendischen Küstenlande erstreckt. Als die Sachsen gegen Heinrich IV. aufstanden, haben nicht die Billinger die Führerschaft des sächsischen Stammes übernommen, sondern nur eine untergeordnete und schwankende Rolle im Lande gespielt; eher konnten zeitweise Otto von Nordheim und Ekbert als Leiter der Bewegung, als die Vorfechter der sächsischen Freiheit gelten. Erst als Lothar von Supplinburg das Herzogthum erhielt, gewann dieses eine leitende Macht über den ganzen sächsischen Stamm. Lothar trat nicht nur in die alten herzoglichen Rechte der Billinger ein, sondern übernahm in gewissem Sinne mit der Hinterlassenschaft des Nordheimers und Ekberts auch ihre geistige Erbschaft. Als sich die Sachsen gegen Heinrich V. erhoben, trat Herzog Lothar mit dem Steigen der popularen Bewegung immer mehr in deren Vordergrund; unfraglich war er es vor Allen, der in der letzten Zeit den Aufstand im Gange erhielt und leitete, und sein Endziel bei demselben wird schwerlich ein anderes gewesen ein, als sich eine ähnliche Stellung im Sachsenlande und den angrenzenden Marken, wohl auch in dem engverbundenen Thüringen zu gewinnen, wie sie die Welfen in Baiern besaßen.

Eine außerordentliche Rührigkeit hat Lothar als Herzog entfaltet, bald in den wendischen Ländern*), bald in den östlichen Theilen Sachsens, bald in Westfalen; er trug seine Waffen in Gegenden, wo die Billinger niemals eine Autorität gewonnen hatten. Der innere Streit, in welchem die sächsischen Fürsten keinen geeigneteren Führer finden konnten und sich ihm willig unterordneten, begünstigte seine Bestrebungen; die Erfolge des Schwerts steigerten sein Ansehen. Der Sieg am Welfesholze wurde ihm besonders beigemessen; mehrere rasche und glückliche Unternehmungen machten ihm einen solchen Namen, daß man

---

*) Im Jahre 1121 hatte Lothar nach der Eroberung Münsters ein starkes Heer über die Elbe geführt und das Land eines gewissen Zwentibold plündernd bis zum Meer durchzogen, sich mehrere Ortschaften daselbst, namentlich das reiche Kizun, die Hauptstadt der Kizzinen, unterworfen und war dann mit Geiseln und großen Geldsummen zurückgekehrt. Jener Zwentibold scheint der gleichnamige Sohn des mächtigen Wendenfürsten Heinrich gewesen zu sein.

ihn Julius Cäsar verglich und der Ueberzeugung lebte, der Sieg sei für immer an seine Fahnen gebannt. In Wahrheit hatte das Sachsenvolk seit Heinrich I. und Otto dem Großen nie einen glücklicheren Führer gehabt. Schon mehrmals hatte sich in Sachsen der Gedanke einer selbständigeren Stellung zum Kaiserreiche geregt, und Lothar schien ebenso bestrebt, wie befähigt, um diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Als im Jahre 1120 die Sachsen einen Landfrieden zur Sicherung gegen jeden inneren Feind schlossen und auf Grund desselben die Anhänger des Kaisers aus dem Lande jagten, als Lothar dann siegreich in Westfalen vordrang, Münster und Dülmen gewann, da mochte er sich seinem Ziele nahe fühlen, und die Wünsche Vieler im Lande werden mit ihm gewesen sein. Aber die weitere Entwickelung der Dinge stellte unerwartet schnell, wenigstens dem Namen nach, das Ansehen des Kaisers in Sachsen her, und selbst erbitterte Gegner der kaiserlichen Herrschaft unterwarfen sich wieder dem Reiche.

Unseres Wissens hat Lothar weder bei dem Würzburger Abkommen noch bei dem Wormser Vertrage mitgewirkt; fast scheint es, daß ihm der große Friedensschluß, da er seine bei dem kirchlichen Streite verfolgten besonderen Absichten noch nicht vollständig erreicht sah, zu früh gekommen sei. Auch nach dem Frieden ist er in einem feindseligen Verhältniß zum Kaiser verblieben; er vor Allem ist wohl die Veranlassung gewesen, daß die kaiserliche Autorität in den deutschen Ländern so schwer wieder herzustellen war. Lothars Bestrebungen für Erweiterung seiner Macht, für Befestigung seines Einflusses im ganzen Sachsenlande und den angrenzenden Gegenden blieben dieselben, wie vorher; nur daß er damit alsbald nicht allein bei dem Kaiser, sondern noch mehr bei den sächsischen Fürsten selbst auf Widerstand stieß. Denn wenn diese auch in den Zeiten der Gefahr seine Führerschaft anerkannt hatten, die meisten waren deshalb doch nicht gewillt sich ihm als Vasallen zu ergeben und Rechte über sich einzuräumen, welche die Billinger niemals beansprucht hatten.

Früher hatte Lothar mit den Grafen von Stade Gemeinschaft gegen den Kaiser gemacht; jetzt, als jener Friedrich, der damals die Ursache der Händel gewesen war (S. 839), in die Grafschaft zurückgekehrt war und sich mit dem Markgrafen Heinrich aufs Neue verfeindete, nahm sich Lothar des unruhigen und ehrgeizigen Ministerialen gegen seinen Herrn an. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Streitkräften brach er im Jahre 1122 zur Unterstützung Friedrichs auf, fand aber bei dem

Markgrafen und dessen Oheim Rudolf entschiedenen Widerstand. Dennoch wußte er Friedrich in der Grafschaft eine sichere Stätte durch die Anlage der Burg Bremervörde zu bereiten, und nach Rudolfs Tode (7. December 1124) setzte sich Friedrich wieder in den vollen Besitz der Grafschaft, so daß er sogar vom Bremer Erzbischof die Belehnung gewann. Als ferner nach Weihnachten des Jahres 1122 Vassallen Reinhards von Halberstadt die zerstörte Haimburg herstellten, empfand dies der Herzog als eine Beeinträchtigung. Sogleich brach er aus der benachbarten Blankenburg, welche ihm aus Ekberts Erbschaft zugefallen war und wo er sich häufig aufhielt, mit seinen Reisigen auf und umschloß die Haimburg. Da aber erhoben sich unverzüglich Markgraf Heinrich von der Nordmark und Graf Rudolf von Stade, Graf Ludwig von Thüringen und selbst Lothars eigener Schwager, der Markgraf Heinrich von Meißen, und kamen Reinhard zur Hülfe. Er waren Lothars alte Bundesgenossen, die sich jetzt gegen ihn wandten, und zu dem traurigsten Bürgerkriege wäre es in Sachsen gekommen, wenn nicht Adalbert von Mainz eine Vermittelung zwischen den Fürsten noch rechtzeitig geglückt wäre. Und doch setzte auch diesmal Lothar seinen Willen durch; denn die Haimburg mußte ihm übergeben werden und wurde durch Feuer zerstört.

Bald nach diesen Vorgängen starb plötzlich Bischof Reinhard von Halberstadt (27. Februar 1123). Erzbischof Adalbert betrauerte tief den Tod eines ihm so vertrauten Mannes, und um so mehr, als unter dem Einflusse Lothars, Wiprechts von Groitsch und des Erzbischofs Rudger von Magdeburg das Halberstädter Capitel sofort den Magdeburger Domherrn Otto gewählt und dem Erwählten unmittelbar Ring und Stab übergeben hatte. Adalbert, der hierin einen bedenklichen Eingriff in seine Rechte*) sah, that Einsprache, und diese schien dem Erzbischof von Magdeburg ernst genug, um durch Otto von Bamberg die Verwendung des Kaisers für den neuen Bischof von Halberstadt in Anspruch zu nehmen. Auch Adalbert war, wie man sieht, mit Lothar nicht mehr immer gleichen Sinnes.

Unter Lothars Widersachern in Sachsen und Thüringen räumte der Tod schnell auf. Bald nach Bischof Reinhard starben der alte Graf

*) Seit der König nicht mehr Ring und Stab übergab, geschah dies durch den Consecrator.

Ludwig von Thüringen und der junge Markgraf Heinrich von Meißen. Der Erstere war kurze Zeit, nachdem er die Waffen gegen Lothar ergriffen hatte, in das von ihm gestiftete Kloster Reinhardsbrunn gegangen, um im Mönchsgewand sein nahes Ende abzuwarten. Dieser Ludwig, dem man aus einem uns unbekannten Grunde den Beinamen des Springers *) gegeben hat, wird in der Geschichte Thüringens stets einen bedeutenden Namen behalten; denn erst durch den reichen Besitz, welchen er zusammenbrachte, gewann das seit Jahrhunderten zersplitterte Land abermals einigen Zusammenhalt und bekam wieder eine eigene Geschichte. Die ausgedehnten Besitzungen des Grafen gingen auf seine Söhne Ludwig und Heinrich Raspe über, welche mit Eifer und Geschick das Werk des Vaters fortsetzten. Weder Herzog Lothar noch Erzbischof Adalbert räumten sie einen Einfluß in Thüringen ein, welcher den ihrigen schwächen konnte. Adalbert hielt den Augenblick für günstig, um die alten Ansprüche seines Erzstifts auf die Thüringer Zehnten geltend zu machen. Als er sie aber in der Mark Duderstadt einzutreiben versuchte, widersetzten sich die Landleute mit Gewalt, und es kam zu blutigen Händeln mit den Mannen des Erzbischofs; einige Thüringer wurden dabei erschlagen, andere verwundet, andere in Adalberts Kerker geschleppt. Da erhob sich gegen den Bedrücker sogleich das ganze Land. Auf der alten Dingstätte von Triteburg bei Gebesee traten die Thüringer zusammen und beschlossen gemeinsamen Widerstand. Ein Heer von 20,000 Mann rückte gegen Erfurt, wo sich Adalbert aufhielt, und ein übles Spiel würde ihm bereitet sein, wenn er nicht unverzüglich nachgegeben hätte. Es war Heinrich Raspe, welcher dieses Heer führte; er war es auch, welcher das Kloster St. Peter zu Erfurt gegen die Habgier des Erzbischofs **) schützte.

Der Tod des Thüringers hatte Lothar wenig Gewinn gebracht, um so reicherer ließ sich für ihn vom Abscheiden seines Schwagers erwarten. Markgraf Heinrich, dessen schleuniges Ende man einer Vergiftung beimaß, hinterließ keine Erben, und die Allodien des Meißners

*) Den Beinamen kennt schon das zwölfte Jahrhundert, nicht aber die Sage von dem Sprunge aus Giebichenstein in die Saale, welche vielleicht erst aus dem Beinamen entstanden ist. Außer Ludwig und Heinrich hinterließ Ludwig der Springer noch einen dritten Sohn, Udo mit Namen, der im geistlichen Stande lebte und 1125 Bischof in Naumburg wurde.

**) Adalbert hatte sich tiefe Eingriffe in das Klostervermögen erlaubt und als Grund angegeben: ein Abt dürfe nicht reicher sein, als ein Erzbischof.

vermehrten Lothars schon hinlänglich großen Besitz. Zugleich aber wurden zwei bedeutende Reichslehen durch seinen Tod erledigt: die Mark Meißen und die Ostmark mit der Lausitz. Es war für Lothar sehr wichtig, in diesen Marken, die in den Händen seiner Familie gewesen waren, sein Ansehen zu befestigen. Um so mehr aber stand zu erwarten, daß der Kaiser ihm hier mit Ernst entgegentreten werde, zumal dieser ohnehin selbst mit dem mächtigen Herzog in neue Händel gerathen war.

Der Kaiser hatte an den letzten Wirren Sachsens keinen unmittelbaren Antheil genommen; ihn beschäftigten die Angelegenheiten des Friesenlandes, welches seit dem verunglückten Unternehmen des Jahres 1114 im Widerstande verharrte. Der Widerstand der Friesen mußte wachsen, als sich auch Gertrud, die Wittwe des Grafen Florentius von Holland, eine Halbschwester Herzog Lothars, vom Kaiser offen lossagte. Ob Gertrud auf Antrieb Lothars zur Empörung schritt, wissen wir nicht; wir hören nur, daß sie auf seine Unterstützung rechnete. Der Kaiser schickte gegen sie ein Heer, welches Holland verwüstete, aber die Gräfin nicht zu unterwerfen vermochte. Darauf brach er selbst, nachdem er im Anfange des Jahres 1123 in den mittelrheinischen Gegenden verweilt hatte, im Sommer nach dem östlichen Friesland auf, zunächst um die Schulenburg (im Bentheimschen), welche im Besitz des Bischofs von Utrecht war, zu belagern; denn dieser Bischof hatte, nachdem er aus der Haft des Kaisers entflohen, mit der Gräfin gemeinschaftliche Sache gemacht.

Gertrud hatte sich in dem Vertrauen auf ihren Bruder nicht getäuscht. Plötzlich erschien Lothar, unterstützt von dem Bischof von Münster und dessen Vassallen, in der Nähe der Schulenburg und bezog ein Lager, welches nur ein Sumpf von dem Heere des Kaisers trennte. Man erwartete einen Kampf, doch brach plötzlich Lothar auf und eilte mit den Münsteranern weiter nach Westen gegen Deventer, eine kaiserliche Stadt. Ein schlecht vorbereiteter Sturm der Münsteraner auf Deventer mißlang; nicht ohne Verlust wurden sie von den Einwohnern zurückgetrieben. War es aber Lothars Absicht gewesen, den Kaiser durch sein weiteres Vorgehen zum Abzug von der Schulenburg zu nöthigen, so erreichte er seinen Zweck; wirklich zog Heinrich, um Deventer zu schützen, von der Schulenburg ab. Eiligst warf Lothar nun neue Streitkräfte und Lebensmittel in diese Burg und kehrte darauf nach Sachsen zurück. Aufs Neue wurde er wegen dieser Vorgänge als Sieger über den Kaiser verherrlicht; nicht ganz mit Recht, denn der Bischof von Utrecht hielt es doch für

gerathener, möglichst bald eine Aussöhnung mit dem Kaiser zu suchen, welche auch unter Vermittelung der Königin und der Fürsten erfolgte, und die Schulenburg wurde darauf zerstört. Am 2. August 1123 war der Kaiser in Utrecht und ertheilte den Einwohnern von Deventer unter Zustimmung des Bischofs werthvolle Privilegien.

Der Kaiser kehrte nach Franken zurück, wo er zu Worms alsbald einen Hoftag hielt. Hier entschied er über die durch den Tod des Markgrafen Heinrich erledigten Marken. Die Ostmark mit der Lausitz erhielt der alte Wiprecht von Groitsch, der mit dem Kaiser ausgesöhnt wieder in den Besitz aller seiner Güter gelangt war und jetzt 2000 Pfund Silber für die Mark bot. Meißen kam an den Sohn Hermanns von Winzenburg, der im Jahre zuvor, wahrscheinlich nach erfolgter Versöhnung mit dem Kaiser, gestorben war. Der Sohn, welcher den gleichen Namen mit dem Vater führte, erlangte damit wohl nur die Markgrafschaft wieder, welche einst bereits sein Vater besessen, aber wieder hatte aufgeben müssen; er hatte noch kaum die Jünglingsjahre erreicht, und nach der Natur der Verhältnisse wurde er unter Wiprechts Obhut gestellt, der allein in Sachsen noch Lothar das Gegengewicht zu halten vermochte. Es war um dieselbe Zeit, daß auch Adalbert wieder dem Kaiser nahe trat. Von seinen alten Freunden getrennt, bedurfte der Erzbischof unter den Gefahren, die er durch sein dreistes Auftreten beschworen, eines Rückhalts am Kaiser.

Die Bestimmungen des Kaisers verletzten Lothar, verletzten nicht minder auch andere Herren des Landes. Konrad von Wettin hatte schon früher Ansprüche auf Meißen erhoben und sich den Namen eines Markgrafen beigelegt. Wie nicht anders zu erwarten war, trat er, nachdem er endlich aus seiner langen Haft in Kirchberg befreit war, alsbald aufs Neue als Prätendent gegen Hermann von Winzenburg auf und suchte sich den Beistand Lothars zu gewinnen. Der Herzog eilte herbei und führte Konrad nach Meißen. Zu ihm hielt der junge Albrecht von Ballenstedt, der kurz zuvor durch den Tod seines Vaters Otto der einzige Erbe der großen Besitzungen seines Geschlechts an der Saale und Elbe geworden war. Albrecht, den man später den Bären genannt hat, stammte von einer Tochter jenes Hodo ab, der in den Zeiten der Ottonen die Ostmark und Lausitz mit unvergessener Tüchtigkeit verwaltet hatte; ihm übergab der Herzog jetzt unter Zustimmung der Großen des Landes auf einem Tage zu Eilenburg die Verwaltung

der Ostmark. Lothar erkannte also nicht nur die Verleihungen der Marken durch den Kaiser nicht an, sondern verfügte über dieselben nach eigenem Ermessen; es ließ sich fragen, ob er oder der Kaiser in Sachsen regierte. Wir wissen nicht, ob Konrad und Albrecht irgend welche besondere Verpflichtungen gegen Lothar eingingen, doch war klar, daß ihre Zukunft mit dem Schicksal des Herzogs auf das Engste verbunden war, daß sich abermals in Sachsen eine Partei an ihn anschloß, welche seine Sache auch gegen das Kaiserthum zu vertreten bereit war.

Der alte Wiprecht gerieth in nicht geringe Bedrängniß und suchte Hülfe beim Kaiser. Aber Heinrich scheute sich in die sächsischen Händel aufs Neue einzugreifen und forderte Albrecht von Mainz und den Böhmenherzog Wladislaw auf, dem Groitscher Unterstützung zu leihen. Wladislaw konnte sich der Sache um so weniger entziehen, als Wiprecht sein Schwager war und er überdies besondere Verpflichtungen gerade damals gegen ihn und den Kaiser hatte. Denn im März dieses Jahres hatte er seinen Bruder Sobeslaw abermals aus dem Reiche vertrieben; der Flüchtling hatte dann bei Wiprecht und dem Kaiser Hülfe gesucht, aber Beide hatten sie ihm versagt, so daß er nothgedrungen seine Schritte nach Polen wandte. Unverweilt zog also Herzog Wladislaw, von Otto von Mähren begleitet, mit einem Heere über das Erzgebirge bis nach Meißen; unweit davon, bei der Burg Wozdek, stießen die Böhmen auf Lothar und seine Verbündeten, welche zugleich von einem Heere des Erzbischofs und Wiprechts, das bereits an der Mulde lag, sich bedroht sahen. Lothar stand in nicht geringer Gefahr und rettete sich nur aus derselben, indem er Wladislaw Argwohn gegen Wiprecht und den Erzbischof erregte, welche sich über kurz oder lang — dies suchte er dem besorgten Böhmen glaublich zu machen — doch des verbannten Sobeslaw gegen ihn annehmen würden.

Wladislaw, dessen Mißtrauen erregt war, beschloß sich sofort von dem Kampf zurückzuziehen. Am 24. November 1123 traten die Böhmen unter großen Verwüstungen ihren Rückzug an, und Lothar konnte sich nun gegen den anderen Feind an der Mulde wenden. Aber auch Wiprecht und Adalbert hielten ihm nicht mehr Stand; sie dachten nur auf ihre Rettung, und ihre Heere lösten sich auf. Lothar belagerte noch die alte Feste Lebusa zwischen Dahme und Schlieffen, in welcher Heinrich Haupt lag, und nöthigte diesen ihm seinen Sohn als Geisel zu geben. Als Sieger zog er darauf aus den Marken ab und überließ seinen

Schützlingen sich selbst in denselben zu behaupten. Der alte Wiprecht überlebte dieses letzte Mißgeschick nicht lange. Bei einem Aufenthalte in Halle an der Saale, wo er das Kloster Neu-Werk gestiftet hatte, zog er sich eine schwere Brandwunde am Fuße zu. Seine Kräfte schwanden seitdem mit reißender Schnelligkeit, und er sah sein nahes Ende voraus. Auf den Rath seines Neffen des Erzbischofs Rudger und anderer geistlicher Herren begab er sich im Anfange des Jahres 1124 in das Kloster Pegau, wo er am 22. Mai starb. Sein älterer Sohn Wiprecht war bereits vor ihm aus der Welt abgerufen; die große Erbschaft fiel an seinen jüngeren Sohn Heinrich, der ihm auch in der Burggrafschaft Magdeburg folgte. Um die Lausitz hatte fortan Heinrich von Groitsch mit Albrecht von Ballenstedt, um die Mark Meißen Hermann von Winzenburg mit Konrad von Wettin zu kämpfen; Beide waren ihren Gegnern wenig gewachsen, und der Kaiser that Nichts, um sie zu schützen und damit sein Ansehen in Sachsen zu wahren.

Zum Winter war der Kaiser nach dem unteren Lothringen gegangen, wo er in Aachen das Weihnachtsfest feierte. Noch immer beschäftigte ihn vorzugsweise die Empörung in Holland und Friesland; im Februar 1124 zog er selbst gegen die Gräfin Gertrud zu Felde, welche sich nun endlich ihm unterwerfen mußte. Lothar hatte der Schwester diesmal keine Hülfe gewährt, wahrscheinlich weil er die östlichen Gegenden Sachsens für bedroht hielt: dennoch besorgte der Kaiser, daß der Herzog das Mißgeschick Gertruds, welches er nicht habe verhindern können, demnächst rächen werde. Es schien dem Kaiser deshalb nothwendig, mit allem Ernst sofort gegen Lothar einzuschreiten. Seine Gemahlin ließ er an den Grenzen Lothringens zurück und eilte im März nach Worms, wohin er die Fürsten auf Mitfasten beschieden hatte, um ein Unternehmen gegen Lothar in das Leben zu rufen. Da aber die Baiern, Böhmen und der Theil der Sachsen, auf welchen gegen Lothar besonders zu rechnen war, sich nicht einstellten, berief er einen neuen Reichstag zum 4. Mai nach Bamberg, zu dem Lothar selbst vorgeladen wurde.

Die meisten Herzoge fanden sich in Bamberg ein und mit ihnen viele andere Herren aus verschiedenen Theilen des Reichs. Auch der flüchtige Sobeslaw trat abermals vor den kaiserlichen Thron, um Klagen gegen seinen Bruder zu erheben und die Hülfe des Reichs zu beanspruchen. Ihn begleitete ein Gesandter Lothars, welcher die Sache des

unglücklichen Böhmenfürsten dem Reichstage empfehlen sollte; der Sachsenherzog scheute sich nicht jetzt selbst eine Unterstützung für Sobeslaw zu beanspruchen, obgleich er früher Andere für die Herstellung desselben zu arbeiten fälschlich verdächtigt hatte. Der Vorladung des Kaisers war er weder selbst gefolgt, noch die Fürsten Sachsens, welche es mit ihm hielten.

Der Ungehorsam Lothars und das befremdliche Auftreten seines Gesandten erregten den höchsten Zorn des Kaisers. „Herrisch genug", rief er aus, „spricht dieser Herzog. Er selbst erlaubt sich uns zu beleidigen und verlangt, daß wir Anderer Beleidigungen strafen sollen. Soll ich ein Unrecht rächen, warum nicht das, welches mir selbst angethan wird? Kann es aber ein größeres Unrecht gegen mich geben, als daß Lothar, wiewohl zum Reichstage geladen, nicht vor mir erscheint? Wer das Recht liebt und diese Kränkung empfindet, schwöre mir auf diese heiligen Reliquien die Waffen zu ergreifen und mir nach Sachsen zu folgen." Die Fürsten leisteten den Schwur, und es wurde bestimmt, daß der Reichskrieg gegen Lothar am 25. Juli eröffnet werden sollte.

Aber der nicht geringen Gefahr, die ihm drohte, entging der Sachsenherzog auch diesmal mit seinem gewohnten Glücke. Als die Zeit kam, wo das Heer gegen ihn ausziehen sollte, war der Kaiser bereits mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Niemals hat das aufgebotene Heer die sächsischen Grenzen überschritten; niemals ist der Kaiser dem Herzog wieder entgegengetreten, welcher in Sachsen schaltete, als ob es keinen anderen Herrn dort gebe. Als der wilde streitlustige Friedrich von Arnsberg, einst Lothars, dann des Kaisers Genosse, der lange ganz Westfalen mit Schrecken erfüllt hatte, in diesem Jahre starb, befahl der Herzog dessen gefürchtete Burg Rietberg (bei Wiedenbrück) niederzureißen; auch die Weselsburg, welche Friedrich erst in der letzten Zeit hatte herstellen lassen, wurde von den westfälischen Bauern, welche beim Bau Frohndienste hatten leisten müssen, jubelnd dem Erdboden gleich gemacht. So sicher fühlte sich Lothar, daß er im Anfange des folgenden Jahres über die Elbe zu gehen und die Wenden anzugreifen wagte. Ohne sonderliche Erfolge kehrte er von dort zurück, doch bedurfte er kaum neuen Ruhms, um seine Stellung in Sachsen zu befestigen.

Heinrich V. im Bunde mit England.

Obwohl Heinrichs Heirat mit dem englischen Königskinde eine politische gewesen war, lassen sich bis in die letzten Regierungsjahre des

Kaisers keine unmittelbaren Beziehungen zwischen dem deutschen und englischen Reiche nachweisen. Möglich ist allerdings, daß schon dem Unternehmen des Kaisers gegen die Friesen im Jahre 1114 die Absicht zu Grunde lag, leichtere Verbindungen mit England zu ermöglichen, aber Beweise dafür liegen nicht vor. Des Kaisers Verhältniß zu England scheint erst ein engeres geworden zu sein, seit sich seiner Gemahlin unerwartet Aussichten auf den englischen Thron eröffneten.

Bei einem Schiffbruch hatte der einzige eheliche Sohn König Heinrichs von England im Jahre 1120 das Leben verloren; des Königs erste Gemahlin war bereits früher gestorben, eine zweite Ehe, welche er mit der schönen Adelheid, der Tochter Herzog Gottfrieds von Niederlothringen, schloß, blieb kinderlos und wurde dadurch so unglücklich, daß sie endlich getrennt werden mußte. Als alle Hoffnung dem Könige schwand, sein Reich einem Sohne zu hinterlassen, hegte er keinen anderen Gedanken, als gegen das bestehende Recht die Krone Englands auf seine einzige Tochter, die Gemahlin des Kaisers, zu vererben. Der Einfluß Englands auf die deutschen Angelegenheiten wurde nun merkbarer, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die eifrigen Bestrebungen des Kaisers in den Jahren 1123 und 1124, seine Autorität in Holland und Friesland herzustellen, mit seinen fortan näheren Beziehungen zu England im Zusammenhang standen.

Die englische Politik richtete sich damals noch immer besonders gegen Frankreich. Der Friede, welcher unter Vermittelung Calixts II. im Anfange des Jahres 1120 geschlossen war und in welchem König Ludwig von Frankreich den König Heinrich von England als Herzog der Normandie anerkannt hatte, begründete keine dauernde Eintracht zwischen den beiden sich innerlich widerstrebenden Herrschern. Ludwig wartete vielmehr nur auf den günstigen Augenblick, für erlittene Niederlagen eine Genugthuung zu nehmen, und ein solcher schien ihm gekommen, als im Jahre 1123 ein neuer Aufstand in der Normandie ausbrach. König Heinrich war nach längerer Abwesenheit wieder in sein Stammland zurückgekehrt, hatte jedoch fast überall dort eine feindliche Gesinnung gefunden; bald trat eine Verschwörung zu Tage, welche nichts Anderes bezweckte, als ihm das Land zu entreißen und seinem jungen Neffen Wilhelm Clito zu überliefern. Durch einen glücklichen Zufall gelang es indessen Heinrich, im März 1124 die Führer der Verschwörung in seine Gewalt zu bekommen, und nichts lag ihm nun mehr am Herzen, als

Ludwig, der erst im Geheimen, dann offen die Empörung unterstützt, empfindlich zu züchtigen. Mit Sicherheit hoffte er seine Absicht zu erreichen, wenn Ludwig von Osten her durch den Kaiser und ein deutsches Heer angegriffen würde, während er selbst aus der Normandie in das Gebiet des Feindes einbräche, und um so bereitwilliger bot der Kaiser seinem Schwiegervater zu diesem Unternehmen die Hand, als er niemals vergessen, wie Ludwig einst alle gegen ihn gerichteten Bestrebungen der kirchlichen Partei geflissentlich unterstützt hatte. Es schien ihm eine persönliche Genugthuung, Reims in seine Gewalt zu bringen, wo einst in Ludwigs Gegenwart der Bann gegen ihn geschleudert war.

So beschloß der Kaiser den Krieg gegen Frankreich, und statt gegen Herzog Lothar nach Sachsen zu ziehen, führte er die Streitkräfte, welche sich gegen Ende des Juli um ihn sammelten, plötzlich gegen die französische Grenze. Es war kein sehr starkes Herr, welches ihm folgte, aber er hielt es für genügend; denn er hoffte den Feind zu überraschen und Reims zu nehmen, ehe noch ihm Ludwig entgegentreten könnte. Nur wenige Bischöfe, wie Arnold von Speier, Udalrich von Eichstädt, Gebhard von Würzburg, dann Pfalzgraf Gottfried von Lothringen und einige fränkische und lothringische Grafen scheinen mit dem Kaiser von Worms ausgezogen zu sein: das Unternehmen, welches im Interesse Englands, nicht des eigenen Reichs begonnen wurde, war bei den deutschen Fürsten im hohen Grade mißliebig.

In der größten Täuschung lebte der Kaiser, wenn er glaubte, daß König Ludwig seine Absichten verborgen geblieben seien. Sobald Ludwig aber von denselben Kunde bekommen, hatte er die Großen seines Reichs versammelt, ihre Unterstützung gewonnen und das Volk zum Schutz des bedrängten Vaterlandes aufgerufen. Er eilte selbst nach St. Denis und nahm vom Altare die Oriflamme, das alte Banner des Klosters, damit es ihm in dem heiligen Kampfe vorgetragen werde. Einen ganz ungewöhnlichen Erfolg hatte der Kriegsruf des Königs; von allen Seiten strömten in Waffen die Barone, die Ritter und Bürger herbei. Nie zuvor hatte sich in dem sonst uneinigen Frankreich in ähnlicher Weise eine nationale Begeisterung gezeigt. Während man in Deutschland sich mißtrauisch vom Kaiser abwandte, schaarten sich die Franzosen opferbereit um ihren König. Wie hatten sich die Dinge doch in dem letzten Jahrzehnt im Ostreich und Westreich verändert!

Bei Reims, wo sich im Anfange August das Kriegsvolk sammelte,

sah Ludwig ein so zahlreiches Heer um sich, wie es seit den Tagen Karls des Großen wohl Keinem seiner Vorfahren zu Gebote gestanden hatte. Dürfte man den Schätzungen des Abts Suger von St. Denis, der selbst den König begleitete, Glauben schenken, so müßte dasselbe über 200,000 Mann betragen haben. In vier großen Massen zerfiel nach Sugers Bericht das Hauptheer: die erste bildete die ganze streitbare Mannschaft von Reims und Chalons, die zweite die von Laon und Soissons, die dritte das Kriegsvolk von Orleans, Etampes, Paris und St. Denis, mit welchem der König selbst kämpfen wollte, die vierte die Ritterschaft des Grafen Hugo von Troyes und seines Neffen, des Grafen Theobald von Chartres und Blois. Eine fünfte Schaar, zur Vorhut bestimmt, führten der Herzog von Burgund und der Graf von Nevers. Der Graf von Vermandois sollte mit seinen eigenen Rittern und denen von St. Quentin den rechten Flügel, die Reisigen von Ponthieu, Amiens und Beauvais den linken schützen. Für die Nachhut waren außer dem nur spärlich erschienenen Gefolge des Herzogs von Aquitanien, der Grafen von Anjou und der Bretagne die 10,000 Flanderer aufbehalten, welche ihr Graf Karl der Gute führte.

Dieser Karl, ein Sohn des Dänenkönigs Knud IV. und einer Tochter Roberts des Friesen, war im Jahre 1119 dem jungen Balduin VII. gefolgt, der an einer im englisch-französischen Kriege empfangenen Wunde gestorben war, nachdem er seinen dänischen Vetter zum Erben der reichen Grafschaft bestimmt hatte. Aber die Erbschaft hatte sich Karl erst erkämpfen müssen, namentlich gegen Balduins Mutter, eine Schwester Papst Calixts. In diesem Kampfe hatte Karl vielfache Förderung vom Kaiser erhalten, der ihm sogar im Jahre 1122 die Stadt Cambray überließ. Aber, obwohl Vassall des Kaisers, fühlte er sich jetzt doch vor Allem als Lehnsmann der französischen Krone und eilte deshalb König Ludwig gegen den Kaiser zur Hülfe. Ebenso dachte Theobald von Blois, der noch so eben erst mit seinem Oheim dem Könige von England gegen Ludwig im Kriege gestanden hatte, jetzt aber zuerst seine Pflichten gegen das Vaterland erfüllte. Ganz Frankreich stand bei Reims in den Waffen, um den Angriff des Kaisers abzuwehren.

Vermessenheit wäre es gewesen, wenn sich Heinrich mit einem solchen Heere hätte messen wollen. Sobald er die Rüstungen in Reims erfuhr, trat er den Rückzug an; nur bis Metz war er gekommen, die

französischen Grenzen hatte er nicht überschritten. Acht Tage lang hatte Ludwig den Angriff erwartet, dann löste er unbedenklich sein Heer auf; denn auch von dem König von England hatte er Nichts mehr zu befürchten, da derselbe, auf den Widerstand des Grafen Amalrich stoßend, ebenfalls bereits den Angriff aufgegeben hatte. Um die Mitte des Augusts verstummte der Kriegslärm um Reims, ohne daß nur die Schwerter gezogen waren. König Ludwig und die geistlichen Herren, welche keinen Angriffskrieg gegen den Kaiser beabsichtigten, konnten ihre aufgeregten Schaaren nur mit Mühe von Verheerungen der deutschen Grenzländer abhalten.

War das Unternehmen an sich in Deutschland unbeliebt gewesen, so steigerte der traurige Ausgang noch den Unmuth. Man tadelte, daß der Kaiser im Dienste Englands auf Kriegsabenteuer ausziehe, während die inneren Zustände noch sehr seiner Sorge bedürften. Wenn sich der Landfriede nicht herstellen ließ, maß man wohl ihm allein die Schuld bei, abwohl er noch auf dem letzten Reichstage zu Bamberg sich ernstlich um die Sicherung der Ruhe bemüht hatte; mit größerem Rechte konnte man ihm vorwerfen, daß er den Kirchen und weltlichen Herren troß der eingegangenen Verpflichtungen ihr Eigenthum noch immer vorenthielt. Auch in den inneren Angelegenheiten des Reichs höre der Kaiser, meinte man, zu sehr auf die Rathschläge seines englischen Schwiegervaters, dessen Regiment als ein hartes, namentlich dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber, verschrieen war. Der Kaiser hatte große Schätze aufgehäuft; ein guter Zeuge berichtet, daß Heinrich zur Mehrung derselben auf den Rath seines Schwiegervaters, eines gleich emsigen Sammlers, sogar ein allgemeine Reichssteuer einzuführen beabsichtigte.

Zu den Unzufriedenen gehörten unzweifelhaft auch die staufenschen Brüder, welche es nicht verschmerzt zu haben scheinen, daß der Kaiser das Herzogthum in Ostfranken ihrem Hause wieder entzogen hatte. Seitdem zeigten sie eine Hinneigung zu dem Theil der Geistlichkeit, welcher sich mit dem Kaiser nicht aussöhnen wollte. Konrad bereute öffentlich seine früheren Fehler und that das Gelübde eines Kreuzzuges; er hat es unzweifelhaft auch gelöst, obwohl es darüber an bestimmten Nachrichten fehlt. Friedrich hatte bereits gegen den Kaiser in dem Würzburger Bischofsstreite Partei genommen, in ähnlicher Weise mischte er sich jetzt in ärgerliche Händel, welche der Kaiser mit der Stadt Worms und ihrem Bischof hatte.

Worms war dem Kaiser durch das Würzburger Abkommen zugesprochen worden, und auch nach dem hergestellten Frieden hatte er die Stadt an Bischof Burchard nicht ausgeliefert. Der Kaiser muß die Bürger, welcher ihm mehrfach Beweise einer abgeneigten Gesinnung gegeben, übel heimgesucht haben; denn sie mißhandelten einige seiner Günstlinge, welchen sie besondere Mitschuld an jenen harten Maßregeln beimaßen. Seitdem war Fehde zwischen den Wormsern und den Leuten des Kaisers. Um den Trotz der Bürger zu brechen, baute Heinrich nördlich von der Stadt bei Kloster Neuhausen eine Burg und belästigte durch deren Besatzung vielfach die Wormser. Als nun diese Besatzung mit gegen Frankreich ausgezogen und die Burg unvertheidigt war, fielen die Wormser plötzlich über diese her, zerstörten sie und riefen zugleich auf Antrieb Herzog Friedrichs ihren Bischof in die Stadt zurück. Sie freuten sich nicht lange ihres Triumphs. Denn sobald der Kaiser heimkehrte, stellte er die Burg her und belagerte Worms. Trotz mannhafter Gegenwehr mußte sich die Stadt nach einem mißglückten Ausfall ergeben und mit 2000 Mark Silber ihre Empörung büßen; Bischof Burchard mußte von Neuem die Mauern derselben verlassen. Herzog Friedrich söhnte sich gleich nach Worms Fall oder doch wenig später wieder mit dem Kaiser aus.

Nur die Angelegenheiten des Westens scheinen noch den Kaiser bekümmert zu haben; unseres Wissens ist er auf das diesseitige Rheinufer nie mehr zurückgekehrt. Im Winter nahm er einen längeren Aufenthalt in Straßburg, wo er auch das Weihnachtsfest feierte. Eine furchtbar schwere Zeit war über die Länder des mittleren Europas eingebrochen. Auf einen überaus harten Winter war ein trauriges Frühjahr und ein stürmischer Sommer gefolgt; vollständiger Mißwachs und Viehseuchen hatten sich als die nächste Folge, eine entsetzliche Hungersnoth als die weitere gezeigt, — und wieder trat der Winter früh mit ungewöhnlicher Strenge ein. Die Sterblichkeit war bei solcher Noth so gestiegen, daß man an vielen Orten die Todten nicht mehr bestatten konnte. Auch um den Kaiser sah es trübe aus, doch hatten sich viele Fürsten aus den überrheinischen Gegenden, namentlich aus dem oberen Lothringen, dem Elsaß und den burgundischen Gegenden, an seinem Hofe eingefunden. Die Angelegenheiten Burgunds scheinen damals zuerst Heinrich ernstlich beschäftigt zu haben; der Erzbischof von Besançon, der Bischof von Genf, Bischof Gerald von Lausanne, Herzog Konrad von Zähringen, die Grafen

Wilhelm von Burgund, Adalbert von Habsburg, Rudolf von Lenzburg und andere Herren aus jenen Ländern waren am Hofe. Auch mehrere vornehme schwäbische Herren diesseits des Rheins hatten den Kaiser aufgesucht, unten ihnen Herzog Friedrich und Graf Burchard von Zollern.

Das Osterfest des Jahres 1125 (29. März) feierte der Kaiser zu Lüttich, wo bereits Albero, Herzog Gottfrieds Bruder, als Bischof allgemein anerkannt war. Auf einem Hoftage daselbst traf der Kaiser neue und strenge Maßregeln zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Wir besitzen ein Schreiben von ihm, worin er Erzbischof Gottfried von Trier auffordert mit aller seiner Macht den Gewaltthaten zu steuern, welche sich Wilhelm, der Sohn des ehemaligen Pfalzgrafen Siegfried *), im Trierschen erlaubte. Auch hier, wie in den oberen Gegenden, wird der Kaiser nichts unterlassen haben, um jenseits des Rheins an sich zu zu ziehen, was sich eben ziehen ließ.

Was bezweckte diese Thätigkeit in den westlichen Theilen des Reichs? Fürchtete der Kaiser einen Angriff von Frankreich? Oder wollte er selbst mit größerer Macht das Unternehmen erneuern, welches er wegen unzureichender Ausrüstung im vorigen Jahre aufgeben mußte? Die Folge ist die Antwort auf solche Fragen schuldig geblieben; denn schon war die Zeit, wo allen Sorgen und Mühen Heinrichs ein Ziel gesetzt ward, nahe herangerückt.

Heinrichs V. Ende.

Des Kaisers Tage waren gezählt. Schon als er nach Ostern in Aachen Hof hielt, befielen ihn so heftige Schmerzen, daß er sich länger, als er beabsichtigt, dort aufhalten mußte. Ein krebsartiges Leiden, welches er von Kindheit an gehabt haben soll, aber sorgfältig verheimlichte, nahm überhand, und er begann selbst die Gefahr zu erkennen, in welcher sein Leben schwebte. Am 14. April machte er noch dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu Aachen wegen der oft bewiesenen Dienstfertigkeit desselben eine bedeutende Schenkung in Oberfranken; es war unseres Wissens die letzte Gunst, welche er einem seiner Getreuen erwies.

*) Wilhelm war der zweite Sohn Siegfrieds; der ältere Bruder, welcher den Namen des Vaters führte, war im Jahre 1124 gestorben.

Trotz seiner schweren Leiden machte sich der Kaiser dann doch auf den Weg nach Nymwegen. Am 7. Mai war er in Duisburg, wo der Abt von S. Maximin in Trier vor ihm schwere Klagen über Beeinträchtigungen seines Klosters durch den Pfalzgrafen Gottfried erhob. Acht Jahre lang hatte sie der Abt unaufhörlich vergebens erneuert; jetzt fand er Gehör, und zugleich gab der Kaiser selbst alles zurück, was er oder seine Ministerialen dem Kloster entzogen hatten. Er that dies, wie er selbst in der darüber ausgestellten Urkunde sagt, im Angesicht des Todes; unter der Furcht vor dem jüngsten Gericht versprach er jetzt zugleich auch alles andere Kircheneigenthum auszuliefern, welches noch in seinen Händen war. „Weil wir von so schwerer Krankheit befallen sind", heißt es in der Urkunde, „daß wir keine sichere Hoffnung auf dieses zeitliche Leben mehr setzen können, versprechen wir vor Gott allen Kirchen in unserem Reiche, welche von uns oder den Unsrigen ihres Eigenthums beraubt sind, von heute an ihre Güter getreulich zurückzustellen, wenn uns Gott das Leben erhält. Sollte er uns aber plötzlich von der Welt abrufen, so daß wir dieses Versprechen nicht selbst erfüllen können, so überlassen wir nicht nur dem Papst und den anderen Bischöfen, in deren Sprengel entfremdetes Gut liegt, die Kirchenräuber mit dem geistlichen Schwerte zu züchtigen, sondern übertragen auch unserem Nachfolger und allen Fürsten des Reichs diesen unseren Willen in Ausführung zu bringen." So schloß Heinrich seinen letzten Frieden mit der Kirche und mochte mit erleichtertem Herzen den Weg bis Nymwegen fortsetzen.

Dieselbe Straße wandelte er zu seinem Todtenbette, wie sein Ahnherr Kaiser Konrad. Gleich jenem ging auch er von Nymwegen nach Utrecht, um dort das letzte Pfingstfest (17. Mai) zu feiern. Aber es gab keine Festfreude mehr; die Krankheit des Kaisers steigerte sich mit jedem Tage, und bald schien es hohe Zeit, daß der Sterbende seine letzten Anordnungen treffe. Seine Gemahlin war seit Monaten nicht von seiner Seite gewichen; auch Friedrich von Schwaben, der nächste Verwandte, eilte nun herbei. Mit ihnen und den anwesenden Fürsten sprach der Kaiser über den Zustand des Reichs und traf Bestimmungen über die Zukunft desselben, so weit er darüber zu bestimmen hatte. Die Krone und die Reichsinsignien übergab er der Obhut seiner Gemahlin und befahl dieselben zu Trifels aufzubewahren, bis die Wahl seines Nachfolgers bewirkt sei. Den Schutz seiner Gemahlin und die

Sorge für sein Hab und Gut vertraute er Herzog Friedrich an, in dem er wohl nicht nur den nächsten Verwandten, sondern auch den Erben des Kaiserthums sah.

Nachdem Heinrich sich der letzten Sorgen der Herrschaft und des Lebens entledigt hatte, empfing er die Sterbesacramente und hauchte am 23. Mai, am Sonnabend nach Pfingsten, den letzten Athem aus. Er hatte sein Leben auf 43 Jahre gebracht, 26 Jahre den königlichen Namen getragen, 14 Jahre den kaiserlichen ihm so oft bestrittenen Titel geführt. Da seine Ehe mit Mathilde kinderlos geblieben war, starb mit ihm der Mannsstamm eines Geschlechts aus, welches seit den Tagen Ottos des Großen in unserer Geschichte geglänzt hatte. An derselben Stelle, wo der erste Kaiser dieses Hauses geendet hatte, war auch dem letzten das Ende beschieden. Nicht so unähnlich, wie es scheinen könnte, war Heinrich, der Vielgeschmähte, jenem hochgepriesenen Konrad — aber die Zeiten waren andere geworden. Jener wurde vom Glück auf eine ungeahnte Höhe erhoben; seinen Nachkommen blieb das Glück nicht treu, und mindestens dieser letzte wäre auch der Gunst desselben kaum würdig gewesen.

Neben seinen Ahnen in Speier, wo auch sein unglücklicher Vater nun in Frieden ruhte, wurde Heinrich V. bestattet. An einem stattlichen Geleit der Fürsten, an großen äußeren Ehren für den Todten fehlte es nicht, aber wenige Klagen sind an seinem Sarge laut geworden, wenige Thränen um ihn geflossen. Er war ein herzloser Mensch gewesen, der sich nirgends Liebe gewonnen hatte. Niemand wollte die Zeiten seines Regiments als glückliche preisen. Selbst Fürsten, die ihn mit Ausdauer unterstützt hatten, wie Herzog Heinrich von Baiern, Pfalzgraf Gottfried von Lothringen und Graf Berengar von Sulzbach, bezeichneten unmittelbar nach dem Leichenbegängniß Heinrichs Regierung als einen Zustand der Unterdrückung für Kirche und Reich; sie baten Gott dem Abgeschiedenen einen Nachfolger zu geben, unter dessen Herrschaft nicht mehr Kirche und Reich im knechtischen Joche zu seufzen hätten, sondern sich gesetzlicher Ordnung erfreuten. Ein strenges, aber nicht ungerechtes Urtheil sprachen diese Fürsten damit über Heinrichs Regiment aus.

Auffällig ist, daß wir in den gleichzeitigen Quellen so wenige Nachrichten über Heinrichs Persönlichkeit finden; weder von seiner äußeren Erscheinung, noch von seinen Lebensgewohnheiten und seinem Verhalten im Kreise der ihm zunächst Stehenden erhalten wir Kunde. Fast scheint

es, als ob man die Nähe des Despoten scheute und bei ihm wenig Interesse an Dingen nahm, welche sonst so sehr bei den Mächtigen der Erde die Aufmerksamkeit fesseln. Wenn irgend ein Volk, hat das unserige einen Abscheu gegen selbstsüchtige und finstere Tyrannen, und es hätte diesen Heinrich wohl gern, wenn es dies vermocht hätte, ganz vergessen; denn freilich so leicht vergaß sich nicht, was er erst an dem eigenen Vater, dann an dem Statthalter Petri gefrevelt hatte. Die Furcht vor ihm schlich noch lange umher. Weit verbreitet war noch nach Jahren die Meinung, daß er nicht gestorben sei, sondern sich nur den Blicken der Welt durch Flucht entzogen habe. In England erzählte man sich, daß er noch geraume Zeit in einer Wüste bei Chester als Klausner gehaust habe. In Burgund trat im Jahre 1138 ein Mensch, der lange als Einsiedler in Solothurn gelebt hatte, plötzlich mit der Behauptung hervor, daß er Heinrich V. sei, und gewann sich dadurch einen Anhang, dem mit den Waffen begegnet werden mußte. Nachdem der Betrüger entlarvt war, brachte man ihn in das Kloster Cluny und schor ihn zum Mönch; dort ist er gestorben. Ob die Furcht vor dem harten Kaiser fortlebte, das Volk hat nicht gern von ihm gesprochen. Keinen Kranz hat die Sage um seinen Namen gewunden, während sie für das Andenken seiner meisten Vorgänger sorgte.

Die Geschichte wird von den Freveln Heinrichs V. immer mit Abscheu berichten, aber zugleich wird sie bezeugen, daß er ein Mann hochstrebenden Geistes, festen Willens und rascher That war. Persönlichen Muth hat ihm Niemand abgesprochen, obwohl er kein glücklicher Kriegsmann war. Klugheit haben ihm selbst seine Feinde zugestanden, und beredter, als ihr Zeugniß, ist die nimmer rastende Furcht vor dem listigen Manne. Vieles ist Heinrich, dessen Ehrgeiz weiter als die Kraft reichte, freilich mißglückt, dennoch hat er den Frieden zwischen Reich und Kirche, den er während seiner ganzen Regierung erstrebte, zum Abschluß gebracht; geschah es nicht unter so vortheilhaften Bedingungen für das Reich, wie er sie erzwingen wollte, so doch unter günstigeren, als sich erwarten ließen. Im Besitz seiner kaiserlichen Macht, so sehr sie ihm bestritten wurde, ist er gestorben; ihr früherer Glanz war getrübt, ihre Bedeutung verringert, doch war sie noch immer geachtet. Heinrichs Ehrgeiz blieb unbefriedigt, aber das Reich war erhalten, und glücklich schien der Sterbliche, dem die große Erbschaft zufiel.

Die Königin Mathilde verließ noch in demselben Jahre, wo ihr

Gemahl gestorben war, Deutschland. Sie war schön, klug und prangte in erster Jugendfrische; kein Wunder, daß man sie trauernd scheiden sah, daß noch später Manche über das Meer gingen, um ihr zu huldigen. Man sagt, daß auch sie ungern von unserem Boden schied, nur dem Willen des Vaters weichend, der sie zur Erbin Englands ersehen hatte. Nach dem Wunsche desselben schritt sie im Jahre 1129 zu einer zweiten Ehe und reichte ihre Hand einem viel jüngeren Manne, dem Grafen Geoffroy von Anjou. In Deutschland hat man Mathilde nie des Ehrgeizes geziehen; in England ist sie — die Kaiserin, wie sie hier sich nannte — nach dem Tode des Vaters im Streit um die Herrschaft auf Bahnen gerathen, auf denen Niemand ohne bittere Erfahrungen wandelt.

Nicht allein persönliche Herrschsucht, sondern auch die Pflichten der Mutter trieben Mathilde in den Kampf; denn während ihre erste unfruchtbare Ehe das Aussterben des fränkischen Kaiserhauses zur Folge hatte, wurde sie durch ihre mit Kindern gesegnete zweite Verbindung die Stammmutter eines Geschlechts, welches Jahrhunderte lang über England geherrscht hat. Ihrem Sohne Heinrich — nicht nur der Name, sondern auch die Sinnesart desselben erinnerte an ihren ersten kaiserlichen Gemahl — sicherte sie durch ihre Standhaftigkeit erst die Normandie, das Stammland ihres Geschlechts, dann bereitete sie ihm den Weg zum Throne Englands. Die wunderbarsten Abenteuer, die schwersten Verfolgungen hat sie mit männlichem Geiste bestanden, um dieses Ziel zu erreichen. Erst im Jahre 1167 ist Mathilde in der Normandie gestorben; die neue glänzende Erhebung des deutschen Kaiserthums in der Zeit Friedrichs des Rothbarts hat sie noch gesehen. Wenige Monate nach ihrem Tode ging eine andere Mathilde, die Tochter König Heinrichs II., die Enkelin der Kaiserin, nach Deutschland, um sich Heinrich dem Löwen zu vermählen; eine Ehe wurde geschlossen, welche Deutschland und England in noch engere Beziehungen zu einander brachte, als sich zu Heinrichs V. Zeiten gebildet hatten.

12.

Otto von Bamberg, der Apostel von Pommern.

Häufig ist im Verlauf des Investiturstreits der Name Ottos von Bamberg genannt worden. So oft sich eine Hoffnung zeigte, den Streit zwischen Kirche und Reich auszutragen, tritt auch seine Persönlichkeit hervor. Er gehörte zu den deutschen Bischöfen, welche im Jahre 1106 Papst Paschalis zu einem Friedensconcil einladen sollten; im folgenden Jahre begleitete er die Gesandtschaft Heinrichs V. nach Chalons; im Jahre 1121 war er für das Würzburger Abkommen thätig und ging selbst nach Baiern, um die Zustimmung der dortigen Großen zu gewinnen. Als dann Lambert von Ostia mit den Friedensaufträgen Calixts II. kam, nahm er alsbald Ottos Mitwirkung in Anspruch, und wenn auch der Antheil desselben an dem Wormser Vertrag unbekannt ist, so kam doch erst in seiner Gegenwart zu Bamberg das Friedenswerk zum letzten Abschluß. Von hier schickte Heinrich jene große Gesandtschaft nach Rom, welche der Welt die Herstellung der Einigkeit zwischen Kaiser und Papst darthat.

Ein Bischof, dessen Herz nur Friedensgedanken hegte, ist in jenen Zeiten des Streits eine seltene Erscheinung. Sie überrascht um so mehr, als Otto ein Mann lebhaften Geistes, energischer Thätigkeit war und gerade die Ideen der Reform ihn mächtig ergriffen hatten. Die Investitur mit Ring und Stab durch die Hand des Kaisers schien ihm ein Gräuel, und die Autorität des Nachfolgers Petri stand ihm weit über jeder anderen hienieden. Das engere Verhältniß Bambergs zu Rom galt ihm als ein besonderes Privilegium seiner Kirche, welches er zu allen Zeiten hoch hielt. So war er durch und durch Gregorianer, und doch kein Eiferer gegen das Kaiserthum. Nie vergaß er, daß Bamberg Alles einem Kaiser verdankte und er selbst kaiserlicher Gunst seine hervorragende Stellung zuzuschreiben hatte.

Allerdings war es die schwierigste Aufgabe, Gehorsam gegen Rom mit Dienstwilligkeit für den Kaiser in jenen Kämpfen zu verbinden, welche bisher während seines fast zwanzigjährigen Episkopats beinahe ununterbrochen Kirche und Reich in Verwirrung gesetzt hatten. Es konnte nicht fehlen, daß die Vorsicht, mit welcher er da jeden seiner

Schritte bemessen mußte, ihn dem Verdacht der streitenden Parteien aussetzte. Mehr als ein Mal wurde er, der treueste Anhänger Roms, von den päpstlichen Legaten sogar mit Suspension vom Amte bedroht, und andererseits kam Heinrich V. selbst wiederholt nach Bamberg, um das Verhalten des Bischofs in der Nähe zu überwachen. Kaum läßt sich behaupten, daß Otto sich immer fleckenlos erhalten, der mächtigen Zeitströmung unverrückt widerstanden habe — dem alten Kaiser hat er in den letzten Tagen die Treue gebrochen und sich auch dem Sohne, als er im Jahre 1115 Erzbischof Adalbert zu Köln die Hand bot, mit Recht verdächtig gemacht — dennoch hat sich kein Anderer besonnener über den erhitzten Parteien gehalten, keiner mehr Charakterstärke unter tausend Fährlichkeiten gezeigt. So bewahrte er sich schließlich die Achtung Aller; so suchte man ihn, wenn man die Unbefangenheit finden wollte.

Wenn Otto Kämpfe mied, die sein Gewissen beunruhigten, so entfaltete er nichts desto weniger eine außerordentliche Thätigkeit; mit dem segensreichsten Erfolge wirkte er in dem Kreise, der ihm zunächst angewiesen war, in seinem Bisthum. Reichliche Arbeit fand er hier; denn trotz seiner glänzenden Stiftung war Bamberg unter Ottos nächsten Vorgängern sehr herabgekommen. Stets im Dienste des Kaisers, hatten diese sich wenig um ihren Sprengel bekümmert; die Einkünfte des Bisthums waren zum großen Theil für die Bedürfnisse des Reichs und Hofes verwendet worden. Viele Güter des Domstifts und der von Bamberg abhängigen Kirchen und Klöster geriethen bei der ungeordneten Verwaltung in fremde Hände; von den zerstreuten, zum Theil weit entlegenen Besitzungen des Bisthums erzielte man einen geringen oder gar keinen Ertrag. Als Otto in sein Bisthum einzog, war überall Verkommenheit und Verfall. Der im Jahre 1081 durch Brand zerstörte Dom stand noch mit seinen dachlosen Mauern und zerbröckelten Pfeilern als Ruine da; auch oben auf dem Michelsberg drohten die Klostergebäude den Einsturz. Die Zucht fehlte, wie unten bei den Domherren, so oben unter den Mönchen, die Studien lagen danieder, und eher schlimmer, als besser, stand es in anderen zu Bamberg gehörigen Abteien und Stiften.

Mit bewunderungswürdiger Umsicht ordnete Otto die verworrenen Verhältnisse; mit Glück legte er, wo Schäden zu beseitigen waren, die heilende Hand an. Im alten Glanze strahlte bald das Bisthum wieder,

neues Leben ging von Heinrichs Stiftung aus. Vom Kloster Michelsberg hat man gesagt: Kaiser Heinrich sei der Begründer, Bischof Otto der Hersteller gewesen; mit demselben Rechte ließe sich dies überhaupt von Bamberg behaupten. Wohl kam Otto zu Hülfe, daß der unter dem Regiment Heinrichs V. neu ausgebrochene innere Krieg den Bamberger Sprengel wenig oder gar nicht berührte, aber das Verdienst des Bischofs bleib, daß er die günstigeren Verhältnisse trefflich nützte.

Otto theilte die damals unter den deutschen Bischöfen weit verbreitete Neigung zu stattlichen Bauten und muß wohl selbst hervorragende Kenntnisse in der Architektur besessen haben, da sich Heinrich IV. seiner Dienste beim Speierer Dombau bedient hatte. Bald stiegen durch die bessere Verwaltung auch Bambergs Einkünfte so, daß sich Otto frei seiner Neigung hingeben konnte. Der Dom wurde hergestellt, erweitert, mit Malereien geziert, und Alles statt mit Holz nun mit Kupfer gedeckt, um einem neuen Brande vorzubeugen. Auf dem Michelsberg wurden die alten Gebäude niedergerissen und neue errichtet; Alles, was man fortan dort sah, war Ottos Werk, welcher die größten Summen auf die würdige Ausschmückung des Klosters verwandte, wo er einst seine Ruhestätte zu finden hoffte. Noch 14 andere Kirchen werden erwähnt, welche er auf den Besitzungen des Bisthums errichtete. Aber nicht auf die Kirchen allein, auch auf Gebäude zu weltlichen Zwecken war er bedacht. Hier und da richtete er Wohnhäuser für sich und seine Nachfolger auf den bischöflichen Gütern ein; sechs feste Burgen stellte er zum Schutze des Bisthums her, von denen namentlich die zu Pottenstein über der Wiesent später den Bambergern gute Dienste leistete; in Bamberg gründete er ein Hospital diesseits, ein anderes jenseits des Flusses, ebenso andere Pilger- und Krankenhäuser an anderen Orten.

Vor Allem war er jedoch auf die Stiftung neuer Klöster bedacht. Die entfernteren Besitzungen des Bisthums benutzte er vornehmlich zu diesem Zwecke, und 15 neue Klöster sind so entstanden, abgesehen von sechs Zellen, in welchen er die Keime zu weiteren selbständigen Stiftungen sah. Es war genug, wie einer seiner Biographen sagt, für einen Bischof, ja für drei. In dem Bamberger Sprengel wurden die Klöster Michelfeld an der Pegnitz und Langheim bei Lichtenfels in der Nähe des Mains, im Würzburgischen Aura bei Kissingen und das nahe Herrenaurach begründet; in der Regensburger Diöcese baute Otto sechs Klöster: Ensdorf an der Vils, Windberg bei Straubing, Mallersdorf südöstlich

von Regensburg, Priefling an der Donau bei Regensburg, Mönchsmünster unweit Vohburg und in geringer Entfernung Biburg an der unteren Abens. In der Eichstädter Diöcese war er der Gründer des Klosters Heilsbronn bei Anspach, welches die fränkischen Hohenzollern später zu ihrer Familiengruft wählten*). In dem Passauer Bisthum verdankten ihm die Klöster Aldersbach bei Vilshofen und Gleink an der Enns, im Patriarchat Aquileja Arnoldstein in Kärnthen die Entstehung. Selbst Sachsen erhielt durch Otto ein neues Kloster; es war Reinersdorf an der Unstrut bei Nebra im Halberstädter Sprengel.

Man wunderte sich, daß Otto so viel Geld auf die Gründung neuer Klöster verwende, da die Welt ohnehin an Mönchen und Nonnen Ueberfluß habe. Auf Vorstellungen, die ihm deshalb gemacht wurden, antwortete er, die letzte Stunde sei nahe, die Welt liege im Argen, und für Alle, welche aus derselben flüchten wollten, müßten Asyle beschafft werden; überdies wären mit dem starken Anwachsen des Menschengeschlechts auch die Klöster zu vermehren, zumal kein Bedürfniß sei die Population durch Begünstigung des ehelichen Lebens zu steigern. Daneben machte aber Otto auch einen anderen für Bamberg sehr praktischen Gesichtspunkt geltend. Die Klöster, sagte er, gediehen zur Zeit vortrefflich, ihre Wirthschaften blühten, und fromme Spenden gingen ihnen in Fülle zu: so brächten sie dem Bisthum zugleich Gewinn und Ehre. Deshalb sorgte er auch dafür, daß sie in unmittelbarer Beziehung mit Bamberg blieben, und behielt ihre Verwaltung scharf im Auge. In den inneren Ordnungen, welche Otto seinen neuen Klöstern gab, schloß er sich meist an die Cluniacenser an; er folgte hierin dem Beispiele Hirschaus, woher er auch Mönche berief. In einzelnen Klöstern führte er aber auch die Ordnungen der Cistercienser und Prämonstratenser ein; vielleicht hat ihn gerade die besondere wirthschaftliche Thätigkeit dieser erst jüngst entstandenen Orden hiezu bewogen. Otto wollte, daß alle zu Bamberg gehörigen Klöster eine eigene Congregation bilden und Aenderungen in ihren Einrichtungen nur nach gemeinsamem Beschluß aller oder wenigstens der Mehrheit vornehmen sollten; die von ihm beabsichtigte Congregation hat jedoch niemals Leben gewonnen.

War auch Otto selbst in seinen späteren Jahren weit mehr dem

---

*) Die ältesten Theile der neuerdings hergestellten Kirche gehören noch dem Baue Ottos an.

thätigen Leben, als wissenschaftlicher Beschäftigung zugewandt, so wollte er doch offenbar die Studien in seinen Klöstern nicht vernachlässigt sehen. Den Geschichtsschreiber Eckehard setzte er zum ersten Abt des Klosters Aura ein, und Wolfram, dem er das Kloster auf dem Michelsberg anvertraute, war wenigstens ein Freund und Gönner der Studien. Unter Wolfram und seinem nächsten Nachfolger gewann dieses Kloster eine für jene Zeit beträchtliche Bibliothek, welche die Mönche selbst durch fleißiges Abschreiben vermehrten. Auch eigene, nicht werthlose Arbeiten gingen bald von dort aus, namentlich wurde für das Andenken Ottos gesorgt.

Man kann sagen, daß Otto überall in dem Geiste handelte, in welchem Bamberg von Kaiser Heinrich gestiftet war. Es entsprach auch dem Gedanken der Gründung, wenn er die ihm gebotenen Mittel benutzte, um den deutschen Einfluß über die slawischen Länder im Osten zu erhalten und auszubreiten. Die Gegenden am oberen Main und der Pegnitz waren allerdings damals schon gründlich germanisirt; auch in das Egerland drangen bereits deutsche Sprache und Sitte ein. Dagegen war in Böhmen während der inneren Kämpfe der deutsche Einfluß sichtlich gesunken, und wenn er nicht alle Bedeutung verlor, so war es in den letzten Zeiten besonders Otto zu danken gewesen. Kaum minder geachtet, als bei den Czechen, war der Name Ottos von Bamberg in Polen, und eigenthümliche Verhältnisse führten den fürstlichen Bischof zu einem äußerst folgenreichen Unternehmen in jenes Land zurück, welches er vor mehr als 40 Jahren schon einmal als ein wandernder Scholar betreten hatte (S. 725).

Otto hatte das sechzigste Jahr bereits überschritten, sein Haar war ergraut — und doch war ihm die größte That seines Lebens noch vorbehalten. Ein neuer, unendlich weiter Wirkungskreis eröffnete sich ihm in Jahren, wo andere nur an die Ruhe des Lebens oder an die Ruhe des Grabes denken.

Im Jahre 1119 hatten die Kämpfe des tapferen Herzogs Boleslaw von Polen gegen die heidnischen Pommern aufs Neue begonnen. Es war dem Polenherzog endlich gelungen, den in den Netzegegenden mächtigen Pommernfürsten Svatepolc ganz zu vernichten; darauf wandte er sich sofort gegen Herzog Wratislaw, dessen Herrschaft sich auf beiden Seiten der unteren Oder und ihrer Mündungen ausdehnte. Verheerend durchzogen die Polen die pommerschen Länder bis zur Meeresküste: weite Landstrecken wurden völlig verwüstet, die Bewohner flüchteten über das

Meer oder versteckten sich in den Wäldern. Ganz Pommern zitterte vor Boleslaw. Als er darauf im Winter 1120 auf 1121 wiederum einfiel und sein Heer über das Eis der Oder führte, um Stettin anzugreifen, als auch diese Stadt, welche als die erste und mächtigste Pommerns galt, sich ergeben mußte, und eine andere Burg, Nacla genannt, auf welche die letzten Hoffnungen Pommerns gesetzt waren, bald darauf fiel, unterwarf sich das Volk in seiner Verzweiflung dem polnischen Sieger, versprach ihm Tribut und die Annahme des Christenthums, die er vor Allem verlangte. Seitdem war Boleslaw unablässig bemüht die christliche Kirche über Pommern zu verbreiten, aber in dem Klerus seines Landes fand er nicht Männer, welche Geschicklichkeit und Entschlossenheit für eine erfolgreiche Missionsthätigkeit besaßen.

Da erbot sich ein fremder Bischof, der sich am Hofe des Herzogs einstellte, zu dem schwierigen Unternehmen. Sein Name war Bernhard, und er gehörte dem Orden der Eremitenmönche an. Aus Spanien gebürtig, hatte er seinen Weg nach Rom genommen und war zum Bischof einer Stadt Italiens geweiht worden, in welcher er sich doch während des Schismas nicht behaupten konnte. So kehrte er in die Einsamkeit zurück, und hier erreichte ihn die Nachricht von den neuen Aussichten, welche sich der Mission im Norden eröffneten. Einem Jünger des h. Romuald konnte nicht unbekannt sein, was Brun von Querfurt und andere Brüder einst nach jenen Gegenden geführt hatte; Bernhard trieb es ihr Werk aufzunehmen und zu vollenden. Der Herzog mißtraute den Anerbietungen des ihm fremden Mannes, dennoch gab er ihm einen Führer und einen Dolmetscher, wie dieser wünschte, nach Pommern. Aber der unbekannte, machtlose, dürftige Prediger des Evangeliums fand nirgends williges Gehör; in Wollin, wo man die Schwere der polnischen Waffen noch nicht aus eigener Erfahrung kannte, war Bernhard sogar Mißhandlungen ausgesetzt und mußte das Weite suchen. Enttäuscht kehrte der Missionar nach Gnesen zurück und theilte dem Herzog seine traurigen Erfahrungen mit; nur ein hochgestellter Kirchenfürst, dessen glänzende Erscheinung und dessen Reichthum dem Volke Achtung einflöße, meinte er, könne dem Christenthum in Pommern zum Siege verhelfen.

Bernhard kam bald darauf nach Bamberg; es war im November 1122, als Heinrich V. dort einen Hoftag hielt. Die Gelehrsamkeit und die merkwürdigen Schicksale des spanischen Bischofs erregten die

allgemeine Aufmerksamkeit; besonders traten die Mönche auf dem Michelsberg dem fremden Bruder näher, und die neuen Ordnungen ihres Klosters sagten diesem so zu, daß er in ihrer Mitte seine Tage zu beschließen wünschte. Als Bernhard hier das Walten Ottos in der Nähe sah, wurde ihm klar, daß dieser Kirchenfürst der rechte Apostel für Pommern sei. Aus seinen Gedanken machte er kein Geheimniß. „Du wirst", sprach er zu Otto, „ein unermeßliches Volk in das Land der Verheißung führen. Die harte und ungewohnte Arbeit darf dich nicht abschrecken; je heißer der Kampf, desto schöner der Siegeskranz." Solche Worte machten auf Otto Eindruck, und obwohl Bernhard durch die Eremitenmönche bald von Bamberg abberufen wurde, blieb seine Anwesenheit daselbst nicht ohne nachhaltige Folgen.

Nach kurzer Zeit ließ der Polenherzog, wohl nicht ohne Bernhards Einwirkung, eine dringende Einladung an Otto ergehen, seine Absichten für die Ausbreitung der Kirche zu unterstützen und die Mission in Pommern zu übernehmen; der Herzog erinnerte Otto an dessen frühere Verbindungen mit seinem Vater und bat ihn um Erneuerung der alten Freundschaft. Otto war schnell entschlossen der Aufforderung des Herzogs zu entsprechen. Unverzüglich sandte er Boten nach Rom, um die Erlaubniß zu der Missionsreise vom Papste zu erwirken; unbedenklich wurde sie ihm ertheilt. Der Herzog hatte alle Kosten der Reise zu tragen versprochen und außerdem Wegweiser, Dolmetscher, priesterliche Gehülfen zugesagt: dennoch machte Otto selbst die sorgsamsten Vorbereitungen. Aus dem Bamberger Klerus wählte er sich zuverlässige Begleiter, den Priester Udalrich von der Aegidienkirche, auf dessen Vorschlag einen jungen gewandten und im Schreiben geübten Mann, Sefrid mit Namen, den Diakon Hermann und Andere. Dann wurden Meßbücher, Meßgewande, Altargeräthe beschafft, um den Gottesdienst im fremden Lande mit allem Glanze zu feiern, wie auch die Kirchen, welche gegründet werden sollten, gebührend auszustatten. Endlich wurde für kostbare Kleider und andere in die Augen fallende Geschenke gesorgt, mit welchen sich Otto die Gunst der vornehmen Pommern zu gewinnen hoffte.

Während Otto die Vorbereitungen zur Reise traf, hatte der Kaiser einen neuen Hoftag nach Bamberg berufen: der Bischof mußte denselben abwarten. Da man seine häufige Abwesenheit vom Hofe, vielleicht auch seine Verbindung mit dem Polenherzoge bearg-

wöhnte, zeigte er sich nur um so dienstwilliger gegen den Kaiser und die Fürsten; zugleich aber eröffnete er ihnen seine Missionspläne, und seine Absichten fanden allgemeine Billigung. Gleich nach Auflösung des Hoftages machte sich Otto auf die Reise; selbst eine schwere Erkrankung Udalrichs, welche diesen zurückhielt, hemmte den Bischof nicht mehr. Viele gaben ihm noch das Geleit bis zur Abtei Michelfeld, wo er noch einige Tage verweilte. In den ersten Tagen des Mai 1124 betrat er den Boden Böhmens. Gesandte des Böhmenherzogs Wladislaw empfingen ihn bei dem Kloster Kladrau und geleiteten ihn nach Prag, wo er von dem Bischof, dem Klerus und Volk feierlich eingeholt wurde; auch der Böhmenherzog selbst begegnete ihm auf seiner Burg Miletin mit großen Ehren. Ohne längeren Aufenthalt suchte jedoch Otto möglichst schnell die polnische Grenze zu erreichen, wo ihn Gesandte des Polenherzogs erwarteten und ihn über Nimptsch, Breslau und Posen nach Gnesen geleiteten. Auch hier wurde Otto überall ein festlicher Empfang bereitet.

Zweihundert Schritte kam Herzog Boleslaw barfuß mit seinen Großen dem Bischof vor Gnesen entgegen und geleitete ihn in den Dom, wo die Gebeine des h. Adalbert ruhten. Wie einen Heiligen ehrte der Herzog den deutschen Kirchenfürsten; mit größter Beflissenheit diente er ihm und seinem Gefolge. Einen längeren Aufenthalt machte Otto in Gnesen, wo er wahrscheinlich das Pfingstfest (25. Mai) feierte. Inzwischen rüstete der Herzog für die weitere Reise Ottos. Er gab ihm eine große Zahl von Dienern, welche der deutschen und wendischen Sprache kundig waren, befahl dreien seiner Kapellane zur Unterstützung des Bischofs die Reise mitzumachen*) und übertrug die Führung des ganzen Zuges dem Grafen Paulitius von Zantok, einem umsichtigen, entschlossenen und zugleich redefertigen Manne. Für Wagen, Pferde, Lastthiere, alle Reisebedürfnisse wurde reichlich gesorgt.

Der Weg führte durch einen Wald, dessen ungelichtetes Dickicht die Grenzscheide zwischen Polen und Pommern bildete. Nur mühsam brach man sich Bahn, die Wagen und Pferde blieben oft in dem Sumpfe stecken, Schlangen und wilde Thiere ängstigten die Durchziehenden. Mehrere Tage vergingen so unter großen Sorgen und Bedrängnissen;

*) Einer dieser Kapellane war ein Adalbert, der wahrscheinlich in Bamberg erzogen war und auf den Otto von Anfang an gerechnet hatte; er war später der erste Bischof von Pommern.

endlich lichtete sich die Waldung und man kam an einen Fluß, wo der Pommernherzog Wratislaw mit einem stattlichen Gefolge den Bischof und Paulitius begrüßte. Der Herzog war von dem Unternehmen Ottos unterrichtet und mit demselben einverstanden. Nichts lag ihm ferner, als dem Willen des mächtigen Polenherzogs neuen Widerstand zu bereiten; überdies neigte er sich im Herzen selbst dem Christenthum zu. In seiner Jugend war er als Gefangener in einem christlichen Lande getauft worden; hatte er auch dann, in die Heimat zurückgekehrt, wieder in den Tempeln der Götzen geopfert, so lebten die Erinnerungen christlichen Lebens doch in seiner Seele fort. Auch seine rechtmäßige Gemahlin war eine Christin, die ihren Glauben treu inmitten der Heiden bewahrte, wie manche Andere in seiner und ihrer Nähe. So war die Ankunft Ottos dem Pommernherzog hoch erwünscht, und die kostbaren Geschenke, welche ihm der Bischof machte, gewannen ihn vollends. Ein elfenbeinerner Stab entzückte ihn so, daß er ihn sogleich in Gebrauch nahm und mit demselben umherstolzirend ausrief: „Welchen gütigen Vater hat uns Gott gesendet, und wie prächtig sind seine Geschenke!" Wratislaw schied alsbald, aber er ließ Führer und Diener für Otto zurück. Unter dem Schutze des Polen- und Pommernherzogs ging die Reise weiter.

Der erste größere Ort, auf welchen man stieß, war Pyritz. Schon auf dem Wege dorthin wurden einige Pommern in Eile getauft; reicheren Gewinn erwartete Otto in der Stadt selbst. Man feierte dort gerade ein heidnisches Fest; eine große Menschenmenge war zusammengeströmt und schwelgte in Spielen und Gelagen. Als der Bischof sich gegen Abend der Stadt näherte, schollen Geschrei und wüster Lärm von dort herüber, so daß er sich doch unter die aufgeregte Menge zu treten scheute. Er blieb mit seinen Begleitern die Nacht im Freien vor den Thoren; nicht einmal Feuer zündete man an, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen. Am anderen Morgen ging Paulitius mit den Gesandten des Pommernherzogs in die Stadt und verlangte ehrenvolle Aufnahme für den Bischof, der im Auftrage beider Herzoge käme, um das Christenthum zu predigen. Nach einigen Bedenklichkeiten entschloß man sich in Pyritz den Willen der Herrscher zu achten, und das Volk strömte sogar neugierig hinaus, um Otto und seine Begleiter einzuholen.

Auf einem freien Platze vor dem Stadtthore ließ Otto schnell von seinem Gefolge Zelte aufschlagen und eine Tribüne errichten. Im

bischöflichen Ornate bestieg er dann die Erhöhung und verkündete unter Beihülfe eines Dolmetschers der versammelten Menge das Evangelium. Otto war ein Prediger, dem das rechte Wort zur rechten Zeit zu Gebot stand, aber gewiß größeren Eindruck, als seine Worte, machten auf das Volk die Würde und Anmuth, welche seine Erscheinung auszeichneten, und der ungewohnte bischöfliche Glanz inmitten eines zahlreichen klerikalen Gefolges. Viele erboten sich sofort den Glauben der Christen anzunehmen; den Erstlingen folgten Andere in großer Zahl.

Ehe die Taufe den Verlangenden zu Theil wurde, ließ Otto einen siebentägigen Unterricht und ein dreitägiges Fasten eintreten. Die Taufe geschah in Tonnen, welche in die Erde gegraben und mit Wasser gefüllt wurden. Um bei der Handlung jeden Anstoß zu vermeiden, hatte er besondere Veranstaltungen getroffen: die Frauen, die Männer und Knaben wurden gesondert getauft, und jeder Täufling war durch Vorhänge den Blicken der Anderen entzogen. Gleich nach der Taufe salbte der Bischof die neuen Christen mit dem Chrisma. Noch heute zeigt man die Stelle, wo Otto damals getauft haben soll, und ein Brunnen, welcher an derselben fließt, trägt den Namen des Ottobrunnens; König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat dem Pommernapostel dort ein Denkmal errichten lassen. Die Neubekehrten zählten nach Hunderten, vielleicht nach Tausenden, so daß sich eine Gemeinde aus ihnen bilden ließ. So wurde sofort der Grund zu einer Kirche gelegt, in Eile nothdürftig Altar und Chor hergerichtet und vom Bischof geweiht. Zum Messelesen blieb ein Priester zurück, und die nothwendigen Altargeräthschaften empfing die neue, die erste Gemeinde in Pommern aus den Händen des Bamberger Bischofs.

Von Pyritz ging Ottos Reise nach Kamin, wo Herzog Wratislaw gewöhnlich seine Hofhaltung hatte und sich seine Gemahlin gerade damals aufhielt. Erfreut hatte sie von dem glücklichen Anfang der Mission in Pyritz gehört, festlich empfing sie Otto und seine Begleiter, als sie am 24. Juni in Kamin anlangten, und unterstützte dann unermüdlich ihre Bestrebungen. Von allen Seiten drängte man sich bald zum Unterricht und zur Taufe, so daß die Geistlichen oft in der Arbeit ermüdeten. Nach einiger Zeit kam auch Herzog Wratislaw nach Kamin und zeigte sich über den Fortgang der Mission sehr befriedigt. Er selbst und Mehrere aus seinem Gefolge, die früher bereits getauft, aber gleich ihm dem Glauben der Christen nicht treu geblieben waren, wurden nach

geleisteter Genugthuung in die Gemeinschaft der Kirche zurückgeführt. Otto drang darauf, daß die pommerschen Herren der unter ihnen üblichen Vielweiberei entsagten; sie versprachen es, vor Allen der Herzog selbst, welcher vierundzwanzig Frauen neben seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte. Auch in Kamin gründete Otto sofort eine Kirche, weihte Altar und Chor, stattete sie mit Meßgeräthschaften aus und gab ihr einen Priester; der Herzog widmete zum Unterhalt des Gotteshauses liegende Gründe.

Erst nach längerem Aufenthalt trennte sich Otto von dem herzoglichen Paare. Wollin sollte jetzt aufgesucht werden, und da die Reise dorthin zu Schiff zu machen war, übernahm der Herzog die Sorge für die Pferde, Wagen und das schwere Gepäck, welches der Bischof mit sich führte; ein angesehener Einwohner von Kamin wurde für die Ueberfahrt des Bischofs und seiner Begleiter zu sorgen beauftragt. Das Schiff landete glücklich an der Insel, doch besorgte der Führer einen Aufstand, wenn der Bischof am hellen Tage in die Stadt einzöge. Die Wolliner waren als ein rohes Schiffervolk verrufen; ihre Abneigung gegen das Christenthum hatten sie gegen Bernhard an den Tag gelegt, und die Mißhandlungen, welche der fremde Bischof hier erfahren hatte, waren noch nicht vergessen. Der Führer bat deshalb Otto das Dunkel abzuwarten; dann könne er sich mit seinen Begleitern unbemerkt in die Stadt nach dem herzoglichen Hofe begeben, wo er nichts zu fürchten habe, da derselbe als Freistätte gelte. Man that, was der Führer anrieth. Dennoch umringte die aufgebrachte Menge gleich am folgenden Morgen den Herzogshof und verlangte, daß die Christen die Stadt verließen. Man wollte den Hof stürmen und ließ sich nur durch Paulitius und die Gesandten des Pommernherzogs dazu bewegen, dem Bischof und seinen Priestern freien Abzug zu gewähren. Unter Todesgefahr, unter Drohungen und Schmähungen entkamen Otto und seine Begleiter aus der Stadt. Auf einer Brücke gingen sie über die seichte Divenow, auf deren anderem Ufer sie mitten zwischen Scheuern und Bauernhöfen dann ein Lager aufschlugen.

Auf die guten Tage waren schlimme gefolgt. Sollte Otto, wie einst Bernhard, die Mission aufgeben, weil man ihn zu Wollin beim ersten Anlauf zurückgewiesen und mißhandelt hatte? So leicht ließ er sich nicht entmuthigen. Er und Paulitius begannen vielmehr mit angesehenen Männern der Inselstadt in Unterhandlungen zu treten, bei

denen man die Rache durchblicken ließ, welche der Polenherzog an denen nehmen würde, die sich seinen Gesandten und seinen Absichten widersetzten. So brachte man es dahin, daß die Silliner sich zur Annahme des Christenthums bereit erklärten, wenn die Stettiner ihnen vorangehen würden; wie in anderen Dingen, wollten sie auch hierin dem Beispiel der Hauptstadt folgen.

Sofort begab sich nun Otto mit seiner ganzen Begleitung zu Schiff nach Stettin. Erst gegen Abend gelangte man an, wahrscheinlich am 23. August; still zog man in die Stadt ein, ungefährdet gelangte man dort nach dem Herzogshofe. Am anderen Morgen gingen Paulitius und die Gesandten des Pommernherzogs zu den Vorstehern der Stadt und gaben ihnen kund, weshalb der Bischof gekommen sei. Diese wollten von einer Aenderung ihrer Verhältnisse Nichts wissen, und es war klar, daß Otto eher Hindernisse, als Förderung, bei ihnen finden werde. Dennoch wagte man nicht ihn auszuweisen, nicht einmal das Predigen wurde ihm verwehrt. Aber die Predigt wirkte Nichts, und der unfruchtbaren Arbeit müde faßte Otto nach einiger Zeit den Entschluß, Boten an den Polenherzog zu senden, um ihm die Hemmung des Missionswerks zu melden und um weitere Verhaltungsmaßregeln zu bitten. Das erfüllte die Stettiner, welche Ottos Absicht erfuhren, mit Besorgniß, und sie verlangten deshalb ebenfalls eine Botschaft an den Herzog abfertigen zu dürfen; sie seien bereit, erklärten sie, das Christenthum anzunehmen, wenn ihnen Boleslaw beständigen Frieden und eine Erleichterung des Tributs zugestehen würde. Paulitius bewilligte die Absendung von Boten und reiste selbst dann mit den Boten des Bischofs und der Stettiner nach Gnesen.

Inzwischen hörte Otto nicht auf sich vor der Menge zu zeigen. An den Markttagen, wo das Landvolk herbeiströmte, zog er mit seinem ganzen geistlichen Gefolge in feierlicher Procession unter Vortragung des Kreuzes durch die Straßen, und die Menge fand an dem ungewöhnlichen Schauspiel Gefallen, ohne sich jedoch weiter um den fremden Prediger zu bekümmern. Endlich gelang dem Bischof dennoch eine Bekehrung. Zwei schöne Jünglinge, Söhne eines reichen und angesehenen Mannes in der Stadt, Domaslaw mit Namen, wurden mit dem Bischof bekannt, kamen öfters in den Herzogshof und fühlten sich bald von der Würde und Freundlichkeit des fremden Mannes so angezogen, daß sie auch seiner Predigt ihr Herz nicht verschlossen. Sie wurden unterrichtet

und am 25. October getauft, nachdem neun Wochen bereits Ottos Arbeit in Stettin eine vergebliche gewesen war, als er schon völlig an ihrem Erfolg zu verzweifeln anfing.

Die Jünglinge waren im Herzogshofe ohne Wissen der Eltern getauft und blieben dort auch während der folgenden Woche, in welcher sie die weißen Taufkleider trugen. Als die Mutter die Taufe erfuhr, — der Vater war auf einer Reise — eilte sie nach dem Herzogshofe; sie fand den Bischof mit seinen Geistlichen auf einem Rasenplatze vor dem Thore sitzend, ihre Söhne in den weißen Kleidern zu seinen Füßen. Da diese die Mutter erblickten, erhoben sie sich und eilten ihr voll kindlicher Freude entgegen. Ueberwältigt von ihren Gefühlen, brach die Frau ohnmächtig zusammen. Man hielt für Schmerz, was Uebermaß der Freude war. Sobald sie wieder ihrer Sinne mächtig war, umarmte und küßte sie ihre Kinder und rief aus: „Du weißt, Herr Jesu, daß ich sie in der Stille meines Herzens deiner Barmherzigkeit unablässig empfohlen und dich gebeten habe, das an ihnen zu thun, was du nun gethan hast.“ Dann sprach sie zum Bischof gewendet: Gesegnet sei dein Eingang in diese Stadt, denn ein großes Volk wird hier dein Eifer dem Herrn gewinnen. Siehe, ich selbst, die ich vor dir stehe, bin eine Christin, was ich bisher nicht zu gestehen wagte.“ In ihrer Jugend hatte man sie aus einem Christenlande geraubt und, da sie schön und von edler Abkunft war, einem vornehmen Manne vermählt. Otto war beglückt durch die Freude der Mutter und ehrte sie mit ihren Söhnen auf alle Weise. Die Jünglinge beschenkte er mit seinen goldgestickten Röcken, mit goldenen Gürteln und bunten Schuhen, die Mutter mit Pelzwerk.

Offen verkündete die Frau nun das Evangelium in ihrem Hause, und Alle in demselben nahmen die Taufe; die Söhne wurden die Evangelisten ihrer Altersgenossen, und nicht allein die Worte derselben wirkten, sondern auch die prächtigen Geschenke, bei welchen sie die Milde des Bischofs priesen. Die ganze Nachbarschaft wurde für Otto und seine Botschaft gewonnen. Schon drängte man sich zu dem Manne, welcher für die Gefangenen das Lösegeld gab, die Hungrigen speiste, die Nackten kleidete; Aehnliches hatte man zuvor in Pommernland weder gesehen noch gehört, am wenigsten von den Priestern der Götzen. Domaslaw vernahm, was in seinem Hause vorgegangen sei, erschrak und eilte heim. Aber als er mit eigenen Augen die große Umwand-

lung der Seinen sah, brach auch sein Widerstand, und er nahm selbst die Taufe.

Alles hatte bereits in Stettin eine andere Gestalt gewonnen, als Paulitius und die Boten vom Polenherzog heimkehrten. Sie überbrachten ein Schreiben des Herzogs, welches den Stettinern streng ihren Ungehorsam verwies, zugleich aber eine Erleichterung der Lasten Pommerns, wenn man das Christenthum annähme, zusagte; nur 300 Mark Silber sollte das Land dann als jährlichen Tribut zahlen, bei einem Aufgebot des Polenherzogs nur der zehnte Hausvater ausrücken, dessen Ausrüstung die andern neun zu leisten und dessen Hauswesen sie während des Krieges zu bestellen hätten. Man frohlockte über die gute Botschaft, und nirgends begegnete Otto weiteren Schwierigkeiten.

Nun schien es Zeit, die Götzenbilder und Tempel in Stettin zu zerstören. Der letzteren gab es vier — die Pommern nannten sie Continen — und der angesehenste, dem Triglaw geweiht, lag in der Mitte der Stadt auf dem höchsten Punkt derselben; in ganz Pommern scheint diese Contine eine besondere Achtung genossen zu haben. Otto selbst legte mit seinen Genossen zuerst Hand an den Abbruch des Tempels, aber bald machten sich auch die Neubekehrten selbst an das Werk. Viele Weihgeschenke waren hier aufgehäuft: man bot sie dem Bischof an, aber er wies sie zurück und überließ sie den Stettinern. Für sich behielt er nur die drei vom Rumpfe getrennten Köpfe des Triglawbildes, welche er später dem Papste nach Rom übersandte. Wie die Hauptcontine, wurden auch die drei anderen niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht. In einer derselben hatte das schwarze Roß des Triglaw gestanden, aus dessen Tritt man den Erfolg der Kriege zu weissagen pflegte: das Thier befahl Otto jetzt außerhalb des Landes zu verkaufen, um dem Aberglauben ein Ende zu machen. Auch eine heilige Eiche wollte der Bischof fällen lassen, doch die Stettiner baten für die Erhaltung des schönen weitschattenden Baumes, und ihre Bitten fanden, als sie der heidnischen Verehrung desselben fortan zu entsagen versprachen, bei Otto Gehör.

Nach dem Sturz des Götzendienstes suchte Otto auch die heidnischen Sitten zu beseitigen: das Verkaufen der Kriegsgefangenen als Sklaven, die abscheuliche Sitte die neugeborenen Mädchen zu tödten und die in dem Volke weitverbreitete Vielweiberei. Vor Allem war Otto unermüdlich im Predigen, Unterrichten und Taufen. Zugleich wurde der

Bau zweier Kirchen begonnen. Die eine, in der Nähe des alten Triglawtempels belegen, empfing den Namen des h. Adalbert, des Vorgängers Ottos in der Mission; die andere vor dem Thore wurde den Aposteln Petrus und Paulus, den Schutzpatronen Bambergs, geweiht. Otto bestellte Priester für diese Kirchen und versah sie mit den Altargeräthen. Ganz Stettin schien eine christliche Stadt geworden; die Götzenpriester und ihre Anhänger verkrochen sich.

Schon war man in den Winter hineingekommen, und mit ungewöhnlicher Härte trat diesmal früh die rauhe Jahreszeit ein: dennoch wollte der Bischof in Stettin nicht Rast machen. Man lud ihn nach zwei benachbarten Burgen, welche Gresch und Lubin genannt werden*), und er kam, als man ihn rief, um auch hier Kirchen und Gemeinden zu gründen. Dann eilte er über das Haff nach Wollin, wo man nach der Bekehrung Stettins nun den Bischof feierlich einholte. Aller Widerstand der Götzenpriester war vergeblich; die Menge fiel dem Bischof zu, und Viele ließen sich alsbald taufen. Auch hier wurden die Continen zerstört, auch hier zwei christliche Kirchen begründet und Priester für dieselben bestellt; die eine abermals eine Adalbertskirche in der Stadt, die andere, St. Peter geweiht, vor dem Thore. Wollin hatte in Ottos Augen eine besondere Bedeutung für die Zukunft: er und Herzog Wratislaw hatten es zum künftigen Bischofssitz ersehen. Denn die Stadt lag, da auch Usedom, Wolgast, Gützkow und Demmin damals zum pommerschen Herzogthum gehörten, inmitten des Landes und bot nach allen Seiten über das Haff leichte Verbindungen. Der Gedanke ließ sich aber nicht sofort zur Ausführung bringen; auch mußte sich Otto schon jetzt die genannten westlichen Städte Pommerns zu besuchen versagen, da er es für seine Pflicht hielt bis zur Osterzeit nach Bamberg zurückzukehren.

Nach längerem Aufenthalt in Wollin ging Otto abermals nach Kamin hinüber. Von hier aus beeilte er sich noch Kolberg und Belgard auf seiner Missionsreise zu berühren. Auf dem Wege nach Kolberg kam er an einen schön gelegenen Ort**), wo sich vieles Volk

*) Man hält diese Burgen für Garz an der Oder und Lübzin am Dammschen See — sicher ist die Annahme nicht, aber in der Nähe Stettins müssen beide Orte gelegen haben.

**) Er wird Kloden genannt, und die Neueren denken meist an Klötikow an der Rega. Die Sage bringt die Entstehung des Dorfes Zirkwitz zwischen Kamin und der Rega mit diesem Kirchenbau Ottos in Verbindung; Zirkwitz heißt Kirchlein.

zur Taufe drängte. Zur Feier des Sieges, welchen das Kreuz hier davongetragen, ließ er an der Stelle den Grund zu einer heiligen Kreuzkirche legen, ohne jedoch, wie es scheint, eine besondere Gemeinde zu gründen. Der Weg führte dann an einer großen zerstörten Burg vorüber, vielleicht das vorhin erwähnte Nacla, und durch eine in dem letzten Polenkriege völlig verwüstete Gegend. In Kolberg, wo schon vor Zeiten ein Bisthum bestanden hatte, welches aber völlig aus dem Andenken der Menschen entschwunden war, stieß die Mission auf Schwierigkeiten; denn die meisten Einwohner waren in Handelsgeschäften über die See gegangen und die zurückgebliebenen wollten in Abwesenheit derselben keine Neuerungen in der Stadt vornehmen. Der Widerstand wurde jedoch überwunden, eine nicht geringe Anzahl getauft, der Bau einer Marienkirche begonnen und ein Priester für sie zurückgelassen. In einer Tagereise gelangte Otto dann nach Belgard, wo Alles willig dem Evangelium zufiel; eine Kirche zu Ehren aller Heiligen wurde begründet und ihr ein Priester gegeben. Hiermit war Otto an das Ende seiner Missionsthätigkeit gelangt und dachte nun an die Rückkehr nach seinem Bischofsitz an der Regnitz.

Auf demselben Wege, auf dem er bis Belgard gekommen, gelangte er wieder nach Wollin, wo er sich am 2. Februar 1125 von der neuen Gemeinde unter vielen Thränen verabschiedete; von dort eilte er nach Stettin und wahrscheinlich abermals über Pyritz an die Landesgrenze. Noch einmal hatte er auf dem Heimwege alle von ihm gegründeten Gemeinden aufgesucht und sie im Glauben gekräftigt. Er hinterließ ihnen eine Reihe von Satzungen, um den heidnischen Bräuchen ein Ende zu machen und die Neubekehrten an das kirchliche Leben der abendländischen Christenheit zu gewöhnen; Ottos Forderungen an die Pommern waren im Wesentlichen dieselben, welche jeder Bischof damals an die ihm kirchlich Untergebenen stellte. Die früher begonnenen Kirchen konnte Otto auf der Rückreise bereits weihen; sie waren meist in Eile nur nothdürftig aus Brettern zusammengeschlagen worden. Nirgends schied Otto ohne Thränen; überall geleitete ihn das Volk, wie seinen Wohlthäter.

Am Anfange der Fasten (11. Februar) standen Otto und seine Begleiter wieder an jenem großen Grenzwald, durch den sie nach Pommern gelangt waren. Auf dem schon bekannten Wege ging es nach Gnesen, wo Boleslaw seinen Dank aus vollem Herzen den Missionaren bezeigte. Großes war in der That gewonnen. Die Zahl der in Pom-

mern Getauften berechnete man auf 22,166; in acht Städten waren Gemeinden gegründet, und unter ihnen gerade in den Hauptplätzen des Volkes; elf christliche Kirchen hatte der Bischof geweiht und dem Gottesdienst übergeben.

Nach einigen Tagen verabschiedete Boleslaw reich beschenkt die Bamberger und ließ ihnen Geleit bis zur böhmischen Grenze geben. Als sie dann bei Prag vorbeizogen, lag Herzog Wladislaw in Todesnoth auf dem Wyschehrad. Bischof Otto war es, der dem Herzog die letzten Tröstungen der Religion spendete, ihn auf dem Sterbebette mit seinem Bruder Sobeslaw versöhnte. Noch vor dem Palmsonntag scheint Otto in seine Diöcese zurückgekehrt zu sein. Den grünen Donnerstag und Charfreitag beging er im Kloster Michelfeld, am folgenden Tage langte er in der Vorstadt Bambergs an und übernachtete dort zu St. Gangulf, um am Ostermorgen (29. März) seinen feierlichen Einzug in die Stadt und den Dom zu halten. Es war den Bambergern ein doppeltes Osterfest; als sie ihren Bischof wiedersahen, war es ihnen, als ob Christus aus dem Grabe erstanden. In tiefster Andacht wurde das Hochamt gehalten und jubelnd das Hallelujah angestimmt. Alles drängte sich herbei, um den Segen des greisen Bischofs zu empfangen und seine Füße zu küssen. Preisend erzählte Otto von den großen Thaten Christi und der Bekehrung der Pommern, und das Feuer seiner Rede entzündete die Seelen Aller.

Einen kurzen Bericht über seine Missionsreise veröffentlichte Otto alsbald, in welchem er besonders die Forderungen darlegte, welche er an die Neubekehrten gestellt hatte. Es scheint nicht, als ob man in Deutschland in dem Augenblick, wo ein Kaiserhaus im Aussterben war, die That Ottos nach Gebühr gewürdigt habe: dennoch war sie von der außerordentlichsten Bedeutung und hat die segensreichsten Folgen gehabt. Seit einem Jahrhundert lag die Mission ganz darnieder; das Christenthum war sogar in Gegenden, wo es bereits den Sieg gewonnen, wieder von dem Götzendienst verdrängt worden. Der Bamberger Bischof war es, der jetzt die Mission aufs Neue belebte, und nun ging sie unaufhaltsam ihren Gang, bis auch die letzten Reste des Heidenthums im Abendlande vertilgt waren. Nachdem der Götzendienst bei den Pommern vernichtet war, blieb es nur eine Frage der Zeit, wann alle wendischen Völker in die christliche Kirche eingehen würden. Allerdings war dieser Götzendienst längst nur eine hohle Form — Ottos

schnelle Erfolge ließen sich sonst kaum erklären, — aber auch das erfordert Muth, mit fester Hand die leere Form zu zerschlagen und den hohlen Schatten, vor dem Andere erschrecken, beim Namen zu rufen, um ihn für immer zu bannen. Otto zeigte, daß das Heidenthum hinfällig sei und wie es zu Fall gebracht werden könne; Andere haben dann von ihm gelernt.

Bischof Otto war ein Nachfolger Ottos des Großen in der Mission des Ostens. Aber nicht mit dem Schwert hat er das Christenthum den Pommern aufgezwungen, sondern sie mit der Predigt und vielleicht noch mehr mit Werken der Liebe und Güte gewonnen. Das Werk des Bischofs ist dauernder gewesen, als das des waffenmächtigen Kaisers. Auch ein Nachfolger des h. Adalbert und der ihm geistesverwandten Eremitenmönche war Otto von Bamberg und ist sich dessen bewußt gewesen. Dennoch hat er nicht im Sinne jener Männer, denen immer die Krone der Märtyrer vor den Augen schwebte, sein Werk begonnen und durchgeführt. Ihm lag an dem Erfolge, den jene gering anschlugen; er wandte sich dem Volke, welches er bekehren wollte, freundlich zu, während jene sich von der argen Welt loszusagen schienen. Was sie und jener Bernhard, ein später Nachzügler auf ihren Bahnen, nicht durchgesetzt hatten, erreichte Otto und brachte dadurch auch Adalberts Namen zu neuen Ehren.

Gewiß hat Otto weltliche Mittel nicht verschmäht, um zu seinem Ziele zu gelangen, und gewiß sind sie von nicht geringer Bedeutung gewesen: dennoch hatte die Liebe bei dem ganzen Bekehrungswerk mitgewirkt und ihm die Weihe gegeben. Sie ließ den alternden Mann alle Mühen der Reise ertragen, gab ihm stets frische Kräfte, hielt seinen Muth aufrecht, machte jedes Opfer ihm leicht. Seitdem er das Pommernland betreten, liebte er es; es schien ihm und seinen Begleitern so reich und gesegnet, daß ihm nur Wein, Oel und Feigen fehlten, um für das Land der Verheißung zu gelten. Auch die Art der Leute hat ihnen trotz aller Gräuel der Abgötterei gefallen; die Ehrlichkeit der Pommern, die Schloß und Riegel entbehrlich machte, ihre Gastfreundschaft, welche stets für den Fremden den Tisch gedeckt hielt, wußten die Bamberger zu rühmen. Otto soll wohl daran gedacht haben, unter den Pommern dauernd zu bleiben: wie aber hätte er sich von seinem Bamberg für immer losreißen können?

Und wie er Liebe dem fremden Volke entgegenbrachte, so erweckte

er in ihm Neigung und Vertrauen. Selbst als die Götzenpriester noch einmal nach seiner Heimkehr aus ihren Winkeln hervorkrochen und seine Schöpfung vernichten wollten, bedurfte es nur seiner neuen Dazwischenkunft, um die Pommern dem Evangelium zu erhalten, um die bestehenden Kirchen zu schützen und neue zu gründen. Die Pommern haben immer Ottos als ihres Wohlthäters gedacht, und noch sein Grab war ihnen eine geweihte Stätte.

Als die Kaiser nicht mehr die Mission förderten, als die Päpste, mit ihnen im Streit um die Herrschaft, sich wenig um die Völker des Nordens, welche im Dunkel des Todes wandelten, kümmerten, nahm ein deutscher Bischof die Arbeit auf sich, welche die Kirche nie hätte aufgeben sollen, und führte das unternommene Missionswerk mit eben so viel geistlicher als weltlicher Klugheit durch. Wenn er sich dabei auch auf die Macht des Polenherzogs stützte, gleichsam im Dienste desselben stand, so handelte er dabei doch ganz im deutschen Sinne, und deshalb ist Pommerns Bekehrung von Bamberg aus nicht nur für die Geschichte der christlichen Kirche, sondern auch für die Geschichte der deutschen Nation zu einem Ereigniß reichsten Segens geworden. Nicht einem polnischen Bisthum hatte Otto die neugegründeten Gemeinden unterstellt, sondern sie zunächst in unmittelbarer Beziehung zu Bamberg erhalten. Nach Ottos Tode erhielt Pommern ein eigenes Bisthum, doch auch dann ist die Verbindung der neubegründeten Kirchen mit Deutschland nicht unterbrochen worden; der erste Pommernbischof war Adalbert, des Apostels Freund und Begleiter.

Ottos That hat das Signal zu einer neuen Ausbreitung der deutschen Nationalität nach dem Nordosten gegeben, bei welcher sich diese dort dauernd befestigte. Mit Macht drang deutsche Sitte und Sprache nun über die Elbe, verbreitete sich weiter und weiter dort in den weiten Ebenen, an den Strömen entlang, rückte zugleich weiter und weiter hinauf an den Küsten der Ostsee. Durch und durch deutsch sind diese Gegenden heute, der Sammelpunkt deutscher Kraft und Macht. Das sind Nachwirkungen von Ottos Kreuzespredigt, nicht von jenen unglücklichen Zügen Heinrichs V. nach dem Osten, welche Deutschlands Ansehen nur schwächten.

Umblick.

Von Bamberg, Heinrichs II. gesegneter Stiftung, kehren die Gedanken noch einmal nach Speier zurück. Vollendet stand nun der Riesenbau des Doms da, wie ihn einst der Kaiser Konrad gedacht, ein gewaltiges Denkmal für ihn und seine kaiserlichen Nachkommen. Ein rastloses, stets umherschweifendes, der Macht in der Weite der Welt nachjagendes Geschlecht, haben sie dort erst im Tode eine gemeinsame Heimat gefunden. Dahin wurden sie alle nach dem Ahnherrn in die Gruft getragen, wo die Wogen des Rheins an dem stolzesten Werke vorüberrauschten, welches bisher deutsche Hände errichtet hatten. Und wohl Wenige sind seitdem den Strom herabgefahren, die nicht zu jenem Dome aufgeschaut und dabei derer gedacht hätten, die ihn gebaut und ihre Ruhestätte in ihm erhalten haben.

Erinnerungen erwachen da, welche die Brust heben; Erinnerungen an jene große Zeit, wo das deutsche Kaiserthum von Sieg zu Sieg schritt, sein Gebiet sich nach allen Seiten erweiterte, wo der deutsche Name gleichbedeutend mit Herrschaft war, wo Deutschland fester zu einem einigen Reich verbunden war, als jemals zuvor oder nachher. Noch einmal schien die Macht Karls des Großen zu erstehen, noch einmal sich das Abendland der Kraft fränkischer Herrscher willenlos zu unterwerfen; das Kaiserthum war nahe daran, in Wahrheit zu werden, was es bisher nur in der Idee gewesen war, — eine allumfassende, allbeherrschende, Alles zwingende Macht. Danach hat Konrad, danach haben seine Nachkommen getrachtet, und sie waren Männer festen Willens und entschlossener That. Klugheit und Muth waren in dem Geschlechte erblich, dabei ein starrer und strenger Sinn, der sich bei dem Letzten bis zu tyrannischer Härte steigerte, — aber das Glück hat Konrad nur seinem Sohn vererben können. Mißgeschick über Mißgeschick trafen den Enkel und die späteren Nachkommen, und der Speierer Dom erweckt zugleich die traurigsten Erinnerungen unserer Geschichte. Er mahnt an die Tage schmählicher Demüthigung des Kaiserthums, der Zerrissenheit deutscher Nation, an den Bürgerkrieg eines halben Jahrhunderts, an lange Leiden nach kurzer Herrlichkeit. Konrads Dom ist vollendet, aber die Kaiserherrschaft, wie er sie anstrebte, ist nicht zu Bestand gekommen; die Letzten seines Hauses hatten selbst um die Erhaltung des kaiserlichen Namens zu kämpfen.

Aber der kaiserliche Name blieb — und blieb der erste der Welt. Nach wie vor bezeichnete er den Gipfel aller irdischen Hoheit, und selbst die alten Ehren wurden ihm im Ganzen ungemindert erhalten. Weder dahin hatten es die Päpste gebracht, daß das Kaiserthum in Vergessenheit fiel, noch daß sich die Kaiser als ihre Vassallen bekannten. Dennoch hatten sie eine Wunde der Kaisermacht geschlagen, die nie mehr ganz zu verwinden war, und zugleich hatte der Investiturstreit eine gewaltige Revolution in allen Verhältnissen der abendländischen Welt herbeigeführt, welche vor Allem die Fundamente des Kaiserthums unterhöhlte, sein Ansehen schwächte.

Die materielle Kraft der früheren Kaiser hatte hauptsächlich in den außerordentlichen Hülfsmitteln gelegen, welche ihnen das deutsche Königthum bot. Daß ihnen die deutschen Stämme fester zu einem Reiche und Volke zu verbinden gelang, als es bisher geglückt war, daß sie dadurch Heere von unvergleichlicher Kriegstüchtigkeit in jedem Augenblick in das Feld stellen konnten, machte sie nach allen Seiten furchtbar und siegreich, dehnte ihre Herrschaft weit über die Grenzen deutscher Zunge aus, erhöhte ihren Thron über jeden anderen Europas. Und die Erfolge außen steigerten zugleich ihre Macht in Deutschland: die unbotmäßigen Großen wurden zum Gehorsam zurückgeführt, ein Aufstand nach dem anderen niedergeworfen, mehr und mehr traten die Stammesunterschiede hinter der Reichseinheit zurück, die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs waren bald nicht viel mehr, als die Vollstrecker der Befehle der Kaiser, ihre Heerführer im Kriege, ihre Beamten im Frieden, ihre Berather in den Reichsgeschäften. Wie viel Einfluß die Kaiser diesen Fürsten auf ihre Entschließungen auch einräumen wollten oder mußten, sie selbst waren doch die Herren des Reichs, und der Name des Reichs bezeichnete nur ihre eigene Macht.

Wie war das Alles verändert, seitdem das Papstthum die Waffen der Fürsten und des gläubigen Volkes gegen die Kaiser gewendet und einen langjährigen inneren Krieg in Deutschland entzündet hatte! Offen trennten sich da die Fürsten vom Kaiser, entsetzten ihn und reichten einem und dem andern aus ihrer Mitte, der sich ihren Bedingungen fügte, die Königskrone. Schon wird ausgesprochen, daß eine Herabwürdigung des Reichsoberhauptes ein heilbarer Schaden, die Beeinträchtigung der Fürsten dagegen des Reichs Untergang sei. Um den aufständischen Großen zu widerstehen, muß sich nun der Kaiser eine Partei bilden,

welche ihn fast mehr beherrscht, als er sie, und als der schwere Streit endlich durchgekämpft wird, haben sich die Stämme wieder weiter vom Reiche entfernt, und mit dem neuerwachten Stammesbewußtsein hat auch das Herzogthum eine neue Bedeutung gewonnen. Das Herzogthum ist zugleich, wie es die Grafschaft schon früher war, factisch erblich geworden, und die Bisthümer werden nicht mehr durch kaiserliche Ernennung, sondern hauptsächlich durch die Wahl der Kapitel besetzt. So hat das deutsche Fürstenthum neben der kaiserlichen Macht eine freiere, selbständigere Stellung gewonnen. Kaum kann man die Fürsten noch als Beamte des Kaisers ansehen, ihr Verhältniß zu ihm wird fast nur noch nach dem Lehnsrecht beurtheilt; auch die Bischöfe bemessen nur danach ihre Pflichten gegen den weltlichen Herrn. Die Fürsten sind in Wahrheit weniger vom Kaiser abhängig, als er von ihnen; will er ihren Beistand gewinnen, so muß er zugleich ihre Interessen befriedigen. Schon beginnt man mehr in den Fürsten, als in dem Kaiser das Reich zu sehen; schon spricht man von Kaiser — und Reich.

War das Verhältniß des Kaisers zu den Fürsten ein anderes geworden, so nicht minder zum Volk. Mit der Zersplitterung der alten Gaugrafschaften war die alte Gerichts- und Heeresverfassung in Auflösung gerathen. Das Lehnswesen gestaltete überall das alte Reichsrecht, die alten Volksrechte um; die Ordnungen des Feudalismus drangen in alle Lebensverhältnisse ein. Nicht mehr die freie Geburt bestimmte Rechte und Pflichten des Mannes, sondern seine Stellung im Heerschild, d. h. ob er lehnsfähig war und von wem er seine Lehen empfing. Freiheit ohne Lehen und Ritterleben hatte kaum noch einen besonderen Werth, erlaubte wenigstens keine unmittelbare Theilnahme mehr an den Angelegenheiten des Reichs. Nur hinter den Mauern der Städte fand die alte Gemeinfreiheit noch ein Asyl und wußte sich gegen die immer weiter um sich greifende Gewalt der Lehnsgrafen und kleinen Lehnsherren zu schützen. Die Bürger bewahrten mindestens die Waffenehre, welche der freie Bauer einbüßte. Noch einmal hat Heinrich IV. versucht die Bauernschaften zum Schutze des Kaiserthums aufzubieten, aber der Erfolg war traurig genug. Eine zahlreiche Klasse des Volks verlor allmählich ganz den Zusammenhang mit dem Reich oder stand doch, wenn sie in einem solchen verblieb, nicht mehr in der vollen Gewalt des Königs. Ueberall wurden Königsbann und Königsdienst durch die Gewalt und den Dienst der Lehnsherren beschränkt.

Wie sich der Reichsverband lockerte, wie das Verhältniß des Kaisers zum Volke ein loseres wurde, machte sich im Innern, wie nach außen fühlbar genug. Wir wissen, wie wenig dauernden Erfolg alle jene Bestrebungen der beiden letzten Heinriche hatten, um einen allgemeinen Frieden im Reiche aufzurichten; ihre Anordnungen richteten weniger aus, als die kirchliche Treuga Dei und die provinziellen Vereinbarungen einzelner Großen. Und mehr noch, als in Deutschland, sank die kaiserliche Autorität in den unterworfenen Ländern. War auch Heinrich V. durch die Erbschaft Mathildens der mächtigste Fürst der Lombardei geworden und schienen ihm damit neue Mittel zur Herstellung der kaiserlichen Herrschaft im Süden geboten, so fehlte doch viel daran, daß er Italien mit der Macht der Ottonen beherrscht hätte. Die Normannen erkannten in ihren ausgedehnten Gebieten im Süden der Halbinsel die Hoheit des Kaisers nicht an, der Papst fühlte sich wenigstens in Rom selbst als ein freier Herr neben dem Kaiser, und die Bürger der lombardischen Städte gehorsamten dem Reichsoberhaupt nur so weit, als es ihnen beliebte oder momentan ihre Botmäßigkeit zu erzwingen war. In Burgund bestand die königliche Gewalt, welche Konrad II. und Heinrich III. wieder geltend gemacht hatten, unter ihren Nachfolgern kaum dem Namen nach fort. In Ungarn war der deutsche Einfluß völlig vernichtet, in Polen durch den unglücklichen Krieg Heinrichs V. tief gesunken, in Böhmen wurde er von den einheimischen Fürsten nur als Mittel benutzt, um sich gegen Prätendenten zu schützen. Im Wendenland fürchtete man wohl den rührigen Sachsenherzog, aber ein kaiserliches Heer war seit Menschengedenken dort nicht mehr gesehen. Mit den Dänenkönigen hatten seid Svend Estrithsons Tode alle Verbindungen des deutschen Hofes aufgehört; selbst der kirchliche Zusammenhang des skandinavischen Nordens mit Hamburg-Bremen war von Papst Paschalis II. gelöst. Nur mit England waren durch Heinrichs V. Ehe wieder engere Beziehungen gewonnen, aber gerade sie hatten zu feindlichen Berührungen mit Frankreich geführt, bei denen sich zeigte, daß das französische Volk jetzt einem Angriff des Kaisers gegenüber geeinigt dastand und die kaiserliche Macht an der Westgrenze Deutschlands schon eine feste Schranke fand.

Aber das Kaiserthum der Ottonen hatte nicht bloß auf seiner kriegerischen Kraft und seinen äußeren Machtmitteln beruht, nicht minder lag seine Stärke darin, daß es sich zum Mittelpunkt aller kirchlichen und

geistigen Interessen der abendländischen Christenheit gemacht hatte. Nur bei ihm fand die Kirche in ihrer Bedrängniß Beistand, nur von ihm wurde ihr Nothstand gebessert, nur von ihm das Papstthum in den Zeiten tiefster Herabwürdigung wieder zu Ehren gebracht. Alles kirchliche und christliche Leben suchte und fand in Wahrheit damals seinen Halt und Stützpunkt in der kaiserlichen Macht. Nicht einmal der äußere Bestand der Kirche war zuvor gegen die Angriffe der Heiden gesichert gewesen: erst unsere Kaiser haben jene Angriffe abgewiesen und dann dem Christenthum den Eingang in die Länder des Ostens geöffnet. Und jene mächtigen Schutzherren der Kirche waren damit zugleich die Förderer der Wissenschaft und Kunst gewesen; denn nur in dem Klerus hatten die in der Karolingischen Periode ausgestreuten Bildungskeime bei der Ungunst der Zeit nicht ganz erstickt werden können. Die höher gerichteten, die vorwärts strebenden Geister drängten sich um den Thron der Ottonen und fanden dort Förderung ihrer Absichten; die kaiserliche Macht hob sie, aber zugleich haben sie das Kaiserthum erhoben. Mochte dies Konrad II. nicht begreifen, sein Sohn besaß Verständniß dafür, und es gelang ihm noch einmal alle Fäden der geistigen Entwickelung im Abendlande zusammenzufassen, indem er eine große Reform der Kirche, wie sie allen hochgesinnten Männern zur Zeit Bedürfniß schien, ernstlich in Angriff nahm.

Verhängnißvoll war, daß diese Reform nicht von einem Kaiser durchgeführt, sondern von dem Papstthum im günstigsten Moment ergriffen und in andere Bahnen gelenkt wurde. Als dann der Sohn und Enkel Heinrichs III. der Reform sogar einen unglücklichen Widerstand entgegensetzten, kam das Kaiserthum völlig aus der geistigen Strömung, welche es bisher getragen hatte, heraus und büßte damit zugleich seine kirchliche Autorität in der abendländischen Christenheit ein. Hatte das Centrum der Kirche und Schule vor einem Jahrhundert in Deutschland gelegen, so gravitirten die geistlichen und geistigen Interessen der Völker Europas nun nach Rom; selbst die deutsche Kirche fühlte sich fortan mächtiger dorthin gezogen. Zwar hat es auch in der Folge nicht an Bischöfen und Gelehrten gefehlt, welche entweder Ueberzeugung oder Vortheil eng an die Kaisermacht fesselte, aber nicht mehr die Kirche selbst, sondern nur eine Partei in derselben knüpfte noch ihre Hoffnungen an die Nachfolger Ottos des Großen. Wie die äußeren Mittel der Herrschaft für das Kaiserthum nicht die alten blieben, so

sank es auch von der geistigen Höhe, welche es in seinen Anfängen gewonnen hatte.

Das deutsche Kaiserthum hat die Entwickelung des staatlichen Lebens bei den anderen Nationen Europas nicht gehemmt, vielmehr sind unter seinem Schutz die Kräfte derselben im Stillen gereift. Es bedurfte nur einiger Gunst der Umstände und eines neuen Mittelpunkts, wie er sich jetzt im Papstthum darbot, um den stillen Bann zu brechen, in welchem die deutsche Uebermacht bisher die anderen Völker des Abendlandes gehalten, um sich völlig ihrer eigenen Kraft bewußt zu werden. Vor Allem traten die romanischen Nationen, längere Zeit zurückgedrängt, nun wieder glanzvoll in die Geschichte ein. Unter ihnen war der Gedanke der großen Kirchenreform zuerst aufgetaucht, sie hatten sich mit demselben zumeist durchdrungen, in den Zeiten der höchsten Gefahr hatten sie den Päpsten dann die Mittel zur Durchführung des großen Werks geboten — wie billig, theilten deshalb auch sie vornehmlich mit den Päpsten den Siegespreis. So gespalten sie waren, hatten sie in Rom doch wieder, wie vor Zeiten, einen gemeinsamen Mittelpunkt gefunden, und die geistliche Herrschaft des römischen Bischofs mochte ihnen weniger drückend erscheinen, als es einst der Despotismus der alten Imperatoren Roms gewesen war.

Wenn unter dem Einfluß der neuen Ideen die christlichen Reiche in Spanien neue Kräfte gewannen und die arabischen Herrschaften weiter zurückschoben, wenn sich bei den Christen jenseits der Pyrenäen im unausgesetzten Kampfe gegen den Islam ein freier und selbstbewußter Geist, zugleich voll ritterlichen Stolzes und geistlicher Devotion, in eigenster Art nun entwickelte, so berührte dies das deutsche Kaiserthum, welches nur ganz vorübergehend seine Aufmerksamkeit jenem äußersten Lande Europas zugewendet hatte, allerdings nur im geringen Maße: um so bemerklicher machten sich ihm dagegen die veränderte Lage der Dinge und der nationale Aufschwung in Frankreich und Italien.

Ein frisches Wehen des Geistes ging damals durch Frankreich; es war, als ob sich die Nation, aus langem Schlummer erwacht, in allen Sehnen und Nerven gestählt fühle. Ein mächtiger Thatendrang riß sie fort; nach allen Seiten strömten die Schaaren der französischen Ritter in die Weite hinaus und erfüllten Abendland und Morgenland mit dem Ruhm ihrer Kämpfe und Abenteuer. Wo sie ihr Lager aufschlugen, ob an der Themse oder am Tajo, vor den Thoren Salernos oder in der

schönen Ebene von Palermo, am Euphrat oder Orontes, an der phönicischen Küste oder im gelobten Lande, wurden sie Herren des Landes, führten ihre kirchlichen Ordnungen und ihren Feudalstaat, ihre Sprache und Sitte ein. Zu derselben Zeit, wo die deutschen Eroberungen in Stillstand kamen, eilte der französische Adel von Sieg zu Sieg, breitete seine Nationalität in glücklichen Kämpfen aus und nahm überall da Stellung, wo die Entscheidung der wichtigsten Fragen für die Christenheit lag. Es war ein großer Moment in der Weltgeschichte, als die Waffen des Occidents sich endlich wieder denen des Orients überlegen zeigten, als das Christenthum überall den Islam zurückdrängte, — und die französischen Ritter waren es, welche damals Allen voran die Schlachten des Glaubens schlugen. Wo es den Kampf gegen die Moslems galt, da haben ihn jene Ritter entweder allein auf sich genommen oder als Vorkämpfer und Mitkämpfer den zunächst betheiligten Völkern zur Seite gestanden.

Einem ideal-phantastischen Ritterthum, wie es das französische zu jener Zeit war, muß die Poesie auf den Fersen folgen. Die Ritter lernten den Bänkelsängern Aquitaniens und der Provence ihre Gesänge ab und bildeten die populären Weisen kunstreich weiter. Was in Leid und Freude, in Lieb und Haß die Brust hob, vertrauten sie ihren Liedern. Lebensfrisch, heißblütig, streitlustig riß ihr ritterlicher Sang die Gemüther fort, und bald fehlte das Beste zur Festesfreude, wo der Sänger fehlte. Und schon gestalteten gelehrtere Meister im kühleren Norden Frankreichs auch die alten Heldensagen, welche sich das Volk erzählte, nach dem kirchlich-ritterlichen Geist der Zeit um; sie waren beschäftigt den Romanen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, von König Arthur und der Tafelrunde, von den Abenteuern der nordischen Recken, wie sie nachher in immer neuer Umgestaltung Jahrhunderte lang die Phantasie der Menschen beschäftigt haben, zuerst festere Formen zu geben. Eine nationale Literatur, neu und eigenartig, entstand so im Norden und Süden der Loire; die Volkssprache machte sie weiteren Kreisen zugänglich, als bisher von den lateinischen Schriftwerken des Klerus erreicht waren; von Laien großentheils ausgehend, gewann sie auch die Laienwelt für sich. Durch diese Poesie erhielt die französische Sprache in ihren beiden Hauptdialekten zuerst eine kunstmäßige Ausbildung, und schon wurde sie von den Ufern des Tweed bis zu Ländern am Euphrat gesprochen. So weit die französischen

Waffen reichten, hörte man die Sprache der Franzosen; sie begann eine Weltsprache zu werden.

Den streitbaren Rittern Frankreichs stand ein nicht minder streitbarer Klerus zur Seite. Durch Berengar und Lanfrank war Frankreich wieder zum Mittelpunkt der theologischen und philosophischen Studien geworden; nirgends wurden die Fragen des Glaubens und Wissens eingehender, gründlicher und zugleich hitziger verhandelt, als in Paris. Dorthin strömten aus dem ganzen Abendlande junge Kleriker zusammen, welche eine höhere theologische Bildung suchten. Und wie wuchs erst die Zahl, als der kühne Peter Abälard aus der Bretagne dort auftrat, sich zwischen die hadernden Parteien der Philosophen und Theologen warf und, rechts und links die Lehrsätze Anderer bekämpfend, der eigenen Ansicht zum Siege verhalf! Die Anwendung, welche er von der Dialektik auf die Glaubenssätze machte, war nicht nach dem Sinne der Kirchlichen, aber sie weckte die Geister und brachte ein bisher kaum geahntes Leben in die Schule; mochte sein System nicht geschlossen, mochte sein Charakter nicht der festeste sein, er lebte in dem Gedanken freier Wissenschaft und war ein begeisternder Lehrer. Die Verfolgungen, die er erlitt, steigerten nur den Eifer seiner Jünger. Als man ihm das Lehren in Paris unmöglich machte, ihm keine Zuflucht in einem Kloster mehr gewährte, zog er in eine Einöde bei Troyes. Am Rande eines Bachs baute er da mit eigenen Händen Bethaus und Klause, von Eichen überschattet und Rosen umkränzt. In Schaaren folgten ihm seine Jünger und führten eine steinerne Kirche auf, welche er dem Paraclet, dem heiligen Geiste, weihte. Unter Laubhütten wohnten bei ihm die Jünger des heiligen Geistes, ihre Speise waren die Früchte des Feldes, welches sie selbst bebauten. Eremiten der Wissenschaft, lebten sie in den Worten des Lehrers, welche sie dann in alle Welt hinaustrugen; der Glanz seines Namens verdunkelte bereits den aller anderen Gelehrten im Abendlande.

An Feinden konnte es Abälard um so weniger fehlen, als eine völlig andere Denkart schon seit langer Zeit tiefe Wurzeln in dem französischen Mönchthum geschlagen hatte. Nicht das Begreifen der Glaubenslehren war es, worauf es den Mönchen ankam, sondern das Leben und Wirken im Glauben. Nicht die Freiheit wollten sie, sondern die Unterwerfung unter christliche, nach ihren Vorstellungen besonders klösterliche Ordnungen. Auch sie wollten im Geiste leben, aber

Geistesleben war ihnen Ascese, Gebet, Verzückung. Auch sie waren kampfbereit, aber sie kämpften gegen das eigene Fleisch und die arge Welt, vor Allem gegen den verweltlichten Klerus. Von Cluny war der Kampf ausgegangen, und Jeder weiß, welche Erfolge die Congregation erreicht hatte. Noch war sie mächtig, wie keine andere im Abendlande, doch wollte man finden, daß sich in ihr bereits die Schwächen des Alters zeigten, daß ihr Eifer erkalte, daß sie selbst zu verweltlichen beginne.

Mit frischerer Kraft traten neue geistliche Orden ein, um den begonnenen Kampf gegen die Welt fortzuführen. Nach dem Vorbild der italienischen Eremitenmönche richtete der Kölner Bruno das Leben seiner Freunde ein, welche ihm in das von steilen Felsen überragte Thal La Chartreuse bei Grenoble folgten; im Jahre 1086 wurde so von ihm der Kartäuser Orden, in welchem die Ascese ihre strengsten Forderungen stellte, in das Leben gerufen. Im Jahre 1098 war es dann, daß ein Mönch aus der Champagne, Robert mit Namen, unweit Dijon das Kloster Citeaux anlegte; man entlehnte von Cluny, was sich bewährt hatte, und suchte die Fehler der dortigen Einrichtungen zu verbessern. Bald stand auch Citeaux, gleichsam ein verjüngtes Cluny, an der Spitze einer ausgebreiteten Congregation, und das Glück derselben wollte, daß ihr die gewaltigste Kraft des Mönchthums zu jener Zeit in dem heiligen Bernhard gewonnen wurde. Im Jahre 1115, noch jung an Jahren, doch schon als eine Leuchte der Kirche erkannt, sah sich Bernhard zum Abt von Clairvaux erhoben, und es war das Werk seines Lebens, die Cluniacenser durch die Ordnungen der neuen Congregation in Schatten zu stellen. Auf anderem Wege strebte Norbert nach ähnlichen Zielen, wie sie die Cluniacenser und Cistercienser verfolgten. Ein Chorherr des Stifts St. Victor in Xanten, hatte er nach den Vorschriften des kanonischen Lebens, wie man sie auf den heiligen Augustin zurückführte, sein Stift reformiren wollen. Aber Widerspruch über Widerspruch begegnete ihm in der Heimat, bis er sie mißmuthig verließ. Mehr schien er durch seinen Eifer in Frankreich auszurichten, und der Bischof von Laon übergab ihm endlich dort das Martinsstift, um eine Reform zu versuchen. Als er aber auch da viele Widerwärtigkeiten fand, entschloß er sich mit einigen Gefährten einen abgelegenen unangebauten Landstrich im Walde von Coucy zum Wohnsitz zu nehmen; Traumgesichte hatten ihn auf diese Einöde verwiesen. Im Jahre 1120 bezog Norbert sein

einsames Prémontré, bald das Haupt einer lebenskräftigen, weit verzweigten Verbindung ähnlicher Stiftungen diesseits und jenseits des Rheins. Die Prämonstratenser waren regulirte Chorherren und nannten sich so, aber ihre ganze Verfassung war doch dem Mönchthum nachgebildet; die eigenthümliche Stellung zwischen Welt- und Klostergeistlichkeit, welche sie einnahmen, bot ihnen große Vortheile und eröffnete ihnen schnell einen ausgebreiteten Wirkungskreis.

Allerdings waren es zum Theil Deutsche, welche diese neuen Klosterordnungen begründeten: um so bezeichnender ist, daß sie nur in Frankreich damals den rechten Boden für ihre Bestrebungen zu finden hofften und fanden. Klosterbrüder in Kutten aller Art predigten nun in den gallischen Ländern gegen die verweltlichte Kirche, gegen den verweltlichten Klerus. Man wird nicht sagen, daß sie gerade das erreicht hätten, was sie zunächst anstrebten; aber sie beherrschten die Stimmung der Masse, erregten die Seelen, nahmen die Gemüther gefangen. Das französische Mönchthum war, wie das Ritterthum, eine Macht geworden, welcher schwer zu widerstehen war. Abälard hat sie erfahren. Aeußerlich wie innerlich ist er von ihr überwunden worden: als ein frommer Mönch ist er in einem Kloster Clunys gestorben. Die Zeit rückte heran, wo in dem heiligen Bernhard die höchste Autorität des Abendlandes zu ruhen schien, wo sich Päpste und Könige dem Willen des Abts von Clairvaux beugten.

Diese kriegerischen und mönchischen, poetischen und gelehrten Elemente, welche das Leben Frankreichs durchdrangen, scheinen uns wohl weit auseinander zu streben: dennoch fanden sie sich zusammen und verbanden sich in der mannigfachsten Weise. Schon hatten französische Ritter vor Jerusalem die geistlichen Ritterorden der Johanniter und Tempelherren gestiftet, die eigenthümlichste Vereinigung von Mönchthum und Chevalerie. Jene Asceten, welche die Philosophie bekämpften, waren darum nicht minder selbst von ihr ergriffen; der heilige Bernhard, obwohl ein hitziger Gegner Abälards, stand doch den Ideen nicht fern, welche die Schule beherrschten. Nicht allein die Ritter sangen das Lob ihrer Damen, auch Männer der Wissenschaft, wie Abälard, versuchten sich in Liebesliedern. Die ganze Nation war eben in einer geistigen Erregung, welche neue und seltsame Erscheinungen hervorrief. Uns mag in dieser Verbindung von weltlichem Ritterthum mit mönchischer Weltverachtung, von üppiger Poesie mit grübelndem Scholasticismus

etwas Unklares und Phantastisches liegen: aber diese Phantastik, so unfruchtbar sie sich in unseren Zeiten erweisen würde, hat damals auf alle realen Verhältnisse eine unberechenbare Macht geübt. Sie hat die Kreuzzüge ermöglicht und in Allem mitgewirkt, was die abendländische Welt in den nächsten Jahrhunderten geleistet. In ihr wurzeln alle jene wundersam reichen und bunten Erscheinungen, welche das spätere Mittelalter kennzeichnen.

Eine völlig andere Lebensrichtung tritt in Italien zu Tage, namentlich in dem nördlichen und mittleren Theile der Halbinsel; denn der Süden war von französischen Rittern beherrscht. In der Lombardei und in Tuscien ging von den Städten und dem Bürgerthum die Bewegung aus, und von hier empfing dann die ganze Nation Anstoß und Richtung. Was eine kluge und beherzte Bürgerschaft vermöge, hatte längst Venedig gezeigt. Nicht allein die Freiheit der Stadt hatte es durch eine gewandte Politik gegen das morgenländische und abendländische Kaiserreich zu behaupten gewußt, sondern sich auch eine unterthänige Landschaft an den Küsten Istriens und Dalmatiens gewonnen. Es gab eine Zeit, wo Venedig fast allein den Handel des Orients und Occidents auf der See vermittelte, wo die Flotten der Lagunenstadt fast allein die kostbaren Producte der Levante dem Abendlande zuführten. Venedigs Beispiel wirkte zunächst auf die Seestädte Pisa und Genua. Auch ihre Schiffe sah man schon im elften Jahrhundert sich weit hinaus wagen, alle Küsten des mittelländischen Meeres befahren. Auf eigene Hand nahmen die Bürger dieser Städte den Kampf mit den Arabern auf, den namentlich Pisa mit erfolgreicher Kühnheit führte. Von den Inseln im östlichen Becken des Mittelmeeres wurden die Araber vertrieben; schon griff sie Pisa auch in Afrika an. Als die Seestädte Italiens mit ihren Schiffen die Kreuzfahrten der französischen Ritter unterstützten, folgten sie nur einer Richtung, welche sie längst eingeschlagen hatten. Weniger kam ihnen freilich, wenn sie nun ihre Flotten Jahr für Jahr an die Küsten des gelobten Landes sandten, auf Abenteuer an, als auf die Erweiterung ihres Handelsgebiets; nicht so sehr Waffenehre suchten sie dort, wie Gewinn. Ihre Zähigkeit hat mehr als ein Mal verhindert, daß die Unbeständigkeit der ritterlichen Kreuzfahrer nicht aufgab, was im heißen Ansturm eben gewonnen war, und sie waren es, welche durch ihre Klugheit den reichsten Ertrag aus den fernen Eroberungen der Christenheit zogen.

Der wachsende Reichthum der Seeplätze kam auch den Städten im Binnenlande des nördlichen und mittleren Italiens zu gut, theils durch den großen Zwischenhandel nach den Ländern jenseits der Alpen, der ihnen zufiel, theils durch die Gewerbthätigkeit, die sich mit dem Zufluß neuer Producte und mit dem lebendigeren Verkehr außerordentlich hob. Auch diese Städte, unter denen Mailand voranleuchtete, hatten inzwischen die Waffen ergriffen und sie bald gegen die deutschen Könige, deren Regiment bereits als eine Zwingherrschaft empfunden wurde, bald gegen ihre Bischöfe, welche die ihnen von den Kaisern übertragenen Hoheitsrechte in den Städten durch ihre Vassallen ausüben ließen, nicht unglücklich geführt. Im Investiturstreit hatten die meisten Bürgerschaften die Selbstregierung gewonnen. In allen bedeutenderen Städten standen bereits von den Bürgern und aus ihnen gewählte Consuln an der Spitze der Verwaltung und der Rechtspflege. In wie weit man die Hoheitsrechte des Bischofs noch anerkannte, hing von zufälligen Umständen ab. Die Abhängigkeit vom Reiche ließen sich die Städte mehr im Princip gefallen, als in der Praxis. Man gab dem Kaiser wohl Abgaben, man achtete die Rechtssprüche, die in Reichsangelegenheiten von ihm selbst oder seinen Bevollmächtigten ausgingen, aber tiefere Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Communen wurden vom Reiche kaum noch versucht, weil sie stets auf hartnäckigen Widerstand stießen.

In handel- und gewerbtreibenden Bürgerschaften, welche die Waffen nur, um sich Verkehrsstraßen zu bahnen oder ihre Freiheiten zu schützen, führen, wird sich ein anderer Geist entwickeln, als in einer abenteuernden Ritterschaft. Wer täglich zu rechnen hat, überläßt sich nicht leicht gefährlichen Lockungen der Phantasie, und in der That hatte man in den Communen Italiens manche schwierige Rechnung zu machen. Auf einem beschränkten Gebiet mit spärlichen Mitteln waren Aufgaben durchzuführen, die Anderen, denen weit größere Kräfte zu Gebot standen, unlösbar schienen. Im Kampf mit fremden Völkern, im Streit mit dem Kaiser und mächtigen Fürsten, in steter Rivalität unter einander, mußten sich die einzelnen Communen ihr Dasein mühsam gewinnen und vorsichtig sichern. Wie wäre dies anders, als durch die kluge Ausnutzung jedes günstigen Moments und durch die besonnene Pflege vortheilhafter Allianzen, möglich gewesen? Die Lombardei, Tuscien und die Romagna waren nicht der Boden für stürmische Eroberungen,

nur eine nüchterne, Schritt für Schritt vorschreitende Politik erzielte hier Erfolge. Nicht allein die Bürgerschaften sahen dies, auch die Fürsten begriffen, daß hier die Zustände nur im mühsamen Ringen mit den gegebenen Verhältnissen umzubilden seien, und selbst das Papstthum trat in diese Kreise einer weitverschlungenen, klug berechnenden Politik ein. Wohl hat der Stuhl Petri die ungestümen Kräfte der französischen Nation für seine Zwecke zu nutzen gewußt, aber er ließ sich von ihnen nicht fortreißen. Die Politik Roms behielt im Wesentlichen die Richtung, welche sie in den Tagen Gregors VII., der großen Gräfin und der Pataria eingeschlagen hatte.

Ueberall finden wir die Italiener jener Zeit auf den Bahnen realer Verhältnisse und in einer eminent praktischen Wirksamkeit; selbst in den wissenschaftlichen Bestrebungen der Nation tritt dies hervor. Man weiß, wie in Italien Literatur und Schule immer einen mehr weltlichen Charakter behalten haben, wie hier zuerst neben der Rhetorik die praktischen Wissenschaften der Medicin und der Jurisprudenz Pflege fanden *). Es war namentlich die Rechtswissenschaft, welche etwa zu derselben Zeit, als in Frankreich das theologische Studium eine europäische Bedeutung gewann, in Italien einen Aufschwung nahm, der sich bald in allen Weltverhältnissen fühlbar machte. Die Rechtsschulen in Pavia und Ravenna genossen lange bedeutenden Ruf, aber schon wurden sie durch Bologna verdunkelt, wo Warnerius eine kaum geringere Anziehungskraft übte, als Abälard in Paris. Ein geordnetes Studium der Rechtsbücher des Justinian, welche so lange vernachlässigt waren, brachte er, vorher ein Lehrer der Grammatik, ein Mann aus dem Laienstande, dort zuerst wieder in Schwung und übte damit eine unermeßliche Wirkung aus. Schon beriefen sich die Kaiser, die Kirche, die Städte auf Grundsätze des alten Rechts, gleich als gälte es für alle Orte und alle Zeiten. Und nicht allein das römische Recht wurde von den Juristen bearbeitet, sondern auch die lombardischen Gesetze systematisch geordnet, commentirt und zum Gegenstande eines geregelten Unterrichts gemacht. Gleichzeitig trat das kanonische Recht, nicht ohne die unmittelbare Einwirkung Gregors VII., in eine neue Phase der Entwickelung. Um die alten Ordnungen der Kirche mit den neuen Satzungen des Papstthums in Einklang zu bringen, wurden andere Kanonensammlungen nöthig; sie

*) Bd. I. S. 357. 358.

sind besonders in Italien entstanden, obschon auch Frankreich mit solchen Arbeiten nicht ganz zurückblieb. In Bologna hat dann neben dem römischen und lombardischen auch das kanonische Recht zuerst ein geordnetes Studium erhalten. Aus einer Verbindung mehrerer Lehrer und ihrer Schüler entstand hier die erste gelehrte Corporation, welche man als eine Universität bezeichnen kann. Kleriker und Laien drängten sich nun zu dem Rechtsstudium, welches für alle Verhältnisse des Lebens eine bisher kaum geahnte Bedeutung gewann; ein besonderer Doctorenstand, gleichsam in die Mitte tretend zwischen dem Klerus und den Laien, gewann durch dieses Studium Existenz. Wie Handel und Gewerbe, wurden Politik und Rechtswissenschaft die bewegenden Kräfte des italienischen Lebens.

Offenbar hatten sich in den romanischen Nationen neue Kräfte frisch entwickelt, und wohl schien die Frage, ob das deutsche Kaiserthum und die deutsche Nation ihnen gegenüber nach jenen langen inneren Kämpfen noch die politische Ueberlegenheit würde behaupten können. Wer aber die Rechnung auf einen schleunigen Zerfall der deutschen Kaisermacht gestellt hätte, würde sich doch sehr getäuscht haben; jene Entwickelung des südlichen Europa hatte, so rasch und energisch sie hervortrat, doch mindere Gefahren, wie sich bald zeigte, für das Kaiserthum, als man hätte erwarten sollen. Denn nirgends war noch bei den Romanen ein fester nationaler Zusammenschluß, nirgends das Band eines starken Königthums; die Nationen hatten sich nicht so in ihrer Gesammtheit, wie in ihren Ständen entwickelt, und diese strebten meist mehr auseinander, als einem Mittelpunkt zu; die Steigerung der Kräfte wirkte deshalb mehr nach außen, als nach innen. Die Gesammtheit der Romanen hatte allerdings in dem Papstthum einen neuen Vereinigungspunkt gewonnen, aber welche Dienste man in weltlichen Dingen dem Statthalter Petri schulde, war in der Praxis noch heftiger bestritten, als in der Theorie. Die Normannen in Campanien, Apulien, Calabrien und Sicilien waren die unmittelbaren Vassallen des Papstes, und doch hatte derselbe meist mehr von ihnen zu fürchten, als zu hoffen. Selbst der Gehorsam der Stadt Rom und des Adels der Campagna mußte immer aufs Neue erst erzwungen werden. Seitdem das Papstthum seine Ansprüche auf Weltherrschaft erhoben hatte, sah es sich meist entschlossenen Gegnern gegenüber, und hinter ihm selbst standen gewöhnlich nur schwierige Vassallen, unzuverlässige Bundesgenossen und selbstsüchtige

Freunde. Durch seine gewandte Politik war es dem Kaiserthum weit gefährlicher, als durch seine äußere Macht.

Dagegen fand die kaiserliche Herrschaft noch immer eine starke Stütze in der Tradition. Das Herkommen, zu allen Zeiten mächtig, übte damals eine Gewalt, von der wir uns heute schwer eine Vorstellung machen. Bezeichnete man den Kaiser auch nicht mehr als den Statthalter Christi, so war doch die allgemeine Ansicht, daß ihm als dem höchsten Gebieter der Welt das weltliche Schwert unmittelbar von Gott übergeben sei, und die zu neuem Leben erwachende Wissenschaft der römischen Jurisprudenz verfehlte nicht zugleich Vorstellungen von einer unbeschränkten Gewalt, die dem deutschen Reichsoberhaupte als Nachfolger der alten Imperatoren beiwohne, zu verbreiten. Daß jede andere weltliche Macht nur ein Ausfluß dieser höchsten Gewalt sei, war noch immer die Meinung, so wenig sie den wirklichen Verhältnissen entsprach. Aber das war mindestens richtig und wurde gefühlt, daß die bestehende Ordnung in der abendländischen Christenheit wesentlich durch das Verdienst des Kaiserthums geschaffen war. Wie hätte man sich namentlich dieser Erkenntniß in Deutschland und in dem größten Theil Italiens verschließen können? Alle jene Rechte und Freiheiten, deren sich die Bischöfe, die weltlichen Herren und die Städte erfreuten, alle jene Urkunden, welche jene Freiheiten und Rechte stützten und schützten, waren sie ihnen nicht von den Kaisern ertheilt? Untergruben sie nicht ihre eigene Macht, wenn sie die kaiserliche Autorität in Vergessenheit fallen ließen? Wohl hatte man eine Reform der Kirche begünstigt, welche das Papstthum neben dem Kaiserthum zu einer Weltmacht erhob, weil man durch sie zu gewinnen hoffte: aber die Vernichtung des Kaiserthums hätte den ganzen Bestand der Dinge doch von tiefstem Grund aus erschüttert. Wer hätte sich unter dem allgemeinen Ruin noch sicher gedünkt? Nimmt man die Rechte des Kaisers, hat man noch später gemeint, so darf Niemand mehr sagen: dieses Haus ist mein.

So hatte das deutsche Kaiserthum noch tiefe Wurzeln in der die Zeit beherrschenden Meinung, und auch die äußeren Hülfsmittel, welche ihm zu Gebot standen, darf man nicht gering anschlagen. In dem von Parteiungen zerrissenen Italien gab es immer Fürsten nnd Communen, welche im Streit mit anderen sich der deutschen Macht anzuschließen bereit waren, und der gesteigerte Reichthum des Landes kam

so selbst dem deutschen Hofe zu gut. Nicht anders war es in den burgundischen Ländern, ja überall im Abendlande; wo es ein gekränktes Recht gab, wo Zerwürfnisse in den Nationen eintraten, wurde die Hülfe des Kaisers angerufen und ihm alle Kräfte zur Verfügung gestellt, welche der schutzsuchenden Partei zu Gebote standen.

Die Hauptkräfte des Kaisers lagen aber nach wie vor im deutschen Reiche und im deutschen Volke. Waren auch die Bande, welche Reich und Volk zusammenschlossen, augenscheinlich gelockert, so waren sie deshalb nicht zerrissen. Wie viel an Hoheitsrechten der König aufgegeben hatte, jedes Recht wurde ihm doch frei, wo er persönlich erschien und die Regierung führte. Noch war das ganze Reich sein Haus; noch war er dort überall der höchste Herr; noch gab es Niemanden, der sich seinem Gericht entziehen durfte; noch hatten Alle, welche in den Waffen lebten, in ihm ihren höchsten Kriegsherrn. Welche Macht zu Zeiten die Empörung gewonnen hatte, der Grundsatz war nicht erschüttert worden, daß es strafwürdiger Ungehorsam sei, sich der Mahnung des Königs zu entziehen.

Sobald der Kaiser nur die Empörung niederzuhalten vermochte, bot ihm das deutsche Reich noch immer eine außerordentliche Macht. Denn Nichts wäre irriger, als die Meinung, daß die Hülfsquellen des Reichs bereits versiegt, die Kräfte des deutschen Volks verbraucht gewesen seien. Gewiß hatte der Investiturstreit gewaltige Opfer gekostet, aber vielleicht nie hat eine Nation die Gräuel eines durch Menschenalter fortdauernden inneren Kriegs leichter überstanden, als damals die deutsche. Man mag zur Erklärung anführen, daß größere Schlachten nur im Anfange des Streits stattfanden, daß längere Zeiten in völliger Waffenruhe vorübergingen, daß der Schauplatz des Kriegs oft gewechselt wurde: der Hauptgrund war doch, daß eine unerschöpfliche Widerstandskraft gegen das Elend und die Verwilderung in unserem Volke lebte und daß sich überdies die Mittel der Existenz und mit ihnen die Thätigkeit in den deutschen Ländern gesteigert hatten.

Bemerkenswerth ist, daß sich gerade in der Zeit, wo sich die französischen Großen mit Vorliebe in auswärtige Kämpfe stürzten, die deutschen Fürsten wenig an ihnen betheiligten. Heinrich IV. hatte 25 Jahre regiert, ehe er seine Romfahrt antrat, und auch da hat ihn nur ein kleines Heer begleitet. Ein zahlreicheres Kriegsvolk brachte er zehn Jahre später über die Alpen, doch war auch dies nicht von fern jenen Heeren

zu vergleichen, welche früher den Kaisern gefolgt waren. Nur Heinrichs V. Romfahrt hat fast alle deutschen Fürsten über die Alpen geführt; als er zum zweiten Male nach Italien ging, war kein Heer in seinem Gefolge. Gegen die Völker im Osten hat Heinrich IV. lange ganz die Waffen ruhen lassen; größere Reichsheere hat er nie gegen sie zusammengebracht. Sein Sohn nahm diese Kämpfe in den ersten Regierungsjahren auf, aber nicht mit dem besten Erfolg; wir hören, daß die Fürsten selbst über diese unfruchtbaren Kriege murrten. Noch weniger war man geneigt dem Kaiser gegen Frankreich Waffen zu bieten. Wir wissen, wie gering verhältnißmäßig bisher auch an den Kreuzzügen die Theilnahme des deutschen Adels gewesen war. Und noch weniger, als an den Landkriegen, haben sich die Deutschen an den Kämpfen zur See betheiligt. Schon wurden das Mittelmeer und die Ostsee wieder freie Bahnen für christliche Völker; dort sah man die Schiffe der Franzosen, Catalanen und Italiener, hier wurden die Dänen mächtig, aber deutsche Flotten fehlten. Nur die Nordsee wurde von friesischen und holländischen Seeleuten befahren, um England und dem Dänenlande die Waaren des deutschen Kaufmanns zuzuführen. Die Bemerkung des Annalisten Eckehard, daß die Deutschen seiner Zeit nicht leicht fremde Völker angriffen, hat ihre volle Wahrheit.

Die Zeit und Kraft, welche früher in äußeren Kriegen verwandt waren, blieben dem Lande; dort sind sie allerdings zum Theil in den traurigen Parteiungen verzehrt worden, doch ist auch vielfacher Gewinn dem Adel, der Kirche und dem Bürgerstande daraus erwachsen, daß man die eigenen Interessen nun einmal wieder zunächst in Betracht zog.

Die weltlichen Großen nutzten den günstigen Augenblick, wo die kaiserliche Gewalt gelähmt war, um ihre Besitzungen zu erweitern und abzuschließen, immer ausgedehntere Hoheitsrechte über ihre Hintersassen zu gewinnen, ihre Territorien sich und ihren Nachkommen zu sichern. Auf großen Landbesitz waren sie von jeher bedacht gewesen, und es war eine Zeit, wo sich mit List und Gewalt mehr als je gewinnen ließ. Wie es in Revolutionszeiten zu geschehen pflegt, waren neue Geschlechter schnell emporgekommen. Von den Supplinburgern, den Zähringern, den Staufern, den Askaniern, welche jetzt in den Vordergrund traten, war früher wenig die Rede gewesen. Der italienische Zweig der Welfen war erst neuerdings nach Baiern verpflanzt worden, und nur dunkel erinnerte man sich dort, daß die Vorfahren des Wittels-

bachers, welchem Heinrich V. so große Gunst erwies, einst über das Land geherrscht hatten. Die Stammbäume der Grafen von Thüringen und Groitsch, so tief diese Herren in die Dinge eingriffen, waren ziemlich neu; zum hohen Adel hatten die Vorderen dieser Ludwige und Wiprechte nicht gehört. Auch die edlen Geschlechter der Habsburger und Zollern, welchen noch eine weltgeschichtliche Rolle vorbehalten war, traten erst damals bestimmter hervor. Ueberall neue Menschen in den neuen Zeiten, aber mit wunderbarer Schnelligkeit steigen sie zur Macht empor und gewinnen einen massenhaften Besitz. Jener Pfalzgraf Rapoto, welcher Heinrich IV. wichtige Dienste gegen die Gregorianer leistete, konnte von den Grenzen Böhmens bis nach Rom ziehen und überall auf seinen eigenen Burgen und Höfen Quartier machen — und doch hieß nicht er der Reiche, sondern sein Vetter, der Graf Udalrich von Passau. Eine viel nachhaltigere Bedeutung gewann der große Besitz, welchen Ludwig der Bärtige und sein Sohn in Thüringen von der Hörsel bis zur Unstrut zusammenbrachten und den ihr Geschlecht sich dann durch gefälschte Kaiserurkunden zu sichern suchte. Man kann sagen, daß Thüringen, bis dahin in der Gewalt theils Mainzer Vassallen, theils sächsischer Herren, erst durch die Hauspolitik der Ludwige wieder einen provinziellen Zusammenhang gewann.

Sichtlich war der Besitzstand und damit der Wohlstand des hohen Adels im Wachsen, und damit bereicherten sich zugleich die Vassallenschaft und Ministerialität desselben. Aber nicht weniger gewann die Kirche, gewannen die Bisthümer und Klöster. Ein allgemeiner Trieb der Zeit war der Kirche zu opfern. Gab der Arme ihr seine Freiheit, so übertrug der Reiche ihr sein Stammgut, der König ihr die Einkünfte und Rechte des Reichs. Wo die Opferfreudigkeit fehlte, wurde moralischer, auch äußerer Zwang nicht gespart, um einen immer ausgedehnteren weltlichen Besitz in die Hand der Kirche zu bringen. Schon konnten die Erzbischöfe von Mainz und Köln eine Macht entfalten, welche selbst den Kaisern Besorgnisse einflößte, und wo wäre ein Bisthum gewesen, welches seinen Traditionscodex nicht unaufhörlich erweitert hätte? Was sich mit den Mitteln eines einzelnen Bisthums, wenn sie nur zu Rath gehalten wurden, erreichen ließ, zeigt das Beispiel Ottos von Bamberg. Mit besonderer Vorliebe pflegte man die Klöster; nicht nur die alten wurden erweitert, sondern fast Jahr für Jahr mitten in den Stürmen des Investiturstreits entstanden neue Stiftungen. Geistliche und welt-

liche Herren wetteiferten in denselben, und die glänzenden Dotationen zeigten den Reichthum der Gründer. Heinrich IV. und sein Sohn haben die Mittel zu solchen Werken nicht gefunden; sie mußten sich versagen, was ihren Fürsten wenig Beschwerde machte.

Allerdings haben die Kirchen wegen ihres Reichthums schwere Stürme bestanden. Weder die Kaiser, noch die adligen Herren, die als Vögte und Vasallen bei der Verwaltung des Kirchenguts unmittelbar betheiligt waren, haben sich ein Gewissen daraus gemacht, in Zeiten der Noth tief in den Besitz des Klerus einzugreifen. Arge Gewaltthaten sind oft genug an Klostergut und Klosterleuten verübt worden, und nicht selten fehlte es selbst in den reichsten Abteien, wie Fulda, an den nothwendigen Lebensbedürfnissen. Aber schneller, als sich erwarten ließ, halfen sich meist die Kirchen wieder auf. Gute Wirthschaft brachte bald meist Alles wieder in den alten Stand, und im Ganzen waren damals die geistlichen Herren bessere Haushalter, als die weltlichen. Wenn diese in Geldnoth waren, halfen häufig die Bischöfe und Aebte aus, freilich nicht ohne daß ihnen liegende Gründe veräußert oder verpfändet wurden. Die geistlichen Aemter gaben nicht nur Ehre, sondern auch vor Allem Reichthum und Macht; Grund genug, daß die vornehmen Familien sie für ihre Nachgeborenen zu gewinnen suchten. Schon war es für einen Kleriker, der nicht einem angesehenen Hause entstammte, sehr schwierig, den Eingang in ein Domcapitel zu gewinnen.

Der Adel und die Kirche erweiterten auf Kosten der Krone und des Bauernstandes ihre Besitzungen und Rechte; diese büßten im Wesentlichen ein, wo jene gewannen. Den Städten ist dagegen das Wachsthum des Wohlstandes bei den Herren eher förderlich, als nachtheilig gewesen. Ein deutsches Städteleben und ein deutsches Bürgerthum hat eigentlich erst im elften Jahrhundert begonnen. Die gesteigerten Lebensbedürfnisse, die leichte und ungehinderte Verbindung mit Italien gaben dem deutschen Handel damals eine früher kaum geahnte Bedeutung, machten größere Handelsplätze mit einem regelmäßigen, festgeordneten Verkehr nothwendig und schufen einen eigenen Handelsstand, der schnell emporkam. Mit dem Reichthum der Kaufleute wuchs der Selbständigkeitstrieb dieses Standes. Die Meisten aus ihm waren unfreier Geburt, aber bald wußten sie sich die Freiheit zu erkaufen oder sonst zu erwerben. Sie standen Anfangs ganz unter der Botmäßigkeit

der Kaiser, Bischöfe oder weltlichen Großen, welchen die Handelsplätze gehörten, mußten ihnen steuern, ihnen Dienste thun, Recht von ihren Beamten nehmen und diese überall in ihre Geschäfte eingreifen lassen; nur allmählich gelang es ihnen durch Privilegien einen Antheil an der städtischen Verwaltung, an den städtischen Gerichten zu erlangen, ihre Leistungen an die Herren vertragsmäßig zu regeln. Zum Schutz der Stadt waren sie die Waffen zu führen verpflichtet, aber sie ergriffen sie dann auch wohl gegen ihre Herren. Wieviel sie mit ihren Schwertern vermochten, haben zur Zeit Heinrichs IV. die rheinischen Bischöfe, hat Heinrich V. dann an sich selbst erfahren. Die Kaufleute bildeten den Kern der städtischen Bevölkerung, aber an sie schloß sich die große Masse derer an, die vom Handwerk lebten und sich immer mehr nach den Städten zogen. Auch die Beamten der Herrschaft theilten oft mehr die Interessen ihrer Untergebenen als ihrer Gebieter, namentlich wenn sie nicht ohne Zustimmung jener eingesetzt werden konnten; sie verwuchsen allmählich mit der übrigen Einwohnerschaft und bildeten so in gewissem Sinne einen städtischen Adel.

Die Zeit des Investiturstreits war der Entwicklung der städtischen Freiheit, wie in Italien, so auch in Deutschland überaus günstig. Wenn der Kaiser mit dem Bischof der Stadt in Streit lag oder wenn Bischof und Gegenbischof mit einander haderten, fiel es schwer in das Gewicht, auf welche Seite sich die Städter wandten; sie wußten es, was sie galten, und sorgten dafür, daß ihre Dienste ihnen vergolten wurden. In einer Zeit innerer Wirren, wo ein gesicherter Rechtsschutz sonst kaum zu finden war, mußten sie selbst für denselben sorgen. Um ihn sich zu leisten, schlossen sie nach dem Beispiel, welches gleichzeitig mehrere nordfranzösische Städte gaben, an manchen Orten in Deutschland Eidgenossenschaften. Wir kennen solche in Cambray und Köln, und Kölns Vorgang hat weiter gewirkt. In der mannigfachsten Weise haben sich die Verhältnisse in den verschiedenen Städten dann weiter entwickelt; in jeder Stadt bildete sich durch die Gewohnheit ein besonderes Recht aus, welches, im Lauf der Zeit aufgezeichnet, später auch auf Städte neuer Gründung übertragen werden konnte.

Allen deutschen Städten leuchtete damals durch seinen ausgedehnten Handel, durch den Reichthum und die Mannheit seiner Bürger Köln voran. Ihm zunächst standen die anderen bischöflichen Städte am Rhein, wie Mainz, Worms, Speier und Straßburg. Auch die meisten anderen

Bischofssitze im Reich waren bereits große Handelsplätze geworden; namentlich begünstigte Augsburg und Regensburg ihre Lage, die leichte Verbindung mit Italien. Auch aus manchen Kaiserpfalzen erwuchsen volkreiche Orte, wie aus Frankfurt, Goslar, Ulm, Nürnberg *); andere Pfalzen verfielen, wie z. B. Tribur, welches im Jahre 1119 zum letzten Male genannt wird. Nicht selten bauten sich auch neben den Burgen der Fürsten Kaufleute an und riefen so Landstädte in das Leben. Der gesteigerte Verkehr bot dem Grundherrn manche Vortheile, erhöhte vor Allem seine Einnahmen; er gewährte deshalb nicht allein gern den Markt, sondern rief ihn wohl sogar mit Opfern in das Leben. Im Jahre 1120 berief der Zähringer Konrad zwanzig angesehene Kaufleute, um auf seinem Grund und Boden einen Markt zu errichten, gab ihnen Bauplätze gegen einen bestimmten Zins und gewährte ihnen nicht gewöhnliche Privilegien: so ist Freiburg im Breisgau entstanden.

Man hatte in früherer Zeit zwischen Burg und Stadt nicht unterschieden **). Beides bezeichnete einen mit Mauern und Wällen umgebenen Platz; Bürger oder Burgmannen nannte man die Besatzung desselben. Erst jetzt begannen sich die Begriffe zu trennen. Denn neben jenen befestigten Orten, welche Mittelpunkte eines geregelten Handelsverkehrs und einer ausgedehnteren Gewerbthätigkeit wurden, blieben kleinere Burgen, welche nur einer Kriegsmannschaft Wohnstatt boten, ja die Zahl derselben vermehrte sich noch von Jahr zu Jahr. Sie dienten bald zum Schutz der Grenzen, bald zur Sicherung des gewonnenen Besitzes gegen Gewalt, leider aber auch oft um Gewalt an Anderen zu üben. Die Kaufleute und die Bauern hatten schwer über die Raubburgen des Adels und das schlimme Kriegsvolk in denselben zu klagen. Seit den großen Bauten, welche Heinrich IV. am Harz und in Thüringen angelegt hatte, fingen auch die geistlichen und weltlichen Herren an ihre Festen umfänglicher und stattlicher einzurichten. Zu zahlreichen Burgen am Rhein, in Sachsen und Thüringen, welche noch jetzt durch ihren kühnen Bau auf steilen, die Umgegend weit beherrschenden Bergspitzen Bewunderung erregen, ist in jener Zeit der Grund gelegt worden; die

*) Heinrich III. hat unseres Wissens zuerst in Nürnberg in den Jahren 1050 und 1051 Hof gehalten; er war es auch, der dorthin den Markt von Fürth verlegte. Bereits gegen Ende des Jahrhunderts, in dem es zuerst genannt wird, war es ein namhafter und stark bevölkerter Platz.

**) Dies zeigt sich schon in den Namen vieler damals schon bedeutenden Städte wie Magdeburg, Regensburg, Augsburg, Straßburg u. s. w.

weltbekannten Namen von Drachenfels, Trifels, Wartburg, Kyffhausen werden damals zuerst gehört.

Auch sonst baute man nun in Deutschland mit größerem Aufwand. An die Stelle der alten hölzernen Nothbauten traten mehr und mehr kunstreichere Werke aus Stein. Die Geistlichkeit ging hierin voran. Noch jetzt besitzen wir in allen Theilen Deutschlands Kirchen und Klöster aus jener Zeit; sie legen von der Sicherheit und dem schon entwickelteren Geschmack der damaligen Architektur klares Zeugniß ab. Der sogenannte romanische Baustil kam zu jener Durchbildung und Vollendung, von welcher dann später der Uebergang zum Spitzbogenstil erfolgte. Wir hören in dieser Zeit nicht von fremden Künstlern in Deutschland; einheimische leiteten die großen Bauwerke und führten sie aus. Die unausgesetzte Uebung gab besonders den Geistlichen Kenntnisse der Architektur; sie waren, wie es scheint, fast die einzigen Baumeister dieser Epoche. In den Klöstern fand daneben die Skulptur, Malerei und Kalligraphie einen ordnungsmäßigen Betrieb und eine traditionelle Pflege. Ein großartiges merkwürdiges Denkmal damaliger Kunstübung ist das Relief der Kreuzabnahme an den Extersteinen *) im Fürstenthum Lippe; es zeigt, wie man sich allmählich von den überlieferten Mustern zu befreien suchte, nach eigenthümlicher, wirksamer Darstellung strebte. Ein ähnliches Bestreben giebt sich auch in den Miniaturmalereien der gleichzeitigen Handschriften kund. Von den Wandgemälden, mit welchen man die Kirchen zu verzieren liebte, ist leider kein größeres Werk unverletzt auf uns gekommen.

Wie die Kunstpflege fast ganz der Geistlichkeit zufiel, so war die Wissenschaft völlig ihr Alleinbesitz geworden. Der kaiserliche Hof zeigte den Bestrebungen der Gelehrsamkeit und der Schule nicht mehr die frühere Gunst. Heinrich IV. hatte wohl Sinn für die Arbeiten der Gelehrten, aber konnte wenig für sie thun; seinem Sohne waren, wie es scheint, die Literatur und die Literaten fast gleichgültig. Denn daß der Letztere gelegentlich einen oder den anderen Mann der Schule benutzte, um seine Kaiserrechte zu vertheidigen oder seine Thaten zu verherrlichen, wird nicht als Neigung zur Wissenschaft zu deuten sein; der Geschichtsschreiber Eckehard, welchen er in den Anfängen seiner Regierung an sich zog, wandte sich bald wieder von ihm ab. Des

*) Die Extersteine gehörten dem Kloster Abdinghof.

Kaisers eigene Bildung war, so viel wir wissen, in Nichts von der des weltlichen Adels unterschieden; der deutsche Adel aber lebte damals von Jugend auf ganz im Waffenhandwerk und in äußeren Dingen. Selbst jene dürftige Schulbildung, welche in der Ottonischen Zeit von ihm verlangt wurde, war ihm längst fremd geworden. Es war ein Fluch des langen inneren Kriegs, daß der Adel immer mehr in Fehden und Parteiungen verwilderte. Kaum etwas Anderes erweckte noch sein geistiges Interesse, als die Streitfragen über die Grenzen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt, da diese auch ihn unmittelbar betrafen.

Die geistlichen Schulen blieben von den traurigen Wirren der Zeit nicht unberührt. Vielfach vernehmen wir Klagen über den Verfall, ja die völlige Zerstörung derselben, und gewiß ist, daß bei manchen Domkirchen und Klöstern der Unterricht oft ganz unterbrochen wurde. Aber meist kam die Schule doch bald wieder in Gang, und die Bildung der Geistlichkeit läßt am Ende des Investiturstreits mindestens keinen wesentlichen Rückschritt gegen die früheren Zeiten erkennen. Die Literatur hält sich im Ganzen an die früher ausgebildeten Formen, gewinnt aber einen lebendigeren Inhalt. Die großen kirchlichen Fragen der Zeit beschäftigten natürlich den Klerus noch lebhafter, als die Laienwelt, und auch die Literatur mußte sich ihnen zuwenden. Was sie an Chroniken, an Gedichten, an theologischen und politischen Tractaten hervorbringt, trägt nun unverkennbar die Farbe der Partei. Erst in der Hitze des Streits finden sich wieder Gelehrte, die mit voller Energie die kaiserliche Sache vertreten, während die papistische Partei zugleich immer entschiedener in ihrer Richtung fortschreitet. Diese klerikale Literatur steht ganz inmitten der Tagesinteressen. Nicht ohne Zusammenhang damit ist, daß sie sich auch nicht mehr so ausschließlich der lateinischen Sprache bedient, daß der Klerus wieder deutsch zu dichten anfängt.

Der Bamberger Scholasticus Ezzo hatte im Jahre 1065 seinen Bischof Günther auf der Wallfahrt nach dem gelobten Lande begleitet und auf den Wunsch des sangliebenden Herrn die Wunder Christi in deutscher Sprache besungen; zu seinem Gedicht fand der Bamberger Wille eine Weise, durch welche dasselbe eine wundersame Wirkung erhielt*) und sich weit über Deutschland verbreitete. Besonders in Oester-

*) Man erzählt, Alle, welche das Gedicht hörten, seien so bewegt worden, daß sie das Mönchsleben hätten ergreifen wollen. Es erinnert das an Stimmungen, wie sie um das Jahr 1090 in Schwaben herrschten. Man vergl. S. 637.

reich und Steiermark, in jenen südöstlichen Gegenden, aus denen Günther stammte, wo Altmann, der auf jener Fahrt Ezzos Gefährte gewesen war, dann eine so eingreifende Wirksamkeit entfaltete, von wo im Jahre 1101 ein großer Theil der hohen Geistlichkeit, des Adels, des Volkes, auch der Weiber nach den heiligen Stätten zog, besonders dort fiel jenes Gedicht auf einen fruchtbaren Boden, und der Sänger von Bamberg erweckte dort Andere, die in ähnlicher Weise die Thaten Gottes in deutscher Sprache zu verherrlichen suchten. Mehrere und zum Theil umfassende Gedichte, welche so entstanden, sind unlängst bekannt geworden. Der Stoff ist der heiligen Schrift, besonders dem alten Testament entnommen und in einer Weise behandelt, daß sich epische, didaktische und lyrische Elemente durch einander mischen; die Form ist poetisch, doch streift sie bisweilen so nahe an die Prosa, daß sie an jene Reimprosa erinnert, welche in den lateinischen Schriften jener Zeit beliebt war; die Sprache ist hier und da mit lateinischen Worten in uns anstößiger Weise untermengt. Der Einfluß der Kirche und Schule auf diese Gedichte ist überall sichtbar, doch erfaßten sie auch die Massen des Volks, da es seine Sprache in ihnen vernahm. Wie tief sie auf dasselbe wirkten, zeigt, daß auch eine Frau, Ava mit Namen, die Mutter zweier Söhne, ein Leben Christi in derselben Weise dichtete; sie starb als Klausnerin im Kloster Götweih im Jahre 1127. Jene Gedichte waren meist wenig zum Gesange geeignet, aber der Klerus sorgte auch für Lieder, welche eine glücklich erfundene Melodie leicht dem Volke tiefer einprägen konnte. Wir besitzen ein schönes Marienlied, welches im Jahre 1123 im Kloster Melk niedergeschrieben wurde, das erste Zeugniß für jenen poetischen Cultus der heiligen Jungfrau, der sich dann schnell über ganz Deutschland verbreitete.

Auch bei uns feierte, wie man sieht, die Literatur nicht; auch bei uns neigte sie sich mehr dem nationalen Ausdruck zu, wie gleichzeitig in Frankreich. Aber freilich daran fehlte viel, daß man gleichen Schritt mit der raschen Entwickelung, welche das Rechtsstudium in Italien, die Theologie und Poesie in Frankreich dem geistigen Leben gegeben hatten, bei uns gehalten hätte. Wie weit blieben doch jene geistlichen Gedichte deutscher Kleriker hinter dem zurück, was die Provenzalen und Nordfranzosen gleichzeitig in der Dichtkunst leisteten! Man fühlte recht wohl in Deutschland, daß man nicht mehr auf der Höhe der Geisteskultur stand. Schon suchten die, welche Ungewöhnliches in der Theologie anstrebten,

ihre Studien in Frankreich zu machen. Einst hatte Burchard von Worms mit seiner Kanonensammlung sich im ganzen Abendlande Ruhm gewonnen; jetzt liebte man die kirchlichen Gesetzbücher sich aus Italien und Frankreich zu beschaffen. Dann, als der poetische Trieb lebendiger in unserer Nation erwachte, ergriff man mit Vorliebe die Stoffe französischer Dichter, und unter ihnen auch solche, die sie selbst nur aus Deutschland nach Frankreich verpflanzt hatten.

Aber wohin man auch den Blick wendet, überall zeigten sich doch noch kräftige Lebenstriebe in den deutschen Ländern. Die Gunst des kaiserlichen Hofes thut freilich wenig mehr, um sie zu fördern; die Zeitverhältnisse halten ihr Gedeihen eher auf, als sie es beschleunigen. Der Fortschritt im Leben der Nation ist deshalb langsamer, aber vielleicht um so sicherer; Alles erstarkt mehr von innen heraus aus eigener Kraft, als durch künstliche Pflege. Gelang es nun dem Kaiserthum noch einmal die Nation an sich zu ziehen, ein fester Mittelpunkt für ihre erstarkten, aber mehr auseinander geworfenen Kräfte zu werden, erwachte der Stolz der Deutschen wieder ein kaiserliches Volk zu sein, dem wegen des Imperium der erste Rang im Abendlande gebühre, so standen den Mächten, welche im Investiturstreit emporgekommen waren, gewiß noch harte Kämpfe, schwere Schläge bevor. Noch war der Welt im Gedächtniß, was Karl und Otto der Große geleistet hatten, — konnte nicht ein Dritter erstehen, der mit der erstarkten Kraft Germaniens dem römischen Kaiserthum eine neue, noch höhere Bedeutung, einen neuen, noch helleren Glanz gab, der ihm noch einmal die Welt unterwarf?

Allerdings ein Held hätte es sein müssen, größer und gewaltiger als Karl und Otto, und ein solcher ist nicht erschienen. Aber eine Reihe von Fürsten hat noch die deutsche Kaiserkrone getragen, welche muthig den Kampf um die höchste Gewalt unternahmen, mannhaft in ihm die Waffen des Arms und des Geistes führten und die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten. Schon waren die Staufer auf dem Platze, und sie kannten ihre Aufgabe; aber es verging ein Menschenalter, ehe sie dieselbe angreifen konnten. Den die Zeit beherrschenden geistlichen Gewalten gelang es zunächst das aufstrebende Geschlecht niederzuhalten.

Quellen und Beweise.

I. Ueberſicht der Quellen und Hülfsmittel[1]).

1. Gleichzeitige Quellenwerke in Deutſchland.

Die annaliſtiſche Geſchichtsſchreibung, welche in Deutſchland während der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts vorzugsweiſe beliebt geworden war, behielt ihre Geltung auch in den nächſtfolgenden Zeiten. Die älteren Annalen wurden bald unmittelbar fortgeſetzt, bald einer Umarbeitung unterworfen und dann, ſo verkürzt oder erweitert, bis auf die Tagesereigniſſe geführt. Es iſt angemeſſen, dieſe Annalenwerke, abgeſehen von den anderen Quellen, hier zunächſt im Zuſammenhange zu verfolgen, da ſie in einem inneren Verhältniß zu einander ſtehen.

In erſter Stelle ſind die Annales Altahenses majores zu nennen, über welche ich Bd. II. 558. 559. 569. 583—589 gehandelt habe. Für die Anfänge Heinrichs IV., namentlich über das Schisma des Cadalus und die Ungarnkriege bieten dieſe Annalen wichtige Nachrichten. Der Verfaſſer, über deſſen Perſon Näheres nicht bekannt iſt, verräth überall eine entſchieden kaiſerliche Geſinnung, iſt aber dabei ein ebenſo entſchiedener Anhänger der kirchlichen Reform. Er ſchrieb, ehe der große Kampf zwiſchen Heinrich IV. und Rom ausgebrochen war, und eben dadurch gewinnen ſeine Mittheilungen denen des Lambert gegenüber ein beſonderes Intereſſe. Das Werk iſt hier ſicher in einem Zuge geſchrieben, denn ſchon z. J. 1061 werden Ereigniſſe erzählt, welche ſich erſt im folgenden Jahre zugetragen haben, z. J. 1065 wird bereits Ottos von Nordheim Sturz i. J. 1070 angedeutet; der Verfaſſer hat aber offenbar lange zuvor für ſein Werk geſammelt. Obwohl er nicht frei von Parteilichkeit iſt, wie beſonders ſein Ingrimm gegen Otto von Nordheim verräth, ſtellt er die Vorgänge in der Jugendzeit Heinrichs IV. doch im Ganzen richtig und lebendig dar. Seine Nachrichten bis 1060 ſcheint er zum großen Theil ſeinem Abte Wenzel zu verdanken, der zugleich die Abtei Leno in der Diöceſe von Brescia verwaltete und mit dem er eine Zeit lang in Italien gelebt haben muß; auch zu dem Biſchof Günther von Bamberg hat er in nahem Verhältniß geſtanden. Man vergleiche meinen akademiſchen Vortrag: Ueber einige ältere Darſtellungen der deutſchen Kaiſerzeit (München 1867); auch abgedruckt in den Deutſchen Reden (Leipzig 1871) S. 91 ff.

Werthvoll iſt ein Fragment alter bairiſcher Annales, welches von Profeſſor W. Meyer in dem Cod. lat. 18, 418 der Münchener Hof- und Staats-

---

1) Durchgängig iſt bei dieſer Ueberſicht auf Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter (fünfte Auflage, Berlin 1885. 1886) Rückſicht genommen worden; nur die Reſultate meiner eigenen Forſchungen ſind eingehender dargelegt.

bibliothek entdeckt und von mir in Band IV. 514—517 dieses Werkes zuerst veröffentlicht wurde, jetzt unter dem Titel **Annalium Ratisponensium maiorum fragmentum** sich auch in den M. G. XIII. 48—50 findet. Das Erhaltene bezieht sich auf die Jahre 1084—1086. Der Verfasser berichtet im Allgemeinen über die Reichsangelegenheiten, erwähnt aber besonders die Vorgänge in seiner Heimat. Unfraglich schrieb er in Baiern, wahrscheinlich in Regensburg; er ist ein entschiedener Anhänger Heinrichs IV., ohne jedoch die Maßregeln zu verschweigen, welche den Kaiser mißliebig machten. Er schrieb seine Berichte nicht Jahr für Jahr nieder, sondern mindestens in dem erhaltenen Theil in *einem* Fluß; schon zum Jahre 1084 weist er auf das Ende Gregors VII. hin. Er scheint aber noch in der Zeit geschrieben zu haben, wo fast ganz Baiern zu Heinrich IV. hielt und dieser häufig in Regensburg residirte, d. h. vor dem Jahre 1090. Das Fragment wird demnach den Werth einer völlig gleichzeitigen Quelle haben.

Unbedeutend sind die *Annalen des Klosters Weißenburg im Elsaß*. Sie sind eine Fortsetzung der alten Hersfelder Annalen und geben bis zum Jahre 1075 bald längere bald kürzere Notizen, die wohl den Ereignissen gleichzeitig nach und nach aufgezeichnet wurden und deshalb für die Feststellung der Chronologie nicht ohne Werth sind (M. G. III. 70—72). Es ist bereits (Bd. II. S. 564) darauf hingewiesen worden, daß diese Annalen später in die Annales Laubienses übergingen und vielleicht auch in Hersfeld bekannt wurden; hier aber selbst erhielten die alten Annalen des Klosters durch Lambert ihre weitaus wichtigste Fortsetzung.

Lambert, über dessen Familie uns alle Nachrichten fehlen, trat 1058 in das Kloster Hersfeld, welches er jedoch bald ohne Einwilligung seines Abts verließ, um eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu machen. Im folgenden Jahre kehrte er in das Kloster zurück und scheint nun seinen Verpflichtungen als Mönch strenger nachgekommen zu sein. Im Jahre 1071 wurde er nach den Klöstern Siegburg und Saalfeld geschickt, um die durch italienische Mönche dort eingeführten Ordnungen kennen zu lernen; wahrscheinlich auf dieser Reise kam Lambert zuerst mit Erzbischof Anno in nähere Verbindung. Schon in seiner wenige Jahre später geschriebenen Geschichte der Abtei Hersfeld[1]) trat seine Verehrung für Anno und eine abgeneigte Gesinnung gegen den König deutlich hervor. Wir besitzen leider nur einen sehr ungenügenden Auszug aus diesem Werke (M. G. V. 136. 137. 139. 141), aus welchem aber doch hervorgeht, daß die Klostergeschichte zugleich in Hinblick auf die Zeitverhältnisse geschrieben war und das Treiben am Hofe nach Annos Entfernung von Lambert darin in scharfen Worten gerügt wurde. Aus der erhaltenen Vorrede erhellt zugleich, daß Lambert eine Vorliebe für die Darstellung der Zeitgeschichte besaß und sie bereits in Hexametern behandelt hatte. Ad hoc me accendunt studia rerum moderno tempore gestarum, quamquam sciam me ad has describendas minus idoneum.

---

1) Das Werk muß zwischen 1074—1078 abgefaßt sein, schwerlich vor 1076. So lange Hersfeld in Heinrichs Gewalt war, konnte ein Mönch dort kaum in Lamberts Ton sprechen. Dagegen nimmt Lefarth, Lambert von Hersfeld (Düsseldorf 1871) S. 18 an, daß das Buch bereits in den ersten Monaten des Jahres 1074 geschrieben wurde. Lambert erwähnt in demselben einer Vita Lulli, von welcher er auch ausgedehnten Gebrauch macht. Die Originalhandschrift dieser Vita ist in einer Maihinger Handschrift aufgefunden und nach ihr von Holder-Egger in den M. G. XV. 135—150 das Werk herausgegeben worden. Ueberzeugend hat Holder-Egger (Neues Archiv IX. 294—320) nachgewiesen, daß Lambert selbst der Verfasser desselben ist. Schon hier in der wohl ältesten seiner uns bekannten Schriften zeigt sich, wie es Lambert besonders auf wirkungsvolle Darstellung ankam und eine mühsame Erforschung älterer Thatsachen seinem Geiste nicht entsprach.

Quas tamen plerasque pro opibus ingenioli mei heroico metro strictim comprehendi. Sed quoniam relata ab aliis, ab aliis refelluntur et in versibus plura falsa pro veris scripsisse accusor etc. Nach seiner Neigung kehrte er bald zur Zeitgeschichte zurück und behandelte sie in einem größeren Annalenwerk, bei welchem er nach der Sitte von den ältesten Zeiten begann. Alles, was er da bis z. J. 1039 giebt, ist im Wesentlichen nur Kopie der alten Hersfelder Annalen; seine selbständige Arbeit beginnt erst in den Zeiten, bis zu welchen seine eigenen Erinnerungen noch herabsteigen mochten. Ein unmittelbares Interesse verräth er erst, wo er z. J. 1044 jenen Herzog Gottfried in die Geschichte einführt, welcher Heinrich III. eine unglückliche, Heinrich IV. eine um so glücklichere Opposition bereitete.

Vieles scheint Lambert gelesen zu haben, was Andere vor ihm über die Zeitereignisse geschrieben hatten. Wir meinen hier und da Spuren verfolgen zu können, daß er den Anonymus Haserensis und die Weißenburger Annalen gekannt habe, aber nirgends hat er sie wörtlich benutzt. Das meiste Material hat er offenbar selbst gesammelt, und es ist bewundernswerth, wie gute Nachrichten er sich im Kloster zu verschaffen wußte. Die Ereignisse am königlichen Hofe und im Lager der Feinde Heinrichs waren ihm gleich vertraut; nur über außerdeutsche Verhältnisse zeigt er sich mangelhaft unterrichtet. Vom Jahre 1069 an werden seine Aufzeichnungen immer ausführlicher; vom Jahre 1073 an überschreitet seine Darstellung weit die Grenzen, welche sich sonst die Annalisten zu ziehen pflegten, so daß wir eine fast vollständige Zeitgeschichte erhalten. Im Anfange des Jahres 1077 bei den Verhandlungen über Rudolfs Wahl bricht Lambert ab; ermüdet, wie er selbst sagt, und von der Masse des Stoffs überwältigt, wolle er die Fortsetzung des Werks einem Anderen überlassen. Lambert scheint dies Buch in einem Zuge niedergeschrieben zu haben. Die Geschichte des Jahres 1073 (p. 194) verweist bereits auf Ereignisse des folgenden Jahres; die Worte (p. 198): si id rite curassent, facili dispendio et paucis admodum diebus res conficeretur, quae postmodum tanto tempore tracta in extremum pene discrimen cunctas regni provincias attraxerat, zeigen bereits Kenntniß der weiteren Entwickelung. Auch die in der Geschichte des Jahres 1076 entsprechende Stelle (p. 250): Quodsi regem consequi et sic efferato milite, sic ferventibus studiis signa conferre contigisset, ut multorum ferebat opinio, tractum tot annis bellum Saxonicum facili compendio confectum fuisset, deutet auf spätere Kämpfe hin, welche die Sachsen erst in den Jahren 1077 und 1078 zu bestehen hatten. Wenn Lambert p. 203 erzählt, daß Rudolf gewiß schon im October 1073, wenn er nicht selbst Schwierigkeiten bereitet, zum König gewählt wäre, so möchte dies kaum vor der wirklich erfolgten Wahl (1077) niedergeschrieben sein. Aber nicht lange nach derselben wird Lambert sein Werk unternommen haben, etwa im Jahre 1078; wenigstens ist kein Beweis für eine spätere Abfassung zu führen.

Das ausgezeichnete Darstellungstalent Lamberts hat Niemand in Zweifel gezogen, und in der That überragt durch dasselbe sein Werk weit Alles, was bisher die Historiographie unserer Kaiserzeit hervorgebracht hatte. Dagegen ist mit Grund neuerdings beanstandet worden, ob Lambert jene in ihrer Art einzige Unparteilichkeit beiwohne, welche ihm noch Stenzel (II. 102) nachrühmte, und man seinen Nachrichten so unbedingt, wie es lange üblich gewesen, folgen dürfe. Floto hegt gegen Lamberts ganze Darstellung entschiedenes Mißtrauen und verläßt sie so oft, als sich ihm irgend ein Anstoß bietet, ohne jedoch seine Abweichungen im Einzelnen zu begründen. Eingehender hat L. v. Ranke in seiner Abhandlung zur Kritik fränkisch-deutscher Reichs-

annalisten (Abhandlungen der Berliner Akademie 1854 und Sämmtliche Werke Bd. LI. LII. 98—149) Lamberts Glaubwürdigkeit untersucht und gezeigt, daß der Hersfelder Mönch sowohl über seinem Kreise ferner liegende Vorgänge oft nicht gut unterrichtet ist, wie auch, wo er ihm bekannte Dinge berichtet, die Beschränktheit seiner Parteiansicht deutlich verräth. Mit Recht sagt Ranke: „Lamberts Buch ist mit dazu angelegt, um die Wahl eines Gegenkönigs zu rechtfertigen"; doch darf man hinzufügen, nicht eine Schutzschrift für den gewählten König Rudolf war deshalb beabsichtigt, denn der Verfasser stellt diesen nicht gerade in ein besonders günstiges Licht. Unter den weltlichen Zeitgenossen zollt Lambert gerade jenem Otto von Nordheim, auf den der Altaicher Annalist so schwere Anklagen häuft, große Anerkennung, vornehmlich sind es jedoch die geistlichen Heroen der Zeit, welchen er seine Verehrung widmet: Papst Gregor VII., Erzbischof Anno, Bischof Burchard von Halberstadt. Der Letztgenannte, den er wiederholentlich selbst als die Seele des Sachsenaufstandes bezeichnet, ist recht eigentlich der Mann, mit dem er sich zunächst sinnesverwandt fühlt, an dessen Seite er steht. Behält man Lamberts Parteistandpunkt und die relative Beschränktheit seines Gesichtskreises im Auge, so wird man seine Darstellung mit dem größten Nutzen verwerthen. Vom Jahre 1069 an habe ich mich ihr vorzugsweise angeschlossen, wenn nicht erhebliche Bedenken bestimmt zu begründen waren[1]; für die frühere Zeit ist Lambert weniger brauchbar, zumal seine chronologischen Bestimmungen vielfach ungenau sind. Leider besitzen wir keine einzige alte Handschrift für den Haupttheil des Werkes. Der Text in den M. G. V. 132—263, von dem auch eine bequeme Handausgabe erschienen ist, beruht im Wesentlichen auf der Editio princeps, welche auf Melanchthons Veranlassung i. J. 1525 veranstaltet wurde; zum Glück scheint bei derselben eine gute Handschrift benutzt zu sein. Lamberts Annalen sind öfters verdeutscht; die Uebersetzung in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XI. Jahrh. Bd. 6 rührt von Hesse her und ist in der zweiten Ausgabe (1888) von Wattenbach verbessert.

Die älteren Annalen von Hersfeld erhielten noch eine andere bis in die Zeiten Heinrichs IV. reichende Fortsetzung in dem benachbarten Hasungen, wo Erzbischof Siegfried von Mainz ein Kloster für Hirschauer Mönche gründete (1081). Wir besitzen diese Quelle nicht vollständig, nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, aber sie ist

---

1) Mir scheint dies das einzige Mittel die Darstellung der Geschichte der Jahre 1069—1076 vor Willkür zu schützen. Die Kritik, welche Floto und nach ihm Lindner in seiner Biographie Annos II. (Leipzig 1869) gegen Lambert angewendet haben, öffnet dem subjectiven Belieben meines Erachtens weites Feld. Ein völlig anderes Bild jener Zeit, schwerlich aber ein richtigeres, würden wir erhalten, wenn die Ansicht, welche H. Delbrück in seiner Schrift: Ueber die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld (Bonn 1873) ausspricht und die von manchen Seiten Zustimmung erhalten hat, allgemeine Anerkennung finden sollte; denn Delbrück wirft Lambert nicht allein parteiische Gesinnung, sondern thatsächliche Entstellungen und hämische Lügen vor und urtheilt deshalb, daß seine Glaubwürdigkeit in jeder Nachricht, die in irgend einer Beziehung zu seiner Tendenz steht, von vorn herein in Zweifel zu ziehen sei, da er nicht nur die Thatsachen, sondern auch ihre Consequenzen erdichtet habe. Delbrück sucht das in 38 Stellen besonders nachzuweisen, ohne aber den zwingenden Beweis zu liefern. Daß Lambert an vielen dieser Stellen Falsches berichtet, habe ich selbst schon früher darzulegen gesucht, wie sich denn Delbrück häufig im Einzelnen auf meine Kritik beruft, obwohl er meiner Gesammtauffassung von Lamberts Annalen auf das Schärfste entgegentritt. Aber an keiner einzigen Stelle ist, wie ich glaube, klar bewiesen, daß Lambert einer Geschichtsfälschung sich schuldig gemacht habe, wie sie Delbrück annimmt. Gerade auf die Stellen, auf welche er besonderes Gewicht legt, werde ich später in den Anmerkungen zurückkommen. Auch Wattenbach (Geschichtsquellen II. 96. 97) tritt der gegen Lambert erhobenen Beschuldigung bewußter Entstellung der Thatsachen bestimmt entgegen.

erkennbar in den sogenannten Annales Ottenburani, welche Pertz in den M. G. V. 1—9 aus zwei Handschriften herausgegeben hat, von denen die eine bis 1111, die andere bis 1113 reicht. Vgl. Waitz in den Nachrichten von der G. A. Universität 1866. S. 299 ff. Nach den Untersuchungen von Scheffer-Boichorst (Annales Patherbrunnenses [Innsbruck 1870] S. 56—58) sind die Hasunger Jahrbücher auch in den Paderborner Annalen, von denen unten die Rede sein wird, benutzt worden und durch diese in andere spätere Werke übergegangen. So z. B. in die Annales Yburgenses, von denen Ficker zwei einzelne Blätter in der Schrift des zwölften Jahrhunderts entdeckte, zuerst von Perger in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens XVIII. 277—293, dann von Pertz in den M. G. XVI. 434—438 herausgegeben. Das zweite Blatt bietet für die Jahre 1072—1077 und 1080—1085 einige wichtige Notizen.

Nicht minder wichtig für die Propagation der Geschichtsschreibung, als die Hersfelder Annalen, war die Chronik des Hermann von Reichenau. Sterbend hatte Hermann seinem Schüler und Klosterbruder Berthold die Vollendung seiner noch nicht vollendeten Arbeiten überlassen. Berthold setzte auch die Chronik fort, doch besitzen wir leider seine Fortsetzung nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form. Eine angeblich St. Galler Handschrift, die jetzt verloren, deren Inhalt uns aber durch Sichards Ausgabe des Hermann erhalten ist, enthielt Bertholds Fortsetzung bis 1066, wenn auch mit einigen Kürzungen, doch im Wesentlichen unverändert[1]. Wir sehen hier, daß Berthold Anfangs ganz im Sinn Hermanns das Werk fortführte. Die wichtigsten allgemeinen Thatsachen werden berichtet, besonders die Ereignisse am Hofe verfolgt; die eigene Ansicht des Verfassers tritt wenig hervor. Cadalus gilt Anfangs als der rechtmäßige Papst, weil er vom Könige eingesetzt ist, Alexander II. als Usurpator; die Mißstimmung gegen die Kaiserin Agnes und den Bischof von Augsburg, ihren Günstling, wird nicht verschwiegen. So konnte Berthold, der bald als doctor egregius, in sacris litteris adprime eruditus (Bernold z. J. 1088) von der kirchlichen Partei gerühmt wurde, nicht mehr in späteren Jahren, kaum noch nach dem Mantuaner Concil (1064) schreiben. Berthold muß sich also bald nach Hermanns Tod an die Arbeit gemacht und die Annalen nach und nach fortgeführt haben. In den Jahren 1069—1073 hatte Reichenau viel von dem königlichen Hofe zu leiden: willkürlich wurden Aebte ein- und abgesetzt, die Brüder mißachtet und gekränkt. Auch Berthold gehörte zu den Unzufriedenen und ergriff nun mit allem Eifer die Partei derer, welche für die Freiheit der Kirche stritten und sich Rom anschlossen. Er wurde ein entschiedener Gregorianer, ein Geistesverwandter der Hirschauer Mönche, mit denen er auch in unmittelbare Verbindung getreten sein muß. In diesem Sinne setzte er nun die Chronik fort, doch ist uns diese spätere Fortsetzung[2] nur in Compilationen erhalten, von denen weiter unten die Rede sein wird. Bis z. J. 1073 sind Bertholds Notizen dürftig, dann bieten ihm die sächsisch-thüringischen Wirren, vom Jahre 1075 an die Streitigkeiten zwischen Rom und dem königlichen Hofe reicheren Stoff; die Erzählung wird immer ausführlicher, zugleich tritt aber auch die Parteiansicht des Verfassers un-

1) Wiederholt bei Ussermann, Prodromus I. 251—258 und in den M. G. XIII. 730—732. Pertz bezeichnet diesen Text in seiner Ausgabe des Berthold mit 3.

2) Schulzen in seiner Dissertation: De Bertoldi et Bernoldi chronicis (Bonnae 1867) mißt diese Fortsetzung Bernold bei. Es ist unwahrscheinlich, daß Bernold zur selben Zeit zwei Annalenwerke geschrieben habe, und überdies ist diese Fortsetzung in einem Stil geschrieben, der sich von dem hinreichend bekannten Bernolds scharf unterscheidet.

verhüllter und schroffer hervor. So ähnlich früher die Darstellung der des Hermann ist, gewinnt sie nun eine ganz andere Färbung[1]). Bis zum Jahre 1080 läßt sich Bertholds Arbeit in jenen Compilationen verfolgen; ungewiß ist, ob er sie nicht noch weiter fortsetzte, da er erst 1088 hochbetagt starb. Berthold zeigt sich im Ganzen gut unterrichtet. Die Vorgänge auf den römischen Synoden und im Lager des Gegenkönigs Rudolf kennt er so genau, daß man annehmen muß, daß er öfters hier als Augenzeuge berichtet. Ueberdies waren ihm alle Actenstücke, welche bei den Gregorianern umliefen, zugänglich und sind fleißig von ihm benutzt worden. Die Sprache, früher einfach, gewinnt im Fortgang mehr und mehr Leidenschaft, so daß sie zuletzt ganz die Haltung des historischen Stils einbüßt. Von einem so hitzigen Parteimann läßt sich eine unbefangene Würdigung der Dinge nicht erwarten, und so wird bei seiner Darstellung stets in Betracht gezogen werden müssen, daß er selbst mitten im Kampfe stand. Aber wir verdanken ihm eine Fülle von thatsächlichen Aufschlüssen, und wo uns Lambert verläßt, wird bis 1080 Berthold geradezu für die deutschen Angelegenheiten unsere wichtigste Quelle. Vgl. Waitz in den Forschungen XXII. 493—500 und J. May ebendaselbst 501—528. Eine Uebersetzung von Bertholds Annalen hat G. Grandaur in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XI. Jahrh. 11. Band geliefert und Wattenbach die Einleitung zu derselben verfaßt.

Bertholds Gesinnungsgenosse war der erheblich jüngere Bernold von Konstanz. Er war ein Schüler des Bernhard, eines in der Theologie und im Kirchenrecht zu jener Zeit hervorragenden Gelehrten, der um 1068 Konstanz verließ und sich nach Sachsen begab, wo er zuerst die Domschule zu Hildesheim leitete, dann in das Kloster Korvei trat. Bernhard, der erst i. J. 1088 starb, faßte in seinen letzten Lebensjahren eine sehr scharfe Schrift gegen Heinrich IV. ab, die nicht mehr erhalten ist; als eifriger Gregorianer hatte er sich jedoch bereits 1076 in einer kirchenrechtlichen Abhandlung über das Verfahren des Papstes gegen die Schismatiker und ihren Gebrauch der Sacramente zu erkennen gegeben. Sie war die Antwort auf Anfragen gewesen, welche von Konstanz aus Adalbert, der frühere Vorsteher der dortigen Schule, und der junge Bernold an ihn gerichtet hatten. Beide, mit Bernhards Ausführungen nicht ganz einverstanden, schrieben gleich damals dagegen, und noch etwa zehn Jahre später verfaßte Bernold, dem sein alter Lehrer im Eifer zu weit gegangen war, eine neue Entgegnung auf jene Abhandlung (Ussermann, Prodromus II, 187—234). Aber trotz mancher Meinungsverschiedenheit war Bernold ein ebenso hitziger Vertreter der Gregorianischen Grundsätze, wie Bernhard. Dies zeigt sich in dem Briefwechsel welchen er im Jahre 1076 mit dem Priester Alboin über den Cölibat der Priester führte, wie in seiner bald darauf abgefaßten Vertheidigung der von Gregor VII. 1075 erlassenen Synodalbeschlüsse (Ussermann l. c. 241—318). Wenige Jahre später kam Bernold mit dem Papste in unmittelbare Verbindung; auf der römischen Fastensynode des Jahres 1079 war er zugegen (Ussermann l. c. 435). Unablässig war er seitdem für die kirchliche Partei in Deutschland thätig, und als der Cardinalbischof Otto von Ostia im December 1084 nach Konstanz kam, weihte er nicht nur Bernold zum

---

1) Wegen der veränderten Darstellung hat man neuerdings vielfach angenommen, daß Bertholds Arbeit schon früher geschlossen habe und die späteren ihm beigemessenen Abschnitte der Annalen einem Fortsetzer angehören; man hat bald bei 1073, bald bei 1075, bald bei 1077 das Ende von Bertholds eigener Arbeit sehen wollen. Es erschwert die Sicherheit der Untersuchung, daß wir Bertholds ursprünglichen Text in diesen Partien nicht kennen, sondern auf interpolirte Compilationen angewiesen sind.

Priester, sondern ertheilte ihm auch die Vollmacht, reuige Schismatiker wieder in die Kirche aufzunehmen. Zu derselben Zeit setzte der Legat den Zähringer Gebhard, zu dem Bernold in vertrauten Beziehungen stand, zum Bischof von Konstanz ein. Am 11. August 1086 war Bernold im Heere des Gegenkönigs Hermann, als dieser dem Kaiser bei Pleichfeld eine schwere Niederlage beibrachte. Obwohl er damals im Interesse seiner Partei ein wanderndes Leben führte, scheint er doch bereits dem Kloster St. Blasien angehört zu haben, wo er dann lange seinen Wohnort hatte. In einer um 1087 geschriebenen Vertheidigung der Mönche dieses Klosters gegen Vorwürfe, welche der Speierer Propst Adalbert gegen sie erhoben hatte, nennt sich Bernold selbst den letzten der Brüder von St. Blasien (Ussermann l. c. 357). Noch vielfach war er später von seiner Zelle aus mit der Feder für die kirchliche Sache thätig. So schrieb er für Gerhard von Konstanz, als dessen Ordination angegriffen wurde, eine Schutzschrift (l. c. 378); so richtete er an diesen seinen hochgestellten Freund, der damals als päpstlicher Legat wirksam war, eine Abhandlung über die Ordination und die Kindertaufe durch Excommunicirte (l. c. 397). Gegen Ende seines Lebens verließ Bernold St. Blasien — wir kennen den Grund nicht — und nahm in dem von Hirschau reformirten Kloster Schaffhausen Wohnung, wo er am 16. September 1100 starb. Diesem Kloster hinterließ er seine Chronik, welche er fast 30 Jahre fortgeführt hatte. Je wichtiger dieses Werk für die Zeitgeschichte ist, desto erfreulicher ist, daß sich Bernolds Autograph erhalten hat; nach demselben, welches sich jetzt in der Münchener Bibliothek befindet, hat Pertz die Ausgabe in den M. G. V. 400—467 veranstaltet. Die Handschrift zeigt, daß die Chronik bis 1073 im Zusammenhange niedergeschrieben, dann aber in kleineren oder größeren Zeiträumen nach und nach fortgesetzt wurde. Für die Geschichte der früheren Zeiten begnügt sich Bernold mit Auszügen aus Beda und Hermann, denen er nur sparsame Bemerkungen selbst hinzufügt; seine eigene Arbeit beginnt 1055, doch hat er auch hier Anfangs noch Bertholds Fortsetzung des Hermann benutzt, und erst 1073 wird seine Erzählung ganz selbständig. Bernold war ein fleißiger Sammler von Nachrichten über die Zeitereignisse und hatte Gelegenheit Vieles zu erfahren; seine Wahrheitsliebe ist weniger zu bezweifeln, als man Veranlassung zur Annahme hat, daß ihm manches Irrige zugetragen wurde und ihm die Fähigkeit, Falsches und Wahres scharf zu unterscheiden, mangelte. Die Ruhe des Historikers hat sich jedoch Bernold in seiner Chronik mehr bewahrt, als Berthold; seine Darstellung, obwohl auch sie den Parteimann nirgends verleugnet, ist im Ganzen doch einfach und hält sich mehr an das Thatsächliche, als an Reflexionen. Am eingehendsten berichtet Bernold über die schwäbischen Angelegenheiten; was über die Grenzen seiner Heimat hinausgeht, berührt er meist nur kurz. Ein gleichzeitiges Annalenwerk, welches uns fast durch ein Menschenalter geleitet, besitzt immer einen außerordentlichen Werth, aber auch an sich ist Bernolds Arbeit für die deutsche Geschichte von 1080—1100 eine der vorzüglicheren Quellen. Eine Uebersetzung hat E. Winkelmann in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XI. Jahrh. 10. Band geliefert. Die kürzlich erschienene Leipziger Dissertation von Ernst Strelau: „Leben und Werke des Mönchs Bernold von St. Blasien" habe ich noch nicht benutzen können.

Hermann, Berthold und Bernold sind in einer Compilation verarbeitet, die wir aus zwei Handschriften (Cod. 1. 1* bei Pertz) kennen, welche mit dem Jahre 1053 beginnen und beim Jahre 1080 mit einem unvollendeten Satze, vielleicht den letzten Worten Bertholds, abschließen. Unzweifelhaft ist diese Arbeit in

St. Blaſien[1]) entſtanden: z. J. 1068 wird der Tod des dortigen Abts ausdrücklich bemerkt, und der auf Fruttuaria bezügliche Zuſatz z. J. 1062 hatte gerade dort nur ein näheres Intereſſe (man vergleiche Uſſermanns Note zu der letztgenannten Stelle). In St. Blaſien, einem Mittelpunkte der Gregorianer, mußten Bertholds und Bernolds Arbeiten ſchnell bekannt werden; der Letztere hat hier ſelbſt längere Zeit gelebt. Zu den Jahren 1053. 1054 wird nun in der Compilation von St. Blaſien Hermanns Text benutzt, daneben aber auch Bernold ausgeſchrieben; weiter bildet dann Berthold die Hauptgrundlage des Textes, indem jedoch dazwiſchen häufig wiederum Bernolds Worte eingefügt werden. Nicht allein bis z. J. 1075, wie Pertz angemerkt hat, iſt dieſe Vermiſchung beider Chroniken in der Compilation wahrnehmbar, ſondern faſt bis an ihr Ende[2]). Doch hat der Compilator auch anderes Material herangezogen. Die beiden Notizen z. J. 1056: Gotifredus dux imperatori ad deditionem venit. — Fames multas provincias afflixit, ſtehen wörtlich ſo im Chronicon Wirzeburgense. Die längere Stelle z. J. 1076 (p. 284) von papa Gelasius bis mentiri deliberarent iſt genau aus Bernolds Vertheidigungsſchrift für Gregor VII. (Ussermann, Prodromus II. 308) ausgeſchrieben; andere kirchenrechtliche Excurſe, welche die Erzählung ſehr ſtörend unterbrechen, werden aus anderen Tractaten genommen ſein, an denen jene Zeit nicht arm war und in denen ſich beſonders die zu den Hirſchauer Ordnungen haltenden Mönche gefielen. Römiſche Synodalbeſchlüſſe vom 3. März 1078 (Jaffé, Bibliotheca II. 308) ſind ganz unpaſſend in das Jahr 1079 eingeſchaltet; Bernold giebt ſie dort nicht, und Berthold, der über dieſe Dinge beſonders gut unterrichtet war, konnte jene Beſchlüſſe nicht in einen ſo irrigen Zuſammenhang bringen — der Compilator ſchöpfte ſie daher aus einer dritten Quelle und brachte ſie an die falſche Stelle. So hat er Bertholds Erzählung, welcher er in der Hauptſache folgt, öfters durch anderes Material erweitert, zugleich aber auch Manches in derſelben abſichtlich geändert, namentlich in den erſten Jahren, wo Bertholds kirchliche Stellung noch weniger entſchieden war und Bernolds Darſtellung ſeiner eigenen Anſicht mehr entſprach. Wie dies geſchah, zeigt am beſten ein Beiſpiel. Nach der St. Galler Handſchrift ſchrieb Berthold: Romae Nicolao papa defuncto, Romani coronam et alia munera Heinrico regi transmiserunt eumque pro eligendo summo pontifice interpellaverunt. Qui, ad se convocatis omnibus Italiae episcopis generalique conventu Basileae habito, eadem imposita corona patricius Romanorum appellatus est. Deinde cum communi consilio omnium Parmensem episcopum summum Romanae ecclesiae elegit pontificem. Interim, dum haec aguntur, Anshelmus episcopus de Luca, quibusdam Romanis faventibus, apostolicam sedem sibi usurpavit. Bernold, mit ſichtlicher Benutzung Bertholds, berichtet dies ſo: Romae Nicolao papa defuncto VI. Kal. Augusti, Romani, Heinrico regi eiusdem nominis quarto coronam et alia munera mittentes, de summi pontificis electione regem[3]) interpellaverunt. Qui, generali concilio Basileae habito, imposita corona a Romanis transmissa, patricius Romanorum est appellatus. Deinde communi omnium consilio Romanorumque legatis eligentibus, Chadelo Parmensis

---

1) Die älteſte bekannte Handſchrift gehörte Kloſter Götweih, wohin 1094 Mönche aus St. Blaſien kamen.

2) So ſtammen z. B. die Worte z. J. 1077 (p. 301): una aecclesia cum plus quam centum hominibus combusta, wie z. J. 1078 (p. 313): Tunc quoque parum minus quam centum aecclesiae in illa expeditione violatae sunt aus Bernold.

3) Regem iſt in Bernolds eigener Handſchrift ſpäter überſchrieben.

episcopus VII. Kal. Novembris papa eligitur et Honorius appellatur, papatum nunquam possessurus. Sed vicesima septima die ante eius promotionem Lucensis episcopus nomine Anshelmus, a Nordmannis et quibusdam Romanis papa 158 ordinatus, Alexander vocatus sedit annos 12. Der Compilator beginnt: Romae Nicolao papa defuncto VI. Kal. Augusti, Romani, regi Heinrico coronam et alia munera mittentes, eumque de summi pontificis electione interpellaverunt, und zerstört durch die ungeschickte Verbindung beider Quellen die Construction; dann folgt er wörtlich Bernold, schaltet aber nach VII. Kal. Novembris papa noch die Worte ein: multis praemiis quibusdam, ut aiunt, datis symoniace. Der Vorwurf der Simonie, der hier gegen Cadalus erhoben wird, begegnet uns auch an anderen Orten, aber der Compilator entnahm ihn weder von Berthold noch von Bernold, sondern entweder einer dritten Quelle oder drückte seine eigene Ueberzeugung aus. Unmöglich wäre nicht, daß seine Arbeit, wie sie in den genannten Handschriften mit 1080 abschließt, noch bei Lebzeiten Gregors VII. entstanden wäre. Von diesem Papste heißt es p. 291: ut est non minimae compassionis et benignitatis; freilich könnten hier auch lediglich Bertholds Worte kopirt sein. Wie weit im Einzelnen die unbeholfene und an schweren grammatischen Fehlern leidende Diction Berthold oder dem Compilator angehört, ist schwer zu entscheiden; wir möchten dem bevorzugten Schüler Hermanns gewiß Besseres zutrauen.

Wir kennen dieselbe Compilation aus zwei Handschriften (bei Pertz 2. 2*) noch in einer anderen Gestalt. Sie bildet dort nur einen Theil einer größeren Weltchronik, bei welcher Bernold durchweg zum Grunde liegt, aber durch zahlreiche Zusätze aus der sogenannten Epitome Sangallensis und Hermann erweitert ist. Von 1053 bis 1079 ist wörtlich die Compilation von St. Blasien aufgenommen; nur die auf dieses Kloster speciell bezüglichen, oben bereits erwähnten Notizen fehlen. An Stelle der fragmentarischen Nachrichten Bertholds z. J. 1080 in jener Compilation ist dagegen die zusammenhängende Erzählung Bernolds gesetzt, und auch alles Folgende bis z. J. 1091, wo diese Handschriften schließen, ist nur wörtliche Abschrift aus Bernold. Die älteste uns bekannte Handschrift dieser Weltchronik aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts befindet sich im Kloster Muri; ob das Werk dort abgefaßt oder von St. Blasien, welches um 1091 eine Colonie nach Muri sandte, dorthin übertragen wurde, ist schwer zu entscheiden, doch läßt es sich als die Weltchronik von Muri bezeichnen.

Pertz, von der Ueberzeugung ausgehend, daß Alles, was in dieser Compilation vom J. 1056—1080 nicht wörtlich der Chronik des Bernold entlehnt sei, Berthold angehören müsse, hat in seiner Ausgabe von Bertholds Fortsetzung des Hermann (M. G. V. 269—326) einen Text gebildet, der uns nach Obigem manche Bedenken einflößt. Pertz' Ansicht mußte zu der Annahme führen, daß Berthold nicht vor 1076 sein Werk begonnen und bis 1073 schon Bernolds Arbeit benutzt habe. Denn in der Compilation findet sich z. J. 1056 die Notiz: Heinricus IV., filius Heinrici, regnavit annos 20, die vor 1076 nicht geschrieben sein kann. Aber diese Notiz gehört nur der Compilation an, nicht der St. Galler Handschrift des Berthold, und ist diesem Autor wohl um so zuversichtlicher abzusprechen, als auch in späteren sicher ihm entlehnten Stücken der Compilation Heinrich noch als König bezeichnet wird. Daß sich ferner Bernolds und Bertholds Nachrichten bis 1073 in der Compilation bereits in einer schwer lösbaren Verbindung finden, wird sich nach den obigen Bemerkungen anders erklären lassen. Folgt man nämlich der St. Galler Handschrift, so gelangt man zu dem Resultate, daß Berthold bereits von Bernold

benutzt sei, nicht aber das umgekehrte Verhältniß stattgefunden habe[1]). Nur eine Stelle z. J. 1065, auf welche sich auch Pertz besonders bezieht, kann Zweifel erregen. Berthold berichtet nämlich nach der St. Galler Handschrift: Heinricus rex natalem Domini Goslare, diem autem paschae Wormatiae celebravit — domus regalis Goslari concremata est, quod et factum est in VI. Kal. Aprilis indictione III. — et ibidem accinctus est gladio anno regni sui nono, aetatis autem suae decimo quarto. Bei Bernold lesen wir dagegen: Domus regalis Goslari concremata est. Eodem anno ab incarnatione Domini 1065, quando et pascha celebratum est VI. Kal. Aprilis, in qua die et Christus resurrexit, in tertia die paschalis ebdomadae IV. Kal. Aprilis indictione III. rex Heinricus anno regni sui nono, aetatis suae decimo quarto accinctus gladio in nomine Domini, wobei zu bemerken ist, daß die Worte: quando et pascha celebratum est VI. Kal. Aprilis im Autograph auf radirtem Grund geschrieben sind, so daß sie erst später an die Stelle anderer gesetzt zu sein scheinen. Pertz hält hier nun Bernolds Darstellung für die ursprüngliche, welche Berthold vor sich gehabt und mißverstanden habe. Mir scheinen aber die Worte des Letzteren, wenn man, wie es oben geschehen ist, den Satz von Domus regalis bis indictione III. als ein vielleicht aus einer Glosse entstandenes Einschiebsel betrachtet, keinen Grund zur Annahme eines Mißverständnisses und der Benutzung Bernolds zu bieten; der Brand in Goslar, den Berthold offenbar auf den Ostertag setzt und über den wir meines Wissens keine anderweitige Bestimmung haben, mochte ihm erst später bekannt geworden sein, als er die anderen Notizen dieses Jahres bereits niedergeschrieben hatte. Bernold benutzte auch hier, wie ich glaube, Berthold, und zwar in seiner gewohnten freien Weise. Was ihm gleichgültig schien, ließ er fort und gab dafür ganz in seinem Geschmack eine weitere chronologische Ausführung. Wir erfahren von ihm allein den Tag, wo die Schwertleite des jungen Königs stattfand, aber nicht den Ort, wie ihn Berthold und Lambert übereinstimmend angeben.

Je einseitiger Bertholds und Bernolds Berichte über die Zeitereignisse sind, um so erwünschter bietet sich eine andere schwäbische Quelle dar, in welcher sich ein abweichender Standpunkt vertreten findet. Es sind Augsburger Annalen, welche nach der jetzt in München befindlichen Handschrift aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Pertz in den M. G. III. 124—136 herausgegeben hat. Das Augsburger Domstift litt unter der Spaltung in Kirche und Reich besonders schwer. Man war dort kaiserlich gesinnt, aber zugleich im Sinne Heinrichs III. für eine Reform der Kirche. Den Gegenkönigen eben so abgeneigt, wie den Gegenpäpsten, wollte man vor Allem Einheit in Kirche und Reich, und leitete alle Leiden der Zeit davon ab, daß sich die Einheit aufgelöst habe. Diese Gesinnung geht durch die Annalen; am schärfsten drückt sie sich aus in den Worten z. J. 1079: O miseranda regni facies! Sicut in quodem comico: Omnes sumus geminati legitur, papae geminati, pontifices geminati, reges geminati, duces sunt geminati. Die Annalen sind bis 1054 ein Auszug aus Hermanns Chronik, dann folgen bis 1075 ziemlich dürftige Notizen; ausführlicher sind die Aufzeichnungen bis 1088, werden aber dann wieder sparsamer. Der Charakter der Mittheilungen weist auf verschiedene Verfasser im Augsburger Domstift hin, die seit 1054 in kleineren oder

---

1) Waitz hat schon früher darauf hingewiesen, daß Berthold von Bernold benutzt sein dürfte. Einige weitere Erörterungen in diesem Sinne von Herrn Dr. v. Druffel lagen mir in dessen Handschrift vor. Auch Schulzen kommt zu demselben Resultate.

größeren Zwischenräumen die Notizen machten. Aber diese originalen Aufzeichnungen sind später überarbeitet worden: der Ausbruch des Investiturstreits wird bereits z. J. 1065 berührt, schon z. J. 1066 des Gegenkönigs Hermann gedacht. Erst um 1090 können die Annalen die Gestalt erhalten haben, in welcher sie uns vorliegen und bis z. J. 1104 dann fortgesetzt wurden. Die vorhandene Handschrift, von einem Schreiber in einem Zuge geschrieben, ist nur Kopie. So viel man an diesen Annalen auch vermißt, gehören sie doch zu den werthvollen Quellen der Zeitgeschichte. Vgl. Waitz in den Nachrichten von der G. A. Universität 1857. S. 58 ff.[1]). Eine Uebersetzung der Augsburger Annalen von G. Grandaur findet sich in den Geschichtsschreiben der deutschen Vorzeit. XII. Jahrh. 1. Band.

Eine ähnliche Umarbeitung und Fortsetzung, wie in den Augsburger Annalen Hermanns Chronik, erfuhr die sogenannte Epitome Sangallensis in dem Chronicon Wirziburgense (M. G. VI. 17—31). Dies endet in der einzigen bekannten Handschrift mit dem Jahre 1057, muß aber bald nachher eine weitere Fortsetzung erhalten haben. Vgl. Jaffé in Pertz Archiv XI. 851. 855[2]). Bisher ist keine Handschrift dieser Fortsetzung aufgefunden worden, doch ist ihr Inhalt aus mehreren aus ihr abgeleiteten Annalen, von denen sogleich die Rede sein wird, deutlich genug zu erkennen; aus diesen Ableitungen hat G. Buchholz in seiner Schrift über die Würzburger Chronik (Leipzig 1879) S. 38—65 die Fortsetzung bis 1101 herzustellen gesucht.

Gleichzeitig mit den bisher genannten Annalen entstand in Mainz die Weltchronik des Irländers Marianus, welche er zuerst mit dem Jahre 1073 schloß, dann bis 1082 fortführte. Dieses Werk, welches in den früheren Theilen für die deutsche Geschichte nur geringes Interesse bietet, enthält gegen den Schluß wichtige Notizen über die Zeitgeschichte. Sie sind um so zuverlässiger, als Marianus dem Parteitreiben ganz fern stand. Nach der Originalhandschrift, welche sich in der Vaticanischen Bibliothek befindet, hat Waitz die Ausgabe in den M. G. V. 495—562 besorgt. Eine spätere Fortsetzung in dieser Handschrift giebt noch für die Jahre 1101—1106 selbständige, aber nicht eben belangreiche Notizen, welche zu Mainz niedergeschrieben sind. Eine andere jetzt in London befindliche Handschrift des Marianus enthält eine andere Fortsetzung, welche über die Vorgänge um Würzburg i. J. 1086 einige beachtenswerthe Nachrichten liefert (M. G. V. 563. 564). Eine abweichende Recension der Chronik des Marianus für die Jahre 1065—1082 ist zuerst von Dümmler in den Forschungen XVI. 168—171 veröffentlicht, dann auch in den M. G. XIII. 78. 79 abgedruckt.

Nahe verwandt der Arbeit des Marianus ist die Weltchronik des gelehrten Siegbert von Gembloux. Wie bei jenem, waren es auch bei Siegbert chronologische Streitfragen, welche ihm noch im hohen Alter, nachdem er seine gewandte Feder früher vielfach zu leichteren Arbeiten benutzt hatte, zu diesem umfänglichen Werke den Anlaß boten. Marianus Buch war ihm bekannt, aber nur ein Antrieb mehr zur eigenen Arbeit. Siegberts Chronik ist eine umfassende planmäßige Compilation, welche sich an Hieronymus und Prosper anschließt und deshalb erst mit dem Jahre 381 beginnt. Hier haben für uns nur die letzten Theile Interesse, in

---

1) Auch eine ungedruckte Arbeit über die Annales Augustani von einem früh verstorbenen jungen Freunde Herm. Jenke hat mir vorgelegen.

2) Jaffé nimmt an, daß das Werk im Burchardskloster zu Würzburg entstanden sei, da es von dort aus später nach Rosenfeld kam. W. Schum, Jahrbücher des S. Albanklosters S. 123—127, sucht die Entstehung des Werks im Stephanskloster.

welchen der Verfaſſer über die Geſchichte ſeiner Zeit berichtet. Man ſollte erwarten, daß der compilatoriſche Charakter der Arbeit hier mehr zurücktreten und Siegbert uns eigene werthvolle Mittheilungen machen würde. Leider ſieht man ſich hierin getäuſcht. Marianus wird bis zu ſeinem Schluß (1082), daneben Lütticher Annalen (M. G. IV. 28. 29) ausgeſchrieben und überdies meiſt nur Actenſtücke benutzt, die uns auch anderweitig bekannt ſind; nur in wenigen Fällen gewinnen wir eine erhebliche Bereicherung unſerer Kenntniſſe. Nichtsdeſtoweniger erweckt die Chronik durch die Anſicht des Verfaſſers über die Zeitereigniſſe, wie ſie hier und da aus ſeiner Darſtellung hervortritt, unſer Intereſſe. Siegbert war aus innerſter Ueberzeugung ein Gegner Gregors VII. und Urbans II., deren Neuerungen in der Kirche er als verderblich anſah. Wie in ſeinen theologiſchen Tractaten, giebt er dieſe Geſinnung auch in der Chronik deutlich zu erkennen, doch bewahrt er im Ausdruck immer eine maßvolle Haltung. Bald nach dem Jahre 1100 beendete Siegbert die Chronik und machte ſie bekannt, ſetzte ſie aber ſpäter noch in ſeiner Handſchrift bis zum Jahre 1111 fort. Die Nachrichten ſind in dieſer Fortſetzung etwas ausführlicher, behalten jedoch auch hier den früheren compilatoriſchen Charakter: noch die Schlußpartie iſt lediglich einem Schreiben Heinrichs V. entlehnt und ohne allen ſelbſtändigen Werth. Siegberts Chronik gehörte zu den am weiteſten verbreiteten Werken des Mittelalters; noch jetzt ſind eine große Zahl von Handſchriften vorhanden, nach denen Bethmann mit außerordentlicher Sorgfalt den Text in den M. G. VI. 300—374 hergeſtellt hat. In den Handſchriften finden ſich vielfache Zuſätze und Fortſetzungen, welche ſogar zum Theil einen höheren hiſtoriſchen Werth haben, als das Hauptwerk ſelbſt. Für die Zeiten Heinrichs V. bieten die Fortſetzung, welche der Abt Anſelm von Gemblour ſogleich nach Siegberts i. J. 1112 erfolgtem Tode der Chronik gab (l. c. 375—385), und die von Bethmann als Auctarium Laudunense bezeichneten Zuſätze (l. c. 445. 446) wichtige Nachrichten.

Einen ſehr verſchiedenen Charakter trägt die Weltchronik eines anderen lothringiſchen Mönchs, die zu derſelben Zeit entſtand. Der Verfaſſer war Hugo, der in jungen Jahren mit ſeinem Abte das Kloſter St. Vannes zu Verdun verlaſſen und in das Exil nach Frankreich wandern mußte. Dort kam er in unmittelbaren Verkehr mit den eifrigſten Gregorianern, namentlich mit dem Erzbiſchof Hugo von Lyon. Im Jahre 1096 erhielt der Mönch von St. Vannes die Leitung der Abtei Flavigny in der Diöceſe Autun, gerieth aber dort mit ſeinem Biſchof und den Kloſterbrüdern in ſo arge Streitigkeiten, daß er nach einiger Zeit die Abtei zu verlaſſen und endlich i. J. 1101 ganz aufzugeben genöthigt wurde. Nach längerem Umherirren fand er dann in St. Vannes wieder Aufnahme und ſcheint ſich zuletzt auf die kaiſerliche Seite gewandt zu haben. Im Exil um das Jahr 1090 begann Hugo ſeine Arbeit, welche die Geſchichte von Chriſti Geburt bis zu der Zeit des Verfaſſers fortführen ſollte; mit dem Jahre 1102 endet ſie in ſeiner eigenen Handſchrift, nach welcher Pertz in den M. G. VIII. 288—502 die erſte vollſtändige Ausgabe veranſtaltet hat. Unter dem Einfluß der franzöſiſchen Gregorianer ſchrieb Hugo; von ihnen, namentlich von ſeinem hohen Gönner Hugo von Lyon, erhielt er ein außerordentlich reichhaltiges Material, welches er aber nicht zu bewältigen vermochte. Stets trug er nach und beſſerte; was jetzt neben einander ſteht, iſt zu verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben und oft faſt ohne allen inneren Zuſammenhang. Trotz allen Fleißes hat das Werk ſo eine ſehr unerfreuliche Geſtalt erhalten. Die annaliſtiſche Form wird oftmals völlig verlaſſen, die Darſtellung gewinnt nicht

selten den Ton und die Breite eines kirchlichen Tractats, und auch ganz ungehöriges Material wird bisweilen dem Buche einverleibt. Bald Weltchronik, bald Kirchengeschichte in biographischer Form, hier Streitschrift, dort Predigt, dann wieder Notizen- und Ausgabebuch des Verfassers, ist das Werk geradezu ein literarisches Monstrum; an Stilgewandtheit fehlte es Hugo gerade nicht, aber an allem Geschick der Composition. Dennoch ist die ausführliche Darstellung, welche er im zweiten Buche von Gregors VII. Wirksamkeit giebt, vom größten Interesse. Den Mangel einer gleichzeitigen Biographie des großen Papstes ersetzt sie uns in gewisser Beziehung; wichtige Actenstücke für die Geschichte Gregors sind hier allein erhalten. Freilich hat die Darstellung die Gestalt, in welcher sie vorliegt, erst mehr als ein Jahrzehnt nach Gregors Tode erhalten; gleich im Anfang findet sich ein Tractat des Cardinals Deusdebit, welcher erst um 1097 entstanden ist, bereits benutzt. Aber Hugo verkehrte mit Männern, welche dem Papste persönlich sehr nahe gestanden hatten, und konnte durch sie zuverlässige Nachrichten sammeln. Von nicht geringerer Bedeutung sind Hugos Nachrichten über Victors III. Wahl (p. 466—468) und über die kirchlichen Verhältnisse Lothringens nach Gregors VII. Tode (p. 469—473). Ueberall wird man allerdings im Auge behalten müssen, daß es Männer wie Hugo von Lyon sind, welche durch den Mund dieses Chronisten reden.

Hugos Chronik hat auf die weitere Entwicklung der deutschen Historiographie keinen Einfluß geübt, während für dieselbe die vorhin erwähnten ziemlich dürftigen Würzburger Jahrbücher höchst fruchtbar wurden. Eine Compilation aus ihnen und einigen älteren Annalen wurde im Kloster zu St. Alban zu Mainz angefertigt und erhielt dann weitere Fortsetzungen. In der Hauptsache nur eine Abschrift dieser Annalen bis 1101 sind die Jahrbücher, welche Pertz aus einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts unter dem Namen der Annales Wirziburgenses in den M. G. II. 238—247 herausgegeben hat. Aus den Albaner Annalen wurden noch im zwölften Jahrhundert die nicht mehr selbständig fortgeführten Hildesheimer Jahrbücher ergänzt und zwar bis zum Jahre 1109. Die Geschichte der letzten Jahre ist hier ausführlich und im feindlichsten Sinne gegen Heinrich IV. von einem wohlunterrichteten Zeitgenossen behandelt, den man wohl nur in St. Alban selbst suchen kann. Vergl. Waitz in den Nachrichten der G. A. Universität 1857. S. 55. Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrunnenses p. 5. 186 ff. W. Schum, Jahrbücher des S. Albanklosters (Göttingen 1872). Eine Restitution der Albaner Annalen für die Jahre 1102—1119 hat G. Buchholz in seiner Schrift über die Würzburger Chronik S. 66—78 gegeben.

Das Chronicon Wirzeburgense mit seiner Fortsetzung liegt ferner der weitschichtigen Weltchronik zu Grunde, welche der Mönch Eckehard, ein gewandter Literat, um das Jahr 1099 begann. Die Nachrichten, welche er in seiner Würzburger Quelle vorfand, erweiterte jedoch Eckehard, der auf dem Michelsberge damals gearbeitet haben muß, aus dem reichen Büchervorrath Bambergs nach allen Seiten. So schuf er ein großes Werk, welches selbst für die früheren Perioden unserer Kaisergeschichte von nicht geringem Nutzen ist. Auch für die Regierungszeit Heinrichs IV. hat er zu der Würzburger Quelle wichtige Zusätze theils nach Actenstücken, theils nach mündlichen Mittheilungen gemacht, ohne freilich selbst damals noch den handelnden Personen näher zu stehen. Eben deshalb ist sein Urtheil zu jener Zeit auch noch ziemlich unbefangen; häufig erhebt er Klagen über die Wirren der Zeit, aber er ist weit davon entfernt, die Schuld derselben auf einer Seite zu sehen. Bis zum Jahre 1101, wo er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem antrat, war

er mit der Chronik beſchäftigt. In dieſer Geſtalt beſitzen wir ſie nur in einer, überdies unvollſtändigen Handſchrift (jetzt in Karlsruhe), welche Waitz in ſeiner Ausgabe des Eckehard (M. G. VI. 33—267) mit A bezeichnet hat. Die letzten Notizen zu den Jahren 1100 und 1101 mögen erſt nach Eckehards Rückkehr nachgetragen ſein, aber ich ſehe keinen Grund, ſie, wie es geſchehen, iſt, ihm abzuſprechen und als fremdartige Zuſätze zu betrachten.

Nicht lange nach ſeiner Heimkehr nahm Eckehard eine Umarbeitung ſeiner Weltchronik vor. Der Grund lag wohl hauptſächlich darin, daß er eine entſchiedene Parteiſtellung inzwiſchen genommen hatte. Er war in Rom geweſen und ganz für die kirchliche Sache gewonnen worden. Bei der Empörung Heinrichs V. gegen ſeinen Vater ergriff er deshalb offen ſofort Partei für den jungen König, von dem er mit ſo Vielen die Herſtellung der Eintracht zwiſchen Kirche und Reich erwartete. Manches in ſeinem Werke, das jetzt nicht mehr ſeinen Anſichten entſprach, entſchloß er ſich ohne Weiteres zu ändern. Die Geſchichte der Jahre 1098—1101 wurde völlig umgearbeitet und die Chronik bis zum Jahre 1106 fortgeſetzt. Außerdem nahm Eckehard die Gelegenheit wahr, um manche Irrthümer des erſten Entwurfs zu berichtigen. In dieſer Geſtalt beſitzen wir das Werk noch in des Verfaſſers eigener Handſchrift, welche früher Bamberg gehörte, jetzt in Jena iſt (B. 1 bei Waitz). Aber auch dabei blieb Eckehard nicht ſtehen. Als Heinrich V. in der Herrſchaft geſichert war, arbeitete Eckehard die Geſchichte des Jahres 1106 nochmals mit der offenkundigen Abſicht um, das Verfahren des Königs gegen ſeinen Vater vollſtändig zu rechtfertigen; dies war nur möglich, indem er das Bild des alten Kaiſers nun in den dunkelſten Farben malte. Eine enthuſiaſtiſche Anrede an Heinrich V. wurde zugleich dem Jahre 1106 vorangeſchickt, um die Anfänge der neuen Regierung zu verherrlichen. Indeſſen hatte ſich ihm auch das Material für die früheren Zeiten, da Siegberts Chronik bekannt geworden war, erheblich vermehrt und wurde nun zu zahlreichen Nachträgen benutzt. Bis jetzt iſt keine Handſchrift des Werkes in dieſer dritten Geſtalt aufgefunden worden, die nur in ſpäteren Ueberarbeitungen erkennbar iſt.

Eckehard war inzwiſchen von Biſchof Otto von Bamberg i. J. 1108 zum Abt des neugeſtifteten und nach der Hirſchauer Regel eingerichteten Kloſters Aura eingeſetzt und auch Heinrich V. bekannt geworden. Er erfuhr die Gnade des Kaiſers und erhielt um 1112 von ihm den Auftrag, die Geſchichte der Kaiſer von Karl dem Gr. bis auf Heinrich V. ſelbſt zu ſchreiben. Eckehard geſtaltete darauf ſeine Chronik ſo um, daß ſie dem Verlangen des Kaiſers zu entſprechen ſchien. Er hielt jedoch für nöthig über den geſetzten Anfangspunkt zurückzugreifen und vom Urſprung der Franken zu beginnen, deren Geſchichte bis zu Karl dem Großen das erſte Buch füllte; das zweite umfaßte die Zeiten von Karl bis zum Ende Heinrichs IV., das dritte die Regierungszeit Heinrichs V. bis zum Jahre 1114. Mit der glänzenden Beſchreibung der kaiſerlichen Hochzeit ſchloß Eckehard wohl zuerſt das Werk in dieſer für ſeinen hohen Gönner beſtimmten Geſtalt, fügte aber ſpäter noch einige Notizen hinzu. Eine überſchwengliche Dedication an den Kaiſer (M. G. VI. 8) wurde vorausgeſchickt. Sehr bemerkenswerth iſt, wie vorſichtig Eckehard damals die üblen Vorgänge zu Rom i. J. 1111 behandelte; er folgte bei Darſtellung derſelben nur der officiellen Schrift des Irländers David, eines Kapellans des Kaiſers. Nicht minder verdient Beachtung, daß die ſchärfſten Stellen gegen Heinrich IV. nun getilgt oder abgeſchwächt wurden; Schmähungen gegen den Vater fanden, nachdem der Sohn in deſſen Fußſtapfen getreten war, nicht mehr den rechten

Platz. Das Autograph dieser Umarbeitung (C. bei Waitz) ist erhalten und befindet sich jetzt in Cambridge: vielleicht hat es die Kaiserin Mathilde bereits nach England gebracht.

Als sich die Stimmung in Deutschland gegen Heinrich V. immer mehr verbitterte, änderte sich auch Eckehards Gesinnung gegen ihn; auch die Chronik, welche er unausgesetzt fortführte, giebt davon Zeugniß. In der früheren Gestalt überarbeitete er sie nun noch mehrfach und vervollständigte sie nach und nach bis zum Jahre 1125; die Zeitvorgänge wurden jetzt in einem für Heinrich V. minder günstigen Sinne dargestellt und die Schmähungen auf Heinrich IV. belassen, wie sie sich in der dritten Recension vorfanden. Wir besitzen die Chronik in dieser Gestalt noch in zwei von einander abweichenden Recensionen (D. E.). Es ist das Verdienst von Waitz, die verschiedenen Phasen, welche Eckehards schriftstellerische Thätigkeit und mit ihr sein Werk durchlaufen hat, auf Grundlage der Handschriften gründlich nachgewiesen zu haben. Eine eingehende Kritik von Eckehards Chronik, zunächst in ihrer ersten und zweiten Gestalt, hat G. Buchholz, Eckehard von Aura Bd. I (Leipzig 1888) gegeben. Deutsche Uebersetzung von Pflüger in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XII. Jahrh. 3. Band.

Man hat früher in Eckehards Chronik die einzige gleichzeitige Darstellung der gesammten Regierung Heinrichs V. zu besitzen geglaubt. Es sind dabei zwei Annalenwerke übersehen worden, deren Ursprung zwar gleichfalls auf ältere Quellen zurückführt, die aber in ihren späteren Aufzeichnungen völlig selbständig dastehen. Leider sind diese beiden Werke in ihrer ursprünglichen Gestalt bisher nicht aufgefunden, aber beide sind so wenig verändert in spätere Compilationen übergegangen, daß über ihren Inhalt keine Zweifel obwalten können.

Das eine Werk sind Annalen vom Kloster St. Peter in Erfurt, welche in das große um 1355 compilirte Chronicon Sampetrinum Erfurtense im Wesentlichen vollständig und unverändert aufgenommen sind; von dieser Chronik hat Br. Stübel in den Geschichtsquellen der Provinz Sachsen Bd. I. (1869) eine neue dankenswerthe Ausgabe veranstaltet. Die in dieser Compilation uns erhaltenen alten Annalen stimmen bis 1101 mit den Annalen von St. Alban meist überein und zeigen bis 1108 mit der in den Hildesheimer Annalen erhaltenen Fortsetzung Verwandtschaft. Die Grundlage sind demnach die Annalen von S. Alban, denen in Erfurt nur einige auf Thüringen und besonders das Kloster St. Peter bezügliche Notizen hinzugefügt sind. In diesem Kloster selbst ist dann jedenfalls die weitere ganz selbständige Fortsetzung entstanden, welche meines Erachtens noch bei Lebzeiten Heinrichs V. begonnen ist, von welchem der Verfasser bereits z. J. 1105 eine wohl ungünstige, aber nicht ungerechte Charakteristik entwirft; bis zum Jahre 1137 scheint Alles die Arbeit eines Verfassers. Die Nachrichten sind besonders für Thüringen wichtig, welches für seine engere Landesgeschichte keine ältere Quelle hat, geben aber auch über die Reichsgeschichte dankenswerthe Aufschlüsse. Nur ein dürftiger Auszug aus diesen größeren Annalen sind die Annales St. Petri Erphesfurdenses, welche Pertz in den M. G. XVI. 15—20 herausgegeben hat. Diese sind erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entstanden, als auch der Verfasser der Annales Pegavienses bereits die älteren Erfurter Annalen vom Jahre 1116 ab ausschrieb, und zwar in noch weit größerem Umfange. Vergl. Stübel, Das Chronicon Sampetrinum Erfurtense (Leipzig 1867), Posse in den Forschungen Bd. XIII. S. 333 bis 350 und meine Bemerkungen daselbst S. 646. Ausführliche Untersuchungen über die Peterschronik hat Erich Schmidt in der Zeitschrift des Vereins für thü-

ringiſche Geſchichte XII. 107. 184 veröffentlicht, in denen er zu begründen ſucht, daß der ältere Theil der Annalen erſt in der Zeit Kaiſer Lothars entſtanden. Deutſche Ueberſetzung von G. Grandaur in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XIII. Jahrh. 3. Bd.

Die zweite Quelle für Heinrichs V. Geſchichte, welche früher nicht die rechte Beachtung fand, ſind Paderborner Annalen, noch bei Lebzeiten dieſes Kaiſers im Kloſter Abdinghof auf Grundlage älterer Annalen begonnen und dann fortgeſetzt; ebenfalls, wie es ſcheint, die Arbeit eines und deſſelben Verfaſſers. Dieſe Annalen liegen uns leider nicht in einer ſo genauen Kopie, wie die Erfurter, vor, ſind uns aber doch faſt ihrem ganzen Inhalt nach bekannt, ſo daß eine Herſtellung ermöglicht war, wie ſie P. Scheffer-Boichorſt in ſeiner Schrift: Annales Patherbrunnenses (Innsbruck 1870) in ausgezeichneter Weiſe geliefert hat; mögen auch im Einzelnen Zweifel obwalten, in der Hauptſache gehört gewiß den Paderborner Annalen an, was der Reſtitutor auf ſie zurückgeführt hat. Dieſe Annalen, welche die Reichsangelegenheiten, beſonders eingehend aber die Ereigniſſe in Weſtfalen behandeln, ſind excerpirt in den Hildesheimer Annalen von 1109—1137, wo zugleich Zuſätze zu den früheren Jahren aus ihnen entnommen wurden; in noch größerem Umfange ſind ſie vom ſächſiſchen Annaliſten und in den um 1175 entſtandenen großen Kölner Annalen ausgeſchrieben worden. Dieſe Kölner Annalen, als Annales Colonienses maximi von K. Pertz in den M. G. XVII. 723—847, dann in ſehr verbeſſerter Geſtalt von G. Waitz als Chronica regia Coloniensis in der Octavausgabe der M. G. 1880 herausgegeben, folgen bis zum Jahre 1106 vorzugsweiſe Eckehards Chronik, dann aber den Paderborner Annalen ſelbſt, nicht, wie K. Pertz annahm, den Hildesheimer Jahrbüchern und dem ſächſiſchen Annaliſten; ſie gewinnen unter ſolchen Umſtänden für die Regierungsgeſchichte Heinrichs V. faſt die Bedeutung einer gleichzeitigen Quelle[1]).

Die anderen gleichzeitigen Annalen ſind ziemlich dürftig. Die Jahrbücher von St. Amand (M. G. V. 13. 14) und Blandigny (M. G. V. 26—28) wurden fortgeſetzt, desgleichen die alten Annales Einsidlenses (M. G. III. 146. 147); die Notizen beziehen ſich meiſt auf lokale Verhältniſſe, berühren aber bisweilen auch die Reichsgeſchichte. Einige intereſſante Notizen bieten die Annalen des Kloſters Brauweiler (M. G. XVI. 725. 726), welche von verſchiedenen Händen des elften Jahrhunderts niedergeſchrieben ſind. Gleiches gilt von den Annalen von Aachen (M. G. XVI. 684. 685), welche wir freilich nur in einer ſpäteren Abſchrift und zugleich auch Ueberarbeitung beſitzen, wie von den Annalen von St. Jakob zu Lüttich, welche Pertz aus der Urſchrift in den M. G. XVI. 635 bis 645 zuerſt herausgegeben hat. Die alten Lütticher Annalen (M. G. IV. 29. 30), welche ſpäter im Kloſter Foſſes fortgeſetzt wurden, ſind für dieſe Zeit unbedeutend und von 1112 bis 1133 nur ein Auszug aus Anſelms Fortſetzung des Siegbert. Die Annales Laubienses (M. G. IV. 20—22) beruhen bis 1087 auf den Lütticher und Weißenburger Annalen, dann haben ſie eigene, aber wenig belangreiche Notizen. Unbedeutend ſind auch die i. J. 1120 niedergeſchriebenen kurzen Annalen des Kanonikus Lambert von St. Omer (M. G. V. 65). Die Annales Corbeienses wurden bis 1117 fortgeſetzt; zu den kurzen Aufzeichnungen derſelben machte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ein Mönch einige nicht unerhebliche Nachträge (M. G. III. 6—8; Jaffé, Bibliotheca I. 40—44). Von größerem Be-

1) Deutſche Ueberſetzung der großen Kölniſchen Jahrbücher von C. Platner in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XIII. Jahrh. Bd. 3.

lang sind die Annales Egmundani, mit denen die holländische Historiographie beginnt. Sie knüpfen an Siegberts Chronik an und sind von 1112 an als eine gleichzeitige Quelle anzusehen; Pertz hat sie (M. G. XVI. 445—479) zuerst in einer dem ursprünglichen Texte nahe kommenden Gestalt herausgegeben. Im Jahre 1123 wurden die ersten österreichischen Annalen im Kloster Melk (M. G. IX. 484—501) geschrieben; sie beruhen für unsere Zeit besonders auf Bernold[1]), geben aber auch einiges Neue.

Bei weitem größerer Gewinn, als aus diesen kleinen Annalen, erwächst aus einigen Büchern, welche eine in sich abgeschlossene Reihe von Begebenheiten darstellen, und zwar in der bewußten Tendenz, damit einer bestimmten Partei zu dienen. Es sind, obschon sie den historischen Charakter äußerlich zu bewahren suchen, im Wesentlichen Streitschriften, und man wird dessen stets bei ihrer Benutzung eingedenk bleiben müssen.

In erster Stelle tritt uns hier ein Gedicht entgegen, welches der Kritik schwere Aufgaben bereitet hat. Es ist ein Gedicht über den Sachsenkrieg, welches zuerst einzeln, Straßburg 1508, gedruckt wurde, dann in größere Sammlungen überging, nach der einzigen vorhandenen Handschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts unter dem Titel: Carmen de bello Saxonico oder Gesta Heinrici IV. von Waitz in den Abhandlungen der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (1870) S. 1—86 zum ersten Male herausgegeben wurde und sich jetzt auch in den M. G. XV. 1218—1235 in der Bearbeitung von Holder-Egger findet; auch eine Octavausgabe ist von Holder-Egger veranstaltet. Der Dichter zeigt sich als den ergebensten Anhänger des Königs, dessen Tapferkeit und Milde immer von Neuem erhoben wird; die Sachsen sind ihm im vollsten Unrecht, da sie durch ihre Rebellion nur den gesetzlosen Zustand, der sich während der Jugend des Königs befestigt hatte, aufrecht erhalten wollten. Das Gedicht schildert die Vorgänge von 1073—1075 und soll nach unzweideutigen Aeußerungen des Dichters gleich damals, als die Unterwerfung der Sachsen vollendet war, entstanden sein. Wie viele Aufschlüsse ließen sich nicht von einem Werke nicht geringen Umfangs, so mitten aus den Ereignissen hervorgegangen, für uns erwarten? Aber man findet sich in dieser Hoffnung getäuscht. Pertz in seinem Aufsatze über dieses Gedicht (Archiv X. 75 bis 86) sagt: „Es enthält Redensarten statt Thatsachen". Wir erhalten über 750 Verse, die leicht fließen, aber uns großentheils bereits aus Virgil bekannt sind; sie sind mit lebhaften Schilderungen (arm freilich an originalen Zügen), mit einigen Reflexionen von untergeordneter Bedeutung, mit überschwenglichen Lobsprüchen auf den König ausgefüllt. Wie interessant es uns auch ist, gegenüber den anderen Zeugen einmal einen Mann königlicher Gesinnung reden zu hören, über die Thatsachen findet sich wenig Neues, und das Wenige ist von zweifelhaftem Werthe. Das Meiste erzählt Lambert und der gleich zu nennende Bruno weit eingehender, obwohl sie gerade von entgegengesetztem Standpunkt aus die Dinge betrachten. Diese Armuth des Inhalts und zugleich der Umstand, daß sich keine Handschrift des Gedichts vor dem ältesten Druck nachweisen läßt, führten Pertz zu der Ansicht, daß das Gedicht erst im Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden und dabei vor Allem Lambert benutzt sei. Floto (Heinrich IV. II. 427—432) und Waitz (Nachrichten von der G. A. Universität 1857. 13—38) widersprachen, und eingehend suchte Waitz nachzuweisen,

1) Die genauen Angaben der Schlachttage Heinrichs haben eine Uebereinstimmung mit Brunos Sachsenkrieg, die nicht zufällig sein kann.

daß Nichts in dem Gedichte enthalten, was mit Nothwendigkeit eine ſpätere Abfaſſung des Gedichts bedinge, als nach dem Inhalte deſſelben anzunehmen ſei, daß im Beſonderen Nichts auf eine Benutzung Lamberts mit Sicherheit ſchließen laſſe. Obgleich dann R. Köpke (Hrosvit von Gandersheim S. 278 ff.) noch einmal ſehr beſtimmt für Pertz' Meinung eintrat, befeſtigte ſich doch ſeitdem die Meinung, daß das Gedicht dem elften Jahrhundert angehöre, die auch von Waitz in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe noch weiter begründet iſt.

Da das Gedicht offenbar nicht für den König allein, ſondern auch für weitere Kreiſe — es iſt ja Parteiſchrift — beſtimmt war, muß es Verwunderung erregen, daß wir in unſeren Quellen nirgends einer Beziehung auf dieſes ſchon in ſeiner Form für jene Zeiten doch nicht unbedeutende Werk begegnen. Die einzige Hinweiſung auf eine Darſtellung von Zeitereigniſſen im heroiſchen Maße, welche damals in Deutſchland entſtanden, iſt in den oben (S. 1035) angeführten Worten Lamberts enthalten, und zwar ſpricht er dort von einem ſeiner eigenen Werke. Es hat ſich mir danach die Vermuthung aufgedrängt, daß vielleicht Lambert ſelbſt der Verfaſſer unſeres Gedichtes in ſeiner urſprünglichen Form ſei. Die von Pertz hervorgehobene und nicht abzuleugnende Aehnlichkeit ſeines Berichts in den Annalen mit der Darſtellung des Gedichts würde ſich dann von ſelbſt erklären; gleiche Flüſſigkeit und Lebendigkeit der Rede hier und dort ſcheinen die Vermuthung zu unterſtützen; überdies finden ſich manche Lieblingswendungen des Dichters in ähnlicher Weiſe in den Annalen wieder, wie nec mora, funduntque fugantque, confundunt fasque nefasque[1]. Der Dichter ſpielt zuweilen mit einem griechiſchen Wörtchen: wie er die Harzburg Arcipolis nennt, ſo heißt es p. 208. v. 12:

Castellis aliquam tractant obtendere technam;

ähnlich Lambert in den Annalen (p. 216): omnes accusationum strophas dirupit. Aber freilich dies Alles kann täuſchen, und die durchaus entgegengeſetzte Tendenz der Angaben würde genügen, um völlig die Vermuthung abzuweiſen, wenn nicht Lambert ſelbſt in der angeführten Stelle, wo er von ſeinem Heldengedicht ſpricht, dies gleichſam desavouirte (quanquam sciam me ad has describendas minus idoneum — in versibus plura falsa pro veris scripsisse accusor). Sollte ſich nicht die geringe Verbreitung unſeres Gedichts vielleicht daraus erklären, daß der Verfaſſer bald ſelbſt es unterdrückte? Lambert, der in der Geſchichte ſeines Kloſters ſagt, er ſei in dem Kerker deſſelben eingeſchloſſen, kenne nicht die Menſchen und ſei auch nicht nach ihnen begierig (nos utpote monasterii carcere inclusos nec hominum expertos nec valde curiosos), wird in ſeinem Heldengedichte vom König nicht anders geſprochen haben, als man im Kloſter dachte: aber in Hersfeld, wo Heinrich in ſeiner Jugend oft verkehrte, war man bis zum Jahre 1075 durchaus königlich. Dann wandte ſich freilich dort die Stimmung und hat in der Folge noch öfters gewechſelt; Lambert ſelbſt ſtand ſchon vom Jahre 1076 an unzweifelhaft ganz auf der Seite der Gregorianer. Waitz, der mit Anderen meine Vermuthung verwarf, ſtellte eine andere auf, der er aber eben ſo wenig ein ſchwereres Gewicht beilegte: er war mit Rückſicht auf die Uebereinſtimmung in Auffaſſung, Darſtellungsweiſe und Ausdruck den anonymen Verfaſſer der Vita Heinrici für den Dichter des Carmen zu halten

---

1) Vergl. Lambert p. 200 (nec mora), p. 170 (fundunt fugantque), p. 253 (fasque nefasque). Die regales fasces im Gedicht (III. v. 72) ſind auffällig; tituli ac fasces finden ſich auch bei Lambert p. 225. 249. Die Uebereinſtimmung des Ausdrucks im Carmen mit Lamberts Annalen haben Lindner, Anno der Heilige S. 4. 5, und Pannenborg noch weiter nachzuweiſen geſucht.

geneigt. Dieser Vermuthung scheint mir vor Allem entgegenzustehen, daß der Verfasser der Vita sich über die früheren Zeiten Heinrichs so schlecht unterrichtet zeigt, wie man es von einem Manne kaum annehmen könnte, der dreißig Jahre in der Nähe des Königs gelebt haben müßte, wenn auch das Carmen sein Werk sein sollte. Meine Vermuthung, die im Allgemeinen wenig Anklang fand, hat neuerdings A. Pannenborg aufgenommen und in den Forschungen XXV. 407—448 ausführlich darzulegen gesucht, daß Lambert der Verfasser des Carmen sei; durch eine eingehende Vergleichung des Gedichts mit den Annalen nach Inhalt und Form war er zu dieser Ansicht gekommen. Ihm trat A. Edel in den Forschungen XXVI. 531—596 entschieden entgegen und suchte alle Beweismittel Pannenborgs zu entkräften. Inzwischen hatte W. Gundlach in seiner gelehrten Dissertation: „Ein Dictator aus der Kanzlei Kaiser Heinrichs IV. (Innsbruck 1884)" sich nicht nur für Waitz' Vermuthung erklärt, sondern auch die Identität der Verfasser des Carmen und der Vita Heinrici bestimmt zu erweisen gesucht und beide Schriften dem Propst Gottschalk an der Marienkirche in Aachen beigemessen. Einwendungen, die gegen seine Ansicht gemacht wurden, veranlaßten ihn denselben in einer neuen Schrift: „Wer ist der Verfasser des Carmen de bello Saxonico?" (Innsbruck 1887) ausführlich zu begegnen. Holder-Egger hat in dem Vorwort zu seiner Ausgabe des Carmen sich gegen Gundlachs Ansicht erklärt, aber gleich bestimmt gegen Pannenborgs Ausführungen; die Frage nach dem Verfasser des Gedichts läßt er unentschieden. Zuletzt hat Pannenborg in seiner Schrift: „Lambert von Hersfeld der Verfasser des Carmen de bello Saxonico" (Göttingen 1889) seine Ansicht den Gegnern gegenüber vertheidigt. Ob der Streit damit beendigt ist, läßt sich bezweifeln. Ich selbst leugne nicht, daß mich die Untersuchungen Pannenborgs in meiner früher ausgesprochenen Vermuthung nur bestärkt haben.

Einen entschieden feindseligen Charakter gegen Heinrich IV. trägt Brunos Buch vom Sachsenkriege, entstanden im Anfange des Jahres 1082 und dem Bischof Werner von Merseburg gewidmet. Bruno, der eigentlich der Magdeburger Kirche angehörte, hatte sich nämlich nach Erzbischof Wezels Tode nach Merseburg begeben; er scheint aber bald nach Abfassung dieser Schrift in die Dienste des Gegenkönigs Hermann getreten zu sein, denn die beiden Urkunden, welche wir allein von diesem besitzen, sind von einem Kanzler Bruno unterzeichnet. Wenn wir Lamberts Tendenz zum Theil darin sahen, die Wahl des ersten Gegenkönigs zu rechtfertigen, so scheint uns besonders Brunos Absicht, die Nothwendigkeit ferneren Widerstandes gegen Heinrich zu zeigen und damit die Erhebung des zweiten Gegenkönigs den Sachsen und Schwaben zu empfehlen. Mit der Wahl und Salbung Hermanns schließt das Buch, in dessen Verlauf stets aufs Neue darauf hingewiesen wird, wie alles Unglück bisher auf der mangelnden Eintracht zwischen Sachsen und Schwaben beruht habe und günstige Erfolge nur von einer engeren Verbindung der beiden Stämme zu erwarten seien (c. 31. 35. 44. 87. 91. 130). Bruno versichert in der Vorrede wahrheitsgetreu zu erzählen, aber nach Allem, was Stenzel II. 55—67 und Andere bemerkt haben, ist es überflüssig, hier noch weiter nachzuweisen, daß es Bruno im Interesse seiner Partei mit der Wahrheit nicht streng nahm. Die schmutzigen Anekdoten, die in Sachsen von Heinrichs erbittertsten Gegnern verbreitet wurden, erzählt er mit sichtlichem Vergnügen nach und putzt sie noch durch drastische Züge auf. So wird die auf Adelheid bezügliche Schandgeschichte (c. 9) durch die Bemerkung wirksamer gemacht, daß sie die einzige Schwester des Königs sei; das ist unrichtig, und an anderer Stelle (c. 83) erwähnt Bruno

selbst einer zweiten Schwester. Mit Historikern, die immer wieder auf diese Scandale zurückkommen, ist nicht zu rechten. Dennoch verdient Bruno, wo er von Vorgängen unter den Sachsen berichtet, volle Beachtung. Er stand inmitten der Bewegung, konnte Vieles leicht erfahren und war bei manchen wichtigen Ereignissen selbst gegenwärtig, wie in der Schlacht an der Elster (c. 123). Ueberdies standen ihm wichtige Actenstücke zu Gebote, für deren Mittheilung wir ihm dankbar sein müssen, obwohl er sie selbst nicht in angemessener Weise zu verwerthen, namentlich nicht in die rechte chronologische Folge zu bringen wußte[1]. Bruno hat vielleicht Lamberts Annalen gekannt. Die Erzählung von der Belagerung Lüneburgs im Jahre 1073 (c. 21) stimmt zum Theil wörtlich mit Lambert (p. 201); an einer anderen Stelle (c. 47) sagt Bruno: rex mortuos suos vel sepeliri vel in patriam sepeliendos fecit deportari, während es bei Lambert bei derselben Gelegenheit von den Leuten des Königs heißt: occisos terra obruunt; qui clariores inter eos ditioresque extiterant, in patriam — sepeliendos remittunt (p. 228). Jedenfalls hat aber Bruno von Lambert nur einen sehr spärlichen Gebrauch gemacht; er erzählt, wo ihm Actenstücke fehlten, meist nach eigener Kenntniß oder mündlichen Berichten. Wie er die Actenstücke für seine Darstellung verwerthete, zeigen c. 33. 34 und 41, wo öfters wörtlich die Dinge so erzählt werden, wie in dem Schreiben der Sachsen, welches Bruno selbst c. 42 mittheilt. Mit Unrecht würde man Brunos Bericht dem des Lambert, so weit sie zu vergleichen sind, im Allgemeinen vorziehen, wie dies R. Dewitz in einem Offenburger Programm von 1881 gethan hat; aber man wird andererseits nicht in Abrede stellen können, daß die inneren Vorgänge in Sachsen oft Bruno besser bekannt waren. Ueber die Stellung der Sachsen zu Gregor würden wir ohne ihn sehr irrige Vorstellungen haben, und über die Person Ottos von Nordheim gewinnt man aus ihm mehr Aufschlüsse, als aus Lambert. Das Werk Brunos ist im Mittelalter mehrfach benutzt worden, namentlich in großem Umfange vom sächsischen Annalisten[2], doch besitzen wir jetzt leider nur eine überdies späte Handschrift, nach welcher Pertz die Ausgabe in den M. G. V. 329—384 veranstaltet hat; auch eine Octavausgabe ist in zwei Auflagen erschienen. Der Text scheint in jener Handschrift im Ganzen getreu überliefert, doch finden sich hier und da Corruptelen. Gleich im Prolog ist statt des handschriftlichen a lateris animae stercoribus zu lesen a latebris animae secretioribus, wie Breißig in den Thesen zu seiner Dissertation De continuato Fredegarii chronico bereits bemerkt hat, c. 6 statt ante dum nondum, c. 48 statt dampnationis dominationi, c. 51 statt palatio principum placito principum; c. 86 ist das handschriftliche (Heinricus cum intelligeret, se de lupina ferocitate parum proficere,) pellinam non corvinam cogitavit induere zu emendiren in pelliciam nunc ovinam u. s. w. (pelliciam schon von Pertz verbessert), c. 90 ist für perditurum zu lesen periturum; c. 129 am Schluß ist non corrumperet unmöglich richtig, vielleicht schrieb

1) Smolka in der Dissertation De Brunonis bello Saxonico (Breslau 1856) bezweifelt mit Unrecht die Echtheit dieser Actenstücke und hält sie für spätere Einschiebsel in den Text. Der sächsische Annalist fand sie bereits dort vor; überdies sind viele von ihnen auch an anderen Orten mitgetheilt. Martens (Heinrich IV. und Gregor VII., S. 22) meint, daß die den Sachsen beigelegten Briefe bei Bruno von ihm selbst fabricirt seien, und räth nicht weiter Zeit und Mühe zu verschwenden, um sie mit der Geschichte und Chronologie in Uebereinstimmung zu bringen. Ueber die chronologische Bestimmung handelt auch J. May in den Forschungen XXIV. 347 ff.

2) Auch die von Waitz nicht bezeichnete Stelle S. 711 Z. 47 ff. ist aus Bruno c. 103, wie S. 712 Z. 10 aus c. 108.

Bruno omnino corrumperet. Deutsche Uebersetzung von Wattenbach in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit, 2. Ausgabe 1888.

Lambert versichert, daß die Kaiser Gelehrte am Hofe unterhielten, um ihre Thaten durch die Darstellungen derselben verherrlichen zu lassen (Imperatores suorum secum habent praecones meritorum. M. G. V. 140). Wipo ist diesen officiellen Geschichtsschreibern aus früherer Zeit zuzurechnen; aus den Tagen Heinrichs V. kennen wir den Irländer David, welcher früher Vorsteher der Schule in Würzburg gewesen war und den der Kaiser i. J. 1110 nach Italien mitnahm, um die Geschichte der Romfahrt zu beschreiben. Das Buch, welches Eckehard und in bei weitem größerem Umfang Wilhelm von Malmesbury benutzten, ist bisher in keiner Handschrift aufgefunden worden[1]). Daß die Schrift auch Actenstücke enthielt, sieht man aus Wilhelm; die betreffenden Stellen dieses englischen Autors hat Waitz nach Hardys Text in den M. G. X. 478—480 herausgegeben. Vielleicht rührt von David auch das Manifest her, welches der Kaiser alsbald über die Gefangennehmung Paschalis' II. verbreitete (Codex Udalrici Nr. 261—263. J. 149, Annales Disibodenbergenses in den M. G. XVII. 20 und Gesta Alberonis in den M. G. VIII. 244). Dieser officiellen kaiserlichen Schrift wurde von päpstlicher Seite eine andere Darstellung entgegengestellt, welche unseres Erachtens größere Glaubwürdigkeit besitzt (Annales Romani in den M. G. V. 472 ff. und die Papstleben bei Muratori, Scriptores III. 1. 360 ff.). David hat später Deutschland wieder verlassen; er bekleidete in seinen letzten Lebensjahren das Bisthum Bangor in Wales. Vgl. H. Gulike, Der Bericht des David über den Römerzug Heinrichs V., in den Forschungen XX. 406—423.

Eine interessante kleine Schrift über das Reimser Concil von 1119 haben wir Hesso, dem Vorsteher der Domschule in Straßburg[2]), zu verdanken. Der Verfasser berichtet, was er selbst gesehen, und war ohne Zweifel im Gefolge der päpstlichen Gesandten an den Kaiser, welchen er sich in Straßburg, wo seine Erzählung beginnt, angeschlossen haben mochte. Der Zweck des Büchleins, welches Wattenbach aus mehreren Handschriften in den M. G. XII. 423—428 herausgegeben hat, ist augenscheinlich, das Verfahren der Gesandten, im Besonderen das des gelehrten und hochgeachteten Wilhelm von Champeaux, zu rechtfertigen. Auch diese Schrift hat Eckehard bereits benutzt, und sie ist in den Cod. Udalr. Nr. 303 (J. 199) aufgenommen.

Verwandt den zuletzt genannten Quellen, die sämmtlich einen polemischen Charakter tragen, sind die zahlreichen kirchlichen Streitschriften, welche in Deutschland während des Investiturstreits entstanden. Nicht wäre hier am Platze weiter auf diese ganze Literatur einzugehen; nur die Schriften sind zu berühren, welche als historische Quellen nicht zu entbehren sind. Um 1074 entstand ein angeblicher Brief des Bischofs Udalrich von Augsburg an einen Papst Nicolaus (Cod. Udalr.

---

1) Davids Werk wird auch unter den von Aventin benutzten Arbeiten im Syllabus aufgeführt. Es heißt dort: David Scotus, vir admodum eruditus atque bonus, socius D. Mariani, — primo ludimagister Viridoburgensis, deinde ob eruditionem ac integritatem vitae in aulam ab imperatore Honorico V. Caes. Aug. accitus eius vitam tribus libris complexus est. Bestimmte Entlehnungen aus David wüßte ich bei Aventin, obwohl er das Buch noch gesehen zu haben scheint, nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

2) Hesso scolarum magister in zwei Urkunden vom Jahre 1118 bei Grandidier, Histoire d'Alsace II. Preuves 230. 232 und in einer dritten kaiserlichen Urkunde bei Grandidier a. a. O. 234, welche Stumpf (Nr. 3159) in das Jahr 1119 setzt.

Nr. 10 J. 56), in welchem das Verfahren Roms, um den Cölibat der Priester zu erzwingen, stark angegriffen wird; diesen untergeschobenen Brief censurirte Gregor VII. auf der römischen Synode von 1079 (Bernold zu diesem Jahre). Auf Bernolds Tractate ist bereits oben hingedeutet worden. Wirksamer als sie waren die Streitschriften, welche der Erzbischof Gebhard von Salzburg in der Form von Schreiben an Bischof Hermann von Metz erließ. Die eine vom Jahre 1081 sucht ausführlich die Gültigkeit des von Gregor gegen Heinrich IV. geschleuderten Banns nachzuweisen; sie ist zuerst bei Tengnagel, Vetera monumenta contra schismaticos p. 7—29 herausgegeben und dann bei Gretser, Opera omnia VI. 485 ff. abgedruckt. Die andere nur geringen Umfangs v. J. 1084 bestreitet die Gültigkeit der Ordination des Gegenpapstes und ist uns bei Hugo von Flavigny aufbewahrt (M. G. VII. 459. 460). Hauptsächlich wurde in Deutschland die polemische Literatur durch die zweite Excommunication des Königs, welche Gregor durch besondere Anschreiben aller Orten verbreiten ließ, in Gang gebracht. Im Auftrage und im Namen des Bischofs Dietrich von Verdun faßte der Trierer Scholasticus Wenrich um 1083 gegen dieselbe eine Schrift ab, welche mit Recht nicht geringes Aufsehen erregte. Sie hat die Form eines Briefes an den Papst und berührt mit scheinbarer Unbefangenheit alle schwebenden Streitfragen. Weniger durch uns sonst unbekannte Thatsachen, welche sie an das Licht zöge, ist sie wichtig, als durch manche Beiträge zur Charakteristik Heinrichs IV. und Gregors VII.; der Verfasser, einer der geschicktesten Stilisten seiner Zeit, weiß auch durch die Form zu gewinnen. Leider ist der Druck bei Martène, Thesaurus I. 215—230 sehr mangelhaft; vielfache Verbesserungen ergiebt eine Handschrift der Wiener Bibliothek aus dem 12. Jahrh. (J. can. 105), obwohl auch sie zahlreiche Fehler enthält. Der Erfolg von Wenrichs Schrift veranlaßte Manegold, einen jungen Chorherrn im Kloster Lautenbach bei Gebweiler im Elsaß, sich an einer Widerlegung zu versuchen. Seine Arbeit, die noch bei Gregors Lebzeiten entstand[1]), hat er dem Erzbischof Gebhard von Salzburg gewidmet; sie ist umfänglich, aber vieles freilich nur Compilation aus den Schriften des Petrus Damiani und Bernold. An schriftstellerischem Talent stand Manegold Wenrich weit nach, aber seine Ausführungen haben durch die ungemessene Parteileidenschaft, die aus ihnen hervorbricht, ein gewisses Interesse. Manegold hatte selbst schwer unter den kirchlichen Wirren zu leiden; Lautenbach war zerstört worden, und er irrte oft unstet umher. Das Werk ist noch ungedruckt; aus der einzigen bekannten Handschrift, jetzt in Karlsruhe, finden sich Auszüge bei Floto II. 154. 299—303 und in meiner akademischen Abhandlung über Manegold in den Sitzungsberichten der baierischen Akademie der Wissenschaften Jahrg. 1868. Bd. II. 297—330. Eine mit Wenrichs Arbeit verwandte Schrift entstand etwa zu derselben Zeit auf Veranlassung des Erzbischofs Eigilbert von Trier. Ihr Verfasser war ein gelehrter Geistlicher in Trier, Dietrich mit Namen, der zum Lohn dafür die Abtei St. Martin an der Mosel erhielt; bisher ist keine Handschrift aufgefunden worden. Auch Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Benno von Osnabrück hatten Wido, den Vorsteher der Domschule in Osnabrück, mit einer ähnlichen Streitschrift beauftragt, von der uns wenigstens ein Auszug im Codex Udalrici Nr. 172 (J. 190) erhalten ist. Sie ist in der letzten Lebenszeit Gregors abgefaßt, gegen den

1) Ewald in den Forschungen XVI. 384 nimmt an, daß erst nach Gregors Tode die letzten Kapitel geschrieben und das Ganze zum Abschluß gebracht sei; mir scheinen die Gründe dafür nicht überzeugend. Ein Schmähgedicht eines Hugo orthodoxus gegen Manegold hat Wattenbach aus einer Münchener Handschrift herausgegeben (Sitzungsberichte der M. Akademie 1873. S. 732. 733).

sie eine sehr dreiste Sprache führt; besonders dringt der Verfasser auf Herstellung der kirchlichen Einheit und die allgemeine Anerkennung Wiberts. Etwa derselben Zeit gehört die kleine anonyme Schrift an, welche den Titel: Dicta cuiusdam de discordia papae et regis führt und früher mit Unrecht Siegbert von Gembloux zugeschrieben wurde; sie ist zuerst bei Floto, Heinrich IV. I. 437. 438 herausgegeben worden, dann in verbesserter Gestalt von Scheffer-Boichorst, Neuordnung der Papstwahl S. 136—141.

Bei weitem am wichtigsten für die deutsche Geschichte jener Zeit ist eine Streitschrift, welche Ulrich von Hutten im Jahre 1520 aus einer später verschwundenen Fuldaer Handschrift herausgab und De unitate ecclesiae conservanda betitelte. Sie ist dann später öfters gedruckt, unter Anderem bei Freher, Scriptores I. p. 244—326; zuletzt ist sie unter den Octavausgaben der M. G. von W. Schwenkenbecher 1883 herausgegeben und wird danach in unsern Anmerkungen citirt. Nach einer Vermuthung des Flacius Illyricus wurde die Schrift dem Bischof Walram von Naumburg beigelegt. Die Autorschaft Walrams haben A. Helmsdörfer (Forschungen zur Geschichte des Abtes Wilhelm von Hirschau [Göttingen 1874] S. 26 ff.) und Fr. Berger (Zur Kritik der Streitschrift De unitate ecclesiae conservanda [Halle 1874] S. 3 ff.) bestritten, und sie ließe sich auch in der That nur dann aufrecht erhalten, wenn ein näherer Zusammenhang zwischen Walram und Hersfeld dargethan würde, da die Schrift unzweifelhaft von einem Hersfelder Mönch herrührt. P. Ewald, der in seiner fleißigen und interessanten Dissertation: Walram von Naumburg (Bonn 1874) an der hergebrachten Meinung festhält, sucht allerdings den Nachweis zu führen, daß Walram Hersfeld angehört habe, aber seine Gründe sind wenig stichhaltig. Man vergleiche v. Sybels Historische Zeitschrift Bd. XXXIV. S. 420. Die wichtige Schrift des Hersfelder Mönchs hat die Gestalt, in der sie uns vorliegt, erst um das Jahr 1093 erhalten. Sie besteht aber aus drei Büchern, deren erstes eine Kritik des bekannten Schreibens Gregors VII. an Hermann von Metz über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens gegen Heinrich IV. enthält (Reg. VIII. 21 in Jaffé, Bibl. II. 453—467) und schon 1084 oder im Anfange des Jahres 1085 abgefaßt und später nur überarbeitet ist. Das zweite Buch giebt eine weit ausgeführte Entgegnung auf eine aus der Hirschauer Schule hervorgegangene, jetzt verlorene Streitschrift; in diesem zweiten Buche wird zugleich das Leben und Treiben der Gregorianer in Sachsen, Thüringen und Hessen von 1081—1092 eingehend erörtert und dabei ein so reichhaltiger Stoff geboten, daß die Schrift für die Geschichte jener Zeit geradezu unentbehrlich ist. Das dritte Buch, welches die Rechtgläubigkeit Wiberts gegen erfolgte Angriffe zu vertheidigen sucht, bricht nach wenigen Seiten ab und das Fehlende in Huttens Handschrift hat sich in keiner anderen Weise ersetzen lassen. Eine sehr hitzige Correspondenz, welche der Bischof Walram von Naumburg mit dem Grafen Ludwig von Thüringen führte, der sich der Feder des Bischofs Herrand von Halberstadt, eines eifrigen Gregorianers, bediente, ist in den Annales Disibodenbergenses (M. G. XVII. 10—14) enthalten. Ueberdies wird Walram von Naumburg ein im Jahre 1109 geschriebener Tractatus de investitura episcoporum beigelegt, gedruckt u. A. bei Goldast, Apologia pro Henrico IV. p. 226—232, zuletzt mit manchen Irrthümern nach einer Bamberger Handschrift[1]) in der Tübinger theologischen Quartalschrift Bd. XIX. p. 186 ff.

1) Ueber den Zusammenhang dieser Handschrift mit dem Cod. Vat. 1984 und anderen siehe Bethmann in Pertz' Archiv XI. 841 ff.

Kunstmann brachte nach einer, wie Ewald S. 86 zeigt, ganz unzuverlässigen Quelle eine Mittheilung, nach welcher ein Abt Konrad von St. Georg zu Naumburg der Verfasser des Tractats sein soll (Tübinger theologische Quartalschrift Bd. XX. p. 348). Daß auch Walram nicht der Verfasser dieses Buchs sein kann, nahm bereits Ewald an, und eingehender handelt darüber und über den Tractat im Allgemeinen E. Bernheim in einem unterrichtenden Aufsatz in den Forschungen XVI. 279 ff.

Von den Streitschriften, welche Siegbert von Gembloux auf den Wunsch des Lütticher Archidiakonen Heinrich verfaßte, fehlt uns die früheste, welche gegen das vorhin erwähnte Schreiben Gregors VII. an Hermann von Metz gerichtet war; die zweite Contra eos, qui calumniantur missas coniugatorum sacerdotum (Martène, Thes. anecd. I. 230—241) hat nur geringes historisches Interesse; für unsere Zwecke am erheblichsten ist die dritte, eine scharfe, aber begründete Invective gegen den Papst Paschalis II., als er den Grafen von Flandern zur Zerstörung des Lütticher Bisthums aufgefordert hatte. Diese letzte im Jahre 1103 abgefaßte Schrift ist mehrfach gedruckt und findet sich auch im Codex Udalrici Nr. 234 (J. 113)[1].

Unter den in dieser Zeit geschriebenen Biographien muß in erster Stelle das Leben Heinrichs IV. genannt werden. Reiz der Darstellung wird dieser kleinen Schrift Niemand bestreiten, aber eben so wenig kann nach Jaffés Vorbemerkungen zur Uebersetzung und v. Druffels Erörterungen (Heinrich IV. und seine Söhne 93—108) geleugnet werden, daß sie voll von historischen Unrichtigkeiten ist; selbst die Geschichte der letzten Jahre, welche ausführlicher dargestellt wird und wo der Verfasser scheinbar den Ereignissen näher stand, zeigt große Flüchtigkeit. Gerade da, wo die einzelnen Umstände mit Sorgfalt ausgemalt werden, wie z. B. c. 5 bei der Erzählung von Ekberts Tode, wird man das höchste Mißtrauen gegen die poetisch-rhetorische Manier des Verfassers hegen müssen; die Erzählung von den Vorgängen in Würzburg i. J. 1077 (c. 4) verwirrt die Ereignisse jener Zeit mit anderen aus dem Jahre 1086, wie Eckehards Chronik und besonders die Fortsetzung des Marianus (M. G. V. 563) darthut, in der willkürlichsten Weise. Dem Verfasser kam offenbar wenig auf eine richtige Darstellung aller einzelnen Vorgänge an; er wollte vor Allem nur die Persönlichkeit des Kaisers, der sein Wohlthäter gewesen war, in ein günstiges Licht stellen. Sein Buch sollte Heinrichs Andenken Vielen lebendig erhalten, und je weniger er sich um die Richtigstellung der Thatsachen bekümmerte, desto sorgsamer hat er den Ausdruck studirt. Manche seiner wirksamsten Redewendungen sind freilich nicht sein Eigenthum, sondern die mühsam gesammelten Früchte seiner Belesenheit; so sind gleich im Anfang ganze Sätze aus Sulpicius Severus (ed. Halm. p. 143. 145) entlehnt. Die Schrift giebt sich den Schein, als sei sie ein freier Erguß des ersten Schmerzes über den Verlust des Kaisers, lediglich um in der geistigen Gemeinschaft mit dem Freunde, an den sie gerichtet ist, Trost zu finden; der Verfasser wünscht, daß Niemand sein Buch sehe, daß mindestens sein Name, wenn jenes nicht zu verhindern sei, verborgen bleibe. Aber wer hat jemals so effektvoll geschrieben, um keinen Effect zu machen? Allerdings ist das Buch im Mittelalter räthselhafter Weise nicht bekannt geworden; nirgends wird es erwähnt, nirgends auf dasselbe oder seinen Verfasser auch nur

---

1) Eine Uebersicht über diese und die verwandten Streitschriften giebt Helfenstein, Gregors VII. Bestrebungen nach den Streitschriften seiner Zeit (Frankfurt 1856), doch läßt das Buch tieferes Studium vermissen; eingehender, aber voll von leeren Hypothesen und nichtigen Behauptungen G. Cassander, Das Zeitalter Hildebrands für und gegen ihn (Darmstadt 1842).

hingedeutet. Wir besitzen nur eine einzige, aus Regensburg stammende Handschrift, jetzt in der Münchener Bibliothek; sie gehört der Zeit an, in welcher die Biographie entstand, und ist vielleicht das Autograph des Verfassers. Aus diesem Codex hat Aventin im Jahre 1518 zuerst das Buch herausgegeben und nach ihm ist auch die neueste Ausgabe in den M. G. XII. 270—283 von Wattenbach besorgt worden; eine Uebersetzung mit einer werthvollen Einleitung verdankt man Jaffé (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit XII. Jahrh. Bd. 2). Wie große Schwächen diese Schrift als Biographie auch hat, als Darstellung der Persönlichkeit Heinrichs IV. verdient sie volle Beachtung. Das Urtheil des Verfassers ist einseitig, aber nicht unrichtig. Was er dem Kaiser nachrühmt, findet meist auch anderweitig Bestätigung. Daß er die christlichen Tugenden Heinrichs besonders hervorhebt, ist um so wichtiger, als gerade sie von den Widersachern ihm ohne Grund ganz abgesprochen wurden. Man vergl. die Dissertation von Anton Koch: „Vita Heinrici (kritisch gewürdigt). Fulda 1882" und dazu die Bemerkungen von Arn. Busson in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsschreibung IV. 541 ff. Karl Horn sucht in der Rostocker Dissertation: „Beiträge zur Kritik der Vita Heinrici IV. imp. 1887" die historischen Mängel des Werkes zu rechtfertigen.

Die Frage über den Verfasser dieser interessanten Schrift ist mehrfach erörtert worden, scheint sich jedoch mit Sicherheit nicht beantworten zu lassen. Floto, welcher dem Buche meines Erachtens einen viel zu großen Einfluß auf seine Darstellung eingeräumt hat, hält Bischof Otbert von Lüttich für den Verfasser; er folgt hierin einer Ansicht Goldasts, welche sich lange in Ansehen erhalten, deren Probabilität aber Jaffé mit vollstem Recht bestritten hat. Jaffé stellt die Vermuthung auf, daß das Buch in Mainz geschrieben sei und der Abt Dietrich von St. Alban es abgefaßt habe; v. Druffel hat dagegen darauf hingewiesen, daß aus der Darstellung eher auf die Abfassung in Ostfranken oder Baiern zu schließen sei, specieller auf Würzburg oder Regensburg, zumal an letzterem Ort sich die einzige Handschrift vorgefunden habe. In der That hebt der Verfasser, der sonst in Ortsbestimmungen die Sorglosigkeit selbst ist, gerade Würzburg öfters in ungewöhnlicher Weise hervor (c. 4. 9. 13)[1]), und dies hat mich auf die Vermuthung geleitet, daß das Buch von dem Bischof Erlung von Würzburg abgefaßt sein könnte. Erlung war vom Jahre 1103 bis zu Anfang des Jahres 1105 Heinrichs IV. Kanzler gewesen; mit der Person des Kaisers und den Hofgeschäften war er demnach so vertraut, wie man es von dem Verfasser der Biographie längst bemerkt hat. Heinrich IV. hatte Erlung zum Bischof von Würzburg bestellt, aber schon im Sommer 1105, als sich der junge Heinrich gegen den Vater erhob, mußte Erlung aus Würzburg weichen, wo ein Gegenbischof eingesetzt wurde. Freilich wurde bald darauf Erlung vom Kaiser hergestellt, doch nur um nach kurzer Zeit in die Hände des Königs zu fallen, der ihn dann in einer Art von Gefangenschaft bei seiner Kapelle behielt. Erlung war

1) Sedit enim tunc in urbe Wirziburgensi — diese Notiz in c. 9 scheint nur für den Verfasser ein besonderes Interesse gehabt zu haben; für den Gang der erzählten Begebenheiten ist sie ohne Gewicht. Herr Professor Busson machte mich brieflich darauf aufmerksam, daß auch gleich die Anfangsworte: „Quis dabit aquam capiti meo — ut lugeam, non excidia captae urbis, non captivitatem vilis vulgi, non damna rerum mearum etc." auf die Schicksale Würzburgs im Jahre 1105 gedeutet werden können, besonders im Zusammenhalt mit den Worten in c. 4: Quid, improbe, tibi profuit vel indiscreta caedes fugientis vulgi vel fortuna captae urbis, cum nec urbe diu, nunquam autem regno potiaris, welche sich auf Rudolfs Eroberung Würzburgs im Jahre 1077 beziehen.

ein Mann, dem der Kaiser spes et unicum solacium geweſen war, der nach deſſen Tode, zumal wenn er im Widerſtande verharrte, das Schlimmſte für ſich fürchten konnte (licet in me furorem suum exacuant, licet me per membra discerpere cupiant); ihm iſt jener gewaltige Ingrimm gegen die Fürſten, welche die Empörung des jungen Königs begünſtigt hatten, zuzutrauen, der recht eigentlich das Buch charakteriſirt. Erlung, der Domherr zu Bamberg geweſen war und in vertrauten Verhältniſſen zu Biſchof Otto ſtand, war kein Gegner der Gregorianiſchen Ideen, wie ſich in ſeinem ſpäteren Verhalten zeigte, und auch in der Vita iſt bemerkenswerth, wie die Feindſeligkeiten Roms gegen den Kaiſer ſtets eine milde, ausweichende Beurtheilung finden und Heinrichs Auflehnung gegen Gregor ſogar den herbſten Tadel erfährt. In den erſten Monaten nach dem Tode des Kaiſers mochte ein Mann, wie Erlung, noch Empfindungen hegen, wie ſie ſich in der Vita darlegen; aber bald gewann ſein Leben eine unerwartet glückliche Wendung. Der Gegenbiſchof ſtarb im Herbſt des J. 1106, und allgemein wünſchte man darauf Erlungs Rückkehr nach Würzburg; der König gab dieſen Wünſchen nach, und die päpſtlichen Legaten ſelbſt führten den Vertriebenen auf ſeinen Biſchofsſitz zurück. Wäre Erlung in der That der Verfaſſer unſerer Biographie, ſo würde ſich von ſelbſt erklären, weshalb das Werk nun nicht weiter in die Oeffentlichkeit drang. Nicht Viele vermochten in jener Zeit ein Buch zu Stande zu bringen, welches Caſaubonus dem Agricola des Tacitus verglich, und ich würde meine Vermuthung kaum auszuſprechen gewagt haben, wenn nicht gerade eine ausgezeichnete literariſche Bildung von Eckehard, der ſich darauf verſtand, dieſem Erlung nachgerühmt würde. Denn ſo äußert ſich der Chroniſt über den ihm nahe ſtehenden Biſchof: Vir singularis probitatis et eximiae prudentiae, Babenbergensis aecclesiae canonicus Erlungus, qui a viro scolasticissimo Meginhardo, avunculo scilicet suo, eiusdem sedis dudum episcopo[1]), diligentissime educatus et apprime liberalibus disciplinis instructus, ob famae suae bonum odorem de claustro Babenbergensi in palatium assumptus, cancellarii per aliquot annos strenue rexerat officium, indeque tam cleri quam populi consensu Wirciburgensem sortitus est episcopatum. Is virtutem boni operis perseverantiam esse considerans, maluit, quandoquidem necdum erat consecratus, loco cedere, quam ab imperatore, cui eatenus indefessa sinceritate servierat, vel minima infidelitate notari. Eckehards Worte finden zum Theil ihre Beſtätigung durch Erlungs Schreiben an Otto von Bamberg im Codex Udalrici Nr. 228 (J. 118), wohl das einzige literariſche Denkmal, welches mit Sicherheit Erlung beizumeſſen iſt. Es iſt ſchon darauf hingedeutet worden, daß Waitz die Vermuthung hegte, daß der Verfaſſer des Carmen de bello Saxonico auch die Vita Heinrici geſchrieben habe, und W. Gundlach dem Propſt Gottſchalk von Aachen beide Werke zuſchrieb.

Von den Biſchöfen, welche in unſerer Periode eine hervorragende Rolle in den deutſchen Angelegenheiten geſpielt haben, beſitzen wir leider nur wenige gleichzeitige Biographien, und keine einzige unter ihnen, welche tiefere Blicke in die Reichsgeſchichte ermöglichte. Das Leben Annos von Köln (M. G. XI. 465—514), von einem Siegberger Mönch um 1107 verfaßt, hat nur für die Lokalgeſchichte einige Bedeutung, für die allgemeinen Verhältniſſe hält es ſich an Lambert, deſſen Er-

1) Meinhard war Gegenbiſchof in Würzburg 1085—1088. Er iſt unfraglich eine Perſon mit dem Scholaſticus Meinhard in Bamberg, der ſpäter an Heinrichs IV. Hof gezogen wurde, um ſeine Gelehrſamkeit in dem kirchlichen Streit zu benutzen. Man vergleiche Bonizo (Jaffé, Bibl. II. 682) und Bernold z. J. 1088.

zählung überdies corrumpirt wird. Der Mönch hat Anno geschildert, wie man ihn sich im Kloster vorstellen mochte, aber nicht nach dessen wahrer Gestalt. Vergl. Bd. II. S. 577. Höher steht Norberts Biographie des Bischofs Benno von Osnabrück. Der Verfasser war Abt des von Benno gestifteten Klosters Iburg und hatte den klugen, vielerfahrenen Bischof noch gekannt. Sein Werk, um 1100 geschrieben, giebt über den Bildungsgang Bennos, über dessen Thätigkeit im Amte, namentlich über die Gründung Iburgs sehr erwünschte Aufschlüsse. Von der Thätigkeit Bennos für Heinrich IV. erfahren wir dagegen weniger, als wir erwarten. Benno war durchaus kaiserlich gesinnt, aber suchte es doch auch mit der kirchlichen Partei nicht ganz zu verderben; ähnliche Rücksichten scheinen auch dem Biographen Vorsicht auferlegt zu haben. Die alte Handschrift Norberts ist nicht mehr aufzufinden gewesen; nach einer jüngeren Abschrift hat Wilmans die letzte Ausgabe in den M. G. XII. 60—84 veranstaltet, Varianten zum Text giebt L. Thyen, Benno II. (Osnabrück 1869) S. 216 ff. Ueber das Leben des Erzbischofs Gebhard von Salzburg besitzen wir einige kurze Aufzeichnungen eines Admonter Mönchs aus dem Anfange des 12. Jahrh. (M. G. XI. 25—27). Ueber das dunkle Ende seines Nachfolgers Thiemo auf dem Kreuzzuge wurde wenige Jahre später eine Legende verbreitet, welche Otto von Freising kannte. Diese hat sich nicht erhalten, dagegen eine metrische Bearbeitung derselben (M. G. XI. 28—43) und eine um 1150 geschriebene Biographie in Prosa, in welcher außer der Legende auch anderes Material verarbeitet ist (M. G. XI. 52—62), der legendenartige Charakter aber dessenungeachtet nicht verwischt ist. Ein Leben oder vielleicht nur ein Martyrium des Bischofs Burchard von Halberstadt schrieb Abt Herrand von Ilseburg, später Gegenbischof von Halberstadt. Wir besitzen ein größeres Fragment beim sächsischen Annalisten z. J. 1088; der Inhalt desselben findet sich auch nach dem Original in Winnigstädts Halberstädter Chronik (Abels Sammlung alter Chroniken S. 289 ff.) wiedergegeben, doch ist weiter über dies Werk nichts bekannt geworden. Im Codex Hirsaugiensis (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart I. 21) wird eine Biographie jenes Gebhard von Konstanz erwähnt, der zu den Zeiten Heinrichs IV. und V. als päpstlicher Legat eine hervorragende Rolle spielte. Da nirgends bisher eine bestimmte Spur[1]) von ihr nachgewiesen ist, läßt sich nicht sagen, wann und von wem sie geschrieben war. Unbedeutend ist die Vita et passio Conradi archiepiscopi Treverensis, welche um 1075 ein gewisser Dietrich im Kloster Tholey schrieb (M. G. VIII. 213—219), freilich war auch der Stoff des Autors wenig dankbar.

Die Hirschauer Mönche haben in der Zeit des Investiturstreits einen so mächtigen Einfluß geübt, daß eingehende Lebensbeschreibungen ihrer Führer sehr erwünscht sein würden. Wir besitzen nun freilich ein Leben des Abts Wilhelm von Hirschau (M. G. XII. 211—225), welches, wenn auch wohl mit Unrecht dem Prior Haimo beigemessen, doch von einem Zeitgenossen herrührt und bald nach Wilhelms Tode niedergeschrieben ist. Aber leider ist dasselbe arm an Thatsachen, ohne charakteristische Färbung, mehr wortreich als unterrichtend. Vergl. Helmsdörfer, Forschungen zur Geschichte des Abtes Wilhelm von Hirschau S. 1 ff. Etwas belangreicher ist die Lebensbeschreibung des Priors Udalrich von Zell, welche bald nach seinem Tode (1093) abgefaßt wurde; nur Fragmente des Buchs und eine Ueberarbeitung des zwölften Jahrhunderts sind erhalten; jene

1) Eine Vermuthung in Bezug hierauf weiter unten.

Fragmente und Excerpte aus der Ueberarbeitung ſind in den M. G. XII. 251—267 mitgetheilt. Ein Mann von ähnlicher Richtung war Dietrich, Abt von St. Hubert in den Ardennen; ſein Leben wurde bald nach ſeinem Tode (1087) von einem ſeiner Mönche beſchrieben, und in dieſem Werke finden ſich brauchbare Notizen (M. G. XII. 37—57). Der Abt Wolfhelm von Brauweiler (ſtarb 1087), ein entſchiedener Anhänger Wiberts, eignete ſich weniger zum Helden einer Darſtellung, wie ſie die Mönchswelt damals liebte; dennoch iſt einem gewiſſen Konrad, der ſich um das Jahr 1120 an eine Biographie machte, eine ſolche in der damals beliebten Weiſe herzuſtellen gelungen (M. G. XII. 180—195).

Unter den Chroniken der Biſthümer, die zu jener Zeit entſtanden, verdient die erſte Stelle die Geſchichte der Erzbiſchöfe von Hamburg (M. G. VII. 280—389 und Handausgabe)[1]), welche Meiſter Adam um 1075 vollendete. Von dieſem ausgezeichneten Werke iſt bereits früher die Rede geweſen (I. 793. II. 570); für die hier behandelte Periode iſt es beſonders wegen der vortrefflichen Schilderung Erzbiſchofs Adalbert wichtig. Adalbert hat keinen Biographen gefunden, doch ſind wir durch Adam beſſer über ihn unterrichtet, als über irgend einen ſeiner Zeitgenoſſen. An Adams Urtheil über Adalbert muß man ſich halten; denn es beruht auf genauer Kenntniß und iſt in einer Weiſe ausgeſprochen, welche der Pietät und Wahrheitsliebe des Autors gleiche Ehre macht. Wie ſehr wünſchte man, daß auch die Amtsverwaltung und die ſchweren Schickſale des trefflichen Liemar, dem Adam ſein Buch gewidmet hat, uns in ähnlicher Weiſe dargeſtellt wären. Sehr unbedeutend ſind die anderen ſächſiſchen Biſthumschroniken aus jener Zeit: die um 1079 angelegte Hildesheimer (M. G. VII. 850—873) und die um 1136 abgefaßte Merſeburger Chronik der Biſchöfe (M. G. X. 163—188). Beſonders waren in dieſer Periode noch immer ſolche Arbeiten in Lothringen beliebt. Die ausgezeichnete Chronik von Cambray (vergl. Bd. I. S. 793; Bd. II. S. 565) wurde fortgeſetzt, indem um 1080 der Pontificat Lietberts (1051—1076), dann um 1100 der Gerhards II. (1076—1092) einen Darſteller fand. Wenig ſpäter wurde das Leben des Biſchofs Walcher (1094—1111) von einem Zeitgenoſſen in rhythmiſcher Form behandelt, daran ſchloſſen ſich kurze Nachrichten über Walchers Gegenbiſchof Odo in proſaiſcher Form, auf die weiter zwei Biographien des Biſchofs Burchard, die eine in Proſa, die andere in Rhythmen folgten; beide ſind noch bei Lebzeiten dieſes Biſchofs und vielleicht von derſelben Hand geſchrieben. Das Leben Lietberts hat ein Mönch zu Cambray, Namens Rudolf, um 1130 überarbeitet, und ſpäter ſind aus der Biſthumschronik zwei lateiniſche Excerpte und ein ausführlicher franzöſiſcher Auszug gemacht worden (M. G. VII. 489—525. XIV. 186—253). Die Gesta Treverorum (M. G. VIII. 130—174) ſind im Anfange des zwölften Jahrhunderts abgefaßt, aber gerade die letzte Zeit iſt in ihnen auffallend dürftig behandelt. Dies empfand ein Fortſetzer, der etwa um 1130 die Arbeit wieder aufnahm und deshalb vom Jahre 1015 abermals begann. Wir erhalten durch dieſe Fortſetzung (M. G. VIII. 175—200) manche erwünſchte Nachricht über die Zeiten Heinrichs IV. und V. Die Fortſetzung reicht bis 1132; von der Regierungsgeſchichte Erzbiſchofs Gottfried (1124—1127) giebt es daneben noch eine beſondere Bearbeitung (l. c. 200—204). Auch Gesta episcoporum Tullensium wurden

---

1) Von der Handausgabe iſt eine zweite, verbeſſerte und durch einen kritiſchen Apparat bereicherte Auflage erſchienen. Die deutſche Ueberſetzung hat in der von Wattenbach beſorgten zweiten Auflage (1888) vielfache Verbeſſerungen erfahren.

im Anfange des zwölften Jahrhunderts verfaßt (M. G. VIII. 631—648), aber man schöpft aus ihrer Lectüre wenig Gewinn; die alten Bisthumschroniken von Verdun, Metz und Lüttich (vergl. Bd. II. S. 565. 577) fanden leider zu jener Zeit keine Fortsetzer. Sehr zu bedauern ist, daß man sich nicht in Mainz und Köln an ähnlichen Arbeiten versuchte, daß auch in Würzburg, Bamberg, Regensburg, Augsburg der Sinn dafür fehlte. Das Fragment, welches uns von der Eichstädter Chronik des Mönchs von Herrieden (M. G. VII. 254—266) erhalten ist, reicht nur bis in die Anfänge Heinrichs IV.; einige brauchbare Notizen finden sich hier und in dem um 1072 angelegten Liber pontificalis des Bischofs Gundekar von Eichstädt, herausgegeben von Bethmann in den M. G. VII. 243—253 und von Suttner im Anhang der Tabula Leonrodiana, Festschrift zur Weihe des Bischofs Franz Leopold von Leonrod (Eichstädt 1867). Man vergl. Bd. II. S. 570.

Unter den deutschen Klostergeschichten jener Zeit haben die lothringischen den meisten Werth. Das umfassendste und zugleich bedeutendste Werk dieser Art sind die Gesta abbatum Trudonensium. Die ersten sieben Bücher sind von dem Abt Rudolf im Anfange des zwölften Jahrhunderts abgefaßt; mit dem Jahre 1108, wo er die Leitung des Klosters übernahm, schloß er die eigene Arbeit. Weitere sechs Bücher fügte dann über Rudolfs Amtsführung bis 1136 schon bei dessen Lebzeiten einer seiner Freunde hinzu. Vornehmlich sind die Angelegenheiten des Klosters selbst erzählt, und man erhält einen klaren Einblick in die großen Bedrängnisse solcher Stiftungen während des Investiturstreits. Für die Reichsgeschichte hat das Werk hauptsächlich durch die Nachrichten über die Wirren des Lütticher Bisthums Bedeutung, da auch die Kaiser selbst öfters in diese hineingezogen wurden. Die erste brauchbare Ausgabe nach der ältesten Handschrift hat R. Köpke in den M. G. X. 227—317 veranstaltet. Das im Anfange des zwölften Jahrhunderts abgefaßte Chronicon s. Laurentii Leodiensis, ein Werk des federgewandten Rupert von Deutz (M. G. VIII. 261—279), hat geringen historischen Werth und ist überdies nur in fragmentarischer Gestalt uns überliefert. Die Gründungsgeschichte des Klosters Chaumouzey im Sprengel von Toul ist von dem ersten Abt Seher um das Jahr 1109 geschrieben worden; das vielfach interessante Buch bietet zur Charakteristik Heinrichs V. und Paschalis II. schätzbare Beiträge (M. G. XII. 324—347). Noch reichere Ausbeute giebt die Chronik des Klosters St. Hubert in den Ardennen, welche um das Jahr 1120 abgefaßt ist. Der Verfasser war ein vertrauter Freud des Abts Dietrich II. (1087—1109) und beschreibt dessen Amtsführung sehr eingehend; er war aber auch schon mit dessen gefeiertem Vorgänger Dietrich I. (1055—1087) bekannt gewesen, dessen vorhin erwähnte Biographie er benutzt, aber durch manche eigene Nachrichten ergänzt hat. Die Verhältnisse des Klosters brachten diese Aebte mit den Herzogen von Lothringen, mit der großen Gräfin Mathilde, mit Papst Gregor VII. und seinen Nachfolgern in mehrfache Verbindung, und dadurch gewinnt die Darstellung ein allgemeines Interesse, zumal sich der anonyme Verfasser als ein Mann von scharfer und unbefangener Auffassung bedeutender Persönlichkeiten zeigt. Nach der ältesten vorhandenen Handschrift aus dem 13. Jahrhundert haben Bethmann und Wattenbach das Werk in den M. G. VIII. 568—630 herausgegeben; leider ist die Handschrift am Schluß verstümmelt und die Lücke nicht anderweitig zu ersetzen. Die Chronik des Andreasklosters zu Câteau-Cambrésis, welche in den beiden ersten Büchern von der Cambrayer Bisthumschronik abhängig ist, giebt im dritten Buch (1076—1133) selbständige Nachrichten eines Zeitgenossen, die für die Geschichte

Flanderns ſehr beachtenswerth ſind (M. G. VII. 526—550). Ueber die Streitigkeiten zwiſchen den Mönchen von St. Ulrich und Afra zu Augsburg, welche ſich den Hirſchauern angeſchloſſen hatten, und ihrem kaiſerlich geſinnten Biſchof Hermann haben wir einen eingehenden, aber durchaus parteiiſchen Bericht unter dem Titel: De Eginone et Herimanno. Es iſt eine Verherrlichung des aus ſeinem Kloſter verjagten Abts Egino, welche deſſen getreuer Gefährte Udalſkalk im Jahre 1120 zu Rom abfaßte, wohin ſich Egino zur Betreibung ſeiner Angelegenheiten begeben hatte. Das Werk iſt unvollendet geblieben, da Egino bereits auf der Rückreiſe ſtarb. Es ſchließt mit den Ereigniſſen des Jahrs 1118; dann ſind unverbunden ein Schreiben des Egino über ſeine Reiſe nach Rom, ein kurzer Bericht Udalſkalks über den Tod des Abts und ein poetiſches Fragment über denſelben Gegenſtand angefügt. Die intereſſante Schrift, welcher zahlreiche Actenſtücke einverleibt ſind, iſt von Jaffé in den M. G. XII. 432—488 herausgegeben [1]). Die Streitigkeiten, welche zwiſchen den Hirſchauer Mönchen und den Klöſtern alter Art obwalteten, werden durch das Gedicht der aus Lorſch von den Hirſchauern um 1110 vertriebenen Mönche an Heinrich V., dem Chronicon Laureshamense (M. G. XXI. 430—433) einverleibt, gut erläutert. Zu den Kloſtergeſchichten kann man auch die Translatio s. Modoaldi (M. G. XII. 289—310) rechnen, welche um 1110 zu Helmershauſen, einem Kloſter im Paderborner Sprengel, geſchrieben wurde und einige brauchbare Notizen über die Synode von Guaſtalla enthält. Bei weitem wichtiger iſt der ſogenannte Triumphus s. Remacli, eine Erzählung der Wunderthaten des Heiligen (Oſtern 1071), durch welche den Mönchen von Stablo das Kloſter Malmedy erhalten wurde. Die Schrift feſſelt beſonders die Aufmerkſamkeit durch die eigenthümliche Beleuchtung, in welche ſie die Perſon des Erzbiſchofs Anno ſetzt. Von einem Augenzeugen der Wunder nicht lange nach dem Jahre 1071 abgefaßt, iſt das Buch ſpäter, wie es ſcheint, noch ein wenig überarbeitet worden. Nach früher unbeachteten Hülfsmitteln hat Wattenbach zuletzt daſſelbe in den M. G. XI. 436—461 herausgegeben.

2. Gleichzeitige Quellenwerke außerhalb Deutſchlands.

Es iſt bereits früher darauf hingewieſen worden (II. 568. 571), daß in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts die hiſtoriſche Literatur Italiens einen bemerkenswerthen Aufſchwung nahm. In dem Norden des Landes wurde dieſer weſentlich durch die Kämpfe der Pataria hervorgerufen. Mitten in die Anfänge derſelben führen die Streitſchriften des Petrus Damiani, welche meiſt in die Form von Briefen eingekleidet ſind; ſie ſind mit den anderen Werken dieſes Autors in der Sammlung von Conſtantin Gaetani (4 Bände) zu finden. Ueber die chronologiſche Ordnung der Schriften des Petrus Damiani ſiehe Fr. Neukirch, Das Leben des Petrus Damiani bis 1059 (Göttingen 1875) S. 91 ff. Die Streitſchriften des Petrus ſind bei weitem unterrichtender, als die ziemlich farbloſe Biographie des heiligen Mannes, von einem ſeiner Jünger, dem Mönche Johannes, bald nach

1) Ein Schreiben der Augsburger Domherren an Biſchof Hermann, welches für die Kämpfe deſſelben Intereſſe beſitzt und wahrſcheinlich im Jahre 1118 abgefaßt iſt, findet ſich aus einer Münchener Handſchrift bei Gebele, Leben und Wirken des Biſchofs Hermann von Augsburg (Augsburg 1870) S. 108—112 abgedruckt und iſt dann nach derſelben Handſchrift abermals von J. v. Pflugk-Harttung im Neuen Archiv VI. 629—633 veröffentlicht.

1072 geschrieben (Petri Damiani opera T. I.). Von großer, noch kaum genug gewürdigter Bedeutung für den Beginn des zwischen Kirche und Reich erwachsenden Zwiespalts ist auch die im Jahre 1058 verfaßte Schrift des Cardinals Humbert gegen die Simonisten (Martène et Durand, Thesaurus novus anecdotorum T. V., Migne, Patrologia T. 143). Vergl. H. Halfmann, Cardinal Humbert, sein Leben und seine Werke (Göttingen 1883). Die Verbindung der Patarener mit Rom, der lombardischen Bischöfe mit dem Kaiserthum brachte dann alle Fragen über die Stellung der Kirche zum Reich in Italien bald zu lebhafter Verhandlung. Nicht allein das kanonische Recht zog man zur Entscheidung herbei, sondern auch das alte römische Recht, welches dadurch wieder eine unmittelbar praktische Bedeutung erhielt. Eine höchst interessante Streitschrift des Petrus Crassus gegen Rom, welche noch vor dem Brixener Concil (1080) abgefaßt wurde, ist zuerst durch Sudendorf im Registrum I. Nr. 13 und 14 veröffentlicht worden; einen verbesserten Text hat dann Ficker in den Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens IV. 106—124 gegeben. Man vergleiche über sie S. 499. 500. Der literarische Vorkämpfer Roms nach dem Tode des Petrus Damiani war der Bischof Anselm von Lucca (starb 1086). Manches von seinen Schriften scheint verloren gegangen; bekannt geworden ist bisher nur die noch ungedruckte große Kanonensammlung (vergl. Münchener historisches Jahrbuch für 1866. S. 152) eine Streitschrift gegen Wibert (Canisius, Lectiones antiquae III. 369 ff., Auszüge in den M. G. XII. 3—5) und ein Schreiben an König Wilhelm I. von England (Sudendorf, Berengarius S. 237—239). Wichtiger für die Geschichte als Anselms Schriften ist der um d. J. 1090 verfaßte Tractat des Bischofs Wido von Ferrara De scismate Hildebrandi, welchen Wilmans zuerst in den M. G. XII. 153 bis 179 nach der einzigen um d. J. 1100 angefertigten Handschrift herausgegeben hat. Wido vertritt in dem ersten Buche seines Werkes die Sache Gregors, in dem zweiten die des Wibert; er bezeichnet damit wohl gleichsam seine eigene Laufbahn, da er bei Lebzeiten Gregors diesem angehangen zu haben, später aber auf Wiberts Seite übergetreten zu sein scheint. Am wichtigsten ist für uns, was er aus persönlicher Kenntniß über Gregor mittheilt; namentlich über die letzten Zeiten desselben erhalten wir durch ihn sehr werthvolle Nachrichten. Siehe Konrad Panzer, Wido von Ferrara de scismate Hildebrandi (Leipzig 1880), wo ein Gesinnungswechsel Widos in Abrede gestellt wird. Besonders eifrig für die kirchliche Reform kämpfte in seinen Schriften Deusdebit, ein Mönch von Todi, welchen Gregor zum römischen Cardinal erhoben hatte. Unter dem Pontificat Victors III. faßte Deusdebit durchaus im Geiste Gregors ein großes Privilegienbuch der römischen Kirche ab, welches nach der römischen Handschrift Martinucci unter dem Titel: Deusdedit presbyteri cardinalis collectio canonum (Venetiis 1869) durch den Druck bekannt gemacht hat. Dann veröffentlichte Deusdebit zu Zeiten Urbans II. (i. J. 1097) eine Streitschrift unter dem Titel: Libellus contra invasores et simoniacos et reliquos schismaticos, von A. Mai (Patrum nova bibliotheca VII, 3. p. 77 seq.) zuerst i. J. 1854 herausgegeben[1]); wir verdanken der zweiten Schrift einzelne auch für die allgemeine Geschichte belangreiche Notizen (vergl. Münchener historisches Jahrbuch für 1866 S. 180—188). Die von Anselm und Deusdebit vertheidigten Principien wurden von den schismatischen Cardinälen, welche sich um

1) Bruchstücke sind angeblich als Inedita publicirt von Gir. Amati in der Bibliografia Romana (Rom 1880) p. CLIII—CLVI.

Wibert gesammelt hatten, auf das Heftigste bekämpft. Eine Reihe von ihnen um 1098 erlassener Streitschriften findet sich in einem Brüsseler und in einem jüngeren Hannöverschen Codex; aus dem letzteren hat sie Sudendorf im Registrum II. Nr. 31. 32. 34—39. 41 publicirt, aber leider in einer Weise, welche die Benutzung erschwert[1]). Zu jenen schismatischen Cardinälen gehörte auch Beno[2]), in den letzten Jahren Gregors Cardinalpriester vom Titel des h. Martin (Mansi XX. 577), dann einer der hitzigsten Wibertisten. Von ihm rührt eine Biographie Gregors her, welche zugleich mit jenen Tractaten verbreitet wurde und mit ihnen in den genannten Handschriften vereinigt ist. Sie ist eine durchaus gehässige Parteischrift, bei welcher die längst von Cardinal Hugo dem Weißen verbreiteten Lügen weiter ausgesponnen wurden; Interesse hat sie nur dadurch, daß sie von einem Manne ausging, der mit dem Papste und den römischen Verhältnissen genau bekannt war. Mehrere Drucke sind vorhanden, die aber sämmtlich sehr fehlerhaft sind; die zugänglichste Ausgabe ist bei Goldast, Apologia pro Heinrico IV. p. 1—27. Spätlinge in dieser polemischen Literatur sind die Schrift des Placidus von Nonantula De honore ecclesiae (Pez, Thes. anecd. II. 2. 75—180), welche i. J. 1112 oder 1113 entstanden ist und sich gegen Heinrich V.[3]) oder vielmehr gegen das ihm ertheilte Investiturprivilegium (vergl. bes. c. 117) richtet, und ein etwa gleichzeitig in der römischen Curie abgefaßter Tractatus contra schismaticos, dessen ungenannter Autor zu beweisen sucht, daß Paschalis rechtmäßiger Papst bleibe, auch wenn er wegen des erpreßten Investiturprivilegiums den Bann über Heinrich V. verhänge. Nachdem Bethmann im Archiv XII. 517 bereits auf eine in Neapel befindliche Handschrift dieses Tractats hingewiesen hatte, ist sie von W. Schum in seiner Abhandlung: „Die Politik Papst Paschalis' II. gegen K. Heinrich V. im Jahre 1112" (Erfurt 1877) S. 67 ff. zum erstenmale herausgegeben worden. Die Schrift ist in höchst feindseliger Gesinnung gegen Heinrich V. abgefaßt.

Nur aus den Kämpfen der Pataria mit den Wibertisten sind die Werke des Bonizo und Benzo zu begreifen, über welche bereits Bd. II. 574. 575 gehandelt ist. Bonizo, in Piacenza zu Hause und früh in die Kämpfe der Pataria verwickelt, wurde unter dem Einflusse Gregors, wie bereits erwähnt, zum Bischof von Sutri bestellt; im Jahre 1078 finden wir ihn als Legaten Gregors zu Cremona, bald darauf auf einer Synode in Rom. Im Jahre 1082 gerieth er in Heinrichs Gefangenschaft, aus welcher er nach einiger Zeit befreit wurde, ohne jedoch in sein Bisthum wieder zurückkehren zu können. Besonders die große Gräfin Mathilde scheint sich der Noth des unstet Umherirrenden angenommen zu haben. Im Jahre 1086 war er in ihrer Umgebung zu Mantua und um dieselbe Zeit schrieb er jene kirchengeschichtliche Uebersicht, welche er Liber ad amicum betitelte (Jaffé, Bibliotheca II. 603—689). Daß das Werk, welches nur für die Geschichte des elften Jahrhunderts Interesse hat, unzuverlässig und einseitig ist, hat man nie verkannt. Dennoch hat Bonizos Darstellung einen großen Werth, weil er für die Zeitereignisse aus unmittelbarer Kenntniß der einflußreichsten Persönlichkeiten berichtete und selbst in den-

1) Die Reihenfolge in den Handschriften ist nach der Biographie des Beno Nr. 34. 35. 38. 39 31. 36. 37. 41, dann Beschlüsse der Lateransynode von 1110, Gregors VII. Schreiben an Hermann von Metz, endlich Nr. 32.

2) Beno, nicht Benno, ist handschriftlich bezeugt. In einer römischen Urkunde von 1060 (Galletti, Gabio p. 154) unterschreibt sich ein Petrus de Beno de Maroza.

3) Irrig wird meist die Schrift in die Zeit Heinrichs IV. gesetzt. Neuerdings ist eine Dissertation von R. Kayser über Placidus zu Kiel erschienen (1888).

selben eine nicht untergeordnete Rolle spielte; wir würden in der That über die Kämpfe der Patarener in Parma, Piacenza und Cremona ohne ihn fast gar nicht unterrichtet sein, und selbst die Vorgänge in Mailand und Rom gewinnen durch ihn sehr erwünschte Aufschlüsse. Es scheint mir kein geringer Verlust, daß uns ein andres Werk Bonizos, welches er Liber in Hugonem schismaticum betitelte, verloren gegangen ist. In diesem Buche hatte er den Sieg Urbans II. über Wibert in Rom (1089) dargestellt: dasselbe kann deshalb erst um das Jahr 1090 geschrieben sein. Nach dieser Zeit schrieb er noch einen kleinen Tractat De sacramentis und ein ausführliches Werk, De vita christiana betitelt, ein Mittelding zwischen einer Kanonensammlung und einem theologischem Tractat, aus welchem A. Mai in der Nova patrum bibliotheca VII, 3 Auszüge bekannt gemacht hat[1]). Bonizo, der inzwischen von den Patarenern in Piacenza zum Bischof gewählt war, aber bald nach den gräulichsten Mißhandlungen seinen Feinden hatte weichen müssen, starb zu Cremona; das Jahr seines Todes ist bisher nicht ermittelt[2]). Ein persönlicher Gegner Bonizos war der schismatische Bischof Benzo von Alba. Ueber die Unglaubwürdigkeit der Streitschriften, welche er in seinem Panegyricus auf Heinrich IV. (M. G. XI. 597—681) gesammelt hat, habe ich bereits Bd. II. S. 575 gehandelt. Seitdem ist die dankenswerthe Schrift von Hugo Lehmgrübner, „Benzo von Alba, ein Verfechter der kaiserlichen Staatsidee unter Heinrich IV." (Berlin 1887) erschienen. Durch eine sehr gründliche Untersuchung der einzigen Handschrift des sogenannten Panegyricus gelangt Lehmgrübner zu neuen Resultaten über die Entstehung und Composition des seltsamen Werks. Die Glaubwürdigkeit Benzos sucht er in ein günstigeres Licht zu stellen, als es meist geschieht, vor Allem legt er aber der staatsrechtlichen und kirchenpolitischen Theorie desselben eine große Bedeutung bei.

Ganz unter dem Einfluß der Pataria stehen auch die Lebensbeschreibungen des Anselm von Lucca und der großen Gräfin Mathilde. Die Biographie des Anselm verdanken wir einem seiner treuesten Gefährten, dem Priester Bardo von Lucca, der sich bald nach dem Tode seines Bischofs (1086) an die Arbeit machte. Das Werk ist in seiner ersten Gestalt, gleichsam dem Entwurf, erst vor einigen Jahren in Brüssel von W. Arndt aufgefunden und in den M. G. XX. 693—696 herausgegeben. Eine vollständige Umarbeitung nahm Bardo selbst wenig später vor und fügte dann seiner sehr erweiterten Arbeit noch die Berichte Anderer über die Wunder am Grabe des heiligen Mannes hinzu (M. G. XII. 13—27). Bardos

1) Man vergleiche hierüber meine Arbeit im Münchener hist. Jahrbuch für 1866 S. 154 und den Aufsatz von H. Saur in den Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 397—464. Saur folgert aus einer Stelle S. 432, daß das Buch De vita christiana erst nach dem Jahre 1106 abgefaßt sei, dagegen bemerkt mit Recht Wattenbach, Geschichtsquellen II. 198, daß die Stelle auch anderer Auslegung fähig ist.

2) Die Nachricht, wonach Bonizo schon im Jahre 1089 den Märtyrertod erlitten, steht in Bernolds Autograph mitten im Text; sie rührt also von Bernold selbst her und kann nur auf falschen Mittheilungen, die ihm zugegangen waren, beruhen. Wunderbar ist freilich, daß Bernold so den lebenden Gesinnungsgenossen als einen Todten betrauert hat. Als der Todestag Bonizos wird in seiner Grabschrift der 14. Juli angegeben; diese für ein späteres Machwerk zu halten, wie es Saur S. 438 thut, sehe ich keinen Grund, da sie völlig den Charakter der im elften und zwölften Jahrhundert üblichen Epitaphien trägt. Auch ein altes Nekrologium des Domkapitels von Cremona setzt Bonizos Tod auf den 14. Juli (Neues Archiv III. 136), ein Nekrologium von Piacenza auf den 15. Juli (Neues Archiv V. 439). Als das Todesjahr nimmt man gewöhnlich 1090 oder 1091 an.

Mittheilungen sind keineswegs erschöpfend, aber brauchbar[1]). Schnell gewann Biographie Verbreitung und ist bereits in der poetischen Biographie der Gräfin Mathilde benutzt, welche von dem Priester Donizo, einem Mönche zu Canossa herrührt (M. G. XII. 351—409). Ueber den Charakter des 1114 abgefaßten Gedichts, welchem später noch eine Todtenklage angefügt wurde, ist bereits Bd. II. S. 575. 576 gesprochen worden. Wo der Verfasser den selbsterlebten Ereignissen näher tritt, zeigt er sich nicht schlecht unterrichtet, aber es fehlt viel, daß er eine unumwundene Sprache führe. So verschweigt er z. B. ganz die beiden Ehen Mathildens. Man wird das Buch mit Vorsicht gebrauchen müssen, aber es ist unentbehrlich. Einige für die Zeitverhältnisse nicht unbrauchbare Notizen finden sich in dem Leben des Abts Benedict von Clusa, welches im Anfang des 12. Jahrhunderts geschrieben ist (M. G. XII. 197—208).

Nicht minder sind die mailändischen Schriftsteller jener Zeit ganz von den kirchlichen Bewegungen beherrscht (vergl. Bd. II. S. 573. 574). Arnulfs Werk (M.G. VIII. 6—31), welches in den drei letzten Büchern die Zeiten Heinrichs IV. bis 1077 berührt, ist eine der zuverlässigsten Quellen aus dieser Periode, von der man sich ungern so früh verlassen sieht. Man vermißt diesen wahrhaftigen Gewährsmann um so mehr, als Landulf (M. G. VIII. 36—100) in seinem dritten Buche zwar die Ereignisse bis zum Jahre 1085 fortführt, aber auch da, wo er den Ereignissen (er schrieb erst um 1100) näher steht, als ein sehr unglaubwürdiger Zeuge erscheint. Das Leben des Arialb, welcher die Pataria zu Mailand in das Dasein gerufen hatte und im Jahre 1066 den Märtyrertod fand, hat sein Schüler, der Abt Andreas von Vallombrosa, beschrieben (Acta SS. Juni V. 281—303), doch giebt das Werk für die allgemeine Geschichte nur geringe Ausbeute. Noch zu den gleichzeitigen Quellen kann man die interessante kleine Schrift des jüngeren Landulf rechnen, eines Neffen jenes Priesters Liprand, der in den Kämpfen der Pataria eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Landulf erzählt vor Allem seine persönlichen Schicksale, wobei aber die Geschichte der Stadt und des Erzbisthums Mailand von 1093 bis 1097 zugleich vielfach berührt wird. Auch über die Kaiser und Päpste, zu deren Zeit er lebte, machte er lehrreiche Mittheilungen, die um so wichtiger sind, als Landulf ohne eine feste Parteistellung seine Beobachtungen unbefangen wiedergiebt. Für die Regierungszeit Heinrichs V. ist das Buch früher zu wenig benutzt worden. Der Text in der Ausgabe bei Muratori, Scriptores V. 469—520 und in den M. G. XX. 21—49 beruht auf einer Mailänder Handschrift des 14. Jahrhunderts, die hier und da kleine Lücken läßt und überdies voll von Fehlern ist; die beiden anderen bekannten Handschriften sind jünger und ganz von jener ersten abhängig. Der Text bietet hiernach zahlreiche Schwierigkeiten, welche in der neueren Ausgabe der Monumenta möglichst zu beseitigen gesucht sind.

Höchst eigenthümlich sind die Schriftwerke der Pisaner aus dieser Zeit. Die kirchlichen Wirren treten in ihnen zurück, und die großen Unternehmungen der Bürgerschaft beschäftigen vorzugsweise die Autoren. Der lebhaften kriegerischen Bewegung Pisas entspricht die poetische Form. Den anziehenden Rhythmus auf

---

1) Durch einen Irrthum ist in der kürzeren Biographie eine Lücke angenommen, während sie vollständig erhalten ist. Fraglich scheint, ob diese kürzere Biographie oder die längst bekannte und weit ausführlichere die erste Bearbeitung ist. Besonders bewegt mich die Erzählung von der wunderbaren Heilung der Gräfin Berta (p. 695 unten) der Meinung des Herausgebers zu folgen und mit ihm die kurze Biographie für die ältere Arbeit zu halten; doch kann ich mich davon nicht überzeugen, daß die Zusätze der größeren Biographie Bardo abzusprechen seien.

den Kriegszug der Pisaner an die Küste Nordafrikas i. J. 1088 entdeckte zuerst Pertz in einer Brüsseler Handschrift des 11. Jahrhunderts; nach dieser Handschrift ist das Gedicht von Du Méril, Poésies popul. (1847) p. 239 sv. und von Reiffenberg im Bulletin de l'Académie de Bruxelles X. 1. p. 523 sv. edirt worden. Ein sehr umfängliches Heldengedicht in heroischem Maße besingt dann die Eroberung von Majorca (1115). Es ist inhaltsreich und auch in der Virgil nachgebildeten Form nicht ohne Interesse. Der Verfasser war ein Geistlicher, welcher den Zug mitmachte; mit welchem Rechte er als Laurentius Veronensis oder Vernensis bezeichnet wird, weiß ich nicht. Wir besitzen zwei Ausgaben, die eine bei Ughelli, Italia sacra X. 127 seq., die andere bei Muratori, Scriptores VI. 112—162. Beide sind gleich fehlerhaft, und eine neue Ausgabe wäre sehr wünschenswerth, wobei die dem zwölften Jahrhundert angehörige Handschrift der Bibliothek Roncioni in Pisa besonders zu berücksichtigen sein möchte; das Gedicht führt dort den Titel Liber Maiolichini de gestis Pisanorum illustribus. Man vergleiche Bonaini im Archivio storico VI, 1. Pref. XV, XVI. Nicht unerheblich sind auch die prosaischen Aufzeichnungen über die Theilnahme der Pisaner am ersten Kreuzzuge, über den Zug gegen Majorca und über den Streit der Stadt mit Genua wegen der Metropolitanrechte, welche unter dem Titel Gesta triumphalia per Pisanos facta bei Muratori, Scriptores VI. 99—106 gedruckt sind; sie scheinen bald nach dem Jahre 1120 abgefaßt zu sein und sind ohne Zweifel ein Werk des Cardinals Petrus von Pisa, dem wir auch eine gleich zu besprechende Fortsetzung des Liber pontificalis verdanken[1]. Die Annalen des Bernhard Marango, welche erst gegen das Ende des Jahrhunderts entstanden (M. G. XIX. 238—266), sind für unsere Periode nicht von Bedeutung.

Was wir aus Rom selbst aus dieser Zeit an historischen Aufzeichnungen besitzen, sind vornehmlich Fortsetzungen der Papstleben des alten Liber pontificalis. Die eine, von Anhängern der kaiserlichen Partei stammend, hat sich nur in einer Ueberarbeitung, bei der auch die päpstlichen Regesten zu Hülfe genommen wurden und die vor der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts kaum entstanden sein kann[2], erhalten. Es sind die sogenannten Annales Romani (M. G. V. 468—480), über welche bereits Bd. II. S. 572. 573 gehandelt ist. Die andere ist unter dem unrichtigen Namen des Pandulfus Pisanus bekannt. Die Nachrichten erweitern sich hier bei Gregor VII., doch ist dessen Biographie meist nur aus dem Registrum zusammengestoppelt; die folgenden Lebensbeschreibungen Victors III. und Urbans II. sind von noch geringerer Bedeutung. Dagegen ist das Leben Paschalis' II von einem Zeit- und Gesinnungsgenossen in verhältnißmäßig großer Ausführlichkeit dargestellt und der größte Theil schon bei Lebzeiten dieses Papstes niedergeschrieben. Als Verfasser giebt sich ein Diakon Petrus zu erkennen, und dieser kann nur der Cardinaldiakon Petrus von Pisa sein, der eine geraume Zeit an der Curie einen bemerkenswerthen Einfluß übte. Noch eingehender ist das Leben Gelasius' II. behandelt, dann kürzer die Pontificate Calixts II. und Honorius' II. Diese drei letzten Biographien rühren offenbar von einem Verfasser her, als welchen sich ein Subdiakon Pandulf selbst in dem Texte nennt, offenbar der Cardinaldiakon Pandulf,

1) Watterich, Vitae pont. Rom. I. Prol. LXIX. Dem Petrus von Pisa ist Scheffer-Boichorst (Forschungen XI. 511) geneigt auch das Chronicon Pisanum auctoris incerti bei Muratori, Scriptores VI. 107 zuzuschreiben, von welchem er annimmt, daß es vor 1120 entstanden und erst später bis 1138 fortgesetzt sei.

2) Bethmann (Archiv XI. 841 ff.) ist anderer Ansicht.

der mit Petrus von Pisa zu den Anhängern Anaklets II. gehörte. Nicht lange nach dem Jahre 1130 hat Pandulf die drei letzten Biographien geschrieben, mit denen diese Fortsetzung des Liber pontificalis ihren Abschluß gewann. Die älteste uns bekannte Handschrift, jetzt in der Vaticanischen Bibliothek, ist i. J. 1142 von Petrus Guillermus, dem Bibliothekar des Klosters St. Gilles und Verfasser der Miracula b. Egidii[1]) (M. G. XII. 316—323), geschrieben. Nach diesem von mir in der Allgemeinen Monatsschrift 1852 S. 266. 267 beschriebenen Codex hat Watterich die Biographien des Petrus und Pandulf in seinen Vitae pontificum Romanorum zuletzt herausgegeben (2 Bände, Leipzig 1862), doch erschwert die Uebersicht, daß sie nicht in unmittelbarer Aufeinanderfolge gedruckt sind. Meine Ansichten über die Personen der Verfasser sind von Watterich angenommen und in der Einleitung weiter ausgeführt worden; in Bezug auf den Schreiber der Handschrift hat er Wesentliches berichtigt. In dieser Fortsetzung der Papstleben des Liber pontificalis sind kurze römische Annalen benutzt, deren Spuren wir auch an anderen Orten antreffen. Sie sind zum Theil in den sogenannten Annales Seligenstadenses (M. G. XVII. 31. 32), wie in den Cassineser Quellen erhalten. Interessant ist ein Rhythmus über die Gewaltthaten Heinrichs V. gegen Paschalis II., den Dümmler in den Forschungen XVI. 577—579 veröffentlichte; dieses Gedicht ist im Frühling 1111 und wohl in Rom selbst entstanden. Größere Thätigkeit für die Geschichte, als in Rom, herrschte damals in Farfa, dem kaiserlichen Kloster in der Sabina. Namhafte Verdienste um die Geschichte der Abtei erwarb sich Gregor von Catino, der in den Jahren 1092—1132 seine großen Sammlungen der Urkunden und Besitztitel von Farfa in drei Bänden herstellte, von denen der wichtigste, das sogenannte Registrum Farfense, in der Vaticanischen Bibliothek sich findet. In einem vierten Bande stellte Gregor die Chronik der Aebte von Farfa bis 1118 zusammen. Auszüge aus diesen Farfenser Quellen M. G. XI. 558—585. Die Herausgabe des Registrum Farfense haben J. Giorgi und U. Balzani übernommen und liegen bisher Bd. II—IV des Regesto di Farfa (Rom 1879—1888) vor. Eine Vertheidigung der kaiserlichen Rechte, welche Gregor von Catino unter dem Titel: Orthodoxa defensio imperialis im Jahre 1111 schrieb, ist von Giorgi im Archivio della Società Romana di Storia patria II. 460—473 veröffentlicht worden.

Die Quellen der Geschichte Unteritaliens (vgl. Bd. II. S. 567) besitzen für die deutsche Entwickelung in dieser Periode nicht mehr die frühere Bedeutung, sind aber um so wichtiger für die Schicksale des Papstthums; denn theils unter dem Schutze desselben, theils im Kampfe mit ihm erhob sich die Macht der Normannen. Von den Barenser Annalen besitzen wir eine Fortsetzung bis zum Jahre 1102 unter dem Namen des Lupus Protospatharius (M. G. V. 52—63), weiter (bis 1115) reicht der sogenannte Anonymus Barensis, der schon seit 1052 mit Lupus keine Verwandtschaft mehr verräth (Muratori, Scriptores V. 147—156). Gute Nachrichten über Robert Guiscard giebt das Chronicon Nortmannicum breve (Muratori, Scriptores V. 278). Beneventer Annalen aus dieser Zeit sind uns in zwei

---

1) In der uns vorliegenden Gestalt sind die Miracula b. Egidii wohl auch erst um 1140 entstanden, da Boleslaw von Polen als beatae memoriae bezeichnet wird. Meine frühere Vermuthung, daß Petrus Guillermus ein Genuese war, scheinen die Beziehungen auf Genua in den Mir. p. 318. 322 zu bestätigen; daß er aber damals Bibliothekar in St. Gilles war, hat Watterich dargethan. Auch ist Aceium richtig von Watterich auf die Cistercienserabtei Azey in Burgund bezogen worden.

Handschriften erhalten, welche Pertz in den M. G. III. 173—185 herausgegeben hat, wie in der leider nur unvollständig auf uns gekommenen Chronik des Notars Falco (Muratori, Scriptores V. 82—133). Diese Annalen verweisen bis 1112 auf einen gemeinsamen Ursprung; die eine anonyme Handschrift ist dann weiter bis 1130 fortgesetzt, während Falcos Werk, seit 1112 ganz selbständig, bis zum Jahre 1140 reicht. Wie diese Beneventer Quellen auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind, so in gleicher Weise der Anonymus Cassinensis (jetzt unter dem Titel Annales Cassinenses M. G. XIX. 305—320) und die Annales Cavenses (M. G. III. 185—197), nämlich auf Annalen von M. Cassino, welche im Anfange des zwölften Jahrhunderts zu vorläufigem Abschluß kamen und am vollständigsten in den Anonymus Cassinensis übergegangen sind. Diese älteren Annalen von M. Cassino sind dann auch bei der großen Klosterchronik herangezogen worden. Ueber Leos Antheil an derselben (M. G. VII. 574—727) ist bereits Bd. I. S. 794 und Bd. II. S. 572 das Erforderliche gesagt. Wo Leo die Arbeit mit dem Jahre 1075 abschloß, nahm sie erst nach längerer Zeit der Diakon Petrus auf. Petrus gehörte dem Geschlecht der Grafen von Tusculum an und war auf seine Abkunft nicht wenig stolz; nicht weniger war er von der Bedeutung seines Klosters durchdrungen. Sein Geschlecht und M. Cassino zu verherrlichen, hat er keine Mühe, aber auch kein Mittel gescheut. Unter den Urkunden, welche in seinem noch jetzt in M. Cassino befindlichen Registrum zusammengeschrieben sind, findet sich eine große Zahl Fälschungen, und nur Petrus selbst kann der Fälscher sein. So wird man auch zu seiner Fortsetzung der Chronik kein rechtes Vertrauen hegen, und in der That wird aus der Vergleichung mit seinen noch vorhandenen Quellen klar, daß er dieselben höchst leichtsinnig benutzte und öfters geradezu entstellte. Dennoch ist die Chronik in vielen Partien dem Forscher sehr nützlich; für den Pontificat Victors III. ist sie geradezu unsere reichhaltigste Quelle. Petrus hat die Chronik bis 1137 fortgeführt; erst um 1140 begann er sich mit dieser Arbeit zu beschäftigen. Die einzige Handschrift befindet sich in M. Cassino; die letzte Ausgabe hat Wattenbach in den M. G. VII. 727—824 besorgt und in der Einleitung sehr eingehend über die Person des Autors gehandelt.

Das uns leider nur in der französischen Uebersetzung erhaltene Werk des Amatus über die normannische Eroberung haben wir schon früher zu würdigen versucht (Bd. II. 571. 572). Was Amatus vom vierten bis achten Buche (L'Ystoire de li Normant par Aimé, publiée par Champollion-Figeac p. 110—259) über die Ereignisse von 1056—1078 als Zeitgenosse erzählt, giebt uns die wichtigsten Aufschlüsse über die Begebenheiten, welche damals Unteritalien bewegten. Wo uns Amatus verläßt, gewinnt das Heldengedicht des Wilhelm von Apulien auf Robert Guiscard (M. G. IX. 241—298) für uns um so größere Bedeutung. Wilhelm, der auf den Wunsch Urbans II. sein Werk verfaßte und es Roberts Sohn Roger widmete, stand den Ereignissen nahe, von denen er berichtet, und benutzte außer den uns bekannten Quellen noch eine jetzt verlorene Biographie Roberts. Vgl. Bd. II. S. 571. 572. Gleichzeitig mit Wilhelm von Apulien schrieb Gaufredus Malaterra im Auftrage des großen Grafen Roger die Geschichte der Normannen in Sicilien, welche er bis zum Jahre 1099 fortsetzte. Das vielfach interessante Werk (Muratori, Scriptores V. 537—602) giebt besonders für die Geschichte des großen Grafen und Urbans II. die wichtigsten Aufschlüsse.

Die byzantinische Geschichtsschreibung berührt in dieser Periode wenig unsere Kaisergeschichte. Nur in der Alexias der Anna Comnena (ed. Reifferscheid) finden sich einige zu verwerthende Nachrichten. Auch die französische Literatur jener

Zeit giebt wenig Ausbeute. In der um 1088 entstandenen Translation des heiligen Servatius (M. G. XII. 88—125), von welcher bereits Bd. II. 576 gehandelt wurde, ist Einiges für die Jugendgeschichte Heinrichs IV. brauchbar. Hugo von Fleury hat für die Geschichte des Investiturstreits fast mehr Bedeutung durch seinen Tractat De regia potestate et sacerdotali dignitate (Baluzii Miscellanea ed. Mansi II. 186 seq.), als durch sein Buch De modernis Francorum regibus (M. G. IX. 376—395). Das umfassende Werk des Ordericus Vitalis, Mönchs von St. Evroul in der Normandie, welches den Titel Historia ecclesiastica führt und bis 1142 fortgeführt ist, liefert zur Papstgeschichte dieser Periode werthvolle Beiträge; die beste Ausgabe des vollständigen Werkes ist von le Prevost (Paris 1838—1855, 5 Bände), die für die deutsche Geschichte wichtigen Stellen sind in den M. G. XX. 51—82 und XXVI. 11—28 besonders herausgegeben worden. Ueber den Kriegszug Heinrichs V. gegen Frankreich finden sich in des Abts Suger Lebensbeschreibung Ludwigs VI. (Du Chesne, Scriptores hist. Franc. IV. 281—321; Auszüge in den M. G. XXVI. 47—59) gute Nachrichten; Suger, der dieses Werk um 1140 schrieb, macht auch interessante Mittheilungen über Papst Calixt II., dem er persönlich nahe gestanden hatte. Einzelnes Nützliche ist in kleineren französischen Annalen, wie in den Annales Mosomagenses (M. G. III. 160) und bei Wilhelm von Jumièges in der Geschichte der Herzoge der Normandie (Du Chesne, Script. hist. Norm. 215—317; Auszüge in den M. G. XXVI. 6—11) enthalten. Unter den englischen Geschichtsschreibern hat für die deutsche Kaiserzeit Wilhelm von Malmesbury (vollständig herausgegeben von Hardy [London 1840], Excerpte in den M. G. X. 449—485 und XIII. 134—139) durch die bereits berührten Auszüge in der verlorenen Schrift des Irländers David größere Bedeutung. Die Fortsetzung des alten Chronicon Saxonicum (ed. Benj. Thorpe, London 1861; Auszüge in den M. G. XIII. 103—120) giebt wenigstens über die Ehe zwischen Heinrich V. und Mathilde von England einzelne Notizen. Die Chronik des Florentius, Mönchs zu Worcester, ist eine Verarbeitung des Marianus Scottus mit dem Chronicon Saxonicum, welche Florentius dann bis zum Jahre 1118 fortführte; Auszüge sind in den M. G. V. 564—567 und XIII. 124—130 mitgetheilt.

Von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Nachrichten, welche Cosmas von Prag in seiner böhmischen Chronik darbietet (M. G. IX. 31—132). Cosmas, der die Chronik bis zu seinem Todesjahr (1125) fortgeführt hat, berichtet über die Ereignisse dieser Periode durchaus als Zeitgenosse. Ueber die böhmischen Angelegenheiten ist er vortrefflich unterrichtet; über andere Dinge fabelt er bisweilen und erzählt zur Ergötzung seiner Leser Klatschgeschichten; besonders hat er, der verheirathete Priester, die Keuschheit der großen Gräfin in ein übles Licht gestellt. Eine deutsche Uebersetzung ist in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XII. Jahrh. Band 14 erschienen; sie wird G. Grandaur verdankt. Schon etwas früher als die Chronik des Cosmas entstand die Chronik von Polen (M. G. IX. 423—478) zur Verherrlichung des trefflichen Polenherzogs Boleslaw III. Sie reicht nur bis zum Jahre 1113 und ist wahrscheinlich kurz darauf zum Abschluß gebracht. Der Verfasser, der am Hofe des Polenherzogs lebte, ist natürlich in Bezug auf seinen Helden und die Thaten desselben nichts weniger als unbefangen, aber er ist gut unterrichtet und giebt über die Verhältnisse nicht allein Polens, sondern des gesammten Ostens werthvolle Aufschlüsse; besonderes Interesse hat für uns seine

Darstellung des Kriegszugs Heinrichs V. gegen Polen. Man vergleiche Bd. I. S. 795. Bd. II. S. 578.

3. Quellenwerke aus späterer Zeit.

Die späteren deutschen Annalen sind für die Geschichte Heinrichs IV. und V. unentbehrlich, weil sie manche uns nicht mehr zugänglichen älteren Quellen benutzt und nach der Sitte der Zeit meist wörtlich ausgeschrieben haben. Dies war der Fall bei den Annalen des Klosters Disibodenberg bei Mainz (M. G. XVIII. 6—28), welche um 1147 abgefaßt wurden. Für die früheren Zeiten bot Marianus den Hauptstoff; wo er endet, wurden die auf der Würzburger Chronik ruhenden Annalen von St. Alban mit ihren Fortsetzungen bis etwa 1130[1]) zu Grunde gelegt, damit aber in sehr unpassender Weise eine Darstellung der Sachsenkriege und des Investiturstreits verbunden. Die letztere ist offenbar einem älteren Werke entnommen, welches einen sehr gehässigen Charakter gegen Heinrich IV. trug und aus welchem auch die Briefe Walrams, Herrands und Anselms entlehnt sind; den Inhalt desselben hat der Annalist willkürlich auf die Jahre 1075—1106 vertheilt. Auch sonst hat derselbe fremdartiges Material seinem Werke einverleibt. So zum Jahre 1100 ein Schreiben der Kreuzfahrer an Papst Paschalis II., z. J. 1110 das Manifest Heinrichs V. über die Gefangennahme des Papstes, endlich am Schluß (1147) einen Bericht des Priesters Dudechin zu Lahnstein über die Eroberung von Lissabon.

Die Annalen des Klosters Rosenfeld[2]) bei Stade (M. G. XVI. 100—104) beruhen zum Theil auf demselben Material. Sie schöpfen bis zum Ende des elften Jahrhunderts aus der Würzburger Chronik; auch die erwähnte Schrift gegen Heinrich IV. (z. J. 1096 und 1105, während die Nachrichten z. J. 1106 einen anderen Charakter tragen) ist hier benutzt. Zugleich wird klar, daß die letztere in nähere Beziehung zu Bischof Herrand stehen mußte, dessen in den Annalen öfters gedacht wird, da auf seinen Betrieb Rosenfeld in eine Abtei nach den Ordnungen der Cluniacenser umgewandelt wurde. Später haben die Rosenfelder Annalen selbständige Nachrichten. Wir besitzen sie leider nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur in einem Fragment, in dem sie erhebliche Kürzungen erfahren haben müssen. Dieses Fragment reicht bis 1130, und damals muß das Werk einen Abschluß erhalten haben. Denn auch Honorius benutzte sie nur bis dahin in seiner Summa (M. G. X. 128—131). Vergl. W. Schum, Jahrbücher des S. Albansklosters S. 60 ff. Ob es eine weitere Fortsetzung gegeben habe, wie Jaffé (Archiv XI. 850—867) annahm, ist fraglich.

Ein umfassenderes Werk, als die Rosenfelder Quelle, sind die Annalen des Klosters Pöhlde am Harz (M. G. XVI. 48—98), entstanden in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, aber nur in einer jungen Handschrift erhalten, aus welcher sie Pertz zum erstenmal herausgegeben hat. Sie schließen sich für unsere Periode an Eckehard an, ergänzen ihn aber aus den Rosenfelder und Hildes-

1) Die Vergleichung mit den Annales Rosenfeldenses und anderen verwandten Annalen zeigt dies deutlich bis 1118, aber auch noch später kommen Angaben vor, welche nach St. Alban verweisen. Zum Jahre 1109 ist Poloniam statt Coloniam zu lesen.

2) Ich habe die übliche Schreibung des Namens beibehalten. Richtiger würde, worauf Buchholz (Würzburger Chronik S. 29) aufmerksam gemacht hat, Roßefeld geschrieben.

heimer Annalen. Eine hervorragende Bedeutung haben ſie nur durch mehrere ſagenhafte Erzählungen, die ſich in ihnen vollſtändiger, als in anderen Quellen, finden. Vergl. Bd. I. S. 795. Eine Ueberſetzung der Pöhlder Annalen iſt in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XII. Jahrh. Bd. 11 von E. Winkelmann geliefert.

Zwei andere umfaſſende Compilationen aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, welche für die Zeiten Heinrichs IV. und V. nicht ohne Bedeutung ſind, der ſächſiſche Annaliſt und die Magdeburger Annalen, beruhen zum großen Theil auf einer verloren gegangenen Quelle, die man als Annales Magdeburgo-Nienburgenses bezeichnen kann und von der bereits Bd. I. S. 794 und Bd. II. S. 564 die Rede geweſen iſt. Dieſe verlorenen Annalen, welche bald nach dem Jahre 1130 begonnen wurden, waren in ihrem älteren Theile ſelbſt nur eine Compilation und benutzten für die hier in Frage ſtehende Periode vornehmlich Eckehard und die Roſenberger Annalen. Die Annales Magdeburgenses (M. G. XVI. 105—195) im Kloſter Bergen bei Magdeburg um 1175 entſtanden, haben faſt alles Material für dieſe Zeit aus jener älteren Compilation entlehnt; eigenthümlich ſind nur einige Nachrichten über ſächſiſche Klöſter. Der ſächſiſche Annaliſt, welcher bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts ſein umfängliches Buch (M. G. VI. 691—1125) zuſammenſchrieb, hat mit den Magdeburger-Nienburger Annalen auch noch andere Quellen verarbeitet; ſo beſonders die Paderborner Annalen und jene ſagenhaften Berichte, welche wir jetzt auch aus den Pöhlder Annalen kennen. Eigenthümlich ſcheinen ihm für dieſe Periode nur einige Nachrichten, die ſich auf ſächſiſche Bisthümer, beſonders Halberſtadt, und ſächſiſche Klöſter beziehen. Aufmerkſamkeit verdienen ſeine genealogiſchen Notizen. Der Verfaſſer iſt einer der erſten Autoren, der für genealogiſche Studien Intereſſe hegte; freilich zeigt ſich auch ſchon bei ihm, wie leicht dieſe Studien auf Abwege führen. Der ſächſiſche Annaliſt und die Magdeburger Annalen ſind von E. Winkelmann in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XI. Jahrh. Bd. 5,₂ und Bd. 12 überſetzt worden.

Die Annalen des Kloſters Pegau bei Zeiz (M. G. XVI. 234—258), bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts abgefaßt, ſind eine loſe Verbindung der Biographie des Stifters, des Grafen Wigbert von Groitſch, mit Excerpten aus Eckehard und einer faſt wörtlichen Abſchrift aus den alten Erfurter Annalen von 1116—1149. Nur jene biographiſchen Nachrichten haben größeren Werth; ſie beruhen auf mündlicher Tradition, in welcher allerdings Wahres und Falſches bunt vermiſcht iſt. Daß die Erzählungen, welche der Verfaſſer mittheilt, mit den von ihm ausgeſchriebenen Annalen öfters im offenen Widerſpruch ſtehen, ſcheint er ſelbſt nicht bemerkt zu haben.

Die Stader Annalen des Abts Albert (M. G. XVI. 283—378), eine erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entſtandene weitſchichtige Compilation, haben für die Zeiten Heinrichs IV. und V. nur durch einige ihnen eigenthümliche Nachrichten über die Stader Grafen und die Erzbiſchöfe von Hamburg-Bremen Intereſſe. Alles Andere iſt aus Eckehard, den Roſenfelder Annalen, der erwähnten Schrift gegen Heinrich IV. (1074. 1093), aus Adam von Bremen und Helmold zuſammengeſchrieben. Ueber die beſondere Bedeutung der Annales Colonienses maximi und des Chronicon Sampetrinum für die Geſchichte Heinrichs V. iſt ſchon oben (S. 1047. 1048) gehandelt worden. Die um 1250 compilirte Weltchronik des Alberich von Trois-Fontaines (M. G. XXIII. 674—950) bietet für dieſe Periode nur geringen Gewinn, da wir die Quellen, denen ſie hier folgte, meiſt noch beſitzen; vergleiche Wilmans im Archiv X. 174—246. Die Stellen,

auf welche Stenzel Werth legte, sind aus den Gesta epp. Vird. ausgeschrieben. Alberichs genealogische Notizen haben für diese Periode eine sehr zweifelhafte Autorität.

Unter den Darstellungen späterer Zeit, in welchen die Geschichte des Investiturstreits freier bearbeitet ist, haben die Werke Ottos von Freising besondere Bedeutung. Otto berichtet in seiner sogenannten Chronik (L. VI. c. 34—36. VII. c. 1—16) über die Zeiten Heinrichs IV. und V. Auch hier schließt er sich meist an Eckehard an; zugleich aber giebt er eigene Nachrichten, die bei einem so nahen Verwandten der Kaiser selbst Aufmerksamkeit verdienen. Auffällig ist, daß wir dennoch starken chronologischen Verstößen und entschieden falschen Auffassungen begegnen. Otto arbeitete an seinem großen Werke, welches er schon um 1143 begonnen hatte, bis zum Jahre 1146 und unterzog es im Jahre 1156 für seinen Neffen Kaiser Friedrich noch einer erneuten Revision; dann legte er Hand an sein zweites Werk über die Thaten des Kaisers Friedrich, von dem er aber nur zwei Bücher vollenden konnte; er kommt hier L. I. c. 1—15 noch einmal auf die Zeit des Investiturstreits zurück, die er jedoch flüchtig und mit noch stärkeren Fehlern, als in der Chronik, behandelt. Die beiden Werke sind in den M. G. XX. 116—301. 347 bis 415 nach einem großen Apparat von Wilmans edirt; auch eine Octavausgabe ist in zwei Bänden erschienen. Eine auf handschriftlichen Forschungen ruhende verbesserte Auflage der Gesta in der Octavausgabe hat Waitz 1884 herausgegeben. Uebersetzungen der letzten Bücher der Chronik und der ersten der Gesta von Horst Kohl in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XII. Jahrh. Bd. 8a und 8.

Bei Otto findet sich manches Unrichtige, nirgends aber sagenhafte Tradition. Eine solche, wie sie besonders im sächsischen Volke umlief, begegnet uns in der Slavenchronik des Helmold, welche um das Jahr 1170 verfaßt ist. Der Verfasser benutzt Adam von Bremen, Eckehard und sächsische, den Rosenfelder und Pöhlder Annalen verwandte Jahrbücher, im Uebrigen folgt er meist mündlicher Ueberlieferung. Was er da über die Vorgänge in dem ihm bekannten Wendenland mittheilt, verdient volle Beachtung, zumal wir über diese Dinge anderweitig nicht unterrichtet sind. Dagegen ist Alles, was Helmold über die Ereignisse in Kirche und Reich zur Zeit Heinrichs IV. und V. berichtet, durchaus sagenhaft gefärbt und nur mit äußerster Vorsicht zu verwerthen. Aus dem Nachlaß Lappenbergs ist von L. Weiland eine neue Ausgabe des Helmold in den Mon. Germ. XXI. 1—99 besorgt worden, von der auch eine Separatausgabe erschienen ist. Die Uebersetzung von J. C. M. Laurent in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XII. Jahrhundert Bd. 7 ist in einer neuen vielfach verbesserten Bearbeitung von Wattenbach erschienen. Zur Kritik Helmolds vergleiche man O. Völkel, Die Slavenchronik Helmolds (Danzig 1873) und E. Hirsekorn, Die Slavenchronik des Presbyter Helmold (Halle 1874). Die Glaubwürdigkeit Helmolds wurde auf das Schärfste angegriffen von C. Schirren in seinen Beiträgen zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen (Leipzig 1876), aber dieser Angriff rief viele Entgegnungen hervor, wie in der Göttinger Dissertation von H. von Breska, Untersuchungen über die Nachrichten Helmolds (1881), in der Jenenser Dissertation von P. Regel: Helmold und seine Quellen (1883) u. s. w.

Die auf geistlicher Seite im Investiturstreit hervorragenden Persönlichkeiten haben noch später öfters Biographen gefunden. Unter solchen Arbeiten ist die um 1140 abgefaßte Lebensbeschreibung des Bischofs Theoger von Metz (starb 1120) von nicht geringem Interesse, da sie nicht nur Theogers bedeutsame Thätigkeit, sondern zugleich auch am anschaulichsten die Wirksamkeit des päpstlichen Legaten Kuno

von Paleſtrina ſchildert. Der Verfaſſer war ein Mönch des Kloſters Priefling, der nach den Erzählungen ſeines Abts, eines Freundes Theogers, ſeine Aufzeichnungen machte. Leider iſt das Werk nicht vollſtändig erhalten; die letzte Ausgabe in M. G. XII. 449—479 wird Jaffé verdankt. Die Lebensbeſchreibung Altmanns von Paſſau, um dieſelbe Zeit (1140) in dem von ihm geſtifteten Kloſter Götweih geſchrieben, iſt ein nicht unnützliches Werk, giebt aber doch von dem ausgedehnten Wirken Altmanns als päpſtlicher Legat nur eine ſchwache Vorſtellung. Nach einem umfänglichen Material hat Wattenbach die letzte Ausgabe in den M. G. XII. 228 bis 243 veranſtaltet. Sehr unbedeutend ſind das um 1140 abgefaßte Leben des Biſchofs Friedrich von Lüttich (M. G. XII. 502—508) und die wenig ſpäter entſtandene, aber nachher noch ſtark überarbeitete Lebensbeſchreibung des Biſchofs Werner von Merſeburg (M. G. XII. 244—248). Für die Geſchichte des Prämonſtratenſerordens haben hervorragende Bedeutung die Biographie des Norbert, des Ordensſtifters, von einem ſeiner Schüler um 1150 geſchrieben, und die etwa gleichzeitig abgefaßte Biographie des Grafen Gottfried, deren Verfaſſer ein Prämonſtratenſer des vom Grafen begründeten Kloſters Kappenberg war (M. G. XII. 513—530). Die Biographie Norberts war früher nur in einer kürzeren Bearbeitung bekannt, in vollſtändigerer Geſtalt hat ſie zuerſt Wilmans in den M. G. XII. 663—706 herausgegeben. Wilmans hält ſie in dieſer Geſtalt für original, aber R. Roſenmund, Die älteſten Biographen des h. Norbert (Berlin 1874) hat zu zeigen verſucht, daß auch hier nur die Ueberarbeitung eines Originals vorliege, nach dem ſelbſtändig von einander die beiden uns erhaltenen Vitae Norberti componirt ſeien. Die vollſtändigere Biographie bietet auch für die Reichsgeſchichte wichtige Mittheilungen, aber hauptſächlich erſt für die Regierung Lothars; das Leben Gottfrieds von Kappenberg berührt die politiſchen Verhältniſſe wenig. Beide Biographien finden ſich in deutſcher Ueberſetzung von G. Hertel in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XIII. Jahrhundert Bd. 13.

Bei weitem wichtiger, als die genannten Biographien, ſind die drei Lebensbeſchreibungen, welche wir von Otto von Bamberg beſitzen. Nur von der einen, welche ein Prieflinger Mönch ſchrieb, waren alte Handſchriften ſeit längerer Zeit bekannt; die beiden andern, welche von Ebbo, einem Mönche von Michelsberg, und dem Scholaſticus Herbord herrühren, kannte man allein aus Ueberarbeitungen und Compilationen. Nach den eingehenden kritiſchen Erörterungen Klempins in den Baltiſchen Studien IX hatte Köpke Ebbos und Herbords Text herzuſtellen geſucht und ihnen eine neue Ausgabe der Prieflinger Biographie angeſchloſſen (M. G. XII. 746—903). Die glänzendſte Beſtätigung haben Klempins und Köpkes Unterſuchungen dadurch gewonnen, daß ich 1865 eine vollſtändige Handſchrift des Herbord fand, welche überdies ein Fragment des Ebbo und ein der Prieflinger Biographie nahe verwandtes Stück enthielt[1]). Erſt hierdurch wurde klar, daß Herbord ſein Werk nicht vor 1158 ſchrieb, alſo Ebbos Arbeit, die zwiſchen 1157 und 1158 entſtand, ihm bereits vorlag; es war ſo für die Kritik der Biographen Ottos eine neue Grundlage gewonnen. Herbords Arbeit iſt in ihrer urſprünglichen Geſtalt zuerſt

1) Die Handſchrift aus dem 14. Jahrhundert iſt jetzt im Beſitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (Cod. lat. 23, 582). Inzwiſchen hat Profeſſor W. Meyer in dem Cod. lat. 23, 846 derſelben Bibliothek eine zweite Handſchrift des Herbord entdeckt. Dieſe Handſchrift ſtammt aus dem 15. Jahrhundert, iſt ſehr nachläſſig geſchrieben, doch nicht eine Kopie von Cod. lat. 23, 582, da ſie mehrere Lücken (I. 36. 38. 41) desſelben ausfüllt. Unmittelbar an Herbord ſchließt ſich auch hier das von mir (Kaiſerzeit IV. 519) veröffentlichte Stück. Vergl. Holder-Egger M. G. XV. 1154.

von Köpke in den M. G. XX. 704—709 herausgegeben und auch eine besondere Ausgabe von diesem anziehenden Werke veranstaltet worden. Noch einmal hat dann Jaffé in seiner Bibl. V. 588—769 Ebbos und Herbords Werke edirt und mit werthvollen Einleitungen versehen, in denen er besonders die Willkürlichkeiten und Entstellungen des jüngeren Biographen darlegt. Unzweifelhaft ist die ältere Arbeit Ebbos zugleich die bei weitem zuverlässigere, obwohl der Verfasser wenig aus eigener Kenntniß berichten konnte und auf die Mittheilungen des Priesters Udalrich, der Otto nahe gestanden hatte, in der Hauptsache verwiesen war. Herbord, der erst sechs Jahre nach Ottos Tode auf den Michelsberg gekommen war, fühlte sich von Ebbos Arbeit wenig befriedigt; sie war ihm zu dürftig und in der Darstellung zu schlicht: er beschloß deshalb ein Werk herzustellen, das nicht nur dem gefeierten Bischof, sondern auch ihm selbst Ehre mache. In der That hat er ein Buch zu Stande gebracht, welches in Bezug auf künstlerische Form jeden Vergleich mit den anderen literarischen Productionen jener Zeit aushält. Den Stoff hat er zum Theil aus Ebbo entlehnt, zum Theil von anderen Seiten gesammelt, aber er hat sein reiches Material, nur auf eine glänzende Darstellung bedacht, sehr willkürlich verwerthet, und der Historiker wird ihm gegenüber Mißtrauen üben müssen. Wie es Herbord hauptsächlich auf den Effect einer lebendigen Composition ankommt, zeigt im Allgemeinen schon die dialogische Form und die gesuchte Anordnung des Stoffs, im Einzelnen besonders die Erzählung von dem Eintritt der ungarischen Königstochter Sophie in das Kloster Admont (L. I. c. 38). Herbord war ohne Zweifel mit den Admontern bekannt, das berührte Ereigniß war unlängst geschehen, und doch gehören alle von ihm berichteten Einzelheiten sicherlich nur seiner eigenen Phantasie an; er wollte, wie er selbst sagt, sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Edelstein in sein Gewebe einzufügen. Herbords Werk — troß aller Bedenken, die es erregt, eines der interessantesten Denkmale jener Zeit — ist von H. Prutz in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XII. Jahrh. Bd. 6 übersetzt worden. Die Prieflinger Biographie wurde früher für einen um 1160 verfaßten Auszug aus Ebbo und Herbord gehalten, aber G. Haag hat in seiner Schrift: Quelle, Gewährsmann und Alter der ältesten Lebensbeschreibung des Pommernapostels Otto von Bamberg (Stettin 1874) darzulegen gesucht, daß das Verhältniß das umgekehrte sei, die Prieflinger Biographie bald nach 1140 abgefaßt und bei ihr besonders Bamberger Aufzeichnungen über Ottos Stiftungen benutzt seien. Diese Aufzeichnungen, die uns in Fragmenten und späteren Ableitungen erhalten sind, hat neuerdings Holder-Egger unter dem Titel Relatio de piis operibus Ottonis episcopi Bambergensis in den M. G. XV. 1156—1166 herausgegeben. H. v. Zittwiß in den Forschungen XVI. 299 ff. nimmt an, daß von Ebbo nicht die Prieflinger Biographie, sondern vielmehr die älteren Aufzeichnungen benutzt seien, welche der Prieflinger Mönch vor sich hatte; auch Herbord habe jene Aufzeichnungen, zugleich aber das Prieflinger Werk gekannt. Die Glaubwürdigkeit Herbords hat besonders W. Wiesener in den Forschungen XXV. 113 ff. zu vertheidigen gesucht; vergl. auch den Aufsatz Wieseners über die Glaubwürdigkeit des Ebbo in den Forschungen XXVI. 501 ff.

Von nicht geringem Interesse ist auch die Lebensbeschreibung des Erzbischofs Konrad I. von Salzburg (M. G. XI. 62—77); sie ist erst um 1175 abgefaßt, aber der ungenannte Verfasser[1]) hatte den Erzbischof gekannt und sein

1) v. Meiller (Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe S. 412) vermuthet, daß Abt Irimbert von Admont der Verfasser sei, und behauptet, daß sich der Autor selbst als Conventuale

beſonderes Vertrauen genoſſen. Was über die Zeiten Heinrichs IV. hier geſagt iſt, verdient keinen Glauben, über Heinrichs V. Regierung zeigt ſich der Verfaſſer beſſer unterrichtet, noch beſſer über die ſpäteren Ereigniſſe. Das Werk iſt leider unvollendet und führt die Darſtellung in der Hauptſache nur bis zum Jahre 1138. Die Biographie Ermenolds, des erſten Abts des von Otto geſtifteten Kloſters Prieſling, (M. G. XII. 481—500) hat, ſo wortreich ſie iſt, wenig Inhalt, ſie iſt erſt 1281 geſchrieben. Auch die Biographien des Biſchofs Adalbero von Würzburg, des Stifters des Kloſters Lambach, (M. G. XII. 128—136) und des Grafen Eberhard von Nellenburg, des Stifters des Kloſters Schaffhauſen, gehören erſt dem dreizehnten Jahrhundert an und ſind faſt allein für die Geſchichte der genannten Klöſter von Werth. Eberhards Biographie iſt nur in einer alten deutſchen Ueberſetzung vorhanden, welche von Mone in ſeiner Quellenſammlung der badiſchen Landesgeſchichte I. 83—98 herausgegeben iſt.

Die umfaſſendſte Biographie Gregors VII., welche das Mittelalter hervorgebracht hat, rührt von einem deutſchen Mönche her, Paul von Bernried. Sie iſt im Jahre 1128, nachdem Paul lange fleißig geſammelt hatte, von ihm niedergeſchrieben. Der Verfaſſer war in Rom zur Zeit Calixts II. geweſen und ſeine Nachrichten über Gregors Jugend und den Anſchlag des Cencius werden zum Theil aus römiſchen Mittheilungen ſtammen. Ueber die Wahl des Gegenkönigs Rudolf hat er ſehr werthvolle Notizen, die auf einer älteren Quelle beruhen müſſen, vielleicht auf einer verlorenen, Gebhard von Salzburg beigelegten Schrift über Gregor[1]). Alles Uebrige hat für uns keine große Bedeutung mehr. Die zahlreichen Briefe, welche Paul mittheilt, ſind theils dem Regiſtrum entnommen, theils uns aus Hugo von Flavigny und dem Codex Udalrici bekannt. Außerdem benutzte Paul die Chronik des Bernold, die Lebensbeſchreibungen des heiligen Anſelm und der großen Gräfin, zum Theil in ſehr freier Weiſe. Die Reden, welche er einflicht, ſind mit Ausnahme der beiden Excommunicationen Heinrichs freie Stilübungen. Die ganze Arbeit trägt den Charakter der Legende und iſt demnach reich mit Wundern ausgeſtattet, wie ſolche ſchon bei Gregors Lebzeiten vielfach erzählt wurden; die meiſten hat Paul wohl nach mündlichen Ueberlieferungen aufgezeichnet. Auf gutes handſchriftliches Material geſtützt, hat Watterich Pauls Werk neu herausgegeben (Vitae pont. Rom. I. 474—546). Ueber das Leben Pauls von Bernried hat J. May im Neuen Archiv XII. 335 ff. gehandelt.

Die älteren Bisthumsgeſchichten wurden zum Theil in ſpäterer Zeit wieder aufgenommen und kamen dann auch auf unſere Periode zurück. So ſetzte Laurentius, ein Mönch des Lorenzkloſters in Lüttich, nach Mittheilungen des Mönchs Hugo von St. Vannes um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Gesta episcoporum Virdunensium von 1047—1144 fort und theilte manche erwünſchte Nachrichten mit (M. G. X. 486—525). Unbedeutend iſt die etwa gleichzeitig entſtandene Fortſetzung der alten Gesta episcoporum Metensium (M. G. X. 531—551). Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wurden im Kloſter Admont Aufzeichnungen über Erzbiſchof Gebhard von Salzburg und ſeine Nachfolger bis Kon-

dieſes Kloſters bezeichne. Ich kann dies nirgends finden und bezweifle ſtark, ob das Buch in Admont entſtanden iſt. Es wäre ſonſt unerklärlich, daß ſich in den wenig ſpäter dort abgefaßten Vitae Gebehardi et successorum keine Spur von Bekanntſchaft mit dieſer Biographie zeigt. Alle Handſchriften weiſen nicht auf Admont, ſondern auf S. Peter in Salzburg. Man vergleiche die Diſſertation von Chriſtian Meyer, Erzbiſchof Konrad I. von Salzburg (München 1868) S. 55.

1) Man ſehe darüber Wilmans M. G. XII. 180.

rad II. gemacht, die ungeachtet ihrer Kürze nicht ohne Interesse sind (M. G. XI. 34 bis 39). Auch die etwa um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zu einem vorläufigen Abschluß gebrachten Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium (M. G. XIV. 361—484) haben werthvolle Nachrichten aus früherer Zeit erhalten. Die im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entstandene Halberstädter Bisthumschronik (M. G. XXIII. 73—123) schöpft aus Eckehard, den Erfurter Annalen und dem sächsischen Annalisten, giebt aber bisweilen auch Eigenes. Die alte Lütticher Bisthumschronik fand erst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts einen Fortsetzer in Aegidius von Orval (M. G. XXV. 1—129).

Die späteren Klostergeschichten geben im Ganzen nur noch geringe Ausbeute für die Geschichte des Investiturstreits. Die beiden um 1140 geschriebenen Bücher des Ortlieb und Berthold über die Anfänge des Klosters Zwifalten (M. G. X. 64—124), wie die etwa gleichzeitig abgefaßte Chronik des Klosters Benedictbeuern (M. G. IX. 229—238) haben fast nur lokale Bedeutung. Allgemeineres Interesse besitzen die erst neuerdings bekannt gewordenen Annales Rodenses (M. G. XVI. 688—721), welche die Anfänge des 1104 gestifteten Chorherrenstifts Klosterrath bei Aachen darstellen und die Geschichte desselben bis 1157 fortführen; über die lothringischen Verhältnisse und im Besonderen über Friedrich von Köln erhalten wir hier manche schätzbare Notizen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entstand auch die Chronik des Klosters Goseck bei Naumburg, welche über das Geschlecht der Pfalzgrafen von Sachsen erwünschte Nachrichten bietet; sie umfaßt die Zeit von 1041—1135 (M. G. X. 141—157). Etwa gleichzeitig sind die Casus monasterii Petrishusensis abgefaßt, in denen die Geschichte des Klosters Petershausen bei Konstanz in größerer Breite bis zum Jahre 1156 erzählt wird. Das besonders für die Geschichte Schwabens wichtige Werk ist zuletzt in den M. G. XX. 624—683 herausgegeben. Der Verfasser hat manches Frembartige in sein Werk hineingezogen, namentlich am Schlusse des zweiten Buchs, wo er von der Zeit Heinrichs IV. handelt. Er benutzt hier außer Bernold eine heftige Streitschrift im Sinne der Gregorianer, welche auch Berthold von Zwifalten (p. 101. 102) ausgeschrieben hat[1]); ob auf dieselbe auch die eigenthümlichen und interessanten Nachrichten über die Schlachten der Gegenkönige gegen Heinrich, die sich daneben finden, zurückzuführen sind, wage ich nicht zu entscheiden. Unmöglich wäre nicht, daß wir hier überall nur Bruchstücke der verlorenen Biographie Gebhards von Konstanz besäßen, zumal die Zähringer in diesen Fragmenten viel genannt werden und auch im Folgenden Gebhard besonders hervortritt. Die erst im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßte Fortsetzung der Casus monasterii s. Galli (M. G. IV. 149—162) ist für unsere Periode nur dürftig. Auch die noch spätere Chronik des Klosters Petersberg bei Halle (M. G. XXIII. 130—228) hat für dieselbe nur wenige brauchbare Notizen und wiederholt im Wesentlichen nur

---

1) Der neueste Herausgeber in den M. G. hat diese Uebereinstimmung ebenfalls bemerkt, nimmt aber eine unmittelbare Benutzung des Berthold von Zwifalten in der Petershausener Chronik an. Mir ist diese schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil die gleichartigen Stellen sich hier in einer ausführlicheren Redaction, als bei Berthold, finden. Ausführlich hat C. Henking in seiner Schrift über Gebhard III. von Konstanz (Stuttgart 1880) S. 106 ff. über die Quellen der Casus monasterii Petrushusensis gehandelt. Er nimmt mit mir an, daß der Verfasser die verlorene Biographie Gebhards benutzt habe, will aber die mit Berthold von Zwifalten übereinstimmenden Stücke nicht auf diese Biographie, sondern auf eine andere Heinrich IV. feindliche, jetzt ebenfalls verlorene Schrift zurückführen.

die Nachrichten der Magdeburger Annalen. Bei weitem wichtiger, als die meisten der genannten Klostergeschichten, ist das Chronicon Laurishamense (M. G. XXI. 334—453), eine Sammlung von Klosterurkunden und historischen Notizen, welche bis 1167 reicht und wenig später entstand. Verwandter Natur und nicht minder nützlich ist der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts angelegte Codex Hirsaugiensis (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart Bd. I.). Die etwa gleichzeitigen Arbeiten des schreiblustigen Rainerius, eines Mönchs in St. Lorenz bei Lüttich, sind unbedeutende Compilationen oder haben doch nur lokales Interesse (M. G. XX. 561—620); für die literarischen Bestrebungen des Klosters, dem er angehörte, ist die De ineptiis cuiusdam idiotae betitelte Schrift (p. 593 bis 603) nicht uninteressant.

Die spätere historische Literatur Italiens ist zu dem Investiturstreit wenig mehr zurückgekehrt und, wo sie es that, brachte sie selten Neues. Zu den Zeiten Alexanders III. wurde in Rom eine neue Sammlung von Papstleben veranstaltet, welche im Ganzen das Werk des Cardinals Boso zu sein scheint, von dem sicher ein Theil dieser Biographien herrührt. Die Sammlung des Peter und Pandulf war entweder nicht zur Hand, oder man wollte sie nicht gebrauchen[1]): deshalb brachte man einen nothdürftigen Zusammenhang mit dem alten Liber pontificalis hervor, indem man Stellen des Bonizo zusammenschrieb. Die Biographie Gregors VII. beruht allein auf dem Liber ad amicum; die Leben Victors III. und Urbans II. fehlen ganz; die Geschichten der folgenden Päpste bis auf Eugen III. sind, soweit sie in Einzelnes eingehen, auf die Regesten gegründet, aber im Ganzen für unsere Zeit sehr dürftig. Diese Papstleben sind früher unter dem Namen des Cardinals von Aragonien von Muratori, Scriptores III. 1, neuerdings von Watterich in den Vitae pont. Rom. I. II. unter Bosos Namen herausgegeben worden. Watterich hat sich der Ansicht über die Entstehung dieser Biographien angeschlossen, welche ich in der Allgemeinen Monatsschrift 1852. 268—272 dargelegt habe; nach den dort nachgewiesenen florentinischen und überdies einigen römischen Handschriften ist von ihm ein wesentlich verbesserter Text hergestellt. Von den unteritalienischen Geschichtswerken hat die um 1180 entstandene Chronik des Erzbischofs Romuald von Salerno (M. G. XIX. 398—461) dadurch einige Wichtigkeit für unsere Periode, daß in ihr manche in der ursprünglichen Form nicht mehr erhaltene Quellen ausgeschrieben sind. Nach Hirschs Untersuchungen (vergl. Bd. II. 567. 568) benutzte hier Romuald besonders die alten Jahrbücher von M. Cassino, daneben bis 1085 im Anfang des zwölften Jahrhunderts zu Salerno niedergeschriebene Annalen, welche auch dem Chronicon Amalphitanum (Muratori, Antiquitates I. 346 seq.) zu Grunde liegen, und von 1086 an eine Geschichte der Normannen, von welcher sich auch bei Lupus Protospatharius Spuren finden. Auf die alten Cassineser Annalen führt Hirsch auch zum Theil die Nachrichten zurück, welche sich in den Annales Ceccanenses (M. G. XIX. 276—302) und im Chronicon Casauriense (Muratori, Scriptores II, 2. 775—920) für diese Periode finden. Von den späteren Annalisten der Lombardei wurde wohl öfters noch auf die früheren Zeiten zurückgegriffen, aber mehr die städtischen Angelegenheiten wurden dann in das Auge gefaßt, als die großen Vorgänge in Reich und Kirche. Ungern entbehrt man eine alte Chronica Venetorum, deren Erwähnung geschieht. Wir besitzen nur kurze venetianische Annalen

1) Daß bei den Biographien Gelasius' II. und Honorius' II. dem Pandulf gefolgt sei, wie Watterich annimmt, scheint mir nicht mit Bestimmtheit zu erweisen.

und Fragmente einer Dogengeschichte, welche sich in Handschriften des Chronicon Altinate erhalten haben und von H. Simonsfeld in den M. G. XIV. 70—89 herausgegeben sind; beide sind im dreizehnten Jahrhundert abgefaßt. Im Uebrigen ist man auf die erst im vierzehnten Jahrhundert entstandene Chronik des Andreas Dandolo (Muratori, Scriptores XII. 13—416) verwiesen.

4. Actenstücke, Urkunden, Briefe.

Die Verträge, Gesetze und Erlasse der Kaiser aus dieser Zeit finden sich in den M. G. Legg. II., die Beschlüsse der römischen Concilien und anderen Synoden in der großen Conciliensammlung von Mansi XIX—XXI. Die Kaiserurkunden sind in Böhmers Regesten verzeichnet, in noch größerer Vollständigkeit und neuer Anordnung bei K. F. Stumpf, Die Reichskanzler II, 2 und 4. Die Urkunden sind nach Stumpf in den nachstehenden Anmerkungen angeführt und dies mit St. R. und der Nummer bezeichnet. In den von H. v. Sybel und Th. v. Sickel herausgegebenen Kaiserurkunden in Abbildungen sind in Lieferung 2 und 4 Photographien von 25 Urkunden Heinrichs IV., 8 Heinrichs V. und je eine der Gegenkönige Rudolf und Hermann mit Erläuterungen von H. Breßlau enthalten. — Die päpstlichen Urkunden sind bei Jaffé, Regesta pontificum Romanorum verzeichnet, und nach der neuen sehr vermehrten Ausgabe, die für diese Zeit S. Löwenfeld besorgt hat, mit J. L. R. und der Nummer citirt worden.

Je parteiischer gefärbt fast alle historischen Berichte dieser Zeit sind, desto nothwendiger erscheint es auf Zeugnisse zurückzugehen, in denen wir den hervorragenden Persönlichkeiten selbst nahe treten. Solche sind zum Glück in einer nicht geringen Anzahl gleichzeitiger Briefe vorhanden. Manche derselben — und unter ihnen gerade sehr werthvolle — sind erst in neuerer Zeit an das Licht getreten; die Mehrzahl war längst bekannt, aber theils wegen der Mangelhaftigkeit der Ausgaben, theils wegen der eigenthümlichen Schwierigkeiten der Benutzung nicht nach Gebühr beachtet. Denn bald erfordert es Mühe den Schreiber, bald den Empfänger des Briefes zu ermitteln, und noch häufiger walten über die richtige Datirung des Schriftstücks Zweifel ob.

Für die Zeiten vor Gregors VII. Pontificat ist uns eine Quelle ersten Ranges in den Briefen des Petrus Damiani eröffnet, die theils den Charakter von Streitschriften tragen und deshalb schon oben berührt sind, theils vertrauliche Mittheilungen enthalten, in welchem Falle sie uns nur um so wichtiger sind. Nicht geringere Bedeutung für diese Zeiten haben vier Briefe Annos von Köln an Papst Alexander und einer Adalberts von Bremen an Anno, welche mit anderen sehr werthvollen Actenstücken aus einer Handschrift der Trierer Stadtbibliothek zuerst Floß (Die Papstwahl unter den Ottonen. Freiburg 1858) herausgegen hat und die ich nach dieser Ausgabe und einer Abschrift von Waitz unter den Documenten wieder abdrucken lasse. Nirgends tritt uns Annos Persönlichkeit so unmittelbar, wie in diesen Briefen entgegen.

Für Gregor VII. und seine Zeit giebt es keine ergiebigere und zugleich zuverlässigere Quelle, als die große Briefsammlung, welche unter dem Namen Registrum Gregorii VII. bekannt ist und außer den Briefen Gregors auch Auszüge aus den Concilienacten und einiges andere Material enthält. Schon i. J. 1591

trat durch die Mühwaltung des Cardinals Ant. Caraſa das Regiſtrum an die Oeffentlichkeit und iſt dann mehrfach wieder gedruckt worden, aber nicht in verbeſſerter Geſtalt, ſondern vielmehr immer fehlerhafter; denn niemals wurde die alte, noch dem elften Jahrhundert angehörige Handſchrift im Vaticaniſchen Archiv, welcher Caraſa folgte, bei den neuen Drucken wieder verglichen. Als ich i. J. 1844 nach Rom kam, ſchien mir deshalb die wichtigſte Aufgabe, eine neue Vergleichung vorzunehmen und die Handſchrift zugleich einer kritiſchen Prüfung zu unterwerfen. Jede Geſchichte Gregors ſchien mir ohne dieſe Arbeit kein ſicheres Fundament zu haben, und dies um ſo mehr, als die Glaubwürdigkeit des Regiſtrum wie im Einzelnen, ſo im Ganzen mehrfach angezweifelt war. Die Reſultate meiner Arbeit im Vaticaniſchen Archiv habe ich theils in einer Abhandlung, welche Jaffés Regeſten p. 402—405 einverleibt und in der neuen Ausgabe I. 594—596 wieder abgedruckt iſt, theils in einer beſonderen Schrift: De Gregorii VII. Registro emendando (Braunſchweig 1858) dem Publicum dargelegt und auf Grundlage meiner Collation hat Jaffé dann eine ſorgfältige und bequeme neue Ausgabe des Regiſtrum in ſeiner Bibliotheca II. 9—519 veranſtaltet. Die Sammlung enthält in den erſten ſieben Büchern über dreihundert Briefe, die nach Jahren des Pontificats geordnet ſind; das achte Buch giebt dagegen nur zuerſt noch bis Anfang 1081 die Schreiben in chronologiſcher Folge, dann iſt ohne Ordnung zuſammengeſchrieben, was eben zufällig zur Hand war. Jaffé hat darauf die anſprechende Vermuthung begründet, daß ſchon i. J. 1081 die Sammlung auf Gregors eigene Veranſtaltung angelegt ſei. Jedenfalls war ſie bald nach Gregors Tode, nachdem man das achte Buch mit dem ſechszigſten Briefe abgeſchloſſen hatte, allgemein verbreitet[1]). Die in dem Regiſtrum enthaltenen Schreiben ſind theils von Gregor ſelbſt concipirt, theils in ſeinem Namen und nach ſeinen Angaben abgefaßt. Aber bei Weitem nicht Alles, was aus ſeiner Kanzlei hervorgegangen iſt, findet ſich im Regiſtrum. Es ſind uns noch anderweitig 51 Briefe erhalten, welche Jaffé unter dem Titel: Epistolae collectae (p. 520—576) dem Regiſtrum hinzugefügt hat, und auch ſie ſind nur ein kleiner Theil der Schriftſtücke, welche Gregor erließ und die in ſeinem für die Oeffentlichkeit beſtimmten Regiſtrum nicht Aufnahme fanden. Wie viel auch untergegangen, wir haben in den mehr als vierhundert Briefen Material genug, um einen Mann zu beurtheilen, der ſich durch die Kühnheit ſeiner Ideen eben ſo viel bewundernde Anhänger, als erbitterte Feinde gewann. Es wäre für die Geſchichte ein unſchätzbarer Gewinn, wenn ähnliche Sammlungen von den Briefen Urbans II., Paſchalis' II. und Calixts II. vorlägen. Leider haben ſich nur vereinzelte Stücke von dieſen Päpſten erhalten, welche großentheils in der Conciliensammlung von Manſi XX. und XXI. zuſammengeſtellt ſind.

Wichtige Briefe Gregors und der Gregorianer ſind uns auch bei Hugo von Flavigny aufbewahrt worden, andere in den Werken Brunos über den ſächſiſchen

---

1) Mehrfach iſt bemerkt worden, daß ſich in den chronologiſchen Angaben bei einzelnen Briefen Verſehen finden. E. Dünzelmann hat in den Forſchungen zur deutſch. Geſchichte Bd. XV. S. 514 ff. nachzuweiſen geſucht, daß es ſich nicht um einzelne zufällige Schreibfehler in dem Regiſtrum handle, ſondern daß dem Verfaſſer der Sammlung die Briefe undatirt vorlagen und er ſelbſt erſt die chronologiſchen Beſtimmungen hinzufügte, wobei zahlreiche Irrthümer vorkamen. Mir ſcheint Dünzelmann in der Annahme von Anachronismen im Regiſtrum zu weit gegangen, und ich kann deshalb auch ſeiner Erklärung dieſer angeblichen Anachronismen nicht beitreten. Auf die viel erörterte Frage, ob Cardinal Deusdedit in ſeiner Kanonenſammlung des Regiſtrum in der uns vorliegenden oder in einer vollſtändigern Geſtalt benutzt hat, iſt hier nicht einzugehen. Man ſehe darüber Löwenfeld in der neuen Ausgabe der Papſtregeſten I. 598. II. 712.

Krieg. Von besonderem Werth sind in dem letzteren die Briefe der Sachsen an Gregor, über deren schwierige Datirung wir in den Anmerkungen das Weitere beibringen werden. Zehn Briefe, theils an den König Wratislaw von Böhmen, theils von ihm selbst geschrieben, hat aus einer jetzt nicht aufzufindenden Handschrift von St. Emmeran B. Pez im Thesaurus anecdotorum VI, 1. 286—297 herausgegeben; sie sind nachher vielfach nachgedruckt, aber nicht richtig erklärt worden. Eine Zahl interessanter Briefe, die sich vorzugsweise auf Halberstadt und Mainz in dem Anfange des zwölften Jahrhunderts beziehen, sind in der Pariser Handschrift des sächsischen Annalisten erhalten; sie sind meist von Martène in der Coll. amplissima I. 600 seq. herausgegeben, mehrere hat Jaffé in der Bibliotheca III. 381 seq., V. 503. 509 seq. wieder nach der Handschrift in verbesserten Texten veröffentlicht. In einer Münchener Handschrift des 12. Jahrhunderts sind neun Briefe Heinrichs IV. zusammengestellt, die aber fast sämmtlich auch anderweitig bekannt sind; man vergleiche unter unseren Documenten Nr. 12. 13. Ein von Heinrich IV. an die Römer gerichtetes Manifest hat zuerst Jaffé in der Bibl. V. 498—502 aus einer Londoner Handschrift herausgegeben. Andere Briefe sind an verschiedenen Orten zerstreut.

Der erste größere Codex epistolaris wurde unseres Wissens in Deutschland zu Bamberg i. J. 1125 angelegt. Als Sammler nennt sich in den vorgesetzten Versen ein Udalricus, der sich als pauper und als Babenbergensis alumnus selbst bezeichnet und sein Werk dem Bischof Gebhard von Würzburg widmet; in denselben Versen wird als Schreiber ein Vitus erwähnt. Es muß das Werk ursprünglich etwa bei Nr. 323 seinen Abschluß gefunden haben; die späteren Stücke sind später zugesetzt, vielleicht noch von Udalrich selbst. Briefe sind hier mit Urkunden, Manifesten, Streitschriften, Verträgen und anderen Actenstücken bunt zusammengewürfelt; auch Verse finden sich am Anfang und Ende der Sammlung. Stücke aus sehr verschiedenen Zeiten hat der Sammler verbunden und dabei die chronologische Folge nicht eingehalten, was man um so mehr vermißt, als die Briefe selbst meist nicht datirt sind. Udalrichs Arbeit war nicht für historische Zwecke bestimmt, sondern für die Ausbildung im Brief- und Urkundenstil, aber er erfand die Muster nicht, sondern wählte die wichtigsten Actenstücke aus, welche ihm in Bamberg zugänglich waren. So hat er uns etwa zweihundert Schriftstücke aus den Zeiten Heinrichs IV. und V. erhalten, von denen der größere Theil an anderen Orten nicht zu finden ist; eine kostbare Sammlung, deren Gebrauch freilich mit manchen Schwierigkeiten verbunden ist. Nach einer alten, jetzt in Wien befindlichen Handschrift hat Eckard im Corpus hist. medii aevi II. 2—374 den Codex Udalrici zuerst vollständig, aber sehr mangelhaft herausgegeben. Die für meinen Zweck wichtigsten Briefe hatte ich nach dieser und einer Münchener Handschrift in der ersten Ausgabe dieses Bandes emendirt. Nachdem hat Jaffé in seiner Bibliotheca V. 1—469 nach einem vollständigeren Apparat den größten Theil des Codex epistolaris neu herausgegeben und die verschiedenen Schriftstücke desselben chronologisch geordnet. Die in Jaffés Ausgabe veränderten Nummern sind mit der Bezeichnung J. in Klammern hinzugefügt worden. Eine anderere Briefsammlung in einer Hannöverschen Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert ist aus fünf verschiedenen Sammlungen zusammengestellt, die wohl sämmtlich in Hildesheim im zwölften Jahrhundert angelegt wurden. Viele Stücke aus dem Codex Udalrici finden sich hier wieder, daneben aber sind auch andere aufgenommen, die sich vorzugsweise auf Hildesheim beziehen, ferner eine Anzahl

von Schriftſtücken über die Händel Berengars von Tours und Streitſchriften der Wibertiſten nebſt einigen ſpäteren Schreiben. Es bleibt das Verdienſt von Sudendorf, in ſeinem Regiſtrum (3 Theile 1849—1854) und in ſeinem Berengarius Turonensis (1850) den Inhalt der Handſchrift, ſoweit er nicht anderweitig bekannt war, zuerſt der Oeffentlichkeit übergeben zu haben, wenn auch die erſte Edition, deren Schwierigkeiten nicht unterſchätzt werden dürfen, manche Mängel darbietet. Unter den von Sudendorf veröffentlichten Briefen finden ſich viele, welche über die Geſchichte des Inveſtiturſtreits neues Licht verbreiten; einzelne haben wir in unſeren Documenten wiederholt, um die Benutzung zu erleichtern.

Der große Vorrath an Briefen, welcher ſich aus dieſer Periode erhielt, iſt bisher nirgends überſichtlich vereinigt und geordnet. Was ſich bei Martène, Pez und Anderen findet, iſt nur durch den Zufall zuſammengebracht; verhältnißmäßig wird die größte Zahl der wichtigeren Briefe noch in der Manſiſchen Conciliensammlung zuſammengedruckt ſein.

Unter dem Titel: Monumenta Germaniae selecta ab anno 768 usque ad annum 1250 iſt kürzlich der Anfang einer Sammlung von Actenſtücken erſchienen, welche für das römiſch-deutſche Reich in kirchenpolitiſcher und ſtaatsrechtlicher Beziehung von beſonderem Belang ſind. Die auf 4 Hefte berechnete Sammlung hat der Herausgeber, Dr. M. Döberl, vornehmlich als Hülfsmittel für Studirende zum Gebrauch bei Vorleſungen und namentlich bei Uebungen im hiſtoriſchen Seminar beſtimmt. Dem Text der Actenſtücke ſind ſachlich erklärende Anmerkungen beigegeben. Das dritte, bisher allein erſchienene Heft bezieht ſich auf die Zeit der ſaliſchen Kaiſer (München 1889).

5. Hülfsmittel.

G. A. H. Stenzel, Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern. Zwei Bände. Leipzig 1827. 1828. Vergl. Bd. II. S. 582.

H. Floto, Kaiſer Heinrich IV. und ſein Zeitalter. Bd. 1 und 2 (Stuttgart und Hamburg 1855. 1856). Das Buch hat eine günſtige Aufnahme gefunden und ſie in mehrfacher Beziehung verdient. Denn ſchon dadurch bezeichnet es einen weſentlichen Fortſchritt in der Kritik, daß ſich der Verfaſſer von der vordem als unumſtößlich geltenden Autorität Lamberts losgeriſſen hat, obgleich meines Erachtens ſein Mißtrauen gegen dieſen Autor zu weit getrieben iſt. Wer die Quellen der Zeit genauer kennt, muß ferner Floto bezeugen, daß er mit großem Fleiß in denſelben gearbeitet und manche vernachläſſigte Stellen derſelben zuerſt wieder zur Geltung gebracht hat. Beſonders aber hat die lebendige Darſtellung dem Buche Freunde erworben; man wird ſie in ihrer faſt poetiſchen Färbung nicht gerade muſtergültig nennen können, aber ſie iſt eigenartig und effectvoll. Floto ſteht weſentlich auf dem Standpunkte jenes ungenannten Biographen Heinrichs, der bald nach dem Tode ſeines Wohlthäters ſo warm für ihn gegen ſeine Feinde eintrat. Mit einer perſönlichen Theilnahme, wie ſie bei einem Manne des neunzehnten Jahrhunderts ſelten ſein wird, nimmt ſich Floto des vielgeſchmähten Kaiſers an und greift rückſichtslos ſeine Widerſacher unter den deutſchen Fürſten an, unter denen er nur der Kraft Ottos von Nordheim eine Art von Huldigung zollt. Die perſönliche Größe Gregors VII. erkennt Floto an, doch ſoll Gregor, indem er das Gute wollte, in Folge von ſelbſt bereiteten Täuſchungen doch nur das Schlimme

geschaffen haben. Denn in den kirchlichen Verhältnissen, wie sie sich seitdem unter dem Einfluß des Papstthums gestaltet, sieht Floto gleich den protestantischen Kirchenhistorikern des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts schlechthin nur Verderbniß. In dieser seiner kirchlichen Ansicht möchte sich Floto wohl am weitesten von dem Verfasser der Vita Heinrici entfernen. Darin freilich stimmt er mit diesem wieder überein, daß er den offenen Angriff Heinrichs gegen Gregor höchlich mißbilligt; nur wenn derselbe in der Vita Heinrici (c. 6) aus religiösen Gründen verworfen wird, tadelt ihn Floto als den größten politischen Fehler. Nach unserer Ansicht, daß die Durchführung der von Heinrich III. angebahnten Kirchenreform eine Nothwendigkeit geworden war, und Rom dieselbe, nachdem sie der kaiserliche Hof aufgab, selbst in die Hand nehmen mußte, können wir Flotos Betrachtungsweise im Ganzen nicht beistimmen, bekennen aber gern in vielen Einzelheiten ihm Belehrung zu schulden.

E. Gervais, Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: Kaiser Heinrich V. (Leipzig 1841). Dieses Buch schließt sich eng an Stenzel an und unterläßt Partien, welche dem Verfasser dort bereits hinreichend erörtert schienen, wie besonders die Angelegenheiten Italiens, weiter auszuführen. Eingehender sind vornehmlich die Vorgänge in Sachsen behandelt, und hier findet sich manches Brauchbare. Nicht wohlthuend sind die ausgedehnten Reflexionen, die überdies nicht gerade tief in den Gegenstand eindringen.

L. von Ranke hat in seiner Weltgeschichte Bd. VII. (Leipzig 1886) die Geschichte Heinrichs IV. so ausführlich behandelt, wie es nur die Natur einer Universalgeschichte erlaubte. Es war die letzte Arbeit des großen Historikers, und mit Staunen erfüllt die Frische und Kraft, mit welcher der im höchsten Greisenalter stehende Verfasser den gewaltigen Stoff bewältigt. Im Allgemeinen auf die Vorarbeiten Anderer gestützt, begründet Ranke doch mehrfach auch eine abweichende Meinung. Man wird da Einzelnes in Zweifel ziehen müssen, aber für fruchtbare Anregung nicht minder dankbar bleiben. W. Martens hat in seiner Schrift: Heinrich IV. und Gregor VII. nach der Schilderung in Rankes Weltgeschichte (Danzig 1887) die hier gebotene Darstellung kritischen Betrachtungen unterzogen, in denen man ihm zum Theil zustimmen kann, ohne seinen eigenen Combinationen durchweg zu folgen.

Besonders kommt hier auch die ausgedehnte Literatur über Gregor VII. in Betracht. Alles, was seit der Reformation bis zum Jahre 1815 für und wider Hildebrand geschrieben ist, hat heute, abgesehen von dem Material, welches besonders durch Gretsers und Goldasts Streitschriften zu Tage gefördert wurde, kaum noch großes Interesse. Das epochemachende Werk: Johannes Voigt, Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter (Halle 1815) hat die ganze frühere Literatur über Gregor zurückgedrängt. Voigt war nicht der erste Protestant, der Gregor gegen maßlose Angriffe evangelischer und katholischer Schriftsteller in Schutz nahm, aber es war neu, daß er Gregor als einen Reformator der Kirche in der Parallele mit Luther betrachtete und diese Ansicht mit allen Mitteln, welche damals der Geschichtsschreibung des Mittelalters zu Gebot standen, zu begründen wußte. Bis dahin war kein gründlicheres Buch über Gregor geschrieben, und die Resultate desselben schienen dem Papste günstig. In einer Zeit, wo sich dem Papstthum lange entfremdete Sympathien an vielen Orten wieder zuwandten, mußte eine solche Schrift nicht gewöhnliches Aufsehen erregen. Sie wurde in das Französische und Italienische übersetzt und erlebte im Jahre 1846 eine zweite Auflage, in welcher sich die Parallele

mit Luther gemildert, auch Einzelnes nach neu hinzugekommenem Material umgearbeitet findet, der Charakter des Buches im Ganzen aber keine durchgreifende Aenderung erfahren hat. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß Voigts Arbeit jetzt nicht mehr auf der Höhe der Forschung steht, daß sie überdies in ihrer Einseitigkeit der historischen Reflexion unserer Tage kaum noch genügt; aber man verdankt ihr, daß die früher weitverbreitete Ansicht von Gregor als einem durchaus ehrgeizigen und selbstsüchtigen Kirchentyrannen nicht mehr zur Geltung kommen kann. Das i. J. 1832 von Sir Roger Griesley herausgegebene Leben Gregors, eine heftige Invective gegen das Papstthum, ist nur Uebersetzung der Handschrift eines im Elend verstorbenen Italieners, der Voigts Darstellung nicht kannte, überdies keine Arbeit, die in Rechnung kommt[1]). Um so stärker zeigt sich Voigts Einfluß auf ein anderes i. J. 1840 zu London erschienenes Werk: The life and pontificate of Gregory VII. by J. W. Bowden. Das Aufsehen, welches dieses Buch in England erregte, mag nicht allein durch die Parteistellung des Verfassers hervorgerufen sein, sondern auch darauf beruhen, daß die deutschen verwandten Arbeiten dort weniger zugänglich sind; denn auf diesen fußt Bowdens Arbeit größtentheils, so daß sie dem deutschen Forscher fast entbehrlich ist.

Indessen hat die Wirkung der einseitigen Auffassung Gregors durch Voigt in Deutschland einen Rückschlag hervorgerufen. Er zeigt sich schon bei Stenzel, dessen Gesammturtheil über Gregor (I. 523. 524) ein hartes ist und nicht völlig mit seiner eigenen Darstellung im Einzelnen harmonirt; gerade im Gegensatz gegen Voigt hat Stenzel den Ausdruck gegen seine sonstige Art hier geschärft. Nicht minder tritt der Widerspruch gegen Voigt bei Floto und in dem Aufsatze von Lipsius: Gregor und Heinrich IV. von Deutschland in Niedners Zeitschrift für historische Theologie 1859 (Heft 2) hervor. Von katholischen, wie von protestantischen Schriftstellern ist diese Opposition fortgeführt worden, und zwar von den ersteren mit besonderem Nachdruck. Söltl (Gregor der Siebente, Leipzig 1847) suchte gerade nach den Briefen, auf welche sich Voigt berufen hatte, ein Bild des Papstes zu entwerfen, welches ganz andere Züge verrieth, und der Pseudonym G. Cassander (Das Zeitalter Hildebrands für und gegen ihn, Darmstadt 1842) warf sich in den entschlossensten Kampf gegen den Panegyristen Gregors.

Man wird als das Resultat dieser literarischen Bewegung anerkennen müssen, daß Voigts Ansicht von Gregor als Kirchenreformator nicht erschüttert ist, daß sich aber immer bestimmter herausgestellt hat, wie Gregors Reform nicht allein auf die Freiheit der Kirche, sondern zugleich auf die Herrschaft der Kirche über den Staat gerichtet war. Damit ist die historische Frage auf ein Gebiet gerathen, auf dem der alte Hader in unseren Tagen aufs Neue heiß entbrannt ist, so daß ein Friedensschluß zwischen den sich entgegenstehenden Parteien nicht so bald zu erwarten sein dürfte, und nicht so sehr religiöse Ueberzeugung, als politische Anschauungen sind es, welche hier momentan die Parteien verbinden. In allen neueren Werken, welche in der Tendenz den Einfluß der Kirche auf das staatliche Leben zu verstärken stehen, kommt man mit unverkennbarer Vorliebe auf die Rechtfertigung Gregors zurück, und Gfrörer, der sich schon früher als einen beredten Vertheidiger Gregorianischer Principien gezeigt hatte, folgte nur dem Wunsche Vieler seiner Gesinnungsgenossen.

---

1) Das Buch von Vidaillan, Vie de Gregoire VII. (Paris 1837) ist unbedeutend. Das gleichzeitig zu Brüssel erschienene Buch von V. de la Madelaine habe ich nie zu Gesicht bekommen.

als er seine Studien endlich ganz der Geschichte Hildebrands zuwandte. Die Frucht dieser Studien ist:

A. Fr. Gfrörer, Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. 7 Bde. und Register (Schaffhausen 1859—1861).

Schon früher (Bd. I. S. 800, Bd. II. S. 581) habe ich die enge Verbindung der Reichs- und Kirchengeschichte, ohne welche einmal die Verhältnisse des Mittelalters nicht zu verstehen sind, als einen Vorzug der Gfrörerschen Arbeiten hervorgehoben, auch die große Belesenheit, wie die scharfsinnigen Combinationen, die in diesen Schriften hervortreten, vollauf anerkannt. Man wird dieselben Vorzüge auch dem letzten Werke Gfrörers nachrühmen müssen, und vielleicht in noch erhöhtem Maße. Aber die Unbefangenheit der Forschung, die ich in seinen anderen Büchern zu vermissen glaubte, habe ich auch in seinem Gregor nicht gefunden, bescheide mich jedoch gern, daß ich, von der eigenen Ansicht eingenommen, mich hierin leicht täuschen kann. Allgemeiner wird man mir vielleicht darin beistimmen, daß auch in diesem Werke die gewagten Hypothesen und willkürlichen Auslegungen der Quellen nicht fehlen, welche Gfrörer so oft zum Vorwurf gemacht sind. Hier kann wenigstens in Einzelheiten bei Allen, welchen an der Kenntniß des objectiven Thatbestandes gelegen ist, eine Verständigung erzielt werden. Deshalb bin ich auf eigenthümliche Annahmen und Behauptungen Gfrörers öfters näher in den Anmerkungen eingegangen. Ueberall meine abweichende Ansicht besonders zu begründen, mußte ich mir freilich versagen, wenn ich nicht diesem ohnehin zu starken Bande einen Umfang geben wollte, wie ihn Gfrörer für seinen Gregor nicht gescheut hat. Mir ist nicht unbekannt, daß man auch die Composition desselben als besonders kunstreich gerühmt hat, doch habe ich mich davon nicht überzeugen können, daß sie sachgemäß und maßvoll sei. Sehr abgelegener Stoff scheint mir unnöthig in das Werk hineingezogen; mehrere Bände desselben handeln weder von Gregor noch von seinem Zeitalter. Einen großen Fortschritt gegen Voigt sehe ich darin, daß Gfrörer die politische Wirksamkeit Gregors scharf in das Auge faßt und unzweideutig anerkennt, daß es bei der Reform dieses Papstes auf die Herrschaft des Stuhles Petri über die Reiche der Welt abgesehen war.

Ein eigenthümliches Schicksal hat das zuletzt erschienene größere Werk über Gregor VII. gehabt: Histoire de Gregoire VII., précédée d'un discours sur l'histoire de la papauté jusqu'au XI[e] siècle, par M. Villemain (2 vols. Paris 1873). Schon im Wesentlichen 1834 vollendet, aber vom Verfasser immer neuen Aenderungen unterworfen, ist es erst nach dem Tode desselben an das Licht getreten. Trotz aller Sorgfalt, welche der berühmte Verfasser aufgewendet hat, wird sich kaum behaupten lassen, daß er durch dieses Werk seinen Ruhm erhöht hat. Seine Auffassung, daß es sich im Investiturstreit wesentlich um den Kampf der freien Kirche Italiens gegen die unterdrückten Kirchen Deutschlands und anderer Länder gehandelt habe, daß es im Hinblick auf das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, den Schutz der Gewissen und des Rechts gegen die Gewalt niemals einen gerechteren Widerstand gegeben habe, als den von Gregor Heinrich IV. entgegengestellten (II. 74. 75), steht mit allen historischen Thatsachen im schroffsten Widerspruch und führt zu einer Beurtheilung der Staatsverhältnisse des Mittelalters, welche selbst den eifrigsten Gregorianern fern lag. Hätte Villemain die deutsche Literatur über Gregor VII. gekannt, wäre er zu einer so einseitigen Beurtheilung des Investiturstreits schwerlich verleitet worden, auch würde er durch dieselbe auf die Mangelhaftigkeit seines Materials aufmerksam geworden sein. Denn mit Er-

staunen nimmt man wahr, daß von den neuen Ausgaben der Quellen, von den neuentdeckten Schriftstücken aus der Zeit Gregors, von Allem, was die Kritik seit einem halben Jahrhundert für die Literatur jener Zeit geleistet hat, ihm so gut wie Nichts bekannt war. So wird dem Werk bei allem Geschick der Composition, bei allem Glanz der Diction doch nur ein sehr beschränkter Werth beizumessen sein. In mehreren Artikeln der Revue des deux mondes (T. 104. 105. 1873) hat Ch. Giraud, so große Anerkennung er dem Werke seines gefeierten Landsmannes zollt, doch auf die bezeichneten Schwächen dieser seiner Arbeit aufmerksam gemacht und die in derselben gelassenen Lücken durch das Studium deutscher Bücher auszufüllen gesucht.

Im Uebrigen kommen die im ersten Bande S. 798—803 und im zweiten Bande S. 581—583 aufgeführten Hülfsmittel zum Theil auch für die hier behandelte Periode in Betracht. Hinzuzufügen sind:

C. J. von Hefele, Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Bd. IV. Zweite Auflage; Bd. V. Zweite Auflage. Besorgt von Dr. Al. Knöpfler. Freiburg i. Br. 1880. 1886.

W. Martens, Die Besetzung des päpstlichen Stuhls unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV. Freiburg i. Br. 1887.

O. Köhncke, Wibert von Ravenna (Papst Clemens III.). Leipzig 1888.

E. Kilian, Itinerar Kaiser Heinrichs IV. Karlsruhe 1866.

Alfons Huber, Geschichte Oesterreichs. Erster Band (bis 1278). Gotha 1885. Das vortreffliche Werk giebt auch über die böhmischen und ungarischen Verhältnisse dieser Periode die zuverlässigsten Nachrichten.

II. Anmerkungen.

Buch VI. Heinrichs IV. Jugend.

Quellen. Gleichzeitige Geschichtswerke: Bertholdi Annales. Annales Wirzeburgenses (S. Albani). Annales Mosomagenses, Elnonenses minores, Blandinienses, Leodienses. Annales Corbeienses. Annales Augustani (später überarbeitet). Marianus Scottus. Annales Altahenses. Gundechari Liber pont. Eichstettensis. Bernoldi Chronicon. Annales Weissenburgenses. Carmen de bello Saxonico. Annales Brunwilarenses. Annales Aquenses (später überarbeitet). Adami Bremensis Gesta pontificum Hammab. L. III. c. 33—70. Triumphus s. Remacli. Lambertus de institutione Hersfeldensis monasterii (Excerpt). Passio Conradi archiepiscopi Treverensis. Arnulfi Gesta episcoporum Mediol. L. III. c. 7—25. IV. V. Vita Arialdi. Aimé, L'Ystoire de li Normant L. IV—VIII. Noch bei Lebzeiten Kaiser Heinrichs IV. entstandene Geschichtswerke: Lamberti Annales. Bruno de bello Saxonico. Gesta Lietberti c. 16—24 (Gesta epp. Camerac. Continuatio). Chronicon episcoporum Hildesheim. c. 17. Vitae s. Anselmi episcopi Lucensis. Bonizo ad amicum L. V—VII. Benzo ad Heinricum IV. imperatorem. Secundi Translatio s. Servatii c. 54 seq. Lupi Protospatharii Annales. Vita Theoderici abbatis Andaginensis. Beno de vita et gestis Hildebrandi. Hugonis Flaviniacensis Chronicon p. 408—446. Sigeberti Gemblacensis Chronicon. Vita Bennonis episcopi Osnabrugensis. Vita Annonis archiepiscopi Coloniensis. Ekkehardi Chronicon universale. Gesta Treverorum (Schluß). Leonis Ostiensis Chronica mon. Cassinensis L. II. c. 93—100. L. III. c. 1—33. Spätere Quellen: Vita Heinrici IV. Rodulfi Gesta abbatum Trudonensium I. c. 10—12. Vita Gebehardi archiepiscopi Salisburgensis. Annales Ottenburani. Paderborner Annalen (nur in Compilationen erhalten). Annales Yburgenses. Donizonis Vita Mathildis. Annales Egmundani (überarbeitet). Annales Lamberti Audom. Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 8—38. Annales Mellicenses. Pauli Bernriedensis Vita Gregorii VII. Chronicon s. Andreae Camer. L. II. c. 32—37. Gesta Treverorum, Continuatio I. c. 8—10. Vitae pontificum Roman. in der Sammlung des Pandulf. Vita Altmanni. Annales Pegavienses. Chronicon Gozecense. Casus monasterii Petrishusensis. Annales Romani. Anonymus Barensis. Chronicon Nortmannicum breve. Annales Be-

neventani. Annales Cassinenses (Cavenses). Annales sancti Disibodi. Annales Rosenfeldenses. Magdeburg-Nienburger Annalen (nur in Compilationen erhalten). Annalista Saxo. Annales Palidenses. Helmoldi Chronica Slavorum. Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium (überarbeitet). Chronicon Laureshamense. Annales Magdeburgenses. Romualdi Salernitani Chronicon. Gesta episcoporum Halberstadensium (überarbeitet). Annales Elnonenses maiores.

Gleichzeitige Briefe K. Heinrichs IV., des Cardinals Petrus Damiani, der Erzbischöfe Anno von Köln, Siegfried von Mainz, Adalbert und Liemar von Bremen, Papst Gregors VII. und Anderer in den Werken des Petrus Damiani, im Registrum Gregorii VII., in Gregorii VII. Epist. coll. bei Jaffé, Bibl. II. 520—547, im Codex Udalrici, bei Sudendorf (Registrum und Berengarius), bei Pez (Thesaurus anecd. VI, 1), Martène (Thesaurus anecd. I. und Coll. ampl. I.), Mansi (Coll. conc. XIX. XX.) und an anderen Orten. Vergl. auch unsere Documente A. 1—10.

Von den Streitschriften gehören dieser Zeit an: Humbertus contra simoniacos, mehrere Tractate des Petrus Damiani und Bernold, die fingirte Epistola Udalrici ad Nicolaum papam; von den späteren verwandten Werken kommen besonders auf die frühere Periode zurück der Brief Gebhards von Salzburg an Hermann von Metz über das Schisma, die Dicta cuiusdam de discordia papae et regis, die Schriften des Wenrich und Manegold, das Buch des Wido von Ferrara de scismate Hildebrandi, das Buch de unitate ecclesiae und der Tractat des Cardinals Deusdedit contra invasores et simoniacos.

Die Gesetze und die wichtigsten Actenstücke für diese Periode sind abgedruckt in den M. G. Legg. II. 44—50, B. 176—180 und bei Mansi, Coll. conc. XIX. XX. Die königlichen Urkunden finden sich verzeichnet bei Stumpf, Die Reichskanzler II. 2 und 4. S. 209—233. 481. 482, die päpstlichen bei Jaffé-Löwenfeld, Reg. pont. Rom. I. p. 550—620, II. p. 711. 712. 750.

S. 11—19. — Hildebrands Anfänge. Die officiellen Kataloge gaben in Rom über Gregors VII. Geburtsort und seinen Vater Auskunft. Nach ihnen lesen wir in den Papstleben des Pandulf: Gregorius, qui vocatur Ildebrandus, natione Tuscus, de opido Raovaco, ex patre Bonizo, in der Sammlung des Cencius: natione Tuscus, patria Suanensis, oppido Rovaco ex patre Bonitho. Watterich I. 293 und 308. Hiernach steht fest, daß er aus dem Gebiete von Saona im südlichen Toscana von einem kleinen Orte Raovacum stammte. Daß letzterer Name nur ein Verderbniß von Suana sei, ist eine unglückliche Vermuthung Watterichs. Ebenso unzutreffend ist die andere, daß Hildebrand bei Benzo öfters Buzianus als Sohn des Bonizo genannt werde, da Buziani ein damals gebräuchlicher Schimpfname für die Patarener war, welcher vielleicht in engerer Beziehung zu der Person des Bonizo steht. Vergl. Saur in den Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 413 ff. Daß Hildebrand nicht von vornehmer Familie stammte, zeigt der Brief des Abts Wilhelm an ihn bei Watterich I. 740, wo er als vir de plebe bezeichnet wird, und damit stimmt Benzo p. 660 überein:

Natus matre suburbana de patre caprario,
Cucullatus fecit nidum in Petri solario,

wo freilich Hildebrands Herkunft gewiß absichtlich noch erniedrigt wird. Unfraglich war er von freier Geburt, und sicher ist, daß er vornehme Verwandte in Rom hatte.

Der Abt von S. Maria in Aventino wird bei Paulus Bernr. c. als sein avunculus bezeichnet[1]), als sein nepos in den Lebensbeschreibungen des Pandulf (p. 307) ein Rusticus, der eine römische Burg vertheidigte. Die immer zuversichtlich wiederholte Behauptung, daß Hildebrands Vater, wie Joseph von Nazareth, Zimmermann gewesen sei, beruht nur auf jenen vielbesprochenen sagenhaften Nachrichten, die wir beim Annalista Saxo z. J. 1074 und in den Annales Palidenses (p. 69) ausgeschrieben finden, wo die Notiz in unmittelbarer Verbindung mit einer in Deutschland verbreiteten Sage steht. Hugo von Flavigny (p. 422) nennt Hildebrand einen Römer von Geburt und den Sohn römischer Eltern, Bruno von Segni bezeichnet ihn als einen römischen Mönch. Ein Römer war Hildebrand nicht, aber früh kam er nach Rom, um dort erzogen zu werden. Das sagt er selbst im Reg. I. 39: debito amore apostolorum principis, qui me ab infantia mea sub alis suis singulari quadam pietate nutrivit et in gremio suae clementiae fovit, dann VII. 23: sanctus Petrus a puero me in domo sua dulciter nutrierat, ferner III. 10a: audi me servum tuum, quem ab infantia nutristi. Wenn Jaffé (Bibl. II. 632. 633) nachzuweisen sucht, daß Hildebrand erst mit zwanzig Jahren nach Rom gekommen sei, so stützt er sich auf eine Stelle im Reg. II. 49, die aber nach meiner Meinung irrig von ihm aufgefaßt ist. Mit vornehmen Römern wurde Hildebrand erzogen, wie er im Reg. III. 21 angiebt: Albericus et Cincius — ab ipsa pene adolescentia in Romano palatio nobiscum enutriti: daher heißt es im Wahlprotokoll (Reg. I. 1): in gremio huius matris ecclesiae a pueritia satis nobiliter[2]) educatum et doctum, wo satis eine verstärkende Bedeutung hat. Die Feuererscheinungen an Hildebrand berichten Beno, Paul von Bernried und andere Quellen. Ueber Odilos Verkehr auf dem Aventin und seine Verbindungen mit Laurentius sehe man die Vita Odilonis I. 17 (Mabilon, Acta SS. ord. s. Benedicti VI. 1). Ueber die Personen, die auf Hildebrands Entwicklung Einfluß hatten, erfährt man Näheres aus Beno (p. 10—12), der hier gut unterrichtet ist, aber freilich Alles in seiner gehässigen Weise darstellt. Hildebrand verschweigt selbst nicht, daß er ungern den geistlichen Stand erwählt habe, und ruft die Apostel dafür als Zeugen an: Vos enim scitis, quia non libenter ad sacrum ordinem accessi et invitus ultra montem cum domno papa Gregorio abii, sed magis invitus cum domno meo papa Leone ad vestram specialem ecclesiam redii (Reg. VII. 14a). Seine Vorliebe für Venedig spricht er Reg. II. 39 aus: iam ab ineunte aetate terram vestram et libertatem huius gentis valde diligimus atque ob id nonnullorum principum et nobilium personarum inimicitias sustinuimus, und ähnlich IV. 27, wo die Verbindung der politischen Freiheit der Stadt mit ihrem römischen Ursprung hervorgehoben wird (libertate, quam ab antiqua stirpe Romanae nobilitatis acceptam conservastis). Ueber Hildebrands Persönlichkeit sehe man die Verse des Petrus Damiani (Opp. IV. 50):

Parva tigris missas aequat properando sagittas —
Vile quidam ferrum, tamen edomat omne metallum —

und Benzo p. 659:

---

1) Vielleicht derselbe Abt, der in einer Urkunde vom Jahre 1035 (Galetti del Primicero p. 276) erwähnt wird. Dort erscheint als Zeuge Ranerius de lu Abate de Abentinu nobile viro.
2) So die Leseart der Vaticanischen Handschrift, die ich vorziehe.

Falsus monachus Prandellus habet mille vicia,
Quem cognoscimus deformem, carne leprositia,
Ab aecclesia tollendus hac sola malicia.

Bei Wilhelm von Malmesbury (M. G. X. 474) wird Hildebrand homuncio exilis staturae genannt; die modica vox kennen wir aus dem Gedicht des Alphan auf Hildebrand in meiner Abhandlung De litterarum studiis, p. 43. Die Gnade, welche Kaiser Heinrich III. ihm gewährt habe, rühmt Hildebrand selbst öfters; so Reg. I. 19: Heinricus imp. inter omnes Italicos in curia sua speciali honore me tractavit, II. 44 in einem Brief an die Königin Judith: imperator Heinricus pater tuus et Agnes mater tua — ex quo me cognoverunt, pro sua magnitudine honorifice et prae caeteris sanctae Romanae ecclesiae filiis caritative habuerunt; vergl. VII. 21. Daß Hildebrand kein gewandter Stilist war, sagt er Reg. I. 50 in einem Briefe an Mathilde: me ipsum labori, licet rusticano stylo, subpono; über seine Studien in Köln vergleiche man Reg. I. 70, wo antecessoris vestri zu lesen ist, wie zuerst Floto I. 155 bemerkt hat. Ueber Hildebrands Stellung zu theologischen Fragen geben Berengarii Acta conc. Rom. (Mansi XIX. 766) Auskunft; Alphan in dem erwähnten Gedicht rühmt ihn als Staatsmann und Juristen, nicht als Theologen. Die Legende über Hildebrands Aufenthalt am Kaiserhofe sehe man an den angeführten Stellen des Annalista Saxo und der Annales Palidenses. Bonizo ist im Irrthum, wenn er p. 631 Hugo von Cluny bereits bei der Zusammenkunft mit Leo IX. als Abt bezeichnet, denn Hugo gelangte erst etwas später zur Abtwürde. Vergl. R. Lehmann, Untersuchungen zur Geschichte Abt Hugos I. von Cluny S. 77. Ebenso irrt Bonizo, wenn er p. 633 Leo IX. bereits Hildebrand zum Oekonomen der römischen Kirche einsetzen läßt, da nach dem Decret der Brixener Synode (M. G. Legg. II. 51) erst unter Nicolaus II. diese Promotion erfolgte. Hildebrand hatte unter Leo die eigenthümliche Stellung eines Cardinal-Subdiakons und unterzeichnet als solcher noch eine Urkunde von 1055 (Pertz, Archiv V. 14); nicht übel bezeichnet ihn der Anonymus Haserensis c. 37 als archisubdiaconus. In dieser Stellung leitete er bereits zum großen Theil die weltlichen Verhältnisse der Curie. Seine Verbindung mit einem getauften Juden erwähnt Beno p. 13; ohne Frage ist jener Benedictus Christianus gemeint, dessen die Annales Romani p. 472. 471[1]) gedenken und dessen Sohn Leo und Enkel Petrus Leonis viel bekannter sind. Der Trasteveriner Johannes Braczutus oder Braciutus wird im Brixener Decret und bei Beno II. c. 4 erwähnt; in den Annales Romani p. 470 ist der Name nicht ausgeschrieben; bei Beno wird er Gerhard genannt, vielleicht nur durch einen Schreibfehler. Die Behauptung Benos, daß durch Hildebrand Leo mit den Tusculanern ausgesöhnt sei, erscheint glaublich, aber die Verbindung, in welche dies mit dem Normannenkrieg gebracht wird, ist ganz sinnlos. Desiderius von M. Cassino bezeichnet Hildebrand als einen Schüler Leos in seinem Dialog (Mabillon, Acta SS. IV. 2. p. 453); man vergleiche auch Hildebrands eigene Aeußerung in Brunos Biographie Leos IX. Wir besitzen aber von Hildebrand selbst weitere Aufschlüsse im Reg. I. 79, wo es heißt: pro honoro ecclesiae vestrae, quod isdem beatus Leo aegre tulit, viribus totis restitimus, woneben auch die Geschichte des Anonymus

1) In der Stelle p. 471 ist nach der Handschrift statt a comite de Benedicto Christiano zu lesen: Leoni de Benedicto Christiano. In einer Urkunde von 1060 (Galetti, Gabio p. 154) unterzeichnete sich Leo de Benedicto Christiano und Johannes Braciuto. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom[3] IV. 108. 119.

Haserensis l. c. in Betracht zu ziehen. Ueber Hildebrands Stellung zu Berengar ist außer des letzteren eigenen Aeußerungen der Brief des Grafen Gaufried von Anjou an Hildebrand selbst, welchen Sudendorf in seinem Berengarius Nr. 10 zuerst veröffentlicht hat, sehr unterrichtend. Aus demselben haben wir die Worte angezogen: Gloriabaris autem tu et quasi proludebas in eo, Romam tuam fide atque armis semper fuisse invictam — illud etiam, quod tociens ore convolvis: Beati, qui scrutantur etc. Der ganze Brief ist voll von Anschuldigungen, daß Hildebrand seine Ueberzeugung verleugnet habe. Auch später noch standen eifrige Gregorianer, wie der Cardinal Atto, Bonizo von Sutri, Hermann von Metz Berengar nahe, während Heinricianer, wie der Bischof von Padua, entschiedene Widersacher desselben waren. Die Verbindung, in welche Gfrörer Berengars Sache mit den Bestrebungen der kirchenfeindlichen Partei bringt, findet gar keinen Anhalt in den Quellen. Ueber die Chronologie der Synode von Tours sehe man Sudendorf a. a. O. S. 41 ff.; die Einwendungen bei Will, Anfänge der Restauration II. 56 ff. haben mich nicht überzeugt. Die innere Differenz zwischen Hildebrand und Victor II. erhellt aus dem ganz unverdächtigen Zeugniß Leos im Chronic. Cass. II. c. 86; deshalb sind auch Benzos Worte zu beachten: associavit se monetariis, volens placere domno apostolico saltim de monete negocio, et ita, nolente volente papa, intrat et exit, ut inportunus canis, verumtamen a plenitudine gratiae vacuus et inanis. Die Geschichte mit dem Erzbischof von Embrun wird viel erzählt. Nach Hildebrands eigenen Mittheilungen gehört sie in die Zeit Victors II.; Bonizo p. 640 setzt sie erst in den Pontificat Stephans IX. (vergl. Jaffés Note daselbst). Paul von Bernried, welcher die Geschichte dem Papst Calixt II. c. 17 nacherzählt, verlegt sie bereits in die Tage Leos IX. Die Anekdoten, welche Paul c. 18. 19 mittheilt, sind für Hildebrands Verhältniß zu Cluny nicht unbezeichnend.

S. 19—23. — Ueber Stephans IX. Pontificat und die Vorgänge nach seinem Tode sehe man Leo Ostiensis II. c. 94—100. Der Stoff ist theils aus Amatus, theils aus den Schriften des Petrus Damiani, theils aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten im Kloster entlehnt, und die Darstellung in allem Wesentlichen zuverlässig. Was die Annales Romani p. 470 berichten, beruht zum Theil auf Geklätsch und ist in manchen Punkten erweislich unrichtig. Für die Tendenzen, welche sich damals Bahn brachen, ist die Schrift des Cardinals Humbert contra simoniacos sehr bezeichnend; besonders beachtenswerth ist L. II. c. 36. Lib. III. c. 6. 7. 11. 15. 20. 21. Vergl. Halfmann, Cardinal Humbert, sein Leben und seine Werke (Göttingen 1883). Die Gesandtschaften, welche Stephan nach Deutschland schickte erhellen aus Gundekar (M. G. VII. 246). Daß hier Anselms Anwesenheit zu Speier am 17. Oktober bezeugt werde, ist ein Irrthum Wills. Uebrigens haben wir jetzt in den Ann. Altah. ein positives Zeugniß, daß Stephans Wahl am königlichen Hofe bestätigt wurde. Es heißt hier: Fridericus cognomine Stephanus a Romanis subrogatus, rege ignorante, postea tamen electionem eius comprobante. Die Bestimmungen Stephans über die Wahl seines Nachfolgers sind eben so falsch aufgefaßt bei Bonizo p. 641, wie bei Bernhard (Ussermann, Prodomus II. 196), und Floto I. 207 hat von beiden Stellen nicht den rechten Gebrauch gemacht. Will, Anfänge der Restauration II. 100—141 und Waltendorf, Papst Stephan IX. (Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung) Heft 3, Paderborn 1883, haben eingehend über den Pontificat Stephans IX. gehandelt. Die Bemerkungen, welche Lindner (Anno II. S. 16. 17) über die Stellung dieses Papstes macht, scheinen mir mit den Thatsachen im Widerspruch; ich verweise nur auf die angeführte Schrift

Humberts, dem überdies das Bibliothekariat des apostolischen Stuhls übertragen wurde, welches bisher Anno gehabt hatte. Gerade der letztere, auch für Anno wichtige Punkt hätte in Lindners Schrift hervorgehoben werden sollen.

S. 23—27. — Die Worte der Altahenses über die Erhebung Nicolaus' II. lauten: Defuncto igitur papa Stephano piae memoriae, alius substitutus est et consecratus occulte. Quod cum principibus non placeret, deposito illo, Augustam ad regem misere legatum, petentes apostolicae sedi praeferri episcopum Florentinum. Qua eorum petitione approbata etc. W. Martens, Besetzung des apostolischen Stuhls S. 72 scheint mir ohne zureichenden Grund dieses Zeugniß zu beanstanden. Ueber die Verwaltung des Bisthums Florenz durch Gerhard vergleiche (Camici) Notizie istoriche di Gherardo di Borgogna (Florenz 1780). Für die Persönlichkeit Gerhards ist die kleine Schrift des Petrus Damiani, betitelt Apologeticus ob dimissum episcopatum (Opp. III. 227), interessant; sie ist im Winter 1058, nicht im Jahre 1063, wie Andere annehmen, geschrieben (vergl. Neukirch, Petrus Damiani p. 97). Die im Text angeführten Worte des Petrus Damiani finden sich Opp. III. 221. Hildebrands Anwesenheit bei Gottfried am 15. Juni 1085 zu Chiusi steht urkundlich fest; vergl. (Camici)[1]) Goffredo I. Duca p. 5. Die Wahl Nicolaus' II. zu Siena bezeugen Bonizo und Benzo; die Zeit hat Pagi auf Grund einer freilich ziemlich modernen Inschrift im Dom bestimmt. Ueber die Vorgänge in Rom bis zur Weihe geben die Annales Romani p. 470. 471 erwünschte Aufschlüsse. Ueber den Tag der Weihe sehe man J. L. R. I. p. 558, über den Ort Zöpffel, Papstwahlen S. 246.

S. 27—32. — In der Darstellung der Anfänge der Pataria bin ich Arnulf III. c. 7—14 und Bonizo gefolgt. Landulf (III. c. 5—13) schmückt auch hier ganz willkürlich aus, und ich kann seiner Erzählung im Allgemeinen wenig Glauben beimessen. Eine gute Darstellung der Bewegung nach den Quellen giebt H. Päch, Die Pataria in Mailand (Sondershausen 1872). Der von Arnulf c. 13 erwähnte Eid ist bei Petrus Damiani in dem gleich zu erwähnenden Bericht an Hildebrand in indirecter Rede erhalten; Petrus ließ denselben von Erzbischof Wido beschwören.

S. 32—40. — Das Aufkommen Richards von Aversa und Robert Guiscards ist nach Amatus III. c. 40—43. IV. c. 1—14 erzählt. Leo Ostiensis III. c. 15 giebt nur einen Auszug aus Amatus. Auf einige Irrthümer in der Erzählung des Amatus macht Hirsch in den Forschungen VIII. 281 ff. aufmerksam. Ueber die Zerstörung der Burgen des römischen Adels durch Richard findet man gute Nachrichten in den Annales Romani p. 471, doch bietet der Text Schwierigkeiten. Pertz' Vermuthung: tempore m e s s i s scheint mir nicht haltbar, aber auch meine Annahme tempore m e n s i s ist angefochten. Vergl. Scheffer-Boichorst, Neuordnung der Papstwahl durch Nicolaus II. (Straßburg 1879) S. 50. Wie schon Jaffé es gethan hatte, setze ich die Züge der Normannen gegen Rom in die Monate Februar und März 1059; Löwenfeld hat Jaffés Chronologie in der neuen Ausgabe der Papstregesten geändert. Zu beachten ist Bonizo p. 643. Ueber den Vicariat des Desiderius sehe man Leo Ost. III. c. 12.

S. 40. 41. — Petrus Damiani hat selbst an Hildebrand über seine Legation in Mailand schriftlich berichtet (Opp. III. 75). Da der Bericht gewiß noch vor dem Concil vom Jahre 1059 abgefaßt ist, wird in der Ueberschrift später eine Cor-

---

1) Die nicht unnützlichen Arbeiten Camicis gehen unter dem Titel: Della Rena, Serie de' Duchi e Marchesi di Toscana.

rectur vorgenommen sein; denn ich bezweifele, daß man Hildebrand Archidiakon nennen konnte, ehe er es war (vergl. Neukirch a. a. O. S. 97. 98). Ferner ist Arnulf III. c. 14—16 und Bonizo p. 643 zu beachten. Wenn Arnulf sagt: accepto ab eo anulo apostolicae gratiae ac totius potestatis ecclesiasticae, so ist das anders aufzufassen, als es Floto thut.

S. 42—46. — Ueber die Vorgänge auf dem römischen Concil des Jahres 1059 bestehen sehr verschiedene Ansichten. Die Absetzung Benedicts, über welche wir in den Annales Romani p. 471. 472 die besten Nachrichten erhalten, wird von Scheffer-Boichorst a. a. O. S. 50 und Anderen erst auf die Synode des folgenden Jahres versetzt. Ueber den Inhalt und die ursprüngliche Form des von Nicolaus II. erlassenen Wahldecrets ist besonders viel verhandelt worden. Ich begnüge mich hier, ohne auf die streitigen Punkte näher einzugehen, auf folgende Arbeiten zu verweisen: Waitz' Abhandlung in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV. 104 ff., die daran geknüpften Erörterungen Wills ebendaselbst 504 ff., Saurs Dissertation: De statuto Nicolai II., meine Untersuchung im Münchener historischen Jahrbuch für 1866 S. 156 ff., Waitz' und Saurs Gegenbemerkungen in den Forschungen VII. 401 ff. und v. Sybels Historischer Zeitschrift 1867 I. 166 ff., die Erörterungen von Hinschius (Kirchenrecht I, 1. S. 248—261), von Waitz in den Forschungen X. 614, von Zöpffel, Papstwahlen S. 11 ff., von C. Weizsäcker in den Jahrbüchern für deutsche Theologie XVIII. S. 486 ff., von v. Hefele in der Tübinger theologischen Quartalschrift 1878, S. 257 ff., Scheffer-Boichorst, Neuordnung der Papstwahl, Grauert, der Decret Nicolaus' II. im historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft I. 502 ff., Panzer, Papstwahl und Laieninvestitur zur Zeit Nicolaus' II. im Historischen Taschenbuch für 1885 S. 53 ff., Martens, Besetzung des päpstlichen Stuhls S. 76 ff. und Fetger, Voruntersuchungen zur Geschichte Alexanders II (Straßburg 1887). Die interessante Nachricht über die Krönung des Nicolaus findet sich bei Benzo VII. c. 2 (p. 672). Die früher gangbaren Angaben über die päpstliche Krönung und das Triregnum sind unkritisch. Daß die päpstliche Krone von Constantin stamme, wird freilich Niemand mehr glauben. Aber auch die oft wiederholte Behauptung, daß Nicolaus I. zuerst gekrönt sei, ist ganz grundlos. Sie beruht allein auf einer Stelle des Liber pontificalis, welche bei Muratori, Scriptores III. 1. 253 so lautet: (Nicolaus) cum hymnis et canticis spiritalibus in patriarchium iterum Lateranense perductus est. Coronatur denique, urbs exultat, clerus laetatur, senatus et populi plenitudo magnifice gratulabatur. Die bisherige Interpunktion ist aber offenbar irrig, und man muß lesen: Coronatur denique urbs, exultat clerus, laetatur senatus etc. Man vergleiche nur in der Coronatio Romana (M. G. Legg. II. 192) die Worte coronetur urbs. Vor Nicolaus II. ist keine päpstliche Krönung nachzuweisen. Von Alexander II. sagt Benzo VII. c. 2: quasi rex in synodo coronatur, von Gregor VII. Benzo l. c.: demonium coronatur und Petrus von Pisa: ad palatium coronatus reversus (Watterich I. 294), von Paschalis II. Petrus von Pisa (Watterich II. 3): coronatus in urbem rediit, von Calixt II. Kuno von Präneste (D'Achery Spic. II. 513): coronatur in dominica quinquagesimae u. s. w. Daß Bonifaz VIII. zuerst zwei Kronen getragen und dann Urban V. die dritte hinzugefügt habe, sind unerwiesene Behauptungen der älteren Lehrbücher; erweislich scheint nur, daß im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts das Triregnum aufkam und vorher eine Doppelkrone im Gebrauch war. Nach Benzo muß man annehmen, daß die Krone der Päpste von Anfang an aus einem zweifachen Reife bestanden habe. Man ver-

gleiche v. Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte II. 236. 237. Zöpffel hat in der Zeitschrift für Kirchenrecht XIII. 1 ff. die Meinung zu begründen gesucht, daß die päpstliche Krönung bereits im neunten Jahrhundert üblich gewesen, dann aber außer Gebrauch gekommen und erst von Hildebrand hergestellt sei; er beruft sich dabei auf einen Ordo Romanus, der vom Cardinal Deusdedit (Coll. Con. edid. Martinucci p. 216) benutzt ist und den Zöpffel in die Zeit Leos III. oder Leos IV. setzt. Es wird in diesem Ordo von dem Aufsetzen des Regnum gesprochen, und das Regnum war allerdings später gleichbedeutend mit dem Phrygium und dies mit der päpstlichen Krone. Daß aber der Verfasser der Constantinischen Schenkung zwischen dem Phrygium und der Corona einen Unterschied machte, den auch noch Petrus Damiani festhielt, geht aus Zöpffels eigenen Bemerkungen S. 8 und 9 hervor. Vor der Annahme der Corona kann aber von einer Coronatio nicht gesprochen werden, und weder von jener Annahme findet sich vor Benzos Zeit bei den Päpsten eine Spur, noch wird je vorher eine päpstliche Krönung erwähnt. Ob man das Phrygium, dessen Gebrauch älter ist, schon vor der Annahme der Krone Regnum genannt hat, sei dahin gestellt. Ist der Text des erwähnten Ordo Romanus wirklich aus dem achten Jahrhundert und unverändert erhalten, so könnte wenigstens dies als erwiesen gelten, aber auch dafür fehlen meines Erachtens zwingende Beweise. Martens a. a. O. S. 331 sieht in der Erzählung des Benzo nur eine unglaubwürdige Anecdote.

S. 46—48. — Die Kanones des römischen Concils von 1059 finden sich bei Mansi XIX. 897. 907; außerdem ist das Actenstück bei Mabillon, Annales ord. s. Bened. IV. 748, Berengarius, de sacra coena p. 71 und der bereits erwähnte Brief des Grafen Gaufried von Anjou an Hildebrand einzusehen.

S. 48. 49. — Ueber die Verhältnisse Roms zu Frankreich um 1060 unterrichten die Briefe in Sudendorfs Berengarius, die Vita Lanfranci c. 3 (vor den sämmtlichen Werken Lanfranks), das interessante Schreiben des Papstes an Lanfrank (Theiner, Disquisitiones p. 206), die Briefe des Papstes an König Heinrich und die Königin Anna, die Correspondenz zwischen ihm und dem Erzbischof von Reims (Mansi XIX. 868—875), endlich die Coronatio Philippi I. (Bouquet XI. 32. 33).

S. 49—51. — Wegen des über Ancona ausgesprochenen Banns sehe man Petrus Damiani (Epist. L. I. ep. 7). Ueber die Synoden zu Melfi und Benevent findet man die Beweisstellen in J. L. R. I. p. 560. 561. zusammengestellt. Man vergleiche auch die Urkunde Richards von Capua bei Tosti, Storia di M. Cassino I. 398; di Meo, Annali di Napoli VIII. 4 bestreitet freilich die Echtheit des Documents. Die beiden Eide Robert Guiscards finden sich bei Borgia, Breve istoria del dominio temporale, App. 20. 21 und Watterich I. 233. 234 aus der Kanonensammlung des Cardinals Deusdedit (Ausgabe von Martinucci S. 339. 340)[1]. Es ist zu interpungiren: adiuvabo te, ut secure et honorifice teneas papatum Romanum, terramque s. Petri et principatus (so ist die richtige Leseart) nec invadere nec acquirere quaeram. Bei dem Principat ist natürlich an Benevent zu denken, und nichts ist wunderlicher als Gfrörers Erklärung (Gregor VII. Bd. I. 615 Anm.). Man vergleiche Will, Anfänge der Restauration II. 199. 200. Ueber Richards Ver-

---

1) Weder bei Gieseler II. 1. 239 noch bei Will II. 196. 197 ist der Abdruck genau; besonders ist Praeter illam statt Pensionem bei Letzterem störend. Uebrigens sind auch die oben angeführten Abdrücke nicht ganz fehlerfrei.

hältniß zum Papst sehe man den Lehenseid vom 2. October 1061 bei Borgia l. c. 21. 22 aus Deusdedit (Ausgabe von Martinucci S. 341. 342) und Leo Ostiensis III. c. 15. Bonizo berichtet p. 642. 643 die Belehnung der Normannen, setzt sie aber irrig schon vor das Concil; zu lesen ist a. a. O. omnes (Normannos) in dediciones accepit. Die Papstleben in der Sammlung des Boso folgen Bonizo, aber entstellen seinen Bericht und haben dadurch zu manchen Irrthümern Anlaß gegeben. Die Pensio sollte nur von dem gegeben werden, was zur terri s. Petri gehörte und noch im unmittelbaren Besitz Richards und Roberts war: dies sagen die Eide ausdrücklich; der erste bezieht sich nur auf diese Abgabe, und im zweiten wird auf die Bestimmungen des ersten ausdrücklich Bezug genommen. Leo von Ostia hat zuerst die Bestimmungen dieser Eide verallgemeinert, und viele Andere sind ihm dann gefolgt. Es ist übrigens völlig grundlos, wenn De Blasiis, Insurrezione pugliese II. 52 die Echtheit des ersten Eides bestreitet.

S. 52—55. Die Angaben der Schriftsteller über die Zeit, wo Hildebrand den Archidiakanat und die Leitung der Abtei St. Paul übernahm, differiren sehr und sind sämmtlich ungenau. Aus den Unterschriften des Wahldecrets geht hervor, daß zur Zeit des Concils von 1059 noch Mancinus Archidiakon und der Bischof Ailardus Abt von Paul, Hildebrand aber Subdiakon war, als solcher erscheint er auch noch auf der Synode in Benevent (Mansi XIX. 921). Aber schon im October 1059 unterzeichnete er dann eine päpstliche Urkunde als Archidiakonus (J. L. R. 4413). Etwa um dieselbe Zeit scheint er auch die Abtei von St. Paul erhalten zu haben; genauer läßt sich der Zeitpunkt hierfür nicht bestimmen. In einer Bulle vom 1. Juli 1066 in Cocquelin, Bullarium magnum I. 6 wird er bald als Oeconomus bald als Rector des Klosters bezeichnet. Ein früheres urkundliches Zeugniß vom 1. December 1059 (Murat. Antiquitates VI.) nennt Hildebrand Abbas s. Pauli und nicht Archidiakon; ob die Echtheit des Documents zweifellos ist, kann ich nicht entscheiden. Wenn bei Nicolai, Basilica di St. Paolo (Rom 1825) p. 50 Hildebrands Leitung des Klosters auf die Zeit von 1059—1085 gesetzt wird, so beruht dies nur auf vager Vermuthung. Wenrich (Martène, Thesaurus I. 217) bezeugt, wie Hildebrand in äußerer Pracht lebte: Constat enim et adhuc in medio sunt, quorum inrefragibili astruitur testimonio, multis modis, maxime in causis ecclesiasticis operam suam venditando, illam ingentem vim pecuniae contraxisse, inde sibi corruptorum hominum et, in quibus nil nisi audacia quaerebatur, satellitium parasse, saecularium patrocinia, potentum familiaritates in primis habuisse, circa municipia et castella conquirenda voto et studio aspirasse, armis, equis ceterisque, quibus illa instruitur disciplina, suos adornasse, ipsum in medio eorum aliis, quam monachum decet, paratibus excultum equitasse, vestem illam, quod solum in eo de monacho remanserat, pretiosis exuviis, ut nihil minus quam monachus videretur, desuper occultasse. Auch Bernold, de damnatione schismaticorum (Ussermann, Prodromus II. 219) giebt dafür Zeugniß: Id culminis captus atque coactus cum magno eiulatu ascendit, cui nec divitias nec honores seculares in Romano pontificatu quaerere opus fuit, quibus utrisque cum minori sollicitudine et ante pontificatum abundavit. Die Geschichte mit Hugo erzählt Letzterer mittelbar bei Guilelmus Malmesberiensis (M. G. X. 474). Die Stimmung des Petrus Damiani gegen Hildebrand geht aus allen seinen gleichzeitigen Schriften hervor, die er meist an Hildebrand selbst und den Papst gerichtet hat. Man sehe das Buch De abdicatione episcopatus, dann die Briefe L. I. ep. 7 u. 8, verglichen mit L. II. ep. 8. Der erstgenannte Brief zeigt, wie Petrus Damiani damit un=

zufrieden war, daß aus politischen Gründen die Stadt Ancona mit dem Interdict belegt war; er fordert den Papst auf mit Hildebrand, Humbert und dem Bischof Bonifacius von Albano (qui vestri videlicet acutissimi et perspicaces sunt oculi) wegen der Milderung der Strafe zu Rathe zu gehen. Dunkel ist die Notiz der Annales Beneventani z. J. 1061: Mense Februario obsedit Nicolaus papa Alibergum. Ueber Alphanus von Salerno habe ich in der Schrift De litterarum studiis apud Italos p. 30 seq. ausführlicher gehandelt und p. 42 auch einen nach der besten Handschrift in Monte Cassino berichtigten Text des berührten Gedichts gegeben. In einer Urkunde des Abts von St. Miniato vom 4. Januar 1061 wird Hildebrand verus amator iusticiae (Camici, Godofredo I. p. 99) genannt.

S. 56. 57. — Ueber Agnes' Stellung als Wittwe vergleiche man außer der bereits von Floto I. 203 angeführten Stelle des Abts Johann von Fecan (Mabillon, Vet. Analecta I. 133 ff.) besonders das Werk des Petrus Damiani De fluxa mundi gloria despicienda (Opp. omnia III. 853). Der Bamberger Kleriker, welcher eine so üble Meinung von Agnes hatte, ist der geistreiche Scholasticus Meinhard[1]); er warnt seinen Bischof vor zu großer Vertraulichkeit mit der Kaiserin. Den Brief hat Sudendorf im Registrum II. Nr. 11 abdrucken lassen und nach meiner Meinung richtig in das Jahr 1062 gesetzt. „Attamen in aurem volo vobis id comicum dictum: ne quid nimis. Quid hoc? Est utrinque aetas suspecta, hinc etiam sexus, neque solum sexus, sed etiam natura, neque natura tantum, sed etiam patria. Nam mater quidem tot nuptias numerat, quot natales dies.“ Agnes' Verhältniß zu Heinrich von Augsburg und die üblen Nachreden, welche ihr dasselbe zuzog, erwähnt vornehmlich Lambert z. J. 1062. Heinrichs Einfluß setzte sich erst i. J. 1058 fest, wie man aus Berthold und der Urkunde vom 7. Februar dieses Jahres (St. R. 2552) sieht. Den Zustand des Reichs schildern die Annales Altahenses z. J. 1060 in folgender Weise: Rex puer erat, mater vero utpote femina his et illis consiliantibus facile cedebat, reliqui vero palatio praesidentes omnio avaritiae inhiabant, et sine pecunia ibi de causis suis nemo iusticiam inveniebat, et ideo fas nefasque confusum erat; im Wesentlichen übereinstimmend Adam von Bremen III. c. 33 und der Biograph Heinrichs IV. c. 2, obgleich Letzterer die Agnes in ein günstigeres Licht stellt. Man sehe auch die Translatio sancti Servatii c. 55.

S. 58—63. — Adalberts von Bremen Händel mit den Billingern berichtet Adam III. 40—42. Das frühere gute Verhältniß Annos zu dem Pfalzgrafen Heinrich erhellt aus der Translatio sancti Servatii c. 54. 55. Die erste Zusammenkunft Beider in Andernach war nicht 1062, wie der Herausgeber meint, sondern 1056 oder 1057, die zweite spätestens 1059[2]), denn da begann der Wahnsinn des Pfalzgrafen. Ueber die Fehde Annos mit dem Pfalzgrafen und dessen Ende sehe man die Annales Weissenburgenses z. J. 1058. 1059, Berthold z. J. 1060, Lambert z. J. 1057. 1061, die Vita Annonis I. c. 19. 32. Die hier in den Quellen erwähnten Ereignisse fallen

---

1) Vergleiche über Meinhard oben S. 1058 Anm.

2) Lindner (Anno II. S. 100) meint, daß die zweite Zusammenkunft erst im Sommer oder Herbst 1060 stattgefunden haben könne, da Gottfried während des Jahres 1059 immer in Italien verweilt habe und erst im Sommer 1060 nach Deutschland zurückgekehrt sei. Aber aus seinen eigenen Zusammenstellungen S. 110 geht nicht hervor, ob sich wirklich Gottfried während des Winters 1059 auf 1060 in Italien aufhielt. Meine Annahme beruht, wie bezeichnet, auf den uns bekannten chronologischen Bestimmungen über die Schicksale des Pfalzgrafen, und diese Bestimmungen glaube ich auch nach Lindners Bemerkungen S. 140 aufrecht halten zu müssen.

in die Jahre 1059 und 1060. Bei 1058 ist in den Annales Weissenburgenses ein Fehler, wie die Erwähnung des Ablebens des Mainzer Erzbischofs ergiebt; Lamberts chronologische Bestimmungen sind auch hier noch ungenau. Beachtenswerth sind die Urkunden bei Lacomblet I. 129. 130. Ueber das Ende des Herzogs Konrad von Kärnthen geben die Annales Weissenburgenses und Berthold z. J. 1061 Auskunft; Lambert setzt den Tod desselben irrig in das Jahr 1058, wie aus den Annales Altahenses zu diesem Jahre hervorgeht. Ueber die Persönlichkeit Günthers von Bamberg sind wir gut unterrichtet. Die Annales Altahenses und Lambert geben z. J. 1065 von ihm ein anschauliches Bild. Klarer noch tritt uns die Gestalt des interessanten Mannes in den auf ihn bezüglichen Briefen, die Sudendorf im Registrum Bd. 2 u. 3 neuerdings veröffentlicht hat, und in einigen Stücken des Codex Udalrici entgegen. Die hier unter Nr. 112 (J. 25) mitgetheilte Urkunde eines gewissen Friedrich zeigt, daß Bischof Günther große Besitzungen, wie in den Gegenden zwischen Enns und Ips, so zwischen Enns und Traun hatte, die er jenem Friedrich überließ, dieser aber später nach Bamberg schenkte. Vielleicht gehörte Günther dem babenbergischen Geschlecht an, und seine Händel mit der Kaiserin hängen mit der Erbschaft Ottos von Schweinfurt zusammen; Lambert sagt, er sei geboren ex primis palatii. Auch an einen Zusammenhang Günthers mit den Vohburgern, welche damals die Pfalzgrafschaft in Baiern bekleideten, ließe sich denken. In der erwähnten Urkunde wird als Zeuge genannt palatinus comes Chuono et filius eius Chuono, und auch auf der Bamberger Synode vom J. 1059 (Jaffé, Bibl. V. 497) erscheint unter den anwesenden Laien in erster Stelle Cuono palatinus comes. Die Schlaffsucht Günthers rügt der Scholasticus Meinhardt in mehreren Briefen, einmal in einem an den Bischof selbst gerichteten Schreiben (Sudendorf a. a. O. III. Nr. 12), dann in einem zweiten (III. Nr. 11) an einen Begleiter des Bischofs, vielleicht den Dechanten Poppo, wie Sudendorf annimmt [1]). An denselben Mann scheint der höchst anziehende Brief (II. Nr. 6) gerichtet, der jedenfalls auch von Meinhardt herrührt und den ich unter den Documenten A. 3 abdrucken lasse. Meinhard lege ich auch die bei Sudendorf II. Nr. 27. 28 mitgetheilten Briefe bei, die gewiß nicht an Anno von Köln, sondern wahrscheinlich an Günther gerichtet sind. Die Liebhabereien Günthers für deutsche Sagen zeigt der oben erwähnte Brief bei Sudendorf II. 6; denn der dort erwähnte dominus noster kann nur der Bischof sein. Die Händel Günthers mit den Grafen Hermann und Gozwin werden in den Briefen bei Sudendorf II. Nr. 7. 8. 9 erwähnt [2]). Hermann ist kein Anderer, als der Begründer des Klosters Banz, der Gemahl der Alberada, der in einer Urkunde des Bischofs Adalbero vom Jahre 1069 marchio genannt wird. Graf Gozwin, in der Grafschaft Volkfeld, wird als Zeuge auf der Bamberger Synode von 1059 (Jaffé l. c.) und auch sonst in Urkunden jener Zeit erwähnt; später wurde er in Fehden mit dem Bischof von Würzburg verwickelt und fand in ihnen 1065 seinen Untergang (Annales Wirzeburgenses M. G. II. 244). Ueber Heinrich von Augsburg haben wir leider nur sehr spärliche

---

1) Zu verbessern ist: Nosse velim, in quae munera dominus (statt deus) noster hos soles longissimos distribuerit.

2) Wie sehr von diesen und ähnlichen Händeln damals Ostfranken litt, zeigt eine Urkunde vom 21. August 1058 ausgestellt in comitatu Gozvini comitis in loco, qui dicitur Othalmeshusen, als dort factus est conventus fidelium principum de pace facienda et sedanda latronum tyrannide et raptorum compescenda seditione (Ussermann, Episc. Wirceburgensis Cod. prob. 21). Man sehe über eine ähnliche Verbindung der Thüringer Lambert z. J. 1069 u. 1070.

Nachrichten; außer oberflächlichen Notizen bei Berthold und Lambert ergeben die Augsburger Annalen und die Urkunden Einiges über seine Verhältnisse. Die Stellung Heinrichs zu Günther erhellt aus dem ziemlich ironischen Brief bei Sudendorf a. a. O. II. Nr. 10, den ich in das Jahr 1059 setze[1]). Es heißt darin: Ego, cum in plurimis laudanda sit tua probitas, in hoc ipsam digniorem laude arbitror, quod tu natura, nutritura, conversatione diutina, ad tempus quoque moribus Suevus, tandem Dei dono tuam suevitatem vel potius sevitiam exuisti et morigeram lenitatem discretamque fidelitatem viriliter induisti. Heinrich war wohl besser als sein Ruf; ob viel besser, sei dahingestellt. Die Zehntenstreitigkeiten zwischen Halberstadt und Hersfeld berührt Lambert z. J. 1059, den Beginn der vom Erzbischof angeregten Händel mit Herzfeld und Fulda z. J. 1062 u. 1073.

S. 63—65. — Das Geschlecht Bertholds von Zähringen erläutert v. Stälin, Wirtembergische Geschichte I. 549 ff.; den Hypothesen, die Fickler in seinem Buche: Berchtold der Bärtige, erster Herzog von Zähringen (Mannheim 1856) vorgetragen hat und die sich auf eine sehr verdächtige Urkunde stützen, kann ich keinen Glauben schenken. Auch über Rudolfs von Rheinfelden Erhebung sehe man Stälin a. a. O. I. 493, doch halte ich die Erzählung von der Entführung Mathildens, wie sie Ekkehard z. J. 1057 giebt, für eine Fabel; sie steht mit Lambert z. J. 1058 in völligem Widerspruch, und Gfrörer I. 308 zieht sie wohl mit gutem Recht in Zweifel. Niemand wird doch für das vetus meritum Rudolfs um die Kaiserin, dessen Lambert z. J. 1073 gedenkt, die Entführung der Tochter halten? O. Grund, Wahl Rudolfs von Rheinfelden (Leipzig 1870) S. 87 verwirft nicht nur diese Erzählung, sondern auch die von dem Berthold gegebenen Ring. Die Genealogie des Mönchs von Muri beanstandet Gfrörer mit Grund, und ich möchte ihr kaum so viel Vertrauen beimessen, als er selbst I. 319 ff. thut. Daß Rudolf mit Schwaben zugleich die Verwaltung Burgunds erhielt, sagt der angebliche Walram in der von Gfrörer angeführten Stelle (Freher, Scriptores I. 195). Rudolfs Erhebung trug wesentlich zu den späteren Wirren bei, wie auch Eckehard z. J. 1057 richtig bemerkt: quod magnum fuit seminarium earum, quibus regnum perturbatur, commotionum. Die erste Erwähnung der Zollern findet sich bekanntlich bei Berthold z. J. 1061; der Tod Burchards scheint am 29. August, der Tod Wezils am 18. October erfolgt zu sein (M. G. Necrologia I. 325. 479). Ueber die Zersplitterung der Mark auf dem Nordgau nach dem Tode Ottos von Schweinfurt handelt Gfrörer I. 395. Vieles ist freilich dort zu berichtigen. So ist es irrig, wenn er Alberada, die Gemahlin des Hermann von Banz, mit Ottos Tochter Bertha identificirt; Letztere war an den Grafen Friedrich von Habsberg, Gründer des Klosters Kastel im Nordgau, vermählt (Moritz, Abhandlungen der hist. Klasse der baier. Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1833. Bd. I.). Von der Nachkommenschaft der Beatrix, einer anderen Tochter Ottos, habe ich in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1870 Bd. I. S. 574 ff. ausführlich gehandelt und dort auch nachgewiesen, daß die Dietbolde von Giengen und Vohburg in keinem verwandschaftlichen Zusammenhang mit den Babenbergern standen. Für die Verhältnisse der nachher in der Markgrafschaft des Nordgaus mächtigen Dietbolde ist eine um 1125 ausgestellte Urkunde (M. B. XXVII. 8) für das von ihnen begründete Kloster Reichenbach unterrichtend;

---

1) Lindner (Anno S. 103) setzt den Brief erst in das Jahr 1061, wie es auch Sudendorf gethan hatte, indem er einen Zusammenhang mit dem Kitzinger Handel (Sudendorf a. a. O. II. Nr. 4) annimmt.

in dieser erschienen als Zeugen Ministerialen von Giengen, Nabburg, Kambe, Vohburg u. s. w. (Vergl. M. B. XIV. 407. 408.)

S. 65—69. — Ueber die Verhältnisse Ungarns in den Jahren 1058—1061 finden sich die besten Nachrichten in den Annales Altahenses; zu vergleichen ist Lambert z. J. 1061, der aber auch hier in der Chronologie irrt, und Berthold z. J. 1060. Büdinger hat diese Dinge in seiner Schrift: Ein Buch ungarischer Geschichte 1058—1100 (Leipzig 1866) sorgfältig behandelt; S. 161 findet sich hier eine interessante Urkunde K. Heinrichs vom 20. September 1058, auf dem Marchfelde ausgestellt, welche die Zeit des Friedensvertrags bestimmt. Beachtenswerth sind Meyndts Bemerkungen (König Andreas S. 77) über den Namen Sophia, aber sehr unerheblich scheinen mir seine Bemühungen nachzuweisen, daß der Friede und die Verlobung Judiths schon von Heinrich III. angebahnt seien. Der böhmischen Rüstungen gedenkt auch Cosmas Pragensis c. 17; nur wird ihm freilich Niemand glauben, daß Spitihnew lediglich, um einer Wittwe in ihrer Noth zu helfen, den Zug aufgegeben habe. In Bezug auf Markgraf Wilhelm von Meißen giebt Lambert gute Nachrichten; des tapferen Grafen Boto erwähnt auch Eckehard z. J. 1104.

S. 68—70. — Die Stellung, welche die deutschen Bischöfe zu den Reformen Nicolaus' II. einnahmen, habe ich in dem Anhang zu den Annales Altahenses S. 154 erläutert; später ist sie von Anderen, namentlich von Scheffer-Boichorst (Neuordnung S. 119—128) weiter erörtert worden. Richtig verlegt Scheffer-Boichorst, wie mir scheint, die Sendung des Cardinals Stephan in das Jahr 1059, dagegen glaube ich an den Quellenzeugnissen, die Anno als Urheber der romfeindlichen Beschlüsse bezeichnen, festhalten zu müssen. Ueber den Grafen Girard sehe man Ailredi Vita Edwardi (Twysden, Hist. Angl. script. I. 387).

S. 71. 72. — Daß Alexander II. unter dem Schutz der Normannen gewählt und eingesetzt wurde, sagt nicht allein Benzo VII. 2, sondern auch Leo Ostiensis III. 19, und das beste Zeugniß ist Richards Lehenseid bei Borgia, Breve istoria p. 21. 22. Bonizo verschweigt freilich diesen seiner Partei nicht günstigen Umstand. Ueber die Inthronisation Alexanders II. handelt Zöpffel, Papstwahlen S. 249. Die Aufregung Roms und die Besorgniß vor einem Bürgerkrieg verhehlt Petrus Damiani in der Disceptatio synodalis nicht. Alexanders erster Brief an die Mailänder findet sich unter den Briefen des Petrus Damiani L. V. ep. 7. Daß die Römer sich zum Theil selbst an die Kaiserin wegen Besetzung des päpstlichen Stuhls wandten, bezeugen auch die Annales Romani p. 472. Die Versammlung der lombardischen Bischöfe unter Leitung des Wibert kennt man nur aus Bonizo p. 645. Ueber Cadalus sehe man Wattenbach in Schmidts Zeitschrift VII. 534—536.

S. 73. — Die Einsetzung Ottos von Nordheim in Baiern berichten die Annales Altahenses und Lambert z. J. 1061; Mehmel, Otto von Nordheim (Göttingen 1870) meint, die Einsetzung sei im Anfange des Jahres erfolgt. Das übereinstimmende Zeugniß der Annales Weissenburgenses und Bertholds (cod. 3) läßt meines Erachtens keinen Zweifel, daß Agnes bereits 1061 das weltliche Gewand ablegte und das velamen castimonii nahm; denn so ist in den Weissenburgenses nach den Laubienses zu lesen. Bemerkenswerth ist, daß auch Bonizo p. 647 die Kaiserin schon als monacha vor dem Tage von Kaiserswerth bezeichnet.

S. 73—79. — Ueber Cadalus' Wahl und dessen ersten Angriff auf Rom habe ich in dem angeführten Anhang zu den Annales Altahenses S. 161 ff. ausführlich

gehandelt und dort auch die Quellenstellen angegeben. An neuem Material sind seitdem nur die Annales Romani hinzugekommen, und ihre Nachrichten bestätigen zum Theil, was Benzo über den ersten Zug des Cadalus berichtet, wenn man annimmt, wie es Floto I. 252 gewiß mit Recht thut, daß die letzten auf diese Ereignisse bezüglichen Notizen in den Annales Romani irrig mit den früheren in Verbindung gebracht sind und vielmehr dem zweiten Zuge angehören. Daß die Wahl des Cadalus auf den 28. October fiel, sagt Petrus Damiani, contra clericos intemperantes (III. 410) ausdrücklich, und seine Worte lassen gar keine Möglichkeit des Irrthums zu; Gfrörer hätte deshalb nicht der falschen Angabe des Bernold folgen sollen, welcher die Wahl auf den 26. October verlegt. Daß die Wahl bei den Erzbischöfen und vielen Bischöfen Anstand fand, erklären bestimmt die Annales Augustani, und ich sehe gar keinen Grund, diese Angabe mit Floto I. 243 zu bezweifeln. Von Gebhard von Salzburg ist es ganz undenkbar, daß er sich bei der Wahl betheiligt haben soll. Schon am 22. Febr. 1062 erhielt er von Alexander II. das Pallium und andere Auszeichnungen übersendet. Man sehe die Vita Gebehardi c. 1. Der Anno befreundete Bischof von Parma bei Adam von Bremen III. c. 34 ist nicht Cadalus, wie Lappenberg meinte, sondern dessen Nachfolger Eberhard, ein Kölner Kleriker; vergl. Floto I. 286.

S. 79. 80. — Die Verabredungen, welche der That von Kaiserswerth vorausgingen, erwähnt Lambert z. J. 1062. Ueber Günthers Händel mit der Kaiserin sehe man die Briefe bei Sudendorf, Registrum II. Nr. 5 u. 9. Ich nehme an, daß der zweite im März 1061 geschrieben ist, als der Hof in Nürnberg war (Annales Altahenses z. J. 1061). Bernold sagt z. J. 1062: Magna dissensio facta est inter imperatricem Agnetem et Gundharium Babenbergensem episcopum; die Annales Mellicenses: predas et incendia in invicem exagitant. Ich sehe keinen Grund, diese Zeitbestimmungen anzufechten, wie es Lindner (Anno S. 103) thut.

S. 80. 81. — Als Mitverschworenen bei der That von Kaiserswerth belastet Siegfried allein der Annalista Saxo z. J. 1062, und dieses Zeugniß ist ohne alle Bedeutung. Innere Gründe sprechen sehr stark für die moralische Mitschuld Herzog Gottfrieds, obwohl die äußeren Beweise fehlen. Was Benzo VII. 2 sagt, um Gottfried unmittelbar bei dem Königsraub zu betheiligen, ist offenbar unrichtig. Auch kann weder die erste noch die zweite Zusammenkunft Gottfrieds mit Anno in der Translatio s. Servatii c. 54. 55 in das Jahr 1062 fallen; vergl. oben S. 1089. Dagegen steht fest, daß Gottfried im Frühjahr 1062 in Italien war und im Mai vor Rom stand. Auf die oft angeführte, zu Verdun ausgestellte Urkunde Gottfrieds (Calmet, Histoire de Lorraine II. Preuves p. 317) kann man sich in dieser Beziehung nicht berufen, da sie undatirt und Gottfried erweislich in der Zeit von 1057—1064 öfters über die Alpen gekommen ist. (Vergleiche Lindner, Anno der Heilige S. 110.) Auch im Winter 1061 wird dies der Fall gewesen sein, da die Urkunden bei Camici, Goffredo I. Duca p. 106—110 darthun, daß Beatrix während des Novembers und Decembers die Verwaltung Toscanas in Händen hatte. Damals mögen zwischen Gottfried und Anno bereits Verabredungen getroffen sein; wie weit sie gingen, wird freilich Niemand sagen wollen. Uebrigens konnte, als Gottfried vor Rom stand, die vollbrachte That recht wohl schon bekannt sein, wenn sie bald nach Ostern erfolgte. Nach einer Urkunde vom 21. September 1062 (St. R. 2611) müßte Gottfried auch im Sommer 1062 in Deutschland gewesen sein. Aber ich hege starken Zweifel an der Echtheit der Urkunde; nicht minder ist auffällig, daß Gottfried ledig-

lich marchio genannt wird, als der Otto marchio de Thuringia und der Lambertus comes de Brussela Bedenken erregen[1]).

S. 81—84. — Der Aufenthalt der Kaiserin in Paderborn am 19. März 1062 ergiebt sich aus einer Urkunde (St. R. 2666), die zugleich darauf hinweist, daß das Osterfest von ihr zu Utrecht gefeiert sein wird, wie Berthold angiebt, während die entgegenstehende Angabe der Annales Altahenses keinen Glauben verdient. Eine genaue Zeitbestimmung für die That von Kaiserswerth zu gewinnen, ist mit unserem Material unmöglich; es ist ganz willkürlich, wenn sie auf das Pfingstfest von Manchen gesetzt wird. Die Annalen zeigen nur, daß der Raub nach Ostern geschah. Nach Berthold (his diebus) muß man das Ereigniß bald nach Ostern setzen, also wohl schon in den Anfang des Aprils 1062. Lamberts Darstellung halte ich für wahrhaft; von den Quellen kommen noch neben ihm in Betracht Berthold, der Triumphus s. Remacli, die Weißenburger, Altaicher, Augsburger Annalen, Siegbert und Eckehard, aber die Ausbeute aus ihnen ist nicht sehr erheblich. Benzo und Bonizo stellen die Sache gleich unrichtig dar, obgleich von sehr verschiedenen Gesichtspunkten. Benzo schiebt Gottfried die Schuld des Königsraubs zu, Bonizo verschweigt den Raub ganz und läßt durch einen Beschluß aller Fürsten die Reichsregentin entsetzt und Anno die Reichsregierung übertragen werden. Wenn Adam von Bremen III. 33 davon spricht, daß man an eine gänzliche Absetzung des Königs gedacht habe, so kann dies nicht auf Anno und seine Mitverschworenen gehen. Aber Andere mögen einen solchen Plan gehabt haben, wie Aehnliches schon i. J. 1057 nach Lambert beabsichtigt wurde. Die moralischen Mängel der That sucht besonders Aeg. Müller, Anno II. der Heilige (Leipzig 1858) zu rechtfertigen; eine ähnliche Tendenz waltet auch bei Krebs, Heinrichs IV. Entführung von Kaiserswerth, in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Jahrg. II. Heft 2 (Köln 1867) sichtlich ob, wenn auch die politisch-kirchlichen Beweggründe Annos hier mehr in den Vordergrund gestellt werden. Noch mehr geschieht letzteres bei Gfrörer, mit dem ich darin einig bin, daß die Regentschaft der Agnes sehr schwach war und das verzweifelte Unternehmen Annos so einigermaßen entschuldigt werden kann; dagegen ist in keiner Weise einzuräumen, daß es hauptsächlich die römischen Verhältnisse waren, welche zu der Entscheidung führten. Die Quellen weisen deutlich darauf hin, daß in erster Stelle die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu diesem Schritte drängten; mit keinem Wort gedenken sie dabei des kirchlichen Schisma. Wenn Floto (I. 250) den Lehnsstaaten des Mittelalters freilich alle auswärtige Politik abzusprechen geneigt ist, so muß man das mindestens als eine übertriebene Behauptung bezeichnen. Eben so wenig kann ich ihm darin beipflichten, daß er (a. a. O. S. 200) Annos That allein aus dem Motiv, sein Bisthum zu bereichern, herleiten will, wie er denn auch offenbar Agnes' Regiment in ein viel zu günstiges Licht stellt. Siegbert von Gembloux war gut kaiserlich, aber doch schreibt er: Anno consilio primorum regni indigne ferentium, per Agnetem regnum non viriliter gubernari, puerum violenter et industrie captum sub tutela sua accepit. Auch die Darstellung der Annales Altahenses ist in dieser Beziehung interessant und bestätigt meine Auffassung, der sich auch Lindner in seiner Biographie Annos angeschlossen hat. Meist wird behauptet, daß Agnes gleich nach ihrem Sturz sich nach Italien und zwar nach dem Klosters Fruttuaria begeben habe. Dies geschah erst später. Eben so wenig ging

---

[1]) Die Betheiligung Elberts an dem Königsraub bezeugt außer Lambert auch ausdrücklich das Buch De unitate ecclesiae II. c. 33. Dümmler hat mich hierauf aufmerksam gemacht.

sie in ihre Heimat, wie Gfrörer II. annimmt. In propria bei Lambert erklärt Floto I. 203 ganz richtig: sie zog sich auf ihre Güter zurück. Schon am 26. November 1062 scheint sie nach einem urkundlichen Zeugniß wieder zu Regensburg am Hofe gewesen zu sein; eine an diesem Tage ausgestellte Schenkung des Königs erfolgt propter petitionem ipsius (Agnetis) et ob interventum Annonis (Stumpf, Acta imperii p. 71). Geht daraus auch eine persönliche Zusammenkunft mit Anno nicht mit Nothwendigkeit hervor, so doch mindestens, daß damals bereits eine gewisse Annäherung erfolgt war. Agnes' Brief an die Mönche von Fruttuaria haben wir unter unseren Documenten A. 1 abdrucken lassen; Gfrörer II. 9 hat manche Stellen mißverstanden.

S. 85. 86. — So kurz die Nachrichten Siegberts von Gembloux z. J. 1062 über Annos Verhalten nach dem Königsraub sind, scheinen sie mir doch beachtenswerth. Welches Regiment damals eingesetzt wurde, sagt Lambert deutlich genug, nur daß er Anno beilegt, was der Natur der Sache nach von den Fürsten ausgehen mußte; übrigens sieht doch auch er die Einsetzung dieses Regiments als eine Maßregel an, die Anno ungern trug. Seine Worte sind: Episcopus, ut invidiam facti mitigaret, ne videlicet privatae gloriae potius quam communis commodi ratione haec admisisse videretur, statuit, ut episcopus quilibet, in cuius dioecesi rex tum temporis moraretur, ne quid detrimenti res publica pateretur, provideret et causis, quae ad regem delatae fuissent, potissimum responderet. Man vergleiche dabei seine Bemerkungen z. J. 1063: educatio regis atque ordinatio omnium rerum publicarum penes episcopos erat, eminebatque inter eos Moguntini et Coloniensis archiepiscoporum auctoritas und den Eingang der 1062 zu Köln ausgestellten Urkunde: Quoniam nobis nostrique regni provisoribus iustum et honestum videtur (St. R. 2607). Nähere Aufschlüsse über die Natur des neuen Reichsregiments ergeben die Urkunden, deren chronologische Anordnung freilich wegen der sehr verwirrten Zeitangaben viele Schwierigkeiten macht. Bei eingehendem Studium derselben ist mir die Indiction als die sicherste Norm erschienen, und hauptsächlich nach ihr habe ich die Ordnung im Jahr 1062 und in den folgenden Jahren herzustellen gesucht. Ist eine chronologische Ordnung gewonnen[1]), so ergeben sich aus der Rücksichtsnahme auf die Intervenienten folgende wichtige Daten: 1) bis zum Nov. 1062 erscheinen in erster Stelle als Intervenienten meist Siegfried und Anno, dann verschwindet Siegfried bis Pfingsten 1063 und wird in der nächsten Zeit nur selten genannt; 2) statt seiner tritt sofort Adalbert von Bremen besonders hervor, schon früher genannt in einer Urkunde ohne Tag, für Herzog Ordulf[2]) (St. R. 2607), die wohl bald nach Pfingsten 1062 zu Köln ausgestellt ist, aber niemals vollzogen scheint und auffallender Weise in das Speiersche Archiv gerathen ist; 3) die anderen Intervenienten gehören meist der Partei des Anno an; 4) in der Urkunde vom 27. Juni 1063 (St. R. 2622, von Böhmer mit Unrecht in das Jahr 1062 gesetzt) wird Anno zuerst als Magister, Adalbert als Patronus regis bezeichnet, niemals früher[3]). Auf diesen Bemerkungen beruht wesentlich meine Darstellung. Man vergleiche K. Schulz, Ueber das Reichsregiment in Deutschland und Kaiser Heinrich IV. (Berlin 1871).

---

1) Stumpf ist auf eigenem Wege ganz zu derselben Anordnung gelangt, die ich meiner Darstellung zu Grunde legte.

2) Ordulf oder Otto von Sachsen ist gemeint, nicht Herzog Otto von Baiern.

3) Eine klare Uebersicht über die Intervenienten in den königlichen Urkunden von 1062—1064 findet sich bei Lindner, Anno S. 104. 105.

S. 86. 87. — Ueber die Umtriebe gegen Anno im Spätsommer 1062 haben wir allerdings kein anderes Zeugniß, als den Brief Günthers an Anno im Codex Udalrici Nr. 202 (J. 23), den ich unter den Documenten A. 2 abdrucken lasse: doch scheint mir dieses Zeugniß unumstößlich. Zwar haben Floto I. 195 und Sudendorf, Registrum II. S. 8 den Brief in die Zeit vor dem Tage von Kaiserswerth verlegen wollen und die darin erwähnte coniuratio für keine andere gehalten, als die gegen die Kaiserin gerichtete; aber ich habe bereits früher darauf aufmerksam gemacht, daß es sich bei dem Briefe um ein gegen Anno gerichtetes, vereiteltes Unternehmen seiner Nebenbuhler (perdita aemulorum consilia) handle und daß als die aemuli Markgraf D., Erzbischof Siegfried und Otto von Nordheim bezeichnet werden; wenn nun von Siegfried gesagt wird: er brüste sich gleichsam als Haupt der Verschwörung, so schien mir damit deutlich, daß nicht an einen Anschlag gegen die Kaiserin, sondern gegen Anno zu denken sei. Lindner (Anno S. 28. 32. 104) und Mehmel (Otto von Nordheim S. 75 ff.) sind jedoch wieder zu der Meinung zurückgekehrt, daß die coniuratio keine andere sei, als die bekannte Annos gegen die Kaiserin, daß der Brief demnach in die Zeit vor den Ereignissen in Kaiserswerth zu setzen sei und es sich bei demselben um Streitigkeiten zwischen den Verschworenen handle. Beide wollen zwischen den perdita aemulorum consilia und der coniuratio scheiden, jene sollen allerdings gegen Anno gerichtet sein, diese aber gegen die Kaiserin. Aber diese Scheidung scheint mir unmöglich. Günther spricht Anno seinen Glückwunsch aus, daß er den Anschlägen seiner Nebenbuhler rechtzeitig begegnet habe, aber wenn er das Einzelne erwäge, so könne er doch noch nicht zur rechten Freude kommen. Es erfülle ihn mit Besorgniß, daß Anno vom Markgrafen D. und dem Erzbischof von Mainz, der sich als Haupt der Verschwörung geberde u. s. w. Hier steht offenbar Alles im innigsten Zusammenhange. Lindner und Mehmel heben endlich hervor, daß am Schlusse des Briefes Günther Anno bittet, in einem Streit, den er mit der Kaiserin habe, gelegentlich zu Gunsten der Bamberger Kirche einzutreten, und meinen, daß Günther nach dem Tage von Kaiserswerth an der Aussöhnung mit der machtlosen Kaiserin Nichts mehr gelegen haben könne. Aber es handelt sich hier offenbar nicht so sehr um einen persönlichen Streit Günthers, sondern um streitige Güter oder Einkünfte der Bamberger Kirche, und ich weiß nicht, weshalb in einer solchen Sache Günther die Hülfe des mächtigsten Mannes im Reiche nicht in Anspruch nehmen sollte. Das erscheint doch wohl natürlicher, als wenn er Annos Fürsprache bei der Kaiserin in einem Momente erbeten hätte, wo sie Beide auf ihren Sturz sannen. Ueberhaupt macht mir der ganze Brief den Eindruck, daß er an einen Mann gerichtet ist, der in der Macht steht, nicht an einen, der sie gewinnen will. Markgraf D., in Günthers Brief, kann meines Erachtens nur der bekannte Markgraf Dedi der Lausitz sein, und damit meine ich auch die nächste Veranlassung dieser Umtriebe gefunden zu haben. Daß Siegfried wegen der Belehnung Ottos von Orlamünde mit der Mark Meißen Händel erregte, sagt Lambert z. J. 1062 ausdrücklich. Dedis Unzufriedenheit damit ist an sich leicht erklärlich und findet auch in seinem Verhalten nach Ottos Tode Bestätigung. Herzog Otto von Baiern scheint Dedi persönlich nahe gestanden zu haben; auch bei dessen Empörung i. J. 1069 spielte er eine verdächtige Rolle.

S. 87—92. — Ueber die Augsburger Synode von 1062 habe ich bereits in dem Anhang zu den Annales Altahenses gehandelt und begnüge mich auf die dortigen Ausführungen zu verweisen; Einzelnes habe ich jetzt schärfer zu fassen gesucht. Die eigenthümliche Auffassung der Disceptatio synodalis des Petrus Da-

miani, die Martens (Besetzung des päpstlichen Stuhls S. 143—158) darlegt, scheint mir unhaltbar und wird schwerlich Zustimmung finden. Daß Siegfried auf der Synode zugegen war, zeigt die Urkunde vom 29. Oktober 1062 (St. R. 2613); über das ihm von den Cardinalbischöfen verweigerte Pallium sehe man Petri Damiani Epp. L. III. 4 (der Brief ist vom Ende des Jahres 1059). Annos beherrschenden Einfluß auf die Synode bezeichnet Benzo III. 26. mit starken Farben, denn nur von dieser Synode kann er hier sprechen. Wer seiner verwirrten Erzählung keinen Glauben beimißt, wird doch Annos eigenen Worten Glauben schenken, wenn er an den Papst schreibt: An non ego plus omnibus atque re vera solus usque in hunc diem in vestram gratiam atque statum honoris omni laboravi studio? Et modo, quod coram universa ecclesia tam in Italia quam in Gallia publice studiosus cepi defendere, nunc inquam impugnarem? Man sehe den unter unseren Documenten A. 4 abgedruckten Brief. Daß Anno mit Agnes im November 1062 in Regensburg persönlich wieder zusammentraf oder doch mindestens wieder in Verbindung mit ihr stand, zeigt die bereits oben (S. 1102) angeführte Urkunde; seine Verständigung mit Heinrich von Augsburg geht aus den Annales Augustani zu diesem Jahre hervor.

S. 92—95. — Lambert giebt irrig an, daß der König 1062 Weihnachten zu Goslar gefeiert habe; es geschah zu Freising. Vergleiche meine Anmerkung zu den Annales Altahenses S. 102. Die ärgerlichen Ereignisse, welche Pfingsten 1063 zu Goslar stattfanden, erzählt Lambert ausführlich und im Thatsächlichen wohl zuverlässig, so parteiisch auch sein Urtheil ist. Im Sachlichen stimmt mit ihm überein das Buch De unitate ecclesiae II. c. 33, wo doch wohl Lambert benutzt ist (vergl. Ewald, Walram von Naumburg S. 55). Nicht zu billigen scheint es mir, wenn Mehmel (Otto von Nordheim S. 15) die ersten Händel zu Goslar gegen Lambert und die Annales Corbeienses auf Weihnachten 1061 statt 1062 verlegt. Abt Widerads Brief bei Sudendorf, Registrum III Nr. 14 ist bei diesen Dingen in Betracht zu ziehen. Was Lambert über die Gesandtschaft Burchards von Halberstadt sagt, ist völlig irrig, wie am klarsten die Bulle Alexanders II. J. L. R. 4498 zeigt. Sehr begründet ist dagegen Lamberts Nachricht über Siegfrieds Aufregung, welche nicht allein Burchards, sondern auch Günthers Pallium veranlaßte, wie man aus des Letzteren Brief im Codex Udalrici Nr. 203 (J. 27) sieht. Daß nicht allein Worte, sondern auch Thaten Annos den Mainzer beruhigten, zeigt die Urkunde St. R. 2620. Daß in derselben modesta inquisitione statt molesta emendirt werden muß, ist mir mit Lindner (Anno S. 29) sehr wahrscheinlich. Am 24. Juni 1063 waren zu Allstädt, wie aus der Urkunde St. R. 2621 hervorgeht, die Fürsten des Reichs versammelt, und in einer drei Tage später an demselben Orte ausgestellten Urkunde erscheinen, wie bereits oben bemerkt, Anno und Adalbert zuerst in ihrer neuen Stellung: hiernach ist das Wahrscheinlichste, daß hier zu Allstädt die im Text hervorgehobene Aenderung im Reichsregiment erfolgte. Bestimmte Angaben über sie fehlen in unseren Annalen. Wenig wahrscheinlich ist, daß die Sache in einem engeren Kreise von Fürsten abgemacht sei, wie K. Schulz (Reichsregiment unter Heinrich IV. S. 23) annimmt. Daß Anno als Erzkanzler Italiens auf die Leitung der Angelegenheiten dieses Landes einen besonderen Anspruch zu haben glaubte, geht aus seinem Brief, unter unseren Documenten A. 5, hervor. Die erste Urkunde des Papstes Alexander II., in welcher Anno als Erzkanzler des apostolischen Stuhls erscheint, ist vom 23. März 1063 (J. L. R. 4499), also unmittelbar nach der Gesandtschaft Burchards von Halberstadt.

S. 95. 96. — Ueber die Schicksale der Kaiserin Agnes nach ihrer Entfernung vom Regiment sind die Quellen sehr ungenügend und widersprechend. Nach einer Stelle, die sich bei Pertz im Berthold z. J. 1062 findet, doch erst dem späteren Compilator angehört, wäre Agnes gleich nach Fruttuaria gegangen: aber sowohl Lambert widerspricht, wie auch meines Erachtens die Urkunde Heinrichs vom 26. November 1062, deren bereits S. 1102 gedacht ist. Daß Agnes dann nach Fruttuaria ging, macht nicht nur der oben angeführte Brief wahrscheinlich, sondern bestätigt auch Eckehard (z. J. 1056) ausdrücklich. Hier nahm sie wohl auch erst ganz das Klostergelübde auf sich; wenigstens sagt Annalista Saxo z. J. 1063: Agnes imperatrix sacrum velamen accepit, wahrscheinlich nach den Ann. Patherbrunnenses. Daß sie aber nicht längere Zeit in Fruttuaria blieb, wie Eckehard meint, sondern bald nach Rom ging, zeigt eine Stelle in Petrus Damianis Schrift de fluxa mundi gloria (Opp. III. 863), auf die Floto I. 203 aufmerksam gemacht hat. Die Schrift muß meines Erachtens im Anfang d. J. 1064 geschrieben sein und der an dieser Stelle erwähnte Angriff des Cadalus kann nur der erste von 1062 sein. Wenig später scheinen die beiden Briefe des Petrus an Agnes Lib. VII. ep. 6 und 7 geschrieben zu sein[1]. Schon im Juli 1064 war die Kaiserin nach Urkunden wieder in Deutschland und am Hofe ihres Sohnes und blieb daselbst bis in den Sommer 1065, wo sie dann nach Rom zurückkehrte und hier nun ihren gewöhnlichen Wohnsitz nahm, meist in dem unmittelbar an den Vatican stoßenden Kloster der heiligen Petronilla. Hierauf kann man die Nachricht Lamberts (z. J. 1072) beziehen, daß sie 1072 sechs Jahre oder länger bereits in Rom verweilt habe. Aber vorübergehend war die Kaiserin bereits im März und April 1067 wieder in Deutschland gewesen, wie außer der königlichen Urkunde, am 6. März zu Regensburg gegeben (St. R. 2701), auch die Urkunde Herzogs Gerhard von Lothringen, am 11. April zu Sierke bei Saarburg ausgestellt (Beyer, Urkunden des Mittelrheins I. 423), deutlich zeigt. Eckehard läßt Agnes erst 1069 nach Rom gehen, und seinen Irrthum hat dann in gewohnter Weise der sächsische Annalist weiter verbreitet. Im Sommer 1072 erschien bekanntlich die Kaiserin noch einmal am deutschen Hofe; dann ist sie nicht wieder über die Alpen gekommen und lebte meist in Rom; im Kloster der heiligen Petronilla starb sie am 14. December 1077. Ueber den Tod ihres alten Günstlings, des Bischofs Heinrich von Augsburg, sehe man die Annales Augustani z. J. 1063.

S. 96—100. — Die im Text angeführten Worte des Adam finden sich III. c. 33; dieses und das folgende Kapitel bei ihm sind für die Stellung Annos und Adalberts zu einander sehr unterrichtend. Zur Charakteristik Adalberts dient das ganze dritte Buch Adams; in der Unparteilichkeit und Wahrheit der Gesinnung, wie in der Energie der Darstellung eine treffliche Arbeit. Auch Anno scheint mir von Adam richtiger dargestellt zu werden, als von Lambert, der am Schluß des Jahres 1075 zwar eine eingehende Schilderung seines Charakters versucht, sich aber von Parteirücksichten dabei beherrscht zeigt. Der Triumphus s. Remacli ist für die Persönlichkeit Annos wichtig, doch erscheint der Verfasser noch eingenommener gegen Anno, als Lambert für ihn ist. Man sehe auch, was Köpke in der Einleitung zur Vita Annonis (M. G. XI. 462. N. 1) gesammelt hat.

---

1) Neukirch, Petrus Damiani S. 104. 114 weicht in den chronologischen Bestimmungen dieser Briefe zum Theil von mir ab.

S. 100—103. — Die ersten Regierungshandlungen der beiden Reichsregenten zeigen die Urkunden St. R. 2622—2629. Ueber die Art und Weise, wie Anno seinen Burder auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg erhob, sehe man die Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium (M. G. XIV. 400), welche hier ältere Aufzeichnungen wiedergeben. Wie Adalbert die Grafschaften in seinem Sprengel an sich brachte, berichtet Adam von Bremen III. c. 45 und zeigen die Urkunden St. R. 2631. 2632. 2634. Den Ungarnkrieg des Jahres 1063 erzählen am ausführlichsten die Annales Altahenses, kürzer ist Lambert; man sehe außerdem die Urkunden St. R. 2630—2634 und Adam von Bremen III. c. 42. Das angebliche Schwert des Attila erwähnt Lambert z. J. 1071.

S. 103—109. — Ueber den zweiten Angriff des Cadalus auf Rom und das Concil von Mantua habe ich bereits in dem Anhang zu meiner Herstellung der Annales Altahenses eingehend behandelt. Einige neue Notizen geben die seitdem bekannt gewordenen Annales Romani; im Uebrigen beziehe ich mich auf die früher angeführten Quellen. Wenn ich auszuführen suchte, daß das genannte Concil nur Pfingsten 1064 gehalten seine könne, so stützte ich mich auf das ausdrückliche Zeugniß des Berthold, und zwar in der nicht interpolirten Handschrift, wie der Annales Altahenses und zeigte, daß die meisten Quellen indirect diese Angaben bestätigen. Daß auch Siegbert von Gembloux, der allein mit Bestimmtheit das Jahr 1067 angiebt, selbst zuerst 1064 angenommen hatte, wußte ich damals noch nicht und hat erst später die Untersuchung der Handschrift ergeben; auf diese schwankende Autorität wird man daher nicht weiter großes Gewicht legen können. Anders steht es mit Benzos Angaben. Wer ihm und namentlich seinen chronologischen Bestimmungen Glauben beimaß, konnte, wie ich nicht verhehlte, meine Gründe nicht gelten lassen und mußte auf ein späteres Jahr, und zwar, wenn er Benzo ganz folgte, auf 1071 geführt werden. Floto und Gfrörer, obwohl sie aus sehr verschiedenen Gründen sonst Benzo mehr Glauben zu schenken geneigt sind, als ich, haben sich doch von seinen chronologischen Bestimmungen losgerissen und sind mir in der Datirung des Concils beigetreten; Andere haben, auf Benzo fußend, mir in diesem Punkte widersprochen. Dies ist geschehen in einer Bonner Dissertation von Koenen (De tempore concilii Mantuani), die aber zu keinem festen Resultat gelangt; nach ihr wäre das Concil weder 1064 noch 1067, sondern vielleicht 1066 gehalten. Besonders angelegen hat es sich Will sein lassen, Sieberts Angabe aufrecht zu erhalten; nicht allein in einer besonderen Schrift: Benzos Panegyricus auf Heinrich IV. u. s. w. (Marburg 1856) hat er das Concil wieder in das Jahr 1067 hinaufgerückt, sondern seine Ansicht auch dann wiederum gegen Gfrörer in der Theologischen Quartalschrift (Tübingen 1860) vertheidigt; schließlich hat er jedoch in einer Recension dieses Buchs (Bonner theologisches Literaturblatt Jahrgang 1868) wenigstens einen entschiedenen Widerspruch aufgegeben. Aegidius Müller in seiner Biographie Annos hat gegen meine Zeitbestimmung besonders geltend gemacht, daß Anno noch am 2. Mai 1064 nach der Urkunde St. R. 2654 an einem Orte Namens Werde war. Mag nun Kaiserswerth oder Donauwörth oder Wörth östlich von Regensburg, wo Lothar 1129 angeblich eine Urkunde (St. R. 3247) ausstellte, gemeint sein, nicht abzusehen ist, wie dieses Datum mit dem in Widerspruch stehen soll, daß Anno am 31. Mai in Mantua war. Auch das widerspricht ihm nicht, daß Anno bereits am 11. Juli 1064 wieder in Allstädt nach der Urkunde St. R. 2646 war. Lambert spricht ganz positiv von einer Reise Annos nach Italien gerade in diesem Jahre.

Ob sie nach Rom selbst führte, muß man freilich stark bezweifeln, da Anno in dem unter unseren Documenten A. 4 abgedruckten Briefe nur von einem iter Mantuanum redet. Eine ausführliche Widerlegung der entgegenstehenden Ansichten wird man mir ersparen, nachdem ich die entscheidenden Punkte bereits früher hervorgehoben habe und dann noch von Lindner in seiner Dissertation De concilio Mantuano (Berlin 1865)[1]) und in seinem Aufsatz in den Forschungen VI. 497 alles Erforderliche gesagt ist. Interessant für die Stellung des Petrus Damiani zu Hildebrand zu jener Zeit ist der von uns benutzte Brief des Ersteren, der sich L. I. ep. 16 in der Sammlung findet. Anno spricht in dem vorhin angeführten Briefe so von seiner Lage zur Zeit des Concils: Ego memor omnium, quae mihi Mantuam eunti ante et retro in via illa, domi quoque parata fuerant, negotium, quod offerebatur, exhorrui. Daß Annos Einfluß auf die Reichsregierung gleich nach dem Concil von Mantua aufhörte, zeigen deutlich die Urkunden.

S. 110—112. — Ueber Siegfrieds Pilgerfahrt haben wir bei Marianus Scottus und Lambert gute Nachrichten, die beide aus einer Urquelle zu fließen scheinen. Wir besitzen ferner den Bericht[2]) eines Theilnehmers am Zuge selbst; es ist der des Ingulf (Savile, Scriptores rerum Anglic. 903. 904). Ausführlich findet sich jetzt die Fahrt auch in den Annales Altahenses geschildert, die zugleich einen Brief Günthers im Auszug mittheilen. Einige interessante Notizen giebt die spätere Vita Altmanni. Ob Sudendorf, Registrum II. S. 14 den dort mitgetheilten Brief richtig mit dieser Pilgerfahrt in Zusammenhang gesetzt hat, läßt sich bezweifeln. Siegfried und seine Genossen sammelten sich nicht am 8. September in Regensburg, sondern brachen erst im November auf[3]). Sehr bemerkenswerth ist der Brief Siegfrieds an den Papst im Cod. Udalr. Nr. 128 (J. 28). Ueber die Schwertnahme des Königs sehe man die Annales Weissenburgenses, Berthold und Bernold, vorzüglich aber Lambert z. J. 1065.

S. 113—119. — Die ersten Schenkungen Heinrichs an die Klöster verfolgt man in den Urkunden St. R. 2658—2670. Ueber Cadalus' Stellung i. J. 1065 sehe man den Anhang zu den Annales Altahenses S. 189. Benzos wunderbarer Bericht über seine Gesandtschaft findet sich L. III. c. 13 ff. Sein Cotelinum monasterium kann doch nur Quedlinburg sein, und dort ist eine königliche Urkunde vom 18. November 1064 (St. R. 2654) ausgestellt. Alles, was ich über die Rüstungen zur Romfahrt und die Vereitelung derselben gesagt habe, beruht wesentlich auf dem unter den Documenten A. 4 abgedruckten Briefe Annos an den Papst und dem Schreiben des Petrus Damiani an den König (Epp. VII. 3). Daß das letztere zwischen Ostern 1065 und Januar 1066 geschrieben sein müsse, habe ich bereits in dem Anhang zu den Annales Altahenses S. 191. 192 gezeigt. In Verbindung mit dem Schreiben des Anno betrachtet, wird es sich noch näher datiren lassen, da es seinem Inhalt nach offenbar in einer Zeit abgefaßt ist, wo die ersten Rüstungen

1) In den Dissertationen Hegerts: Quae fides sit adhibenda narrationi Benzonis de discordia ecclesiastica (Bonn 1866) und Sellins: Vita Burchardi II. episcopi Halberstadensis, Particula I. et II. (Halle 1866) wird gleichfalls das Jahr 1064 festgehalten.

2) Man vergleiche Guil. Junkmann, de peregrinationibus et expeditionibus sacris ante synodum Claromontanam (Breslau 1859) p. 59 und R. Röhricht, die Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande vor den Kreuzzügen (Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Raumer und Riehl, 1875) S. 345—347.

3) Der Brief bezieht sich vielleicht auf den Zug nach Ungarn, der im September 1063 angetreten wurde.

bereits aufgegeben waren. Daß der Brief Annos aber in den Sommer 1065[1]) fällt, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Floß, der ihn zuerst herausgegeben hat, setzte ihn 1064 oder 1065, aber vor der Schwertleite des Königs kann er unmöglich geschrieben sein, also nicht im Jahre 1064. Gfrörer II. 160—164 datirt ihn dagegen meines Erachtens zu spät, wenn er ihn erst auf die verunglückten Rüstungen zum Römerzug im Februar 1067 bezieht. Der ganze Zusammenhang macht klar, daß Adalbert und seine Genossen noch am Ruder waren, der Brief also vor dem Januar 1066 abgefaßt sein muß. Im Mai 1065 war nun nach mehreren Urkunden (St. R. 2665—2667) der König zu Augsburg, von wo Anno die königliche Botschaft kam. Hiernach schrieb Anno an den Papst nach dem Frühjahr, aber vor dem Herbst, wie der Brief selbst ergiebt, und der erwähnte Brief des Petrus Damiani wird ebenfalls nicht vor dem Sommer 1065 abgefaßt sein. Die Mißstimmung des Petrus Damiani gegen den Papst erhellt besonders aus einem an den Letzteren gerichteten Brief (L. I. ep. 14), der auch in diese Zeit fallen muß, keinesfalls wegen der Erwähnung des Erzbischofs Heinrich früher geschrieben sein kann. Man kann sich nicht stärker ausdrücken, als es Petrus hier thut. Unter Anderem heißt es: Quid itaque fecerim, quidve pertulerim, examinis vestri censura discutiat, ne coactus digna querela compellar effluere, quod adhuc silentio supprimens vix possum ulterius occultare. Hoc enim necdum Roma me referentem vel scribentem cognovit, necdum aliis per me res ista, quae sanctitatis vestrae famam laceraret, innotuit. Und dann am Schluß: Mens nostra, quae circa vos non dicam tepescere, sed potius frigescere coeperat, in antiquae dilectionis vestrae desiderium recalescat. In Bezug auf meine Uebersetzung des Briefs von Anno muß ich bemerken, daß die Abweichungen von Gfrörers Wiedergabe der Worte größtentheils auf Interpretationen des Letzteren beruhen, die wohl nicht ich allein als unberechtigte ansehen werde.

S. 119. 120. — Ueber die Gesandtschaft des Königs und Adalberts an den Papst in der Lorscher Angelegenheit sehe man das Chronicon Laureshamense p. 414. Die Gesandtschaft war etwa im Mai 1065 in Rom; sie ging mindestens nach Ostern ab und war Anfangs Juni, als sich der König in Basel aufhielt, schon zurückgekehrt. Das Fragment der Bulle Alexanders II. an Harald Hardrade, welches das Scholion 90 zum Adam von Bremen mittheilt, wird J. L. R. 4471 um 1061 gesetzt, ebenso der Brief des Papstes an die dänischen Bischöfe, von dem Adam III. c. 70 den Anfang mittheilt und in dem eine Gesandtschaft an den Papst erwähnt wird. Beide gehören wohl auch in dieselbe Zeit, aber erst in ein späteres Jahr. Denn aus Adam III. c. 16 (plurima fecit et dixit, quae superbiae eius proximam intentabant ruinam) geht hervor, daß Adalberts Beschwerden in Rom über Harald nicht lange vor dessen Tode (1066) erfolgten. Die Zeit, in welcher Adalbert die große Schleswiger Synode berief, die in Wahrheit nie zusammentrat, läßt sich nicht genau bestimmen, aber nach der Zerstörung der Mission im Jahre 1066 war wohl nicht mehr daran zu denken, und gerade die Zeit, wo Adalbert in der höchsten Macht stand, mochte am ehesten einen solchen Plan in ihm zur Reife bringen. Schon Suhm hat das Jahr 1065 angenommen, bei dem ich stehen bleiben möchte. Was Grünhagen (Adalbert S. 143. 144) für das Jahr 1062 sagt, scheint mir auf un-

1) Noch bestimmter setzt ihn Lindner in den Forschungen VI. 525 in den Anfang Juni 1065; mit Recht zieht er die Nachrichten im Chronicon Cassinense III. c. 18 hierher. Es ist irrig, wenn Martens (Besetzung S. 135) sagt, ich hätte stillschweigend de ingressu vestro geändert. In der von mir benutzten Abschrift steht vestro, was mir auch allein richtig scheint, nicht nostro.

sicheren Voraussetzungen zu ruhen; Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen I. 241 entscheidet sich für 1063. Petrus Damiani sagt in dem oben angeführten Schreiben an den König: Quidam consiliarii tui, videlicet aulici ministerii dispensatores, ut foeda per populum vagatur infamia, de persecutione Romanae gratulantur ecclesiae, utrique scilicet parti faventes blandeque canentes, ut modo se venerabilis papae fautores per assentationis lenocinium asserant, modo primogenito satanae falsi successus laeta promittant. Quod tamen de quibusdam sanctis viris, qui tuis consuevere interesse consiliis, nefas est credi. Die letzten Worte gehen unfraglich auf Anno, und ich weiß nicht, ob sie zufällig an die Stelle in Annos Brief an den Papst erinnern: iis ego interfui consiliis. Ebenso gewiß ist aber bei jenen falschen Räthen in erster Linie an Adalbert zu denken. Auf ihn beziehen sich auch später die Worte: Tu, quaeso, gloriose rex, a pravis consiliariis, tanquam a venenatis serpentium sibilis, aures obtura.

S. 121. — Ueber den Grafen Werner, dessen Bedeutung Lambert vielleicht überschätzt, sind wir auf einige Notizen beschränkt, die dieser Annalist zu den Jahren 1063. 1064 und 1066 giebt. Gfrörer hält ihn wohl mit Recht für einen Hessen; man vergleiche seine Ausführungen im Gregor VII. Bd. I. 286—288. Vielleicht ist es derselbe Werner, der in einem Briefe Hezilos von Hildesheim an den König bei Sudendorf, Registrum III. Nr. 15 erwähnt wird. Der Brief ist übrigens vom Herausgeber nicht richtig erklärt; nicht Werner selbst verübte die Gewaltthaten in Goslar, sondern war der Beschützer des Uebelthäters. Der Text ist sehr verderbt. Die ganz sinnlose Stelle: A deo ergo et diis etc. möchte so herzustellen sein: A deo ergo et dominus et miles iam intumuere in me, cum de scelere suo habendum ad ignaviam iudicium transtuleris, ut pridie, cum sperarem omnia refrixisse, minitarentur vel me vel pro me aliquem pauperum clericorum verberandos intercipere, auctorante Werinhero, eiusdem militis inexpugnabili defensore. E. Röhrig in seiner Dissertation De secularibus consiliariis Heinrici IV. (Halle 1866) hat den Brief übersehen.

S. 121—126. — Wie sich Adalbert in der Macht zeigte und wie allgemein die Unzufriedenheit mit seinem Regiment war, sieht man besonders aus Adam von Bremen III. c. 36—46 und Lambert von Hersfeld z. J. 1063. 1065. und 1066. Auch die Annales Weissenburgenses, die beim Jahre 1066 am ausführlichsten sind, hat man zu beachten. Die Annalen erwähnen kurz den Anschlag Adalberts gegen Lorsch und Korvei, auch Adam von Bremen berührt ihn III. c. 27 und 44 nur in Kürze. Ausführlicher spricht über die Sache Lambert z. J. 1063, wo er zusammenfassend Vieles bereits behandelt, was erst einer späteren Zeit angehört. Das spätere Chronicon Laureshamense hat in der Darstellung dieser das Kloster so nahe berührenden Angelegenheiten Lambert benutzt, giebt aber auch eigene Nachrichten, die auf viel besserer Kenntniß beruhen, als der Hersfelder hatte; unter Anderem finden sich drei Briefe des Königs selbst, theils an den Abt, theils an die Mönche gerichtet, die einen klaren Einblick in diese Verhältnisse gewähren. Die Zeitbestimmungen, die in den anderen Quellen sehr verwirrt sind, lassen sich mit Hülfe des Chronicon Laureshamense und der Urkunden des Jahres 1065 ohne Schwierigkeit ermitteln. — Annos Verfahren gegen die Reichsabtei Stablo schildert mit parteiischem Urtheil, aber in dem Thatsächlichen richtig der Verfasser des Triumphus sancti Remacli, ein Zeitgenosse und Augenzeuge dieser Vorgänge; die Händel während des Jahres 1065 werden I. c. 4—13 erzählt. Die Kritik dieses Buchs, welche Gfrörer II. 272 ff. unternimmt, ist äußerst gewagt und wird wohl Keinen überführen, der nicht ohnehin

blind seinen Ausführungen Glauben schenkt. Was man auch thun mag, um den großen Anno gegen die kleinlichen Stänkereien des Herrn Abts Theoderich in Schutz zu nehmen oder es als einen besonderen Beweis frommer Gesinnung zu erweisen, daß er sich und seiner Kirche den zehnten Theil der königlichen Einkünfte schenken ließ, der unbefangene Sinn wird immer an dem festhalten, was auch die Zeitgenossen glaubten, daß Anno ein habgieriger Herr war, der seine Stellung in nicht zu verantwortender Weise zum Nachtheil des Reichs benutzte. Ohne auf eine ausführliche Widerlegung der Gfrörerschen Hypothesen hier einzugehen, bemerke ich nur, daß sie wesentlich auf der irrigen Voraussetzung beruhen, daß Malmedy bereits 1063 Anno verliehen sei. Der Triumphus sagt dagegen I. c. 4 mit klaren Worten, daß die Verleihung um den Peter- und Paulstag (29. Juni) zu Trier erfolgte, und daß der Peter- und Paulstag 1065 gemeint sei, ergiebt nicht nur der Zusammenhang der Erzählung, sondern zeigen auch Urkunden, namentlich die bei St. R. 2676, welche ausdrücklich bei dieser Gelegenheit im Triumphus erwähnt wird. Lamberts Zeugniß wird hiergegen nicht geltend gemacht werden können, da er in der Darstellung dieser Dinge, wie bereits bemerkt, der Zeit nach Auseinanderliegendes zusammenfaßt. Noch weniger kann man, wie es Gfrörer II. 32 thut, eine ungenaue Bestimmung, die sich in einem dem Vaticanischen Codex des Triumphus vorgeschickten Argument findet, für eine Bestätigung Lamberts ansehen. Es wird dort gesagt, als Anno am 8. Mai 1071 Malmedy wieder herausgeben mußte, habe sein ungerechtes Verfahren septem annis propemodum gedauert. Das heißt weder acht Jahre, wie Gfrörer meint, noch läßt sich darthun, daß man hier Worte des Verfassers des Triumphus vor sich hat. Jedenfalls enthält aber diese Bestimmung einen Fehler; denn Malmedy stand nicht nahezu sieben, sondern nahezu sechs Jahre unter Anno, wie auch richtig der gleich darauf folgende Brief der Mönche von Stablo angiebt: Scribimus vobis exultantibus animis in Domino, cum antea quidem amplius quinquennio intus et extra vehemens incubuerit nobis dolor et tribulatio. Daß Altaich erst 1065 an Otto von Nordheim kam, sagen die Annales Altahenses z. J. 1065, und sie sind hier gewiß besonders zuverlässig. Ueber die Erhebung des Adalbero auf den Wormser Bischofsstuhl sehe man Lambert z. J. 1065 und über den Wechsel des Herzogthums in Lothringen den Triumphus s. Remacli I. c. 7 mit Wattenbachs Note. Die Schenkungsurkunden für Adalbert in der zweiten Hälfte des Jahres 1065 verzeichnet Stumpf R. 2683. 2684. 2686. 2687. 2689. „Patron" nennt Adalbert der König noch in dem Brief an den Lorscher Abt im Chronicon Laureshamense p. 415.

S. 126. 127. — Als Häupter der Verschwörung gegen Adalbert bezeichnet Lambert Anno und Siegfried, der Weißenburger Annalist stellt Siegfried in die erste Stelle, aber Beide geben deutlich zu verstehen, daß auch die meisten anderen Fürsten Antheil hatten. Rudolf wird noch ausdrücklich im Chronicon Laureshamense als in Tribur anwesend genannt, neben ihm auch Gottfried; doch möchte ich auf die letzte Angabe nicht viel Gewicht legen, da der gleich anzuführende Brief Gottfrieds nicht gedenkt. Dagegen sind in letzterem als Genossen Annos der Erzbischof von Salzburg, wie die Herzoge Otto von Baiern, Berthold von Kärnthen und Rudolf von Schwaben erwähnt. Im Uebrigen finden sich über Adalberts Sturz gute und im Ganzen vereinbare Nachrichten bei Lambert, bei Adam von Bremen III. c. 46, in den Weißenburger Annalen und dem Chronicon Laureshamense. Die letztgenannte Quelle zeigt, daß die Vorgänge zu Tribur in den Januar 1066 zu setzen sind, denn am 2. Februar war der Lorscher Abt bereits in sein Kloster zurückgekehrt.

Nach dem erwähnten Brief muß die Vertreibung Adalberts am 13. Januar oder kurz vorher erfolgt sein.

S. 128. — Die Anordnung der neuen Verhältnisse nach Adalberts Sturz erfolgte nach dem Chronicon Laureshamense noch in Tribur. Lambert stellt dieselbe als eine völlige Rückkehr zu den Verhältnissen nach Agnes' Sturz dar, wenn er sagt: Sic iterum rerum publicarum administratio ad episcopos rediit, ut singuli suis viribus, quid regi, quid reipublicae facto opus esset, praeviderent. Daß dem nicht ganz so war, bezeugen die Intervenienten in den Urkunden; seltener erscheinen in ihnen die Erzbischöfe, dagegen kehren andere Bischöfe öfters wieder, so Ebbo von Naumburg in fast allen Urkunden aus dem Jahre 1064. Einen klareren Blick in die Beschaffenheit des neuen aristokratischen Regiments eröffnet die Urkunde vom 26. October 1069 (St. R. 2728); sie handelt über eine Schenkung an den Dom zu Goslar, die erfolgt ist submonentibus et consilium dantibus fidelibus nostris, Bertha thori regnique consorte, tum Herimanno Bambergensi episcopo, eo tempore in curia communi principum nostrorum consilio negotia omnia administrante. Was Lindner (Anno S. 106. 107) über die Ordnung der Verhältnisse sagt, läßt Vieles im Unklaren und ist mit Lamberts und den eben angezogenen urkundlichen Worten nicht zu vereinen. Eben so wenig geben die weitläufigen Erörterungen von K. Schulz (Reichsregiment S. 37 ff.) ein deutliches Bild. Wie man den Anfang der selbständigen Regierung Heinrichs IV. in den Triburer Vorgängen finden kann, ist mir unfaßbar. Schulz wirft mir Inconsequenz vor, weil ich den Beginn des selbständigen Regiments des Königs in den Anfang des Jahres 1069 setzte und doch die angeführte Urkunde vom October 1069 für die Theilnahme der Fürsten am Regiment als Beweis brauche; ich glaube jedoch bestimmt genug meine Meinung dahin ausgesprochen zu haben, daß sich der König allmählich freier gegen die Bischöfe zu stellen suchte und deren Mitregiment erst um 1070 zu Ende ging. Unser Bericht über die Vorgänge in Tribur beruht auf der Annahme, daß der von Floß zuerst veröffentlichte und unter unseren Documenten A. 5 wieder abgedruckte Brief Annos an den Papst im Frühjahr 1066 abgefaßt ist (etwa gegen Ostern) und die in demselben erwähnten Berathungen der Fürsten in der Mitte des Januars zu Tribur erfolgten. Floß meint freilich, der Brief sei erst 1067 oder 1068 geschrieben, und Gfrörer II. 182 setzt ihn in den Anfang des Jahres 1068; es ist mir aber nicht zweifelhaft, daß der Brief von früherem Datum ist. Die Veranlassung desselben scheint mir nach dem Zusammenhange nämlich folgende: Herzog Otto war mit einer Botschaft des Reichs nach Rom gekommen, über deren Ausrichtung Anno, da der Herzog noch nicht zurückgekehrt ist, in Ungewißheit steht. Der Papst war sowohl über Ottos Erscheinen befrembet, wie darüber, daß Anno nicht wieder selbst nach Rom gekommen sei, noch über die Botschaft ihm Nachricht habe zugehen lassen, und hatte von ihm Bericht erfordert; dieser Bericht meldet nun die Beschlüsse auf einem Fürstentag nach dem 13. Januar, in Folge deren jene Botschaft erging, und entwickelt, weshalb Anno nicht die Ausrichtung derselben übernehmen konnte. Ist diese Auffassung des Briefs richtig, so ist er nicht im Frühjahr 1068 geschrieben, denn damals gingen Anno und Herzog Otto zusammen als Gesandte des Königs nach Italien, nicht aber Otto allein. Auch in das Jahr 1067 wird das Schreiben nicht gesetzt werden können, denn damals waren alle Briefe Annos, wie er selbst sagt, voll von Klagen über die Trierer Vorgänge, wie auch Otto damals in Baiern anwesend sein mußte, weil ihm zur Last gelegt wurde, daß er die dortigen Unruhen nicht unterdrückte (Annales Altahenses z. J. 1067). Da jener Trierer Ereignisse noch gar

nicht gedacht wird, muß der Brief wohl vor dem 18. Mai 1066 geschrieben sein, während er andererseits nach Pfingsten 1064 wegen der Erwähnung des Mantuaner Concils und nach Neujahr 1066 zu setzen ist, da Adalberts nicht mehr Erwähnung geschieht[1]). Daß aber wichtige Fürstenberathungen, wie sie der Brief bezeichnet, gerade im Januar 1066 gehalten wurden, wissen wir aus anderen Quellen, und Annos gutes Verhältniß zu Rom gerade im Frühjahr 1066 thut die Bulle Alexanders II. für Siegburg (J. R. 3506) deutlich dar. In dieser Bulle, die nach der alten, nicht fehlerlosen Kopie im Berliner Staatsarchiv bei Lacomblet I. 134 gedruckt ist, muß gelesen werden: At mihi tecum, in Deo dilecte frater, agendum est longe aliter, quippe apud virum religiosum et revera tam operibus quam nomine episcopum, quique, eam ceu fidelis servus et prudens totis anhelans virtutibus proprie deservis aecclesiae, de medio laborum matrem laborantem respiciens, pios ei subponis humeros, ne labori subcumbens, cum per multa incedat obstacula, declinet a via regia. Atqui hoc est, quod nos preter commune pensum in omnem volentatem tuam excitat, etiam si ab apostolica sede petisses aliquid difficillimum. Sollte nicht hierin eine Anspielung liegen auf die Worte, die Anno einige Monate früher an den Papst geschrieben hatte: inter has turbationes et collisiones rerum omnium validissimas viam vos tenere oportet regiam?

S. 130. — Der Brief Siegfrieds von Mainz an den Papst findet sich im Codex Udalrici Nr. 126 (J. 31); da Nr. 129 (J. 32) auf ihn sich schon ausdrücklich bezieht, muß er in den ersten Monaten des Jahres 1066 geschrieben sein. Die Worte: Vestram exoramus paternitatem, ut, quia regni nostri estis corona et totius Romani imperii diadema, filii vestri domini mei regis H. semper in bono meminisse dignemini et, sicut ei (et codd.) hactenus consilio et auxilio cum vera fide affuistis, ita cum eo usque ad coronam imperii apostolica constantia persistatis, sind so kaum erträglich; ich vermuthe eine Auslassung in der Urschrift, wie sie auch sonst hier und da anzunehmen ist. Vergl. Nr. 130. 135 (J. 40. 43). In Nr. 129 kehrt derselbe Gedanke in folgender klarer Fassung wieder: Vestram deprecamur sanctitatem, ut, quia corona regni et diadema Romani imperii in manu vestra est per manum Petri, filii vestri domini mei H. regis semper in bono meminisse dignemini et, sicut a primitivis sanctae intronizationis vestrae exordiis primicias regni eius adhuc pueriles consilio et auxilio fovistis et enutristis, ita apostolici vigoris constancia usque ad coronam imperii cum eo persistatis. Sehr ähnlich lautete auch wohl die Fassung in dem ersten Briefe. Wem fallen übrigens hierbei nicht die Inschriften auf jener Krone Nicolaus' II. bei, deren Benzo gedenkt: Corona regni de manu Dei und Diadema imperii de manu Petri? Vergl. unseren Text S. 45.

S. 131. 132. — Der Verfasser des Triumphus s. Remacli schildert I. c. 14. 15 das Verhältniß des Königs zu Anno im Frühjahr 1066 so: Regis animum, quem possidebat velut quoddam mancipium, pravo ingenio a recti sententia deduxit. Rex nichil dat responsi, sedens velut mutus et attonitus, sed eius vice pro voto respondet archiepiscopus. Man vergleiche auch c. 18. Ueber die Krankheit des Königs im Jahre 1066 sehe man Lambert, dessen Nachrichten der Triumphus s. Remacli I. c. 16 bestätigt. Die Annales Altahenses berichten hierüber: Rex iam adeo coepit infirmari, ut penitus de eo desperassent medici et quidam principum spe et cupiditate iam occupassent solium regni. Sed agente divina cle-

1) Man vergleiche auch Lindner, Forschungen VI. 525. 526.

mentia rex, qui castigando salubriter castigatur, citius sanitati restituitur, sicque spes iniqua corvorum hiantium deluditur. Das leichtfertige Leben des Königs in dieser und der folgenden Zeit wird sich nicht in Abrede stellen lassen, wie viel auch absichtlich von Zeitgenossen und Späteren dem König mit Unrecht nachgesagt ist: aber kein Unbefangener wird es billigen, wenn Gfrörer II. 102 ff., auf Brunos längst in ihrer Unhaltbarkeit dargethane Erzählungen sich stützend, von Heinrich abermals das Bild des ruchlosesten Wüstlings entwirft. Nachdem man endlich erkannt hat, daß Nichts ungerechter wäre, als Hildebrand nach den entstellten Darstellungen eines Beno und Benzo zu beurtheilen, sollte man doch auch aufhören, in Bezug auf Heinrich einem Bruno irgend welchen Glauben beizumessen. Manche seiner Schandgeschichten mag Bruno selbst erfunden haben, aber die meisten raffte er aus dem Geklätsch der Menge auf, welche in so aufgeregten Zeiten sich in den sinnlosesten Erfindungen zu gefallen pflegt. Wie Andere an der Ausbeutung dieser Schmutzgeschichten noch mehr Gefallen fanden, als Bruno, zeigen die Fragmente des Manegold, die Floto II. 154. 155 mitgetheilt hat. Auch Lambert von Hersfeld war in diesem Betracht leichtgläubig und seine Darstellung der Persönlichkeit des jungen Königs ist nichts weniger als unparteiisch; erfunden hat er selbst wohl Nichts zum Nachtheil desselben, aber manches Unerwiesene ohne Prüfung den Erzählungen Anderer nachgeschrieben. Beherzigenswerth scheinen mir die Aeußerungen des Wido von Ferrara, eines sichtlich nach Unparteilichkeit ringenden Mannes. Er sagt I. c. 3: Tum (cum cod.) vero rex Heinricus in annis adolescentiae constitutus et eiusdem aetatis consiliariis assuetus, nobilium et maiorum contra regiam maiestatem familiaritates (familiares cod.) horrebat, et cum morum gravitas plurimum habeat laudis — quia decet esse regem constantem, fortem, severum, magnanimum, beneficum, liberalem — relictis senibus gravibusque personis, levibus delectabatur et pueris tam sensu quam annis. Hinc actum est, ut ad vitia propensior haberetur, quia difficile quis, quod diligit, aspernatur. Coepit ergo pietatem negligere, questibus inhiare, omnia venalia habere, studere luxuriae, et cum teneretur vinculo matrimonii, matronas tamen plurimas possidebat. Gaudebat multum consortio puerorum et maxime venustorum; sed utrum id vicio fieret, ut aliqui confinxerunt, non satis compertum est. Illud autem manifestum est, quod uxore contempta vagus et lubricus diversis desideriis agebatur, ut susceptae adulterino concubitu soboles attestantur. Man sieht, Wido unterscheidet scharf zwischen Gerücht und Thatsache. Des Ehebruchs klagt er den König mit Bestimmtheit an, weil er natürliche Nachkommen desselben kannte. Ausdrückliches Zeugniß haben wir allerdings nur von einem Sohne, der im Jahre 1092 im Kampf gegen Mathilde fiel, und dieser mußte vor der Vermählung des Königs geboren sein, wenn Bonizo (p. 677) zu trauen ist, der ihn schon 1080 in Italien handelnd auftreten läßt (vergl. Stenzel I. 463. 471. 547). Ist dem so, dann wäre dieser Sohn gerade kein Beweis für einen Ehebruch Heinrichs, wohl aber dafür, daß er schon in frühester Jugend der Verführung erlag. Floto scheint mir über das zuchtlose Leben am Hofe und Heinrichs Antheil an demselben an der oben angeführten Stelle richtig zu urtheilen; an einer anderen Stelle seines Buchs (I. 320. 321) tritt eine apologetische Absicht deutlicher hervor, doch ist sie immer noch eher gerechtfertigt, als das Bestreben schmutzige Verdächtigungen, deren Ungrund im Einzelnen nachzuweisen der Natur der Sache nach oft schwer, deren unreiner Ursprung aber kein Geheimniß ist, für dieses oder jenes Parteiinteresse auszubeuten.

S. 133. — Die Krönung Berthas zu Würzburg vor der Vermählung berichten die Annales Altahenses z. J. 1066. Die Krönung vor der Hochzeit war nicht ungewöhnlich, auch Anna von Poitiers war vor der Hochzeit gekrönt worden. Vergl. Bd. II. S. 375. Die Hochzeit Berthas wäre nach den Altaicher Annalen zu Ingelheim gefeiert worden; Lambert und die Annales Rosenfeldenses verlegen sie nach Tribur, und eine dort ausgestellte Urkunde vom 13. Juli dieses Jahres erhebt diese Angabe über allen Zweifel. In der Urkunde (St. R. 2694) finden sich die merkwürdigen Worte: Notum esse volumus, qualiter nos de nostri statu regni tractantes Berhdam contectalem nostram, in Christo nobis dilectissimam, a cunctis regni nostri principibus electam, regalibus nuptiis in villa Triburia nostre regalitati copulavimus. Daß Bertha in Deutschland erzogen war, geht aus den Annales Altahenses hervor, wo es heißt: Cum vero sponsa illius iam esset adulta, quam pater eius secum adduxerat novissime regrediens de Italia. In einer im Jahre 1065 apud Ballani-montem (Blamont bei Lüneville) ausgestellten Urkunde (St. R. 2672) erwähnt der König bereits der Fürsprache Berthas (nostrae dilectissimae sponsae).

S. 133—135. — Den Mord Konrads von Pfullingen kennen wir in seinen näheren Umständen aus mehreren Berichten; die ältesten finden sich in den Weißenburger und Altaicher Annalen, dann erzählt Lambert von diesem Ereigniß, das weiter einem Mönch des Klosters Tholey, Namens Theoderich, Veranlassung zu einer besonderen Lebensbeschreibung Konrads bot, die noch einige Einzelheiten zu unserer Kenntniß bringt, aber das sichtliche Streben zeigt, einen Mann zum Märtyrer heraufzuschrauben, der wahrlich nicht für den Glauben geblutet hatte und dessen Heiligkeit auch Hildebrand nicht anerkennen mochte. Nicht zu übersehen sind endlich der Triumphus s. Remacli I. c. 17 und die Darstellung der Gesta Treverorum (Cont. I. c. 9), welche für Anno nicht eben günstig ausfällt. Dem Verfasser dieses Theils der Gesta war bereits nicht nur die Vita Conradi, sondern auch Adalberts Schreiben an Anno bekannt, welches Floß S. 134—136 zuerst herausgegeben hat und ich unter den Documenten A. 6 abdrucken lasse: daher stammt die inconsiderata provectio in jenem Bericht. Daß Gfrörer II. 150. ff. sich auch Konrads Blut auf des Königs Haupt zu bringen bemüht, kennzeichnet seine Art, Schandthaten gekrönter Häupter zu wittern, auch wo die Quellen nicht die geringsten Verdachtsgründe an die Hand geben. Annos Schreiben an den Papst über die Trierer Vorgänge findet sich bei Floß S. 141. 142 und unter unseren Documenten A. 7. Auch Siegfried von Mainz berührt die Sache in einem Schreiben an den Papst, welches im Codex Udalrici unter Nr. 129 (J. 32) aufbewahrt ist. Ueber das Ende des Grafen Dietrich sehe man Bernold z. J. 1073, über die Buße seiner Genossen die Annales Altahenses z. J. 1067. Wie Trierer Vorgänge Annos Macht erschütterten, zeigen der Triumphus s. Remacli I. c. 18. 19 und der schon oben angeführte Brief Adalberts an Anno.

S. 136—139. — Die Unglückstage Adalberts von seinem Sturz in Tribur bis zu seiner Rückkehr an den Hof schildert vortrefflich Adam von Bremen III. c. 47—57; Adam war 1068 nach Bremen gekommen und spricht über diese Zustände aus der unmittelbarsten Kenntniß. Siegfrieds Stellung zu Rom erhellt aus dem bereits angeführten Schreiben im Codex Udalrici Nr. 179 (J. 32), welches in den Anfang des Jahres 1067 zu setzen ist, wie schon Stenzel I. 254 bemerkt hat. Siegfried bittet Legaten zu seiner Synode nach Ostern zu schicken; er fährt dann fort: Quod si fieri nequit, aliis vos occupantibus negociis, saltim petimus, ipsam synodum

nostram, quae utique et vestra est, apostolicis sanctitatis vestrae litteris roborari, quae et rebellibus anathema denuncient et quaeque inibi canonice gesta vestra auctoritate confirment. Ist dieser Brief in den Anfang des Jahres 1067 zu setzen, so muß der unter Nr. 127 (J. 33) geschriebene Brief an Hildebrand, wie der Schluß zeigt, in derselben Zeit geschrieben sein. Ueber das nähere Verhältniß Siegfrieds zu Hildebrand sehe man auch den Brief des Ersteren im Codex Udalrici Nr. 130 (J. 40) und des Letzteren im Reg. II. 29.

S. 139. — Eine interessante Notiz über Siegfrieds Verhältniß zu Markgraf Otto findet sich in einer Urkunde des Ersteren, die größtentheils in eine andere des Erzbischofs Konrad vom Jahre 1194 übergegangen ist. Siegfried sagt hier: Notum sit, qualiter ego S. Mog. arch. Ottonem marchionem et coniugem Adalheidem, ambos felicis memoriae, qui primi in Thuringia pro remedio animae suae et pro salute animarum omnium parentum suorum Deo et sancto Martino mihique archiepiscopo censum Dei, id est omnium frugum pecorumque decimam, recognoverunt, corpore et spiritu quasi filios in Christo genitos dilexi et, quidquid a me animabus suis profuturum petere voluerunt, tanquam Deo et mihi obedientibus sanctis illis non negare dignum duxi. Löber, De burggraviis Orlamundanis (Jena 1741) p. 59b. Ueber Ottos Tod und die Schicksale seiner Wittwe und seiner Mark, wie seiner thüringischen Lehen berichtet Lambert zu den Jahren 1067. 1068. 1069.

S. 140—143. — Wichtige Aufschlüsse über die Zerwürfnisse Roms mit Richard von Capua und die Persönlichkeit des Wilhelm Monstarola giebt Amatus IV. und VI. 1—12. Ich will nicht unterlassen hier auf das Fragment einer Bulle des Papstes zu verweisen, welches sich auf diese Dinge bezieht und bei Mansi, Coll. XIX. 980 abgedruckt ist; für Guillelmo de Monstrolio muß dort de Monasteriolo geschrieben werden. Die Notiz über die Einnahme von Ceperano findet sich bei Lupus Protosp. z. J. 1066. Für das gute Vernehmen, welches damals zwischen dem König und der Curie herrschte, ist ein beredtes Zeugniß der Brief Mainards und der Cardinäle, welchen Sudendorf, Registrum II. Nr. 13 veröffentlicht hat und wohl richtig in das Jahr 1067 setzt. Zu derselben Zeit stellte vielleicht auch Heinrich an Mainard eine Bestätigung der Privilegien der Abtei Pomposia aus. Das freilich nicht unverdächtige Diplom ist bei Morbio, Storia dei municipi I. 73 gedruckt; das fehlerhafte Actum: Reginbach ist wohl auf Regensburg zu deuten, und die Urkunde dann am 12. März 1067, nicht 1066 ausgestellt[1]. Die damalige Anwesenheit der Kaiserin Agnes in Deutschland zeigen die Urkunden bei St. R. 2701 und bei Beyer I. 423. In dieselbe Zeit gehört meines Erachtens der Brief des Petrus Damiani an Agnes Lib. VII. ep. 8, wie auch der damit in Verbindung stehende Brief an Herzog Gottfried Lib. VII. ep. 13. Vergl. Neukirch, Petrus Damiani S. 108. 109. Für das verfehlte Unternehmen des Königs und Gottfrieds Zug gegen Richard ist abermals Amatus VI. c. 9. 10 die Hauptquelle, welche schon Leo Ostiensis III. c. 23 benutzt, der aber hier und im cap. 22 auch Eigenes giebt; die Nachrichten des Amatus hat F. Hirsch (Forschungen VIII. 306—308) und nach ihm R. Jung (Herzog Gottfried der Bärtige, Marburg 1883, S. 28) in Zweifel gezogen, und allerdings stehen sie mit manchen Angaben in anderen Quellen im Widerspruch. Interessante Notizen über diese Vorgänge finden sich auch in den

---

1) Anders Stumpf R. 2691. Vergl. die Nachträge S. 534 und Kilian, Itinerar Heinrichs IV. S. 37.

Annales Altahenses z. J. 1067 und bei Bonizo p. 652. Der Aufenthalt des Königs zu Augsburg im Februar 1067 erhellt aus den Annales Augustani; man vergleiche auch die Annales Altahenses z. J. 1068. Die Weißenburger Annalen z. J. 1067 geben nur sehr summarische Nachrichten; nititur ist in ihnen statt mittitur zu schreiben, wie die Annales Laubienses darthun. Ueber die Reise Alexanders II. nach dem Süden sehe man J. R. 3429. 3430. Von dem zweiten Aufstand des Wilhelm Monstarola berichtet Amatus VI. c. 11. 12. Desiderius' Verhalten zeigt Leo Ost. III. c. 22 und die Bulle J. L. R. 4630.

S. 143—145. — Die Schicksale der königlichen Gesandtschaft, die 1068 nach Italien gesandt wurde, erzählen die Annales Altahenses z. J. 1068 am ausführlichsten; ihr Bericht wird durch den Triumphus sancti Remacli I. c. 22 ergänzt und bestätigt. Ueber die beiden Winterfeldzüge gegen die Liutizen (1067—1068 und 1069) sehe man L. Giesebrecht, Wendische Geschichten II. 109. 110 und die dort angeführten Quellenstellen.

S. 145—150. — Der vielberufene Scheidungsversuch des Königs wird von Lambert z. J. 1069 ausführlich erzählt, seine Erzählung steht aber vielfach im Widerspruch mit einem Bericht des Erzbischofs Siegfried an den Papst, der im Codex Udalrici Nr. 125 (J. 34) enthalten ist. Hierauf fußend, hat L. v. Ranke (Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten) Lamberts Bericht verworfen, und unzweifelhaft muß man ihm beistimmen, wenn Siegfrieds Bericht für zuverlässig zu halten ist. Aber alle uns noch erhaltenen Briefe Siegfrieds bestätigen Lamberts Urtheil, daß der Erzbischof nichts weniger als ein wahrhafter Charakter war, und so kann ich auch diesen seinen Bericht nicht als glaubwürdig ansehen und mich nicht Lamberts Darstellung bei Seite zu lassen entschließen. Die wichtigste Frage ist: Bestand zwischen dem König und dem Erzbischof ein Abkommen, wonach jener diesem seine Unterstützung in der Zehntensache zugesagt hatte, wenn die Scheidung ermöglicht würde? Lambert behauptet es, und die ganze weitere Geschichte des Jahres 1069, wie sie mindestens der Annalist selbst darstellt, entspricht dieser Behauptung. Nach Siegfrieds Darstellung hat allerdings ein solches Abkommen nicht stattgefunden, aber ich sollte meinen, daß er guten Grund es zu verschweigen hatte, indem er sich den Schein geben wollte, als lege er die Entscheidung völlig in die Hände des Papstes. Ganz klar ist aber aus seinem Bericht, daß er die Absendung eines päpstlichen Legaten selbst veranlaßt hatte, und zwar, wie er ausdrücklich sagt, auf seinen Kopf ohne Mitwissen der anderen Bischöfe. Was er in dieser Beziehung that, war sein Geheimniß, und es erklärt sich daraus leicht, wie Lambert in den Irrthum verfallen konnte, der Legat sei Allen unerwartet gekommen; unerwartet kam er den Anderen, aber nicht Siegfried. Mir scheint nun, daß Siegfried auf die Absendung des Legaten drang, gerade ein Beweis dafür, daß die Scheidungssache mit der Zehntenfrage in unmittelbarem Zusammenhange stand. Denn schon im Anfange des Jahres 1067 hatte Siegfried eine endliche Austragung seiner Streitigkeiten durch einen Legaten gewünscht und deshalb, wie aus seinen Schreiben im Codex Udalrici Nr. 127 u. 129 (J. 33. 32) hervorgeht, in Rom Nichts unversucht gelassen. Was ihm damals nicht geglückt war, hoffte er jetzt zu erreichen; er ahnte nicht, daß sich der Legat so gegen ihn wenden würde, wie es geschah[1].

---

1) Eingehend hat die Sache noch einmal Ed. Ausfeld, Lambert von Hersfeld und der Zehntstreit zwischen Mainz-Hersfeld und Thüringen (Marburg 1879) S. 47—59 besprochen; er neigt sich Rankes Ansicht zu.

Auf diesen Erwägungen beruht meine Darstellung dieser Dinge, welche auch die Annales Altahenses zu bestätigen scheinen. Dort heißt es: Inlicitis concubinarum complexibus adhaerere (rex) solebat et idcirco reginam, quam consortem regni legaliter duxerat, penitus abiicere cogitabat. Auxit autem hanc eius iniquam voluntatem episcopi Mogontini confortatio, qui promiserat, se illi hoc permissurum synodali iudicio. Dum autem haec synodus expectatur, interim regina apud Lorasham morari iubetur. Grandis erat multorum admiratio et, quid inde futurum esset, stupens expectatio. Cum vero dies synodi venisset et pontifex procedens iam consedisset, ecce missus domni apostolici adfuit, qui terribiliter ei minando nunciavit, quia, si ipse auctor fieret huius iniustae separationis, papa vivo numquam illum compotem fore ministerii sacerdotalis. Quo audito synodus est soluta et regina regali thoro rursus restituta.

S. 147. 148. — Ueber Dedis Aufstand finden sich die besten Nachrichten bei Lambert und in den Altaicher Annalen; kurz erwähnen ihn auch andere Quellen. Der zu Mühlhausen geschlossene Vergleich zwischen Mainz und Fulda steht bei Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis p. 370. 371 und ist auch durch die Erwähnung der Zeugen interessant, unter denen sich außer Anno und Herzog Otto auch Markgraf Dedi und Graf Adalbert finden. Uebrigens wurde schon i. J. 1073 bekanntlich ein anderer Vergleich getroffen, aber so wenig wie dieser gehalten.

S. 150. 151. — Lamberts Worte in Bezug auf das Verhältniß des Königs zu seiner Gemahlin: statuit deinceps sic eam habere, quasi non haberet, widersprechen, wenn sie streng genommen werden, den offenkundigsten und auch ihm völlig bekannten Thatsachen. Wahrscheinlich wollte Lambert nur sagen, der König bekümmerte sich wenig um seine Gemahlin, und in ehelicher Treue ist Heinrich auch wohl in den dem Scheidungsversuch folgenden Jahren kaum ein Muster gewesen. — Von der Leichtigkeit, mit welcher die Fürsten die Ehen zu jener Zeit schlossen und lösten, handelt Floto II. 316. 317; man sehe auch die dort angeführte Stelle aus Wenrich bei Martène, Thes. anecd. I. 225. Nicht zu übersehen sind die wichtigen Nachrichten über Rudolfs Ehescheidung in den Annales Weissenburgenses zu den Jahren 1069 und 1071.

S. 151—153. — Wie Anno, Siegfried und Hermann in Rom behandelt wurden, zeigt Lambert z. J. 1070. Daß sich der Letztere nicht durch Bestechung, sondern durch einen Reinigungseid von der auf ihm lastenden Anklage befreite, läßt Lambert die Bamberger selbst z. J. 1075 aussprechen; wenn der Name des Papstes Nicolaus dabei genannt wird, so liegt lediglich eine Namensverwechselung vor. Daß die Uebertragung der Reliquien von St. Maurice nach Siegburg 1070, nicht aber bereits 1068 erfolgt ist, sagt die Vita Annonis I. c. 33 ausdrücklich. Man sehe auch die Bulle Alexanders II. J. L. R. 4675. Annos Leben in Siegburg schildert Lambert z. J. 1075 aus eigener Anschauung. Wie Anno Malmedy endlich aufgab, erzählt ausführlich das zweite Buch des Triumphus s. Remacli. Gfrörer II. 268 ff. unterwirft die Wunder des h. Remaclus und die Erzählung von ihnen einer scharfen Kritik, die aber vielfach für mich nicht überzeugend ist. Floto hat seine Darstellung der Vorgänge in Lüttich (I. 296 ff.) auf jene Erzählung gegründet, aber die Farben wo möglich noch stärker aufgetragen. In Betracht kommt außer dem Triumphus der Brief des Bischofs Dietwin von Lüttich an Immed von Paderborn über diese Vorgänge bei Martène, Amplissima coll. I. 488, und die Aeußerungen des Königs in der freilich nicht unverdächtigen Urkunde vom 22. November 1089 (St. R. 2900). Peccator nennt sich Anno in der Aufschrift des Briefes an den Papst unter unseren

Documenten A. 8. Ueber Siegfrieds Reise nach Clunh und seine Rückkehr sehe man die Annales Weissenburgenses, Marianus Scottus und Lambert z. J. 1072. Der Brief, welchen universus Moguntinae sedis clerus et populus an Siegfried schrieb und der nach Lambert dessen Rückkehr erwirkt haben soll, steht im Codex Udalrici Nr. 134 (J. 39). Ueber Hermanns Vorliebe für die Mönche sehe man Lambert z. J. 1075 (p. 219. 220).

S. 153. 154. — Die Zurückberufung Adalberts an den Hof erzählt Adam von Bremen III. c. 58. Nach ihm wäre Adalbert schon 1069 zum Könige zurückgekehrt, aber gegen diese Zeitbestimmung haben Lindner (Anno S. 68) und Mehmel (Otto von Nordheim S. 85. 86) begründete Einwendungen erhoben; in den Urkunden findet sich Adalbert erst vom Sommer 1071 an wieder am Hofe. Uebrigens zeigen die Urkunden deutlich, daß Adalberts Stellung nicht eine allgebietende wie früher war. Namentlich war Burchard von Halberstadt damals sehr einflußreich; familiaris noster wird er in einer Urkunde vom December 1069 (St. R. 2731) genannt. Anno wird mit großem Ruhm in einer Urkunde vom 4. October 1071 und unter vielen Intervenienten in erster Stelle vor Adalbert in der Urkunde vom 29. December 1071 (St. R. 2747. 2751) erwähnt. Sowohl Adam scheint mir eine zu hohe Meinung von Adalberts Stellung zu haben (summam rerum, quod est vicedomnatus, meruit), wie Lambert, wenn er sagt: receptus non modo in gratiam et familiaritatem sed pene in regni consortium.

S. 154—157. — Der Brief des Petrus Damiani an Gottfried über dessen Zusammenkunft mit Cadalus findet sich in den Epp. L. VII. Nr. 10. Diese Annäherung an Cadalus mag mit den Schritten Annos und Herzogs Otto i. J. 1068, wie Gfrörer II. 186 annimmt, in Zusammenhang stehen, aber die Quellen bringen sie nicht in eine solche Verbindung, und Manches scheint dafür zu sprechen, daß vielmehr Gottfrieds von Petrus so schwer getadeltes Verhalten erst jener Zusammenkunft der königlichen Gesandten mit Cadalus folgte. Die Zerwürfnisse Roms mit Gottfried berührt auch Gregor VII. im Reg. I. 72. Daß es sich bei der Trennung Gottfrieds von Beatrix nicht um eine Bußübung, sondern um eine Ehescheidung gehandelt habe, nimmt A. Pannenborg (Studien zur Geschichte der Gräfin Mathilde. Göttingen 1872. S. 24) an, aber eine völlige Scheidung der Ehe durch den Papst ist doch sehr unwahrscheinlich. Ueber die letzten Tage Gottfrieds findet sich die ausführlichste Erzählung im Chronicon sancti Huberti c. 23. Der Verfasser giebt den 21. December als Gottfrieds Todestag an, die Annales Laubienses und das Necrologium Laureshamense (Böhmer, Fontes III. 152) Weihnachten, Bernold und das Necrologium Mogunt. (Böhmer l. c. p. 153) den 24. December (Stenzel II. 252). Nach den Annales Rosenfeldenses z. J. 1070 soll Gottfried Iherosolimis gestorben sein, wo nur eine Verwechselung mit Gottfried von Bouillon vorliegen kann. Interessant ist die zu Bouillon ausgestellte Urkunde Gottfrieds vom Jahre 1069, die auch Beatrix unterzeichnet hat, bei Camici, Goffredo I. p. 118. Petrus Damiani läßt den Herrn zu Gottfried also sprechen: Ego te prae cunctis regni tui principibus extuli, ego per cunctos Romani fines imperii insignem atque conspicuum constitui, ego tibi in peregrinae terrae partibus multo plures, quam de paterno iure successivas, divitias contuli, nullumque te praeter regalis imperii principatum non dicam praecedere, sed ne vel aequiparare permisi. Quod si haec pauca sunt, adde, quod et acuti cordis ingenium et facundiam ad loquendum et vires ad bellandum tradidi ac rigida multorum hostium pedibus tuis colla substravi. Man vergleiche den Triumphus s. Remacli c. 11: Ast in

Godefrido ingens virtus corporis et animi, bellis militaribusque exercitiis enitens, claritudinem viro parabat, in quo eloquentia aeque ac prudentia acri ingenio praeminebat. Die Vergleichung zeigt, daß der Verfasser trotz seiner übel angebrachten Reminiscenzen aus Sallust nach der Natur zu malen wußte, wie andererseits, daß Petrus Damiani hier und an anderen Stellen nicht bloß in allgemeinen Umrissen schildert. Ich hebe aus der Schilderung des Ersteren noch die Worte hervor: fide tamen ac veritate (Godefridus) longe discrepabat a Friderico — fatemur et in Godefrido fuisse artes optimas, quas tamen aliquando praepediebat cupiditas. Die Zeit der Vermählung des jüngeren Gottfried läßt sich nur annähernd nach Lambert z. J. 1077 bestimmen. Fest steht, daß er im Anfang des Jahres 1073 in Italien war (Camici, Goffredo II. p. 55); sah er aber nach Lambert dieses Land erst im dritten oder vierten Jahre seiner Ehe, so mußte sie im Jahre 1069 oder 1070 geschlossen sein. Aber Pannenborg (Studien S. 26) weist nach, daß Lamberts Nachrichten ungenau sind und nimmt 1071 als Jahr der Eheschließung an; die Verlobung fand nach ihm bereits 1055 statt. Floto läßt Mathilde erst 1074 heirathen und beruft sich dafür auf einen Brief Gregors VII. (Reg. I. 40), in dem Mathilde noch im Januar dieses Jahres puella genannt wird, aber daraus ließe sich höchstens auf eine Scheinehe schließen, die auch aus anderen Gründen nicht unglaublich ist.

S. 157—161. — Ueber die Anklage gegen Otto von Nordheim und dessen Sturz giebt es mehrere Berichte, aber sie klären mehr Einzelheiten auf, als sie den Zusammenhang dieses für den König so bedenklichen Handels deutlich erkennen lassen; namentlich erschwert ihre parteiische Färbung ein sicheres Urtheil über Ottos Schuld. Die Notizen in den Annales Corbeienses, Weissenburgenses und Augustani tragen zwar eine objective Färbung, sind aber sehr unbedeutend; wenig mehr erfährt man aus Adam von Bremen III. c. 59. Eingehender spricht von der Sache Bruno c. 19; er ist der Zeuge, der den König am schwersten beschuldigt und ihn unmittelbar Egino dingen läßt, doch weiß man, wie wenig seinem Urtheil über den König zu trauen. Die gleichzeitigen Annales Altahenses stellen dagegen Otto im schwärzesten Lichte dar; so interessant ihre Angaben sind, verdienen sie doch schon deswegen keinen unbedingten Glauben, weil die Altaicher denselben Grund Otto zu hassen hatten, wie die Lorscher Adalbert und die Stabloer Anno. Der ausführlichste Bericht findet sich bei Lambert zu den Jahren 1070. 1071. 1072, und das Thatsächliche bei ihm möchte kaum angreifbar sein, aber in der Beurtheilung der Dinge scheint er mir einen sehr einseitigen Standpunkt einzunehmen und Otto in ein zu günstiges Licht zu setzen. Auffällig ist, daß ihm Floto I. 351 unbedingt in dem Urtheil über Otto folgt, während er sonst auch hier an Lamberts Angaben Manches auszusetzen hat. Das wenigstens kann ich Floto nicht zugeben, daß Otto bis 1070 eine ganz isolirte Stellung eingenommen habe. Bemerkt zu werden verdient, daß die Darstellungen bei Berthold und Bernold, so wenig sie im Sinne der königlichen Partei gefärbt sind, Otto als Schuldigen darstellen; schon Stenzel I. 263 hat darauf hingewiesen. Was Eckehard zu den Jahren 1071 und 1072 berichtet, scheint mir der Auffassung Lamberts ziemlich nahe zu kommen. Man vergleiche über Ottos Proceß auch Franklin, Das Reichshofgericht des Mittelalters (Weimar 1867) I. 31—33. II. 360.

S. 158. — Die innere Fehde in Baiern und die Zusammenkunft zwischen Otto und Gottfried kennt man nur aus den Annales Altahenses, wo auch bestimmtere Nachrichten über den Mordanschlag, der zu Eginos Aussagen den Anlaß bot, zu

finden sind. Der hierbei erwähnte Konrad ist wohl derselbe, dem der König durch eine Urkunde vom Jahre 1064 mehrere Güter in der Wetterau schenkte (St. R. 2652). Die Schenkung erfolgt ob fidele servicium humilemque supplicationem Cunonis nostre iuventutis pedissequi. Schwerlich aber ist er zu identificiren mit jenem Konrad, den Bruno c. 11 als einen Rath des Königs nennt und dessen räthselhaftes Ende er erwähnt.

S. 160. 161. — Floto I. 357 nimmt als wahrscheinlich an, daß eine Urkunde, bei Lacomblet I. 216 mit dem offenbar irrigen Datum des 29. December 1072 abgedruckt, in das Jahr 1070 gehöre, und ändert dieser Annahme zu Liebe auch den Ausstellungsort Worms in Goslar. Sie ist aber sicherlich am 29. December 1071 ausgestellt, wohin sie auch Stumpf R. 2751 gesetzt hat: damals war der König in Worms, und dahin weisen auch die übrigen Zeitbestimmungen. Floto scheint zu seinem Verfahren hauptsächlich dadurch bestimmt zu sein, daß Herzog Ordulf in der Urkunde erwähnt wird und dieser nach seiner Meinung im März 1071 bereits starb. So nahm auch Stenzel I. 267 an, berichtigte aber II. 256 sich selbst und setzte Ordulfs Tod auf den 28. März 1072. Denn Lamberts Zeugniß ist doch zunächst für dieses Jahr, wenn er 1073 sagt, Ordulf sei superiore anno gestorben, und wenn Adam III. c. 50 durch einen Zeitraum von zwölf Jahren Ordulf das Herzogthum verwalten läßt, so kann man, da Ordulfs Vater am 29. Juni 1059 starb, eben so auf das Todesjahr 1072 wie 1071 kommen, je nachdem man das zwölfte Jahr voll rechnet oder nicht. Der Annalista Saxo giebt allerdings das Jahr 1071 mit Bestimmtheit als Ordulfs Todesjahr an, aber seine Autorität kann gegen die der Urkunde nicht in das Gewicht fallen, und Gründe gegen die Echtheit derselben sehe ich nicht. Die Annales Rosenfeldenses, aus denen man allein den Todestag kennt, setzen Ordulfs Tod erst in das Jahr 1073. Das Weihnachtsfest 1070 feierte Heinrich zu Goslar, ging dann nach Baiern und war am 6. März 1071 nach den Annales Augustani in Augsburg. Ueber den Aufenthalt des Königs zu Halberstadt in der Pfingstzeit 1071 finden sich alte und gute Nachrichten beim Annalista Saxo z. J. 1071.

S. 164. — Von den Räthen des Königs handelt Lambert an vielen bekannten Stellen, ebenso Bruno und das Chronicon Petershusanum L. III. c. 3. Neu und interessant ist die Stelle bei Wido Ferrariensis I. c. 3. Einzelne consiliarii werden auch schon früher bei den Saliern erwähnt, so der Werinharius miles bei Konrad II. (Wipo c. 4), und ein Berthold unter Heinrich III. (in der gefälschten Urkunde bei Stumpf R. 2514, wo aber die Zeugennamen aus einem echten Document genommen sind). Unter den Ottonen kommt, wie ich glaube, Aehnliches nicht vor, und deutlicher treten diese consiliarii auch erst unter Heinrich IV. hervor. Vgl. E. Röhrig, De consiliariis Heinrici IV.

S. 165—167. — Die ersten Mißverständnisse mit Rudolf berichten die Annales Altahenses und Lambert erst z. J. 1072, sie müssen sich aber schon bald nach Ottos Sturz entwickelt haben. Daß Berthold sofort auf Rudolfs Seite trat, zeigen die Annales Altahenses. Für Welf hat man allerdings nur die Notiz Bernolds z. J. 1073, die dort wohl an falscher Stelle steht; doch wird die Sache schon dadurch wahrscheinlich, daß Welf durch Rudolfs Verwendung sein Herzogthum erhalten hatte. Ueber die Burgbauten des Königs berichten mehrere Quellen, besonders Lambert und Bruno, über Adalberts Bauten Adam III. c. 36 und seinen Einfluß hierbei auf Heinrich Bruno c. 16. Dümmler macht auch auf die Notiz der Annales Corbeienses z. J. 1067: Rex quaedam castella in Saxoniae finibus posuit aufmerk-

sam, die sich aber wohl mehr auf Burgen in Westfalen, als im östlichen Sachsen bezieht. Die Zusammenkunft Heinrichs mit dem Dänenkönige erwähnen Adam von Bremen III. c. 59, Bruno c. 20 und Lambert z. J. 1073 zweimal. Die beabsichtigte Abtretung bezeichnet Lambert bestimmter, Bruno verallgemeinert. Daß das Bündniß sich gegen Sachsen richtete, sagt doch auch Adam, und Floto I. 361 scheint mir die Bedeutung desselben zu unterschätzen. Das Jahr 1071 nimmt Floto richtig an, aber er irrt meines Erachtens, wenn er meint, Adam sei dagegen; denn gerade dieser setzt ausdrücklich die Zusammenkunft in dasselbe Jahr mit der Unterwerfung Ottos, d. h. in das Jahr 1071. Von der Besetzung von Lüneburg sprechen Lambert z. J. 1073 und Bruno c. 21. Von der Geburt, Taufe und dem schnellen Tode des ersten Sohnes Heinrichs erzählt Lambert; nach der Urkunde bei Remling I. 67 muß das Kind den Namen des Vaters erhalten haben.

S. 167—170. — Ueber die flandrischen Wirren sehe man die Annales Blandinienses und Elnonenses, Lamberti Audomariensis Chronica (M. G. V. 65. 66), Siegbert z. J. 1071 und 1072, das Chronicon Andaginense c. 24, das Chronicon s. Andreae II. 33, die Vita Lietberti des Rudolf c. 58, ferner die von Bethmann zusammengestellten Genealogien und die Flandria generosa (M. G. IX. 299—326), wie die auf Siegbert gegründeten Annales Egmundani (M. G. XVI. 447). Was Lambert z. J. 1071 (p. 180—183) erzählt, enthält offenbar manche Irrthümer, und Floto I. 336 hat es einer scharfen Kritik unterworfen. Irrig ist vor Allem, wenn Lambert Robert von Balduin VI. angegriffen werden läßt, statt daß Robert selbst dessen Sohn Arnulf angriff, und damit wird zugleich deutlich, wie wenig Gewicht auf die weitläufigen Motivirungen Lamberts zu legen ist. Aber trotzdem ist Vieles in seiner Erzählung anderweitig hinreichend bestätigt. Richtig wird nach den Annales Blandinienses und Lamb. Audom. die Hauptschlacht (bei Cassel) in das Jahr 1071 gesetzt, während sie Siegbert und die Annales Elnonenses maiores irrig in das folgende Jahr verlegen; auch die Annales Egmundani bringen diese Dinge offenbar in einen falschen Zusammenhang. Der Aufenthalt der Richilde in Lüttich und was sich bei Lambert daran knüpft, findet im Wesentlichen durch die Urkunde St. R. 2743 und eine andere Urkunde vom 9. Mai bei Ernst, Histoire de Limbourg VI. 109 Beglaubigung. Auch was über die früheren Schicksale Roberts gemeldet wird, möchte nicht zu bezweifeln sein. Ueber das Auftreten des Königs gegen Boleslaw von Polen sehe man Lambert z. J. 1071 (p. 187). Was Siegbert von ungarischen Angelegenheiten zu 1070 berichtet, gehört erst in eine etwas spätere Zeit.

S. 170—174. — Das Ende des Bischofs Adalbert schildert Adam von Bremen III. c. 60—68. Wie Anno an Adalberts Stelle berufen wurde und wie er sich in derselben zeigte, berichtet Lambert z. J. 1072. Derselbe gedenkt auch der Befreiung Ottos, wie des über Egino gehaltenen Gerichts; über die späteren Schicksale dieses Mannes sehe man Lambert z. J. 1073 am Ende, wo auch der Ausgang Gisos und seiner Genossen berichtet wird. Ueber den Tod Liutpolds von Mörsburg handelt Lambert z. J. 1071; man vergleiche auch die Annales Altahenses und Bruno c. 81.

S. 174—176. — Die Versöhnung Herzog Rudolfs mit dem Könige und die Rolle, welche dabei die Kaiserin Agnes spielte, schildert Lambert z. J. 1072 (p. 190). Ueber Magnus' Haft und die Schritte, welche Graf Hermann und Otto von Nordheim zu seiner Befreiung thaten, sehe man Lambert z. J. 1073 (p. 195. 196). Die Befürchtungen, welche man in Sachsen hegte, erhellen aus Lambert und Bruno deutlich genug, weniger die letzten Absichten des Königs. Nur so viel halte ich für gewiß, daß der König dem Herzogthum der Billinger ein Ende machen wollte. Der

Brief Hezilos von Hildesheim bei Sudendorf, Registrum III. Nr. 25 verspricht nach dem Argument des Herausgebers nähere Aufklärungen, die aber leider der räthselhafte Inhalt nicht bietet; es scheint mir selbst fraglich, ob der Brief nicht in eine frühere Zeit zu setzen ist. Nur eins wird aus demselben klar, daß Hezilo zur Zeit seiner Abfassung das volle Vertrauen des Königs genoß; von der beabsichtigten Knechtung der Sachsen finde ich in ihm kein Wort.

S. 176—178. — Die neuen Händel des Königs mit Rudolf und Berthold erhellen aus den Altaicher Annalen z. J. 1072 und Lambert z. J. 1073 (p. 192). Kaum zu bezweifeln ist, daß Berthold das Herzogthum Kärnthen bereits Weihnachten 1072 entzogen wurde, aber unmöglich kann es damals sogleich förmlich Markward von Eppenstein übertragen sein. Wäre dies geschehen, wie hätte es der König später in Abrede stellen können, wie es Lambert (p. 197) doch selbst berichtet. Ueber Annos Entfernung vom Hofe handelt Lambert a. a. O. Annos Stimmung nach seiner Entfernung geht aus dem Brief an Papst Alexander (Floß, Papstwahlen S. 143 und unter unseren Documenten A. 8) hervor, der meines Erachtens in den Anfang des Jahres 1073 zu setzen ist[1]); was Eckehard zu diesem Jahre von einer Reise Annos mit Hermann von Bamberg berichtet, beruht lediglich auf Verwechselung mit der Reise des Jahres 1070. Siegfrieds Bestrebungen sich Anno zu nähern sind aus seinem Briefe an Wezel und Burchard, den Bruno c. 18 excerpirt hat, ersichtlich. Dieser ist nicht viel später geschrieben, als der Brief der Mainzer an Siegfried im Codex Udalrici Nr. 134 (J. 39); in beiden werden die Belästigungen des Stifts durch die Königlichen in gleicher Weise erwähnt. Wie man auch sonst Burchards Fürsprache bei Anno in Anspruch nahm, zeigt Hezilos Brief an Burchard bei Sudendorf, Registrum II. Nr. 16. Ueber die Erfurter Synode des Jahres 1073 besitzen wir nur den manche Bedenken erweckenden Bericht Lamberts p. 192. 193; vergl. Ausfeld, Lambert von Hersfeld und der Zehntstreit S. 61—74. Daß man z. B. Rom absichtlich in Unkenntniß über die Vorgänge auf der Synode erhalten wollte, scheint mir kaum glaublich, da Siegfried nicht viel später Roms Beistand gegen die Thüringer wegen der Zehnten aufs Neue in Anspruch nahm. Vgl. Cod. Udalr. Nr. 130 (J. 40).

S. 178. 179. — Ueber die Aussöhnung des Königs mit Rudolf und Berthold vergleiche man die Annales Altahenses z. J. 1073 und Lambert (p. 193), über den Aufenthalt des Hofes zu Pfingsten in Augsburg dieselben Quellen und die Urkunden St. R. 2760—2763. Ueber die Rüstungen gegen Polen und die sich daran knüpfenden Befürchtungen sehe man Lambert (p. 195). Als die Urheber der sächsischen Verschwörung giebt Lambert a. a. O. Burchard, Otto von Nordheim und Hermann an. Daß auch Hezilo von Hildesheim von Anfang an äußerst thätig war und Otto nur

---

1) Lindner (Anno S. 51) setzt ihn in das Jahr 1065 und bezieht die Andeutungen am Schluß auf den schon vorbereiteten Sturz Adalberts von Bremen im Anfange des folgenden Jahres. Aber noch in den Briefen, welche Lindner mit mir später setzt, nennt sich Anno, wie früher dem Papst gegenüber archiepiscopus, hier mit offenbarer Absichtlichkeit peccator episcopus. Der Brief scheint mir ferner deutliche Spuren zu tragen, daß Annos Dienstwilligkeit gegen Rom erkaltet war, wie das auch nach Lindners Meinung in den letzten Lebensjahren des Erzbischofs eintrat. Die Worte: Curiae nostrae facies describi vobis poterat, sed differtur propter spem, ut meliorari debeat scheinen sich mir aus Annos damaliger Lage und der Stellung des Königs zu den Herzogen Rudolf und Berthold unschwer zu erklären. Freilich sind alle Anhaltspunkte, welche der Brief bietet, für eine sichere chronologische Bestimmung nicht genügend, und so erklärt sich leicht, daß ihn Andere bald in das Jahr 1066, wie Mehmel (Otto von Nordheim S. 78 ff.), bald in das Jahr 1067, bald in die Jahre 1069 oder 1070 setzen.

zögernd an die Sache ging, zeigt der sehr wichtige Brief Hezilos an Otto, den Sudendorf, Registrum III. Nr. 26 zuerst herausgegeben hat und den wir unter unseren Documenten A. 9 wieder abdrucken lassen.

S. 181—188. — Die Entwickelung der Verhältnisse Mailands und der Lombardei 1064—1072 läßt sich bei Arnulf von Mailand III. c. 16—25, IV. c. 1 gut verfolgen; mit ihm stimmt im Wesentlichen Bonizo (p. 648—655) überein, obgleich hier die Dinge gerade vom entgegengesetzten Standpunkt betrachtet werden. Auch die Vita Arialdi c. 16 ff. (Acta Sanctorum Jun. V. 281 ff.) von Arialds Schüler Andreas, Abt von Vallombrosa, giebt manche gute Nachrichten. Landulf berichtet III. c. 18—30 ebenfalls von diesen Begebenheiten, aber seine Darstellung ist auch hier sehr verworren, namentlich in den Zeitbestimmungen; nur in der Charakteristik der damaligen Zustände habe ich geglaubt, sie ohne Scheu bisweilen benutzen zu können. Ein wichtiges Actenstück ist die Constitution der päpstlichen Legaten für die Mailänder Kirche (Mansi XIX. 946); auch einige Fragmente von Briefen Alexanders II. an die Mailänder, gesammelt bei Mansi XIX. 978—880, sind interessant, wie ein Brief des Petrus Damiani an Ariald, Erlembald und andere Patarener, der 1065 oder im Anfange des Jahres 1066 geschrieben sein wird (Epp. L. V. 14). Die Altaicher Annalen geben z. J. 1071 einige nicht unwichtige Notizen über die Abdication des Erzbischofs Wido und die Einsetzung Gottfrieds. Der Eid, den Wibert im Jahre 1073 dem Papst leistete und dessen Bonizo p. 655 gedenkt, findet sich unter den Documenten B. 1[1]). Durch den Wortlaut des Eides erledigen sich auch Gfrörers Bemerkungen über denselben im Gregor VII. Bd. II. S. 370 und 374. Die von ihm veränderten Worte des Bonizo gehören diesem an, nicht dem Eide selbst; sie bedürfen keiner Emendation und weisen nur darauf hin, daß Wibert den Eid dem Papste ohne irgend eine Reservation in Bezug auf einen Kaiser, König oder Patricius geleistet habe.

S. 189—195. Ueber die Geschichte und die Genealogie der Aledremiden, der Estenser und der Markgrafen von Turin sehe man jetzt die ausführlichen Erörterungen von H. Breßlau, Konrad II. Bd. II. S. 361—430. Für die Charakteristik Adelheids von Turin ist der Brief des Petrus Damiani an sie (Opusc. XVIII.) wichtig. Die Worte: quia te novi de iterata coniugii geminatione suspectam faßt Gfrörer offenbar unrichtig, indem er sie auf die Absicht Adelheids zu einer vierten Ehe zu schreiten deutet. Nach dem Zusammenhang handelt es sich um keine Warnung, sondern vielmehr um eine Beruhigung Adelheids über ihre wiederholte Vermählung. Auch Benzo V. c. 9—13 in den offenbar erfundenen Briefen an Adelheid bietet Einiges zu ihrer Charakteristik. Interessante Notizen über Adelheids Verhältniß zu Alexander II. finden sich in den Annales Altahenses z. J. 1069. Die große Gräfin Mathilde lernt man am besten aus der poetischen Lebensbeschreibung des Donizo kennen, obschon diese eine klar hervortretende panegyristische Tendenz hat. Auch Bonizo giebt einige interessante Züge; bei Benzo ist Mathildens Bild eine bis zur Unkenntlichkeit entstellte Caricatur. Eine reiche Sammlung des Materials für Mathildens Geschichte besitzt man in dem Werke von Franc. Maria Fiorentini, Memorie della gran contessa Matilda (Ausgabe von Mansi, Lucca 1756); zum Theil ist dasselbe Material wiederholt, aber auch durch einiges neue vermehrt in den Abhandlungen von Cosimo della Rena, Della serie degli antichi Duchi e Marchesi di Toscana mit den Anmerkungen von Camici. Eine Zusammenstellung

1) Zu vergleichen ist damit der Eid Heinrichs von Aquileja v. J. 1079. Jaffe, Bibl. II 355.

der Literatur für Mathilde bietet Pannenborg, Studien S. 1. Wegen der Tendenz ist lesenswerth das lebhaft geschriebene Buch von D. Luigi Tosti, La Contessa Matilda ed i Romani Pontifici (Firenze 1859). Ein anziehendes Bild von Mathildens Leben giebt Th. v. Kern, Geschichtliche Vorträge und Aufsätze (Tübingen 1876) S. 69 ff.

S. 195—203. — Wie sich durch Gisulf das Verhältniß Hildebrands und des Desiderius lockerte, berührt Amatus IV. c. 52. Dieser Schriftsteller schildert Gisulf (IV. c. 33—53) mit den schwärzesten Farben; F. Hirsch in den Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 297 hält diese Schilderung für übertrieben. Ueber die Verhältnisse Richards von Capua und des Wilhelm Monstarola giebt Amatus im sechsten Buche neue und wichtige Aufschlüsse. Ihm sind wir auch vorzugsweise in der Darstellung der Verhältnisse gefolgt, welche zur Eroberung Siciliens führten. Nicht allein Leo Ostiensis ist von ihm abhängig, sondern meines Erachtens auch Guillermus Apuliensis und Gaufredus Malaterra, obwohl der Letztere auch eigene Nachrichten giebt, die zum Theil auf Roger zurückzuführen sind. Die Anekdoten, die Gaufred einflicht, besitzen keine größere Glaubwürdigkeit, als meist solchen Geschichtchen beiwohnt; viel wichtiger sind alle Zusätze, welche Rogers Verhältniß zu Robert betreffen. Unleugbar verdanken wir hier Gaufred die Kenntniß wichtiger Thatsachen, wie z. B. der Händel zwischen den beiden Brüdern i. J. 1062, des Sieges bei Cerame und der sich daran schließenden Gesandtschaft an den Papst. Aber eben so gewiß ist, daß Gaufred hier auf einem sehr parteiischen Standpunkt steht und seine Berichte keineswegs überall Glauben verdienen. So halte ich, was L. II. c. 1 erzählt wird, um darzuthun, daß der erste Angriff auf Sicilien selbständig von Roger ausgegangen sei, für eine Erfindung, obwohl Hirsch und Amari diesen Zug annehmen. Ueber die Jahresrechnung des Gaufred scheint mir di Meo, Annali di Napoli VIII. 26 die richtige Bemerkung zu machen, daß derselbe das Jahr erst mit dem 1. September beginnt, und demnach das Jahr 1060 bei ihm vom 1. September 1060 bis 31. August 1061 läuft; die Einnahme Messinas, die in den Mai fällt, wird also in das Jahr 1061 zu setzen sein, wie auch schon Muratori vermuthete. Man vergleiche auch den Anonymus Barensis z. J. 1061. Auffällig ist, daß Amatus den zweiten Zug Roberts nach Sicilien gar nicht erwähnt, wie überhaupt die Geschichte der Jahre 1062—1068 nicht weiter berührt. Ich war früher geneigt nach L. V. c. 25 eine Lücke anzunehmen, aber Hirsch macht a. a. O. S. 302 mit Recht dagegen geltend, daß auch dem Leo Ostiensis hier keine vollständigere Erzählung im Amatus vorgelegen zu haben scheint; übrigens ist Amari (III. 114) unabhängig von mir ebenfalls zu der Annahme einer Lücke gekommen. Von den Neueren hat meines Wissens zuerst Gauttier d'Arc, Histoire des conquètes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce (Paris 1830) nach Amatus die Eroberung Siciliens dargestellt, aber nicht mit sonderlichem Glück. Eine bessere Anwendung von den interessanten Erzählungen des Amatus hat De Blasiis, Insurrezione pugliese (Napoli 1864) II. 61 ff. gemacht, nur ist zu bedauern, daß ihm die neueren deutschen Arbeiten über seinen Gegenstand unbekannt geblieben sind. Auch Amari geht auf die deutsche Literatur nicht ein, giebt aber sonst eine auf ein reiches Material gegründete Darstellung. Ueber die Expedition der Pisaner nach Sicilien sehe man die Chronik des Marango z. J. 1063 und die dort mitgetheilte Inschrift am Dome von Pisa. Hirsch meint a. a. O. S. 304, daß nach Pisaner Zeitrechnung das Jahr bestimmt sei, und setzt deshalb den Zug in das Jahr 1062, während Amari (III. 103) an dem Jahre 1063 festhält; jedenfalls stellt Amatus V. c. 28 den Zug in eine zu späte Zeit.

Auch ist zu bezweifeln, ob das Unternehmen von Robert veranlaßt war, wie Amatus meint; Gaufredus Malaterra II. c. 34 scheint hier den Zusammenhang richtiger anzugeben. Ueber die Unternehmungen Roberts in Apulien sind außer Amatus Lupus Protospatharius, der Anonymus Barensis und das Chronicon Nortmannicum die wichtigsten Quellen; über die Verhältnisse der Normannen in Calabrien sind sie weniger ausführlich, als Gaufred, der dort gelebt zu haben scheint, ehe er nach Sicilien kam.

S. 203—211. — Von der dem Grafen Roger durch Alexander II. übersandten Fahne spricht Gaufredus Malaterra II. c. 33. Daß Roberts zweiter Zug nach Sicilien in das Jahr 1065, nicht 1064 zu setzen ist, geht aus Lupus Protospatharius hervor; man vergleiche dabei die obige Bemerkung über die Chronologie des Gaufred. Die Eroberung Palermos habe ich hauptsächlich nach Amatus erzählt, dessen Bericht Gaufred wohl schon vor Augen hatte und kaum wesentlich erweiterte. Auffällig ist, wie wortkarg hier Gaufred ist, während Guillermus Apuliensis sich ziemlich breit ergeht, factisch aber auch wenig zu der Darstellung des Amatus hinzufügt. Als das Datum der Einnahme Palermos findet sich bei Lupus und dem Anonymus Barensis der 10. Januar 1072, nach der unklaren Stelle bei Amatus VI. c. 22 aber müßte sich bereits Weihnachten die Stadt ergeben haben. Nur kann unser Weihnachtsfest dabei kaum in Betracht kommen, da Amatus selbst die Normannen erst im August über das Meer gehen und dann fünf Monate Palermo belagern läßt; ist diese Rechnung richtig, so konnte sich Palermo erst im Januar ergeben. Sollte nicht bei dem Weihnachtsfest des Amatus an Epiphanias zu denken sein? Ergab sich die Stadt am 6. Januar, so würde Robert am 10. seinen feierlichen Einzug gehalten haben; es geschah nach Amatus am vierten Tag nach der Uebergabe. Amari erwähnt (III. 126) ein kirchliches Dankfest, nach welchem die Uebergabe der Stadt am 2. Januar erfolgt wäre. Gauttier d'Arc hatte, wie schon gesagt, den Amatus zur Hand, aber auffälliger Weise benutzt er ihn gerade hier nicht, sondern folgt Gaufred, und zwar an einer Stelle (L. III. c. 11), wo der Autor gar nicht von der Belagerung Palermos, sondern der von Trapani i. J. 1077 oder vielmehr 1078 spricht. Von dieser Darstellung Gauttiers ist in der That kein Wort richtig: die Belagerung Palermos läß er im Mai 1071 beginnen und die Uebergabe am 10. Juni desselben Jahres erfolgen. Den Mai 1071 hält er für ganz gesichert durch die, wie berührt, auf den Zug gegen Trapani bezüglichen Rhythmen des Gaufred:

Anno verbi incarnati transacto millesimo
Adiectoque super mille septies undecimo
Expeditionem movet comes mense Madio.

Daß siebenmal elf nicht einundsiebzig ist, ist wohl Jedem einleuchtend, und diese Kenntniß würde Gauttier vor Irrthümern bewahrt haben, die selbst in der historischen Literatur Frankreichs kaum ihres Gleichen haben möchten. Die lokalen Bestimmungen Palermos bei Amatus finden zum Theil ihre Bestätigung in dem interessanten Reisebericht des Mohammed-Ebn-Djobaïr aus dem dreizehnten Jahrhundert, den Amari mit einer französischen Uebersetzung herausgegeben hat: Voyage en Sicile de Mohammed-Ebn-Djobaïr (Paris 1846) p. 46. Man vergleiche auch Amaris eigene Schilderung in der Storia dei Musulmani III. 118. 119. Die interessante Nachricht des Amatus über die Vertheilung Siciliens zwischen Robert und Roger ist von Amari und Anderen angezweifelt worden, weil sie bei Gaufred keine Bestätigung findet; aber mir scheinen diese Zweifel nicht ausreichend begründet. Die merkwürdige Stelle über die Habgier der Söhne Tancreds steht bei Gaufred II. c. 38. Die Ge-

schichte der Gesandtschaft der Capuaner an den königlichen Hof erzählt Amatus IV. c. 28; Leo Ostiensis schreibt ihm auch hier nur nach.

S. 213—216. — Den Schwur Wilhelms von Burgund und seiner Genossen erwähnt Gregor VII. im Reg. I. 46. Den Brief des Grafen Fulko von Anjou an Hildebrand hat Sudendorf (Berengarius Turonensis S. 235) aus der hannoverschen Briefsammlung zuerst bekannt gemacht. Ueber sein früheres Verhältniß zu Wilhelm dem Eroberer spricht sich Gregor VII. im Reg. VII. 23 bestimmt genug aus.

S. 216—220. — Ueber die allgemeinen Verhältnisse Spaniens im elften Jahrhundert verweise ich auf Schäfer, Geschichte von Spanien II.; leider sind die kirchlichen Angelegenheiten dort nicht eingehend behandelt. Ausführlich nach den Quellen untersucht diese Gfrörer im vierten Bande seines Gregor VII., doch wird man sich schwerlich von seiner Beweisführung des alten Rechts des Stuhls Petri auf Spanien überzeugt fühlen. Den Kriegszug der Franzosen über die Pyrenäen i. J. 1063 erwähnt außer französischen Quellen auch Siegbert zu diesem Jahre. Für die Gesandtschaft Hugos i. J. 1068 sind die bei Mansi gesammelten Acten der damals in Spanien gehaltenen Synoden wichtig, wie das Schreiben des Papstes Alexander II. vom 18. October 1071 (J. L. R. 4691). Nicht zu übersehen sind auch die Bemerkungen Bonizos p. 651, welche den Brief Gregors VII. im Reg. I. 6 zum Theil erläutern. Die Rüstungen des Grafen Ebulo zu einem zweiten Kriegszug gegen die spanischen Araber und sein Verhältniß zu Rom gehen aus dem zuletzt angeführten Briefe Gregors VII. und dem unmittelbar im Registrum folgenden Stücke hervor.

S. 220—224. — Nach den bekannten Werken von Thierry und Lappenberg hat Gfrörer, Gregor VII. Bd. III. eine neue und vielfach abweichende Darstellung der Eroberung Englands durch die Normannen versucht, in welcher er ebenso entschieden für die Normannen Partei nimmt, als sein Vorgänger für das unterdrückte Sachsenvolk. Dies ist kaum zu verwundern; aber Befremden muß doch erregen, wie er darzuthun versucht, daß Wilhelm ein Lehensverhältniß zu dem Stuhle Petri anerkannt habe, da der berühmte Brief Wilhelms an Gregor VII. (Epp. Lanfranci Nr. 7) über das wahre Verhältniß nicht den geringsten Zweifel zuläßt. Der Papst verlangte, daß Wilhelm ihm und seinen Nachfolgern den Fidelitätseid leisten solle (quatenus tibi et successoribus tuis fidelitatem facerem); der König dagegen verweigert es, weil weder er, wie er sagt, eine solche Verpflichtung eingegangen sei, noch seine Vorgänger ein Gleiches gethan hätten. Und wie erklärt Gfrörer S. 536 diese ganz unzweideutigen Worte? „Gregor machte geltend", sagt er, „es genüge keineswegs, daß der König von England sich mit dem Mund als Vasallen des heiligen Stuhls bekenne, er müsse vielmehr durch die That, durch Abtretung der Normandie, zeigen, daß er den übernommenen Verbindlichkeiten gemäß handle." Das soll heißen: fidelitatem facere, und diese thatsächliche Bewährung der Vasallenpflicht soll zugleich den Nachfolgern des Papstes gelten und Wilhelm sich von ihr durch Hinweisung auf seine Vorgänger entbinden, bei denen diese thatsächliche Bewährung nicht stattgefunden habe! Begreif's, wer's kann. Von den Quellen für die Geschichte der Eroberung genügten für meinen Zweck das Werk des wohlunterrichteten Kapellans König Wilhelms, des Archidiakonen Wilhelm von Lisieux (Du Chesne, Script. hist. Norm. 172—213), und die Kirchengeschichte des Ordericus Vitalis, die zum Theil die uns verloren gegangenen Stücke von Wilhelms Werk ergänzt. Die schlimme Antwort König Wilhelms an die Legaten Nicolaus' II. findet sich bei Ordericus L. III. z. J. 1033. Ueber die Theilnahme Heinrichs III. an der Zurückführung Edwards, Edmunds Sohn, nach England sehe man Lappen-

berg, Geschichte von England I. S. 517 und über Edwards Familienverhältnisse a. a. O. S. 463. 464. Das Freundschaftsbündniß Heinrichs IV. mit Wilhelm dem Eroberer erwähnt Wilhelm von Lisieux p. 197. Ueber Adalberts Verhältniß zu Wilhelm sehe man Adam von Bremen III. c. 53, über Annos Lambert z. J. 1074 (p. 216). Lamberts Erzählung thut hinreichend dar, daß Heinrich nicht zu derselben Zeit Wilhelm zur Hülfeleistung gegen die Sachsen eingeladen haben kann, wie Bruno, de Bello Saxonico c. 36 berichtet.

S. 225—228. — Die ersten Verbindungen Boleslaws des Kühnen mit Rom erhellen aus dem Reg. Greg. VII. L. II. ep. 73; die Verhältnisse Roms zu Salomo von Ungarn und Herzog Geisa aus dem Reg. Greg. VII. L. I. ep. 58, L. II. ep. 13. Ueber die dem Böhmenherzog Spitihnew von Nicolaus II. übersandte Mitra und den von jenem geleisteten Census von 100 Pfd. Silber sehe man das Verzeichniß der Einkünfte der römischen Kirche bei Deusdedit (Ausgabe von Martinucci p. 333 und Borgia, Breve istoria del dominio temporale App. p. 16). Daß Wratislaw dann die Mitra von Alexander II. erhielt und den Census ebenfalls leistete, geht aus dem Reg. Greg. VII. L. I. ep. 38 und L. II. ep. 7 hervor. Ueber die Streitigkeiten zwischen Wratislaw und seinem Bruder Jaromir handelt ausführlich Cosmas Prag. II. c. 27 ff.; man vergleiche auch den Brief Siegfrieds an Gregor VII. im Codex Udalrici Nr. 130 (J. 40). Das Verhältniß Svend Estrithsons zu Alexander II. und Hildebrand erhellt aus dem Fragment einer Bulle Alexanders bei Mansi XIX. 943 und dem Reg. Greg. VII. L. II. ep. 51. 75 und L. V. ep. 10.

S. 230. 231. — Den Konstanzer Handel kennen wir aus Siegfrieds Brief an den Papst im Codex Udalrici Nr. 122 (J. 36), der officiellen Aufzeichnung über die Mainzer Synode Nr. 123 (J. 37) und dem Begleitschreiben des Erzbischofs bei Uebersendung des letzteren an den Papst Nr. 124 (J. 38). Diese Actenstücke zeigen, daß in den wichtigsten Punkten Lamberts Erzählung hier irrig ist, wie Ranke zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten weiter entwickelt hat. Auch die Darstellung bei Berthold zu den Jahren 1069. 1070. 1071 ist nicht frei von Unrichtigkeiten. Beide Annalisten stellen, wie auch der Altaicher Mönch, den König nach dem Zeugniß der Acten in ein zu ungünstiges Licht.

S. 231. 232. — Für die Streitigkeiten, welche durch Roberts Erhebung zum Abt von Reichenau herbeigeführt wurden, ist der Brief Gregors VII. im Reg. I. ep. 82 unsere sicherste Quelle. Was hier erzählt wird, stimmt mit den Angaben bei Berthold, Bernold und dem Altaicher Mönch im Ganzen überein. Dagegen finden sich auch hier die entschiedensten Widersprüche mit der Erzählung des Lambert, die hiernach mit Vorsicht benutzt werden muß, so dankenswerthe Aufschlüsse sie auch im Einzelnen darbietet. Daß der König selbst Geld von Robert genommen habe, sagen Berthold und Lambert, aber in dem Briefe Gregors wird darauf nicht hingedeutet. Ueber Roberts Einsetzung in Gengenbach und seinen Tod belehren die Annales Gengenbacenes (M. G. V. 389. 390). Floto II. 8 bringt die Reichenauer Vorgänge mit dem über die Räthe Heinrichs IV. von Alexander II. verhängten Bann in unmittelbare Verbindung, aber gewiß mit Unrecht. Denn einmal sind die von Robert mit Kirchengut ausgestatteten Herren, wie klar aus dem Schreiben hervorgeht, erst von Gregor VII. gebannt worden, und zwar wurde der Bann am 8. Mai 1074, also erst nach der Aussöhnung mit dem König proclamirt; außerdem werden jene Herren nirgends bestimmt als Räthe des Königs bezeichnet.

S. 232. 233. — Ueber die Mailänder Vorgänge im Jahre 1072 und 1073 sehe man Arnulf IV. c. 2. 3 und Bonizo p. 653. 654; zu vergleichen ist ferner

Gregorii VII. Reg. L. I. ep. 14. Den Brief Papst Alexanders II. an König Heinrich erwähnt Bonizo. Man darf mit demselben nicht die ganz grundlose Nachricht bei Eckehard z. J. 1073 combiniren, die ich bereits (Ann. Altah. S. 207 Anm.), dann auch Floto II. 8 kritisirt hat. Gfrörer vertheidigt zwar die Notiz bei Eckehard, aber meines Erachtens nicht überzeugend. Daß Hildebrand öfters vor seinem Pontificat durch briefliche Vorstellungen auf Heinrich einzuwirken versucht habe, sagt er selbst in dem Schreiben bei Bruno c. 72 und im Reg. IV. ep. 1. Bestimmteres über die Bannung der königlichen Räthe findet sich nur bei Bonizo p. 655, aber die Briefe Gregors VII. bestätigen durchaus, was hier gemeldet wird. Von Anfang dieses Pontificats an bestand bereits der Zwiespalt zwischen dem Könige und Rom, und der Grund war Heinrichs communio cum excommunicatis (Reg. I. ep. 21). Der im Text berührte Brief des Anno ist unter unseren Documenten A. 8 abgedruckt.

S. 233—236. — Ueber die Klosterreformen jener Zeit sehe man besonders Lambert z. J. 1071 und 1075; auch von der Reliquienverehrung und dem Wunderglauben seiner Zeitgenossen giebt er viele Beispiele, namentlich z. J. 1071 und 1072. Des Landfriedens in Thüringen gedenkt er z. J. 1069 und 1070. Wie Heinrich in Goslar einen Landfrieden für Sachsen beschwören ließ, wird bei Berthold und Bernold z. J. 1069 berichtet. Man vergleiche auch oben S. 1097 Anm. 2.

S. 236—238. — Die neue Bedeutung der römischen Fastensynoden habe ich hervorgehoben in dem Aufsatze über die Gesetzgebung der römischen Kirche (Münchener historisches Jahrbuch für 1866 S. 122—124). Die Epigramme des Petrus Damiani stehen in seinen Werken IV. p. 25. Ueber die letzten Lebenszeiten des Bischofs von Ostia sehe man seine Biographie c. 21. 22 und über seinen Nachfolger Gerald die Vita Udalrici Cellensis posterior c. 12.

S. 238—240. — Die Worte des Amatus über die Papstwahl stehen am Schlusse des vierten Buches. Die ausführlichste Darstellung der Vorgänge bei Gregors VII. Wahl giebt Bonizo p. 656. 657; sie wird in den wesentlichen Punkten durch Gregors eigene Angaben im Reg. I. ep. 1—9 bestätigt. Vor dem Registrum findet sich das Wahlprotokoll; Beno p. 2 und 15 behauptet, die Cardinäle hätten es aus Furcht, daß sie der Bann wegen Uebertretung der kanonischen Bestimmungen für die Sedisvacanz treffen könnte, nicht unterschrieben, und in der That liegt es ohne Unterschriften vor. Sehr auffällig ist in demselben der unbestimmte Gebrauch des Worts cardinales, da es heißt: nos sanctae Romanae catholicae et apostolicae ecclesiae cardinales clerici, acoliti subdiaconi, diaconi, presbyteri, praesentibus venerabilibus episcopis et abbatibus, clericis et monachis consentientibus, plurimis turbis utriusque sexus diversique ordinis acclamantibus, eligimus. Gegenüber der Erzählung bei Bonizo möchte ich nicht aus dem Protokoll, wie es Zöpffel (Papstwahlen S. 105) thut, eine förmliche Wahl in S. Pietro in Vincoli folgern. Die Anschuldigungen Hildebrands wegen der Wahl erhellen am deutlichsten aus dem Decret der Brixener Synode (M. G. Legg. II. 51) und Benzo VII. c. 2; auch in Heinrichs Brief z. J. 1076 (M. G. Legg. II. 47) und aus mehreren Stellen bei Beno lassen sie sich erkennen. Ueber den Mangel an Beweisen für alle diese Anklagen sehe man besonders jetzt Wido Ferrariensis p. 154 und 169; auch Gregors Schreiben im Reg. I. 39 ist für die Beurtheilung seiner Absichten nicht unwichtig. Das vertraute Verhältniß zwischen Hildebrand und Hugo dem Weißen zu jener Zeit geht vor Allem aus dem Reg. I. ep. 6 hervor. Sehr eingehend hat über die Wahlvorgänge Martens, Besetzung des päpstlichen Stuhls S. 159—178 gehandelt;

daß Hugo sich vor der Acclamation an Hildebrand gewendet und von ihm die Zusage der Acceptation erhalten habe, ist von mir nicht, wie er sagt, behauptet worden.

S. 241—244. — Die früher gewöhnliche Annahme, daß Gregor die Bestätigung des Königs nachgesucht und erhalten habe, beruht auf Lambert p. 194 und Bonizo p. 657, deren Erzählungen aber in keiner Weise harmoniren. Nach Bonizo sucht Gregor die Bestätigung in der Hoffnung nach, daß er sich so der drückenden Bürde des Pontificats entledigen werde, aber der König sendet sogleich den Kanzler Gregor nach Rom ab, um die Wahl zu bestätigen und selbst bei der Weihe zugegen zu sein. Nach Lambert provociren die deutschen Bischöfe eine Einmischung des Königs, der den Grafen Eberhard nach Rom sendet, um die Wahlvorgänge zu untersuchen. Der Graf wird von Gregor gütig empfangen, der ihn versichert, nur gezwungen das Regiment der Kirche übernommen zu haben, und die Weihe, bis der König seine Zustimmung gegeben habe, zu verschieben verspricht. Als dies dem König gemeldet wird, ertheilt er sogleich seine Einwilligung, und die Weihe erfolgt. Lamberts Erzählung hat v. Ranke (zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten in den sämmtlichen Werken LI. LII. S. 136. 137) eingehend kritisirt und ihren Widerspruch mit Bonizos und Gregors eigenen Aeußerungen hervorgehoben. Die Sendung Eberhards will Ranke zwar nicht gänzlich in Abrede stellen, doch bestreitet er, daß Eberhard Aufträge gehabt und Antworten empfangen habe, wie sie Lambert berichtet. Floto, der gleichfalls die Glaubwürdigkeit Lamberts in Zweifel stellt (II. 6), geht weiter und meint, die Sendung Eberhards nach Rom habe überhaupt nicht stattgefunden, weil Eberhard nach Bonizo (p. 664) zu den gebannten Räthen Heinrichs gehört habe. Auch Bonizos Darstellung hält Floto nicht für glaubwürdig und neigt sich der Meinung zu, daß Gregor weder die Bestätigung seiner Wahl beim Könige nachgesucht, noch sie erhalten habe. Und daß beides nicht geschehen ist, halte ich für unzweifelhaft[1]. Was Bonizo von Gregor VII. bei dieser Gelegenheit erzählt, erinnert an die Vorgänge bei der Wahl Gregors I., mit dem Bonizo seinen Helden auch sonst wohl parallelisirt. Daß Gregor VII. so nicht verfahren konnte, zeigen positiv seine Briefe; sie beweisen eben so bestimmt, daß der Papst dem Grafen Eberhard nicht antwortete, wie Lambert ihn antworten läßt, und daß er überhaupt seine Stellung von einer Entscheidung des Königs nicht abhängig machte. Auch thun die Quellenstellen, die Floto a. a. O. zusammengestellt hat, meines Erachtens ganz unzweideutig dar, daß der König niemals die Wahl förmlich bestätigt hat. Wie hätte man sie sonst auch später auf Grund des Decrets Nicolaus' II. bestreiten können? Wenn aber Bonizo in der Annahme irrt, daß der Papst die Bestätigung nachgesucht und erhalten, Lambert in der anderen, daß der König sie beansprucht und ertheilt habe, so können ihre Erzählungen doch anderweitig eine factische Grundlage haben. So scheint mir kein vollwichtiger Grund zu bezweifeln, daß Gregor that, was Bonizo sagt: missis ad eum (regem) continuo literis et mortem papae notificavit et suam ei electionem denunciavit, wenn uns auch im Registrum gerade ein solches Notificationsschreiben an Heinrich fehlt, wie es an andere Personen dort erhalten ist. Noch weniger sehe ich Grund, das von Bonizo gemeldete Factum in Abrede zu stellen, daß der Kanzler Gregor bei der Weihe des Papstes zugegen war.

1) Schon Papencordt (Geschichte der Stadt Rom S. 208) und Damberger (Synchronistische Uebersicht IV. S. 797) haben beides bestimmt in Abrede gestellt. v. Hefeles Polemik gegen Papencordt und Damberger in der Theologischen Quartalschrift 1861 S. 411—416 und in der Conciliengeschichte² V. 4—10 scheint mir hier nicht überzeugend. Vergl. Martens a. a. O. S. 164—177.

Allerdings hatte der Kanzler mit anderen Lombarden, wie aus dem Brief des Wilhelm von Metz (Watterich, Vitae pontif. I. 741) hervorgeht, anfangs dahin gearbeitet, daß der König die Wahl cassiren möchte, aber die Weigerung desselben änderte seine Stellung, und aus Reg. I. ep. 26 geht hervor, daß der Kanzler sich mit dem Papst verständigte. So scheinen mir ferner auch Lamberts Nachrichten über die Bemühungen der deutschen Bischöfe, die Wahl durch königliche Einsprache ungültig zu machen, nicht zu bezweifeln. Noch mehrere Monate später klagte der Papst über die Kälte der deutschen Bischöfe. Erst im März 1074 schrieb ihm Anno; wenig früher, etwa im Februar, ist Siegfrieds Brief im Cod. Udalrici Nr. 130 (J. 40) abgefaßt, den der Papst durch das Schreiben im Reg. I. ep. 60 beantwortete. Die Ueberschrift in Siegfrieds Brief lautet: Reverentissimo patri, novo Gregorio, sacerdotio primae sedis apostolicae infulato, Sigefridus Moguntinae dispensator ecclesiae. Durch die schönen Worte des Erzbischofs hat sich der Papst nicht irre machen lassen, und noch weniger dürfen sie uns zu der Meinung verleiten, als ob Siegfried nichts sehnlicher gewünscht hätte, als Gregors Erhebung. Vergl. Floto II. 9. Schwer zu sagen ist, ob man Lamberts Erzählung von der Sendung des Grafen Eberhard nach Italien irgend welchen Glauben beimessen soll. Vielleicht liegt nur eine Verwechselung mit Eberhards Mission i. J. 1075 vor, aber unmöglich wäre doch nicht, daß er auch damals im Auftrage des Königs nach Italien geschickt wäre, vielleicht um die lombardischen Bischöfe zu beschwichtigen. Offenbar irrig ist Lamberts Angabe, der Papst sei erst am 2. Februar 1074 ordinirt; ebenso falsch sind auch Bernolds Daten in der Chronik und im Necrologium, die überdies differiren: Bonizos Bestimmung wird hier durch das Registrum bestätigt. Eine „sorgfältig berechnete Verschiebung des Datums" wird in Lamberts Irrthum wohl nur der vermuthen, der mit Delbrück (Glaubwürdigkeit Lamberts S. 4. 5) in Lamberts ganzer Erzählung bewußte Fälschung sieht. Man vergl. auch F. Braun, Die Tage von Canossa, erste Hälfte (Programm des Marburger Gymnasiums 1873) S. 13. ff.

S. 244—246. — Gregors Ansichten über die Verderbniß der Zeit sind im Reg. I. ep. 9 ausgesprochen; man vergleiche auch den nicht viel späteren Brief an Lanfrank Epp. coll. 1. — Die Bildung des päpstlichen Vassallenheeres durch Gregor haben wir erst durch Wido Ferrariensis p. 155 bestimmter kennen lernen. Ueber Cencius ist Paulus Bernriedensis c. 46 zu vergleichen, über die Huldigung von Imola Reg. I. ep. 10. Die ersten, eigentümlichen Beziehungen zwischen Robert Guiscard und Gregor VII. erzählt Amatus VII. c. 8—10; man vergleiche den Brief des Papstes an Erlembald im Reg. I. ep. 25. Der Vertrag mit Landulf findet sich im Registrum I. ep. 18a. Man sieht aus ihm recht deutlich, welche klägliche Stellung Gregor den von ihm abhängigen Fürsten beließ: Landulf mußte buchstäblich dieselben Bedingungen eingehen, wie damals die Procuratoren der römischen Kirche. Der Eid derselben ist aus Deusdedit (Ausgabe von Martinucci p. 338. 339 und Borgia, Breve istoria del dominio temporale App. p. 20) bekannt. Der Lehnseid, den Richard Gregor VII. leistete, findet sich im Registrum I. 21a. Von dem Alexander II. geschworenen Eide unterscheidet er sich nur durch die Auslassung des pro meo posse in Bezug auf die Vertheidigung der Rechte und Besitzungen des heiligen Petrus und die Formel: Regi vero Henrico, cum a te admonitus fuero vel a tuis successoribus, iurabo fidelitatem, salva tamen fidelitate s. R. e., an deren Stelle der frühere Eid die Worte hat: nulli iurabo fidelitatem nisi salva etc.

S. 246—249. — Die Darstellung der Versuche, die Eintracht zwischen dem König und dem Papst herzustellen, beruht ganz auf den Nachrichten, die sich im Registrum I. 12—28 finden. Der Brief des Königs an den Papst steht dort nach ep. 29. Ueber die Echtheit desselben ist nach Voigt und Stenzel Nichts mehr zu sagen; sie ist jetzt allgemein anerkannt. Robert Guiscards Angriff auf Capua erzählt Amatus VII. c. 10. 11, den Tod Pandulfs bei Monte Serchio die Chronica S. Benedicti (M. G. III. 203) und die Annales Beneventani z. J. 1073; die falsche Jahreszahl in beiden Quellen ist leicht zu berichtigen.

S. 249—253. — Ueber die Gesandtschaft des Papstes an Heinrich in der Osterzeit 1074 handeln Lambert p. 215. 216, Bonizo p. 657. 658, Marianus Scottus und Bernold z. J. 1074. Sie geben alle einige gute und brauchbare Notizen, aber bedürfen doch sämmtlich, wie die Actenstücke zeigen, vielfacher Berichtigung. Solche Actenstücke sind der interessante Brief des Liemar bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 5, dann mehrere Briefe Gregors (Reg. I. 39. 85. II. 28. 29. 30 und Epp. coll. 14). Lambert nennt als päpstliche Legaten die Kaiserin und fünf Bischöfe, aber alle jene Briefe bezeugen, daß Legaten des Papstes allein die beiden Cardinalbischöfe waren, welche die Kaiserin begleiteten. Rainald von Como, dessen Lambert und Bonizo gedenken, war damals häufig der Begleiter der Kaiserin, und nur in dieser Eigenschaft wird er sich der Gesandtschaft angeschlossen haben, wie auch wohl Heinrich von Chur, den Lambert allein nennt. Daß die Legaten den König förmlich wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen haben, sagt Gregor selbst im Reg. I. 85 (peregistis, filium vestrum Heinricum regem communioni ecclesiae restitui) und Epp. coll. 14 (ad poenitentiam susceptus). Aber im eigentlichen Sinn vom Bann gelöst, wie Lambert meint, wurde er schon deshalb nicht, weil das Anathem nicht unmittelbar über ihn, sondern nur über seine Räthe ausgesprochen war. Daß der König dabei Reue bezeugte, Besserung gelobte und bestimmte Versprechungen gab, liegt in der Natur der Sache und wird auch ausdrücklich bezeugt. Eine Bußscene, wie sie Floto II. 14 nach Manegold darstellt, die der späteren in Canossa nur zu sehr gleicht, hat in Nürnberg gewiß nicht stattgefunden; Manegold ist für solche Dinge ein schlechter Zeuge. Daß zugleich die gebannten Räthe des Königs absolvirt seien, wird nirgends ausdrücklich gesagt, aber folgt doch theils aus den Nachrichten bei Bernold über die von ihnen geleisteten Eide, theils war es durchaus nöthig, wenn der König nicht sofort wieder Censuren verfallen sollte; denn irrig ist offenbar, wenn Bonizo berichtet, der König habe jene Räthe aus seiner Nähe entlassen. Was über die von den Legaten geforderte Synode Bonizo und Lambert berichten, wird ergänzt und noch mehr berichtigt durch den erwähnten Brief Liemars, dessen Abdruck bei Sudendorf einiger Correcturen bedarf. S. 8 Z. 6 ist zu lesen v o b i s domi vestrae statt nobis; S. 9 Z. 11 wohl i n t e r n a suggestione für in terra oder das von Troß emendirte i t e r a t a; auch Tu in Z. 4 vom Schluß möchte ich lieber in N a m statt in Dum ändern, welches letztere sich dem Gedanken schwer anpaßt. Lamberts und Bonizos Berichte zeigen übrigens in gleicher Weise, wie behutsam man mit ihren subjectiven Deutungen der Thatsachen sein muß. Nach Bonizo soll der König die Synode eben so absichtlich hintertrieben, wie nach Lambert leidenschaftlich betrieben haben, um sich einiger mißliebiger Bischöfe zu entledigen. Ueber die ersten Zurüstungen des Papstes zu dem Zuge nach Constantinopel sehe man Reg. I. 18. 46. 49. 72. II. 3.

S. 253—260. — Das verunglückte Unternehmen des Papstes gegen Robert Guiscard erzählt weitläufig Amatus VII. c. 12—17; wichtige Notizen finden sich

auch bei Bonizo p. 659; die Nachrichten Beider bestätigen die Briefe im Registrum I. 84. 85. II. 9. Der mitgetheilte Brief an Hugo von Cluny steht im Registrum II. 49; im Uebrigen sehe man daselbst II. 3. 30. 31. 40. Durch diese Aktenstücke gewinnen die erneuerten Vorbereitungen für den überseeischen Krieg Licht. Dieser Zeit gehört auch der interessante Brief an, den zuerst Sudendorf im Registrum II. Nr. 21, dann in verbessertem Text Jaffé, Epp. coll. 11 herausgegeben hat. Der Brief an Svend Estrithson steht im Registrum II. 51. Außer den sonst bekannten Stellen über die Vermählung des Constantin Dukas mit der Helene beachte man auch die Notiz bei Amatus VII. c. 26.

S. 260—266. — Die Zerwürfnisse zwischen Gregor VII. und König Philipp von Frankreich lernt man aus dem Registrum II. 5. 18. 32 kennen; für das Verhältniß des Papstes zu Manasse von Reims und anderen französischen Bischöfen ist der Brief Reg. II. 56 bezeichnend. Die Citationsschreiben Gregors an die deutschen Bischöfe stehen im Reg. II. 28. 29, wo in dem ersten Brief wohl das Datum II. Id. Dec. in II. Non. Dec. zu emendiren ist. Löwenfeld, abweichend von Jaffé, setzt beide Schreiben nicht in den December 1074, sondern 1073 (Reg. pont. p. 6027); er folgt hierbei Dünzelmann (Forschungen XV. 523) und zum Theil auch Beyer (Forschungen XXI. 440), doch scheint diese Einordnung der Briefe bedenklich. In dem bereits angeführten Briefe Liemars an Hezilo bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 5 sind besonders die Worte bemerkenswerth: Periculosus homo vult iubere, quae vult, episcopis ut villicis suis, quae si non fecerunt omnia, Romam venient aut sine iudicio suspenduntur. Das Schreiben Hermanns von Bamberg an Gregor VII. findet sich im Cod. Udalrici Nr. 135 (J. 43), das Siegfrieds von Mainz daselbst Nr. 132 (J. 42); über die Synode zu Erfurt i. J. 1074 ist Lambert p. 218. 219 einzusehen. Sehr unterrichtend über die Verhältnisse der deutschen Kirche zu Gregor in den Anfängen seines Pontificats ist das Schreiben Udos von Trier, welches Sudendorf im Registrum I. Nr. 4 zuerst herausgegeben hat und in Verbindung mit Gregors Schreiben im Reg. II. 10 zu bringen ist. Der wichtige Brief des Papstes an die oberdeutschen Herzoge steht im Reg. II. 45; man vergl. damit Epp. coll. 10.

S. 266—269. — Ueber die Vorgänge auf der Fastensynode 1075 finden sich Nachrichten im Reg. II. 52a, bei Marianus Scottus, Arnulf von Mailand IV. c. 7. Berthold, Bernold und Bonizo (p. 663), in den päpstlichen Schreiben im Reg. II. 63. 66. 67 und unter den Epp. coll. 3. 4. 5, welche letztere dem Jahre 1075 nach meiner Meinung zuzuschreiben sind, während sie Jaffé mit anderen auf 1074 bezieht. Ueber die legislatorische Thätigkeit Gregors auf dieser Synode sehe man meine Abhandlung über die Gesetzgebung der römischen Kirche im Münchener historischen Jahrbuch für 1866 S. 126 ff., wo namentlich auch über die erste Form des Investiturverbots gehandelt ist. Es ist irrig, wenn in Rankes Weltgeschichte VII. 254 gesagt wird, daß auf der Synode von 1074 Gregor die Festsetzungen über Investitur erneuert hätte, da solche damals noch gar nicht erlassen waren. Eingehend ist die Geschichte der römischen Synoden in dieser Zeit von O. Meltzer in seiner Schrift. Papst Gregor VII. und die Bischofswahlen. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage (Dresden 1876) behandelt worden.

S. 270. 271. — Petrus Damiani sagt in dem Buch de privilegio Romanae ecclesiae in der Einleitung Opp. T. III. p. 37: frequenter a me — — postulasti, ut, Romanorum pontificum decreta vel gesta percurrens, quicquid apostolicae sedis auctoritati specialiter competere videretur, hinc inde curiosus excerperem

atque in parvi voluminis unionem novae compilationis arte conflarem. Hanc itaque tuae petitionis instantiam cum ego negligens flocci penderem magisque superstitioni quam necessitati obnoxiam iudicarem etc. Ueber den sogenannten Dictatus papae im Reg. II. 55a sehe man die erwähnte Abhandlung im Münchener historischen Jahrbuch S. 128 ff.

S. 272. 273. — Ueber die Ursachen des sächsischen Aufstands siehe Waitz V. G. VIII. 429, K. W. Nitzsch in v. Sybels Historischer Zeitschrift XLV. 202. 203. Einzelheiten sind erörtert von A. Zweck (Gründe des Sachsenkrieges unter Heinrich IV., Königsberg i. Pr. 1881), R. Tieffenbach (Die Streitfrage zwischen Heinrich IV. und den Sachsen. Königsberg i. Pr., Programm des Wilhelmsgymnasiums, 1886) und R. Wagemann (Sachsenkriege Heinrichs IV. Celle 1882).

S. 274—276. — Die Versammlung der Fürsten zu Goslar erzählt Bruno c. 23. Man hat an seinem Bericht hauptsächlich deshalb Anstoß genommen, weil die Fürsten nach vergeblichem Harren die Antwort erhalten haben sollen, der König sei geeilt ad urbem suam. Stenzel I. 291 meint deshalb, die Fürsten seien nicht in, sondern bei Goslar, etwa in Werla gewesen, und versteht unter der urbs Goslar selbst. Aber Bruno läßt die Fürsten sich ausdrücklich in Goslar selbst versammeln, und schwerlich wird je in Quellen jener Zeit Goslar eine urbs genannt; ich finde es vielmehr stets als villa regalis bezeichnet. Urbs ist ein befestigter Ort, und Bruno selbst braucht es c. 34 gleichbedeutend mit castellum und munitio; so nennt er Lüneburg c. 21 castellum, dagegen c. 26 urbs und c. 27 auch die Harzburg urbs. Die Annales Altahenses sagen vom König: urbes multas iam dudum ceperat edificare, wobei auch nur an Burgen zu denken ist. Hiernach ist bei Bruno a. a. O. unter urbs sicher nur die Harzburg zu verstehen, und ich glaube nicht, daß er ohne alle Anschauung schrieb, wie Floto V. 382 behauptet. Auch die Annales Altahenses erwähnen die Versammlung am 29. Juni zu Goslar, weichen freilich in Einzelheiten vielfach von Brunos Darstellung ab. Lambert spricht von den Vorgängen am 29. Juni nicht, wohl aber erwähnt er die gewaltige Ausdehnung, welche alsbald die Verschwörung in Sachsen gewann. Das Verzeichniß der verschworenen Fürsten giebt er p. 196; er nennt unter ihnen auch Adela, Dedis schlimmes Weib, omni marchione animosior atque implacatior. Ob Bischof Friedrich von Münster von ihm mit Recht hier genannt wird, ist mehr als zweifelhaft, da er bei Bruno c. 27 noch später als Unterhändler des Königs aufgeführt wird. Die große Versammlung der Sachsen beschreibt Bruno c. 24—26. Daß die Ortsbezeichnung Normeslowo verderbt ist, wird nach den abweichenden Lesearten beim Annalista Saxo und in der Magdeburger Chronik sehr wahrscheinlich, obgleich auch diese keinen bestimmten Anhalt für eine Emendation bieten. Die Verbesserung in Vormeslovo (Wormsleben) bei Floto I. 383 scheint mir glücklich (vergl. c. 31 auch Nachan für Vachan) und jedenfalls der Wedekinds vorzuziehen, der an Haldensleben denkt. Die Zahl der sich eidlich zum Aufstand verpflichtenden Sachsen giebt Lambert an. Ueber die Einschließung der Lüneburg durch Graf Hermann handeln Lambert p. 201 und Bruno c. 21. Ob sie vor oder nach der großen Volksversammlung erfolgte, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Was Lambert p. 197 über die Rechtfertigung des Königs gegen Berthold auf der Harzburg sagt, beruht auf irrigen Voraussetzungen; Berthold war damals Herzog von Kärnthen.

S. 277—282. — Um den ersten August läßt Lambert p. 196. 197 die Sachsen eine Gesandtschaft an den König schicken, der sich damals zu Goslar befunden haben soll. Was diese Gesandschaft nach ihm dem Könige meldete, hat sie gewiß nicht

gesagt, da es theils entschieden unrichtig ist, wie Alles auf dessen Ehe Bezügliche, theils ganz unpassend. Ueberdies sind es zum Theil dieselben Dinge, welche nach Bruno c. 27 Otto von Nordheim später den königlichen Gesandten sagte, und da waren sie mehr an der Stelle. Aber Lamberts Bericht erregt auch andere Bedenken. Der König war um den 1. August nicht in Goslar, sondern auf der Harzburg, wie die Urkunde vom 26. Juli (St. R. 2764) und Bruno darthun. Ferner können alle die Ereignisse, welche Lambert zwischen dem Anfang August und dem 8. dieses Monats, wo der König die Harzburg verließ, zusammendrängt, unmöglich in wenig mehr als einer Woche stattgefunden haben. Deshalb ziehe ich Brunos Bericht vor, der die Sachsen bald nach der Versammlung zu Wormsleben vor die Harzburg rücken läßt; so konnten sie den König überrumpeln und in ihre Gewalt zu bringen hoffen. Es beirrt mich auch nicht, daß Aehnliches wie Lambert das Carmen de bello Saxonico I. v. 30 ff. zu melden scheint, da die Darstellung des Dichters hier, wie meistentheils, sehr unbestimmt gehalten ist. Ueber die Verhandlungen zwischen den Sachsen und den königlichen Gesandten sind die Nachrichten bei Lambert p. 197. 198 und Bruno c. 27 recht wohl zu vereinen; nur die Personen der Gesandten selbst werden zum Theil anders angegeben, und ich glaube Bruno auch hier deshalb folgen zu müssen, weil die von ihm genannten Männer zu dem Geschäft besonders tauglich waren. Ueber die Flucht selbst ist Bruno kurz, während Lambert sie p. 198 nach seiner Weise ausmalt. Da der König nach wenigen Tagen nach Hersfeld kam, konnte Lambert über diese Vorgänge gut unterrichtet sein. Floto I. 389 scheint mir den Bericht des Hersfelder Mönchs hier nicht ohne Hyperkritik zu betrachten; ich halte ihn im Wesentlichen für authentisch. Freilich wird man schwer glauben, daß der König und sein Gefolge drei Tage lang ohne Speise geblieben seien, obgleich es Stenzel nacherzählt; auch fügt Lambert selbst hinzu: ut fertur. Nach den Paderborner Annalen (Annales Yburgenses) wäre Heinrich nicht in der Nacht vom 8. bis 9. August, sondern erst am 10. geflohen. Die Annales Altahenses erwähnen nur kurz die Vorgänge vor der Harzburg und die Flucht des Königs. Eigenthümlich ist ihnen die Nachricht von dem Hinterhalt, welchen Otto von Nordheim dem flüchtenden König gelegt haben soll. Man wird die Notiz, worauf auch Dümmler aufmerksam gemacht hat, wohl auf die Zeit unmittelbar nach der Entfernung des Königs von der Harzburg beziehen müssen. Ueber die weiteren Ereignisse bis zum Schluß des Jahres ist Lambert fast die einzige Quelle, und er zeigt sich, wenn seine Ansicht auch befangen ist, hier in dem Thatsächlichen wohl unterrichtet. Was er p. 199. 200 über die Verbindung der Sachsen und Thüringer sagt, bestätigt Bruno c. 28. Ueber den Fall der Haimburg berichten Lambert p. 201 und die Altaicher Annalen; ausführlicher das Carmen de bello Saxonico I. v. 85 ff., doch scheinen mir die Ausführungen des Poeten im Einzelnen wenig historischen Gehalt zu haben. Sicher ist wohl, daß die Haimburg bereits von den Sachsen belagert war, als die Thüringer kamen. Ueber das Verhältniß Liemars von Bremen zum Grafen Hermann sehe man das interessante Schreiben des Ersteren bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 2. Der Brief gehört vielleicht erst in das Jahr 1074; die dem Liemar gewährte Amnestie könnte sich auf den Gerstunger Vertrag von diesem Jahre beziehen. Die Verhandlungen in Hersfeld und Kappel kennen wir nur aus Lambert p. 198—201. Ueber die villa, quae dicitur Capella, haut procul a Herveldia siehe die Bemerkungen von G. Freiherrn Schenk zu Schweinsburg im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der Geschichts- und Alterthumsvereine Jahrg. 1876 S. 5 und über die villa Herveldensis monasterii, quae dicitur Bredingen, Witzschel im

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Jahrg. 1876. Nr. 1. K. Köstler in den Forschungen XXV. 562 ff. vertritt neuerdings wieder die frühere Ansicht, daß unter Bredingen Breitenbach an der Fulda zu verstehen sei. Der König blieb während der nächsten Monate unausgesetzt in den fränkischen Gegenden. Die Urkunde, welche am 5. September 1073 zu Regensburg ausgestellt sein soll und nur in einem Transsumpt Kaiser Friedrichs II. vorhanden ist, hat Stumpf (R. 2767) mit Recht als untergeschoben bezeichnet. Berthold z. J. 1073 erzählt, daß der König damals in Worms längere Zeit verweilt und eine schwere Krankheit überstanden habe; ich weiß nicht, ob er dieselbe Krankheit meint, die Lambert erst später (um den 1. December) erwähnt.

S. 283—287. — Ueber die Unterhandlungen in Korvei berichtet allein Lambert p. 201. 202. Was die Sachsen bei den Erzbischöfen eigentlich bezweckten, nämlich entehrende Kirchenstrafen von Seiten derselben für den König, scheint mir früher nirgends nach Gebühr betont; thut man dies, so scheint das Verfahren der Sachsen nicht so unmotivirt, wie Floto I. 392 meint. Heinrichs Verbindungen mit den Liutizen und dem Dänenkönig berichtet allein Lambert p. 202. Die Versammlung der Fürsten war zu Würzburg, wie aus den beiden Urkunden vom 27. October 1073 (St. R. 2768. 2789) hervorgeht; dadurch ist der Irrthum bei Berthold entstanden, daß er auch das colloquium mit den Sachsen nach Würzburg verlegte. Der Tag zu Gerstungen wurde nicht das, was die Erzbischöfe beabsichtigt hatten, weil der König seine Einwilligung zu Siegfrieds Abkommen versagt hatte. Es fand kein allgemeiner Fürstentag dort statt, sondern die Sachsen unterhandelten lediglich mit den von dem Könige bevollmächtigten Fürsten. Daß sich diese von den Sachsen gewinnen ließen, ist nach der Darstellung bei Lambert p. 202. 203, nach Berthold z. J. 1073 und dem Carmen de bello Saxonico II. v. 35 ff. nicht zweifelhaft; ebenso wenig scheint mir ungewiß, worin das ostensible Abkommen bestand, welches die Unterhändler des Königs mit den Sachsen trafen, wenn man die Worte Bertholds iuxta quorundam episcoporum et ducum praedictorum consilium mit condixerant, und nicht mit se facturos, wie es Floto gethan hat, in Verbindung bringt. Fraglicher ist, worin das geheime Abkommen bestand, welches damals zu Stande kam. Nach dem Carmen de bello Saxonico hätten die Unterhändler des Königs sich verpflichtet, den Sachsen nicht zu schaden, d. h. wohl nicht die Waffen gegen sie zu ergreifen. Sehr möglich; aber die Verabredungen gingen, wie es scheint, doch weiter. Lambert versichert sehr bestimmt, daß man bereits die Absetzung des Königs und die Einsetzung eines anderen beschlossen habe und Rudolf nur nicht sogleich gewählt sei, weil er sich der Wahl selbst widersetzt habe. Mir scheint nun allerdings den Verhältnissen zu entsprechen, daß die Sachsen auf die Absetzung des Königs drangen und Rudolf durch Aussichten auf den Thron zu gewinnen suchten; nur so durchgreifende Beschlüsse, wie sie Lambert angiebt, können damals weder gefaßt, noch kann von Rudolfs Wahl bereits ernstlich die Rede gewesen sein. Wie hätten sich jene sieben Fürsten allein auf solche Sachen einlassen können? Ihr Interesse war allein, die Entscheidung an die Gesammtheit der Fürsten zu bringen, bei denen sie sich eines bestimmenden Einflusses für sicher hielten. Darauf weist denn auch Lambert selbst hin; die Unterhändler, meint er, hätten sich anheischig gemacht, bis Weihnachten mit den anderen Fürsten über die Reichsangelegenheiten Rath zu pflegen. Daß ein geheimes Abkommen überhaupt getroffen sei, scheint mir Floto I. 396 mit Unrecht in Abrede zu stellen. Lindner (Anno S. 80) folgt hier Floto und sucht Lamberts Darstellung noch mehr zu entkräften,

aber seine Argumente scheinen mir nicht durchschlagend. War das Abkommen auch bei seinem Abschluß ein geheimes, so konnte es Lambert doch zur Zeit, als er schrieb, recht wohl erfahren haben, und auch an anderen Hinweisungen auf den damals gespielten Betrug fehlt es nicht; freilich sucht Lindner (S. 107) die oben angeführten Worte Bertholds umzudeuten und beseitigt das Zeugniß des Carmen de bello Saxonico.

S. 287—289. — Die Erzählung über Regingers Anschlag bei Lambert S. 203. 204 bestätigt Berthold z. J. 1073; auffällig ist, daß Bruno daüber ganz schweigt. Floto I. 396 hat besonders darauf hingewiesen, daß auf den Sachsen der größte Verdacht ruht, Reginger angestiftet zu haben. Die Urkunde, am 26. November zu Regensburg ausgestellt, welche Stenzel und Böhmer (Reg. Nr. 1858) in das Jahr 1073 gesetzt haben, wird wohl nach den Zeitangaben und dem Inhalt mit größerem Recht, wie es in den Mon. Boica XXIX, 1 p. 189—191 geschehen und von Stumpf (R. 2782) angenommen ist, in das Jahr 1074 verlegt. Daß Heinrich gerade am 1. December nach Ladenburg kam, wie die Randbemerkung zum Lambert in den M. G. und Floto I. 397 angeben, erhellt aus dem Autor selbst nicht.

S. 289—303. — Was Lambert über das Auftreten der Wormser für den König p. 204 erzählt, findet die beste Bestätigung in der berühmten Urkunde Heinrichs vom 18. Januar 1074 (St. R. 2770). Die Zweifel, die an der Echtheit der Urkunde erhoben sind, sind ganz unbegründet; die Verwirrung der Zeitbestimmungen ist die gewöhnliche in den Urkunden jener Zeit, und die Indiction weist auch hier auf das richtige Jahr hin. Ueber den nach Mainz berufenen Fürstentag berichtet Lambert am angeführten Orte. Daß hier über Regingers Anklage verhandelt werden sollte, bemerkt Floto I. 398 wohl mit Recht; aber die Verhandlungen sollten unfehlbar weiter greifen und zwar unmittelbar auf die Thronfolge selbst eingehen, wie Lambert angiebt, dessen Bericht ich hier für viel glaubwürdiger halte, als es Floto und Lindner (S. 108) thun. Die Demüthigung Heinrichs vor den Fürsten zu Oppenheim berichtet Lambert p. 204. 205; man vergleiche auch die Annales Weissenburgenses 1073. 1074. Die folgenden Ereignisse bis zur Zerstörung der Harzburg habe ich im Wesentlichen nach Lambert p. 205—211 erzählt. Ich halte es für sehr bedenklich, wenn Lindner (S. 83) Anno und Siegfried „natürlich“ im Jahre 1074 dem Könige gegen die Sachsen folgen läßt, während Lambert direct das Gegentheil sagt; Lindner bezieht sich auf Urkunden, aber die von ihm hier angeführten erwähnen die beiden Erzbischöfe nicht. Was Bruno c. 31—34 giebt, enthält offenbar große Fehler; zum Theil führt er nur aus, was in dem Schreiben der sächsischen Fürsten, von ihm selbst c. 42 mitgetheilt, angedeutet ist, und hier finden sich allerdings wichtigere Notizen, die Lambert ergänzen. Daß die Zehntenfreiheit der Thüringer in Gerstungen gesichert wurde, zeigt Lambert p. 218; in welcher Form dies geschah, wissen wir nicht, da Lamberts Ausdrücke sehr allgemein sind, aber ich glaube nicht, daß deshalb mit Delbrück (S. 40. 41) eine besondere Absichtlichkeit anzunehmen ist. Bemerkenswerth ist, daß Bruno c. 31 den Gerstunger Frieden ausdrücklich als die Quelle aller späteren Leiden Sachsens bezeichnet und den dadurch herbeigeführten Bruch zwischen den Sachsen und Schwaben, d. h. den schwäbischen Fürsten, betont. Die Darstellung, welche das Schreiben der Sachsen von der Zerstörung der Harzburg giebt, ist parteiisch; Lamberts Erzählung ist an sich wahrscheinlicher und wird auch durch das Carmen de bello Saxonico bestätigt.

S. 303—309. — Die Empörung der Kölner gegen Anno schildert ausführlich Lambert p. 211—215. Erwähnenswerth ist der Brief Annos an Udo von Trier bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 5. Ueber Heinrichs Unternehmungen gegen Ungarn i. J. 1074 sehe man M. Büdinger, Ein Buch ungarischer Geschichte, S. 43 ff., wo sich die vollständigen Quellenangaben finden; doch dürfte auf die Nachrichten des Keza p. 117 mehr Gewicht zu legen sein, als auf den Bericht des Thurocz II. c. 54.

S. 309—311. — Ueber die Vorbereitungen zum Sachsenkriege von 1075 handeln Lambert 219. 223. 224, Berthold und viel ausführlicher Bruno c. 35—45. Sehr werthvolle und ganz unrichtige Nachrichten sind bei Letzterem gemischt. Wichtig ist vor Allem das c. 42 mitgetheilte Schreiben der Sachsen an Siegfried, welches in dem Anfange d. J. 1075 abgefaßt sein wird, als der König in Mainz verweilte. Ostern feierte er nicht dort, sondern in Worms; dahin wird demnach auch verlegt werden müssen, was Bruno c. 44 nach Mainz setzt. Ganz irrig ist das Meiste, was in c. 36 berichtet wird. Die Mark Meißen konnte der König nicht dem Böhmenherzog versprechen, da Markgraf Ekbert damals auf seiner Seite stand. Gegen Wilhelm von England und Philipp von Frankreich deckte Heinrich damals die Westgrenze: wie hätte er sie zur Hülfe gegen die Sachsen rufen sollen? Ebenso wenig konnte ihm beikommen, Herzog Wilhelm von Aquitanien um Beistand zu ersuchen. Dies Alles sind lediglich Erfindungen Brunos oder unsinnige Gerüchte, wie sie unter den Sachsen umgingen. Nicht besseren Grund hat die Mordgeschichte c. 38 und Anderes. Wenn Lambert p. 223 sagt, daß die Sachsen erst Ostern die ihnen drohende Gefahr gemerkt hätten, so ist dies nicht nur an sich höchst unwahrscheinlich, sondern steht auch im directen Widerspruche mit Bruno und den von ihm mitgetheilten Briefen. Alles, was Lambert dann von der Gesandtschaft des Königs p. 223. 224 erzählt, hat wohl nur einen Anhalt in dem, was Bruno c. 45 nach Wezels Brief (c. 48) berichtet, und ist rhetorisch ausgeschmückt. Die Gesandtschaften der Sachsen bei Lambert p. 224 werden auch keine anderen gewesen sein, als die von Bruno c. 41 und 43 erwähnten; die Erzählung von dem sächsischen Gesandten, der eingekerkert wurde und dann entfloh, berührt vielleicht dasselbe Ereigniß, welches mit anderen Nebenumständen Bruno c. 44 berichtet. So manche Anstände Lamberts Darstellung in diesen Partien seines Buchs bietet, können wir doch in ihnen nicht mit Delbrück (S. 42—45) eine Kette von Unwahrheiten, die in bewußter Lüge wurzeln, entdecken. Die ganze Argumentation Delbrücks fußt auf der Behauptung, daß Lambert im Widerspruche mit Bruno und sogar mit sich selbst die Vorgänge so darstelle, als hätten die sächsischen Fürsten sich aus freiem Antriebe gegen den König zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade bereit erklärt, der König aber ihre Unterwerfung nicht angenommen, um seine Rache kühlen zu können. Lamberts Bericht erscheint mir aber in wesentlichen Zügen anders. Zuerst wird erzählt (p. 223. 224), daß die sächsischen Fürsten, als der König ihre Auslieferung zur Bestrafung verlangte, sich zur Unterwerfung unter gewissen Bedingungen bereit erklärt hätten; wenn ihnen solche nicht zugestanden werden und Gewalt gegen sie gebraucht werden sollte, würden sie nicht zu den Waffen greifen, sondern ihren Hals dem Schwerte darbieten. Dann wird p. 226 noch einmal darauf hingewiesen, daß die sächsischen Fürsten auf jede Bedingung sich einzulassen bereit gewesen wären (se ad quascunque conditiones paratissimos praeberent), was doch nimmermehr der Forderung des Königs entspricht, welche Bruno c. 43 so ausdrückt: hoc solo modo suam gratiam habere possent, si se suamque libertatem et omnia, quae

possidebant, potestati regiae sine omni conditione tradere voluissent. Die Sachsen lehnten also die Forderung des Königs ab, ihre Fürsten ihm auszuliefern, und die Fürsten waren wohl bereit, sich auf Bedingungen, auch die ungünstigsten, zu unterwerfen, aber nicht ohne jede Bedingung sich in die Hand des Königs zu geben. So aufgefaßt steht Lamberts Darstellung dieser Verhandlungen, obschon mit rhetorischem Aufputz überladen, doch sachlich in Uebereinstimmung mit dem, was er selbst anderweitig und Bruno berichten. Interessant ist der Brief des Königs an den Abt von St. Maximin bei Beyer, Mittelrhein. Urkundenbuch I. 720, den ich in das Jahr 1075 setze. In den Worten: Expeditionem nostram super Saxones proscripsimus, quam Deo propitio VIII. Id. Jun. finire decrevimus, ist für finire sicher inire zu lesen, für VIII. Id. vielleicht VI. Id. Ich lasse das Schreiben unter den Documenten A. 10 abdrucken.

S. 312—324. — Die Erzählung des Feldzuges gegen die Sachsen i. J. 1075, der Schlacht bei Homburg und der zunächst folgenden Ereignisse bei Lambert ist anschaulich und im Wesentlichen nach meiner Meinung zuverlässig. An rhetorischem Schmuck fehlt es freilich auch hier nicht. So schildert Lambert p. 227 das Verhalten Ottos von Nordheim in der Schlacht mit den Worten des Sallust (Catilina c. 60). Wenn Lambert vom Könige p. 226 sagt: Sequenti die praecipitato nimium gradu duorum pene dierum iter confecit, so kann, da die Schlacht gegen Mittag begann, dies unmöglich besagen, daß der König an dem Tage schon fast zwei Tagemärsche zurückgelegt habe, was ohnehin auf den zurückgelegten Weg nicht passen würde. Ich habe deshalb früher vermuthet, daß für dierum — millium zu lesen sei. Aber vielleicht wollte Lambert sagen: der König habe, als er am Vormittag nach Behringen gekommen sei, bereits durch sein schnelles Vorrücken den doppelten Tagemarsch von Breitungen bis zum sächsischen Lager fast vollendet gehabt. Nach Lambert hielten die Sachsen a media die usque ad horam nonam Stand. A. Wenzel, Heinrichs IV. Sachsenkrieg (Programm der höheren Bürgerschule zu Langensalza 1875) S. 41 meint, darunter sei 1 bis 3 Uhr Nachmittags zu verstehen, und bezieht sich auf die bürgerliche Zeitrechnung der Römer. Aber Mittag ist 12 Uhr, und die hora nona ist offenbar bei Lambert nach den horae canonicae zu bestimmen und umfaßt nach der Jahreszeit die Stunden von 2 oder 3 Uhr bis zur Vesper. Einzelne brauchbare Notizen für die Schlacht geben noch Berthold und Bruno (c. 46), doch verdienen die Abweichungen des Letzteren von den anderen Quellen wenig Glauben, da er sichtlich die Niederlage der Sachsen zu beschönigen sucht. Eine ausführlichere Darstellung findet sich im dritten Buche des Carmen de bello Saxonico, und diese ist mehrfach neuerdings benutzt worden, um Lambert zu kritisiren, namentlich von Wenzel in der angeführten Schrift. Man wird aber gegen die Angaben des Carmen mißtrauisch, wenn man sie in den wichtigsten Punkten im Widerspruch mit den anderen Quellen findet. So läßt der Dichter die Sachsen erst rüsten, nachdem das Heer des Königs im Anzuge ist, läßt sie dann (v. 136) in voller Schlachtordnung gegen den König kämpfen und die Hauptentscheidung der Schlacht vom Könige selbst herbeiführen: dies Alles ist mit unseren anderen Nachrichten unvereinbar. Daß Herzog Gottfried die Sachsen auch über die Unstrut verfolgte, wie der Dichter (v. 200) angiebt, ist möglich und findet in den anderen Quellen mindestens keinen Widerspruch. Das Carmen berichtet, wo es die Marschordnung des königlichen Heeres angiebt, daß Heinrich selbst inmitten der Wormser (v. 69) unmittelbar nach den Schwaben und Baiern gezogen sei, und Wenzel, auf die Annahme gestützt, daß die Marschordnung zugleich die Ordre de bataille ge-

wesen sei, nimmt an, daß der König an der Spitze der Franken das Hauptheer befehligt habe. Aber die Angabe Lamberts, daß der König erst im fünften d. h. letzten Treffen seine Stelle gehabt habe und seine Schaar ex lectissimis et erga se admodum spectatae fidei iuvenibus bestanden habe, wird von Berthold p. 278 bestätigt (ipse se retro cum suis electissimis illis fore praesidio et adiutorio prudenter satis destinaverat). Ueber den Schlachttag sehe man Stenzel II. 264; zu den von ihm angeführten Zeugnissen kommen jetzt auch die Paderborner Annalen (Annales Yburgenses). Die Lage der Sachsen nach der Schlacht ergiebt sich am besten aus den bei Bruno c. 48. 49 und 51 mitgetheilten Briefen des Erzbischofs Wezel. In c. 48 ist statt suae dampnationis subdere zu lesen: suae dominationi subdere, in c. 51 statt in palatio principum — in placito principum. Die Verleihung mehrerer Besitzungen Eckberts von Meißen an Udalrich von Godesheim berichtet Bruno c. 56.

S. 325—329. — Ueber Annos letzte Lebenszeit und sein Ende handelt ausführlich Lambert p. 237—241. In der Vita Annonis L. II. c. 25—25 und L. III. finden sich neben dem aus Lambert genommenen Stoff auch werthvolle eigene Nachrichten. Die Verwendung des Papstes für die gefangenen Bischöfe erhellt aus dem Brief des Königs an seine Mutter im Codex Udalrici Nr. 186 (J. 46), welchen Floto I. 435 mit Recht in das Ende des Jahres 1075 setzt und mit dem Bruno c. 64 zu vergleichen ist. Ueber die Verhandlungen in Goslar berichtet Lambert p. 241, über Ottos von Nordheim neue Stellung zum Könige und die harte Behandlung Sachsens derselbe Autor p. 244. 245. Was Bruno c. 57 von einem Mordanschlage auf Otto erzählt, ist Fabel.

S. 330—336. — Um darzuthun, daß der König nach dem Investiturdecret noch ungescheut die Investitur übte, genügt es auf Huzmann von Speier hinzuweisen, der im April 1075 von ihm die Belehnung erhielt. Ob die Räthe des Königs vom Hofe nach der Excommunication entfernt wurden, ist zweifelhaft. Berthold z. J. 1075 bestreitet es, aber nach den eigenen Angaben Gregors (ut excommunicatos in suam familiaritatem et communionem reciperet. Epp. coll. 14) müßte man es doch glauben. — Erlembalds letzte Schicksale berichten Arnulf IV. c. 5—11, Berthold p. 305 und Bonizo p. 663; über den Todestag steht nur so viel fest, daß er nach dem 12. April fällt, aber vor Pfingsten (24. Mai), da Arnulf und Bonizo noch auf die Osterzeit Bezug nehmen. Gute Nachrichten über Cencius und den Cardinal Hugo findet man bei Bonizo p. 661—665 und Paul von Bernried c. 47, doch bringt Bonizo die Sachen vielfach in einen irrigen Zusammenhang. Auf der Fastensynode 1075 ist weder Hugo noch Wibert gebannt worden; erst im Sommer 1075 wird über Beide das Anathem ausgesprochen sein. Nach Lambert p. 242 wäre Hugo sogar erst im Anfange d. J. 1076 excommunicirt worden. Ueber den Handel Hermanns von Bamberg berichtet Lambert p. 219—223. 236. 237 sehr eingehend, aber seine Darstellung enthält doch mannigfache und schwere Irrthümer, wie die Actenstücke beweisen, die gerade hier in nicht geringer Anzahl vorliegen. Von vorzüglicher Wichtigkeit ist der Brief der Bamberger im Codex Udalrici Nr. 141 (J. 44); er ist wohl an den Bischof Embriko von Augsburg gerichtet und muß im Mai 1075 geschrieben sein. Auf ihm und den Briefen Gregors im Registrum II. 76. III. 1. 2. 3[1]) beruht hauptsächlich unsere Darstellung. Zu vergleichen ist

1) Der Sinn der in dem letztgenannten Briefe enthaltenen Worte: Quod ubi praeter spem evenit, iam de damnatione sua securior, festinanter retrocessit scheint mir nicht zweifelhaft.

auch der Brief Meinhards in Sudendorfs Registrum III Nr. 29, der etwa im April 1075 abgefaßt und an mehrere Domherren gerichtet ist, die damals mit Hermann nach Rom gezogen waren, wie ein Brief des Propstes Poppo an den königlichen Kanzler Adalbero, ebenfalls von Sudendorf im Registrum II. Nr. 22 herausgegeben. Der letztere, der im August 1075 geschrieben sein muß, beweist aufs Neue, wie sich der Hof Hermanns in keiner Weise annahm, was auch der Brief Gebhards von Salzburg an Hermann von Metz bei Gretser (Opp. VI. 445) bestätigt. Dort heißt es: tanta adhuc inter regnum et summum sacerdotium concordia viguit, ut omne, quod ibi in destituto eiusdem loci episcopo alioque substituto actum est, totum iussioni et obedientiae Romani imputaretur pontificis. Daß auch Erzbischof Liemar von Bremen ein entschiedener Gegner Hermanns war, geht aus dem Auftritte hervor, den Bernard von Hildesheim bei Ussermann, Prodromus II. 207 berichtet und der Ostern 1074 in Bamberg stattfand; auch der oben erwähnte Brief der Bamberger im Cod. Udalrici erwähnt desselben. Der Brief Heinrichs an die Bamberger im Cod. Udalrici Nr. 140 (J. 41) bezieht sich wohl nicht auf diese Dinge, wenn es gleich der Anordner der Sammlung selbst meinte. Auch Floto II. 52 zieht ihn hierher, obgleich er auf die Schwierigkeit, die in der Aufschrift Imperator Augustus liegt, selbst aufmerksam macht. Ein interessantes Zeugniß für Hermann findet sich in einer Urkunde (St. R. 2273), welche in den Mon. Boica XXXI, 1 p. 352 mit Recht in den März 1074 gesetzt wird; sie enthält eine Schenkung des Königs an Hermann: qui in omni temptatione nostra videlicet (fideliter ist wohl zu emendiren) nobis adhesit.

S. 336—340. — Die Verhandlungen zwischen dem König und dem Papst im Sommer 1075 erhellen aus den Briefen des Letzteren im Registrum III. 5. 7. Der zweite ist ohne Datum und von dem Sammler, wie die Depositio und das sich daran schließende Stück, an unrechter Stelle später eingeschoben. Der ganze Zusammenhang zeigt, daß der Brief eine Antwort auf das königliche Schreiben ist, welches im fünften Briefe abschriftlich aufgenommen ist und schon vor dem August in Rom eintraf; der erwähnte nuntius des Königs, der Brief 7 mitnahm, kann auch nur derselbe sein, der im fünften Briefe erwähnt ist (postea praefatis legatis dicendo mandavit): dann ist aber der undatirte Brief vor dem fünften Briefe, also vor dem 11. September geschrieben. Durch diese Erwägung gewinnen die Sachen an Klarheit. Im Anfange des siebenten Briefes scheint aberamus zu emen-

---

Die in den historisch-politischen Blättern Bd. LVIII. S. 212 und auch in v. Hefeles Conciliengeschichte[2] V. 45 versuchte Deutung: „Da dies gegen seine Hoffnung ausfiel, trat er, nun über seine Verurtheilung hinreichend vergewissert, eilig die Rückreise an", erregt sprachliche Bedenken, denn securior bedeutet „sorgloser", und bietet zugleich sachliche Schwierigkeiten. Nach dem Briefe im Codex Udalrici machte Bischof Hermann auf der Reise Halt, als er den schlimmen Stand seiner Sache erfuhr (tristi nuncio rei gestae perculsus substitit), dann schickte er seine Boten nach Rom, und die schon unter dem 20. April ausgefertigte Bulle über seine Entsetzung wurde nicht damals abgesendet, sondern ging erst später (am 20. Juli) von Rom ab. Der Bischof setzte also die Reise, als er über seine Verurtheilung vergewissert war, nicht fort; seine Boten bewirkten, daß diese Verurtheilung keine unmittelbaren Folgen hatte, und so reiste er, schon sorgloser wegen seiner Verurtheilung, eiligst zurück. — Die Gründe, mit welchen E. Dünzelmann in den Forschungen XV. 516 die Datirung der oben erwähnten Briefe im Registrum angreift, scheinen mir nicht durchschlagend. Sind die Briefe III. 1. 2. 3 am 20. Juli 1075 geschrieben, so konnte sie Gregor (III. 7) als ältere (quia iam diu est) um den 1. September bezeichnen, da diu eine ganz unbestimmte Zeitdauer bezeichnet. Von einer inzwischen eingetretenen Rückkehr der Ueberbringer spricht er nirgends. Sind aber jene Briefe richtig datirt, so besteht keine Nöthigung in II. 76 das Datum zu ändern. Man vergleiche auch Beyer in den Forschungen XXI. 409.

diren in aberant; der Codex Udalrici Nr. 137 hat maxime propter infirmum aerem aberam, wo richtig causa infirmitatis umschrieben wird. Meltzer, Gregor VII. und die Bischofswahlen S. 217 schlägt die Emendation vor: aberamus neque aderant. Daß Gregor für eine Neuwahl in Bamberg die Hülfe des Königs in Anspruch nahm, scheint mir aus Reg. III. 3 deutlich, was auch Meltzer a. a. O. S. 216 dagegen sagt.

S. 340—44. — Ueber die Besetzung des Bamberger Bisthums, wie der Abteien Fulda und Lorsch handelt Lambert p. 236. 237, über die Mainzer Synode im October 1075 p. 230. Der Widerstand gegen Bischof Altmanns Bestrebungen für den Priestercölibat wird in dessen Biographie c. 11 berichtet. Ueber die ersten Wirkungen der Pataria in Deutschland sehe man die Annales Augustani 1075, die dort erwähnte Gefangennahme Embrikos ist dunkel. Ueber Graf Eberhards Gesandtschaft berichten Bonizo p. 664 und das interessante Kapitel des Amatus VII. 27. Die Gesandtschaft an Robert, die Arnulf IV. c. 7 erwähnt, fällt wohl in eine frühere Zeit. Ueber die Verständigung zwischen Robert und Richard von Capua handelt Amatus in den folgenden Artikeln; c. 30 ist für Robert Lanticelle zu lesen Robert de Loritelle und c. 32 für Balvenise Balvense (comitatus Balvensis).

S. 344—350. — Die Erhebung Thedalds auf den Stuhl zu Mailand berichtet Arnulf V. c. 5, in Nebenumständen abweichend von Bonizo p. 664. Die darauf bezüglichen Briefe stehen im Registrum III. c. 8. 9. Daß der letzte Brief Gregors an Heinrich (Reg. III. 10) nicht am 8. Januar 1075 geschrieben sein kann, sondern wohl am 8. December 1065 erlassen ist, hat Floto II. 71. 72 gut gezeigt, nachdem bereits Pertz in den Noten zum Berthold (M. G. V. p. 286) auf den chronologischen Fehler hingewiesen hatte. Die Stelle aus dem Briefe, welche Floto S. 73 unten und S. 74 oben in Uebersetzung mittheilt, ist mißverstanden, was um so auffallender, da Stenzel den Sinn bereits ganz richtig gefaßt hatte. Die geheimen Aufträge der Gesandten erhellen aus Epp. coll. 14. Daß der Papst schon für die Fastensynode 1076 die Strafe der Excommunication Heinrich androhte, sagt nicht nur Lambert, sondern auch Bernold z. J. 1076 und De damnatione schismaticorum p. 217. Bertholds Ausführungen über die Aufträge der Gesanden p. 280 gehören, wie ich glaube, mehr ihm, als Gregor an. Die Aeußerung, die Heinrich besonders Gregor vorwarf, steht in dem Briefe bei Bruno c. 66: mandans, quae nosti, scilicet, ut tuis verbis utar, quod aut tu morereris aut michi animam regnumque tolleres. Wiederholt wird sie in Heinrichs Brief im Codex Udalrici Nr. 144 (J. 49). Ueber die Aufnahme des Gesandten berichten Lambert und Berthold; man vergleiche auch Gregors eigene Aeußerungen in den Epp. coll. 14.

S. 350—352. — Der Anschlag des Cencius wird fast von allen gleichzeitigen Schriftstellern berichtet. So bei Lambert, Bernold und Berthold z. J. 1076, wie bei Arnulf V. 6. Wichtige Notizen geben Bonizo p. 665 und die Vitae pontif. (Watterich I. 294); sehr ausführlich erzählt den Vorgang Paulus Bernriedensis c. 48—57, doch finden sich hier offenbar neben guten Nachrichten auch willkürliche Ausführungen. Dennoch beruht gerade auf Paulus die ausgeführte Darstellung bei Villemain II. 20—37. Uebrigens bringt Villemain die Wormser Vorgänge (p. 41) in eine Verbindung mit dem Unternehmen des Cencius, zu welcher sich gar kein Anhalt in den Quellen findet und die schon chronologisch unhaltbar ist.

S. 352—359. — Die Namen der zu Worms anwesenden Bischöfe ergeben sich aus dem Briefe derselben an den Papst, wie er sich in den M. G. Legg. II. 44

findet. Ueber das Concil berichten Lambert, Bernold und Berthold im Wesentlichen übereinstimmend; wichtig ist auch Adalberts und Bernolds Darstellung De damnatione schismaticorum p. 217—220. Den Einfluß Hugos auf die Verhandlungen geben außer Lambert auch Bonizo p. 666 und Donizo I. c. 19 an. Bruno c. 65 stellt die Sache nicht richtig dar, wenn er das Concil lediglich unter dem Zwange des Königs handeln läßt; Bernold De damnatione schismaticorum sagt von den Bischöfen: regi non tam consenserunt, quam persuaserunt. Man vergleiche auch Gebhards Brief an Hermann von Metz (Gretser, Opera VI. p. 444. 445). Den Aufenthalt Gottfrieds in Utrecht Weihnachten 1075 giebt das Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 31 an. Ueber Hezilos Unterschrift sehe man das Chronicon Hildesheimense c. 17. Die Briefe der Bischöfe und des Königs an Hildebrand stehen im Codex Udalrici Nr. 162. 163 (J. 47. 48). Bruno theilt c. 66 den Brief des Königs an die Römer und c. 67 den Brief desselben an Hildebrand mit; Abdruck der drei Briefe in den M. G. Legg. II. 44—47. Die wichtigen Beschlüsse über die Einsetzung eines neuen Papstes, den Gottfried nach Rom führen sollte, gehen deutlich aus Berthold z. J. 1076 (p. 284) hervor. Als Gesandte der Synode nennt Berthold p. 282 die Bischöfe von Basel und Speier. Graf Eberhards Anwesenheit damals in der Lombardei bezeugt die Vita Anselmi c. 14; sicherlich ist er nicht, wie es Stenzel thut, mit dem servus regis zu identificiren, der auf der römischen Synode nach Berthold p. 282 erschien. Daß die Lombarden zu Piacenza den Wormser Beschlüssen beitraten, kann nach den übereinstimmenden Zeugnissen Bernolds, Bertholds und Bonizos keinem Zweifel unterliegen. Donizo I. c. 19 verlegt die Synode irrig nach Pavia, und ihm ist auch hier Paulus Bernriedensis gefolgt.

S. 359—362. — Die Zeit, in welcher die römische Fastensynode gehalten ist, läßt sich nicht sicher bestimmen. Nach Reg. III. 8 war sie auf die erste Woche in den Fasten angekündigt, nach Lambert p. 241 auf die zweite. In der That scheint sie erst in der zweiten Woche abgehalten zu sein, da Berthold p. 283 sagt, daß Gottfried his synodalibus diebus gestorben sei (er starb am 26. Februar), da ferner der König nicht vor Ostern (27 März) zu Utrecht Nachricht von seiner Bannung erhielt. Ich meine, der König wird diese Nachricht möglichst schnell erhalten haben; diese meine Meinung scheint Meltzer a. a. O. S. 219 nicht richtig aufgefaßt zu haben. Wenn Bernold gelegentlich (Apologia pro Gebhardo Const. c. 4) die erste Fastenwoche nennt, so ist ein Irrthum um so eher möglich, als Bischof Otto von Konstanz auf diese Woche im Jahre zuvor zur römischen Synode geladen war (Jaffé, Bibl. II. p. 236). Man vergleiche auch R. Goldschmit, die Tage von Tribur und Canossa (Mannheim 1873) S. 11. Goldschmit tadelt S. 13, daß ich von einer Absetzung Heinrich IV. spräche, da die Worte: Totius regni Teutonicorum et Italiae gubernacula contradico nur den Begriff der Suspension, nicht der Absetzung in sich schließen. Aber Gregor spricht selbst ausdrücklich von Absetzung Reg. IV. 3: Si litteras, quibus Heinricus dictus rex in sancta synodo indicio sancti spiritus excommunicatus est, diligenter perpenditis, quid de eo debeat fieri, indubitanter cognoscetis. Ex illis enim intelligitur: cur sit anathematis vinculo alligatus et a regia dignitate depositus. Auffällig ist es, wenn Ranke (Weltgeschichte VII. p. 267. 268) bald von der erfolgten Absetzung des Königs spricht, bald nur von Androhung der Absetzung. Doch überschätzt er Bertholds Bericht über die Synodalbeschlüsse, der fast ganz aus Epp. coll. 14 entlehnt ist. Vgl. Martens, Heinrich IV. und Gregor VII. S. 26 ff. Darüber ist kein Zweifel, daß Gregor

die Absetzung zurücknehmen wollte, wenn Heinrich ganz zu Kreuze kroch. Ueber den Gang der Synodalverhandlungen sind die Nachrichten widersprechend. Nach Lambert p. 243 scheint es, als wenn die Gesandten gleich am ersten Tage ihre Botschaft ausgerichtet hätten, die Briefe dann am zweiten Tage verlesen und sogleich die Urtheile gefällt seien; auch Bruno c. 68 und Bonizo p. 666. 667 sprechen von zwei Sitzungen der Synode. Donizo I. c. 19 drängt dagegen alles mehr zusammen, so daß nach ihm die Synode nur eine eintägige scheint; ebenso Paulus Bernriedensis, der c. 68—76 eine sehr ausführliche Darstellung der Vorgänge giebt, die aber doch im Wesentlichen nur eine Umschreibung der Worte des Donizo ist. Eigenthümlich ist ihm nur die Aeußerung des Cardinalbischofs von Porto und die richtigere Wendung der Aufforderung Rolands an die Cardinäle, welche sich auch aus Bonizo ergiebt. Ueber die Resultate der Synode kann nach den Acten im Registrum III. 10 a und dem interessanten Brief der Kaiserin Agnes an Altmann von Passau bei Hugo von Flavigny p. 435 nicht der geringste Zweifel obwalten. Man sieht daraus, daß Lambert sich darin irrte, wenn er über Wilhelm von Utrecht und Rupert von Bamberg besondere Strafen verhängt werden läßt. Vergl. Floto II. 89. Die Zahl der versammelten Bischöfe giebt Bonizo auf 110 an, und diese konnten wohl nicht allein aus Unter- und Mittel-Italien sein.

S. 364—368. — Der Brief, durch den Gregor alle Christen zum Gebet aufforderte, steht Reg. III. 6 an unrechter Stelle und ist dort erst später eingefügt; er gehört in die letzten Tage des Februars 1076. Ueber die Verhandlungen mit den Normannen sehe man den Brief vom 14. März 1076 Reg. III. 11 und den undatirten Brief III. 15, der im April geschrieben sein wird. Die grausame Behandlung der königlichen Gesandten geht besonders aus Heinrichs Brief im Codex Udalrici Nr. 144 (J. 49) hervor; man vergleiche aber auch Bernold z. J. 1076 und den Brief der Agnes an Altmann. Bekanntlich hat auch Anna Comnena wegen dieser Rache den Papst schwer getadelt. Die Truppenwerbungen Gregors erhellen aus dessen Brief an Heinrich von Trient (Epp. coll. 13); er ist wohl schon im April geschrieben. Die Werbungen durch den Erzbischof von Reims und den Bischof von Paris, die Floto II. 91. 92 erwähnt, gehören erst in eine spätere Zeit, in das Jahr 1078, wie aus Manasses Brief (Mansi XX. 487), mit Reg. VI. 2 verglichen, klar wird. Ueber die Versammlung in Pavia sehe man Bonizo p. 670 und Arnulf V. c. 7, über Wifred Reg. III. 15. — Eine Kritik des Schreibens Audivimus quosdam (Epp. coll. 14) giebt Floto II. 95. Was er als falsche Thatsachen in demselben rügt, scheint mir nicht Alles erwiesen, und in mehreren Punkten muß ich v. Hefeles Einwendungen (Conciliengeschichte² V. 83) beipflichten. Aber im Widerspruch mit allen sonstigen Nachrichten steht, daß Gregor die königlichen Räthe schon vor dem Ausbruch der sächsischen Unruhen gebannt zu haben angiebt; nach dem ganzen Zusammenhange des Folgenden kann an der betreffenden Stelle nur an sein Verfahren gegen die Räthe i. J. 1075 gedacht werden. Durch diese chronologische Verwirrung wird der Verlauf des Streits unrichtig entwickelt; daß die Darstellung überdies unvollständig ist, bedarf keines Beweises. Ueber die von Gregor zurückgewiesenen Anerbietungen zur Ausgleichung des Streits sehe man Reg. III. 15.

S. 369—371. — Ueber Gottfrieds Tod finden sich die besten Nachrichten in den Annales Egmundani z. J. 1075 und dem Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 31 und 32; auch Lambert p. 243 und Berthold p. 284 erwähnen desselben. Lambert irrt in dem Ort und wahrscheinlich auch in dem Tage. IV. Kal. Mart. ist, da 1076 ein Schaltjahr war, der 27. Februar; nach den Annales Egmundani

starb Gottfried V. Kal. Mart., d. h. am 26. Februar. In der Zeitbestimmung des Chronicon s. Huberti Andag. c. 32 muß ebenfalls ein Fehler liegen. Das Auftreten des Bischofs Wilhelm am Osterfest zu Utrecht wird ausführlich bei Lambert p. 243. 244, Berthold p. 283. 284, Bruno c. 74, Paul von Bernried c. 80 erörtert; am wichtigsten sind die Nachrichten bei Hugo Flaviniacensis p. 458. 459, von denen Stenzel I. 387 bereits bemerkt hat, daß sie nicht in das Jahr 1080, sondern 1076 gehören. Die Urkunde bei Böhmer Nr. 1867 ist unecht; man vergl. St. R. 2789. Der König war im April 1076 nicht in Goslar, sondern begab sich, wie Berthold sagt, von Utrecht durch Lothringen unmittelbar nach Worms; am 21. April war er nach St. R. 2790 in Aachen.

S. 372. 373. — Ueber das verunglückte Wormser Nationalconcil finden sich die ausführlichsten Nachrichten bei Berthold p. 284; Lambert p. 246 geht nur flüchtig über die Sache hin. Der Brief des Königs an Altwin von Brixen steht im Codex Udalrici Nr. 144 (J. 49) und ist auch M. G. Legg. II. 48 abgedruckt. Da er in der Aufschrift nur die Sigle A. trägt, glaubte man ihn früher an Anno gerichtet. Nachdem dieser Irrthum erkannt ist, hat man bei der Sigle A. an Adalbero von Würzburg gedacht. Aber der Empfänger war offenbar bei dem ersten Wormser Concil nicht zugegen, wie es Adalbero war, aber nicht Altwin. Der ganze Inhalt des Schreibens weist darauf hin, daß es an einen Bischof erlassen ist, an dessen Erscheinen dem König und den ihm anhängenden Bischöfen sehr viel gelegen war, und das war bei Altwin der Fall, der als Zeuge auftreten sollte. Den Todestag Wilhelms geben die Annales Egmundani; schon aus dem Tage geht hervor, daß sein Tod nicht in so unmittelbarem Zusammenhange mit seinem Auftreten um Ostern stand, wie Lambert, Berthold, Bruno, Hugo von Flavigny und Paul von Bernried glauben. Sie malen sämmtlich den Tod Wilhelms auf das Schreckbarste aus, Jeder auf seine Weise, und schon dadurch verlieren die Nachrichten an Glaubwürdigkeit.

S. 373—380. — Von der Verschwörung der oberdeutschen Herzoge mit mehreren Bischöfen handeln Lambert p. 243. 244 und Berthold p. 283. Ueber Hermann von Metz sehe man die Histoire littéraire de la France VIII. 330—334 und Sudendorf, Berengarius Turonensis p. 176—179. Daß Hermann der Billinger und Dietrich von Katlenburg in Hermanns Haft waren und zuerst von ihm entlassen wurden, hat Floto II. 104 gezeigt. Lambert irrt wohl, wenn er die Entlassung schon längere Zeit vor Pfingsten setzt, so schnell konnten sich die Dinge nicht entwickeln; auch scheint es nach Bruno c. 85, als ob die Fürsten nicht so lange vor dem Mainzer Tage in die Heimath zurückgekehrt sind. Ueber den weiteren Verlauf des Aufstandes sehe man Lambert p. 244—246, Bruno c. 82—84. Die Geschichte von Burchards Flucht erzählt Lambert p. 247. 248 sehr ausführlich und im Ganzen wohl zuverlässiger, als Bruno c. 83. Ueber Ottos von Nordheim Abfall und den Zug des Königs zur Bestrafung der Söhne Geros haben wir allein bei Lambert p. 249. 250 Nachrichten. Weshalb Floto II. 108 Lamberts Angabe, daß der König 1076 (nicht 1075) die Mark Meißen, wie früher die Ostmark, dem Böhmenherzog übergeben habe, in Zweifel zieht, ist mir nicht klar. Den Zug der Sachsen gegen die Liutizen i. J. 1076 kennen wir nur aus den Paderborner Annalen (Annales Yburgenses) zu diesem Jahre; leider läßt die Notiz Näheres nicht ersehen. Daß der König durch Baiern nach Worms zurückkehrte, sagt Lambert; der Aufenthalt in Regensburg erhellt aus der Urkunde St. R. 2793. Die Geschichte von der Flucht der Söhne Udos und Dedis wird von Lambert p. 251. 252 nach seiner Gewohnheit lebhaft ausgemalt.

S. 380—384. — Der rege Verkehr Gregors mit seinen Anhängern in Deutschland erhellt aus Reg. IV. 1. 2. 3[1]) und Epp. coll. 15. Ueber den Tag zu Ulm haben wir Nachrichten bei Lambert p. 250. 251 und Bernold in der Apologia pro Gebehardo Constant c. 5. Aus der letzteren geht hervor, daß die Versammlung erst im Herbst war, wohl aber nicht später als in der Mitte des Septembers. Auch Berthold p. 286 erwähnt vorübergehend dieses Tages zu Ulm. Gregors Lage im Sommer und Herbst 1076 erhellt aus Reg. IV. 2 und besonders IV. 8.

S. 385—389. — Nach Berthold p. 286 soll die Versammlung der Fürsten statt nach Tribur zuerst nach Parthenopolis (Magdeburg) ausgeschrieben sein, und nur, weil Heinrich den Rhein bei Oppenheim besetzt hielt, die Fürsten diesseits bei Tribur zu bleiben beschlossen haben. An das sächsische Magdeburg kann nicht gedacht werden, vielleicht aber an die Magdeburg, jetzt Madenburg bei Trifels[2]). In der Murier Bearbeitung des Berthold fehlt der Name, den allerdings der Zusammenhang fordert. Ueber die Verhandlungen in Tribur und Oppenheim besitzen wir die Berichte Lamberts (p. 252—254), Bertholds (p. 286. 287), Brunos (c. 88). Was Bernold mittheilt, ist unbedeutend; die Botschaft des Papstes durch Kadalaus von St. Blasien, welche er besonders hervorhebt, steht mit Gregors Schreiben vom 3. September gewiß nicht in der von Floto (II. 114) angenommenen Verbindung; denn dieses Schreiben mußte den oberdeutschen Fürsten schon, als sie in Tribur zusammentraten, bekannt sein. Zu vergleichen sind auch die kurzen Mittheilungen des Bonizo p. 670. 671. Was ich über die Nachgiebigkeit Ottos von Nordheim zu Tribur gesagt habe, stützt sich auf Bruno. A. Schäfer in seinem Aufsatz über den Fürstentag zu Tribur (v. Sybels Historische Zeitschrift VIII. 140—149) meint, daß ich Bruno hier zu viel Glauben beigemessen habe, und führt aus, daß die halben Maßregeln des Triburer Tages besonders auf der Hartnäckigkeit beruhten, mit welcher Otto seine Ansprüche auf Baiern festhielt. Schäfers Argumentation gründet sich auf Vorgänge des Forchheimer Tages vom Jahre 1077, die wir auch nur aus Bruno (c. 91) kennen. Ich habe Ottos Stellung zu den Dingen auf den Tagen zu Tribur und Forchheim in gleicher Weise nach Brunos Mittheilungen dargelegt und glaube darin mindestens die Consequenz für mich zu haben. Meine Darstellung ruht hier auf der Autorität des Bruno, welcher doch auch Schäfer eine gewisse Bedeutung beimißt, und die anderen Quellen ergeben keinen directen Widerspruch, während Schäfers Ansicht jedes unmittelbaren Anhalts in den Quellen entbehrt. Einen solchen hat auch Delbrück (Glaubwürdigkeit Lamberts S. 77) nicht angeben können, obwohl er Schäfers Ansicht für erwiesen ansieht. Grund (Wahl Rudolfs S. 102) erklärt sich auf das Bestimmteste gegen Schäfer, überläßt sich aber selbst in seiner Darstellung der Triburer Vorgänge (S. 54—66, 98—104) vielfach Combinationen, denen sich eine quellenmäßige Begründung nicht geben läßt. Man vergleiche auch Goldschmit, Die Tage von Tribur und Canossa S. 24. Für den Ausgang der Sache in Tribur erscheint mir sehr wichtig die lang übersehene Stelle bei Arnulf V. c. 8: Eodem tempore gens Teutonum illa barbarica, praecipue duces Bertaldus, Rodulfus et Welfo cum comitibus et episcopis, cognita excommunicatione Romana, a regio prorsus se subtraxere consortio, in nullo communicantes; insuper, in multis accusantes eum criminibus, infamia denotabant. Interim consilio sanctissimi

1) In diesem Briefe hat die falsche Lesart secreta statt se certa zu Irrthümern verleitet.

2) Man vergl. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Burgen der bayerischen Pfalz I. 308. Daß Parthenopolis nur ein Schreibversehen für Tribur sei, ist doch wenig wahrscheinlich.

Cluniacensis abbatis, Agnetis quoque regiae matris, nec non sapientissimae iam dictae Matildae statuitur generale colloquium inter ipsos regem et apostolicum pacis ac iustitiae causa. Das ist ein fast gleichzeitiges Zeugniß eines sehr zuverlässigen Mannes dafür, daß der Augsburger Tag auf den Rath Hugos von Cluny, der Kaiserin Agnes und der großen Gräfin beschlossen wurde. Diese haben ohne Zweifel auf die deutschen Fürsten damals eine ähnliche Pression zu Gunsten Heinrichs geübt, wie sie Hugo und Mathilde später zu Canossa auf Gregor übten, um abermals einen Aufschub der Entscheidung herbeizuführen. Die Vermittelung übernahm Hugo von Cluny, der nach Berthold p. 289 mit dem gebannten König in Verbindung trat und sich dann um wegen dieses Fehls Absolution zu erhalten nach Rom begab, von wo er den Papst nach Canossa begleitete (qui et ipse cum papa, nuper ob regis communicationem Romae reconciliatus, advenerat). Wichtig für die Beurtheilung der Lage ist Gregors Schreiben vom 31. October 1076 (Reg. IV. 7). Das offene Schreiben des Königs, worin er seine Unterwerfung unter die Oppenheimer Beschlüsse kund gab, steht im Cod. Udalrici Nr. 145 (J. 53); ich beziehe auf dasselbe die Nachrichten bei Bruno c. 88, obwohl das Schreiben Nichts von einem Eingeständniß des den Sachsen zugefügten Unrechts enthält. Bruno hat hier, wie auch sonst, die Thatsachen verdreht. So weit gebe ich Grund (Wahl Rudolfs S. 63) völlig Recht, aber ich kann nicht weiter einräumen, daß jenes Schreiben auf einem freiwilligen Act des Königs beruhe. Im Cod. Udalrici Nr. 155 (J. 52) findet sich auch das Schreiben an den Papst, welches aber nur in der gefälschten Gestalt erhalten ist. Als untergeschoben sind die Worte: quae in eandem sedem et tuam reverentiam statuerim und der ganze Schlußsatz von Condecet zu betrachten. Berthold p. 286 führt unter den Oppenheimer Beschlüssen an, ut Saxonibus obsides illorum redderentur. Da aber die Geiseln der Sachsen bereits auf freiem Fuß waren, kann es sich wohl nur um die Straflosigkeit derselben gehandelt haben. Gegen Lamberts Verzeichniß der dem Könige auferlegten Bedingungen (p. 254) sind von Goldschmit S. 28 ff. manche nicht unbegründete Bedenken erhoben worden, nur kommt man bei den meisten Punkten nicht über den Zweifel hinaus. Auch Delbrück S. 61 greift hier Lamberts Angaben an und spricht von Fälschung des geschlossenen Vertrags, wobei ich nur bemerken möchte, daß von einem förmlichen Vertrage nicht die Rede ist, sondern nur von Bedingungen, welche dem Könige gestellt wurden und denen er sich nothgedrungen unterwarf. Man sehe auch J. Goll, der Fürstentag zu Tribur und Oppenheim (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsschreibung Bd. II. Heft 3), wo besonders die Glaubwürdigkeit Bertholds gegenüber Lambert betont wird. Auffällig ist, daß gerade hier sich Ranke (Weltgeschichte VII. 276—278) besonders an Lambert anschließt. Auf Brunos Angaben legt S. Braun, die Tage von Canossa (zweite Hälfte, Marburger Programm 1874) einseitig zu viel Gewicht.

S. 390—394. — Die Leges palatinae, durch welche die Fürsten nach Lambert p. 258 ihr Verfahren gegen Heinrich begründeten, sind die Reichsgesetze. Man vergleiche Lambert p. 233. 248. Auch Paul von Bernried erwähnt eine lex Teutonicorum, nach welcher ein Jahr und Tag im Banne Stehender alle seine Güter und Lehen verlieren müsse. Man braucht bei leges in jener Zeit nicht nothwendig an geschriebene Gesetze zu denken, aber auch das Gewohnheitsrecht bot damals unseres Wissens keine Satzungen, welche man in Heinrichs Fall hätte anwenden können. Dagegen bestand schon aus alter Zeit eine Bestimmung des kanonischen Rechts über den Verlust des rechtlichen Gehörs für die Excommunicirten nach Verlauf eines Jahres, der auch

mancherlei praktische Folgen gegeben wurden; ebenso gab es in den karolingischen Gesetzen Verordnungen über Einziehung von Gütern und Lehen bei Solchen, die Jahr und Tag königliches Gebot mißachtet und dadurch das Recht verwirkt hatten. Vergl. Anseg. III. c. 45. IV. c. 23. 36. 74. Aus solchen Bestimmungen mochten die Fürsten ihre Folgerungen ziehen, aber ein Gesetz, welches einen König, der über Jahresfrist im Kirchenbann war, deshalb zu entsetzen ausdrücklich geboten oder gestattet hätte, war sicher nicht vorhanden. Ueber die Zusicherungen, welche die Fürsten Heinrich wegen des Römerzuges gaben, haben wir das Zeugniß des Bonizo p. 671. Das Verhalten des Königs nach seiner Unterwerfung erhellt besonders aus Lambert und Berthold; der Letztere giebt auch p. 287 gute Nachrichten über die Gesandtschaft des Udo von Trier, die zum Theil von Bonizo p. 671 bestätigt werden; nur irrt Bonizo darin, daß er Udo für einen Abgesandten der deutschen Fürsten hält. Im Uebrigen sind Gregors Briefe aus jener Zeit (Epp. coll. 17. 18) zu vergleichen. Ueber den Aufbruch des Papstes zum Augsburger Tage sehe man Reg. IV. 12, eine Urkunde Gregors (J. L. R. 5015), Lambert p. 256. 257 und Bonizo p. 672.

S. 395—402. — Die Reise des Königs nach Canossa beschreibt ausführlich Lambert p. 255—258, kürzer Berthold p. 288. Beide Berichte lassen sich wohl vereinigen, und es ist kein Grund vorhanden, Lamberts Darstellung im Ganzen zu beanstanden. Graf Wilhelm von Hochburgund war freilich nicht, wie Lambert sagt, avunculus der Kaiserin Agnes, sondern Wilhelms Vater und Agnes' Mutter waren Geschwister, Kinder Otto Wilhelms von Burgund. Ob mit dem locus, qui Cinis dicitur, wo nach Lambert Heinrich mit seiner Schwiegermutter zusammentraf, der Mont Cenis, wie man gewöhnlich annimmt, zu verstehen ist, kann fraglich sein. Villemain II. p. 102 meint, daß Vivis zu lesen sei und versteht darunter Vevay; näher läge an Chénes bei Genf zu denken, da wir wissen, daß Heinrich bei Genf vorüber kam. Wenn Villemain weiter Heinrich die Rhone bei Martigny überschreiten und dann den Weg auf den großen Bernhard nehmen läßt, so steht dies mit Berthold in Widerspruch. Der Satz Bertholds p. 288, an welchem Floto II. 125 Anstoß nimmt, scheint mir keiner erheblichen Correctur zu bedürfen. Der Sinn ist: wenn Heinrich nach der Lösung vom Banne sich und das Reich von Gregor zu befreien unterließe, so habe er zu gewärtigen, daß dieser ihn durch die Schlauheit und Verwegenheit seines Charakters, verbunden mit dem Ansehen des apostolischen Amts, bald um Reich, Ehre und Leben bringen werde, auch alle getreuen Anhänger des Reichs zu Grunde gerichtet würden. In den Worten: regno, honore partimque vita ipsa privandum ist mit J. May (Forschungen XXII. 515) pariterque statt partimque zu lesen. Für die Vorgänge in Canossa ist besonders Gregors Schreiben an die Deutschen (Reg. IV. 12) wichtig. Ueber die Verhandlungen, zu welchen der Abt von Cluny und die Gräfin Mathilde die Hand boten, berichtet ausführlich Lambert p. 258. 259. Daß solche Unterhandlungen stattfanden, wird auch von anderen Seiten bestätigt, namentlich von Arnulf IV. c. 8 und Donizo II. c. 1; die Einzelheiten bei Lambert lassen sich allerdings nicht verbürgen. Irrig ist gewiß, daß die Buße Heinrichs eine Bedingung war, welche Gregor ihm auferlegte. Aus dem Schreiben des Papstes selbst geht deutlich hervor, daß Heinrich die Buße freiwillig auf sich nahm, um den Papst zur Absolution zu zwingen. Berthold stellt (p. 289), wie ich mit Floto überzeugt bin, diese Vorgänge im Ganzen richtiger dar. Die Securitates, welche sich Gregor vom Könige geben ließ und die er den deutschen Fürsten mittheilte, sind im Reg. IV. 12a enthalten; sie dienen zugleich zum Beweise, daß Lambert die Bedingungen für die Absolution des Königs

p. 259 nicht genau angiebt[1]). Die Unterschriften der Securitates, welche Gregor erwähnt, sind nicht im Registrum enthalten; es werden im Actenstücke selbst nur die Personen genannt, welche im Namen des Papstes und des Königs die Securitates feststellten; Floto II. 132 hat dies nicht beachtet. Die Absolution des Königs stellt Berthold mit einfachen, aber gewiß richtigen Zügen dar. Die bekannte Erzählung Lamberts von der Abendmahlsfeier zu Canossa hat bereits Döllinger, Kirchengeschichte II. 145 einer eingehenden Prüfung unterworfen, die Divergenz dieser Erzählung mit den anderen Berichten dargelegt und sich für die Glaubwürdigkeit von Bonizos Mittheilungen (p. 672) erklärt. Zu einem ähnlichen Resultat ist in v. Hefeles Conciliengeschichte² V. 98. 99 gelangt. Floto II. 133 stellt die verschiedenen Berichte in einer Anmerkung zusammen, hält sich aber im Text an Lambert. Mit Recht sagt er, daß schwer über diese Abendmahlsscene zu einer festen Ansicht zu gelangen ist; nicht einmal darüber ist ganz in das Klare zu kommen, ob Heinrich die Hostie nahm oder nicht. Das erstere behaupten Bonizo und Donizo, welche dem Orte der Handlung und den bei derselben anwesenden Personen nahe standen; das andere dagegen Berthold und Lambert, und ihre Zeugnisse sind älter, und wenigstens Berthold zeigt sich über die Vorgänge in Canossa gut unterrichtet. Nach allgemeinen kritischen Principien müßte man auf Bertholds Darstellung, wonach der Papst dem Absolvirten nach der Sitte einfach das Abendmahl gereicht, dieser es aber unter Betheurung seiner Unwürdigkeit zurückgewiesen und dadurch das Mißtrauen des Papstes erweckt haben soll, das meiste Gewicht legen und sich aus ihr die weiteren Ausführungen bei Lambert erklären. In der That hält Ranke (Weltgeschichte VII. 284) an Bertholds Bericht fest. Indessen ist es doch auffällig, daß auch der Verfasser des Buchs De unitate ecclesiae (p. 12. 67) ausdrücklich erwähnt, daß der König die Communion empfangen habe; zumal dieser Autor ein Hersfelder war, der wohl Lamberts Darstellung kennt. Für den Empfang der Communion durch Heinrich spricht vor Allem, daß ohne Communion die Absolution nur eine unvollständige gewesen wäre. Es scheint wohl, als seien unmittelbar nach dem Tage von Canossa unter den Gregorianern in Deutschland ähnliche Erzählungen verbreitet worden, wie wir sie bei Berthold und Lambert finden, von denen man aber in Italien Nichts wußte und welche die Königlichen in Deutschland bestritten. (Vergl. R. Goldschmit, Die Tage von Tribur und Canossa S. 43 ff.). Man benutzte diese Erzählung damals, um Heinrichs Schuld damit zu erhärten; in neuerer Zeit hat man vielmehr Gregors Charakter durch sie in ein übles Licht zu stellen versucht. Namentlich ist dies von Stenzel geschehen, gegen den Kutzen in der Bonner Zeitschrift für Philosophie und Theologie 1834, Heft 11 Gregors Verfahren zu rechtfertigen sich bemühte; seitdem Lamberts Bericht selbst in Zweifel steht, haben diese Erörterungen nur geringes Interesse. Besonders scharf kritisirt Martens (Heinrich IV. und Gregor VII. S. 42 ff.) Lamberts Darstellung der Abendmahlsprobe, aber er legt dabei dessen Worte nicht immer richtig aus. Nach ihm soll Lambert berichten (S. 48. 49), daß Heinrich den Papst gebeten habe, in Deutschland als Richter zwischen ihm und den deutschen Fürsten zu fungiren. Lambert stellt dagegen klar

---

1) Gfrörer Bd. VII. S. 581 meint, die Securitates und das Schreiben des Papstes an die Deutschen enthielten nur die Hauptpunkte der königlichen Zugeständnisse, während Lambert die Artikel vollständig mittheilte. Aber die Securitates enthalten ja offenbar den Vertrag selbst, und Gregor spricht nirgends von weiteren Zugeständnissen des Königs. Man begreift schwer, wie Gfrörer in diesen Securitates einen versteckten Lehnseid sehen konnte.

es als eine Forderung des Papstes hin, daß sich der König vor einem generale concilium, dessen Ort und Zeit der Papst bestimmen werde, vor den Fürsten des deutschen Reichs rechtfertigen werde, und läßt den König in diese Forderung willigen; nachher läßt er Heinrich nur, um dem Gottesgericht zu entgehen, den Papst bitten, der Entscheidung jenes generale concilium nicht vorzugreifen.

S. 402. 403. — Es ist an sich höchst wahrscheinlich und wird ausdrücklich von Berthold p. 290 und Bonizo p. 672 bezeugt, daß der Papst den König beim Scheiden vor dem Umgang mit den excommunicirten Lombarden warnte. Doch giebt Berthold gleich nachher selbst an, daß Heinrich dabei Hofdienste auf der Reise mit ausdrücklicher Erlaubniß des Papstes von den Excommunicirten annehmen durfte: Cui (regi) solummodo papa in itinere Longobardico servitium necessarium ab eis, canonice autem illorum omnino devitanda communione, sumendi[1]) vix licentiam dedit. Zugleich gab der Papst dem Könige ein bestimmtes Versprechen, sich seiner bei den Fürsten anzunehmen, so weit es zulässig sei. Gregor schreibt dies selbst den Deutschen: In ea fide, quam coepistis, et amore iusticiae omnes permanere studete, scientes, nos non aliter regi obligatos esse, nisi quod puro sermone, sicut michi mos est, in his eum de nobis sperare dixerimus, in quibus eum ad salutem et honorem suum aut cum iusticia aut cum misericordia sine nostrae et illius animae periculo adiuvare possimus. Für die Beurtheilung der Sachlage ist dieses Versprechen sehr wichtig; in der Fassung, die ihm in v. Hefeles Conciliengeschichte² V. 100 gegeben ist, scheint es mir abgeschwächt. Vielfach in alten und neuen Zeiten ist behauptet worden, daß Gregor dem Könige auferlegt habe, sich bis zum Austrag des Streits mit den Fürsten der königlichen Insignien und aller Regierungshandlungen zu enthalten. Nicht allein Lambert, sondern auch Bruno c. 90 und der Verfasser des Buchs De unitate ecclesiae (p. 12. 67) versichern es. Dennoch muß man ein solches Verbot bestreiten. Offenbar ist Heinrich gleich nach dem Tage in Canossa wieder als König aufgetreten und hat Regierungsmaßregeln getroffen, doch niemals hat sich Gregor darüber als über den Bruch einer dem König gestellten Bedingung beklagt. Nur die Gefangennehmung seiner Legaten bezeichnet er Reg. V. 7 als eine Verletzung der ihm gegebenen Zusagen. Allerdings hat er in der zweiten Excommunication vom Jahre 1080 ausgesprochen: solam ei communionem reddidi, non tamen in regno, a quo eum in Romana synodo deposueram, instauravi (Reg. VII. 14a) — aber auch da ist von keinem Verbot die Rede, obwohl dies in v. Hefeles Conciliengeschichte² V. 97 angenommen wird. Wenn die Sachsen in dem Schreiben bei Bruno c. 108 sich darauf berufen, daß durch die Lösung vom Bann in den Verhältnissen des Königs nichts geändert sei, so zeigt dies nur ihre Ansicht von der Sache, beweist aber Nichts dafür, daß der Papst Heinrich irgend ein königliches Recht zu üben ausdrücklich untersagt habe. Heinrich verlangte vom Papst nur die Lösung vom Bann (absolutionem ab excommunicatione quesivit sagt dieser selbst), nicht seine Krone, die ihm nach seiner Ansicht der Papst weder geben noch nehmen konnte, wie sehr er ihn auch durch den Bann in der Regierung des Reichs behindert hatte. Man vergleiche hierüber auch Floto II. 131. Bemerkenswerth ist noch, daß von Gregor im Reg. IV. 12. V. 7 und an anderen Orten ohne Anstand Heinrich als rex bezeichnet wird. Daß in den Vorgängen in Canossa in gewissem Sinne ein

1) So ist wohl für das sinnlose sumendum zu lesen.

politischer Sieg Heinrichs über Gregor liegt, hat neuerdings besonders auch Goldschmit a. a. O. S. 38. 39 betont; noch weiter geht F. Braun, Die Tage von Canossa (zweite Hälfte S. 25), indem er Heinrichs Verfahren als ein vollkommen correctes bezeichnet und der Meinung begegnen will, als habe der König durch die Buße zu Canossa seiner Würde etwas vergeben oder seiner Machtstellung etwas geopfert.

S. 413. — Ueber die chronologische Bestimmung für die Eroberung Salernos durch Robert Guiscard sehe man Weinrichs Dissertation De conditione Italie inferioris Gregorio VII. pontifice (Königsberg 1864) p. 89—91.

Buch VII. Heinrichs IV. Kämpfe.

Quellen. Gleichzeitige Geschichtswerke: Bertholdi Annales. Aimé (Schluß). Bruno de bello Saxonico. Bernoldi Chronicon. Marianus Scottus mit den Fortsetzungen. Annales Weissenburgenses (1087). Vitae s. Anselmi episcopi Lucensis. Bonizo ad amicum L. VIII. IX. Benzo ad Heinricum IV. imperatorem. Carmen in victoriam Pisanorum. Annales Leodienses. Sigeberti Gemblacensis Chronicon. Annales Wirzeburgenses (s. Albani). Ekkehardi Chronicon universale (A. B.). Annales Augustani. Vita Theodorici abbatis Andaginensis. Vita Udalrici prioris Cellensis (Fragment). Beno de vita et gestis Hildebrandi. Vita Bennonis episcopi Osnabrugensis. Gesta Gerardi II. episcopi Cameracencis. Gesta Galcheri episcopi Cameracensis. Hugonis Flaviniacensis Chronicon p. 446—502. Gesta Treverorum (Schluß). Guillermi Apuliensis Gesta Roberti Wiscardi. Gaufredi Malaterrae Historia Sicula. Lupi Protospatharii Annales. Gregorii Catinensis Opera c. 8—29. Annales Einsiedlenses, Corbeienses, Brunwilarenses, Aquenses (später überarbeitet), s. Jacobi Leodienses, Mosomagenses, Elnonenses maiores, Blandinienses. Spätere Quellen: Vita Heinrici IV. Annales Hildesheimenses. Landulfi Historia Mediolanensis III. c. 32 bis 34. Rudolfi Gesta abbatum Trudonensium L. II—V. Vita Gebehardi archiepiscopi Salisburgensis. Passio Thiemonis metrica. Vita Wilhelmi abbatis Hirsaugiensis (überarbeitet). Annales Ottenburani. Paderborner Annalen (nur in Compilationen erhalten). Annales Yburgenses. Donizonis Vita Mathildis. Anonymus Barensis. Chronicon Normannicum breve. Annales Beneventani. Annales Cassinenses (Cavenses). Cosmae Pragensis Chronica Bohemorum L. II. c. 35—L. III. c. 18. Vita Wolfhelmi abbatis Brunwilarensis. Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 39—99. Annales Egmundani (überarbeitet). Annales Lamberti Audom. Annales Mellicenses. Pauli Bernridensis Vita Gregorii VII. Chronicon s. Andreae Camerac. L. III. c. 1—25. Gesta Treverorum, Cont. I. c. 9—18. Chronicon episcoporum Hildesheimensium c. 18, Merseburgensium p. 184—186. Vitae pontificum Romanorum in der Sammlung des Pandulf. Ortlieb, de fundatione monasterii Zwivildensis. Berthold, de constructione monasterii Zwivildensis. Chronicon Burensis monasterii. Petri diaconi Chronicon mon. Cassinensis L. III. c. 34—IV. c. 26. Landulfi de s. Paulo Historia Mediolanensis c. 1—21. Orderici Vitalis Historia ecclesiastica. Annae Comnenae Alexias. Chronicon Gozesense. Annales sancti Disibodi. Vita Altmanni. Passio Thiemonis archiepiscopi. Vitae Ottonis episcopi Bambergensis. Annales Pegavienses. Gesta episcoporum Virdunensium, Metensium. Casus monasterii Petrishusensis. Ottonis Frisingensis Chronicon L. VI. c. 34—VII. c. 12, de rebus gestis Friderici L. I. c. 1—9. Annales Romani. Annales Rodenses. Annales Rosenfeldenses. Magdeburg-Nienburger Annalen (nur in Compilationen erhalten). Annalista Saxo. Annales Palidenses. Chronica Laureshamense. Helmoldi Chronica Slavorum. Annales Magdeburgenses. Vita Con-

radi I. archiepiscopi Salisburgensis. Vitae Gebehardi et successorum eius. Bernardi Marangonis Annales Pisani. Romualdi Salernitani Chronicon. Vitae pontificum Romanorum in der Sammlung des Cardinals Boso. Annales Ceccanenses. Vita Adalberonis episcopi Wirzeburgensis. Casus monasterii s. Galli, Cont. II. Gesta episcoporum Magdeburgensium (überarbeitet). Gesta episcoporum Halberstadensium (überarbeitet). Annales Elnonenses maiores. Chronicon Montis sereni. Annales Stadenses. Aegidii Aureae-Vallis Gesta pontificum Leodiensium. Andreae Danduli Chronicon Venetum.

Briefe Heinrichs IV., Gregors VII. und seiner Nachfolger, vieler Bischöfe und anderer einflußreicher Personen aus dieser Zeit finden sich im Registrum Gregorii VII., in Gregorii VII. Epist. coll. bei Jaffé, Bibl. II. 547—576, im Codex Udalrici, bei Jaffé, Bibl. III. 373—381 und V. 498—508, bei Sudendorf (Registrum und Berengarius), bei Pez (Thesaurus anecd. VI. 1), Martène (Thesaurus anecd. I. und Coll. ampl. I.), Mansi (Coll. conc. XX.) und an anderen Orten. Vergleiche auch unsere Documente A. 11—13.

Von den Streitschriften gehören dieser Zeit an mehrere Tractate des Bernold, die Schrift des Petrus Crassus, die Briefe Gebhards von Salzburg an Hermann von Metz. Anselmi Epistola ad Wibertum, Theodorici Virdunensis episcopi (Wenrichs von Trier) Epistola ad Gregorium VII., die nur im Auszug erhaltene Schrift Widos von Osnabrück über den Streit zwischen Kirche und Reich, Dicta cuiusdam de discordia papae et regis, Manegoldus ad Gebehardum, das Buch De unitate ecclesiae conservanda, der Briefwechsel zwischen Walram und Harrand, die Streitschriften des Siegbert von Gembloux, Wido Ferrariensis de scismate Hildebrandi, Deusdedit contra invasores, Hugo Floriacensis de regia potestate et sacerdotali dignitate.

Die Gesetze und die wichtigsten Actenstücke für diese Periode sind abgedruckt in den M. G. Legg. II. 51—64 und bei Mansi Coll. conc. XX.; die kaiserlichen Urkunden finden sich bei Stumpf, Die Reichskanzler II. 2 und 4 S. 223—252. 482 bis 484, die päpstlichen bei Jaffé-Löwenfeld, Reg. pont. Rom. I. p. 620—725. II. 712—714. 751—753 verzeichnet.

S. 422. 423. — Ueber die Gesandtschaft des Ebbo an die lombardischen Bischöfe berichtet Lambert p. 260. 201. So unbedingt, wie Lambert es angiebt, kann Gregor ihnen nicht die Absolution haben anbieten lassen. Schon aus dem Schreiben des Papstes Epp. coll. 20 geht dies hervor, wo es heißt: Cumque Langobardorum episcopi totius negocii summam ad communem conventum et prudentiae vestrae consultationem reservatam esse cognoscerent, nec de suis culpis ea, quam sperabant, impunitate absolutionem consequi potuissent, quantum superbiam quantosque maliciae conatus contra nos adorsi sint, ad dicendum quidem triste, ad audiendum est abominabile. Auch konnte Ebbos Auftrag nicht den Zweck haben, dem König den Umgang mit den Lombarden zu ermöglichen, da der Papst nach Bertholds oben (S. 1149) angeführtem Zeugniß Heinrich ausdrücklich gestattet hatte, Hofdienste von den Excommunicirten anzunehmen. Hiernach wird auch Bonizos Erzählung (p. 673), daß Heinrich aus erheucheltem Gehorsam gegen den Papst am Tage die lombardischen Bischöfe gemieden, aber bei Nacht mit ihnen berathen habe,

nur wenig Glauben verdienen. Dies soll namentlich in Piacenza geschehen sein, aber damals verkehrte Heinrich ganz offen mit den lombardischen Bischöfen, wie die Urkunde vom 17. Februar (St. R. 2796) deutlich zeigt. Ebenso unbegründet ist Bonizos Angabe, daß Cencius damals in der Nacht geheime Zusammenkünfte mit dem Könige gehabt habe; aus Berthold (p. 291) und Bernold geht vielmehr hervor, daß Cencius starb, ehe er beim Könige Gehör gefunden hatte. Beachtenswerth sind die Nachrichten, welche Donizo (p. 382) über eine Zusammenkunft der Königs mit dem Papst und Mathilden zu Bianello in den ersten Tagen des Februars giebt. Hier soll der König auf Wiberts Anstiften ein commune placitum zu Mantua in Vorschlag gebracht haben und sein Vorschlag vom Papst und Mathilden angenommen sein. Da aber Mathilde in Erfahrung brachte, daß man zu Mantua sich ihrer und des Papstes bemächtigen wolle, soll sie nach Donizo noch im letzten Augenblicke die Zusammenkunft vereitelt haben. Die Bestimmtheit der Zeitangabe bei Donizo imponirt, aber man darf doch nicht zu viel auf sie geben, da der Poet in solchen Dingen keineswegs so zuverlässig ist, wie es scheint; so läßt er Gregor gleich darauf im Mai nach Rom zurückkehren, während die Rückkehr erst im September erfolgte. Auch auf die Einzelheiten der Erzählung wird wenig Gewicht zu legen sein und namentlich der angebliche Anschlag auf die Person des Papstes in Zweifel gezogen werden können. Dennoch scheint mir glaublich[1], daß damals eine Versammlung zu Mantua stattfinden sollte, über welche sich der Papst mit dem König geeinigt hatte. Der Zweck derselben wird nicht näher angegeben. Stenzel II. 414 nimmt an, daß die deutsche Thronfrage hätte entschieden werden sollen: wie aber wäre das auf italienischem Boden ohne die Anwesenheit der deutschen Fürsten möglich gewesen? Näher liegt die Vermuthung, daß Papst und König zu Mantua mit den lombardischen Bischöfen tagen wollten, um die Zerwürfnisse der Letzteren mit Rom auszutragen, und daß der Papst der Zusammenkunft auswich, weil er Nachstellungen von den Lombarden fürchtete; auf maliciae conatus weist er in dem zuletzt angeführten Briefe selbst hin. Man hat Vorwürfe über Vorwürfe über Heinrichs damaliges Verhalten gegen den Papst gehäuft. Wie ungerecht viele derselben sind, geht daraus hervor, daß Gregor selbst keine anderen hat verlauten lassen, als daß des Königs Auftreten den Widerstand der Lombarden ermuthigt und daß er im Besonderen durch seine Betheiligung an dem Mißgeschick des Gerald von Ostia die zu Canossa gegebenen Versprechungen gebrochen habe. Man vergleiche das vorher erwähnte Schreiben und Reg. V. 7.

S. 423—425. — Die Reise des Anselm von Lucca und Gerald von Ostia erwähnen Arnulf V. c. 9, Berthold p. 290, die Vita Anselmi c. 17. Aus der letzteren geht hervor, daß Gerald allein in Gefangenschaft blieb, was auch Gregor selbst (Reg. V. 7) bestätigt. Die Gefangennahme erfolgte nach Bernold um den 10. Februar. Von Heinrichs Absicht, sich in Pavia krönen zu lassen, spricht Berthold p. 290. Paul von Bernried (c. 86) will wissen, daß die Krönung zu Monza habe stattfinden sollen, doch schloß er vielleicht nur nach dem Brauch seiner Zeit auf diesen Krönungsort. Die Vermuthung Flotos (II. 140), daß trotz des päpstlichen Einspruchs damals doch eine Krönung stattgefunden habe, hat in den Quellen keinen Anhalt, und die Worte Pauls von Bernried stehen ihr sogar bestimmt entgegen. Ueber Heinrichs Umgebungen in Pavia sehe man die daselbst im Anfang April aus-

---

1) Lipsius in Niedners Zeitschrift für historische Theologie 1859 S. 279 hat mit Anderen auch dies in Zweifel gezogen.

gestellten Urkunden (St. R. 2799 und 2780). Die aus Verona vom 4. März datirte Urkunde (St. R. 2798) halte ich für unecht.

S. 426—429. — Der Papst unterrichtete die deutschen Fürsten von den Vorgängen in Canossa durch das im Reg. IV. 12 aufbewahrte Schreiben. Daß Rapoto es überbrachte, sagt der Papst selbst in den Epp. coll. 20, wo er auch die mündlichen Aufträge desselben andeutet: Nos itaque, sicut vobis mandavimus, vestrae voluntati atque consiliis in omnibus secundum beneplacitum Dei satisfacere cupientes etc. Ueber die Versammlung in Ulm sehe man Lambert p. 262, Berthold p. 291 und Paul von Bernried c. 86; die Zeit ist nirgends näher angegeben, doch folgt aus Paul, daß die Versammlung nach dem 2. Februar zu setzen ist. Lambert spricht von einer zahlreichen Versammlung; nachdem er die von uns genannten Fürsten angeführt, fährt er fort: alii plerique ex principibus Teutonicis convenientes. Berthold dagegen sagt ausdrücklich: pauci convenerunt. Ueber die gefaßten Beschlüsse ist auch das Schreiben Gregors in den Epp. coll. 20 zu vergleichen. Die wichtige Sendung des Rapoto von Rudolf an Heinrich und Gregor empfängt aus diesem Schreiben und Berthold a. a. O. Licht. Berthold sagt ausdrücklich, daß Rapoto erst zu Heinrich, dann zum Papst gegangen sei; Flotos Zweifel (II. 142), ob Rapoto wirklich zu Heinrich gekommen, scheint mir deshalb ohne Grund. Ueber die Verhandlungen nach dem Ulmer Tage zwischen Gregor und dem Könige differiren die Angaben Lamberts wesentlich von denen in dem angeführten Schreiben Gregors, wie von denen Bertholds p. 291 und Pauls von Bernried c. 89. 90. Von einer Aufforderung Gregors an Heinrich, selbst nach Forchheim mitzugehen, weiß nur Lambert; nach den anderen Quellen handelte es sich damals nur um das Geleit für den Papst. Wenn ferner Lambert die Sendung des Cardinaldiakonen Gregor und seine Rückkehr zum Papste vor die Abordnung der beiden Bernharde nach Deutschland setzt, so widerspricht dem bestimmt die Darstellung in dem Schreiben Gregors und die Erzählung Pauls von Bernried, welche hier auf guten, wohl gleichzeitigen Nachrichten ruht[1]. Paul giebt mit Bestimmtheit an, daß der Graf Manegold erst am 1. März beim Papste eintraf und daß noch an demselben Tage seine Abordnung an Heinrich erfolgte. Daß der Graf den Papst damals zu Canossa getroffen habe, ist wohl nur eine Vermuthung Pauls; denn nach Reg. IV. 13 war Gregor am 1. März nicht mehr in Canossa, sondern in dem nahen Carpineta. Die mündlichen Aufträge, welche der Papst seinen Legaten an die deutschen Fürsten mitgegeben hatte, erhellen deutlich aus Berthold p. 292 und Paul c. 94; Lamberts Angaben sind auch hier nicht zuverlässig. Die Worte Bertholds: Verumtamen id, quod iniunctum erat eis, non reticebant, quin potius in audientia cunctorum propalabant suae legationis commonitorium, ut si quolibet suae cautionis artificio posset fieri, isto adhuc aliquamdiu qualitercumque sustentato, alium sibi regem nequaquam constituerent; alioquin ipsi, quia multo melius suae necessitatis expertum non ignorarent periculum, quodcumque sibi optimum prae caeteris iudicarent, apostolico non contradicente peragerent werden in den historisch-politischen Blättern Bd. LVIII. S. 245 höchst gezwungen so gedeutet, als hätten die Legaten die Königswahl vereiteln, in anderen Beziehungen (alioquin) nach bestem Ermessen verfahren sollen; dieser Interpretation steht vor Allem die ausführliche Darstellung bei Paul von Bernried entgegen.

---

1) Sie scheinen aus einer Art officieller Schrift zu stammen, welche die Wahl Rudolfs rechtfertigen sollte.

S. 431—438. — Die zu Forchheim erschienenen Fürsten werden am genauesten bei Marian und in den Paderborner Annalen (Annales Yburgenses) angegeben. Wir erfahren hier, daß sieben Bischöfe aus Sachsen anwesend waren und sechs aus anderen deutschen Ländern. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Passau, Würzburg und Worms werden unter den Letzteren besonders genannt; der sechste nicht bezeichnete war vielleicht Hermann von Metz, der auch den Ulmer Tag schon besucht hatte. Daß Hermann später noch eine vermittelnde Stellung einnahm, worauf Floto II. 166 und Grund, Rudolf von Rheinfelden S. 69 Gewicht legen, spricht nicht gegen die Vermuthung; auch Gebhard von Salzburg verkehrte noch in der Folge mit dem König. Nach der abweichenden Recension des Marian (M. G. XIII. 74—79) wären überhaupt nur sieben Bischöfe bei der Wahl zugegen gewesen und zwar außer den bereits bekannten der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt. Im Uebrigen ist Berthold p. 292 zu vergleichen. Das Schreiben der Sachsen an Gregor bei Bruno c. 108 ist für die bei Rudolfs Wahl leitenden Gesichtspunkte nicht unwichtig. Die Vorgänge in der Versammlung werden am besten bei Paul von Bernried c. 93—96 erzählt; er hat hier, wie bereits erwähnt, gute alte Nachrichten aufbewahrt, welche nur mit einigen leicht auszuscheidenden Notizen Bernolds vermengt sind. Was in der allerdings einseitigen Darstellung, welche Paul benutzt hat, verschwiegen wird, erhellt zum Theil aus Bruno c. 91; hier wird auch ersichtlich, was über die Besetzung der Bisthümer bestimmt wurde, während Rudolfs späteres Verfahren bei der Investitur durch Berthold p. 309. 310 Licht empfängt[1]). Ich sehe keine Nothwendigkeit mit Grund a. a. O. S. 77 die Nachrichten Brunos hier in Zweifel zu ziehen, da sie ja zum Theil ausdrücklich durch Paul von Bernried bestätigt werden. Man vergleiche die Erörterungen von R. Bonin in der Dissertation: „Die Besetzung der deutschen Bisthümer in den letzten 30 Jahren Heinrichs IV." (Jena 1889) S. 125—132. Aus der Erzählung Pauls von Bernried geht hervor, daß die Verhandlungen zu Forchheim bereits am 13. März eröffnet wurden, die Wahl aber erst am 15. März erfolgte. Den Pilatushof nennen als Wahlstätte die Augsburger Annalen und weisen auf das unglückliche Omen hin; mit Bezug darauf heißt es in einer alten Glosse zur Chronik von Petershausen (p. 646): Unde tunc vulgus de Roudolfo concinebant, quod alter Pilatus surrexisset. Daß der Gegenkönig gleich nach seiner Wahl Boten an den Papst geschickt habe, bezeugt Gregor selbst (Reg. VII. 14a, p. 402), außerdem Berthold p. 292 und Paul von Bernried c. 98; auch der Inhalt der Botschaft steht nach diesen Zeugnissen fest. Siegbert berichtet bereits, daß der Papst damals Rudolf eine Krone mit der bekannten Inschrift geschickt habe: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodulfo, und Landulf III. c. 31 scheint diese Nachricht zu unterstützen. Aber es liegt auf der Hand, daß der Papst, der damals Rudolf noch nicht anerkannte, ihm auch jene Krone nicht senden konnte; deshalb spricht auch wohl Otto von Freising (de rebus gestis Frid. I. c. 7) von der Sache unbestimmter. Wido Ferrariensis (M. G. XII. p. 171) spricht von der Sendung einer Krone, ohne die Zeit zu bezeichnen. Die stark verderbte Stelle ist so zu lesen: Quodsi Ildebrando suisque complicibus aeque dici potest: si non coronam Rodulfo misistis, si non legatis et litteris pugnam movistis, si non insidiati estis, si milites in dominum non armastis, si Romanam illuc pecuniam non misistis, si non con-

---

1) Gregors Bestrebungen in jener Zeit für die Durchführung des Investiturverbots in Frankreich erkennt man aus Reg. IV. 22.

suluistis iniustis, si haec omnia non fecistis, non eos a vobis interfectos iactate. Die Emendation: si milites für similiter ist von P. Ewald. Wegen der Krone von Ebermünster sehe man das Chronicon Ebersheimense (M. G. XXIII. 444). Ueber den Krönungstag stimmen die Quellen bis auf Eckehard überein, bei dem sich ein leicht erklärbarer Irrthum eingeschlichen hat. Rudolfus a maledictis potius maledicitur, quam consecratur, sagen die Annales Augustani. Die Vorgänge nach der Krönung berichten Bruno c. 92 und Paul ausführlich, kürzer Berthold und Bernold. Sie alle verschweigen den üblen Ausgang des Aufstands in Mainz für den Gegenkönig und seine Genossen, der sich nur aus Eckehard und Siegbert deutlicher erkennen läßt. Die sächsischen Bischöfe und Hermann gingen darauf in ihre Heimat; der Erzbischof von Salzburg hatte schon der Krönung nicht mehr beigewohnt. So blieben bei Rudolf nur noch die Bischöfe von Worms, Würzburg und Passau. Man vergleiche hierüber und über Alles, was in der nächsten Zeit in Rudolfs Nähe vorging, Berthold p. 292—294; dieser Chronist ist hier so gut unterrichtet, daß man ihn für einen Augenzeugen halten möchte.

S. 438—441. — Die Versammlung in Eßlingen erwähnt nur Bernold, aber seine Angabe ist so positiv, daß sie kaum zu bezweifeln. Von dem apostolischen Schreiben an die Bischöfe des Elsaß, Lothringens und Ostfrankens erzählt Berthold allein (p. 297). An ein Schreiben Gregors selbst kann den Verhältnissen nach nicht gedacht werden, sondern nur an ein solches der päpstlichen Legaten. Daß die litterae apostolicae auctoritatis genannt werden, besagt nicht, daß sie vom Papst selbst herrühren; auch bei Bruno c. 108 sagen die Sachsen, Rudolf sei apostolica auctoritate im Reiche bestätigt, d. h. durch die Legaten. Die Abreise Bernhards von Marseille und seine Gefangennehmung müßte man nach Bernold schon auf die Osterzeit setzen, aber Berthold zeigt, daß beide Ereignisse später fallen. Daß Rudolf nach dem Eßlinger Tage die Belagerung einer Burg an der Donau unternahm, geht aus Berthold und Bernold hervor; den Namen (Sigmaringen) nennen erst die Chronik von Petershausen (p. 646) und die Fortsetzung der St. Galler Klostergeschichte (M. G. II. p. 156), wo freilich die Verhältnisse sonst sehr irrig dargestellt sind. Daß Rudolf Pfingsten in Hirschau feierte, giebt Bernold mit großer Bestimmtheit an; Rudolf kann also nicht damals bereits in Erfurt eingetroffen sein, wie Bruno c. 93 meldet, sondern erst später. Beim Urtheil über Rudolf ist ein sehr unverdächtiges Zeugniß zu seinen Gunsten in der Vita Heinrici c. 4 nicht zu übersehen.

S. 441. 442. — Für die Gesandtschaft Heinrichs an Gregor nach Rudolfs Wahl haben wir das Zeugniß des Papstes selbst in der römischen Synode von 1080, dann des Bernold z. J. 1077 und des Bonizo p. 673. Antrag und Antwort werden verschieden berichtet; man wird da dem Papste vor Allem glauben müssen. Ueber Heinrichs Aufbruch von Pavia und seine Rückkehr über die Alpen sehe man die Nachrichten bei Arnulf V. c. 10, Berthold p. 294, die Annales Augustani z. J. 1077 und die Urkunden bei St. R. 2800—2803. 2810. Die Theilnahme Markwards von Eppenstein und seines Sohnes Liutold an Heinrichs Zug erwähnt die zweite späte Fortsetzung der Casus s. Galli II. c. 7, aber in der Umgebung des Königs erscheint in gleichzeitigen Zeugnissen nur Liutold, und zwar schon in der Urkunde vom April 1077 als Herzog von Kärnthen. Seit dem Tode Markgraf Udalrichs im J. 1070 scheinen Friaul, Istrien und Krain nicht wieder ausgethan zu sein. Udalrich hinterließ einen Sohn gleichen Namens, der aber beim Tode des Vaters noch ein Knabe von wenigen Jahren war. Möglich ist, daß die Zerwürfnisse zwischen Berthold von Zähringen und dem König in den Jahren 1072

und 1073 auch in diesen Verhältnissen ihre Wurzel hatten. Das servitium fidele, magnum, bonum et assiduum des Altwin von Brixen wird von Heinrich in der Urkunde St. R. 2810 gerühmt.

S. 442—444. — Ueber die Rüstungen Heinrichs in Regensburg, seinen Einfall in Schwaben, den Ulmer Tag und den darauf folgenden Umschwung der Stimmung findet sich alles Nothwendige, obschon in sehr parteiischer Darstellung, bei Berthold p. 294—298. Die Zeit für die einzelnen Ereignisse ist nicht näher zu bestimmen, als daß Heinrichs Zug nach Schwaben und der Ulmer Tag in die Wochen vor Pfingsten fallen, wie aus dem ganzen Zusammenhange und Bertholds Angabe: his postpaschalibus diebus p. 297 hervorgeht [1]). Ueber die Wirkung von Heinrichs Auftreten sehe man auch De unitate ecclesiae p. 155. Gebhard von Salzburgs Bauten erwähnt die Vita Gebehardi et successorum eius c. 7.

S. 444—452. — Heinrichs Rückkehr nach Baiern berührt Berthold p. 298 und bezeichnet dort auch die weiteren Absichten des Königs. Die Umgebung des Königs in Nürnberg geht aus den Urkunden St. R. 2802—2804 hervor; es sind die ersten, welche vom Kanzler Gebhard ausgestellt sind. Dieser, der Bruder des Herzogs Wratislaw von Böhmen, war einer der erbittertsten Gegner des Erzbischofs Siegfried, in dessen Namen nur noch die nächsten Urkunden vom Jahre 1077 unterzeichnet sind, dann fehlt der Name des Erzkanzlers in den Urkunden. Ueber Rudolfs Aufbruch gegen Würzburg und die folgenden Ereignisse ist Berthold die Hauptquelle, nur daß den Zusammenhang der Ereignisse seine unbequeme und außerdem durchaus parteiisch gefärbte Darstellung schwer erkennen läßt. Ich glaube diesen Zusammenhang dem Verständniß näher gebracht zu haben, als es früher geschehen ist. Für die Verhandlungen der Fürsten am Neckar ist neben Berthold auch Bruno c. 95 und Marianus z. J. 1078 wichtig; aus Letzterem ergiebt sich auch das Datum für das Ende des Waffenstillstands und den beabsichtigten Fürstentag. Die Schreiben Gregors an seine Legaten und die deutschen Fürsten stehen im Reg. IV. 23. 24. Ueber die Wirksamkeit des Abts Bernhard in dieser Zeit unterrichtet am besten sein Brief bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 10. Ueber den Rückzug Heinrichs vom Neckar nach Schwaben und die Verbrennung der Kirche zu Wiesloch sehe man Berthold und Bernold; der Letztere setzt die Zerstörung der Kirche in eine frühere Zeit. Den Aufenthalt des Königs in Augsburg bestimmen die Annales Augustani. Nachrichten über die Flucht Gebhards von Salzburg giebt außer Berthold auch die Vita Gebehardi c. 34, womit die jüngere Lebensbeschreibung c. 7 zu vergleichen. Ueber die Anfragen des Gegenkönigs und des Erzbischofs Udo in Rom sehe man Berthold p. 302; das Schreiben des Papstes vom 30. September 1077 steht im Reg. V. 7. Den Zug des Königs gegen Graf Ekbert berichtet Berthold a. a. O., den zweiten Zug nach Weihnachten derselbe p. 306; über das letztere Unternehmen finden sich auch in der Vita Altmanni Nachrichten. In diese Zeit gehören die Urkunden St. R. 2810. 2811. Ueber Rudolfs und Heinrichs Gesandtschaften an den Papst im Anfange des Jahres 1078 berichtet Berthold p. 306.

S. 453—458. — Die mit Cencius Tode zusammenhängenden Bewegungen in Rom erzählen Berthold (p. 304) und Bonizo (p. 674). Die Schicksale Gisulfs nach der Eroberung von Salerno und die Belagerung von Benevent berichtet ausführlich Amatus VIII. c. 13—32; man vergleiche außerdem die Annales Beneventani und

---

1) Daß Heinrich am 28. Mai in Worms gewesen sei, wie Floto II. 161 angiebt, ist unmöglich, die angeführte Urkunde gehört, wenn sie echt ist, in das Jahr 1076, St. R. 2792.

Lupus z. J. 1077. Den Tod der Kaiserin Agnes meldet Berthold p. 303 und ergeht sich dabei in Lobeserhebungen der frommen Frau; einen Beitrag zu ihrem Lebensbilde gibt auch Amatus VIII. c. 3. Das Ende des Gerald von Ostia erwähnt Bruno z. J. 1077. Den früheren Aufenthalt seines Nachfolgers, des Cluniacensers Otto, in Italien kennen wir aus dessen eigenen Worten (J. L. R. 5488). Vergl. M. F. Stern, Zur Biographie Urbans II. (Berlin 1883) S. 14.

S. 458—464. — Gregors Einladungsschreiben an die lombardischen Bischöfe zur Fastensynode des Jahres 1078 steht im Reg. V. 13, die Acten der Synode daselbst 14a. Auszüge der letzteren geben der Codex Udalrici Nr. 165 (J. 122), Hugo Flav. p 442, Paulus Bernriedensis und an unrechter Stelle der Abschreiber des Berthold p. 318. Die Acten tragen das Datum des 4. März, und dieser fiel auf den Sonnabend der ersten Fastenwoche, an dem die Synode geschlossen wurde: danach ist das Datum der Eröffnung bei Berthold: III. Non. Mart. irrig, und Jaffés Correctur III. Kal. Mart. empfiehlt sich in jeder Weise. Im Uebrigen sind Bertholds Nachrichten über diese Synode p. 305 sehr brauchbar. Wie Gregor sich gegen die strengen Strafbestimmungen Hugos von Die verhielt, zeigt Reg. V. 17. Ueber Gregors damalige Haltung in der Investiturfrage sind die Schreiben im Reg. V. 6. 7. 18 unterrichtend; man vergleiche auch meine Bemerkungen im Münchener historischen Jahrbuch für 1866 S. 136—139. Die Schreiben Gregors an die Deutschen und Udo von Trier (9. März 1078) stehen im Reg. V. 15. 16. Das bei Bruno c. 108 mitgetheilte Schreiben der Sachsen an Gregor ist, wie Floto II. 189 mit Recht annimmt, erst nach der Rückkehr der Gesandten von der Fastensynode abgefaßt: die Behandlung, welche dieselben in Rom gefunden haben, wird bereits darin erwähnt. Fr. Mägde, Politik Gregors VII. (Elberfeld 1879) S. 26 ff. hat die eigenthümliche Ansicht darzulegen gesucht, daß es Gregor mit dem Friedensconvent nicht Ernst gewesen sei. Die Herzensergießungen des Papstes an Hugo von Cluny liest man im Reg. V. 21.

S. 465—472. — Ueber die Verhandlungen zu Fritzlar und die damit zusammenhängenden Ereignisse findet sich allein ein ausführlicherer, aber sehr parteiisch gefärbter Bericht bei Berthold p. 310. 311. Derselbe Annalist berichtet auch allein über Heinrichs Zug gegen Metz und nach dem Elsaß; für die Stellung Hermanns von Metz im Anfange des Jahres 1078 ergiebt sich Näheres aus dem Briefe des Abts Bernhard bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 10. Rudolfs auswärtige Verbindungen und die Stellung des päpstlichen Legaten zu Heinrich erhellen aus Berthold p. 311. Das Schreiben Gregors bei Bruno c. 113 ist weder auf einer Synode noch im Jahre 1079, sondern nach dem Reg. VI. 1 zu Capua am 1. Juli 1078 erlassen. Aber richtig scheint mir, wenn Bruno den c. 114 mitgetheilten Brief der Sachsen als eine Antwort auf jenes Schreiben bezeichnet, denn darauf weist der ganze Inhalt desselben hin. Ist dies begründet, so muß dieser Brief etwa im September 1078 abgefaßt sein; jedenfalls nach der Schlacht an der Streu, da die Worte aliqui illorum occisi sunt, quidam in captivitatem abducti auf den Tod Wezels von Magdeburg und die Gefangennahme Adalberts von Worms zu beziehen sind. Stenzel setzte diesen Brief Bd. I. S. 443 in den Herbst 1078, Bd. II. S. 156 in eine noch spätere Zeit; Floto (II. 189) glaubt, daß er erst dem Sommer 1079 angehöre. Ueber den Kampf des jüngeren Berthold mit den Elsaffer Bauern, den Zug des älteren Berthold und Welfs nach Rheinfranken und ihren Sieg über die Bauern berichtet am eingehendsten Berthold p. 311. 312, womit Bernold zu vergleichen ist. Bei der Darstellung der Schlacht an der Streu zeigt

sich Bertholds Parteilichkeit im übelsten Lichte; bei weitem zuverlässiger ist Brunos Bericht c. 96—102, doch reicht auch er nicht aus, um eine klare Vorstellung der Vorgänge zu gewinnen. Einige brauchbare Angaben finden sich bei Eckehard z. J. 1078, aber über den Hergang im Ganzen geben auch sie wenig Aufklärung. Auffällig ist, daß in unserem Text des Bruno der Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg genannt wird, da beim Annalista Saxo sonst dessen Schwiegersohn, der spätere Pfalzgraf Friedrich, diesen Namen führt; auch hat der Annalist hier diese Bezeichnung nicht angewendet. Da Berthold vom Bischof von Paderborn erzählt, was die anderen Quellen vom Bischof von Merseburg berichten, so liegt wohl eine Verwechselung bei jenem zu Grunde. Daß Heinrich unmittelbar nach der Schlacht auf den Kampfplatz zurückgekehrt sei, findet sich in der Chronik von Petershausen (p. 646); diese Angabe beruht gewiß auf einer älteren Quelle. Den Zug Heinrichs gegen Schwaben berichten Berthold p. 313 und 316, Bruno c. 103 und Bernold z. J. 1078; auch Eckehard giebt hier wichtige Nachrichten, die aber irrig in das Jahr 1077 gesetzt sind. Die Belagerung Tübingens erwähnen auch die Gesta Trevirorum (p. 183) und die Annales Zwifaltenses (M. G. SS. X. 54).

S. 472—477. — Mit den Nachrichten über Jordans Aussöhnung mit dem Papste und über den Tod Richards schließt Amatus; über die darauf unter den Normannen ausbrechenden Händel handelt nach den Quellen Weinrich, De conditione Italiae inferioris p. 41—52. — Die Beschlüsse der römischen Synode vom November 1078 kennen wir aus dem Reg. VI. 5b, wo die Titel vollständig und dann in extenso die allgemein verbreiteten Kanones mitgetheilt sind. Die letzteren finden sich auch bei Berthold p. 314. 315 und Hugo von Flavigny p. 423. 424 mit einigen, aber nicht wesentlichen Abweichungen. Auffällig ist die chronologische Bestimmung bei Berthold, wonach die Synode am 9. statt am 19. November gehalten sein soll. Nach Bruno c. 112 war die Synode am 15. November, während sie Berengar (Acta conc. Romani. Mansi XIX. p. 761) schon zu Allerheiligen tagen läßt; vielleicht fanden in Berengars Sache bereits Verhandlungen vor Eröffnung der Synode statt. Daß die Synode nicht stark besucht war, geht aus Berengars Bericht hervor. Ueber die Reise Adalberts von Worms zum Papste sehe man Gregors eigene Aeußerungen (Epp. coll. 31). Die Forderungen der Gesandten der beiden Könige bezeichnet Berthold p. 313. 314. Daß Gregor, wie Heinrich, so auch die Erzbischöfe und Bischöfe auf Rudolfs Seite zur Rechenschaft zu ziehen versprach, erhellt aus Reg. IX. 28; die dort erwähnte Synode kann wohl keine andere sein, als die im November 1078 abgehaltene. Aus Bruno c. 112 ergiebt sich, daß der Beschluß gegen die Angreifer des Kirchenguts auf den Betrieb der verjagten deutschen Bischöfe gefaßt wurde. Ich halte diesen Beschluß für die Folge des bei Bruno c. 115 mitgetheilten Briefes; denn der Wortlaut desselben weist darauf hin, daß er von den vertriebenen Bischöfen abgefaßt wurde, und zwar nicht lange nach dem Schreiben in c. 114, mit dem es in manchen Beziehungen sich berührt, etwa im October 1078; Stenzel setzt es um ein Jahr später. Im Allgemeinen ist auch über diese Synode meine Abhandlung im Münchener historischen Jahrbuch für 1866 S. 139 bis 141 und Meltzer, Gregor VII. und die Bischofswahlen S. 146 ff. zu vergleichen. — Das Schreiben Gregors an Welf steht im Reg. VI. 14; den Zug Welfs vor den Fasten 1079 und die anderen gleichzeitigen Ereignisse erzählt Berthold p. 315. 316. Das Unternehmen Rudolfs gegen die Hessen und Westfalen erwähnen die Annales Ottenburani und Annalista Saxo; der Letztere schreibt hier die Paderborner Annalen aus.

S. 477—480. — Von der Fastensynode 1079 handelt ausführlich Berthold p. 316. 317; nur kurz Bernold, obwohl er selbst auf der Synode zugegen war, wie man aus der Schrift De Berengarii damnatione p. 435 sieht. Die Acten stehen im Reg. VI. 17a; nur aus ihnen hat Paul von Bernried geschöpft. Ueber Berengars Sache ist besonders dessen eigener Bericht in den Acta conc. Vaticani (Mansi XIX. 762) einzusehen. Ueber die beabsichtigte Pfingstsynode siehe Berthold p. 318. Im Uebrigen sind für die Kenntniß der Verhandlungen die Anrede eines Gesandten an die Synode bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 11 (wo in der dritten Zeile alterum statt autem zu lesen ist), die Briefe Gregors im Reg. VI. 18—22 und bei Bruno c. 118. 119. 120 (Epist. coll. 25. 26. 27) wichtig. Die beiden zuletzt bezeichneten Briefe Gregors sind bei Bruno ohne den Schluß mitgetheilt, um tadelnde Aeußerungen des Papstes über die Magdeburger Kirche zu unterdrücken. Der Schluß des einen Briefes (c. 119. Epp. coll. 26) ist aber von Pertz aus einer Trierer Handschrift ergänzt, der des anderen (c. 120. Epp. coll. 27) findet sich im Codex Udalrici Nr. 153 (J. 59). Uebrigens glaube ich nach dem Inhalte des Briefes in c. 119, daß er später abgefaßt ist als der folgende, etwa im Mai 1079. Der Inhalt des letztgenannten Briefes erschien dem Recensenten in den historisch-politischen Blättern Bd. LVIII. S. 247 so bedenklich, daß er ihn ohne weitere Gründe anzugeben für unecht oder gefälscht erklärte. In v. Hefeles Conciliengeschichte² V. 135 wird bemängelt, daß ich in dem Briefe eine Aufforderung zum Kampfe sehe und eine Stelle in nicht genauer Fassung wiedergebe; es wird statt dessen eine Uebersetzung gegeben, die den Sinn abschwächt, aber kaum richtig ist und mit dem ganzen Inhalt des Schreibens wenig harmonirt (vos et corpora vestra quasi murum pro domo Israel opponere satagite). Interessant ist der Brief des Papstes an Ladislaw von Ungarn vom 19. März (Reg. VI. 29); die Sigle E. in demselben ist unfraglich auf Ekbert von Formbach zu deuten. Die Absicht des Papstes, die Pataria neu zu beleben, erhellt aus den bei J. L. R. 5109 angeführten Stellen. Die Aufträge, welche Gregor den neuen Legaten mitgab, erkennt man am deutlichsten aus den Briefen Reg. VII. 3 und Epp. coll. 31.

S. 481—491. — Die Vorgänge zwischen den Fastensynoden von 1079 und 1080 erzählt am eingehendsten Berthold p. 318—326. Neben ihm müssen aber für einzelne Ereignisse andere Quellen zu Rathe gezogen werden. Den Einfall Heinrichs in Ungarn erwähnen allein die Annales Augustani z. J. 1070, aber so positiv, daß ich nicht, gleich Büdinger, an ein Mißverständniß denken kann. Am 16. August 1079 war Heinrich auf dem Wege nach Würzburg zufolge der Urkunde bei St. R. 2817 zu Nürnberg; man sieht aus derselben, daß ihn der Abt von Niederaltaich bei seinen Rüstungen mit Geld unterstützt hatte. Ueber die Rückkehr Heinrichs nach Baiern im October 1079 sehe man die Urkunden St. R. 2818. 2819. Herzog Theoderichs Vermittelungsversuche ergeben sich aus Gregors Brief im Reg. VI. 22; hierauf zielen auch wohl einige Aeußerungen in dem Brief an Rudolf bei Bruno c. 119, welcher erst, wie bereits bemerkt ist, um die Zeit der vereitelten Pfingstsynode 1079 geschrieben sein wird. In dieselbe Zeit setze ich die bei Bruno c. 112 mitgetheilte Proclamatio, welche Stenzel, Floto und Dünzelmann (Forschungen zur deutsch. Geschichte XV. 535. 536) mit der Fastensynode dieses Jahres in Verbindung bringen; die darin erwähnte synodus nuper habita kann jedoch nicht die Novembersynode 1078 sein, welche nachher ausdrücklich in anderer Weise erwähnt wird, sondern ist die Fastensynode 1079. Gregors anfängliches Verhalten gegen seine Legaten erhellt aus Reg. VI. 38 und dem Briefe in den Epp. coll. 31, welcher

etwa dem vorhin genannten gleichzeitig sein wird; der spätere Tadel des Papstes über das Benehmen der Legaten ist im Reg. VII. 3 ausgesprochen. Das Wort Latini steht hier in demselben Sinne, wie Italici VIII. 26; bei Hugo Flav. p. 451 findet sich die auffallende Variante: laici. Daß Heinrich noch gegen Ende des Jahres 1079 einen Zug nach Schwaben gemacht habe, wird nach dem Annalista Saxo zu diesem Jahre wahrscheinlich; auch diese Nachricht stammt aus den Paderborner Annalen. Ueber die Vorgänge vor der Schlacht bei Flarchheim und die Schlacht selbst geben die besten Nachrichten Bruno c. 117[1]) und Berthold, neben denen auch Eckehard zum Jahre 1079 einzusehen ist; einige brauchbare Notizen finden sich noch in den Erfurter Annalen und den Annales Mellicenses (M. G. IX. p. 499). Landau im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1862. Nr. 7 S. 57 meint, der Heroldshäuser Bach, der zu Flarchheim entsteht und unter Groß-Gottern mündet, sei bei Bruno gemeint, aber der Bach ist zwischen Flarchheim und Dorla zu suchen, wo es mehrere kleine Gewässer giebt. Martens (Heinrich IV. und Gregor VII. S. 64) nimmt im Widerspruch mit den Quellen an, daß Rudolf bei Flarchheim gesiegt habe. Die Gesandten Heinrichs zur Fastensynode 1080 nennt Berthold, und seine Angaben werden durch die Epistola Theoderici (Martène, Thes. I. 228) bestätigt; die Aufträge der Gesandten ergeben sich aus Bonizo p. 675. Daß Rudolf gleich nach der Schlacht einen Boten nach Rom gesandt habe, berichtet Bernold z. J. 1080. Der Brief der Anhänger Rudolfs findet sich bei Bruno c. 110. Der Brief wird von Stenzel und Floto, denen sich Dünzelmann a. a. O. anschließt, in den August 1078 gesetzt, also in die Zeit nach der Schlacht an der Streu. Meine Gründe, den darin bezeichneten Waffenerfolg auf die Schlacht bei Flarchheim zu beziehen, sind folgende: Die Schreiber berufen sich auf Zeugenaussagen der Bischöfe von Passau und Würzburg[2]); der Bischof von Passau war aber erst zur Zeit der Fastensynode 1079 in Rom. Die Schreiber erwähnen ferner Begünstigungen des Bischofs von Bamberg; solche erfolgten auch erst zur Zeit derselben Synode. Sie sagen, Heinrich sei geflohen solito more; nach der ersten Schlacht Rudolfs mit ihm wäre dieser Ausdruck sehr auffällig. Sie sprechen von frequentes repulsas turpesque deceptiones des Papstes und beklagen sich, daß er nicht thue, was er iam dudum hätte thun sollen; dies Alles weist mehr auf 1080 als 1078 hin. Es ist von einer beabsichtigten Herüberkunft des Papstes nach Deutschland die Rede, aber von einer solchen verlautet Nichts zwischen der Fastensynode von 1078 und 1079. Endlich scheinen mir die Mahnungen, daß der Papst aus Furcht vor den Feinden der Kirche nicht die Kirche selbst zu Grunde gehen lassen solle, leicht aus den Aeußerungen desselben in dem Schreiben vom 1. October 1079 erklärlich, wie ich denn das ganze Schreiben als eine Antwort auf diesen Erlaß des Papstes ansehen möchte. Stenzel, Floto und Dünzelmann wollen offenbar nur die Reihenfolge der Schreiben bei Bruno möglichst bewahren, aber diese Reihenfolge ist meines Erachtens eine willkürliche.

---

1) Daß Dietrich von Kamburg damals sich vom Gegenkönige trennte, hat zum Theil wohl seinen Grund darin, daß Rudolf Dietrichs Bruder Günther das Erzbisthum Magdeburg versagt hatte und ihn mit Naumburg zu befriedigen suchte. Ann. Saxo z. J. 1079. Der bei Bruno genannte Widekin kann wohl nur Widekind II. von Schwalenberg sein; der Name ist nur in diesem Geschlechte gewöhnlich.

2) Sollte nicht statt fratres nostri et coepiscopi emendirt werden müssen vestri? Sonst müßte der Brief nur von Bischöfen abgefaßt sein. Auch im Folgenden ist wohl zu lesen: Adventus vester ad nos tantum nobis esset desiderabilis, quantum est (statt et) necessarius.

S. 491—497. — Die Acten der Fastensynode von 1080 stehen im Reg. VII. 14a; eigenthümliche Nachrichten hat überdies Paul von Bernried c. 106. 107. Die Excommunication findet sich auch bei Pandulfus, bei Hugo Flav. p. 451 und im Cod. Udalrici Nr. 150, wo einige Varianten zu beachten sind; so wird am Schluß cadet et confundetur wohl die richtige Leseart sein. Der Recensent dieses Buchs in den historisch-politischen Blättern Bd. LVIII. p. 177 hat den Versuch gemacht, wenigstens einige Stellen der Excommunication als unecht nachzuweisen; aber schon die angeführten Citate weisen darauf hin, daß der Text auf gute Autoritäten gestützt ist und gerade die Gregorianer ihn, wie er vorliegt, für echt hielten. (Derselbe Recensent behauptet auch S. 171, daß man heute nicht mehr an die Echtheit des sogenannten Dictatus papae glaube, was jedenfalls in solcher Allgemeinheit unrichtig ist.) Der Fastensynode des Jahres 1080 gehören auch die beiden Kanones an, welche bei Mansi (XX. 517) irrig zum Jahre 1078 gesetzt sind; sie sind aus Deusdedits Libellus contra invasores (A. Mai, Patrum nova bibliotheca VII, 3. p. 85) entnommen. Vergleiche hierüber und im Allgemeinen über das Investiturverbot dieser Synode meine Abhandlung im Münchener historischen Jahrbuch für 1866 S. 141 bis 143 und S. 186—188. Die Zahl der auf jener Synode anwesenden Bischöfe giebt Deusdedit a. a. O. an. Die schlechte Behandlung der Gesandten Heinrichs geht hervor aus Heinrichs Brief an die Römer im Cod. Udalrici Nr. 187 (J. 66) und der Epistola Theoderici l. c. Gregors Prophezeiung von Heinrichs nahem Untergange wird bezeugt von Bonizo p. 682. 683; auch Siegbert erwähnt derselben, giebt aber die Worte des Papstes abweichend wieder. Der Brief Gregors an Heinrich von Trient (Cod. Udalr. Nr. 152. J. 50) ist nicht hierher zu ziehen, wie es Stenzel II. 276 gethan hat, da er bereits i. J. 1076 geschrieben ist. Er läßt sich nur dann mit der hier in Rede stehenden Prophezeiung in Verbindung bringen, wenn man sie in das Jahr 1076 setzt, wozu sich Jaffé in der Note zum Bonizo geneigt zeigt, indem er bei diesem Autor und Siegbert gleichmäßig ein chronologisches Versehen für möglich erachtet. Man vergleiche Martens, Heinrich IV. und Gregor VII. S. 67.

S. 498—502. — Ueber die Bewegung Italiens nach der erneuten Excommunication giebt Bonizo p. 675. 676 gute Aufschlüsse. Die Schrift des Petrus Crassus ist zuerst von Sudendorf im Registrum I. Nr. 13. 14, dann mit Verbesserungen von Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens IV. 124 ff. veröffentlicht worden. Meine frühere Vermuthung, daß Petrus Crassus nach Ravenna gehöre, ist durch eine von Ficker (Forschungen III. 113) angeführte Urkunde über allen Zweifel erhoben worden; man vergleiche über die interessante Schrift auch Stobbe, Geschichte des deutschen Rechts I. 614. 615. Meltzer, Gregor VII. und die Bischofswahlen S. 326 neigt sich der Ansicht zu, daß die Schrift für die römische Synode von 1084 verfaßt sei, während man sie früher für die Brixener Synode gestimmt glaubte, aber sie ist ohne Zweifel schon vor der Berufung der Brixener Synode abgefaßt worden. Wattenbach, Geschichtsquellen[5] VI 204. Die Gedichte des vierten Buchs des Benzo p. 634 ff. sind nach meiner Ansicht i. J. 1080 abgefaßt. Den Abfall mehrerer deutscher Bischöfe von Gregor zur Osterzeit 1080 in Bamberg erwähnt Gebhard von Salzburg in dem Schreiben an Hermann von Metz bei Gretser, Opp. VI. 439. Ueber die Mainzer Pfingstsynode haben wir Nachrichten bei Marianus z. J. 1079, dem Siegbert folgt, in dem Decret der Brixener Synode (Codex Udalrici Nr. 164 J. 64 und M. G. Legg. II. 51. 52), welches Eckehard z. J. 1080 zum Theil ausschreibt, in dem Schreiben des Huzmann von Speier an die Lombarden (Codex Udalrici Nr. 161. J. 60 und M. G. l. c. 51)

und in den beiden Briefen des Dietrich von Verdun und Eigilbert von Trier im Codex Udalrici Nr. 159. 160 (J. 62. 61). Interessant ist auch der Brief Dietrichs an Eigilbert im Codex. Udalrici Nr. 158 (J. 63), der im Sommer 1080 geschrieben ist; er zeigt, daß Dietrich an seinem Verfahren irre wurde, als er in seiner eigenen Kirche auf Widerstand stieß, aber die Sache des Königs doch nicht ganz verließ. Giraud (Revue des deux mondes T. 104 p. 642) irrt, wenn er glaubt, daß diese Briefe, welche er aus Hahn, Coll. monum. I. anführt, bisher der Aufmerksamkeit der Historiker entgangen seien; er selbst bringt sie nur in einen ganz falschen Zusammenhang.

S. 502—504. — Die Ereignisse auf der Synode von Brixen erhellen vor Allem aus dem Absetzungsdecret Gregors, aus den Notizen der Annales Augustani, des Marianus, der Vita Anselmi c. 18. 19 (wo sich die angezogene kurze Beschreibung Brixens findet), des Bonizo p. 676, des Wido von Ferrara I. c. 20 und der Vita Bennonis Osnabr. c. 22, wo die Synode aber irrig nach Pavia verlegt wird. Einige brauchbare Angaben finden sich auch bei Benzo L. VI. praef. (p. 656). Er spricht, als ob er auf der Synode zugegen gewesen sei (unanimiter, quae dicebantur, credidimus), aber sein Name findet sich nicht unter dem Decret; vielleicht unterschrieb er nicht aus Furcht vor der Markgräfin Adelheid. Benzo hatte den Kanzler Burchard aufgefordert sie vor Allem zu gewinnen (Lib. IV. c. 13) doch scheint dies nicht geschehen; denn Keiner der von ihr abhängigen Bischöfe hat das Decret unterzeichnet. Marianus setzt die Wahl Wiberts auf den Tag Johannes des Täufers (24. Juni), aber erst am Tage darauf wurde Gregor abgesetzt. In der Urkunde Heinrichs vom 26. Juni, durch welche er Wibert alle Besitzungen und Rechte der Kirche von Ravenna im weitesten Umfange bestätigt (St. R. 2822), wird dieser bereits als summae sedis electus Apostolicus bezeichnet; vielleicht war er aber erst an demselben Tage erwählt, da auf die Absetzung nach Wido a. a. O. erst lange Erwägungen über die Neubesetzung des apostolischen Stuhls folgten; Marianus würde dann nur den Tag Johannes des Täufers mit dem Tage Johann und Paul verwechselt haben. Köhncke, Wibert von Ravenna meint, daß Wiberts Wahl am 25. Juni erfolgt sei, und beruft sich dabei auf die Vita Bennonis, die aber hier wenig zuverlässig ist.

S. 505. 506. — Günstige Zeugnisse für Wibert, die ihm von seinen Anhängern, wie Wido von Ferrara a. a. O., ausgestellt werden, fallen an sich nicht schwer in das Gewicht; aber sie werden bestätigt durch andere der Gegner, wie Hugos von Flavigny (p. 460). Die Chronik von Petershausen sagt II. c. 30: Hic nefandissimus heresiarcha sanctam matrem ecclesiam infestavit plus quam decem et novem annis. Erat tamen literis adprime eruditus et lingua facundissimus, et, si iustus, huic officio satis esset idoneus.

S. 508—512. — Nach den Annales Seligenstadenses (M. G. XVII. 31) hätte Robert Guiscard im Jahre 1079 einen Angriff auf Rom gemacht. Aber der Text der Annalen ist hier, wie Scheffer-Boichorst in den Forschungen IX. 384. 385 gezeigt hat, völlig verderbt, und von einem solchen Angriffe Roberts kann nicht die Rede sein. Für die Aussöhnung Gregors mit Robert sind besonders die Actenstücke, die sich im Reg. VIII. 1. a. b. c. finden, von Wichtigkeit. Ueber den Ort und die Zeit der Zusammenkunft ist hiernach kein Zweifel; bei Guillermus Apuliensis IV. v. 16 ff. ist Alles ungenau oder geradezu falsch dargestellt. Einige brauchbare Notizen finden sich noch bei Bonizo p. 676, die dann in den Papstleben des Cardinals Boso willkürlich ausgeführt sind. Der Einfluß des Desiderius von Monte Cassino

auf die Aussöhnung geht aus der Chronica mon. Cassinensis III. c. 45 hervor. Daß Gregor Robert Guiscard die Kaiserkrone versprochen habe, wird als Gerücht bei Guillermus Apul. L. IV. v. 31. 32 erwähnt, als Factum von Petrus Crassus (Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens IV. p. 122); man sieht daraus nur, daß das Gerücht, welches auch Anna Comn. I. c. 13 berührt, weit verbreitet war. Daß der Michael, für den Robert die Waffen ergriff, ein Betrüger war, sagt nicht nur Anna Comnena, sondern auch die normannischen Geschichtsschreiber. Im Uebrigen sehe man die Briefe des Papstes im Reg. VIII. 6. 7. 8. Zu vergleichen sind über diese Dinge auch Weinrich in der angeführten Dissertation p. 52—58 und Hirsch a. a. O. S. 72—74.

S. 512—516. — Ueber Altmann als päpstlichen Legaten in Deutschland vergleiche man besonders das Reg. VIII. 26. 33, die Annales Augustani z. J. 1080 und Bernoldi Apologia pro Gebehardo Constant. (Ussermann II. p. 381.) Gregors Stellung in dieser Zeit zu Frankreich und zu Spanien erhellt aus Reg. VII. 6. 7. 12. 20, VIII. 2. 17—20, die zu Wilhelm von England und Lanfrank aus Reg. VI. 30, VII. 1. 23. 25—27 und Wilhelms Schreiben bei Baronius; der Brief des Anselm von Lucca an Wilhelm bei Sudendorf, Berengarius Turonensis p. 237 bis 239 scheint in eine etwas spätere Zeit zu gehören, als man Heinrichs Angriff in Italien schon fürchtete und sich Rechnung machte, daß Wilhelm nach Rom kommen und die Stadt vertheidigen würde. Die Briefe Gregors an Harald Hein (Reg. VII. 5. 21) tragen die falsche Aufschrift Aconi, die wohl aus Mißverstand der Sigle A. für Araldo zu erklären ist. Ueber das Ende Königs Boleslaws II. von Polen sehe man Röpell, Geschichte Polens I. 201 ff. Die Verhandlungen Gregors mit Wratislaw von Böhmen werden aus dem Briefe des Ersteren im Reg. VII. 11 klar. Das Ausschreiben Gregors vom 22. September 1080 findet sich im Reg. VIII. 9.

S. 516—521. — Bernold meldet, daß Heinrich nach der Synode von Brixen einen Convent in Mainz gehalten und auf diesem die Wahl Wiberts habe bestätigen lassen. Man hat angenommen, daß hier eine Verwechselung mit der Synode vorliege, die vor dem Brixener Tage die Absetzung Gregors aussprach, doch sehe ich keinen Grund zu solcher Annahme. Vielleicht ist damals die Urkunde bei St. R. 2825 ausgestellt. Den Ort, wo Heinrich die Sachsen traf, nennt Bruno c. 121 Cancul: Pertz dachte dabei an Keula, ich früher an Küllstädt; das Richtige (Künkel) hat wohl Witzschel (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1876 Nr. 1 S. 4 ff.) gefunden. Ueber Heinrichs weiteren Marsch und die Schlacht bei Mölsen ist Bruno c. 121—124 die Hauptquelle. Unfraglich war Bruno bei der Schlacht zugegen, da er c. 123 sagt: nulli est credibile, nisi cui contigit haec omnia loca praesentialiter videre und gleich darauf: fugientibus et interfectis (res) abstulimus. Die Reste des Gronasumpfs, der zuerst die Kämpfenden schied, bilden jetzt die Grune oder den Gronaubach. Ueber die Lokalität gab ich früher nach den Mittheilungen eines Ortskundigen, des Herrn Oberlehrers Finsch, Auskunft; später hat auch Meyer von Knonau dieselbe besucht und schildert sie in den Forschungen XXII. 215—217. Landau in seinem Aufsatz: Die Schlacht bei Grona (Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, Jahrg. 1862 S. 38. 39) hält für den Schlachtplatz die Umgebung des Dorfes Grana, Zeitz gegenüber, also südlich von Mölsen, und auch Ernst Schäfer in dem Programme des Progymnasiums zu Weißenfels für 1879 meint, daß der Kampf südlich von Mölsen an der Elster stattgefunden habe, aber das Chronicon Pegaviense (p. 241) sagt ausdrücklich: impera-

toris excercitus fugam iniit et a Milsin usque ad villam Widenhowe passim prostratus cecidit d. h. von Mölsen bis Wiederau an der Elster unweit Groitsch. Dasselbe wiederholen die Annales Palidenses und andere sächsische Quellen. Diese Angabe des Mönchs von Pegau ist durchaus glaubwürdig, aber sehr zu bezweifeln, ob seine anderen Angaben gleichen Glauben verdienen. Derselbe läßt die Böhmen an der Schlacht Antheil nehmen, obwohl Bruno bestimmt aussagt, daß der König sich noch nicht mit ihnen vereinigt hatte. Noch befremdlicher ist, daß das Chronicon Petershusanum II. c. 38, dem auch hier offenbar ältere Nachrichten zu Grunde liegen, den Böhmen die Hauptrolle in der Schlacht zuertheilt und von König Heinrich selbst gar nicht spricht; man mußte in Schwaben sehr ungenaue Kunde über die Schlacht erhalten haben. Floto II. 225 ff. hat die Darstellung dieses Kampfes mit besonderer Sorgfalt behandelt, doch scheint er mir Brunos Worte theils nicht richtig aufgefaßt, theils mit willkürlichen Zusätzen vermischt zu haben. Den Tod Rapotos melden mehrere Quellen; er wird bei Bruno unus de summis principibus genannt. Man vergleiche über ihn P. Wittmann, Pfalzgrafen von Baiern S. 38. ff. Daß dieser Rapoto eine Person mit dem oft genannten Unterhändler zwischen Heinrich und Gregor war, scheint mir nach Paulus Bernried. c. 58 kaum noch einem Zweifel unterliegen zu können; hier wird der Unterhändler Rapoto als ein Mann bezeichnet, den wegen seines vornehmen Geschlechts und seiner Rechtschaffenheit gern das Volk zum König erhoben gesehen hätte. König Rudolfs Tod wird in den Nekrologien theils auf den 15. October, teils auf den folgenden Tag angesetzt[1]. Bernold setzt ihn auf den 15. October, aber zugleich ausdrücklich auf den Tag nach der Schlacht, die dann am 14. October hätte geliefert sein müssen. Da aber alle anderen Zeugnisse die Schlacht auf den 15. bestimmen, scheint Bernolds Angabe, daß Rudolf die Schlacht um einen Tag überlebt habe, irrig. Das Chronicon Petershusanum a. a. O. sagt ausdrücklich, daß Rudolf an demselben Tage starb und zwar an der Elster, nachdem er im Flusse selbst die tödtliche Wunde empfangen habe; dies steht nicht im Einklang mit der Angabe Eckehards, daß Rudolf noch lebend nach Merseburg gebracht sei, die Buchholz (Eckehard von Aura S. 73) festhalten will. Aber auch nach Bruno c. 124 scheint es, als ob Rudolf gleich nach der Schlacht in seinem Lager gestorben sei. Die Worte, die Bruno dem Sterbenden in den Mund legt, stimmen ziemlich mit denen, welche die Chronik von Petershausen berichtet, sind aber schwer vereinbar mit der Rede, welche nach Eckehard Rudolf zuletzt an die Bischöfe gerichtet haben soll, denn mehr sagt Eckehard selbst nicht. Die abgehauene Rechte des Königs mochte leicht Gedanken hervorrufen, wie in jener Rede sich ausdrücken; in der Vita Heinrici c. 4 heißt es: abscisa Ruodulfus dextera dignissimam periurii vindictam demonstravit. Ueber Rudolfs Grabmal in Merseburg sehe man Dethier in den Neuen Mittheilungen des thüring.-sächsischen Alterthumsvereins I, 2. S. 22 und Puttrichs Denkmale der sächsischen Baukunst II, 1. Serie Merseburg Bl. 8. Daß man in Rudolfs Tod eine Widerlegung der Prophezeiungen Gregors sah, zeigen unter Anderem Wenrichs Worte: Videant, tot prophetico spiritu factas denuntiationes qualis tandem effectus probaverit (Martène, Thes. I. 214). Die Nachricht des Albericus von Trois-Fontaines, daß

---

1) Auch in dem Fragment eines alten Nekrologs von St. Blasien, welches sich in einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien (Nr. 9) befindet und von Büdinger dem Druck übergeben, aber nicht durch den Buchhandel verbreitet ist, steht der 16. October; ebenso in dem Zwiefalter Nekrolog bei Grandidier, Histoire d'Alsace, Preuves II. p. 181.

Gottfried von Bouillon die tödtliche Wunde König Rudolf beigebracht, steht ganz vereinzelt da. Daß auf die Berichte des Bonizo, Wilhelm von Apulien und Landulf über die Schlacht wenig Werth zu legen ist, möchte nur deshalb, weil man ihnen dennoch Bedeutung zuerkannt hat, zu bemerken sein.

S. 522—526. — Die Verhandlungen Heinrichs mit den Sachsen im December 1080 berichtet Bruno c. 125; im folgenden Kapitel erzählt er ausführlich die Vorgänge auf dem Tage im Kaufunger Wald im Februar 1081. Die letzteren werden auch in der Epistola Gebehardi bei Gretser, Opp. VI. p. 436 erwähnt; dieser Brief kann deshalb nicht, wie Floto II. 232 meint, im Januar 1081, sondern erst in einem der folgenden Monate geschrieben sein. Die Wiedereinsetzung Ekberts und Heinrichs in ihre Marken ist aus dem Gange der Begebenheiten klar. Daß sie nicht vor der Schlacht bei Flarchheim erfolgte, erhellt aus Bruno c. 117; jedenfalls aber fand sie vor dem Römerzuge statt. Man wird kaum irren, wenn man sie in den von mir angegebenen Zusammenhang setzt. In nothwendiger Verbindung mit derselben steht die Uebertragung Oesterreichs an Wratislaw von Böhmen. Die neue Conspiration Liutpolds gegen den König setzen die Annales Mellicenses auf 1081, und als ihre unmittelbare Folge giebt die Vita Altmanni c. 25 jene Uebertragung an; in dieselbe Zeit fällt die Rückkehr Altmanns nach Passau, wie aus der angeführten Stelle zu ersehen ist. Daß Heinrich Ekbert noch zu größeren Dingen bestimmt hatte, sagte er selbst in der Urkunde St. R. 2879: respectu aetatis eius et consanguinitatis, qua nos contingebat, indulsimus, sua sibi misericorditer et restituentes et alia superaddere meditantes. Es scheinen die Verhältnisse Wratislaws und Ekberts in Regensburg geordnet zu sein, wo am 18. März 1081 Beide beim Könige waren. Man sehe die Urkunde bei Stumpf, Acta imperii Nr. 74.

S. 526—531. — Die Niederlage des Heers der Mathilde bei Volta war nach Bernold an demselben Tage mit der Schlacht bei Mölsen, nach Bonizo p. 677 einige Tage später. Gregors Lage von dieser Zeit an bis zur Ankunft Heinrichs in Italien wird aus den Briefen im Reg. L. VIII. ep. 12—22, 23—28 und den Beschlüssen der Fastensynode des Jahres 1081 (Reg. VIII. 20a) deutlich. Die Chronologie dieser Briefe, für welche bestimmte Anhaltspunkte fehlen, scheint mir von Jaffé richtig hergestellt; auch Gfrörer, Gregor VII. Bd. VII. S. 798 will sich an dieselbe halten, hat sie aber völlig mißverstanden, wenn er die Stücke Reg. VIII. 23. 26. 27. von dem 15. März datirt. Die Angabe des Bruno c. 129: Heinricus intrante Martio intravit Italiam ist falsch. Nach der oben erwähnten Urkunde bei Stumpf war Heinrich am 18. März noch in Regensburg; er kann deshalb erst in den letzten Tagen des März über die Alpen gegangen sein. Am 4. April feierte der König nach Bernold das Osterfest in Verona. Den Aufenthalt in Mailand am 14. April weisen zwei Urkunden bei St. R. 2829. 2830 nach; daß sich damals wahrscheinlich Heinrich krönen ließ, hat Giulini IV. 233 nachzuweisen gesucht. Von einer Synode in Pavia zu jener Zeit ist Nichts bekannt; auch dürften die in den M. G. Legg. II. einer solchen damals angeblich gehaltenen Versammlung zugeschriebenen Stücke nicht Heinrich IV., sondern seinem Vater angehören und vielleicht im October 1046 erlassen sein, wo Heinrich III. eine Synode und einen Reichstag in Pavia nach den Annales Altahenses hielt. Weitere Nachrichten über Heinrichs Zug giebt der Brief Gregors an Desiderius Reg. VIII. 33, um den 1. Mai geschrieben. Der hier erwähnten Verhandlungen Heinrichs mit Robert Guiscard gedenkt auch Guill. Apul. L. IV. v. 171—184 und giebt sich absonderliche Mühe

Roberts Verfahren gegen Gregor in ein günstiges Licht zu stellen. Wir besitzen kein bestimmtes Zeugniß dafür, daß Normannen bei Heinrichs erstem Anrücken Rom vertheidigt haben. Da aber Benzo V. c. 4 (p. 662) darauf hindeutet, wäre es möglich, daß Roger, welchen der Vater zurückgelassen und mit dem Schutze des Papstes beauftragt hatte, einige Ritter sandte. Man vergleiche Wilhelm von Apulien IV. v. 198 und Anna Comnena I. c. 14, welche Beide hier aus dem Latinus Barensis schöpfen.

S. 532—534. — Ueber Heinrichs ersten Aufenthalt vor Rom finden sich die ausführlichsten Nachrichten bei Benzo (p. 656—658); im Ganzen scheinen sie zuverlässig und werden durch die erhaltenen Urkunden, wie durch die kurzen Notizen des Marianus, Bernold, Bonizo und der römischen Annalen (Annales Seligenstadenses u. s. w.) gestützt. Nach Benzo kam Heinrich am 21. Mai, Freitag vor Pfingsten, vor Rom an, nach Bernold und Bonizo am folgenden Tage; vielleicht wurde an diesem erst das Lager bezogen. Die Proclamation Heinrichs an die Römer steht im Cod. Udalrici Nr. 187 (J. 66). Auf dieses interessante Manifest, welches wohl von Liemar abgefaßt ist, hat zuerst wieder Floto II. 245 aufmerksam gemacht, doch ist es irrig, wenn er es schon von Tuscien aus ergehen läßt. Unrichtig ist auch, wenn Floto S. 247 sagt, daß Heinrich nur acht Tage vor Rom geblieben sei; er war dort noch am 23. Juni, wie das berühmte Privilegium für Lucca zeigt. Es ist nicht mehr im Original vorhanden, aber wir besitzen zwei spätere Abschriften, von denen die eine bei Mazzarosa, Storia di Lucca I. 291, die andere bei Tommasi, Storia di Lucca (Archivio stor. X. Doc. p. 3) gedruckt ist. Nach beiden Drucken hat Ficker (Forschungen IV. 124. 125) den ursprünglichen Text der Urkunde herzustellen gesucht; über die Interpolationen, die man früher in dem längeren Text bei Mazzarosa annahm, handelt Ficker in den Forschungen III. 408—410. Das Datum bei Fiorentini p. 206 (7. Juli) beruht nur auf einem Versehen (Non. Jul. statt IX. Kal. Jul.). Nach Marianus lag Heinrich von Pfingsten an 40 Tage vor Rom; denn quadragesima kann doch nur ein Schreibfehler für q u a d r a g i n t a sein. Nach den Urkunden bei St. R. 2835—2839 war Heinrich am 10. Juli zu Siena, dann zu Pisa, am 19. und 20. Juli zu Lucca.

S. 534—539. — Der Widerstand Mathildens gegen Heinrich wird nur kurz berichtet in der Vita Anselmi c. 10. 20. 21 und bei Donizo L. II. c. 1 v. 200 seq. Aus der Urkunde St. R. Nr. 2883 geht klar hervor, daß Mathilde des Hochverraths angeklagt, schuldig gesprochen und ihre Güter eingezogen wurden. Es liegt das auch ganz in der Natur der Dinge, aber in keiner unserer Quellen finden wir davon eine bestimmte Notiz und sind deshalb auch ohne alle chronologische Angaben. Sicher ist nach den angeführten Urkunden nur, daß es vor dem Juni 1085 geschah. Vergl. Ficker, Forschungen III. 445 und unsere Bemerkungen zu S. 605—612. Der Brief Anselms an Wilhelm von England bei Sudendorf, Berengarius Turonensis p. 237—239 wird i. J. 1081 oder 1082 geschrieben sein, gewiß noch vor Odos Gefangennahme. Bemerkenswerth sind besonders die Stellen: Ego autem memor beneficiorum, quae in me tua benivolentia contulit, omni conamine secundum Deum servitium meum tuae dignitati impendere, si praeceperis, non gravabor. — Ad quam (Romanam ecclesiam) quasi ad caput et matrem tuam te oportet venire, ut illam, quantum in te est, de manu alienorum festines eruere. In te enim singulariter confidit, quia prae caeteris principibus maiorem iam fiduciam ex multis tuis impendiis et probitate morum in te haurit. Sed sapienti pauca, tibi itaque nunc ista sufficiunt. Et propter periculosa tempora, quae nunc

imminent, in exequendis, quae ad partes nostras literis mandasti et quae rescripta sunt tibi, viriliter age, caute prudenterque solicitudinem tuam impende. Haec ego propria manu scripsi et committo tibi soli. — Ueber Gebhards Bemühungen, die deutschen Fürsten zu vereinigen, sehe man seinen Brief an Hermann von Metz bei Gretser, Opp. VI. 435. Für die Wahl Hermanns sind besonders wichtig Marianus, Bruno c. 130, Bernold, die Annales Augustani. Das Geschlecht Hermanns erhellt aus Marianus und dem Chronicon Petershusanum; das Letztgenannte bezeichnet ihn als genere Francum de Glisberg; nach Marianus war Hermann der Bruder des Grafen Konrad von Lützelburg und ein Neffe Hermanns von Laach. Er pflegt Hermann von Salm genannt zu werden: in den gleichzeitigen Quellen findet sich meines Wissens diese Bezeichnung für ihn nirgends, sondern nur die von der Lützelburg. Der Wahlort schien früher unbekannt. Was die Annales Palidenses und andere späte Quellen über Eisleben sagen, soll wohl nur den Spottnamen Knoblauchskönig erklären; denn bei Eisleben wurde viel Knoblauch gebaut. Die Annales Yburgenses und das Chronicon Petershusanum geben dagegen Ochsenfurt an, und diese Angabe verdient vollen Glauben. Unbestimmter ist der Wahltag. Man hat Bernolds Worte: Electus est ante festivitatem s. Laurentii et in sequente die post festivitatem eiusdem sancti de inimicis triumphavit in confinio Baioariae in loco, qui dicitur Hostete, so gedeutet, daß die Wahl am Tage vor Laurentius, also am 9. August erfolgt sei. Aber Bernold sagt nur: vor Laurentius, und man muß bezweifeln, ob die Wahl zu Ochsenfurt am 9. August stattfinden konnte, wenn Hermann schon am zweiten Tage darauf seine Widersacher bei Höchstädt schlug; das Datum dieser Schlacht steht aber durch die Uebereinstimmung der Quellen fest. Wie es zu der Schlacht kam, zeigt am besten das Chronicon Petershusanum, klarer als Bernold. Der in der Schlacht gefallene jüngere Kuno wird von den Annales Yburgenses als Pfalzgraf, vom Chronicon Petershusanum als palatinus de Vohiburg, dagegen von Eckehard genauer als palatini comitis Chuononis filius Chuono bezeichnet. Ueber die Schlacht sind auch die Nachrichten der Annales Augustani wichtig, welche zugleich über die Vorgänge vor Augsburg berichten. Die Rolle, welche Otto von Nordheim nach Hermanns Wahl spielte, lernt man aus Bruno c. 131 kennen; dieser schließt sein Werk mit der allgemeinen Anerkennung Hermanns in Sachsen und der darauf erfolgten Krönung.

S. 540—545. — Daß König Heinrich noch mitten im Winter über den gefrorenen Po ging, erwähnen Benzo I. c. 20 (p. 607) und Landulf III. 32; der Letztere verwirrt aber den zweiten und dritten Zug Heinrichs gegen Rom, und seine Bestimmung des Monats December bezieht sich auf die Eröffnung der Belagerung der Leostadt im folgenden Jahre. Kilian, Itinerar Heinrichs IV. S. 97 setzt den Uebergang über den gefrorenen Po erst in den December 1082, doch meines Erachtens ohne zureichenden Grund. Am 3. und 14. December 1081 war Heinrich nach Urkunden (St. R. Nr. 2840. 2841) in Parma und ging wohl erst dann in die transpadanischen Gegenden, aus denen er im Januar oder Februar wieder zurückkehrte. Die zweite Proclamation an die Römer hat Jaffé aus einer in London befindlichen Handschrift in seiner Bibl. V. p. 498—502 zuerst herausgegeben; sie wird aus derselben Feder geflossen sein, wie die erste Proclamation, mit der sie im ganzen Tone viel Uebereinstimmung zeigt. Die Nachrichten über die Belagerung Roms in der Fastenzeit 1082 sind sehr ungenügend; nur einzelne Notizen ergeben sich aus Marianus, Bernold, Bonizo und dem Chronicon Farfense (M. G. XI. 561); die Nachrichten des Benzo sind hier dürftig und verworren. Von Wiberts Kämpfen gegen Rom

im Sommer 1082 giebt besonders Bonizo Nachricht. Ueber die römische Synode vom 4. Mai 1082 sehe man Mansi XX. 577 und 526; er datirt sie an beiden Stellen falsch, da sie weder in das Jahr 1076 noch 1081 gehören kann; das neunte Jahr Gregors giebt die richtige Bestimmung. Mathildens Schenkung des Kirchenschatzes von Canossa an Rom ist urkundlich bezeugt (M. G. XII. p. 385 Note) und damit auch die Zeit dieser Schenkung bestimmt. Ueber Roberts Zug nach Griechenland sind Wilhelm von Apulien, Gaufred, die unteritalischen Annalen und die Alexias der Anna Comnena zu vergleichen; durch genauere Zeitbestimmungen zeichnet sich der Anonymus Barensis aus. Die chronologischen Aenderungen Gfrörers (Gregor VII. Bd. VII. S. 836 ff.) sind durch die Annales Beneventani schwach begründet. Eine sorgsame Darstellung dieser Begebenheiten hat Schwarz, die Feldzüge Robert Guiscards gegen das byzantinische Reich (Fulda 1854) gegeben. Der Brief Gregors Reg. VIII. 40 muß etwa um Ostern 1082 geschrieben sein; was Floto II. 249 von den Gesandten meldet, welche diesen Brief überbracht haben sollen, beruht theils auf Verwechselung mit einer anderen Gesandtschaft, von welcher Hugo Flav. p. 462 z. J. 1084 berichtet, theils auf einer Erzählung in der Vita Simonis (Acta SS. ord. s. Benedicti saec. VI. 2. 385), welche sich nicht chronologisch feststellen läßt. Da die Gefangennehmung Odos in den Herbst 1082 fällt, wird Gregors Brief an den König Wilhelm Reg. VIII. 60 in der ersten Hälfte des Jahres 1083 geschrieben sein; etwa gleichzeitig scheint der Brief an Lanfrank (Reg. VIII. 43), der bei J. L. R. 5228 in das Jahr 1082 gesetzt wird. Auch das Schreiben Reg. VIII. 42 kann erst in das Jahr 1083 gehören, da nicht vor dem Anfang dieses Jahres Hugo als Erzbischof von Lyon geweiht wurde.

S. 546. 547. — Hermanns Krieg in Westfalen und die Belagerung der Yburg berichten die Vita Bennonis c. 25 und die Annales Yburgenses z. J. 1082. Der Aufenthalt Hermanns zu Goslar am 3. August ergiebt sich aus der Urkunde bei Erhard, Regesta hist. Westf. I. Cod. dipl. p. 124 (St. R. 2997). Den Zustand im oberen Deutschland schildern die Annales Augustani in wenigen Worten treffend. Ueber die Schlacht bei Mailberg finden sich die ausführlichsten Nachrichten in der Vita Altmanni c. 25; mit ihnen ist Cosmas Pragensis II. c. 35, der aber die Ereignisse willkürlich ausschmückt und die wahre Veranlassung des Streits nicht kennt, zu vergleichen; erwähnt wird Liutpolds Niederlage in den meisten Annalen, doch in den Annales Wirzeburgenses und den aus ihnen abgeleiteten Jahrbüchern fälschlich z. J. 1081. Unter den Traditionen des Klosters Götweih findet sich eine Schenkung des Grafen Udalrich pro suis militibus, qui Mauribergiensi bello succubuere (Mon. Boic. XXIX. 2. p. 58). Hermanns Absicht nach Italien zu gehen berichtet Bernold z. J. 1082 und 1083; derselbe giebt auch den Grund der eiligen Rückkehr des Gegenkönigs nach Sachsen an, während Eckehard den Durchzug durch Ostfranken erwähnt. Der Todestag Ottos von Nordheim ist beim Annalista Saxo angemerkt. Daß Herrmann schon um Ostern 1083 wieder in Sachsen war, zeigt eine Urkunde desselben, am 13. April 1083 zu Goslar ausgestellt für Burchard von Halberstadt, der ob devotum et fidele servitium belobt wird (St. R. 2998).

S. 547. 548. — Der Aufenthalt Heinrichs in den Gebieten von Bergamo und Verona im November 1082 wird durch die Urkunden bei St. R. 2846. 2847 bezeugt. Hiernach ist unwahrscheinlich, daß Heinrich selbst schon im December die Belagerung der Leostadt wieder begonnen habe, wie Landulf III. c. 32 angiebt; nach Eckehard muß es erst nach Ostern 1083 geschehen sein. Die Angabe bei Stenzel II. 281, daß Heinrich das Weihnachtsfest 1082 in S. Rufina gefeiert habe, beruht lediglich auf

einem Irrthum. Die vergeblichen Angriffe auf St. Paul und St. Peter berichtet das Reg. Gregorii VII. in den Nachrichten über die Novembersynode 1083 (Reg. VIII. 58a). Den Ausfall und die Niederlage der Römer erzählen die Annales Augustani, und ihre Nachrichten bestätigt das interessante Gedicht auf die Einnahme der Leostadt, welches Sudendorf im Registrum I. Nr. 17 herausgegeben hat, wo auch die allgemeine Lage der Dinge nicht übel gezeichnet wird. Zu emendiren ist iam equos deretorserat und Machtildae malae sociae. Das Gedicht rührt wohl nicht, wie Gfrörer meint, von einem deutschen, sondern von einem lombardischen Kleriker her. Der in demselben genannte Graf Wido, Arardi filius, ist nicht der Aledramide Wido II., Otberts Sohn, dessen Burg Sezzé nach Benzo VI. c. 4 (p. 663) Heinrich IV. zerstörte. Vgl. Breßlau, Konrad II. Bd. I. S. 395. Die Muthlosigkeit der römischen Bürgerschaft wird im Reg. Gregorii VIII. 58a dargelegt; dort findet sich auch der deutlichste Beweis, daß die Leostadt wirklich durch die Unachtsamkeit der Wachen in die Hände der Feinde fiel. Somit bewahrheitet sich in wesentlichen Punkten die Darstellung der Vita Heinrici c. 6, so viel darin auch unbestimmte Phrase ist; auch die Erzählung des Landulf, wenn man von den echt mailändischen Zuthaten absieht, findet im Allgemeinen Bestätigung. Unzuverlässiger sind die Berichte im Chronicon Pegaviense und bei Wilhelm von Malmesbury. Zu vergleichen ist auch Benzo L. VI. c. 4 (p. 663. 664). Nach dem übereinstimmenden Zeugniß des Bernold und der Annales Beneventani setzt Floto mit Recht die Einnahme der Leostadt auf den 3. Juni; die Angabe des Eckehard, so genau sie scheint, muß doch auf einem Irrthum beruhen und ist im Annalista Saxo wenigstens zur Hälfte rectificirt.

S. 548—550. Für den Aufenthalt Heinrichs vor Rom und in der Leostadt 1083 sind außer der interessanten Urkunde für Erzbischof Liemar (St. R. 2851) die Actenstücke des Registrum Farfense (24. Mai prope urbem Romam, 10. Juni infra porticum s. Petri, 15. Juni Romae), welche sich unter unseren Documenten B. 2—4 finden, nicht unwichtig. Das Datum der erneuerten Excommunication durch Gregor giebt Bernold z. J. 1084, das der Einführung Wiberts in S. Peter die Annales Augustani, deren Zeugniß so positiv ist, daß an einen Irrthum kaum zu denken sein möchte. Ob dabei die Inthronisation gemeint sei, scheint mir jetzt fraglich. Ueber das Castell in Palatiolo sehe man besonders Bernold. Palatiolus hieß jene Anhöhe neben S. Peter, wo jetzt S. Michele in Sassia steht; noch später wird hier eine Kirche S. Maria in Palatiolo erwähnt. Daß die Mauern der Leostadt fast ganz niedergerissen wurden, ergiebt sich aus den Ann. Cav. (M. G. III. 190) und den verwandten Quellenschriften. Die Entlassung der lombardischen Truppen berichtet Landulf, der hierin glaubwürdig ist. Heinrichs Aufenthalt am 4. Juli in Sutri erhellt aus der Urkunde bei St. R. 2852; nach derselben schenkte Heinrich in Erwägung der großen und treuen Dienste des Bischofs Rainer von Vercelli diesem mehrere Burgen. Den Vertrag Heinrichs mit dem römischen Adel erwähnen Bernold und Eckehard; der Eid, von welchem der Erstere berichtet, ist in seinem Wortlaut erhalten und abgedruckt in den Mon. Germ. VIII. p. 460. Der in dem Vertrage noch nicht bezeichnete Termin findet sich bei Eckehard als der 1. November angegeben. In der Handschrift, welche uns den Eid erhalten hat, findet sich unmittelbar vorher die Erzählung von einer sonderbaren Wasserprobe, die mehrere Anhänger Gregors anstellten; diese Erzählung steht meines Erachtens nicht in so nahem Zusammenhange mit dem Vertrage, wie es Gregorovius[3] IV. 220 annimmt.

S. 550—552. — Roberts Rückkehr aus Griechenland erfolgte im Anfang des Sommers 1082, wie aus Lupus Protosp. hervorgeht; derselbe Annalist bezeugt auch, daß bald darauf Abälard nach Byzanz ging. Den Brief des Alexius, den Anna Comnena III. c. 10 mittheilt, hat man für ein echtes Actenstück zu halten, nur ist offenbar auch hier die Chronologie der schriftstellernden Fürstin verworren. Sie setzt ihn bereits in das Jahr 1081, während er erst i. J. 1083 geschrieben sein kann. Denn Abälard war bereits in Byzanz und dachte an seine Rückkehr, wie aus dem Inhalt hervorgeht. Ferner waren bereits die ersten Geldzahlungen an den Kaiser und die für ihn bestimmten Geschenke abgegangen; diese trafen aber nach Eckehard erst im Sommer 1083 ein. Endlich gingen mehrfache Verhandlungen, die längere Zeit fortnehmen mußten, nach Annas eigener Angabe dem Briefe voran. Der kostbaren Geschenke des Kaisers gedenkt auch Benzo I. c. 17 und VI. c. 4 (p. 606 und 664) ausführlich.

S. 552—559. — Ueber die Vorbereitungen zur römischen Novembersynode 1083 ist Bernold die Hauptquelle. Daß die Römer auf diese Synode beim Papste gedrungen hätten, steht nicht bei Bernold, wie Hirsch in den Forschungen zur deutschen Geschichte VII. 84 mir entgegenhält. Die Worte: Omnes pene Romani praeter principem Salernitanum hoc cum Heinrico laudaverunt, ut papa Gregorius sinodum in medio Novembri colligeret Romae, cuius sinodi statuta de causa regni nec Heinrico nec Romanis, immo nulli penitus liceret praevaricari heißen doch nur: die Römer und Heinrich willigten ein, daß der Papst eine Synode hielt; von Heinrich ist das ohnehin auch anderweitig bekannt. Das Einladungsschreiben an die französischen Bischöfe und Aebte findet sich im Codex Udalrici Nr. 154 (J. 58); Jaffé setzt dasselbe, wie mir scheint, mit Unrecht in das Jahr 1078. Dagegen beziehen auf die Synode des Jahres 1083 Stenzel und Andere das Schreiben im Reg. VIII. 51 (J. L. R. 5237), welches nach meiner Meinung erst dem Jahre 1084 angehört. Ueber die Gefangennehmung des Bischofs von Ostia und die Verhandlungen der Synode selbst sehe man Bernold, Bonizo (p. 678. 679) und besonders die interessanten Notizen im Reg. VIII. 58 a. Ueber Heinrichs Rückkehr nach Rom stehen die ausführlichsten Nachrichten bei Bernold; K. Panzer (Wido von Ferrara S. 51 ff.) hat diese Nachrichten großentheils bestritten, doch ohne durchschlagenden Beweis. Die Verhandlungen zwischen dem Adel, dem Papst und dem König bezeugt außer Bernold auch Bonizo p. 679. Bernold sagt, daß Heinrich um Weihnachten 1083 Geld von Alexius empfangen und sich eidlich verpflichtet habe Robert anzugreifen, aber dies Versprechen nicht erfüllt sei. Dagegen meldet Eckehard bestimmt, daß Heinrich um den 1. Februar 1084 einen Zug nach Campanien und Apulien unternommen habe, und diese Nachricht verdient vollen Glauben[1]; Robert selbst wurde allerdings nicht von Heinrich

1) F. Hirsch in den Forschungen zur deutschen Geschichte VII. 86 ist anderer Ansicht. Wenn er aber sagt, daß Eckehard bekanntlich hier sehr parteiisch und selbst lügenhaft sei, so scheint mir das doch nicht so bekannt, um den Beweis überflüssig zu machen; vielmehr halte ich Hirschs Darstellung hier mehrfach für irrig, weil er ohne zureichenden Grund Nachrichten bei diesem Schriftsteller verworfen hat. Meine Combinationen scheinen mir trotz seiner Einrede richtig; sie stützen sich außer Bernold und Eckehard hauptsächlich auf die angeführte Stelle des Petrus Diaconus. Allerdings verlegt Hirsch S. 82 die dort berührten Thatsachen in eine andere Zeit, als ich es gethan habe; er meint, daß sich bereits um Ostern 1082 Desiderius beim Kaiser eingestellt habe, während ich dieses Ereigniß erst gegen Ostern 1084 setze. Die Gründe, welche Hirsch für seine Meinung anführt, haben mich jedoch nicht überzeugt. Denn 1) sequenti anno im Anfange des Kapitels 50 bei Petrus Diaconus bezieht sich nicht auf alle in demselben Kapitel erzählten Ereignisse; ausdrücklich setzt vielmehr Peter die in Rede stehenden Thatsachen in die Osterzeit, welche der Einnahme

angegriffen. Die von Bernold erwähnte Botschaft des Kaisers kann nur die des Methymnes sein, deren Anna Comnena V. c. 3 gedenkt; nur verwirrt sie auch hier und im Folgenden die Chronologie abermals in bedenklicher Weise. Der Herzog und Markgraf Ranieri, den Heinrich in Spoleto und Camerino 1081 eingesetzt hatte, findet sich mehrfach in Urkunden erwähnt. Man vergleiche Fatteschi, Duchi di Spoleto p. 117 ff. Daß Heinrich den Rückweg durch die Sabina nahm, zeigt das Placitum für Farfa bei Ficker, Forschungen IV. 131. Heinrich tagte nach demselben im März 1084 iuxta civitatem Reatinam prope ecclesiam s. Heleopardi; bei ihm war ein Markgraf Guido, dessen Mark wir nicht kennen; vielleicht war es die von Teate. Der Aufenthalt Heinrichs in Albano geht aus der Chronica mon. Cassinensis III. c. 50 hervor. Die dort erzählten Ereignisse gehören nicht, wie der Herausgeber annimmt, in das Jahr 1082, sondern erst in den Anfang 1084. Heinrich hat auf seinem Zuge durch die Sabina wohl auch Farfa damals wieder berührt; in den Annalen des Klosters heißt es z. J. 1081: Heinricus IV. rex ad hoc monasterium primo venit. Mit Otto von Ostia konnte Desiderius am Hofe Heinrichs erst nach dem November 1083 zusammentreffen, und daß es gegen Ostern 1084 geschah, zeigt die Erzählung selbst, wie die Anwesenheit Wiberts. Der Aufenthalt Heinrichs bei St. Peter am 21. März 1084 erhellt aus der interessanten Urkunde Heinrichs für den Bischof Burchard von Basel (St. R. 2854) die bei Trouillat I. p. 204 aus einer späteren Copie gedruckt ist; in derselben wird der Herzog und Markgraf Ranieri mit anderen nicht besonders bezeichneten Markgrafen erwähnt. Ueber Heinrichs Einzug in Rom sehe man besonders das eigene Schreiben desselben an Dietrich von Verdun in den Gesta Treverorum p. 185, dann Bernold und Eckehard. Ueber die Synode, auf welcher die Absetzung Gregors ausgesprochen wurde, finden sich die besten Nachrichten bei Benzo VII. Prol. (p. 669); über die Beschlüsse vergleiche man auch Siegbert von Gembloux. Die Ordination Wiberts berichten die meisten Quellen der Zeit. An dem Ausdruck „Weihe" habe ich festgehalten, trotz des mehrfachen Widerspruchs, der damit begründet wird, daß es bei bereits geweihten Bischöfen keine besondere Papstweihe gegeben habe. Der Ausdruck consecratio ist auch für diese Fälle in den Quellen häufig und nicht gleichbedeutend mit inthronisatio; da die Letztere, wie im Falle Calixts II., auch erst weit später erfolgen konnte. Ueber die Kaiserkrönung besitzen wir das sicherste Zeugniß in dem angeführten Briefe Heinrichs. Daß er auch zum Patricius ausdrücklich ernannt wurde, sagt Siegbert und Andere nach ihm. Nach Bonizo p. 679 wäre Wiebert von drei Suffraganen Ravennas, den Bischöfen von Modena, Bologna und Cervia,

---

der Leostadt und der Inthronisation Wiberts (Juni 1083) folgte, und damit auf Ostern 1084; 2) ist nicht bewiesen, daß Heinrich nur im Anfange des Jahres 1082 in Farfa war, vielmehr läßt sich auch sein Aufenthalt daselbst vor Ostern 1084 wahrscheinlich machen, da er sich damals erweislich in der Sabina aufhielt. Endlich muß Hirsch, um seine Ansicht aufrecht zu erhalten, die Angabe der Quelle über die Zusammenkunft des Otto von Ostia mit Desiderius als unrichtig verwerfen: sie hat aber dieselbe Autorität für sich, wie die ganze Erzählung, und ist ebenso erklärlich i. J. 1084, wie unbegreiflich i. J. 1082. Kilian (Itinerar S. 97) erklärt sich für Hirschs Ansicht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Kaiser nur 1082 in Albano Ostern gefeiert haben könne, aber Petrus Diaconus behauptet auch nicht, daß die Zusammenkunft gerade am Feste selbst stattgefunden habe. Köhncke (Wibert S. 30) möchte dieselbe schon vor dem März 1084 ansetzen. Eine eigenthümliche Auffassung der Erzählung des Petrus Diaconus giebt Panzer (Wido von Ferrara S. 54 ff.), nach welcher er die Zusammenkunft in die letzten Wochen des Jahres 1083 verlegt. Für die Reden, welche Petrus Diaconus dem Abt Desiderius und dem Bischof Otto von Ostia in den Mund legt, wird man nicht einstehen wollen.

inthronisirt oder richtiger ordinirt worden; Gebhard von Salzburg in seinem Briefe an Hermann von Metz, der bei Hugo Flav. p. 459. 460 und im Cod. Udalrici Nr. 167 (J. 69) aufbewahrt ist, sagt aber ausdrücklich, daß nur die Bischöfe von Modena und Arezzo bei der Ordination als Consecratoren betheiligt gewesen seien; Bernold schreibt Gebhard nach, giebt aber zu, daß noch andere häretische Bischöfe bei der Ordination mitthätig waren. Den ersten Kampf bei der Engelsburg erwähnt Bernold, die Zerstörung der Burgen der Corsen Bonizo a. a. O. und die Papstleben des Pandulf (Watterich I. 306. 307), die hier eigenthümliche und interessante Nachrichten geben. Der Rath des Benzo wegen des Capitols findet sich VI. c. 4. p. 664. Die Anwesenheit des Kaisers auf dem Capitol am 29. April 1084 erhellt aus einer Urkunde des Registrum Farfense Nr. 1098, im Auszuge bei Gregorovius[3] IV. 228, die ich unter den Documenten B. 5 vollständig abdrucken lasse. Ueber die Berennung des Septizonium und die Umschließung der Engelsburg sehe man die angeführte Stelle der Papstleben. Wie man damals des Crescentius gedachte, zeigt Benzo VI. c. 6 (p. 666).

S. 559—561. Ueber die Gesandtschaft des Jarento ist Hugo Flav. p. 462, über die Zusammensetzung und Stärke des Heeres Robert Guiscards Lupus Protosp., Landulf III. c. 33, Wido Ferrariensis I. c. 20 und Guillermus Ap. IV. v. 565 einzusehen. Die Botschaften des Desiderius erhellen aus der Chronica mon. Cassinensis III. c. 53. Daß Robert den Kampf Heinrich förmlich ankündigte, geht hervor aus Wido Ferrariensis a. a. O. und den Papstleben des Pandulf. Ueber den Abzug des Kaisers vergl. die Vitae Pontif. p. 307 und Bonizo p. 680; den Tag geben die Annales Cavenses. Am 23. Mai war Heinrich zu Sutri nach der Urkunde bei St. R. 2857; bei ihm waren der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Padua, viele andere Bischöfe, die Markgrafen Albert und Rainer, der Graf Hugo und andere Fürsten. Am 24. Mai war er in Borgo S. Valentano unweit des Sees von Bolsena nach der Urkunde bei Stumpf, Reichskanzler III. 452 (vergl. Hist. Farf. c. 8. p. 561). Ob er den Weg über Civita Castellana nahm, wie die Chronik von Monte Cassino angiebt, wird hiernach sehr zweifelhaft sein. Daß sich Wibert nach Tivoli begab, sagt Wido a. a. O. Vor dem 28. Mai, d. h. vor dem Tage des Einzugs Roberts in Rom, war Heinrich nach Bonizo in Siena, am 5. Juni zu Pisa nach der Urkunde bei Stumpf, Reichskanzler III. 452. 453, am 17. Juni in Verona nach der Urkunde bei St. R. 2860; dort wird auch die Urkunde vom folgenden Tage bei St. R. 2861 ausgestellt sein. Daß Heinrich am Peter- und Paulstage in Regensburg sein wollte, erhellt aus seinem angeführten Briefe, der wohl von Verona aus geschrieben ist.

S. 561—567. — Die glaubwürdigsten Berichte über die Einnahme Roms durch Robert Guiscard scheinen mir bei Wido Ferrariensis, in den alten Papstleben und bei Bonizo erhalten; jedenfalls zeigt sich hier Vertrautheit mit der Lokalität und den lokalen Ueberlieferungen. Diese Berichte lassen sich aber mit dem des Gaufredus Malaterra III. c. 37, dem man meist gefolgt ist, nicht füglich vereinen. Nach dem Letzteren hätte Robert drei Tage vor Rom gelegen; Wido und Bonizo dagegen berichten ausdrücklich, daß er schon am Tage nach seiner Ankunft vor den Thoren sich der Stadt bemächtigte. Nach Gaufred wäre Robert durch die Porta S. Lorenzo eingedrungen, nach Wido durch die P. Pinciana und nach den Papstleben durch die P. Flaminia. Daß sich in der That von dieser Seite das Heer über Rom ergoß, zeigt die Verwüstung, die zunächst S. Silvestro und S. Lorenzo in Lucina traf. Wido meldet, daß der Papst zuerst in Roberts Lager geführt

wurde; die anderen Quellen anticipiren den späteren Aufenthalt des Normannen im Lateran. Tag und Stunde des Einbruchs der Normannen giebt die gleichzeitige griechische Note einer Handschrift von Grotta Ferrata (Montfaucon, Diaricum Italicum p. 336) sehr genau an, aber doch mit einem Fehler, denn der Dienstag war nicht der 29., sondern der 28. Mai, und daß an diesem die Normannen einzogen, bezeugt eine Notiz in den Riccardianischen Handschriften des Cencius Camerarius (Gregorovius³ IV. 231, Watterich I. 293). Bernold giebt einige brauchbare Notizen, die Erzählung im Chronicon mon. Cassin. ist verworren. Als den Führer der normannischen Partei in Rom nennt das Chronicon mon. Cassin. den consul Cencius; mit Recht sieht Gregorovius in ihm den Cencius Frangipani, den schon Benzo II. c. 4. p. 614 als einen der entschiedensten Anhänger Gregors bezeichnet und der sich auch als Zeuge in der Mathildischen Schenkung erwähnt findet. Von ihm soll auch Robert Feuer in der Stadt anzulegen veranlaßt sein. Ueber den Umfang der Feuersbrunst findet sich das einzige genaue Zeugniß in den alten Papstleben; damit stimmt die Nachricht des Chronicon mon. Cassin., daß besonders die ecclesia quatuor coronatorum vom Feuer zerstört sei. Die grausame Behandlung Roms durch die Normannen bezeugen alle Quellen; es genügt, sich an die hauptsächlichsten vorhin angeführten Zeugnisse zu halten. Ueber die Einnahme von Sutri und Nepe sehe man Bernold im Vergleich mit dem Brief der Mathilde bei Hugo Flav. p. 463. Daß Gregor und Robert wirklich nach ihrer Absicht zu St. Peter und Paul nach Rom zurückgekehrt sind, meldet Bernold allerdings nicht ausdrücklich, aber es wird durch den Gang der Begebenheiten dargethan. Ueber die Belagerung von Tivoli durch Robert haben wir die einzige, aber zuverlässige Nachricht erst durch Wido Ferrariensis a. a. O. erhalten. Den Aufenthalt Roberts und Gregors in Monte Cassino erwähnt die Klosterchronik a. a. O., den weiteren Zug nach Benevent verbürgen die Annales Beneventani. Daß Wibert bald nach dem Abzug der Normannen wieder nach Rom zurückging, zeigen Bernold und der Annalista Saxo. Ueber den Grafen Odo von Sutri und Hugo den Weißen als Bischof von Palestrina vergl. die bei Gregorovius³ IV. 260 angeführten Stellen[1]). Ueber Rom und die Römer im Allgemeinen ist Amatus III. c. 50, Gaufredus Malaterra und Hildebert von Tours einzusehen, wie das Gedicht unter unseren Documenten C.

S. 568—572. — Von der Synode in Salerno und den nach derselben ausgesandten Legaten berichtet Bernold und Hugo Flav. p. 463—465; der Letztere theilt auch das Schreiben mit, welches die Legaten zu verbreiten hatten (Epp. coll. 46). Der Brief an Petrus und Gisulf mit der Aufforderung, Steuern in Gallien zu erheben, findet sich im Reg. VIII. 23; bei J. L. R. 5203 wird er in das Jahr 1081 gesetzt, aber die Geschichte weiß nur von dieser einen Legation der beiden Genannten nach Frankreich i. J. 1084. Das Ausschreiben Gregors an die Getreuen im Reg. VIII. 51 scheint mir nach seinem ganzen Inhalt erst in die letzten Lebenstage des Papstes gesetzt werden zu können, nicht in eine frühere Zeit, wie es meist geschehen ist; Jaffé weist es, freilich nicht mit Bestimmtheit, dem Jahre 1082 zu. Die Hauptstelle über die Schlacht bei Sorbaria findet sich in der Vita Anselmi c. 23, deren Verfasser beim Kampfe zugegen war; zu berücksichtigen sind ferner Donizo II. c. 3, wo schon die Vita Anselmi benutzt ist, und Bernold z. J. 1084. Nicht

1) Bei Donizo II. c. 3 wird Odo genannt de Tuliore; Urban II. erwähnt ihn in einem Schreiben v. J. 1089 J. L. R. 5403, dessen Echtheit freilich v. Pflugk-Harttung bestritten hat. Vergl. Köhncke, Wibert S. 101. Hugo der Weiße wurde zwischen 1086—1089 Bischof von Palestrina.

lange nach der Schlacht scheint der Brief Wiberts an Hugo den Weißen bei Sudendorf, Registrum II. Nr. 31 geschrieben; Köhncke (Wibert S. 70) setzt ihn in das Ende d. J. 1085, doch war damals Hugo wohl in Deutschland. Ueber Robert Guiscards letzten Feldzug besitzen wir besonders bei Guillermus Apul. V. v. 143 seq. gute Nachrichten.

S. 573–577. — Verschiedene Aufzeichnungen sind über die letzten Tage Gregors VII. vorhanden, die sich aber sämmtlich auf drei Zeugnisse zurückführen lassen: 1) auf ein Schreiben Urbans II., von dem Hugo Flav. p. 466 ein Fragment mittheilt; dasselbe findet sich etwas vollständiger, aber mit einigen Veränderungen auch im Codex Udalrici Nr. 106 (J. 71) und ist bei Paulus Bernriedensis c. 110 ziemlich willkürlich benutzt; 2) auf eine Erzählung, die dem Bischof Hagano von Autun zugeschrieben wird, der bei Gregors Tode anwesend gewesen sein soll (M. G. V. p. 563); sie war Hugo von Flavigny bekannt und wird von ihm theils benutzt, theils kritisirt; 3) auf eine Darstellung, die von dem Erzbischof Wezilo von Mainz herrühren soll und die auch in Siegbert von Gembloux und Florentius von Worcester übergegangen ist. Aus äußeren und inneren Gründen verdient Urbans II. Zeugniß durchaus den Vorzug. Die letzten Worte Gregors, die er anführt, werden auch durch die Vita Anselmi c. 38 unter Berufung auf die Kapellane des Papstes bestätigt; über die Entstellung dieser Worte siehe das Fragment der Regensburger Annalen und Siegbert von Gembloux. Außerdem sind die Notizen des Wido Ferrar. I. c. 20 von Interesse, obwohl sich auch hier manches Unrichtige findet, wie z. B. Robert Guiscard bei der Beerdigung Gregors nicht zugegen sein konnte. Daß Gregors Grab zuerst in der Krypta von Salerno war, erhellt aus den letzten Kapiteln des Paul von Bernried. Ueber die gleichzeitigen Todesfälle in der Lombardei sehe man Bernold z. J. 1085; den Todestag Thedalds von Mailand giebt der Catalogus archiepp. Mediolan. (M. G. VIII. p. 104); das Ende Anselms von Lucca wird in seiner Lebensbeschreibung c. 38—42 erzählt. Robert Guiscards Tod und die damit zusammenhängenden Ereignisse finden sich am klarsten bei Guillermus Apul. V. v. 284 ff. dargestellt; zu vergleichen ist damit Lupus Protosp. Den Todestag giebt der Anonymus Barensis, aber nennt fälschlich, obwohl mit Anna Comnena VI. c. 6 übereinstimmend, Kefalonia als die Stelle, wo Robert endete. Man sehe die Noten bei Schwarz a. a. O. S. 45 und Weinrich, De conditione Italiae inferioris p. 70.

S. 579—585. — In den Schriften des Wenrich von Trier und des Wido von Ferrara wird in ähnlicher Weise Gregor in doppelter Gestalt vorgeführt; die Schriften haben in Anlage und Ausführungen eine gewisse Verwandtschaft, obwohl sie selbständig neben einander entstanden. Merkwürdige Stellen über die Verbindung, in welcher die römische Republik mit der römischen Kirche in Gregors Geiste stand, finden sich im Reg. II. 75, VIII. 5. 25. In einem anderen Briefe (III. 15) wird der heilige Petrus geradezu als imperator in dem Verhältniß Roms zu den Normannen bezeichnet. Wie solche Auffassungen wirkten, sieht man aus dem Briefe des Grafen Bertram von Arles an Gregor, wo die Anrede lautet: Sublimissime domine et princeps totius orbis terrae (Mansi XX. 363. 364). Die Geschichte des Gerbod ist bezeugt im Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 24.

S. 585—591. — Hirsch in seiner Abhandlung über Desiderius von M. Cassino als Papst Victor III. in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. VII. hat die kurze Amtsführung dieses Papstes S. 91 ff. eingehend behandelt; man sehe auch Köhncke a. a. O. S. 73 ff. Die Quellen sind dürftig; außer einigen Notizen

bei Bernold ist man hauptsächlich auf die Nachrichten des Petrus Diaconus im Chronic. Cassin. III. c. 65—74 angewiesen. Obwohl Petrus hier nicht schlecht unterrichtet ist, sind seine Angaben doch mit großer Vorsicht zu benutzen. Gleich seine Nachricht, daß Gregor selbst Desiderius zum Nachfolger vorgeschlagen habe, unterliegt gerechten Bedenken, obgleich sich auch schon bei Wido von Ferrara und später bei Paul von Bernried Aehnliches findet; denn Urbans II. Aussage bei Hugo Flav. p. 466 spricht positiv dagegen, und nicht minder die Opposition, die Hugo von Lyon und Richard von Marseille alsbald dem gewählten Papste machten. Von den üblen Vorgängen auf der Synode zu Capua schweigt Petrus ganz; wir kennen sie aber nur zu gut aus den beiden Schreiben Hugos an Mathilde bei Hugo Flav. p. 466—468 und bei Mansi XX. 634—636, wie aus den Beschlüssen der Synode von Benevent, die Petrus Diaconus selbst c. 72 mittheilt. Zerwürfnisse zwischen Gregor VII. und Desiderius waren immer von Neuem eingetreten; man sehe darüber nur Amatus IV. c. 52 und die Briefe Gregors v. J. 1079 bei Jaffé, Epp. coll. 29. 30. Ganz sinnlos ist Petrus' Darstellung in c. 70, eine Compilation aus Deusdedit, contra schismaticos, in welcher Ereignisse, die sich auf die Zeiten Urbans II. beziehen, anticipirt sind. Der c. 71 erwähnte Zug der Pisaner nach Mehdia fällt in die Zeit des Desiderius, aber ob er selbst irgend erheblichen Antheil an demselben gehabt hat, ist sehr fraglich. Nach Bernold z. J. 1087 sollen die Gregorianer in Deutschland um den 1. August ein Schreiben[1]) des neuen Papstes erhalten haben, worin er ihnen seine Erhebung und zugleich die Erneuerung des Banns über Heinrich angezeigt habe. Das Letztere ist nicht nur an sich bei der schwankenden Stellung des Papstes zum Kaiser unwahrscheinlich, sondern findet auch sonst nirgends eine Bestätigung; auf der Synode von Benevent wurde über Wibert und die Seinen der Bann abermals ausgesprochen, aber nicht über den Kaiser. Das Mißgeschick des Papstes am Tage seiner Weihe deutet Bernold in den Worten an: in eadem infirmitate ordinatur; natürlich ist dieser Umstand dann von Gegnern noch weiter im Einzelnen ausgeschmückt worden, wie man aus den bei Laubert, Vita Urbani II. p. 18 gesammelten Stellen ersehen kann, aber ich finde keinen Grund, die so viel und so gut bezeugte Thatsache überhaupt zu bezweifeln. Wir haben nur zwei Bullen, die Victor III. sicher zuzuschreiben sind (J. L. R. 5345. 5347). Ob das in den Regesten Nr. 5344 gegen v. Pflugk-Harttung von Löwenfeld Victor beigemessene Schreiben, wenn echt, auf ihn zu beziehen ist, scheint mir fraglich. Ein überdies ihm früher beigemessenes Schreiben an den Kaiser des Ostens legt man jetzt wohl mit Recht Victor II. bei (J. L. R. 4342).

S. 592—596. — Die ausführlichsten Nachrichten über die Wahl Urbans II. stehen im Chronicon Cassinense IV. c. 2, doch ist auch hier Petrus Diaconus nicht ganz zu trauen. Die Zahl der anwesenden Bischöfe und Aebte giebt er auf 40 an, aber Urban selbst nennt in dem Schreiben an Hugo von Cluny (Bouquet XIV. 689) außer den Cardinalbischöfen nur 16 andere und 4 Aebte, während in dem Briefe an die Deutschen (Jaffé, Bibl. V. 503) außer den Cardinalbischöfen 21 Bischöfe und 4 Aebte angeführt werden. Hier oder dort muß ein Fehler im Texte verborgen sein, wahrscheinlich im ersten Schreiben, wo auch die Sigle P in R (Reinerius) zu ändern ist. Uebrigens sind auch im Abdruck des anderen Schreibens mehrere Emendationen nothwendig. So ist in den Worten: Portuensis, legationem et consensum et petitionem ferens omnium fidelium laicorum, nostrae

1) Hirsch S. 100 spricht von Briefen, Bernold nur von einem Brief.

parti faventium clericorum Romae eligentium das unsinnige fidelium laicorum, was aus dem Folgenden vorweg genommen, zu streichen und statt eligentium zu lesen degentium. Der Brief Urbans an Lanfrank vom 10. April 1088 (J. L. R. 5351) ist zuerst von Theiner, Disquis. crit. p. 207 herausgeben. Ueber die Steuer, welche Urban i. J. 1093 in Frankreich erheben ließ, sehe man die Schreiben bei J. L. R. 5494. 5495. Der Almosen, von denen Urban Anfangs in Rom lebte, gedenkt Pandulf (Watterich II. 93). Die merkwürdige Aeußerung des Papstes, daß er selbst mit Kirchenräubern verkehren müsse, wenn er die Welt nicht verlassen solle, findet sich in den Schriften bei J. L. R. 5363.

S. 596. 597. — Den Zug der Pisaner gegen Tamim erwähnen Bernold, Gaufredus Malaterra IV. c. 3, die Annales Cassinenses, Beneventani und Marangonis Annales Pisani. Die ausführlichsten Nachrichten sind enthalten in dem gleichzeitigen Carmen in victoriam Pisanorum. Die Zahlen sind übertrieben — es wird stets nach Tausenden gerechnet — in allen anderen Beziehungen scheint mir die hier gegebene Darstellung ebenso zuverlässig, wie interessant. Zu emendiren ist in Reiffenbergs Text Pantaleo Melfitanus inter Grecos hypatus statt Sipantus und am Schluß Clericis, qui remanserunt pro tuo servitio statt perpetuo. Die das Carmen mehrfach bestätigende Relation eines arabischen Zeitgenossen, des Abul-Salt Omeija, über den Zug der Pisaner ist in Et-Tidjanis Bericht über eine Reise nach Tunis (Journal asiat. Série V. T. I. 375 ff.) zum Theil aufgenommen; ich verdanke diese Mittheilung Herrn Oberbibliothekar v. Heyd in Stuttgart, der in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft 1864 S. 618 ff. über die Expedition gehandelt hat. Vergl. auch die italienische Bearbeitung der Heydschen Untersuchungen: Colonie commerciali degli Italiani nel Oriente II. 330 ff. Ueber die anderen arabischen Quellen sehe man Amari in der Storia dei Muselmani III. 171. 172. Die bei den Occidentalen genannten Orte Mahadia und Sibilia heißen bei den Arabern: Mehdia und Zawila. Die Chronologie des Zuges ist unsicher. Der 6. August steht als Siegestag der Pisaner fest, aber nicht das Jahr. Ich bin früher Bernold gefolgt, der den Zug in das Jahr 1088 setzt, aber die arabischen Quellen, welche das Jahr 480 ihrer Zeitrechnung geben, führen auf 1087, und dahin weisen auch die Annales Pisani. Interessant ist die Erwähnung eines Sohnes Tamims zu Pisa in einer Urkunde über einen zwischen Pisa und Amalfi geschlossenen Vertrag vom Jahre 1126, welchen Bonaini im Archivio storico Ser. III, T. VIII, I. p. 6 publicirt hat. Es heißt dort: iuratum in communi colloquio, toto populo Pisano acclamante, per Timinum, Timini regis Africe filium, publicum praeconem Pisane civitatis, splendidissime ad vocem totius populi.

S. 597—599. — Für die Erhebung des Erzbischofs von Toledo zum Primas von Spanien sind die Schreiben Urbans II., welche J. L. R. 5366—5371 aufführt, von Wichtigkeit. Ueber die Kämpfe König Alfons VI. vergleiche man Schäfer, Geschichte von Spanien II. S. 373 ff. Die letzten Eroberungen Graf Rogers in Sicilien, die Reise Urbans nach der Insel und die Aufforderung des Kaisers Alexius an den Papst nach Constantinopel zu kommen berichtet Gaufred Malaterra L. IV. c. 5—13. Auch Lupus Protosp. gedenkt z. J. 1088 der Eroberung von Syracus. Bernold erwähnt z. J. 1089 einer Gesandtschaft des Papstes an Alexius: die Legaten desselben sollen damals den Kaiser vom Banne gelöst haben, aber von einer Excommunication desselben verlautet sonst Nichts. Ueber den Streit zwischen Herzog Roger und Bohemund sind Lupus Protosp., Gaufredus Malaterra und Romualdus Salernitanus einzusehen. Der Aufenthalt Wiberts in Ravenna i. J. 1088 erhellt

aus J. L. R. 5327. 5328. Daß damals der junge König Konrad bereits in Italien war, beweist eine Urkunde (St. R. 3002).

S. 599. 600. — Ueber den Aufenthalt Urbans II. in Rom vom November 1088 bis in den Sommer 1089 haben wir Nachrichten bei Bernold und Pandulf; im Uebrigen sehe man J. L. R. 5372—5403. Die Synode Wiberts, deren Beschlüsse durch den Codex Udalrici Nr. 168. 169. (J. 73) erhalten sind, setzt Jaffé gewiß mit Recht in das Jahr 1089; siehe Köhncke a. a. O. S. 77—79. Diesen Beschlüssen traten die Hirschauer in einer Streitschrift entgegen, gegen welche sich dann wieder das zweite Buch der Schrift De unitate ecclesiae richtet. Vergl. Ewald, Walram von Naumburg, S. 42. 43. Ueber die Synode Urbans II. zu Melfi und ihre Beschlüsse siehe J. L. R. p. 664. Ueber Urbans Rückkehr nach Rom gegen Weihnachten 1089, die Vertreibung Wiberts, Urbans abermaliges Zurückweichen und Wiberts Rückkehr finden sich Nachrichten bei Bernold, die freilich sehr ungenügend sind; die Zeitbestimmungen ergeben sich aus Urkunden (J. L. R. 5415. 5416. 5427—5435).

S. 600—605. — Die Einnahme Augsburgs im Anfange d. J. 1084 erwähnen die Annales Augustani, Bernold und Eckehard; dieselben Quellen berichten dann auch, wie Heinrich wieder Augsburg gewann. Ueber die Rückkehr Hermanns von Metz sehe man die Histoire générale de Metz II. 186 und Calmet, Histoire de Lorraine I. 1156. In Betreff der Gottesfrieden ist Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens S. 64 zu vergleichen, ferner Nitzsch in den Forschungen XXI. 273 ff. und Herzberg-Fränkel in den Forschungen XXIII. 131 ff. Der Kölner Gottesfrieden findet sich M. G. Legg. II. 58. Nach U. Eggert, Studien zur Geschichte der Landfrieden (Göttingen 1876) S. 5—17 schließt das Actenstück p. 58 col. I. lin. 8 und das Folgende sind Bestimmungen eines Landfriedens, die nur durch Compilation mit dem Früheren verbunden sind. Die Notiz in den Iburger Annalen und im sächsischen Annalisten z. J. 1083: Pax Dei orta est stammt aus den Annales Patherbrunnenses und ist unzweifelhaft auf den Kölner Gottesfrieden zu beziehen. Ueber die Friedensbestrebungen am Hofe des Gegenkönigs sagt Bernold z. J. 1084: Hermannus rex pascha in Saxonia celebravit, ubi et maximae treuvae inter fideles domni papae factae sunt, quae et in toto pene Teutonicorum regno non multo post confirmatae sunt. Daß unter diesen treuvae allein der Gottesfriede verstanden werden kann, geht aus dem sächsischen Annalisten zum folgenden Jahre hervor, und ich sehe gar keinen Grund zu den Bedenken, welche Göcke (Anfänge der Landfriedensaufrichtungen in Deutschland, Düsseldorf 1875, S. 55) erhoben hat. Ueber Erzbischof Hartwig von Magdeburg und seine Abkunft sehe man Neugart, Historia monasterii ordinis s. Benedicti ad s. Paulum in villa Lavantina (Klagenfurt 1848) I. p. 29; es sind hier alte Klosternachrichten verwerthet, welche über das Geschlecht der Grafen von Sponheim wichtige Aufschlüsse gewähren. Zu vergleichen sind die Bemerkungen v. Mülverstedts, v. Heinemanns und v. Reitzensteins in den Neuen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins Bd. X. S. 127 ff., S. 213 ff., Bd. XII. S. 243 ff. und die Sitzungsberichte der bair. Akademie der Wissenschaften 1870 Bd. II. S. 583. Ueber Heinrichs Aufnahme in Baiern siehe den von W. Meyer herausgegebenen Hymnus (Sitzungsberichte der bair. Akademie der Wissenschaften 1882 Bd. II. 257 ff.). Den Zug Heinrichs gegen Liutpold berichten allein die Annales Yburgenses nach den Paderborner Annalen. Ueber den Patriarchen Friedrich von Aquileja handelt Palacky, Geschichte Böhmens I. 302. Heinrichs Aufenthalt in Mainz am 4. October

1084 bezeugt eine Urkunde (St. R. 2863); zu vergleichen sind die Annales Augustani. Ueber die beabsichtigte Reichsversammlung sehe man das Schreiben Heinrichs im Cod. Udalr. 142 (J. 70). Die Einnahme von Metz berichten die Annales Augustani, die nähere Zeitbestimmung giebt eine Urkunde (St. R. 2864). Für die Stimmung, wie sie sich nun in Lothringen entwickelte, ist Hugo von Flavigny p. 461. 462. 465. 468. 471 unterrichtend. Hugo gehörte selbst zu den mit Rudolf auswandernden Mönchen und kam mit ihnen am 26. März 1085 nach Dijon. Ueber die vom Kaiser auferlegte Steuer berichtet das Fragment Regensburger Annalen.

S. 605—612. — Nach dem Fragment Regensburger Annalen feierte der Kaiser das Weihnachtsfest 1084 zu Worms, nach der Quelle des Annalista Saxo und der Magdeburger Annalen zu Köln. Stenzel (II. 285) nimmt das Letztere an und bezieht sich dabei auch auf die Gesta abb. Trud. (M. G. X. 242), wo aber wohl an ein späteres Weihnachtsfest zu denken ist. Man ist bisher meist Stenzel gefolgt, aber die Angabe der Regensburger Annalen verdient wohl den Vorzug. Daß eine doppelte Zusammenkunft in Gerstungen zu unterscheiden ist, zeigen deutlich die aus den Annales Patherbrunnenses schöpfenden Iburger Annalen z. J. 1084 und 1085. Unsere Nachrichten über die erste sind sehr ungenügend, um so besser sind wir über die andere unterrichtet. Wir haben über sie drei ausführlichere Berichte. Der eine rührt von Otto von Ostia selbst her und ist in einem interessanten Schreiben enthalten, welches Kunstmann aus einer S. Emmeraner, jetzt auf der Hof- und Staatsbibliothek in München befindlichen Handschrift in der Freiburger Zeitschrift für katholische Theologie Bd. IV. S. 114 ff. zuerst bekannt gemacht hat und das sich unter unseren Dokumenten A. 11 findet. Der zweite stammt von sächsischer Seite und ist aus den Magdeburg-Nienburger Annalen, wo er sich bereits in einer Verbindung mit Eckehard vorfand, in den sächsischen Annalisten und die Magdeburger Annalen übergegangen. Den dritten vom kaiserlichen Standpunkt aus giebt das Buch De unitate ecclesiae II. c. 19. Hierzu kommen jetzt die Nachrichten in dem Fragment der Regensburger Annalen. Der Gang der Verhandlungen ist hiernach deutlich genug erkennbar. Man sehe über diesen Convent und die folgenden Synoden zu Quedlinburg und Mainz auch die Zusammenstellungen bei v. Hefele, Conciliengeschichte[2] V. 177 ff. und die Bemerkungen Fr. Bergers, Zur Kritik der Streitschrift De unitate ecclesiae observanda S. 13 ff. Ueber die nicht zusammengetretene Fastensynode und den Versuch des Legaten, Bischof Udo von Hildesheim zu gewinnen, haben wir nur in dem Schreiben des Ersteren bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 18 Nachricht. Von der Synode zu Quedlinburg handeln Bernold z. J. 1085 und das Buch De unitate ecclesiae II. c. 22.; die Unterschriften der Acten in den Conciliensammlungen (Mansi XX. 609) sind untergeschoben. Das im Text erwähnte Schreiben des Abts Wilhelm von Hirschau hat mit der Antwort des sächsischen Klerus zuerst Sudendorf, Registrum I. Nr. 15 und 16 herausgegeben. Die Gemahlin des Gegenkönigs Hermann, mit welcher er in zu naher Verwandtschaft stand, hieß Sophia, wie sich aus einer Schenkung in den Mon. Boic. XXIX. 2. p. 55 ergiebt; alle die früher von Tolner, Köhler und Krollius aufgestellten Vermuthungen sind damit als unbegründet erwiesen. Sophia übergab als Wittwe mit ihrem Sohne Otto ein Gut (predium quoddam Meginoldi dictum) dem Kloster Götweih. Vielleicht stammte sie von Heinrich V., Herzog von Baiern, dem Bruder der Kaiserin Kunigunde. Ihre Söhne waren Hermann, der Stammvater der Grafen von Salm,

und Otto, Graf oder Pfalzgraf von Rineck. Auffälliger Weise hat sich H. Müller in seiner Dissertation über Hermann von Luxemburg (Halle 1888) die einzige zuverlässige Stelle über die Gemahlin Hermanns entgehen lassen und wiederholt nur S. 34—36 die längst als unhaltbar erkannten Vermuthungen. Ueber die Mainzer Synode im Jahre 1085 sehe man De unitate ecclesiae II. c. 24 ff., ferner das Fragment Regensburger Annalen, Bernold, Siegbert, Eckehard. Der Letztere berichtet auch über den damals beschlossenen Gottesfrieden. Die Urkunde, welche Pertz in den M. G. Legg. II. 55 ff. col. II. aus einer Bamberger Handschrift herausgegeben und als die von der Mainzer Versammlung erlassene Constitution bezeichnet hat, will U. Eggert nur als Entwurf für einen Gottesfrieden gelten lassen, doch sind die beigebrachten Gründe nicht zwingender Art. Das von Pertz aus einer anderen Handschrift hinzugefügte Iuramentum pacis Dei steht mit dem Mainzer Tage nicht in Zusammenhang; vergleiche Herzberg-Fränkel a. a. O. S. 139 ff. Ueber Heinrichs Zug nach Metz sehe man Siegbert und die Urkunden St. R. 2883. 2884, die in das Jahr 1085 zu setzen sind. Die von dem Kaiser eingesetzten Gegenbischöfe sind in den Annales Wirzeburgenses, Vita Altmanni c. 15, Gesta abbat. Trud. III. c. 1, Vita Gebehardi et succ. c. 8, Chronicon epp. Merseburg. genannt. Ueber Heinrichs Zug nach Sachsen i. J. 1085 ist der ältere in den Annales Magdeburgenses und beim Annalista Saxo aufbewahrte Bericht unsere Hauptquelle, mit welcher das Fragment Regensburger Annalen, Bernold, Siegbert und De unitate ecclesiae II. c. 28 zu vergleichen sind. Ueber das ius Saxonum, quod a tempore expugnatoris eorum Karoli aptissimum honestissimumque habuerant, sehe man Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen I. 356. 357, wo auch diese Stelle hätte angeführt werden sollen. Die Urkunde St. R. 2868 ist entschieden unecht; denn Heinrich konnte am 12. Juni 1085 nicht in Quedlinburg und Burchard von Halberstadt und Werner von Merseburg nicht in seinem Gefolge sein.

S. 613—616. — Nach den Paderborner Annalen melden die Annales Yburgenses in Verbindung mit dem Tode Ottos von Nordheim: Athela cometissa obiit. Ich beziehe die Notiz auf die bekannte Markgräfin dieses Namens, die um diese Zeit gestorben sein muß; Scheffer-Boichorst nimmt an der einfachen cometissa Anstoß und denkt an eine Gräfin Adela von Zütphen. Ueber Ekberts Unterwerfung und den Aufstand desselben im Sommer 1085 sehe man die Urkunden Heinrichs bei St. R. 2879. 2880. 2893, dann Bernold, Siegbert, die Annales Augustani, den alten Bericht in den Annales Magdeburgenses und beim Annalista Saxo, wie auch De unitate ecclesiae II. c. 28; wichtige Nachrichten giebt überdies das Fragment Regensburger Annalen. Im Ganzen dieselben Quellen berichten auch über Heinrichs Zug gegen Sachsen im Anfange des Jahres 1086. Von einer großen Versammlung und Synode, welche um den 1. April 1086 die kirchliche Partei in Konstanz hielt und auf welcher Welf und die beiden Bertholde gegenwärtig waren, spricht die Gründungsgeschichte des Klosters St. Georgen im Schwarzwalde (Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins IX. 201. 202). Ueber den darauf in Baiern ausbrechenden Aufstand erfährt man Näheres nur aus den Annales Augustani, wo offenbar statt Friderici civitatem Frisingam civitatem zu lesen ist und in dem frid der Handschrift ein Schreibfehler obwaltet. Wie der Kaiser sich aus Regensburg rettete, wissen wir nicht; denn der Ausdruck der Annalen: per prudentiae patientiam eorum temeritatis vicit insaniam ist sehr unbestimmt. Kilian, Itinerar Heinrichs IV. S. 106 nimmt an, daß die Angreifer bald selbst die Belagerung aufgegeben hätten. Nach den Zeitbestimmungen der Vita Gebehardi c. 4 muß

Erzbischof Gebhard im Sommer 1086 nach Salzburg zurückgekehrt sein; dieses Jahr geben auch die Annales s. Rudberti Salisburg., während die Annales Admuntenses die Rückkehr erst in das folgende Jahr setzen. Bemerkenswerth sind die Worte der Annales Augustani: Dehinc apud Salzpurc et pene per totam Pauwariam seditiones diversae et pugnae sunt commissae.

S. 616—618. — Ueber den Reichstag und die Synode von Mainz i. J. 1086 besitzen wir allein Kenntniß durch Cosmas II. c. 37. 38 und durch die Urkunde Heinrichs für das Bisthum Prag, die nach dem neuen vollständigen Abdruck bei Stumpf, Act. imp. Nr. 76 am 29. April 1086 zu Regensburg und nicht zu Mainz selbst erlassen ist. Es wird hiernach fraglich, ob die Synode im April, wie man bisher glauben mußte, gehalten ist, zumal der Kaiser während dieses Monats sich dauernd in Regensburg aufgehalten zu haben scheint. Daß jene Urkunde, durch welche die Grenzen der Prager Diöcese eine große Ausdehnung erhielten, auf gefälschte Actenstücke älterer Zeit sich stützt, kann nach den Bemerkungen Dümmlers (Piligrim von Passau S. 174) nicht zweifelhaft sein. Ueber die Erlassung des böhmischen Tributs sehe man Palacky, Geschichte von Böhmen I. 319. 320; im Uebrigen über die Stellung Böhmens Huber, Geschichte von Oesterreich I. 232. Die Urkunde bei Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins I. 152 (St. R. 2867) muß, wenn sie echt ist, nicht in der ersten Mainzer Synode im Mai 1085 ausgestellt sein, sondern in dieser zweiten; denn unter den Zeugen erscheint Liemar von Bremen, der bei der ersten nicht gegenwärtig war (De unitate ecclesiae II. c. 20.)

S. 618—620. — Die Rückkehr Salomos nach Ungarn bestimmt das Chronicon Posoniense auf das Jahr 1081, die Einkerkerung Salomos setzt diese Quelle mit Bernold übereinstimmend in das Jahr 1083. Nach dem Chronicon Posoniense ist Salomo noch in demselben Jahre aus dem Kerker entflohen, nach Bernold 1084 aus demselben freiwillig entlassen; ich ziehe die erste Nachricht vor. Für die Stellung Wratislaws zum deutschen Reiche besitzen wir eine sehr wichtige Quelle in einer kleinen Briefsammlung, welche von Pez im Codex Thesaurus Anecdotorum T. VI. nach einem leider jetzt nicht mehr aufzufindenden S. Emmeraner Codex herausgegeben ist. Sie besteht aus zehn Briefen (Nr. 72—81 bei Pez), die oft dann nachgedruckt und benutzt, aber früher nicht richtig erklärt sind. Der erste Brief (Nr. 72) ist von Wibert an Wratislaw gerichtet und im Jahre 1084 oder 1085 geschrieben. Der zweite Brief (Nr. 73), an den Gegenpapst adressirt, rührt weder von Wratislaw von Böhmen her, wie Pez meinte, noch von Wratislaw von Polen, wie Röpell (Geschichte Polens I. 667) annahm, sondern die Sigle W. bezeichnet Wezilo von Mainz; abgefaßt ist das Schreiben vielleicht in der zweiten Hälfte des Jahres 1086. Etwa in dieselbe Zeit wird der dritte Brief (Nr. 74) fallen, dessen Schreiber der Erzbischof Hartwig von Magdeburg — nicht Heinrich, wie Pez sagt — augenscheinlich war; gerichtet ist dieser Brief, wie alle folgenden, an Wratislaw. Der vierte und fünfte Brief (Nr. 75. 76) sind von den Mönchen des Schottenklosters in Regensburg ausgegangen; der in dem ersteren erwähnte Kriegszug des Böhmenkönigs wird kein andrer sein, als der im Sommer 1087 gegen Ekbert unternommene; der andre Brief muß gegen Ende dieses Jahres geschrieben sein. In dieselbe Zeit fällt auch das sechste Schreiben (Nr. 77), in welchem die Hersfelder Mönche die Bedrängniß schildern, die sie durch die Nähe der feindlichen Heere in diesem Jahre ausgestanden haben. In dem siebenten Briefe (Nr. 78) bittet der Bischof Ladislaw von Krakau, daß Wratislaw seinen Gesandten an den Erzbischof von Köln sicheres

Geleit gebe. Der achte (Nr. 79) ist unbedeutenden Inhalts. Der Schreiber des neunten Briefes (Nr. 80) wird mit der Sigle G. bezeichnet, welche nicht auf den heiligen Günther deutet, wie Pez meint, da dieser längst verstorben war, die ich aber nicht mit Sicherheit zu erklären wüßte. Der Tod eines Sohnes des Königs wird hier erwähnt, wie auch bereits im fünften Briefe (Nr. 76). Da aber mehrere Söhne Wratislaws vor dem Vater starben und wir die Todesjahre derselben nicht kennen, läßt sich daraus keine nähere Zeitbestimmung entnehmen. Der letzte und bei weitem wichtigste Brief (Nr. 81) ist wieder von Wezilo von Mainz und gehört dem Jahre 1088 an, da die Zerwürfnisse zwischen Wratislaw und seinem Bruder Gebhard bereits erwähnt werden; in der Sigle O. ist ein Fehler, wie deren mehrere in dem Briefe vorkommen. Noch Floto II. 317 hat, indem er Wratislaw für den Schreiber des Briefs und Boleslaw von Polen für den Empfänger mit Pez hielt, irrige Folgerungen aus demselben gezogen; Röpell in anderer Weise, indem er das Verhältniß geradezu umkehrte. Alle Versehen wurzeln darin, daß man sich nicht vergegenwärtigte, daß nicht Boleslaw damals König von Polen war, sondern daß Wratislaw von Böhmen[1]), wie wir aus Cosmas II. c. 38 wissen, diesen Titel führte; die Correctur Köhnckes (Wibert S. 115) ist deshalb irrig. Ueber das Verhältniß des Pfalzgrafen Rapoto zum Böhmenkönig sehe man Cosmas z. J. 1073; offenbar verwechselt hier und an anderen Stellen Cosmas den jüngeren Rapoto mit dem älteren, der Graf von Cham, aber niemals Pfalzgraf war.

S. 620—622. — Ueber die Schlacht bei Pleichfeld und die folgenden Ereignisse des Jahres 1086 sind die Nachrichten des Bernold, der selbst bei der Schlacht zugegen war, zunächst von Bedeutung, dann die in dem Buche De unitate ecclesiae II. c. 28, wo sich hier und in dem folgenden Kapitel manche wichtige Notizen über Bischof Adalbero finden. Außen den Annales Augustani sind auch die Nachrichten in der Cont. II. des Marianus z. J. 1086, die ohne Zweifel zu Würzburg selbst niedergeschrieben, in den Annalen von S. Alban (Annales Wirzeburgenses) und bei Eckehard brauchbar. Verwandtschaft mit den zuletzt erwähnten Nachrichten zeigt die Vita Heinrici c. 4, wo aber Ereignisse des Jahres 1077 mit den Vorgängen der Pleichfelder Schlacht ganz wunderlich vermischt sind. Endlich sind noch die Nachrichten Siegberts und des Chronicon Petershusanum II. c. 43. 44 zu beachten[2]). C. Henking, Gebhard III. Bischof von Constanz (Stuttgart 1880) S. 32 setzt den in der Chronik gemeldeten Aufenthalt des Gegenkönigs Hermann in Petershausen erst in das Jahr 1088 und zwar kurz vor dessen Ende, aber Hermann soll aus Schwaben nach Sachsen, nicht in seine Stammlande zurückgekehrt sein.

S. 623. 624. — Nur dürftige Nachrichten über die Verhandlungen zu Oppenheim und Speier finden sich bei Bernold, in den Annales Augustani und beim Annalista Saxo. Floto II. 321 setzt in diese Zeit die Schreiben im Cod. Udalrici Nr. 197 (J. 91) und bei Sudendorf, Registrum I. Nr. 20. Aber das erste gehört in das Jahr 1098 (vergl. unten unsere Bemerkungen zu Seite 676—688), das zweite ist schon vor 1084 geschrieben[3]), da Heinrich stets in demselben rex genannt

1) Noch 1295 that Böhmen gegen die Erneuerung der polnischen Königswürde Einsprache. Polen mochte als ein von Böhmen abhängiges Land erscheinen, seit es für die abgetretenen Theile Schlesiens einen Tribut zahlte, um den bald nach Wratislaws Tode ein Krieg ausbrach.

2) Ueber den Brief im Codex Udalrici Nr. 201 (J. 87), den Floto II. 319 in diese Zeit setzt, siehe unten unsere Bemerkungen zu S. 653—661.

3) Vielleicht 1080. Die erwähnte Mainzer Versammlung wäre dann die bekannte, auf welcher Gregor abgesetzt wurde; Margarethentag müßte der 25. Mai sein.

wird. Dagegen wird der Brief im Cod. Udalrici Nr. 199 (J. 107) in diese Zeit zu setzen sein; der Kaiser bittet in demselben den Bischof von Bamberg, daß er Ekbert verfolge velut Iudam et sceleratissimum mendacem. Die Unterstützung, welche Ladislaw von Ungarn im Jahre 1087 den aufständischen deutschen Fürsten anbot, erwähnt Bernold; derselbe berichtet auch Salomos Tod. Auch Annalista Saxo setzt dies Ereigniß in das Jahr 1087, und Anna Comnena erzählt VII. c. 1 von der Theilnahme Salomos an den Kämpfen der Griechen mit den Petschenegen und Kumanen. Die späteren Fabeln über Salomos Ende berührt Büdinger, Ein Buch ungarischer Geschichte S. 74. Den Kriegszug Heinrichs nach Sachsen im Spätherbst 1087 erwähnt Bernold und gedenkt auch der Theilnahme der Böhmen. Daß Wratislaw schon im Sommer in die Mark Meißen eindrang, zeigt Cosmas Pragensis zu diesem Jahre. Wichtig sind die Nachrichten De unitate ecclesiae II. c. 33 und in der Urkunde Heinrichs bei St. R. 2893, wie auch einige Notizen in den Annales Augustani, wo sich jedoch nicht die von Stenzel (II. 289) angegebene Bemerkung findet, daß Heinrich im November nach Baiern gekommen.

S. 624—628. — Der Tod der Kaiserin Bertha wird von Eckehard und anderen Annalisten erwähnt; als der Todestag war auf dem Speierer Grabe der 27. December bezeichnet (Mone, Quellensammlung I. 289); öfter gedenkt Heinrich noch später in den Urkunden seiner ersten Gemahlin. Wann Konrad gekrönt wurde, sagen die Annales Weissenburgenses; zu vergleichen ist Annalista Saxo. Liutolds Stellung in seiner letzten Lebenszeit erhellt aus De unitate ecclesiae II. c. 36. Ueber die Störung des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und dem Böhmenkönig sehe man die Briefe des Gegenbischofs Hartwig von Magdeburg und Wezilos von Mainz bei Pez, Thesaurus Anecdotorum VI. Nr. 4 und 81; das vertraute Verhältniß zwischen dem Böhmenkönig und Benno von Meißen erhellt auch aus Walram II. c. 25 und Cosmas Pragensis z. J. 1088. Die in Wezilos Brief erwähnte Zusammenkunft des Böhmenkönigs mit den sächsischen Bischöfen wird in die Zeit fallen, wo nach Cosmas Wratislaw i. J. 1088 wieder in der Mark Meißen war. Ueber Ekberts abermalige Unterwerfung unter den Kaiser und die Motive sehe man De unitate ecclesiae II. c. 35. Burchards Tod wird von den meisten Quellen erwähnt; die ausführlichsten Nachrichten finden sich beim Annalista Saxo, der aus der von Herrand geschriebenenen Passio Burchardi schöpfte. Einiges scheint bei der Uebertragung corrumpirt zu sein; so ist statt VII. Id. April. zu emendiren VIII. Id., worauf schon feria V. verweist. Auch kann Burchard nicht am dritten Sonntage vor Palmsonntag nach Goslar gekommen sein, sondern an den dritten Wochentag vor Palmsonntag muß gedacht werden. Einige brauchbare Notizen über Burchard finden sich auch De unitate ecclesiae II. c. 31. Von den verschiedenen Angaben über Burchards Todestag handelt Delius in v. Ledeburs Archiv V. 45 ff. Ueber die Unterwerfung Hartwigs von Magdeburg unter die Autorität des Kaisers sehe man De unitate ecclesiae II. c. 35. Daß der Gegenkönig i. J. 1088 Sachsen verlassen habe und bald darauf gestorben sei, ist mit dem Zeugniß Bernolds, welches die Annales Augustani unterstützen, zu beweisen. Siegbert setzt den Tod Hermanns in das Jahr 1090 zu spät, Eckehard in das Jahr 1087 zu früh. Der Letztere spricht im Anschluß an die Annales Wirzeburgenses von einer förmlichen Abdication Hermanns, von der die anderen Quellen nichts wissen und welcher Siegberts Worte sogar widersprechen. Als Sterbetag bezeichnen die Annales Brunwilarenses den 28. September 1088. Die sehr divergirenden Nachrichten über Hermanns Ende hat Laubert, Vita Urbani II. p. 38 zusammengestellt. Am

ausführlichsten ist die Vita Heinrici c. 4, aber ihre Darstellung ist sehr unzuverlässig. Der Gegenkönig soll sich zum Bischof Hermann von Trier begeben haben einen Bischof dieses Namens gab es damals nicht in Trier, und nur an Hermann von Metz ließe sich denken, aber auch er kehrte nach Bernold und Hugo Flav. erst 1089, also erst nach dem Tode des Gegenkönigs, aus dem Exil zurück. Durch die Hand eines Weibes soll der Gegenkönig seinen Tod gefunden haben; die anderen Quellen sagen Nichts davon, und die ganze Darstellung schmeckt nach Tendenz. Am glaubwürdigsten erscheinen die Angaben der Annales Augustani. Die dort erwähnte urbs war nach den Annales Palidenses Kochem; die späteren Gesta archiepp. Magdeburgensium (M. G. XIX. 404) nennen die Burg, bei welcher Hermann fiel, Lintberg, und Wenck, Hessische Landesgeschichte III. p. 211 meint, daß darunter Limburg an der Lahn zu verstehen sei.

S. 628 - 630. — Daß Adelheid oder Eupraxia (gewöhnlich Praxedis in den Quellen genannt) die Tochter des Großfürsten Wsewolod von Kiew war, der 1078 seinem Bruder Isäslaw gefolgt war, zeigt Krug, Forschungen in der älteren Geschichte Rußlands II. 603. Sie stammte aus der zweiten Ehe des Vaters, die erst nach 1067 geschlossen wurde, war also im Jahre 1087 eine sehr junge Wittwe. Für den Kampf zwischen Heinrich und Ekbert sind die chronologischen Angaben der Annales s. Disibodi von Bedeutung; die ihnen widersprechenden Daten einiger Urkunden (St. R. Nr. 2890—2892) kommen außer Betracht, nachdem Stumpf mit gutem Recht diese als unecht bezeichnet hat. Ueber das Fürstengericht zu Quedlinburg sehe man die Urkunde Heinrichs bei St. R. 2893. Die Belagerung Quedlinburgs durch Ekbert erzählt der Verfasser des Buchs De unitate ecclesiae II. c. 35; die Vorgänge vor Gleichen außer ihm auch Bernold, der jedoch über Ekberts Aufstand nicht besonders unterrichtet ist, ferner der Augsburger Annalist und Eckehard nach den Annalen von S. Alban, aber in falscher chronologischer Verbindung; beachtenswerthe Angaben finden sich auch in den Annales s. Disibodi und beim Annalista Saxo. Ueber die Metzer Verhältnisse zu jener Zeit sehe man außer Bernold und Hugo von Flavigny De unitate ecclesiae II. c. 30; auch über Erzbischof Hermann, den Nachfolger Siegwins, findet man dort II. c. 26 einige brauchbare Notizen. Die zu Metz angeblich vom Kaiser am 5. April 1089 ausgestellte Urkunde hat Stumpf (R. 2896) als verdächtig bezeichnet. Die Vermählung Heinrichs mit Adelheid zu Köln erwähnt Eckehard, die Krönung durch Erzbischof Hartwig das Buch De unitate ecclesiae am zuletzt angeführten Orte. In der Urkunde vom 14. August 1089 (St. R. 2899) wird Adelheid als Königin genannt; es ist das einzige Mal, daß ihrer in den bekannten kaiserlichen Urkunden gedacht wird. Ueber die Stellung der Parteien zu den Mainzer Beschlüssen sehe man besonders De unitate ecclesiae II. c. 25. 26. 35; der Aerger der Hersfelder über die Aufgabe dieser Beschlüsse durchdringt das ganze Buch. Das Ansehen, welches damals Erzbischof Hartwig beim Kaiser genoß, erhellt auch aus Heinrichs Brief im Codex Udalrici Nr. 190 (J. 75), der i. J. 1089 geschrieben sein wird. Den erlahmenden Eifer der Gregorianer kennzeichnet Bernold; er erwähnt ihre Verhandlungen mit Heinrich, deren auch die Annales Augustani z. J. 1089 gedenken. Den unterbrochenen Zug des Kaisers gegen Ekbert in diesem Jahre erwähnen Bernold und die Annales Ottenburani.

S. 631—633. — Die Belagerung Hildesheims durch Ekbert i. J. 1089 berichten das Buch De unitate ecclesiae II. c. 18 und die Annales Hildesheimenses; zu vergleichen ist das Chronicon epp. Hildesheim. c. 18. Die Annales Pega-

vienses z. J. 1080 gedenken auch eines Kampfes Ekberts gegen Wiprecht von Groitsch bei Tuchern, doch ist auf diese Nachrichten bei der Natur dieser Quelle nicht viel Gewicht zu legen. Der Kampf gegen Markgraf Heinrich wird erwähnt De unitate ecclesiae II. c. 35. Was sich hier, bei Eckehard, in den Annales Ottenburani und den alten Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum) über Ekberts Ende findet, verdient den meisten Glauben; in der ausführlichen Darstellung der Vita Heinrici c. 5 halte ich das Meiste für willkürliche Ausschmückung. Ueber Ekberts Todestag sehe man Wedekind in den Noten I. 430 und Böttger, die Brunonen S. 681. Die Stelle, wo Ekbert das Schicksal ereilte, kann nach den alten Erfurter Annalen nicht mehr zweifelhaft sein; nach Bernold, welcher Adelheid von Quedlinburg einen besonderen Antheil am Tode des Markgrafen nach dem Gerüchte beimißt, scheinen es Leute dieser Aebtissin gewesen zu sein, welche Ekbert überfielen. Ueber den Tod des Bischofs Gebhard von Prag, den Aufstand des Bretislaw und dessen Auswanderung sehe man Cosmas Pragensis II. c. 41—50. Die Rückkehr des Mesco nach Polen und die Vermählung des Polenherzogs mit Judith-Sophia, der Wittwe König Salomos, erzählt die Chronica Polonorum I. c. 30. II. c. 1. Man vergleiche auch Herbordi Vita Ottonis III. c. 33.

S. 633—639. — Die Lebensumstände Wilhelms von Hirschau und seine Wirksamkeit erhellen besonders aus seiner Biographie und dem Codex Hirsaugiensis; auch die Vita Udalrici Cellensis und die Historia fundationis des Klosters St. Georgen (Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins IX. 193 ff.) bieten einiges Material. Besonders schwer in das Gewicht fällt Alles, was Bernold über die von den Schwarzwaldklöstern ausgehende religiöse Bewegung mittheilt; man vergleiche besonders seine Nachrichten zu den Jahren 1083 und 1091. Auch in dem Buche De unitate ecclesiae findet sich über die Bedeutung der Hirschauer manches Beachtenswerthe. Das Buch von Kerker, Wilhelm der Selige (Tübingen 1863), ist nicht nach allen Seiten erschöpfend. Gründliche Untersuchungen über die ersten Zeiten Hirschaus finden sich in der Dissertation von A. Helmsdörfer: Forschungen zur Geschichte des Abts Wilhelm von Hirschau (Göttingen 1874). Man sehe auch P. Giseke, Ausbreitung der Hirschauer durch die Klöster Deutschlands (Programm des Stadtgymnasiums zu Halle 1877). Ueber die Lage des Klosters St. Ulrich handelt Riezler in den Forschungen XVIII. 546.

S. 640—642. — Die Erhebung Gebhards von Konstanz meldet Bernold z. J. 1084, womit die Chronik von Petershausen II. c. 48. 49 zu vergleichen. Ueber die Ernennung Gebhards zum päpstlichen Legaten sehe man J. L. R. 5393. Den Lehnseid Bertholds von Zähringen erwähnt Bernold z. J. 1093. Die Eroberung Augsburgs durch Welf im Jahre 1088 berichten die Annales Augustani; vergl. die Hist. Welforum c. 13, wo an diese Eroberung Augsburgs zu denken ist, nicht an die des Jahres 1084. Welf brachte Bischof Siegfried nach Ravensberg und legte ihn dort in Ketten. Die Ehe der Gräfin Mathilde mit dem jungen Welf setzt Bernold in das Jahr 1089; Stenzel II. 291 meint, vor Ostern sei sie wegen des von Bernold nachher erwähnten Waffenstillstandes geschlossen, aber als Ziel desselben ist offenbar nicht Ostern 1089, sondern 1090 gemeint. Zu welchen ärgerlichen Gerüchten die Ehe Anlaß bot, zeigt besonders Cosmas Prag. II. c. 32; bezeichnend ist, daß Donizo von der zweiten Ehe der Gräfin, wie von der ersten, ganz schweigt. Der junge König Konrad hielt bereits im Januar 1088 ein Gericht in Bergamo (St. R. 3002).

S. 642—644. — Daß der Kaiser Weihnachten 1089 zu Regensburg zubrachte, ersieht man aus den Rosenfelder Annalen, die hier gute, auch in den Annalista Saxo übergegangene Nachrichten bieten. Stenzel (II. 193) meint, Heinrich habe dieses Weihnachtsfest zu Mainz verlebt und bezieht sich auf De unitate ecclesiae II. c. 25; aber hier ist ohne Zweifel die Rede von Weihnachten 1088, wo freilich Heinrich auch nicht in Mainz sein konnte, da er vor Gleichen lag. Ueber die zwischen dem Kaiser und den schwäbischen Fürsten gepflogenen Unterhandlungen sehe man außer Bernold auch den Annalista Saxo. Der Aufenthalt des Kaisers in Speier in der Mitte des Februar 1090 erhellt aus den Urkunden bei St. R. 2901. 2902, der in Verona am 10. April aus der Urkunde bei St. R. 2903. In einer bei Miraeus, Notitia ecclesiae Belg. cont. p. 49 gedruckten Urkunde heißt es: Henrico palatino comite, cui, imperatore in Italia exercitum ductante, imperii commissae sunt habenae, und hiernach ist vielfach und wohl mit Recht angenommen worden, daß Heinrich den Pfalzgrafen zu seinem Stellvertreter im deutschen Reiche bestimmt habe. In einer Urkunde Bischof Hermanns von Metz bei Meurisse, Histoire de Metz p. 377 finden sich die merkwürdigen Worte: anno inc. 1090 ind. XIII regnante Domino nostro Iesu Christo, imperante Heinrico tertio caesare Romanorum nobilissimo, monarchiam autem regni tenente duce Theodorico, comite Folmaro, iudice Burchardo, cum regnum et sacerdotium a se invicem dissiderent et idcirco tam mundana quam ecclesiastica miserabiliter fluctuarent, wo aber die monarchia regni wahrscheinlich nur als die herzogliche Gewalt in Lothringen aufzufassen ist, wie es Waitz (Verfassungsgeschichte VII. 506) thut. Von einem wirksamen Eingreifen des Pfalzgrafen Heinrich damals in die Reichsgeschichte findet sich keine Spur; wir würden ohne jene Urkunde von seiner Statthalterschaft gar keine Kunde haben. Den Tod des Grafen Hugo von Egisheim, des Gegenherzogs Berthold von Rheinfelden, Herzogs Liutold von Kärnthen und die Wahl des Erzbischofs Thiemo von Salzburg berichtet Bernold.

S. 645—652. — Ueber die Belagerung Mantuas in den Jahren 1090 und 1091 und die damit zusammenhängenden Ereignisse haben wir allein bei Donizo II. c. 4—6 ausführliche Nachrichten, die Bernold hier und da ergänzt. Von Bedeutung sind einige Urkunden aus dieser Zeit. Die Urkunde Mathildens und des jungen Welf bei Camici, Guelfo con Matilda p. 41 aus Mantua vom 27. Juni 1090 in das Jahr 1089 mit Anderen zurückzusetzen, sehe ich keinen Grund; Donizo sagt keineswegs, daß Mathilde die Stadt sogleich beim Beginn der Belagerung verlassen habe. In der Urkunde werden den Mantuanern einzelne Rechte zugesagt, dann heißt es: insuper illam bonam et iustam consuetudinem eos habere firmamus, quam qualibet optima civitas Longobardiae optinet. Eine Urkunde des Kaisers vom 26. Juni 1090 ist ausgestellt apud castrum Rivaltae (St. R. 2904); als Intervenienten sind in derselben genannt Wibert, der Kanzler Oger und Konrad von Utrecht (Heinrich ist ein Fehler); der Kaiser übergiebt durch dieselbe dem Bischof von Padua die Stadt. Zu Padua sind zwei Urkunden des Kaisers ausgefertigt; die eine vom 31. December 1090 (St. R. 2905), die andere vom 6. Januar 1091 (St. R. 2906); Wibert stellte am 19. Januar ebendaselbst eine Urkunde aus (J. L. R. 5332). Eine am 5. Mai 1091 zu Bassano ausgefertigte Urkunde des Kaisers (St. R. 2907) verleiht dem Bischof Udalrich von Eichstädt das Gut Greding im Nordgau; sie ist durch die Namen der Intervenienten interessant, wie nicht minder zwei andere Urkunden, die bald darauf erlassen sind, von denen die eine vom 17. Mai von Mantua eine Schenkung für Meißen enthält (St. R. 2909), die andere vom 23. Mai ohne

Ort die Güter eines Klosters zu Vicenza bestätigt (St. R. 2911). Die Wirkungen des kaiserlichen Kriegsglücks auf Rom und auf die schwäbischen Verhältnisse sieht man aus Bernold; die Zusammenkunft Welfs mit dem Kaiser erwähnen auch die Annales Augustani. Das angeführte merkwürdige Gedicht, welches damals entstanden sein wird, findet sich im Cod. Udalrici Nr. 2 (J. 79); vergl. Köhncke, Wibert S. 84. Der Kaiser war am 2. September 1091 zu Verona nach der Urkunde bei St. R. 2913; auch die Urkunde vom 21. September (St. R. 2914) mit denselben Intervenienten ist wahrscheinlich in Verona ausgestellt. Ueber den Sieg des Kaisers bei Tricontai sehe man Donizo II. c. 6, über die Bestätigung der Freiheiten von Mantua die Urkunde bei St. R. 2910, über die Investitur der Bischöfe von Prag und Olmütz Cosmas Pragensis II. c. 49. Die Investitur des Gegenbischofs Arnold von Konstanz setzt die Continuatio II. cas. s. Galli c. 7 auf Ostern nach Mantua, Bernold in das Jahr 1092. Den Tod der Markgräfin Adelheid und die mit ihm zusammenhängenden Ereignisse erwähnt allein Bernold. Die Kämpfe des Kaisers im Süden des Po gegen Mathilde lernen wir aus Donizo II. c. 7 kennen. Die Belagerung von Monteveglio wird chronologisch näher durch die Bulle Wiberts vom 9. August 1092 bei J. L. R. 5334 bestimmt, die Versammlung in Carpineta durch die sehr interessante Urkunde Mathildens vom 5. September 1092 bei Camici a. a. O. p. 54. Ueber die Vorgänge in Schwaben und Baiern im Jahre 1092 sehe man Bernold, die Annales Augustani, Continuatio II. cas. s. Galli c. 7 und das Chronic. Petershus. III. c. 29. Den zwanzigjährigen Bund der vier lombardischen Städte gegen den Kaiser erwähnt allein Bernold.

S. 653—661. — Die Persönlichkeit König Konrads tritt am deutlichsten aus den Nachrichten bei Eckehard z. J. 1099 hervor; über die Umstände des Abfalls sehe man Bernold, mit welchem die Annales Augustani zu vergleichen sind. Was die Vita Heinrici c. 7 bringt, ist in Einzelheiten unrichtig; Donizo II. c. 11 giebt nichts Genaueres und setzt irrig Konrads Abfall erst nach dem der Adelheid. Aus der scandalösen Erzählung der Annales s. Disibodi z. J. 1093 kann man nach meiner Meinung nicht mehr Thatsächliches entnehmen, als im Text geschehen ist; sie zeigt mindestens, daß man Adelheids Sache mit Konrad verband. Der Aufenthalt des Kaisers zu Pavia nach Ostern 1093 erhellt aus den Urkunden St. R. 2917—2921. Die Krönung Konrads erwähnt außer Bernold Landulfus de s. Paulo c. 1. Daß Erzbischof Arnulf sich vom König investiren ließ, geht aus den Papstleben des Pandulf (Watterich I. 572) hervor; die dort gegebenen Nachrichten lassen sich nur auf Arnulf beziehen. Ueber Urbans II. Rückkehr nach Rom im November 1093 sehe man Ivonis epist. 27 (Opp. II. 13) und Bernold. Den Verrath der Adelheid berichten Bernold und Donizo, womit die Annales s. Disibodi z. J. 1093 zu vergleichen sind. Ueber die Uebergabe des Lateran an Urban II. finden sich gute Nachrichten in Goffredi abb. Vindoc. epp. L. I. 8. 9. 14 (Sirmondi Opp. III. 424 seq.). Die Augsburger Vorgänge i. J. 1093 berichten die Annales Augustani und Bernold, die Metzer Bernold und Hugo Flaviniacensis, doch sind zwischen Beiden nicht auszugleichende Differenzen; auch das Schreiben Urbans II. J. L. R. 5442 ist für die Metzer Sachen von Wichtigkeit. Die Gesandtschaft und Gefangennahme des Kanzlers Oger erwähnt Bernold z. J. 1093. Die gleichzeitige Gesandtschaft nach Sachsen erhellt aus dem interessanten Brief im Codex Udalrici Nr. 201 (J. 87), den Floto II. 319 in das Jahr 1086 setzt. Er besteht aus zwei Theilen, dem Bericht der Gesandten und dem Begleitschreiben Ruperts von Bamberg. Der Comes H. de Saxonia ist Heinrich, der Sohn Ottos von Nordheim,

wie aus der Erwähnung Gredings hervorgeht, welches der Kaiser durch die vorhin (S. 1186) angeführte Urkunde dem Bischof von Eichstädt übergeben hatte; Greding stammte wohl aus der Erbschaft Ottos von Schweinfurt und war durch die Hand von Ottos Wittwe an Ekberts Vater gekommen. Daß der Bericht in diese Zeit zu verlegen ist, erhellt auch aus dem, was über die neue Besetzung des Bisthums Merseburg gesagt wird, welches seit dem Anfange des Jahres 1093 erledigt war; doch wird nicht von einer bereits erfolgten Vergabung des Bisthums gesprochen, und es ist deshalb auch kein Grund das Schreiben in das Jahr 1097 zu setzen, wie es K. Horn, Beiträge zur Kritik der Vita Heinrici (Rostock 1887) S. 87 thut. Die vacuae terrae erklären sich aus der Verödung Sachsens, von welcher Bernold z. J. 1091 Nachricht giebt. Schwierigkeit machen die Worte, die bei Jaffé lauten: Inceptio enim causaque sua erga vos amicis inimicis universoque displicet regno. In der Wiener Handschrift (V.) ist ein Zeichen, das der Abschreiber Eckehards für H. nahm, ich hielt es zuerst für die bekannte Abbreviatur für enim, glaubte aber dann deutlich N. zu erkennen, Jaffé hat es jedoch als Abbreviatur für enim gefaßt, und die Zwettler Handschrift hat dies vielleicht bestätigt. Nach dem Zusammenhange erwartet man hinter Inceptio einen Namen, und N, die allgemeine Bezeichnung für einen ausgelassenen Namen, ließe sich meines Erachtens nach den obwaltenden Verhältnissen nur auf den jungen König Konrad deuten. Ist an der Lesung Jaffés festzuhalten, so muß in sua entweder eine Beziehung auf den Grafen Heinrich oder die Fürsten gesucht werden, und beides scheint mir nicht ohne Bedenken. Ist die Erwähnung der Nürnberger in Roberts Begleitschreiben richtig, so muß sich der Bischof damals in Nürnberg befunden haben. Ueber die gleichzeitigen Kämpfe der sächsischen Großen sehe man die Annales Hildesheimenses z. J. 1092 und 1093, über Herrand von Halberstadt und Hartwig von Magdeburg die Schreiben Urbans im Codex Udalrici 180. 181. 182. (J. 83. 82. 75). Ueber die damaligen Vorgänge in Schwaben, namentlich den Ulmer Landfrieden und seine Folgen, berichtet Bernold z. d. J. 1093. 1094; den Vassalleneid, den die Herzoge Berthold und Welf nach Bernold dem Bischof Gebhard leisteten, sucht Henking a. a. O. S. 50 mit einigen Belehnungen zu begründen, welche beide Herzoge damals von der Konstanzer Kirche empfangen haben sollen, doch scheint mir diese Annahme nach dem Zusammenhange der Worte Bernolds unzulässig. Den Tod des Gegenbischofs Eberhard von Augsburg melden die Ann. Augustani z. J. 1094. Von dem Ulmer Landfrieden handelt eingehend Göcke, Anfänge der Landfriedensaufrichtungen in Deutschland (Düsseldorf 1875) S. 59 ff., doch scheint es mir nicht richtig, wenn er in der Abschließung dieses Friedensvertrags etwas eigenthümlich Neues sehen will und den Ausdruck dafür in firmissima pax findet; dieser Ausdruck erscheint auch schon früher. Vergl. Waitz, Verfassungsgeschichte VI. 436. 437. Auf die politische Bedeutung dieses Landfriedens macht Eggert, Studien zur Geschichte der Landfrieden S. 36 aufmerksam. Die Landfriedensbestimmungen, die sich bei Waitz, Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte[2] S. 30 finden, glaubt Herzberg-Fränkel (Forschungen XXIII. 146) dem Ulmer Landfrieden entnommen.

S. 661—677. — Ueber die Reise Urbans in den Jahren 1094—1096 sehe man die in den Papstregesten I. p. 675—690 verzeichneten Urkunden, aus denen sich ein vollständiges Itinerar ergiebt. Der vom Kaiser eingesetzte und dann vertriebene Bischof von Piacenza erscheint in der kaiserlichen Urkunde bei St. R. 2932. Die Acten der Synode von Piacenza, welche bald in die gangbaren Kanonensammlungen eingetragen wurden, sind bei Mansi XX. 804 abgedruckt; sie lagen bereits Bernold

vor, bei dem sich auch sonst gute Nachrichten über die Synode finden, denen aus Donizo nur wenig hinzuzufügen ist. Die Acten stehen auch in einer aus dem 12. Jahrh. stammenden Handschrift, die sich jetzt im britischen Museum befindet und aus der Pertz in den M. G. VIII. 474 einen merkwürdigen Zusatz über die Zusammenkunft des Papstes mit König Konrad mitgetheilt hat, der auch Bernold bekannt war. Diese Notizen müssen deshalb gleichsam officiell den Acten beigefügt sein, womit sich die Bemerkungen v. Druffels, Kaiser Heinrich IV. S. 8 erledigen. Ueber den Ausgang der Adelheid sehe man Krug, Forschungen II. 603. Für die Ehesache des Königs Philipp ist von Wichtigkeit das päpstliche Schreiben bei J. L. R. 5523, dann mehrere Briefe des Ivo von Chartres und die Nachrichten bei Bernold. Ueber das Zügelhalten Kaiser Ludwigs II. sehe man die Nachrichten der Vitae pontif. bei Muratori SS. III. 253[1]. Von König Konrad heißt es: fecit sacramento securitatem ei (papae) de vita, de membris, de captione, de papatu Romano et regalibus s. Petri tam intra quam extra Romam acquirendis, tenendis ac defendendis contra omnes homines[2]. Der Eid der normannischen Fürsten enthielt: in consilio vel facto, unde vitam aut membrum perdas vel captus sis mala captione, non ero — s. Romanae ecclesiae tibique adiutor ero ad tenendum, acquirendum et defendendum regalia s. Petri eiusque possessiones pro meo posse contra omnes homines et adiuvabo te, ut secure et honorifice teneas papatum Romanum. Aber die Worte dieses Eides: ab hac hora et deinceps ero fidelis s. Romanae ecclesiae beschwor Konrad nicht, und deshalb war sein Eid kein Lehnseid. Ueber die Ehe König Konrads mit der Tochter des Grafen Roger sehe man Bernold, Eckehard z. J. 1099 und Gaufred Malaterra IV. c. 23. Die Erhebung der Gebeine Erlembalds in Mailand bezeugt eine Inschrift bei Ruinart, Vita Urbani II. p. 184. Die im Text (S. 666) angeführten Worte Ivos finden sich in ep. 43. Wie die Reiseroute des Papstes nachweist, ist Bernolds Angabe, daß derselbe den Weg zur See eingeschlagen habe, um nach den gallischen Ländern zu gelangen, irrig. Von den Acten der Synode von Clermont, die sehr umfangreich gewesen sein müssen, haben sich nur verschiedene Fragmente erhalten, welche bei Mansi XX. 815 seq. zusammengestellt sind. Die Zahl der anwesenden Bischöfe wird sehr verschieden angegeben; ich ziehe die Angabe im Cencius Camerarius (Mansi a. a. O. S. 908) vor, weil sie durch eine Urkunde des Papstes selbst (a. a. O. S. 829) bestätigt wird. Ueber die Kreuzpredigt zu Clermont und die darauf folgenden Rüstungen zum Kreuzzuge sehe man v. Sybels Geschichte des ersten Kreuzzuges² S. 185 ff., wo sich alle erforderlichen Quellennachweise finden. Die Acten der Fastensynode zu Tours v. J. 1096 sind nicht erhalten, dagegen die der folgenden Synode zu Nimes, welche bei Mansi XX. 933 seq. gedruckt sind. Ueber Emehard von Würzburg und Otto von Straßburg ist Bernold zu vergleichen. Die Predigt Urbans in Mailand erwähnt Landulfus de s. Paulo c. 40. Ueber die Rückkehr des Papstes nach Rom sehe man sein Schreiben an Hugo von Lyon bei J. L. B. 5678. Die sich auf die Bestätigung der Privilegien Venedigs beziehende Urkunde wird im Archiv für ältere deutsche Geschichte III. 601 (St. R. 2924) erwähnt. Der Besuch des Kaisers in Venedig, über den sich Weiteres bei

---

1) Auch Pipin hatte bereits dem bedrängten Stephan III. i. J. 754 die Dienste eines Marschalls geleistet (Vitae pont. l. c. p. 168). Nach der falschen Schenkung Constantins sollte sogar schon Constantin Silvester in gleicher Weise gedient haben.

2) Man vergleiche damit die Eide, welche Heinrich V. im Februar 1111 leistete. M. G. Legg. II. 67. 68.

Dandolo (Muratori SS. XII. 251) findet, wird durch die interessante Urkunde des Kaisers vom Juni 1095, in Mestre vom Kanzler Bischof Walbrun ausgestellt (St. R. 2930), bestätigt; sie gewährt dem Kloster S. Zaccaria Schutz und erwähnt der Anwesenheit des Kaisers daselbst. Die Verhandlungen des Kaisers mit Ungarn gehen aus dem wichtigen Brief desselben an Herzog Almus hervor, der sich im Codex Udalrici Nr. 200 (J. 88) findet. In den Handschriften heißt es: foedus, quod cum patruo tuo inivimus, nicht patre, und damit löst sich die vielfach discutirte Frage[1]), ob Koloman und Almus Söhne oder Neffen des letztverstorbenen Königs waren. Das Schreiben des Papstes an Koloman (J. L. R. 5662) ist vom 27. Juli 1096, etwa gleichzeitig dem Briefe des Kaisers an Almus. Der Angriff Heinrichs auf Novara wird nur bei Donizo II. c. 9 berichtet; die Zeit ist nicht näher festzustellen, doch geschah er nach der Synode von Piacenza. Die Notizen über die Anhänger des Kaisers in den Jahren 1095 und 1096 beruhen auf den Angaben der Intervenienten in den gleichzeitigen Urkunden. Die Lösung des Verhältnisses zwischen Mathilde und den Welfen wird allein eingehender von Bernold berichtet; einige kurze, aber wichtige Notizen giebt Eckehard z. J. 1096. Die Gegenwart des alten Azzo erhellt aus der Urkunde bei St. R. 2934; sie ist in der zweiten Hälfte d. J. 1096 ausgestellt. Daß die Markgrafen Burchard und Werner dem Kaiser nach Deutschland folgten, geht aus den Urkunden der nächsten Jahre hervor. Im Uebrigen sind über die Rückkehr des Kaisers Bernold, die Annales Augustani, Eckehard und die Urkunden aus dem Jahre 1097 (St. R. 2935—2937) zu vergleichen.

S. 677—689. — Ueber die Theilnahme der Deutschen an dem ersten Kreuzzug sehe man besonders Eckehard v. J. 1096—1099. Die Judenverfolgungen erwähnen außer ihm auch Bernold z. J. 1096, Cosmas Pragensis III. c. 4, die Gesta Treverorum Addit. I. c. 17, Albertus Aquensis I. c. 27, Annalista Saxo z. J. 1096. Der Widerstand, den K. Koloman den zügellosen Banden der Kreuzfahrer entgegenstellte, erhellt außer aus Eckehard auch aus den Annales Augustani z. J. 1096. Von der Tagfahrt, welche der Kaiser zu Mainz im December 1097 hielt, berichtet Eckehard: cum principibus colloquium de pace habuit, erwähnt aber nicht den Abschluß eines Friedens. Mir ist deshalb wenig glaublich, daß ein Landfriede wirklich aufgerichtet wurde, wie es früher Waitz in der ersten Auflage der Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte S. 14 angenommen und Buchholz (Eckehard von Aura S. 43. 106) festgehalten hat; vergl. Herzberg-Fränkel in den Forschungen XXIII. S. 146. ff. Daß der Kaiser Weihnachten 1097 zu Straßburg feierte, geben die Annales Ottenburani und Eckehard an. Der Fürstentag zu Worms geht aus dem Schreiben des Kaisers an den Bischof zu Bamberg im Cod. Udalrici Nr. 197 (J. 91) hervor. Dort heißt es: Remota omni occasione Wormatiam ad nos venias, quia plurimum consilii tui prudentissimi et auxilii indigemus. Illic negotium ducis W. et filiorum suorum tractaturi sumus et nostrum, et praeterea multos Saxones et eorum legatos illic habebimus. Floto (II. 321) setzt das Schreiben, wie ich glaube, mit Unrecht in das Jahr 1087. Die Aussöhnung des Kaisers mit Welfs Söhnen erwähnt Eckehard z. J. 1098. Ueber die Verständigung mit den Zähringern haben wir nur spätere Nachrichten bei Otto von Freising De Gestis

1) Zuletzt hat darüber Büdinger, Ein Buch ungarischer Geschichte S. 163 ff. eingehend gehandelt ohne jedoch dieses merkwürdigen Schreibens zu gedenken. Ueber Ladislaws Todestag sehe man daselbst S. 94.

Frid. I. L. I. c. 8. 9 und im Chronicon Petershusanum III. c. 30. Der Zeitpunkt steht nicht fest; wahrscheinlich ist, daß die Zähringer erst nach den Welfen sich mit dem Kaiser verglichen. Daß ihre Besitzungen außer Zürich ausdrücklich damals von der herzoglichen Gewalt eximirt worden seien, wird nirgends berichtet. Ueber die Wahl des jungen Heinrich zum König finden sich die verläßlichsten Angaben in dem Briefe des Kaisers an Hugo von Cluny (d'Achery, Spicilegium III. 441); Anderes ergiebt sich aus der Vita Heinrici c. 7 und den gleichzeitigen Annalen, wie auch aus dem Chronicon s. Huberti Andagin. c. 97. Daß der junge Heinrich zu Mainz gewählt wurde, sagt der Kaiser selbst; wahrscheinlich geschah es im Mai 1098, da nach einer Urkunde vom 10. Mai (St. R. 2940) sich der Kaiser damals zu Mainz aufhielt; eine Urkunde vom 23. Mai dieses Jahres (St. R. 2941) ist bereits zu Köln ausgestellt. Die Krönung des jungen Heinrich am 6. Januar 1099 zu Aachen ist durch Eckehard bezeugt. Daß der Kaiser noch am 30. Januar in der Krönungsstadt verweilte, zeigen die Gesta abbat. Trud. I. c. 7: seinen Aufenthalt am 10. Februar daselbst weist die Urkunde bei St. R. 2943 nach. Den Aufenthalt des Kaisers um Ostern 1099 zu Regensburg und den Tod des Pfalzgrafen Rapoto und seines Vetters Udalrich berichten mehrere gleichzeitige Annalen. Ueber Engelbert, den Nachfolger Rapotos in der Pfalzgrafschaft, sehe man Muffat in den Sitzungsberichten der baierischen Akademie der Wissenschaften 1866. II. 199. Die Anwesenheit Markgraf Liutpolds III. in Regensburg ergiebt sich aus der Urkunde bei St. R. 2944. Daß Liutpold II. schon im Jahre 1095 gestorben war, geben Bernold und Eckehard an; die späteren österreichischen Annalen setzen den Tod meist erst in das folgende Jahr und ihnen schließt sich v. Meiller, Regesten S. 11 an. Ueber die Verhältnisse des Ostens besitzen wir ziemlich ausführliche Nachrichten in der Chronik von Polen und bei Cosmas von Prag; überdies sehe man die Darstellungen von Palacky, Röpell und Büdinger. Des Hoftags in Bamberg zu Peter und Paul 1099, wie der vergeblichen Friedensbestrebungen des Kaisers gedenkt Eckehard (Cod. A.); hier finden sich auch gute Nachrichten über das Zerwürfniß des Kaisers mit Erzbischof Ruthard, auf welches sich die Schreiben Wiberts im Cod. Udalrici Nr. 170 und 171 (J. 90. 89) beziehen, das erste vom Jahr 1097, das andere vom folgenden Jahr. Wiberts Schreiben an die Mainzer vom 29. Juli 1099 (J. L. R. 5339) ist bei Jaffé, Bibl. III. 377 gedruckt. Gewöhnlich wird nach Alberich von Trois-Fontaines (M. G. XXIII. p. 826) angegeben, daß Erzbischof Friedrich von Köln ein Ortenburger gewesen sei. Dies ist irrthümlich, wie die hier gut unterrichteten Annales Rodenses beweisen, in denen es zum Jahr 1122 heißt: Conduxit connubio Adolphus comes Margaretam, quae neptis erat Friderici Coloniensis archiepiscopi, nata de Suarcenburch castro Bawarie, quod situm est iuxta terminos Boemiae, de quo etiam castro constat ipse Fridericus fuisse. Ueber das Verhältniß des Kaisers zu Heinrich dem Fetten geben die Annales Wirzeburgenses Nachricht. Daß der Kaiser Weihnachten 1099 zu Speier feierte, erhellt aus Eckehard (Cod. A.).

S. 690—693. — Ueber das Verhältniß Urbans II. zu Graf Roger von Sicilien sehe man besonders Gaufred Malaterra IV. c. 24—29, außerdem über die normannischen Angelegenheiten Lupus Protosp. Neben der berühmten Urkunde Urbans für Roger, welche Gaufred mittheilt (J. L. R. 5706), ist auch das wichtige, von mir aufgefundene Schreiben Paschalis' II. (J. L. R. 6562) in Betracht zu ziehen. Die Quellenstellen über die Synode von Bari sind in den Papstregesten I p. 694 vollständig zusammengestellt; die Acten dieser Synode sind nicht erhalten. Ueber

die römische Synode der Wibertisten im August 1098 und die von ihr ausgegangenen Schmähschriften belehren die Actenstücke bei Sudendorf, Registrum II. Nr. 34—39. Die Uebergabe der Engelsburg wird datirt durch Notizen bei Cencius Camerarius (M. G. XXIV. 106); im Uebrigen ist Bernold zu vergleichen. Die Acten des römischen Osterconcils von 1099 finden sich bei Mansi XX. 961—965.

S. 693—698. — Den Tod Odos von Sutri erwähnt Donizo II. c. 10. Wiberts Rückzug nach Argenta wird von Deusdedit (Contra invasores p. 94) mit folgenden Worten berichtet: in oppidulo suo, quod Argentum dicitur, quasi ad sui munitionem excelsa turri fabricata praestolatur simoniacos angelos. Daraus entnahm Petrus Diaconus, was er im Chronicon mon. Cassin. III. c. 70 sehr verworren berichtet. Die geringe Macht des Königs Konrad in der Lombardei zeigen die wenigen Urkunden, die nach seinen Regierungsjahren zählen oder überhaupt nur seiner Regierung gedenken. Der Notar Gosbertus stellte noch 1098 und 1099 Urkunden Mathildens aus regnante imperatore Heinrico (Camici, Guelfo con Matilda p. 77 und 92), worauf ich freilich weniger Gewicht lege, als v. Druffel, Kaiser Heinrich IV. S. 10. Iudices et missi imperatoris Heinrici und regis Chonradi finden sich neben einander erwähnt in der Abschrift einer Urkunde für Cluny, welche Champollion-Figeac zum Amatus p. 321 hat abdrucken lassen. Guido Guerra unterzeichnet sich in einer Urkunde v. J. 1099: Ego Wido comes, qui dicitur vere filius Widonis comitis, factus adoptionis filius dom. comitissae Matildae (Camici a. a. O. p. 94). Eine gemeinschaftliche Urkunde Mathildens und Guidos v. J. 1100 ist gedruckt bei Camici, Matilda sola dopo il divorzio I. p. 57. Das Verhältniß Guidos zu Mathilde, über welches Donizo ganz schweigt, scheint sich später aufgelöst zu haben. Ueber die Wahl des Erzbischofs Anselm von Mailand und Liprands beabsichtigte Reise nach Rom berichtet Landulfus de s. Paulo c. 1. Die Acten der Synode zu Mailand im April 1098 stehen bei Giulini, Memorie di Milano IV. 539—542. Ueber die von Wibert beabsichtigte Synode zu Vercelli sehe man den Codex Udalrici Nr. 171 (J. 89); der Brief kann, da schon dreimalige Citation erfolgt war, wie aus Vergleichung mit Wiberts Schreiben in Jaffé, Bibl. III. 377 ersichtlich ist, nur in das Jahr 1098 gesetzt werden. Ueber Urbans II. Tod, die Wahl Paschalis' II. und die Anfänge des neuen Pontificats findet man die besten Nachrichten in der Lebensbeschreibung dieses Papstes im Liber pontificalis, die Petrus von Pisa verdankt wird (Watterich II. 1. 2). Eine genügende Biographie Paschalis' II. fehlt; von der von Ed. Franz bearbeiteten Geschichte dieses Papstes sind nur die ersten Kapitel als Breslauer Inauguraldissertation 1877 gedruckt worden. Auch für die Geschichte Urbans II. ist nach Ruinarts bekanntem Werk nicht mehr viel geschehen; die Dissertationen von Grünhagen (Halle 1848), Simon (Berlin 1851), Laubert (Breslau 1858) sind sämtlich nur in ihren Anfängen veröffentlicht, und auch die Dissertation von M. F. Stern, Zur Biographie des Papstes Urban II. (Berlin 1883) macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; die Schrift von Adrien de Brimont, Un pape au moyen âge: Urbain II. (Paris 1862) ist unkritisch und dem Gegenstande in keiner Weise entsprechend. Ueber Wiberts Tod sehe man die bei Köhncke a. a. O. S. 98. 99 gesammelten Stellen; von den angeblichen Wundern an dem Grabe des Gegenpapstes erhält man im Codex Udalrici Nr. 173 (J. 108) Bericht.

S. 698. 699. — Die Verbindung, welche Paschalis II. bald nach Antritt seines Pontificats mit Gebhard von Konstanz anknüpfte, erhellt aus J. L. R. 5817. Die Absicht des Kaisers, damals in Italien einzuschreiten, geht aus seinem Brief an

den Abt von Tegernsee (M. G. Legg. II. 60) hervor. Das Resultat der Berathungen in Mainz berichten die Annales Wirzeburgenses. Ueber die beiden ersten Gegenpäpste gegen Paschalis II. finden sich Nachrichten in dem Liber pontificalis und den Annales Romani (p. 477), aber Vieles bleibt dabei dunkel. Sie wurden gleich nach Wiberts Tode und gleich nach einander erhoben: alter post alterum duo statim eliguntur antipapae, sagt der Liber pontificalis bei Watterich II. 4. Der nach Cava gebrachte heißt hier Theodoricus; die Annales bezeichnen ihn als episcopus sancte Rufine, und er ist der erste. Wibert selbst nennt ihn in dem Schreiben in Jaffé, Bibl. III. p. 377 Bischof von Albano; vielleicht vereinigte er beide Sprengel. Er wollte nach den Annales Romani die Stadt verlassen, wurde aber gefangen gegenommen: hiernach wird es der Gegenpast sein, dem der Liber pontificalis nur einen Tag giebt. Der zweite muß dann der in dem Liber pontificalis erwähnte Albert sein. Die Annales Romani bezeichnen diesen als episcopus Savinensis; in den Schriftstücken bei Sudendorf, Registrum II. p. 97 und 111 finden sich unter den Wibertisten zwei Adalberte; der eine ist Bischof von S. Rufina, der andere von Nepe. Der zweite Gegenpapst blieb in Rom, flüchtete in die Burg des Johannes und wurde von seinem Schützer endlich verrathen. Quid plura? ad ultimum data pecunia etc. heißt in den Annales Romani. Nur er kann meines Erachtens der sein, welchem der Liber pontificalis 105 Tage des Pontificats beilegt. Hiernach komme ich zu dem Resultate, daß Theodorich noch im September gewählt ist, gleich nach ihm Albert, der sich dann bis zum Anfang d. J. 1101 hielt; Jaffé in der ersten Auflage der Papstregesten p. 519. 520 legte die entgegengesetzte Ansicht dar. Die Stelle des Eckehard, die Jaffé beizieht, scheint mir nicht hierher zu gehören, da kein Grund zu der Annahme vorliegt, daß der Kaiser bei der Erhebung dieser Päpste unmittelbar beteiligt war, wie v. Druffel S. 84 ff. weiter ausführt. Löwenfeld hat in der zweiten Auflage der Regesten Jaffés Anordnung durch die Grabinschrift des ersten Gegenpapstes im Kloster Cava mit dem Todesjahr 1102 zu stützen gesucht; aber schon Buchholz, Eckehard von Aura S. 146 bemerkt, daß diese Inschrift für die Zeit der Wahl des zweiten Gegenpapstes nicht in Betracht kommt.

S. 699—704. — Die allmählige Verbreitung des Consulnamens für die erwählten städtischen Magistrate erläutern Hegel in der Geschichte der Städteverfassung II. p. 168 ff., Pawinski in der Dissertation: Zur Entstehungsgeschichte des Consulats in den Communen Nord- und Mittel-Italiens (Berlin 1867), Waitz in den Forschungen zur deutschen Geschichte VII. 409 ff. und E. Anemüller, Geschichte der Verfassung Mailands in den Jahren 1075—1117 (Halle 1881). Consuln von Asti werden schon in Urkunden von 1095 und 1098 bei Ficker, Acta imperii selecta p. 815 und Muletti, Storia di Saluzzo I. 398 erwähnt. Die vornehmen Corsen bezeichnet Gregor VII. als Consules im Reg. V. 2. Ueber das beabsichtigte Bündniß von Vicenza und Padua sehe man das merkwürdige Schreiben eines Grafen M. (wahrscheinlich Manfred) an den Kaiser im Cod. Udalrici Nr. 198 (J. 81). Ueber die Empörung Ferraras gegen Mathilde finden sich Nachrichten bei Donizo II. c. 13. Ueber das Ende Königs Konrads sehe man Eckehard, Donizo II. c. 13 und Landulfus de s. Paulo c. 1; den Todestag giebt das Necrologium Aquense (ed. Quix). Das Jahr des Todes kann nicht zweifelhaft sein, obwohl es auffallend ist, daß die Annales Augustani schon z. J. 1100 Konrads Tod anmerken. Die Händel des Kaisers mit Heinrich von Limburg werden von Eckehard, Siegbert und in den Ann. Hildesheimenses berichtet; zu beachten sind auch die Urkunden des Kaisers bei St. R. 2951—2954. Den Tod des Markgrafen Heinrich von Friesland er-

wähnen die Würzburger und die meisten anderen Annalen, am ausführlichsten Ekkehard z. J. 1103, die Annales Magdeburgenses und Annalista Saxo z. J. 1101. Die beiden zuletzt genannten Annalen gedenken auch der Kämpfe des Markgrafen Udo nach den Annales Rosenfeldenses z. J. 1100 und 1103.

S. 704—717. — Für die Quellen der Geschichte des ersten Kreuzzuges genügt es auf v. Sybels treffliches Werk zu verweisen; unter den deutschen Quellen ist hier am wichtigsten Eckehard, von dem wir auch besonders über die Schicksale der deutschen Kreuzfahrer, die Herzog Welf folgten, unterrichtet werden; Eckehard selbst nahm an dieser Kreuzfahrt Theil. Ueber die Betheiligung in Baiern handelt Riezler in den Forschungen z. d. Gesch. XVIII. 552. 553. Ueber Welfs Todestag vergl. man v. Stälin, Wirtembergische Geschichte II. 254. Ueber die Hirschauer Giselbert und Gebhard geben Bernold, die Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum) und die Vita Gebehardi et succ. c. 11 Nachricht, über Abt Hartmann von Götweih sehe man Bernold z. J. 1094 und die Vita Altmanni c. 3. Ueber die Absicht des Kaisers, auf einer Synode in Rom im Anfange des Jahres 1102 die Streitigkeiten mit der Kirche beizulegen, sehe man Eckehard und dazu die Bemerkungen von Buchholz, Eckehard von Aura S. 137—145. Der damit in Verbindung stehende Brief an Hugo von Cluny findet sich bei d'Achery, Spicilegium III. 443. Von der Verkündigung des Kreuzzuges sprechen Eckehard und die Annales Hildesheimenses z. J. 1103.

S. 717—724. — Der Kriegszug Roberts von Flandern gegen Cambray und der Krieg des Kaisers gegen Robert wird ausführlich berichtet in den rhythmischen Gesta Galcheri c. 17—22 (M. G. XIV. 199—202) und danach in dem französischen Auszuge c. 15—19. Einzelne erhebliche Notizen finden sich auch im Chronicon s. Andreae III. c. 23, in den Annales Elnonenses maiores, bei Siegbert und im Annalista Saxo nach den Paderborner Annalen; Lamberti Waterlosii Annales Cameracenses und die Annales Aquenses geben nichts Neues. Ueber die Händel zwischen Friedrich von Köln und dem Grafen Friedrich von Arnsberg spricht Annalista Saxo, der auch allein die dunkle Nachricht von der Eroberung der Burg Gleiberg mittheilt; er schöpfte auch hier aus den Paderborner Annalen. Die Abschließung des vierjährigen Landfriedens erwähnen außer der Vita Heinrici c. 8 die Annales Augustani und Siegbert; auffälliger Weise schweigen Eckehard und die Annales Hildesheimenses davon. Der Eid auf den Mainzer Reichsfrieden steht in den Mon. Germ. Legg. II. 60. Die Friedenseinigung Friedrichs mit den Bischöfen von Augsburg und Eichstädt und mehreren Grafen findet sich daselbst II. 61; sie ist gewiß erst nach dem Mainzer Frieden abgeschlossen, ob erst im Jahre 1104, wie Göcke a. a. O. S. 82 nach einer unsicheren Notiz annimmt, ist fraglich. Die im zweiten Absatz enthaltenen, aus derselben Handschrift entnommenen Bestimmungen stehen vielleicht mit Friedrichs Einigung nicht in unmittelbarer Verbindung; sie sind nur fragmentarisch erhalten. Vergl. Waitz, Verfassungsgeschichte VI. S. 438 und Herzberg-Fränkel in den Forschungen XXIII. 159. 160. Nach einer von Göcke a. a. O. S. 78 angeführten Urkunde Bischof Emehards (Mon. Boic. XXXVII. p. 32) wurde auch im Würzburgischen der Mainzer Friede besonders beschworen, und dies geschah bereits im Jahre 1103. Die Friedenseinigung, welche Gebhard von Konstanz in Gegenwart eines Legaten in der Konstanzer Diöcese schloß und die sich M. G. Legg. II. 61. 62 findet, wird einer späteren Zeit angehören; Henking, Gebhard III. S. 82 setzt sie in das Jahr 1105. Ueber die wohlthätigen Wirkungen des allgemeinen Friedens berichtet der Verfasser der Vita Heinrici zu günstig; daß sie aber vorhanden

waren, zeigen Eckehards Worte z. J. 1104: undique terra satis quievit, pace simul et fertilitate .... delectabiliter iocundata. Wie Gebhard von Konstanz aus seiner Stadt i. J. 1103 vertrieben wurde, melden die Annales Augustani, neben denen das Chronicon Petershusanum III. c. 31, wo sich Wahres und Irriges verbunden findet, zu benutzen ist. Die damalige Stimmung der Fürsten gegen den Kaiser erhellt besonders aus den Hildesheimer Annalen. Die Fehde zwischen Udo und den sächsischen Fürsten berichten die Rosenfelder und nach ihnen andere Annalen. Ueber das Ende Konrads von Beichlingen handelt Eckehard am ausführlichsten. Den Tod des Grafen Ludwig erwähnen die Annales Einsidlenses z. J. 1102 mit den Worten: Ludewicus, comes de Montpilicart, a servis suis occiditur. Ueber den Aufstand gegen Sieghard finden sich die besten Nachrichten bei Eckehard, in den Annales Augustani und Hildesheimenses; alles Andere ist ohne Bedeutung. Man hat an diesen Nachrichten viel gedeutelt, wie man das Nähere bei v. Druffel, Kaiser Heinrich IV. S. 23. 24 nachsehen kann; vergl. auch K. W. Nitzsch in den Forschungen XXI. 283. 284 und Buchholz, Eckehard S. 158—169. Ich finde auch keinen Beweis dafür, daß Sieghard Stiftsvogt von Regensburg gewesen sei, wie Franklin in den Forschungen IV. S. 522 sagt; es ist dies nur eine Annahme Stenzels. Der Todestag Sieghards ergiebt sich aus dem Nekrologium von Michelbeuern bei Filz, Geschichte von Michelbeuern S. 860. Ein Stammbaum der Grafen von Burghausen findet sich bei v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe S. 544. Die Bestimmungen, welche zu Regensburg über die Vogteirechte auf den Gütern des Augsburger Domcapitals am 14. Januar getroffen wurden, erhellen aus der Urkunde bei St. R. 2967. Später sind diese Bestimmungen verallgemeinert und auch auf andere Stiftungen übertragen worden; in dieser Form sind sie in den M. G. Legg. II. 62 abgedruckt. Interessant sind in der in den Mon. Boic XXXIII. 1. p. 13—15 am besten gedruckten Urkunde die aufgeführten Zeugen. Es sind außer den Domherren von Augsburg die Geistlichen: Bruno Trever. archiepiscopus, Fridericus Colon. archiep., Bertholdus Salzeburg, electus, Emehardus Wirzburg. episcopus, Burchardus Monast. episc., Otto Babenberg. episc., Iohannes Spirensis episc., Utto Hildenes. episc., Witelo Minden. episc., Eberhardus Eistet. electus, Hainricus Frising. episc., Adelbero Trident. episc. Udalricus Augiensis abbas, Babo abbas de s. Emmeramo, Erlungus cancellarius, und die Weltlichen: Dux Welf et frater eius Heinrich, Peringer de Sulzbach, Sigehart et frater eius Friderich de Thengelingen, Otto de Diezzen, Adelpreht de Elchingen, Wicpreht et filius eius de Saxonia, Werinhere de Uresperch, Heinrich de Sconenburc, Herman de Raitenberg, Gerloch de Orth, Arnolt de Goldenbach, Folcmar dapifer imperatoris, Gundekar et Erkenpolt, camerarii imperatoris. Volkmar und Erkenbold erscheinen auch ohne Bezeichnung ihrer Hofämter in der Urkunde St. R. 2976. Wie 1104 für die Augsburger Kirchenvögte Bestimmungen erlassen wurden, so waren schon früher andere über die Befugnisse des Vogts der Abtei Prüm durch den jungen König ergangen, welche der Kaiser i. J. 1103 bestätigte (St. R. 2961). — Das Schreiben des Papstes Paschalis an den Grafen Robert von Flandern (J. L. R. 5884) setzte Jaffé früher in das Jahr 1103, Löwenfeld jetzt in das Jahr 1102. Paschalis' höchst feindselige Stellung gegen den Kaiser erhellt auch aus seinen Schreiben bei J. L. R. 5972. 5973, die wohl erst am 10. Februar 1104 erlassen sind. Ueber das Auftreten des Papstes auf der Synode d. J. 1102 und am folgenden grünen Donnerstage berichtet Eckehard, der damals in Rom war. Die Kritik des Schreibens des Paschalis an

Robert von Flandern steht im Codex Udalrici Nr. 234 (J. 113). v. Druffel a. a. O. S. 22 sagt, „sie sei wohl von Alger, dem damaligen Scholaster in Lüttich, verfaßt“, aber Siegbert nennt sie ausdrücklich selbst unter seinen Werken (M. G. VI. 272) und giebt an, daß er sie auf Betrieb des Archidiakonus Heinrich zu Lüttich verfaßt habe.

S. 724. 725. — Ueber die früheren Jahre Ottos von Bamberg sehe man Volkmanns Dissertation: De Ottone I. episcopo Bambergensi (Königsberg 1860) und Köpkes Anmerkungen zum Herbord (M. G. XX. 763—765). Ottos Heimat ist Schwaben, aber sein Geburtsort und sein Geschlecht sind trotz Allem, was darüber geschrieben ist, nicht mit Bestimmtheit ermittelt. Man hat Otto mehrfach zu einem Geschlechte Mistelbach gerechnet, und dieses Mistelbach im Vorarlbergischen Muselbach gesucht. Aber Mistelbach, von dem sich im zwölften Jahrhundert ein adliges Geschlecht nannte, liegt in Oberfranken (L. G. Baireuth). Man vergleiche Mon. Boic. VIII. 166 und Bavaria III. 586. Dieses Geschlecht war allerdings mit Otto verwandt und stammte höchst wahrscheinlich von seinem Bruder Friedrich ab. Auf das fränkische Mistelbach hat mich zuerst der verstorbene Stälin aufmerksam gemacht, wie zugleich darauf, daß unter dem Albuch, an dem Otto eine Kirche erbeigentümlich besaß (Ebbo I. 18; bei Jaffé I. 17), nicht an ein Buch bei Bregenz gedacht werden kann; Albuch ist immer nur gebraucht worden als Bezeichnung eines nordöstlichen Ausläufers der schwäbischen Alb. In jener Kirche waren die Eltern Ottos begraben und in der Nähe waren wohl die meisten Erbgüter von Ottos Geschlecht gelegen. In eine andere Gegend Schwabens führen Aufzeichnungen im Codex Hirsaugiensis. Dort heißt es (p. 55): Fridericus frater episcopi Babenbergensis dedit nobis hubam et dimidiam in villula Altheim iuxta Randingen (so ist nach Stälins Mittheilung zu lesen) sita. — Liutfrid frater eius dedit in Schafhusen predium. Es kann hier nur von den Brüdern Ottos die Rede sein; die geschenkten Güter sind aber bei Böblingen zu suchen. In der unter unseren Documenten B. 6 gedruckten Urkunde werden zwei Allodien Ottos genannt, welche er an Michelsberg schenkte: Altenholevelt et Horwa (vergl. M. G. XII. 908); unfraglich sind Hollfeld und Horb unweit von Bamberg gemeint; beide wurden aber wohl erst später von Otto erworben, von Hollfeld ist dies gewiß. J. N. Seefried (Otto des Heiligen Herkunft und Heimat, Augsburg 1880) suchte Ottos Geschlecht in dem ursprünglich schwäbischen Mistelbach oder Mischelbach bei Pleinfeld. Dagegen hat G. Bossert in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landeskunde 1882 S. 93 begründete Einwendungen gemacht und die Frage über die Güter des Geschlechts noch einmal einer gründlichen Erörterung unterzogen. Weit wird man sie nicht zu suchen haben; denn das Geschlecht war nach den Quellen nicht sehr begütert. — Bei Ebbo c. 23 ist unfraglich mit Jaffé W i l z e b u r g e n s e statt Wirzeburgense zu lesen.

S. 727—740. — Es wird kaum ernstlich zu bestreiten sein, daß theils persönlicher Ehrgeiz, theils die Lage des Reichs den jungen Heinrich zur Auflehnung gegen den Vater führten, aber man hat bald in jenem bald in dieser das Hauptmotiv sehen wollen. Besonders hat Ranke (Weltgeschichte VII. S. 333 ff.) hervorgehoben, daß dem König die Aufrechthaltung des Reichs vor Allem vor Augen geschwebt habe und man Unrecht thue, wenn man Herrschsucht als das vornehmste Motiv seiner Empörung ansehe; diese Ansicht beeinflußt durchweg seine Darstellung. Mir scheint die ganze Lebensgeschichte Heinrichs V. dafür zu sprechen, daß die Herrschsucht in seiner Seele das Bestimmende war, und eine moralische Recht-

fertigung desselben habe ich deshalb nicht versucht, so wenig mir auch entging, daß in der Lage des Reichs ein Antrieb zu seinem Aufstande lag. Der Inhalt des Eides, welchen er seinem Vater schwören mußte, geht aus den bei v. Druffel S. 25 zusammengestellten Quellen hervor; besonders wichtig sind darüber Heinrichs eigene Aeußerungen in den Briefen an König Philipp und den Abt Hugo von Cluny. Villemain II. 99 setzt ganz irrig dieses Schreiben Heinrichs an Hugo und ein anderes aus dem Jahre 1106 bereits in das Jahr 1076. Die Unterwürfigkeit des jungen Heinrich in dieser Zeit erhellt aus seinem Schreiben im Codex Udalrici Nr. 183 (J. 94); über die Chronologie dieses Stücks vergl. Floto II. 388. Daß die Fürsten, welche den Gedanken des Aufstandes in dem jungen Heinrich hervorriefen, besonders Dietbold, Berengar und Otto von Habsberg waren, sagt Eckehard z. J. 1105; was die Vita Heinrici c. 9 über die verführenden Künste der Fürsten ausmalend berichtet, läßt den König zu unschuldig erscheinen. Ueber die Magdeburger Angelegenheiten, welche den Anlaß zum Ausbruch der Verschwörung gaben, sehe man Eckehard, die Annales Rosenfeldenses, Magdeburgenses und den Annalista Saxo (Paderborner Annalen). Aus der Zeit nach Herrands Tode i. J. 1102 ist wohl der Brief Ruthards an die Halberstädter bei Martène et Durand, Coll. ampl. I. 604, worin zu einer Synode am 1. December eingeladen wird. Der bei Sudendorf, Registrum II. Nr. 40 abgedruckte Brief Ruthards an einen Bischof von Würzburg, welcher zu einer Synode nach Erfurt zum 9. März bescheidet, dürfte in das Jahr 1103 oder 1104 zu setzen sein; die Sigle E. wäre dann nicht mit Erlung sondern mit Emehard zu erklären. Von der Flucht des Königs berichten Eckehard, die Annales Hildesheimenses und der Annalista Saxo; daß der von Eckehard genannte Hermann jener Hermann von Winzenburg sei, der später große Gunst bei dem König genoß, nimmt Floto mit großer Wahrscheinlichkeit an. Ueber die folgenden Ereignisse berichten Eckehard, die Annales Hildesheimenses, Rosenfeldenses und Annalista Saxo so, daß sich ihre Berichte gegenseitig ergänzen; interessant sind die Briefe einiger Fürsten aus jener Zeit im Codex Udalrici Nr. 224. 225 (J. 116. 117). Die Ueberschrift des ersten lautet in den Handschriften: F. palatinus comes, comes O., comes D. B. comiti salutem, fidelitatem et perpetuum bonum, die des zweiten, der eine Einlage zum ersten ist: Domno regi H. F. palatinus comes, comes O., comes L. a Deo coronam aeterni regni, ex se promptissima servitia. Ich glaube, daß D. im ersten nur aus L. verschrieben ist. Daß Nr. 224 an Berengar von Sulzbach gerichtet war, halte ich trotz Jaffés Einwand für sicher; der eine Schreiber des Briefes ist unzweifelhaft der sächsische Pfalzgraf Friedrich, aber die mit O. und L. bezeichneten Grafen lassen sich weniger deutlich erkennen. Bei O. denkt Floto II. 391 an Otto von Ballenstedt, und ich weiß keine bessere Auskunft; sicherer aber scheint mir doch bei L. die Beziehung auf Ludwig von Thüringen, der im Anfange der Regierung Heinrichs V. eine sehr einflußreiche Rolle spielte. Ueber die Verhandlungen mit den Sachsen sehe man Eckehard, die Annales Hildesheimenses und Annalista Saxo. Wenn Eckehard die Synode zu Nordhausen auf den 29. Mai setzt d. h. auf den Tag nach Pfingsten, so waltet hier offenbar ein Irrthum in der Zahl ob, da aus seiner eigenen Darstellung hervorgeht, daß die Synode vor Pfingsten war. Ueber die Ereignisse bei Mainz im Sommer 1105 geben Eckehard und die Annales Hildesheimenses nur unzureichende Nachrichten. Wenn Eckehard sagt: Plura tamen hinc et inde nuncia navigabant, multa et consilia communes regni proceres inter se trutinabant, patre regni divisionem et hereditariae successionis confirmationem pollicente, filio vero nil nisi apostolicae subiectionis et

aecclesiasticae unitatis efficientiam expostulante, so widerspricht dem ein Brief Erlungs an Otto von Bamberg, wo es heißt: Dominus noster laudavit obedientiam papae et reditum Moguntini archiepiscopi et se facturum de filio, quicquid principes consulent; alia omnia adhuc stant in medio. Der Brief ist im Codex Udalrici Nr. 228 (J. 118) enthalten. Ich setze ihn in die Zeit der Verhandlungen vor Mainz, also in den Sommer. Buchholz (Eckehard von Aura S. 197—199) meint, daß er schon früher geschrieben sei und in Verbindung mit den um Ostern stattfindenden Vergleichsverhandlungen des Patriarchen von Aquileja stehe. Sicher ist der Brief nicht lange nach Erlungs Ernennung zum Bischof von Würzburg geschrieben, aber daraus ist wenig zu schließen, da wir nicht wissen, wann die Ernennung erfolgte und die Weihe erst viel später stattfand. Besonders bestimmt mich den Brief erst in den Sommer zu setzen, daß nach demselben ein Hauptpunkt bei den Verhandlungen die Rückkehr des Erzbischofs von Mainz war und der junge König nach Eckehard ausgezogen war, um diese Rückkehr zu bewirken. Buchholz bezweifelt, ob Erlung in Würzburg, wo der Brief geschrieben, von den Verhandlungen in Mainz schnelle Kunde habe erlangen können; ich sehe darin keine Schwierigkeit, zumal er ja unmittelbar vorher am Hofe des Kaisers gewesen sein konnte. In diese Zeit gehört nach meiner Ansicht auch der Brief Kaiser Heinrichs an den Papst, der sich fragmentarisch im Cod. Udalr. Nr. 215 (J. 120) und vollständig in einer Münchener Handschrift findet, aus der er jetzt auch bei Jaffé ergänzt worden ist; unter den Documenten A. 12 lasse ich ihn wieder nach der erwähnten Handschrift abdrucken. Floto II. 409 hat diesen Brief erst in das Jahr 1106, v. Druffel S. 40 bereits in den Anfang des Jahres 1105 gesetzt; er ist nach meiner Ansicht im Sommer 1105 abgefaßt. Frühestens im Anfange des Juli 1105 konnte die Belagerung von Nürnberg beginnen; da sie zwei Monate dauerte, muß Nürnberg erst im September gefallen sein. Beachtenswerth sind die Briefe des Kaisers aus dieser Zeit an Otto von Bamberg im Codex Udalrici Nr. 210. 211 (J. 121. 122); sie werden etwa im August geschrieben sein. Daß der Kaiser selbst Nürnberg zur Unterwerfung gerathen habe, wie in der Vita Heinrici c. 9 erzählt wird, ist schwer glaublich. Erst nach dem Fall von Nürnberg brach der Kaiser von Würzburg auf (Vita Heinrici). Nach einer unklaren Notiz der Annales Hildesheimenses soll der Kaiser um den 1. August ein Heer gesammelt, dann den Sohn verfolgt haben und nach Baiern gezogen sein. Der Annalist sagt nicht ausdrücklich, daß der Kaiser um den 1. August in Mainz das Heer gebildet und damit ausgezogen sei; war dies seine Meinung, so war sie irrig, denn erst in Würzburg sammelte der Kaiser (Cod. Udalr. Nr. 120. J. 121) den größeren Theil des Heeres. Ueber die Vorgänge am Regen finden sich die besten Nachrichten bei Eckehard, womit die Vita Heinrici c. 9, die Annales Hildesheimenses, Cosmas Prag. L. III. c. 10 zu vergleichen sind; die folgenden Ereignisse bis zur Uebergabe von Mainz erläutern die Notizen bei Eckehard und in den Hildesheimer Annalen. Ueber den Abt Gebhard von Hirschau sehe man außer den Annales Hildesheimenses auch das Chronicon Laurishamense p. 430 und den Codex Hirsaugiensis p. 7, wo aber offenbar irrig berichtet wird, daß Gebhard zu Regensburg am 1. November Lorsch und Speier erhalten habe. Der im Text (S. 738) erwähnte Brief des Papstes an Ruthard über die Investitur ist bei J. L. R. 6050 verzeichnet. Das Schreiben der Mainzer im Codex Udalrici Nr. 213 (J. 123) wird von Floto II. 397 richtig gedeutet; die Erinnerungen v. Druffels dagegen (S. 50) scheinen mir nicht erheblich, und am wenigsten sehe ich einen Grund, die Echtheit anzuzweifeln. Comes H. filius

comitis O. ist ohne Zweifel Heinrich, der Sohn des Grafen Otto von Zütphen, der auch in zwei Urkunden vom 28. December 1107 erwähnt wird (St. R. 3022. 3023). Daß Herzog Heinrich damals gegen den Kaiser stand, erhellt aus Siegbert; er hat bald wieder Partei gewechselt, wie er es noch öfter in der Folge gethan hat.

S. 741—749. — Die traurigen Verhältnisse, welche zur Gefangennahme und Absetzung des Kaisers führten, lernen wir nicht nur aus Eckehard, den Hildesheimer Annalen und der Vita Heinrici c. 10 kennen, sondern auch aus drei Schreiben des Kaisers selbst. Das erste ist an den Abt von Cluny gerichtet und kurz nach der Flucht des Kaisers zu Köln abgefaßt (d'Achery, Spicilegium III. 441), das zweite ist wenig später an den König Philipp von Frankreich zu Lüttich geschrieben[1]) und findet sich im Codex Udalrici Nr. 216 (J. 129), wo auch unter Nr. 214 (J. 134) das dritte an den Sohn im Juli 1106 gerichtete Schreiben aufgenommen ist. v. Druffel unterwirft S. 89 die beiden ersten Schreiben einer Kritik; daß die Thatsachen nach der Wirkung, welche die Schreiben üben sollten, und nach den Personen, an welche sie gerichtet waren, eine verschiedene Färbung erhielten, liegt in der Natur der Sache, aber daß der Kaiser geradezu Falsches berichtet habe, ist an sich unwahrscheinlich und auch von v. Druffel, wie mir scheint, nicht erwiesen. Auch die anderen Berichte sind durch das Parteiinteresse getrübt und ihren Verfassern stand überdies noch weniger eine genaue Kenntniß zur Seite. Man wird deshalb wohl am sichersten gehen, wenn man vor Allem den eigenen Mittheilungen des Kaisers folgt. Die zu Köln ausgestellten Urkunden des Kaisers vom 24. November und 3. December 1105 (St. R. 2975. 2976) sind wichtig, weil man daraus den Anhang des Kaisers erkennt. Daß der Sohn an der Mosel zuerst eine Unterredung verlangt habe, sagt der Kaiser selbst in den Briefen an den Abt von Cluny und König Philipp; da die Unterredung zu Coblenz stattfand, muß aber der Kaiser sich dann zum König begeben haben. In dem Brief an Philipp schreibt der Kaiser: in locum, qui Confluentia dicitur, ad colloquium evocavit me. Die Hildesheimer Annalen stellen die Sache unrichtig dar und haben dadurch Floto und v. Druffel nach verschiedenen Seiten beirrt. Daß der Kaiser schon zu Bingen ein Gefangener war, sagt er selbst; die Burg Böckelheim, wohin er gebracht wurde, bezeichnen nicht nur die Hildesheimer Annalen, sondern auch das Chronicon Andaginense c. 91 (M. G. SS. VIII. 629). Herzog Friedrich I. von Schwaben starb vor dem 21. Juli 1105; vergl. v. Stälin, Wirtemberger Geschichte II. 37. Ueber die Person des Cardinals Richard finden sich zu beachtende Notizen bei Hugo von Flavigny am Schluß des zweiten Buchs seiner Chronik und bei Seheri Primordia Calmosiacensia (M. G. XII. 334. 339. 340); ebendaselbst (p. 334. 335) sind zwei Briefe des

1) Von diesem Brief sagt Hermann von Tournay: si quis legerit et non fleverit, videtur mihi duri esse cordis (M. G. SS. XII. 662). Aus demselben scheinen auch zum Theil die Motive zu der poetischen Epistel des Kaisers an seinen Sohn, welche Wattenbach aus einer Münchener Handschrift in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Klasse der bairischen Akademie der Wissenschaften 1873 S. 738—742 und neuerdings Holder-Egger als Beilage zu der Octavausgabe des Carmen de bello Saxonico S. 24—28 herausgegeben hat, entnommen zu sein. Dieses Gedicht eines offenbar zeitgendissischen Poeten hat manche nicht uninteressante Einzelheiten, ist aber in einem sehr fehlerhaften Text überliefert. Es wird v. 17 für habere zu lesen sein habenae, v. 22 für cavi de — caruit, v. 56 für dona — damna; Anderes haben Wattenbach und Holder-Egger verbessert. Gundlach (Carmenverfasser S. 52 ff.) nimmt an, daß dieser poetischen Epistel die Vita Heinrici zu Grunde liege und sie das Werk einer geistlichen Frau sei, die jenem literarischen Kreise angehörte, über den Wattenbach a. a. O. Nachricht giebt.

Königs mitgetheilt, welche seine Unterwürfigkeit gegen Rom zu jener Zeit aufs deutlichste bezeichnen. Ich habe früher nach Eckehard angenommen, daß zu Mainz eine heimliche Neuwahl des Königs erfolgt sei, aber der Ausdruck Eckehards electus ist, obwohl ihn auch die Fürsten selbst (Ekkehard p. 237) brauchen, vielleicht nicht so scharf zu fassen. An einer Benediction durch die päpstlichen Legaten nehme ich keinen Anstoß. Vergl. Buchholz, Eckehard S. 256.

S. 749. 750. — Von der Erhebung des Gegenpapstes Maginulf spricht Papst Paschalis in dem im Cod. Udalrici Nr. 239 (J. 124) erhaltenen Briefe; andere Nachrichten, nach einem Bericht des Markgrafen Werner an den Kaiser, finden sich bei Siegbert z. J. 1105; einiges Detail bieten ferner der Liber pontificalis (Watterich II. 4) und die Annales Romani p. 477. Die Annales Ceccanenses (M. G. XIX. 281) geben als den Tag der Wahl den 18. November (infra octavam s. Martini) an; die weiteren Zeitbestimmungen ergeben sich aus dem Brief des Paschalis, der im Cod. Udalrici VI. Kal. Oct. datirt ist. Jaffé, der ohne Zweifel richtig VI. Kal. Dec. emendirt, faßt die in dem Text des Briefes enthaltenen Daten jedoch nach meiner Meinung nicht richtig auf, wenn er die dort erwähnte Kirchweihe in S. Peter erst als am folgenden Tage geschehen annimmt und die Rückkehr des Papstes in die Stadt auf den 20. November verlegt (Reg. p. 490. 520). Am Tage der Wahl Maginulfs — so kann ich den Brief nur verstehen — war Paschalis in der Leostadt, da er Tags zuvor die Kirchweihe in S. Peter vorgenommen hatte, also am 17. November[1]); am Tage nach der Wahl kehrte er über den Tiber nach Rom zurück, d. i. am 19. November.

S. 751. 752. — Ueber die Gesandtschaft deutscher Fürsten, welche im Anfang d. J. 1106 an den Papst ging, giebt Eckehard, der selbst dieselbe begleitete, gute Nachrichten. Ueber die Zeit des Ueberfalls der Gesandten drückt sich Eckehard unklar aus. Tunc etiam a prima ebdomada quadragesimae, qua et mediante haec passi sumus, cometam immensi fulgoris usque ad passionem Domini conspeximus sagt er und läßt damit zweifelhaft, ob Mitte der ersten Fastenwoche (14. Februar) oder Mitfasten (28. Februar) gemeint ist; mir scheint das Erstere wahrscheinlicher. Scheffer-Boichorst hat in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung IX. 6. 7 auf eine Urkunde der großen Gräfin vom 10. März 1106 (Calmet, Histoire de la Lorraine III. Preuv. 54) aufmerksam gemacht, in welcher Gebhard von Konstanz, Wido von Chur und vier deutsche Grafen als Zeugen genannt werden. Von dem im Text erwähnten Brief des Papstes Paschalis an den König findet sich ein Auszug bei Petrus Diaconus (Chron. mon. Cassin. IV. c. 36), offenbar an ganz unrichtiger Stelle. Der Brief kann nicht im Jahre 1111, sondern nur 1105 oder im Anfang des Jahres 1106 geschrieben sein; ich nehme das Letztere an, weil die Beziehungen auf die Reise des Papstes nach Deutschland sich so am besten aus den uns sonst erhaltenen Nachrichten erklären. Auch bei J. L. R. 6070 ist der Brief in den Januar 1106 gesetzt. Henking (Gebhard III. S. 91) meint, daß Petrus hier zwei Briefe in einen ver-

---

1) Jaffé macht in den Noten zum Cod. Udalr. dagegen geltend, daß der 17. November ein Freitag gewesen sei, wo eine Kirchweihe nicht gebräuchlich war. Aber die Worte des Briefs scheinen mir unzweideutig; die Bestimmung der Tage hängt freilich ganz von der Zuverlässigkeit der Notiz in den Ann. Ceccanenses ab. Ist diese Notiz nicht genau, so wäre anzunehmen, daß Maginulf erst am 19. November gewählt sei, denn am 18. November pflegte die Kirchweihe von S. Peter gefeiert zu werden. Vergl. Franz, Paschalis II. S. 31—33. Löwenfeld hat sich in der neuen Ausgabe der Papstregesten S. 722 meinen chronologischen Bestimmungen angeschlossen.

schmolzen habe, doch ohne ausreichenden Grund. Daß das bei Petrus weiter Folgende nicht zu demselben Briefe gehören kann, ist selbstverständlich. Vergl. unten die Bemerkungen zu S. 756—765.

S. 752—756. — Die aufständische Bewegung im Elsaß erwähnt Eckehard; Näheres über die Ereignisse in Ruffach giebt die Vita Heinrici c. 11, das Einzelne wohl nach gewohnter Weise ausschmückend. Die Bemerkung in den Annales Brunwilarenses z. J. 1105: Unde pravis consiliis et infidelitate principum atque episcoporum confusum est regnum, ubique rapinae et incendia vel cedes hominum fuerunt ist wohl nur auf die rheinischen Gegenden zu beschränken; jedenfalls ist dieselbe nicht örtlich und zeitlich so weit zu fassen, wie es Franklin in den Forschungen IV. 523 gethan hat. Am 14. Februar war der König schon nach Speier zurückgekehrt (St. R. 3007). Ueber die Flucht des Kaisers bis zu seiner Ankunft in Lüttich finden sich Nachrichten in den Hildesheimer Annalen, den Annales Colonienses maximi und dem Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 97. Die Bildung der neuen kaiserlichen Partei erhellt aus der letztgenannten Quelle und den Gesta abb. Trudon. p. 258—260. Ueber die Schlacht bei Visé sehe man Jaffé in der Uebersetzung der Vita Heinrici S. 38; der Bericht des Hermann von Tournay (M. G. SS. XII. 661) ist ungenau, doch ist es nicht richtig, wenn v. Druffel S. 74 sagt, daß Hermann in der falschen Angabe des Schlachttages mit der Vita Heinrici übereinstimme. Daß der Kaiser fast während des ganzen Aprils in Köln blieb, geht aus dem Chronicon s. Huberti c. 98 hervor. Die Absetzung Herzog Heinrichs erfolgte nach den Hildesheimer Annalen Pfingsten 1106 zu Worms, nach Eckehard schon früher zu Bonn; nach den Annales Colonienses könnte es scheinen, als ob sie sogar erst nach dem Tode des Kaisers stattgefunden habe. Die Klage des Königs an die Fürsten in der Vita Heinrici c. 13 mag, wie andere Schriftstücke in der Lebensbeschreibung, vom Verfasser stilisirt sein, beruht aber dem Inhalte nach wohl auf einem echten Actenstück.

S. 756—765. — Außer Eckehard und der Vita Heinrici geben die Annales Colonienses über die Belagerung von Köln gute Nachrichten. Das zweite Schreiben des Kaisers an den Abt von Cluny findet sich bei d'Achery, Spicilegium III. 442. Den Brief des Kaisers an seinen Sohn erwähnt Eckehard; er findet sich vollständig im Cod. Udalr. Nr. 214 (J. 134); Floto (II. 409) setzt ihn in eine frühere Zeit und verwirrt dadurch seine Darstellung. Den ersten Brief des Kaisers an die Fürsten hat Eckehard mitgetheilt; bei ihm findet sich auch die Antwort. Eckehard sagt, daß Graf Dietrich von Katlenburg vor Köln gestorben sei; ihn berichtigt der Annalista Saxo aus den Paderborner Annalen. Ueber die weiteren Verhandlungen zwischen Vater und Sohn sehe man Eckehard. Das letzte Schreiben des Kaisers an die Fürsten ist unter unseren Documenten A. 13 gedruckt; auch diesen Brief setzt Floto (II. 416) zu früh, obwohl Stenzel hier, wie in dem vorhin erwähnten Falle, schon die richtige Zeitbestimmung getroffen hatte. Ueber den Tod des Kaisers sehe man besonders die Nachrichten bei Eckehard in der Vita Heinrici, in den aus den Paderborner Annalen schöpfenden Quellen (Annales Colonienses, Annalista Saxo) und in den Annales Hildesheimenses; außerdem die sehr interessanten Notizen der Verduner Handschrift des Siegbert von Gembloux (A.) z. J. 1106. Es geht daraus hervor, daß die Leiche des Kaisers, als sie aus dem Dom entfernt werden mußte, in aecclesia nondum consecrata et extra urbem in Cornelio monte sita beigesetzt worden sei. Dieselbe Nachricht giebt auch Aegidius Aureaevallensis, der Lütticher Chronist des 13. Jahrhunderts, in seinen Gesta episcoporum Leodien-

sium L. III. c. 16 (M. G. SS. XXV. 92): extra civitatem Leodii, quia interdictus erat, in loco, qui mons Cornelii dicitur, tumulatus, ubi erat quedam domus religiosorum, nunc vero est abbatia Praemonstratensis ordinis. Nach den gütigen Mittheilungen des Herrn Stanislaus Bormans, Conservators der Archive der Provinz Lüttich, welche mir durch die Vermittelung des Herrn Professor Loersch in Bonn zugingen, ist die Lage des Cornelius mons durch Cornillon bestimmt worden. Cornillon trägt noch jetzt eine kleine Kapelle, welche aber erst 1180 gebaut ist; ob die ältere Kapelle gerade genau an derselben Stelle auf Cornillon gestanden hat, ist fraglich. Auf Cornillon entstand im Anfang des 13. Jahrhunderts ein Kloster der Prämonstratenser, welche aber den Ort 1233 verließen, um sich in Beaurepart anzusiedeln; Karthäuser traten dann an ihre Stelle. Da über den Ort, wohin die Kaiserleiche nach ihrer Entfernung aus dem Dom gebracht wurde, kein Zweifel mehr obwalten kann, zeigt sich die Angabe der Annales Hildesheimenses über die Maasinsel als irrig. Der in den Hildesheimer Annalen erwähnte treue Kämmerer des Kaisers Erkenbold erscheint auch in Urkunden; vergl. oben die Bemerkungen zu S. 716—723. Die Anfrage des Königs in Rom wegen der Bestattung der Leiche des Vaters im Speierer Dom berichten die Annales Hildesheimenses; die Antwort erhellt aus dem Excerpt eines päpstlichen Schreibens bei Petrus Diaconus (Chron. mon. Cassin. IV. c. 36), welches abermals dort an falscher Stelle steht. Ueber die endliche Beisetzung der Leiche im Dome sehe man die Hildesheimer Annalen z. J. 1121 und die berühmten auf dies Ereigniß bezüglichen Urkunden (Remling, Speyersches Urkundenbuch I. 88. 89).

S. 766. — Die Belagerung Kölns nach dem Tode des Kaisers berichten die Annales Hildesheimenses, Brunswilarenses und Colonienses (Paderborner Annalen). Die Bewältigung Heinrichs von Limburg erwähnen Siegbert, die Annales Leodienses, Aquenses und andere lothringische Annalen z. J. 1107. Daß Heinrich schon im Anfange des Jahres sich dem Könige unterworfen hatte, geht aus den Gesta abb. Trudon. VII. c. 5 hervor. Man vergleiche auch die Annales Colonienses z. J. 1106.

S. 767. 768. — Für die Charakteristik Heinrichs IV. giebt sein alter Biograph die wichtigsten Beiträge; Manches mag zu günstig gefärbt sein, aber die wesentlichsten Züge werden doch auch anderweitig bestätigt. Pater pauperum wird der Kaiser in den Annales Ottenburani genannt, und die Anhänglichkeit der Armen an ihn erhellt am deutlichsten aus dem Additamentum zum Siegbert 1106. Heinrichs Neigung zum Umgang mit gelehrten Männern erwähnt Eckehard z. J. 1106: More patris sui clericos et maxime literatos adherere sibi voluit hosque honorifice tractans nunc psalmis nunc lectione vel collatione sive scripturarum ac liberalium artium inquisitione secum familiarius occupavit. Man beachte hierbei auch, was Herbord L. III. c. 34—36 über Ottos Umgang mit dem Kaiser berichtet. Schwerer, als das Lob der Freunde, wiegt bei Heinrichs Beurtheilung die Anerkennung der Feinde. Lambert sagt z. J. 1075: Regis prudentia, qua supra aetatem mirum in modum callebat, omnia sepserat. Bonizo legt p. 673 folgendes Zeugniß über Heinrich ab: homo magni consilii et mirabiliter sagax est. Eckehard, von dem Heinrich archipyrata et heresiarcha genannt wird, schreibt dennoch: Pluribus etiam testibus approbare poterimus, quod nemo nostris temporibus natus ingenio, fortitudine et audacia, statura quoque totaque corporis elegantia fascibus aptior videretur imperialibus. Nirgends finden sich gröbere Schmähungen auf Heinrich, als in den Annales s. Disibodi und doch liest man dort z. J. 1106: Erat valde

misericors. Aliqui enim, dum sederet ad requisita naturae, eum perforare volentes, capti sunt et ante eum ducti; qui convicti et confessi abire iussi sunt impuniti. Multi etiam principes, qui ei multa mala fecerunt atque magnum contemptum ingesserunt, mox ut ei se prostraverunt, omnia eis condonavit. Et quamvis esset valde compatiens et misericors in elemosinis pauperum, obstinata tamen mente in excommunicatione permansit, quae omnia bonitatis eius opera obnubilant (obnubilavit?). Ein ähnliches Verdict, wie hier am Schluß gegeben ist, spricht auch Eckehard über den Kaiser aus, aber kein unbefangener Historiker wird sich heute bei einem solchen Urtheil beruhigen.

Buch VIII. Heinrich V.

Quellen. Gleichzeitige Geschichtswerke: Ekkehardi Chronicon universale (C. D. E.). Sigeberti Gemblacensis Chronicon mit der Fortsetzung des Anselm und dem Auctarium Laudunense. Seheri Primordia Calmosiacensia. Translatio s. Modoaldi. Rodulfi Gesta abbatum Trudonensium L. VI. VII. und die Fortsetzung L. VIII.—XI. Annales Ottenburani. Anonymus Barensis. Annales Beneventani. Donizonis Vita Mathildis. Petri Pisani Vita Paschalis II. und Pandulfi Vita Gelasii II. mit den Fortsetzungen im Liber pontificalis. Chronicon Saxonicum. Florentii Wigorniensis Chronicon. Chronica Polonorum L. III. c. 2—15. Hessonis Relatio de concilio Remensi. Udalscalcus, de Eginone et Herimanno. Gesta Galcheri episcopi Cameracensis, Gesta Odonis episcopi Cameracensis, Gesta Burchardi episcopi Cameracensis. Annales Lamberti Audom. Carmen de bello Maioricano. Gesta triumphalia Pisanorum. Guillelmi Malmesberiensis de rebus gestis regum Anglorum. Annales Mellicenses. Cosmae Pragensis Chronica Bohemorum L. III. c. 18—62. Falconis Beneventani Annales. Annales Cassinenses (Cavenses). Gregorii Catinensis Opera c. 31—43. Annales Einsidlenses, Corbeienses, Brunwilarenses, Aquenses (überarbeitet), s. Iacobi Leodienses, Blandinienses, Mosomagenses. Paderborner Annalen (Annales Colonienses maximi, Annales Hildesheimenses und Annalista Saxo). Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum Erfurtense, Annales s. Petri Erphesfurdenses, Annales Pegavienses). Spätere Quellen: Chronicon s. Andreae Camer. L. III. c. 25—34. Gesta Treverorum, Cont. I. c. 19—26. Chronicon episcoporum Hildesheimensium c. 18. 19, Merseburgensium p. 186—188. Vita Godefredi archiepiscopi Trevirensis. Vita Theogeri episcopi Metensis. Vita Frederici episcopi Leodiensis. Ortlieb, de fundatione monasterii Zwivildensis. Berthold, de constructione monasterii Zwivildensis. Chronicon Burensis monasterii. Petri diaconi Chronicon mon. Cassinensis L. IV. c. 27—87. Landulfi de s. Paulo Historia Mediolanensis c. 22—52. Sugeri Vita Ludovici VI. Orderici Vitalis Historia ecclesiastica. Chronographus Corbeiensis. Chronicon Gozecense. Annales s. Disibodi. Magdeburg-Nienburger Annalen (Annalista Saxo, Annales Magdeburgenses). Vita Norberti archiepiscopi Magdeburgensis. Vita Godefridi comitis Capenbergensis. Vitae Ottonis episcopi Bambergensis. Annales Pegavienses. Gesta episcoporum Virdunensium, Metensium. Lamberti Waterlosii Annales Cameracenses. Casus monasterii Petrishusensis. Ottonis Frisingensis Chronicon L. VII. c. 13—16, de rebus gestis Friderici L. I. c. 10—15. Annales Romani. Annales Rodenses. Annales Rosenfeldenses. Annalista Saxo. Annales Palidenses. Chronicon Laurishamense. Helmoldi Chronica Slavorum L. I. c. 33—40. Annales Magdeburgenses. Vita Conradi I. archiepiscopi Salisburgensis. Vitae Gebehardi et successorum eius. Bernardi Marangonis Annales Pisani. Romualdi Salernitani Chronicon. Vitae pontificum Romanorum in der Sammlung des Cardinals Boso. Chronicon Altinate L. V. Annales Ceccanenses. Casus monasterii s. Galli, Cont. II. Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium (über-

arbeitet). Gesta episcoporum Halberstadensium (überarbeitet). Chronicon Montis sereni. Annales Stadenses. Aegidii Aureae-Vallis Gesta pontificum Leodiensium. Andreae Danduli Chronicon Venetum.

Eine erhebliche Anzahl von wichtigen Briefen finden sich im Codex Udalrici; andere sind gesammelt bei Pez (Thesaurus anecdotorum VI, 1), Martène (Thesaurus anecd. I. und Ampliss. coll. I.), Mansi (Coll. conc. XX. XXI.), Jaffé (Bibl. III. 381—396, V. 508—522); einzelne Stücke sind an anderen Orten zerstreut gedruckt. Vergl. auch unsere Documente A. 14. 15.

Von den Streitschriften über die Investiturfrage gehören der Zeit Heinrichs V. an: 1) der Tractat De investitura episcoporum 2) Placidi Nonantulani prioris Liber de honore ecclesiae, 3) Defensio quorundam catholicorum cardinalium contra quosdam scismaticos.

Die Gesetze und wichtigsten Actenstücke aus der Zeit Heinrichs V. sind in den M. G. Legg. II. 64—77 und bei Mansi, Coll. conc. XX. XXI. gedruckt; die kaiserlichen Urkunden finden sich bei Stumpf, Reichskanzler II, 2 und 4 S. 253—274, 484. 485; die päpstlichen bei Jaffé-Löwenfeld, Reg. pont. Rom. I. 726—824. II. 714. 715. 753—755 verzeichnet.

S. 777—780. — Die Reise Erzbischofs Bruno von Trier nach Rom erwähnen die Gesta Treverorum (Cont. I. c. 18); die Zeitbestimmung ist unklar, doch wird der Monat März mit Bestimmtheit angegeben und man hat, wie ich glaube, an den März 1106 zu denken. Ich finde es bedenklich, diese Reise des Erzbischofs mit der nach Guastalla zu identificiren, wie es v. Hefele in der Conciliengeschichte[2] V. 286 und G. Peiser, der deutsche Investiturstreit, Berlin 1883, S. 28 thun. Ueber Ottos von Bamberg Weihe sehe man seinen eigenen Brief im Codex Udalrici Nr. 229 (J. 131). In Bezug auf das Concil von Guastalla haben wir gute Nachrichten bei Eckehard und Seher (p. 336), die Beide selbst zugegen waren, dann aus den Paderborner Annalen in den Annales Colonienses maximi. Einige brauchbare Notizen finden sich ferner bei Donizo II. c. 17, bei Udalscalcus, de Eginone et Herimanno c. 14 (M. G. XII. 438), in der Translatio s. Modoaldi c. 10—12 (l. c. 295. 296) und in der Vita Paschalis II. (Watterich II. 6). Der Auszug der Acten, den Mansi XX. 1210 aus Cencius Camerarius (Muratori SS. III. 1. 364) mitgetheilt, ist sehr dürftig und ganz Unpassendes ist hier verbunden. Paschalis' Brief an Gebhard von Constanz (Cod. Udalr. 240. J. 136) kann nicht vom Concil sein, da Gebhard selbst nach Udalskalks Bericht dort gegenwärtig war; dieser Brief scheint mir nach Vergleichung mit J. L. R. 5863 aus dem Jahre 1101 zu sein; in der neuen Ausgabe der Papstregesten hat ihn Löwenfeld zum Jahre 1104 eingereiht (J. L. R. 5971). Auch die beiden Capitula über die Bestrafung der Geistlichen und Laien, welche Investituren ertheilen oder empfangen, und der Geistlichen, welche auf eigene Hand Kirchengut verleihen, werden nicht diesem Concil angehören (vergl. Hensing S. 94 und Peiser S. 33. 34). Die das Kirchengut betreffende Bestimmung findet sich fast wörtlich in einem Beschluß des Concils von 1112 (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde VI. 449). Noch weniger gehört die Cassatio privilegii v. J. 1112 mit ihren Unterschriften in diesen Zusammenhang. Daß die Bischöfe von Bamberg und Chur zu Guastalla gegenwärtig waren, erhellt aus dem Schreiben des Papstes J. L. R. 6143.

Die Botschaft des Königs giebt leider nur in sehr allgemeinen Ausdrücken Donizo an; die Worte: quaerens ut ius sibi regni concedat möchte ich nach dem Zusammenhange nicht, wie es Stenzel I. 613 thut, auf die Investiturfrage beziehen. Ueber die Veränderung des päpstlichen Reiseplanes finden sich die besten Nachrichten bei Eckehard. Nach diesem Chronisten hat man bisher angenommen, daß der Papst bis Verona gekommen sei und dort wegen eines Tumults seinen Plan geändert habe. Aber die Worte: quasi proterviam Teutonicorum declinans, maxime propter seditiosum quendam tumultum, qui sibi Veronae hospitanti dudum occurrerat, deuten auf einen früheren Vorgang, und bei Verona muß vielleicht an Bonn gedacht werden, welches auch an anderer Stelle Eckehard mit dem Namen Verona bezeichnet. Unser Volk nennt der Papst, Ausdrücke des Philipperbriefs 2, 15 anwendend, eine natio prava et perversa in dem Schreiben J. L. R. 5971. Die Reiseroute des Papstes in Frankreich läßt sich in den Papstregesten gut verfolgen.

S. 780—783. — Die Gesandtschaft des Königs von Frankreich, die im Februar 1107 in Quedlinburg empfangen wurde, erwähnen nach den Paderborner Annalen die Annales Colonienses. Mit Eckehard und den Annales Hildesheimenses sind sie die Hauptquelle für die deutschen Vorgänge in den nächsten Jahren; doch sind die Nachrichten aller dieser Annalen nur dürftig und bedürfen der Ergänzung von anderer Seite. Ueber den Tod des Markgrafen Udo und des Herzogs Magnus, wie die mit beiden Todesfällen verbundenen Verhältnisse sehe man den Annalista Saxo; den Todestag des Herzogs Magnus überliefert das Chronicon s. Michaelis bei Wedekind, Noten III. 61. Ueber Lothars Geschlecht vergleiche man Jaffé, Geschichte des deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen S. 1—3 und Beilage I. (S. 226—229). Der große Einfluß Hermanns von Winzenburg und Wiprechts von Groitsch in jener Zeit geht besonders aus den Urkunden hervor. Ueber die Winzenburger sehe man Kocken, Beiträge zur Niedersächsischen Geschichte (Hildesheim 1833) Bd. I. und Cohn in den Forschungen zur deutschen Geschichte VI. 529 ff. Die Geschichte des Wiprecht von Groitsch ist in dem Archiv für sächsische Geschichte III. 82 ff. behandelt worden.

S. 783—787. — Die Verhandlungen der königlichen Gesandtschaft mit dem Papst zu Chalons berichtet Suger in der Vita Ludovici VI. (M. G. XXVI. p. 50. 51); einige wichtige Zusätze zu diesen Nachrichten geben die Annales Colonienses maximi. Stenzel I. 615 entdeckt in den Worten welche Suger dem Erzbischof Bruno in den Mund legt, Unrichtigkeiten, welche er Bruno nicht zutraut, und ändert deshalb die Worte: meines Erachtens kam es weniger auf historische Genauigkeit und Brunos Ansicht der Dinge, als auf die Forderungen des Königs an, und ich bin nicht überzeugt, daß diese unrichtig angegeben sind. Daß sich Heinrich damals auf das gefälschte Privilegium Karls berufen habe, erwähnt Eckehard; derselbe gedenkt auch der Erklärung des Königs, daß er in einem fremden Reiche keine Entscheidung über sein Recht dulden werde. Ueber die Stellung des Kanzlers Adalbert zu Bruno von Trier sehe man die interessante Stelle in den Gesta Treverorum, Cont. I. c. 19, über welche Fr. Kolbe, Erzbischof Adalbert I. von Mainz und Heinrich V. (Heidelberg 1872) S. 135—137 eingehender handelt. Einige Beschlüsse des Concils von Troyes sind aus einer Münchener Handschrift M. G. Legg. II. B. 181 mitgetheilt; andere hat Mansi XX 1223 zusammengestellt. Welche deutsche Bischöfe suspendirt wurden, sieht man aus den Annales Colonienses und Hildesheimenses. Aber die Berichte der Annalen sind nicht genau, wie aus den Schreiben des Papstes an Gebhard von Konstanz und Ruthard von Mainz (Jaffé, Bibl. III. p. 384. 385)

hervorgeht; das erstere scheint mir, obwohl es Andere als einen Beweis für die Suspension Gebhards ansehen, mehr gegen dieselbe zu sprechen. Die sparsamen Nachrichten, welche wir über die letzten Lebensjahre Gebhards haben, sind zusammengestellt bei K. Zell, Gebhard von Zäringen Bischof von Constanz (Freiburg im Breisgau 1865) S. 96—99 und bei Henking S. 103. 104. Ueber die Kämpfe des Papstes mit den aufständischen römischen Großen finden sich in der Vita Paschalis II. p. 6. 7 zuverlässige Nachrichten. Daß der König zur Zeit des Concils von Troyes eine nicht unerhebliche Macht zusammengebracht hatte, zeigen die Gesta abb. Trud. VII. c. 3. Am 25. März 1107 war der König zu Metz nach der Urkunde St. R. 3014; als Intervenienten erscheinen hier meist dieselben Männer, welche als Gesandte des Königs in Chalons genannt werden, und unter ihnen auch Otto von Bamberg. Der König feierte nach den großen Kölner Annalen Pfingsten zu Straßburg, nicht zu Metz, wie die Annales Hildesheimenses irrig angeben. Die Entrüstung des Papstes über Adalgots Investitur zeigt sein Schreiben bei Jaffé, Bibl. V. 510. Adalgot war ein Schützling Brunos von Trier und hatte mit Reinhard ihn nach Guastalla begleitet (Translatio s. Modoaldi l. c.). Ueber die vom Papste in Benevent gehaltene Synode, auf welche besonders Peiser S. 49 aufmerksam gemacht hat, siehe Petrus Diaconus IV. c. 33.

S. 787—790. — Ausführliche Nachrichten über die böhmischen Verhältnisse dieser Zeit finden sich bei Cosmas von Prag III. c. 19—22; sie sind im Ganzen zuverlässig. Einige Zusätze ergeben sich aus den deutschen Annalen, namentlich aus den Annales Colonienses; die Notizen der Annales Pegavienses über die böhmischen Angelegenheiten sind mit Vorsicht zu benutzen. Daß Swatopluk sich in Merseburg dem König stellte und zu Goslar im September 1107 belehnt wurde, erfahren wir aus den Annales Colonienses; sie sprechen nur von 5000 Mark Silber, welche Swatopluk für Böhmen gegeben. Das Bündniß zwischen Boleslaw und Koloman erwähnt die Chronica Pol. II. c. 29. 32; die gefährlichen Kämpfe in Folge desselben werden in den folgenden Kapiteln erzählt.

S. 790—792. — Ueber die Veranlassungen zu dem Zuge des Königs gegen Flandern und den Zug selbst handeln die Gesta Galcheri c. 30—38 und die Versio gallica c. 22—26. Hiermit sind die Nachrichten im Chronicon s. Andreae III. c. 26 und in den Annales Cameracenses des Lambert Waterlos (M. G. XVI. 511) zu vergleichen. Mehrere brauchbare Notizen finden sich auch in den Gesta abb. Trud. c. 13—15. Werth haben ferner die Nachrichten der Kölner Annalen und der Annales Blandinienses; unbedeutender und nicht ohne Irrthümer sind die Mittheilungen Siegberts, Eckehards und der Hildesheimer Annalen. Das Jahr ist bei Siegbert und in den Ann. Bland. falsch angegeben. Eckehard verdient darin keinen Glauben, daß der König damals einen Hoftag zu Regensburg gehalten und auf demselben den Zug gegen Flandern angesagt habe; denn aus dem Briefe des Königs an Otto von Bamberg im Codex Udalrici Nr. 254 (J. 140) sieht man, daß gerade der Krieg gegen Robert jenen Hoftag vereitelte, und die Urkunden (St. R. 3018. 3020) zeigen, daß der König unmittelbar von Sachsen aus in den Krieg zog. Die Hildesheimer Annalen geben irrig an, daß sich Robert Weihnachten 1107 zu Mainz dem König unterworfen habe, da der König das Fest zu Aachen feierte. Im Uebrigen sehe man die Urkunden St. R. 3021—3023.

S. 792—794. — Die Nachrichten der Annalen über den Kriegszug d. J. 1108 gegen die Ungarn sind sehr dürftig; glücklicher Weise lassen sie sich aus mehreren Urkunden (St. R. 3030—3033) ergänzen. Ueber die Theilnahme der Böhmen am

Kriege erfährt man Näheres aus Cosmas Pragensis III. c. 22—25. Siegbert sagt zwar vom Könige: facto pacto redit, aber nirgends verlautet sonst etwas von einem Frieden, und der Fortgang des Krieges zwischen Ungarn und Böhmen macht ihn unwahrscheinlich. Wenn Eckehard sagt: pene inacte redit, so verschleiert er nur den ganz unglücklichen Ausgang des Unternehmens. Ueber die Fortsetzung des Kampfes zwischen Ungarn und Böhmen sehe man Cosmas Pragensis III. c. 25. 26.

S. 794—796. — Daß der König Ostern 1109 in Lüttich verlebte, erhellt aus den Annales Blandinienses. Die Nachrichten der deutschen Annalen über den Polenkrieg d. J. 1109 sind unzureichend. Eckehard und die Annales Hildesheimenses geben nur dürftige Notizen und stellen den Ausgang des Krieges in ein falsches Licht; die Kölner Annalen schweigen ganz. Die Annales s. Disibodi erwähnen kurz, daß Heinrich Polen geplündert habe; denn statt Coloniam ist Poloniam zu emendiren, wie die Annales Rosenfeldenses und Magdeburgenses zeigen. Die Annales Pegavienses z. J. 1110 geben einige nähere Nachrichten, aber von fraglichem Werth; schon die Chronologie ist fehlerhaft. Zuverlässiger und eingehender sind die Nachrichten bei Cosmas von Prag III. c. 27 und am ausführlichsten ist die Chronica Polonorum III. c. 2—16, wo aber Vieles in der Weise des Verfassers rhetorisch ausgeschmückt wird.

S. 796—799. — Die Wirren in Böhmen nach Swatopluks Tode schildert Cosmas Pragensis III. c. 28—32 in sehr anschaulicher Weise. Heinrich, dessen Aufenthalt in Böhmen die Annales Pegavienses bestätigen, überschritt am 1. Januar 1110 nach Cosmas c. 32 die böhmische Grenze. Wenn Eckehards Angabe, daß der Kaiser schon am 6. Januar einen Fürstentag in Regensburg eröffnet habe, richtig ist, müßte dieser in unglaublich kurzer Zeit die Reise von Pilsen dorthin vollendet haben; nach der Urkunde St. R. 3036 scheint Heinrich bis in den Anfang des Februars in Regensburg geblieben zu sein. Ueber die weitere Entwickelung der Dinge in Böhmen und Ungarn handeln Cosmas und die Chronica Polonorum mit großer Ausführlichkeit.

S. 799—802. — Die Ankündigung der Romfahrt des Königs zu Regensburg erwähnt Eckehard. Ueber die Gesandtschaft des Königs nach Rom haben wir Nachrichten in den Annales Colonienses, bei Donizo II. c. 18 und in den Gesta Galcheri episcopi Cameracensis c. 38. Ueber die Absichten des deutschen Hofes in Bezug auf die Investiturfrage lassen sich Schlüsse ziehen aus dem Tractatus de investitura; vergl. Bernheim in den Forschungen XVI. 279 ff. und Peiser S. 51 ff. Der Brief des Königs an Otto von Bamberg im Codex Udalrici Nr. 255 (J. 173. M. G. Legg. II. 65) wird im April 1110 geschrieben sein[1]): etwas früher sind die Briefe Brunos von Trier und des Speierer Klerus (Cod. Udalr. Nr. 252. 253. J. 144. 145) an Otto abgefaßt. Von Heinrichs Verlobung berichten die Annales Hildesheimenses und Colonienses. Die englischen und normannischen Quellen, welche über diese Angelegenheit handeln, sehe man bei Lappenberg, Geschichte Eng-

1) Jaffé setzt das Schreiben, wie auch schon Stenzel früher gethan hat, in das Jahr 1116; ich glaube jedoch, daß das Jahr 1110 größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Von einer Gesandtschaft Heinrichs nach Rom vor dem zweiten Zuge über die Alpen wissen wir Nichts, desto mehr von der Gesandtschaft i. J. 1110. Daß der König in diesem Jahre noch nach Mariä Himmelfahrt am 16. August in Speier war, steht urkundlich fest. Das imperator in der Aufschrift ist nicht entscheidend, da sich irrig imperator für rex auch in anderen Stücken der Sammlung findet. Vergl. Nr. 254 (J. 140). Peiser S. 60 tritt für die Annahme Stenzels ein.

lands II. S. 247. 248; Burchard war damals noch nicht Bischof von Cambray, sondern wurde es erst im Jahre 1114. Ein näheres Verhältniß zwischen Heinrich und der Königin Mathilde von England geht aus dem Briefe im Cod. Udalr. Nr. 256 (J. 142) hervor. Den Todestag Ruthards, 2. Mai, giebt das Mainzer Nekrologium III. 141. Ueber den Wendeneinfall des Jahres 1110 finden sich in den Paderborner Annalen (Annales Colonienses, Hildesheimenses und Annalista Saxo) und bei Helmold V. c. 35. 36 Nachrichten. In Bezug auf den Speierer Tag sehe man den oben erwähnten Brief des Königs an Otto von Bamberg und die Urkunde St. R. 3041. Ueber den Aufbruch des Königs und den Weg, welchen er über die Alpen nahm giebt Eckehard Auskunft; man beachte auch den Brief Heinrichs an den Abt Pontius von Cluny (d'Achery, Spicilegium III. 449), nach welchem der König schon am 22. August in Lausanne sein wollte.

S. 802—804. — Von den im Jahre 1107 zerstörten Raubburgen in Thüringen und Oberlothringen berichten nach den Paderborner Annalen die Annales Colonienses, bei denen sich auch zum Jahre 1110 die Notiz über die Execution in Utrecht findet. Das Verfahren Heinrichs gegen Pfalzgraf Siegfried erwähnt am ausführlichsten Eckehard z. J. 1109; die Annales Rodenses (M. G. XVI. 705) behaupten, die Anklage sei erfunden gewesen und der König nur gegen den Pfalzgrafen eingeschritten, um ihm seine Güter zu nehmen. Von dem Handel Herzog Gottfrieds hat man nur aus den Annales Colonienses z. J. 1110 Kunde. Ueber Heinrichs Verfahren in Fulda sehe man Eckehard z. J. 1109. David und sein Werk werden von Eckehard z. J. 1110, Wilhelm von Malmesbury (Gesta regum Anglorum L. V. c. 420, M. G. X. 479) und Ordericus Vitalis (Historia ecclesiastica L. X, M. G. XX. 67) erwähnt. Die wunderbare Rettung des Königs zu Goslar erzählen im Wesentlichen übereinstimmend die Annales Hildesheimenses und Colonienses, etwas abweichend der Annalista Saxo und andere Quellen.

S. 805—808. — Ueber die Händel Paschalis' II. i. J. 1109 in der Campagna und in Rom finden sich gute Nachrichten bei Petrus Pisanus (Watterich II. 7). Nicht in Montalto sind die Corsen zur Unterwerfung gebracht, wie Gregorovius[3] IV. 308 angiebt, sondern auf dem Capitol: der richtige Text läßt darüber keinen Zweifel[1]). Es muß damals durch einen förmlichen Friedensvertrag die Ruhe hergestellt sein. Petrus Pisanus hat eine eigenthümliche Zeitrechnung nach Jahren des Friedens, die er vom 4. März 1107 zu beginnen scheint, denn er zählt am 30. März 1116 schon das zehnte Jahr; aber der Friede kann nach seiner eigenen Darstellung nicht vor dem März 1109 hergestellt sein. Die Kanones der Lateransynode vom 7. März 1110 stehen am vollständigsten aus den Paderborner Annalen in den Annales Colonienses; aus derselben Quelle schöpfte der Annalista Saxo, ließ aber wichtige Stellen aus. Vergl. Mansi XXI. 7. Ueber die Verhandlungen des Papstes mit den Normannen giebt das Chronicon mon. Cassinensis IV. c. 35 brauchbare Notizen.

S. 808—820. — Ueber den Zug Heinrichs bis gegen Rom giebt Eckehard, der hier das Buch des David benutzte, gute Nachrichten; wichtige Beiträge bieten Donizo II. c. 18 und Otto von Freising im Chronicon VII. c. 14, der hier einer uns un-

1) Es ist zu lesen: Hic, inquit, Mons-altus et caetera b. Petri patrimonia de Stephani Alberti manibus evellenda sunt, et ob pertinacem eius superbiam et in propriam ipsius personam vindictam sine pietate est irrigare.

bekannten Quelle folgt[1]). Die übliche Heeresmusterung auf den Roncalischen Feldern beschreibt Otto von Freising (Gesta Fred. II. c. 12); man sehe Weilands Erläuterung dieser Stelle in den Forschungen zur deutschen Geschichte VII. 167 ff. Von einem Widerstande Piacenzas sagt Eckehard Nichts, wohl aber Wilhelm von Malmesbury L. V. c. 438. Ueber Heinrichs Anwesenheit in Pisa sehe man die Chronik des Marango, wo das Jahr 1197 in den Handschriften irrig ist. Die Urkunde vom 12. October 1110 mit dem Actum: Vercellis (St. R. 3043) ist sicherlich eine Fälschung, wie auch das angebliche Original nachweisen soll. Die sinnlose Erwähnung des Abtes aus der Zeit Heinrichs II., wie der sapientes Mediolanenses, obwohl gerade sie sich dem König nicht beugten, sprechen gegen die Echtheit; auch konnte Heinrich, wenn man die Zeitangaben Eckehards nachrechnet, am 12. October nicht mehr in Vercelli sein. Für den längeren Aufenthalt des Königs in Arezzo haben wir Zeugnisse in den Urkunden St. R. 3044, 3045. Das Schreiben Heinrichs an die Römer steht im Cod. Udalr. Nr. 257 (J. 148), daraus M. G. Legg. II. 65.

S. 820—825. — Irrig wirft mir Peiser S. 61 vor, daß ich nur von einer einzigen Gesandtschaft des Königs spreche, mit der Paschalis die Verhandlungen über den Regalien- und Investiturstreit begonnen und zu Ende geführt habe. — Wie schon früher geschehen, ist neuerdings wieder, namentlich von Schum (Die Politik Papst Paschalis' II. und Kaiser Heinrich V. im Jahre 1112 S. 9 ff.) und Peiser a. a. O. S. 55 ff. die Meinung ausgesprochen worden, der Papst habe nicht sowohl unter dem Zwange der Verhältnisse, wie auf Grund einer schon länger gehegten Ueberzeugung von der Unvereinbarkeit der geistlichen und weltlichen Verpflichtungen der Bischöfe die Regalien der Kirche aufgegeben. Allerdings steht fest, daß er jene Unvereinbarkeit schon früher mehrfach betont und deshalb auch die Beseitigung des Lehnseids verlangt hat, wie dies auch schon Gregor VII. gethan hatte, aber niemals hat er früher zu erkennen gegeben, daß er bereit sei, einen Ausgleich mit dem Reiche durch Aufgeben von Kirchengut herbeizuführen, vielmehr hat er mehrfach und noch zuletzt auf der Lateransynode von 1110 jede Verfügung der Fürsten oder anderer Laien über kirchliche Besitzungen als Sacrileg verurtheilt. Ein so jäher Umschwung der Meinung ist meines Erachtens nur aus dem Drang der Verhältnisse erklärlich. Man hat diese nicht für so zwingend gehalten, da dem Papste ja die Flucht nach den normannischen Staaten noch offen gestanden habe, aber die Flucht würde Rom in die Hände des Kaisers gegeben und wahrscheinlich ein neues Schisma herbeigeführt, überdies die Investiturfrage mehr verwickelt als gelöst haben. — Die Verhandlungen zwischen Kaiser und Papst, welche dem Einzuge Heinrichs in die Leostadt vorangingen, und die Umstände, welche zur Verhaftung des Papstes führten, lernen wir aus zwei officiellen Actenstücken kennen. Das eine ist ein Manifest Heinrichs, in den Cod. Udalr. Nr. 261. 262. 263 (J. 149)[2]), in die Annales s. Disibodi (M. G. XVII. 20) und die Gesta Alberonis (M. G. VIII. 244) aufgenommen; das andere ist aus dem Registrum des Papstes in die Annales Romani (M. G. V. 472), in Bosos Sammlung der Papstleben (Muratori III, 1. 360 ff.) und in das Chron. mon. Cassin. IV. c. 35—40. hier

1) H. Guleke sucht in den Forschungen XX. 412 einen Zusammenhang der Darstellung Ottos mit David nachzuweisen, aber ohne zwingende Gründe; auch die von ihm angenommene Benutzung von Davids Werk in den Paderborner Annalen scheint mir fraglich.

2) Die Abschrift ist im Cod. Udalr. durch mehrere Umstellungen unbrauchbar; Jaffé hat die richtige Ordnung hergestellt.

jedoch mit fremdartigen Zusätzen vermischt, später übergegangen. Aus beiden Actenstücken ist die Zusammenstellung in den M. G. Legg. II. 66 seq. gemacht. Der Bericht des Kaisers läßt absichtlich Manches im Dunkel und verschweigt das ihm Ungünstige; so werden die Zusagen in der kaiserlichen cartula conventionis[1]) gar nicht mitgetheilt, dagegen die des Papstes, und auch diese mit absichtlichen Aenderungen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Siegberts Darstellung, die wesentlich auf jenem Manifest beruht, manches Irrige enthält. Wenn Eckehard sagt, daß der König den Vertrag ausdrücklich von der Zustimmung der gesammten Kirche und der Reichsfürsten abhängig gemacht habe, so mag er das David nachgeschrieben haben, aber es ist nichtsdestoweniger unrichtig; nicht einmal der König selbst stellt in dem Manifest ähnliche Behauptungen auf und in den überlieferten Actenstücken ist Nichts, was zu denselben Anlaß böte. Kolbe, Erzbischof Adalbert I. von Mainz S. 34 folgt deshalb, wie ich glaube, mit Unrecht hier Eckehard. Die Auslegung, welche Peiser S. 68 ff. den Worten der päpstlichen cartula conventionis: cum auctoritate (sua) et iusticia giebt, scheint mir nicht haltbar, eben so wenig die Auslegung der Worte et non (nihilo?) subtracto. Die Darstellung im Registrum verdient in allem Wesentlichen Glauben, namentlich scheint der Wortlaut der Convention hier getreu wiedergegeben zu sein. Auch die Erzählung, welche sich in dem Schreiben des Bischofs Johannes von Tusculum an den Bischof Richard von Albano bei Baronius z. J. 1111 Nr. 11 findet, stimmt in den meisten Punkten mit der Darstellung des Registrum überein; doch wird hier von dem Privilegium, welches der Papst Heinrich vor der Krönung zugestand, geflissentlich nicht geredet. Ueber die Vorgänge in und bei St. Peter verdienen noch Beachtung der Bericht des Petrus Pisanus (Watterich II. 8. 9) und die Aufzeichnungen der Paderborner Annalen, die sich am vollständigsten in den Annales Colonienses, etwas abgekürzt auch in den Annales Hildesheimenses und beim Annalista Saxo finden. Aus diesen Aufzeichnungen geht hervor, daß wirklich am Krönungstag, wie Heinrich in seinem Manifest hervorhebt, Angriffe von den Römern auf die Deutschen gemacht wurden. Sie werden aber hier in die Zeit verlegt, als der König den Dom bereits betreten hatte, während Heinrich selbst sagt, sie seien schon früher erfolgt. Das Letztere möchte um so glaubwürdiger sein, als Heinrich wohl nur mit diesen Angriffen die Forderung begründen konnte, daß der Dom vor seinem Eintritt mit seinen Kriegern besetzt werden müsse, worüber Petrus Pisanus zu vergleichen ist. Die Zusätze, welche Petrus Diaconus im Chronicon mon. Cassinensis macht, sind von sehr verschiedenem Werthe. Was er über das damalige Verhalten der Normannen, über die Verwendung des Kaisers für Stephanus Normannus, über die Kämpfe Heinrichs mit den Römern sagt, erscheint völlig glaubwürdig. Die Briefe des Papstes aber, welche er c. 36 in diese Zeit setzt, gehören in das Jahr 1106, man vergleiche oben die Anmerkungen zu S. 751. 752 und S. 756—765. Wenn Petrus ferner meldet, daß der König dem Papste damals die Dienste des Stallmeisters geleistet habe, so steht dies gleich anderen seiner Einschaltungen an dieser Stelle mit seiner eigenen Erzählung nach dem Registrum im Widerspruch. Auch was er über eine eidliche Zusicherung Heinrichs berichtet, nach welcher die Lehenshoheit über Apulien, Calabrien, Sicilien und Capua dem Papste verbleiben sollte, verdient nicht den geringsten Glauben. Wenn Hermann von Tournay (M. G. XII. 662) den h. Norbert in die römischen Vorgänge zu jener

1) Der hier erwähnte Folkmar ist gewiß eine Person mit dem früheren Truchseß Heinrichs IV. Vergl. oben die Anmerkungen zu S. 717—724.

Zeit verflicht, so erregt große Bedenken, daß hiervon nicht einmal die Vita Norberti spricht. Glaubwürdig erscheint dagegen, was Otto von Freising im Chronicon VII. 14 von dem damaligen Auftreten des Erzbischofs Konrad von Salzburg erzählt. Die Vita Chuonradi (c. 9), Gerhoh von Reichersberg, de antichristo c. 22 und aus ihm die Annales Reicherspergenses (M. G. XVII. 452) berichten Aehnliches; nur sind die Motive von Konrads Verfahren hier und dort anders aufgefaßt, als bei Otto. Gerhoh schmückt sonst seine Darstellung hier mit willkürlichen Zuthaten aus, und es ist deshalb bedenklich, ihm im Detail zu folgen. Heinrich Haupt (Caput oder cum capite) ist unzweifelhaft der erste der Heinriche von Pappenheim, die nachher als Reichsministerialen und Reichsmarschälle so oft genannt werden; vergl. Ficker, die Reichshofbeamten der Staufenschen Periode S. 10 ff. Daß der von den Italienern Heinricus Testa Genannte ein Pappenheimer war, hat Töche (Heinrich VI. S. 148) klar erwiesen, und Testa ist nur Uebersetzung von Haupt. Das alte Wappen der Pappenheimer zeigt ein Haupt, und Haupt ist noch jetzt Vorname in der Familie. Den Kampf Heinrichs mit den Römern erwähnen die genannten Quellen und außer ihnen Landulfus de s. Paulo c. 26; die einzelnen Notizen sind nicht leicht zu verbinden. Ueber die Gefangenschaft des Papstes, das erzwungene Investiturprivilegium und die Kaiserkrönung ist wiederum die Erzählung des Registrum, mit welcher die Actenstücke und die Erzählung bei Guillelmus Malmesberiensis L. V. c. 421—425 (M. G. X. 479. 480), die auf David beruhen, zu vergleichen sind, am zuverlässigsten. Daß der König und der Papst bei den Säulen auf dem Forum vor der Krönung zusammengekommen seien, wie Wilhelm zu sagen scheint, ist unmöglich, da Heinrich die eigentliche Stadt gar nicht betrat, und in foro auf den Platz vor der Peterskirche zu beziehen, wie es von Guleke in den Forschungen X. 419 geschieht, ist doch bedenklich. Auch die Erzählung, welche Wilhelm von der Verleihung des Patriciats durch den römischen Adel giebt oder wohl nachschreibt, erregt Zweifel. Der bei Heinrichs V. Krönung beobachtete Ordo ist, wie aus Wilhelm hervorgeht, der damals übliche, der bei Waitz, die Formeln der deutschen Königs- und römischen Kaiserkrönung S. 62 gedruckt ist. Ueber das Ende des Maginulf sehe man die Annales Romani p. 478, die Abrenuntiatio des Gegenpapstes findet sich in Pertz' Archiv X. 464.

S. 825—827. — Ueber die Rückkehr des Kaisers nach Deutschland sind unsere Nachrichten dürftig. Die Zusammenkunft des Kaisers mit der großen Gräfin Mathilde schildert Donizo II. c. 18; natürlich sieht der Panegyriker die Dinge anders, als sie wirklich waren. Für das Itinerar des Kaisers sind die von Stumpf R. 3055—3064 verzeichneten Urkunden von Bedeutung. Besonders wichtig ist die Urkunde Heinrichs V. für Venedig, die bei Lünig, Cod. dipl. Italiae II. 1951, aber fehlerhaft gedruckt ist. Die damalige Stellung Mailands und Pavias zum Kaiser und ihre Verbindung unter einander erhellt aus Landulfus de s. Paulo c. 38. Die Schriftstücke J. L. R. 6293. 6295. 6296. 6299. 6300, sämmtlich im Codex Udalrici (J. 152—157), erläutern das Verhältniß des Papstes zum Kaiser, nachdem dieser Rom verlassen hatte. Die eigenthümliche Einrichtung der italienischen Kanzlei unter Heinrich V. wird aus den Angaben in Stumpfs Regesten S. 253 und Breßlaus Urkundenlehre I. 352. 353 (vergl. I. 342) klar. Der Eindruck, welchen Heinrichs Erfolge in Italien machten, wird besonders von Otto von Freising (Chronicon VII. c. 14, Gesta Friderici I. c. 10) hervorgehoben; man vergleiche auch Wilhelm von Malmesbury (M. G. X. 483. 484).

S. 827. 828. — Die Fürsten, welche dem Leichenbegängniß Heinrichs IV. beiwohnten, lernt man aus den Urkunden bei St. R. 3068—3072 kennen; als anwesend wird auch Mathilda regina in Nr. 3069 genannt. Ueber Adalberts Investitur am 15. August 1111 sehe man Eckehard und die Kölner Annalen; Stenzel setzt II. 319 die Investitur irrig nach Speier. Die Weihe erfolgte erst am 26. December 1115. Die Echtheit der Reinhardsbrunner Urkunden vom 26. und 27. August 1111 (St. R. 3073—3075), in denen Adalbert noch als cancellarius unterzeichnet ist, scheint mir sehr fraglich, obwohl Ficker, Urkundenlehre II. 133 für dieselbe spricht. Ueber die Investitur Odos von Cambray sind die früher bezeichneten Cambrayer Quellen, über die damalige Stellung des Klosters Schaffhausen die Urkunden St. R. 3076. 3077 zu vergleichen. Die allgemeinen Zustände des Reichs zu jener Zeit schildert Eckehard in anschaulicher Weise; Manches stellt er wohl von seinem damaligen Standpunkt aus zu günstig dar.

S. 828—830. — Seine schwere Krankheit erwähnte der Kaiser selbst in einem Schreiben an den Papst, wie aus dessen Brief vom 26. October 1111 im Codex Udalrici Nr. 271 (J. 158) hervorgeht. Auch in dem vom Kaiser gegen Adalbert später erlassenen Manifest, welches Böhmer in den Neuen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins Bd. VII. H. 2. S. 98 zuerst bekannt gemacht hat und von welchem unter unseren Dokumenten A. 14 ein neuer Abdruck gegeben ist, geschieht der Krankheit Erwähnung, und man erfährt hier, daß sie in Worms eintrat. Der Kaiser war noch am 4. September in Mainz (St. R. 3077); die Erkrankung kann wohl nur in die Zeit fallen, als er auf dem Wege von dort nach Straßburg, wo er am 24. September verweilte (St. R. 3078), Worms berühren mußte. Im Uebrigen sind die interessanten Nachrichten des Landulfus de s. Paulo c. 27 verwerthet worden. Das Kloster, welches Landulf erwähnt, kann nur Neuhausen dicht bei Worms sein, wo der Kaiser oft verweilte und später eine Burg baute. Ueber die Streitigkeiten zwischen Herzog Lothar und Markgraf Rudolf geben nach den Paderborner Annalen die Annales Colonienses Notizen, welche früher übersehen sind. Aus diesen erhellt, daß es irrig ist, wenn der Ausbruch des Zwistes Beider mit dem Kaiser schon auf Weihnachten 1111 gesetzt wird. Die Freigebung des Pfalzgrafen Siegfried erwähnen Eckehard und die Kölner Annalen. Ueber die Entlassung des jüngeren Wiprecht sehe man die Annales Pegavienses z. J. 1112. Flathe in dem Aufsatze über Wiprecht von Groitsch (Archiv für sächsische Geschichte III. 111) zieht die Zeitangabe der Pegauer Annalen in Zweifel, weil an einer anderen Stelle derselben davon die Rede sei, daß der jüngere Wiprecht im Dienste des Kaisers nach Italien gegangen sei, und dabei nur an den Zug des Jahres 1110 gedacht werden könne. Aber an der bezüglichen Stelle ist nicht ausdrücklich von einem Kriegszuge die Rede, sondern die Worte können sich auch auf eine Gesandtschaftsreise beziehen, und nahe liegt, an die Gesandtschaft des Jahres 1106 zu denken, da Eckehard in derselben einen Wiprecht nennt, wobei freilich unklar bleibt, ob Vater oder Sohn gemeint ist.

S. 830—834. — Die Heftigkeit der Opposition Brunos von Segni gegen das Investiturprivilegium geht am deutlichsten aus seinen Briefen bei Baronius z. J. 1111 Nr. 30. 31 hervor; im Uebrigen ist das Chron. mon. Cassin. IV. c. 42 und das Schreiben des Papstes J. L. R. 6301 zu beachten. Der Widerstand des französischen Klerus erhellt besonders aus den Briefen Ivos von Chartres (Nr. 233. 236). Ueber die verwandtschaftlichen Verhältnisse Guidos von Vienne siehe M. Maurer, Papst Calixt II. (München 1886) I. 68 ff. Daß Papst Paschalis sich

eine Zeit lang nach Ponza zurückzog, zeigen die von Schum, Papst Paschalis S. 31 angeführten Quellenstellen. Die Acten der römischen Lateransynode von 1112 besitzen wir in einer doppelten Recension. Die eine findet sich bei Guillelmus Malm. (M. G. X. 480. 481) und Florentius Wigorn. (M. G. V. 506) in einer Handschrift des Burchard (Mansi XXI. 68) und im Cod. Vat. 1984, und ist aus letzterem in den M. G. Legg. II. B. 181 herausgegeben; die andere ist in den Gesta pauperis scholaris Albini (Cod. Vatic. Ottob. 3057) enthalten und mit einigen Kürzungen in die spätere Biographie Paschalis' II. (Muratori SS. III, 1. 313) übergegangen. Aus der Vergleichung beider Recensionen ergiebt sich leicht der ursprüngliche Text. In den Unterschriften ist zu lesen: Galo Leonensis et legatus pro Bituricensi et Viennensi archiepiscopis. Man sehe auch die bei Böhmer, Acta imperii selecta p. 595 und im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde VI. 449 aus einer Schaffhausener Handschrift mitgetheilten Notizen.

S. 834—837. — Von der Gesandtschaft Gerards von Angoulême an den Kaiser handelt die Historia pontificum et comitum Engolismensium (M. G. XXVI. 823). Stenzel I. 647 setzt die Gesandtschaft mit Unrecht schon vor die Lateransynode und nimmt irrthümlich an, daß der erwähnte Kanzler des Kaisers Adalbert gewesen sei; Andere sind Stenzel auch hierin gefolgt. Das Schreiben des Papstes an Guido von Vienne (J. L. R. 6325) ist meines Erachtens nicht, wie Stenzel und Andere angeben, vor der Lateransynode, sondern erst einige Monate nach derselben geschrieben; es ist dasselbe, welches Guido in seinem Bericht über die Synode von Vienne an den Papst erwähnt. Dieser Bericht und die anderen auf die Vienner Synode bezüglichen Nachrichten sind bei Mansi XXI. 73—78 zusammengestellt; hinzuzufügen sind die Notizen Sugers in der Vita Ludovici VI. (M. G. XXVI. 52). Von der erbitterten Stimmung des Kaisers gegen Guido von Vienne zeugt besonders ein Schreiben, welches Stumpf in den Acta imperii p. 468 veröffentlicht hat. Der Kaiser ermuntert darin eine Anzahl burgundischer Großen den Bestrebungen Guidos, das Erzbisthum Besançon zu beseitigen, kräftig entgegenzutreten. Es heißt: Multorum relatione comperimus, quod ille Viennensis inimicus pacis et concordiae, ille contemptor apostolicae auctoritatis et imperatoriae, immo divinae, qui enim potestati restitit, Dei ordinationi restitit, ille inquam sanctorum patrum statutis inobediens ac rebellis, Bisuntinam sanctissimi protomartyris ecclesiam destruere nititur et ab illo archiepiscopalis sedis et dignitatis statu, quo a sanctis patribus fundata atque firmata est, contendit deiicere. Stumpf setzt das Schreiben in die Zeit von 1115—1116; ich möchte glauben, daß es bereits 1112 geschrieben sei, da man später kaum noch Guido contemptor apostolicae auctoritatis nennen konnte. M. Maurer, Calixt II. I. 52 möchte das Schreiben in das Jahr 1115 setzen und bringt es in Verbindung mit Streitigkeiten zwischen den Kapiteln von St. Johann und St. Stephan über die Kathedralrechte, von denen oben der Kaiser nicht spricht.

S. 837—839. — Ueber die Verhandlungen des Papstes mit dem griechischen Hofe sehe man das Schreiben des Abts von Farfa im Codex Udalrici Nr. 259 (J. 162), welches etwa im Mai 1112 geschrieben ist. Nach Petrus Diaconus IV. c. 46 ging damals eine zahlreiche Gesandtschaft von Römern nach Constantinopel, welche über M. Cassino den Weg nahm. Das Schreiben des Kaisers Alexius, von dem Petrus berichtet, findet sich bei Muratori, Antiquitates V. 389, doch hat der Chronist in gewohnter Weise den Inhalt desselben nicht genau wiedergegeben. Den weiteren Fortgang der Unterhandlungen ersieht man aus dem merkwürdigen Schreiben

des Papstes an Alexius, welches Albinus aufbewahrt hat und das bei J. L. R. 6334 nach meiner Abschrift gedruckt ist. Jaffé setzte das Schreiben in der ersten Ausgabe der Papstregesten in das Jahr 1115, doch muß es, da es dem L. XIV. des Registrum entnommen ist, in die Zeit zwischen August 1112 und 1113 gehören. Damit steht auch der Ausstellungsort: Troiae nicht im Widerspruch; denn der Papst hielt sich vom November 1112 bis März 1113 in Unteritalien auf, meist zu Benevent, und konnte damals in dem nahen Troja recht wohl griechische Gesandte empfangen. Da von einer im October nächsten Jahres beabsichtigten Synode die Rede ist, scheint das Schreiben gegen Ende des Jahres 1112 abgefaßt zu sein; Löwenfeld setzt es in den November 1112. Die mailändischen Verhältnisse jener Zeit erhellen aus Landulfus de s. Paulo c. 31—33 und dem interessanten Schreiben des Bischofs Azzo von Acqui im Codex Udalrici Nr. 258 (J. 161), welches im März 1112, wie aus Erwähnung der römischen Synode hervorgeht, entstanden ist. Azzo von Acqui, der später mehrfach als Unterhändler diente, stammte aus dem Geschlecht des Aledram und war dem Kaiser und dem späteren Papst Calixt II. verwandt. Er nahm damals für den Kaiser, der sein Geschlecht vielfach begünstigt zu haben scheint, entschieden Partei.

S. 839—842. — Die späten Annales Stadenses geben gute Nachrichten über die Ereignisse, welche den Bruch zwischen dem Kaiser und Herzog Lothar herbeiführten. Ueber die weiteren Vorgänge berichten die Paderborner Annalen (Annales Colonienses) wie die Rosenfeldenses nebst den aus ihnen abgeleiten Jahrbüchern; der Annalista Saxo combinirt aus beiden Berichten und nennt allein Goslar als den Ort, wo der Kaiser über Lothar und Rudolf Gericht hielt. Sicher erfolgte der Urtheilsspruch dort nicht zu Weihnachten 1111, wie aus den Annales Colonienses klar wird, vielleicht aber gegen Ende des März 1112, wo sich der Kaiser wieder zu Goslar aufhielt (St. R. 3084); Ostern scheint Heinrich dann zu Münster gefeiert zu haben. Die Belagerung Salzwedels wird chronologisch durch die Urkunde vom 16. Juni 1112 (St. R. 3087) näher bestimmt. Die Theilnahme der jungen Neffen des Markgrafen Rudolf an diesen Ereignissen und ihre unglücklichen Schicksale erhellen aus dem Chronicon Sampetrinum. Zu beachten ist auch die merkwürdige Urkunde Friedrichs von Putelendorf vom 4. Mai 1114 in Heidenreichs Entwurf einer Historie der Pfalzgrafen von Sachsen S. 101; daß bei derselben nicht an den damaligen Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg gedacht werden könne, scheint mir außer Zweifel zu stehen.

S. 842—846. — Den Todestag des Grafen Udalrich giebt das Necrologium s. Michaelis bei Wedekind, Noten III. 26. Der Kaiser konnte nur die Reichslehen, nicht die Allodien des Verstorbenen einziehen. Wenn es in der kaiserlichen Urkunde vom 14. April 1114 (St. R. 3112) heißt: nos quoque, ad quos allodia supradicti Oulrici communi iudicio principum nostrorum devenerunt, so kann dabei nur von Allodien die Rede sein, die zunächst an Pfalzgraf Siegfried gefallen und nach dessen Empörung dem Kaiser zugesprochen waren. Ueber den von Siegfried veranlaßten Aufstand berichtet Eckehard am ausführlichsten. Die Verhaftung Adalberts von Mainz erwähnen fast alle deutschen Quellen; die näheren Umstände werden besonders in dem Manifest des Kaisers (Documente A. 14) angegeben. Es ist mir nicht unbekannt, daß die Echtheit dieses Actenstückes angezweifelt wird, aber ich habe keine vollwichtigen Gründe für die Verwerfung desselben entdecken können; jedenfalls rührt es von einem gut unterrichteten Autor her. Das in dem Manifest erwähnte castrum s. Mariae halte ich für die Madenburg bei Trifels, sicherlich eine alte

Reichsburg, die schon im zwölften Jahrhundert, ja vielleicht schon früher erwähnt wird. Vergl. die Anmerkungen zu Seite 385—389. Castrum s. Mariae wäre dann nur, wie Parthenopolis, Uebersetzung; denn Magd wird besonders von der h. Jungfrau gebraucht. Kolbe, Adalbert I. S. 55 glaubt, daß eher an eine Burg Marientraut bei Speier zu denken sei, die er aber erst 1541 nachweisen kann. Die Verhaftung fand nach den Annales Corbeienses zu Langesdorf statt. Ich habe früher angenommen, daß Langendorf an der fränkischen Saale gemeint sei; dagegen weist G. Freiherr v. Schenk zu Schweinsberg im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der d. Geschichts- und Alterthumsvereine Jahrg. 1874 S. 62 auf Langsdorf in der Wetterau hin, und eine sichere Entscheidung, welcher Ort zu verstehen sei, scheint mir kaum möglich. Daß Adalbert vor ein Fürstengericht gestellt und verurtheilt wurde, sagt Eckehard (re cognita custodiae traditur). Wo Adalbert seinen Kerker fand, wird nirgends berichtet; meist meint man nach einer irrthümlichen Auslegung der Annales Hildesheimenses, daß Adalbert nach Trifels gebracht sei, doch war gerade diese Burg damals von den Leuten des Erzbischofs besetzt und wurde erst später dem Kaiser ausgeliefert. Bemerkenswerth ist, daß schon vom 30. November 1112 an (St. R. 3092) der Kanzler Bruno die Urkunden ohne Angabe eines Erzkanzlers unterzeichnet; der Kaiser scheint also schon damals Adalbert im Erzkanzleramte suspendirt zu haben. Das Urtheil über die aufständischen Fürsten Sachsens berichtet Eckehard. Die Verwendung des Papstes für Adalbert erfolgte in dem Schreiben vom 25. Januar 1113, welches im Codex Udalrici Nr. 272 (J. 163) erhalten ist (J. L. R. 6339). Ueber die Schicksale Konrads von Salzburg sehe man die Vita Chuonradi c. 9—12. Was über die Hirschauer gesagt ist, geht besonders aus der Vita Theogeri und dem Codex Hirsaugiensis hervor.

S. 846—850. — Den Zug des Kaisers nach Sachsen im Anfange d. J. 1113 erwähnen Eckehard, die Annales Colonienses und die ihnen verwandten Quellen, wie auch die Annales Corbeienses. Annalista Saxo und die Annales Magdeburgenses haben hier übereinstimmende Nachrichten, welche wohl auf die Annales Rosenfeldenses zurückzuführen sind, obwohl sie in dem uns erhaltenen Auszuge derselben fehlen. Ueber das Mißgeschick der Verschworenen bei Warnstädt geben die Annales Pegavienses gute Nachrichten, aber irrig erst z. J. 1114. Das Ereigniß wird gewöhnlich auf den 21. Februar gesetzt, doch beruht dies Datum nur auf einer fehlerhaften Angabe Tolners (Hist. Palat. p. 289), nach welcher der Pfalzgraf an diesem Tage im Kampfe seinen Tod gefunden habe; Siegfried starb aber erst einige Zeit nach dem Ueberfall an seiner Wunde, und sein Todestag war nach dem Necrologium s. Maximini (Hontheim, Prodromus I. 972) der 9. März. Ueber den Tag zu Worms Ostern 1113 sehe man die Annales Colonienses und die verwandten Quellen. Von dem Schicksal des Wiprecht von Groitsch handeln die Annales Pegavienses; die Unterwerfung Reinhards von Halberstadt melden die Annales Hildesheimes und Annalista Saxo, welche hier vollständiger die Paderborner Jahrbücher ausschreiben, als die Colonienses; über Ludwigs Unterwerfung sehe man die Nachrichten im Chronicon Sampetrinum. Der marchio Herimannus de Saxonia, welcher in zwei Urkunden vom 18. März 1114 (St. R. 3110. 3111) erscheint, kann wohl nur Hermann von Winzenburg sein, wie auch Stumpf in den Forschungen XIV. 622 für allein zulässig erklärt und auch von Waitz, Verfassungsgeschichte VII. 58 angenommen wird. Die Erhebung der Wenden geht aus den übereinstimmenden Nachrichten im Annalista Saxo und den Annales Magdeburgenses hervor, die ich auf die Rosenfelder Jahrbücher zurückführe

Weiteres berichtet Helmold I. c. 36—39, aber ohne nähere chronologische Bestimmungen.

S. 850—853. — Eckehard und Otto von Freising im Chronicon VII. c. 15 handeln nur kurz über Heinrichs Zug gegen den Grafen Reginald; ausführlicher kommt Otto, de rebus gestis Friderici I. L. I. c. 11 auf denselben zurück. Sehr beachtenswerth sind die Nachrichten in den Gesta epp. Virdunensium c. 22; Albericus, dem Stenzel folgt, schöpft hier allein aus dieser Quelle. Die Urkunde, am 11. November 1113 zu Metz ausgestellt (St. R. 3098), bestimmt die Zeit des Zuges gegen Reginald näher. Ueber den Aufenthalt des Kaisers zu Bamberg Weihnachten 1113 sehe man Eckehard, der auch die ausführlichsten Nachrichten über die glänzende Hochzeitsfeier des Kaisers bietet. Er giebt an, daß fünf Herzoge anwesend waren, de quibus dux Boemiae summus pincerna fuit. Wer die anderen Herzoge waren, geht aus den Urkunden St. R. 3100. 3101 hervor. Ueber Lothars Unterwerfung finden sich bei Otto von Freising im Chronicon VII. c. 15 gute Notizen; über Ludwigs Verhaftung und ihre Folgen sehe man die Annales Colonienses mit den ihnen verwandten Quellen und das Chronicon Sampetrinum. Wie schon in Mainz neue Verschwörungen vorbereitet wurden, betont besonders Otto von Freising a. a. O.

S. 854—859. — Den Aufenthalt Heinrichs zu Dollendorf ergiebt die Urkunde St. R. 3114. Den Zug gegen die Friesen und den Aufstand Kölns berichtet Eckehard und weit ausführlicher die Annales Colonienses, deren zweite Recension hier noch besondere kölnische Nachrichten hat. Die Notiz Rec. II. z. J. 1112: Coniuratio Coloniae facta est pro libertate ist sehr interessant und scheint mir von Ennen in seiner Geschichte Kölns I. 365 nicht nach ihrem ganzen Umfange gewürdigt zu werden. Was solche städtische Eidgenossenschaften bezweckten, erhellt am deutlichsten aus den Zuständen in Cambray, über welche wir genauer unterrichtet sind. Vergl. Waitz, Verfassungsgeschichte VII. 397—400. Ueber den Aufstand der lothringischen Großen sagt Eckehard (C.): nullam aliam occasionem habebant, unde ipsum possent accusare, nisi quod testabantur, quendam suum ministerialem nimis ferociter dominium in suis partibus exercere; in den späteren Bearbeitungen der Chronik hat er diese Worte selbst getilgt. Auffällig ist, daß in manchen Urkunden des Kaisers, wie in den beiden vom J. 1114 St. R. 3107. 3108, die lothringischen Bischöfe und Grafen von denen aus den anderen Reichstheilen geschieden werden. Die Worte der Annales Colonienses: continuo sagittis excepti ad sex in momento sunt extincti deutet Stenzel: nur sechs von der Schaar entkamen; es ist zu übersetzen: sogleich von den Pfeilen getroffen, starben etwa sechs im Augenblick. Das Mißgeschick von St. Trond berichten ausführlich die Gesta abbatum Trud. X. c. 14. 15. Die Anwesenheit des Kaisers am 26. August 1114 zu Erfurt geht aus der Gründungsurkunde für das Kloster Paulinzelle in Thüringen (St. R. 3116) hervor; das Document ist interessant durch die Zeugen: Adelgotus Magdeburgensis archiepiscopus, Reinhart Halberstatensis episcopus, Heinricus Paderbrunnensis episcopus, Heriwicus Misnensis episcopus, Didericus Cicensis episcopus, Gerhardus Merseburgensis episcopus, Herimannus et Rudolfus marchio, Fridericus palatinus, item Fridericus palatinus, Didericus comes et filius eius Milo, Helpericus comes, Sizo comes, Erwinus comes, Hoger, Heinricus cognomine cum capite et alii quam plures divites et pauperes. Die Vertheilung der kölnischen Besitzungen unter Heinrichs Vassallen geht aus einem Schreiben des Abts von Grafschaft an Erzbischof Konrad von Salzburg hervor, welches Ficker bei

Böhmer, Acta imperii p. 595 hat abdrucken lassen. Dort heißt es: Quibus quantisque tribulationum pressuris Coloniensium episcopatus tabescit, fama divulgante didicisse te arbitror. Ut enim coniurationis manum adversus imperatorem Saxoniae principes erexerunt, mox omnem memoratae civitatis episcopatum suis fautoribus in beneficium distribuens, nostri quaeque coenobioli eidem tempestati flebiliter involvit. Daß Erzbischof Friedrich mit den Besitzungen des Bischofs von Münster nicht anders umging, zeigt das Schreiben des Letzteren im Cod. Udalrici Nr. 292 (J. 169). Die Urkunde St. R. 3118 ist, wie auch Stumpf annimmt, gleich so vielen anderen Reinhardsbrunnern, sicher unecht; wie weit die darin enthaltenen Angaben über den Loskauf des jüngeren Ludwig richtig sind, läßt sich schwer entscheiden. Die Urkunde St. R. 3119, wichtige Privilegien für Worms enthaltend und noch im angeblichen Original vorhanden, bietet scheinbar keinen Grund, um ihre Echtheit zu bezweifeln. Dann wäre aber die Recognition: Arnoldus vice Brunonis archicancellarii sehr merkwürdig. Hatte der Kaiser die Erzkanzlei der Mainzer Kirche entzogen und sie seinem bisherigen Kanzler Bruno übertragen? Kaum ist daran zu denken, daß sie dem Erzbischof Bruno von Trier übergeben sein sollte. Ueber den neuen Ausbruch des Aufstandes in Sachsen findet man bei Eckehard, in den Annales Colonienses und den ihnen verwandten Quellen Nachrichten, welche durch die Annales Pegavienses gut ergänzt werden.

S. 859—862. — Ueber den Zug des Abodriten Heinrich von Rügen giebt Helmold I. c. 38 Bericht. Den Zug Lothars erwähnen der Annalista Saxo, die Annales Corbeienses und der Chronographus Corbeiensis; der Letztere berichtet die Unterstützung des Markgrafen Heinrich, dem die Zirzipaner folgten. Das Jahr 1114 steht für diesen Zug fest, aber er kann nicht in die letzten Monate desselben fallen, da Lothar damals wieder persönlich tief in den sächsischen Aufstand verwickelt war, demnach auch nicht in unmittelbarer Verbindung mit jenem zweiten Zuge des Abodriten Heinrich stehen, der von Helmold a. a. O. erzählt wird. Hiernach bin ich mehrfach von der Darstellung in den Wendischen Geschichten II. 200. 201 abgewichen. Den Sieg des Grafen Otto berichten Annalista Saxo und die Annales Magdeburgenses nach einer gemeinsamen Quelle, ohne Zweifel den Annales Rosenfeldenses. Otto soll nur sechszig Mitstreiter gehabt haben; darunter können nur Herren verstanden sein, von denen jeder ein zahlreiches Gefolge von Dienstmannen hatte. Der Schlachttag wird von beiden Quellen übereinstimmend angegeben. Die Annales Palidenses und die von ihnen abgeleiteten Quellen berichten, daß Ottos Kampf an demselben Tage mit der Schlacht am Welfesholz stattgefunden habe, — ein Synchronismus, wie er der Sage eigen ist. Im Uebrigen vergleiche man v. Heinemann, Albrecht der Bär S. 313. Ueber die Niederlage des Kaisers am Welfesholz sind die Nachrichten bei Eckehard, in den Annales Colonienses und den ihnen verwandten Quellen unzulänglich; eingehender berichten darüber die Annales Pegavienses. In der Angabe des Schlachttages stimmen die meisten Quellen überein; IV. Id. Febr. im Chronicon Sampetrinum ist wohl nur Druckfehler. Was Helmold I. c. 40 über die Schlacht berichtet, ist ungenau; er setzt sie irrig auf den 1. Februar. Die Annales Corbeienses berichten z. J. 1115, daß der Abt Erkanbert am 25. März in Gefangenschaft gerathen sei und sich von einem gewissen Burchard durch große Geldsummen habe lösen müssen. Es ist über diesen Vorgang Nichts weiter bekannt, aber nach der Zeitbestimmung nicht anzunehmen, daß eine Verwechselung mit dem Unglück desselben Abts vorliege, welches der Annalista Saxo z. J. 1116 erzählt und welches erst in den Spätherbst dieses Jahres zu setzen ist.

S. 862—864. — Die Nachrichten der Quellen über den Cardinallegaten Kuno von Präneste hat Schöne in einer besonderen Schrift über ihn (Weimar 1857) zusammengestellt. Es ist irrig, wenn daselbst S. 4 Kuno in einen verwandtschaftlichen Zusammenhang mit Otto von Bamberg gebracht wird. Denn die Stelle im Briefe Friedrichs von Köln an Otto (Cod. Udalrici Nr. 277, J. 167), auf welche sich Schöne beruft, lautet in den Handschriften Chuono Praenestinus episcopus, nicht pronepos tuus episcopus, wie in dem ersten Drucke; schon Mascov p. 175 hat die Stelle richtig emendirt. In demselben Briefe hat man die besten Nachrichten über die Bannung des Kaisers zu Beauvais; zu vergleichen sind die Fortsetzungen des Siegbert (Auctarium Laudunense und Continuatio Atrebatensis). Daß Erzbischof Friedrich schon zuvor den Bischof von Münster excommunicirt hatte, erhellt aus dem Briefe des Letzteren im Cod. Udalrici Nr. 292 (J. 169), der nicht mit Stein (De Friderico archiepiscopo Coloniensi p. 16) in das Jahr 1112, sondern in den Sommer 1114 gesetzt werden muß; denn erst damals war Westfalen der Schauplatz verheerender Kämpfe zwischen den Kaiserlichen und den Kölnern. Jaffé datirt den Brief erst vom Jahre 1115, was Scheffer-Boichorst (Annales Patherbrunnenses) mit Recht zurückgewiesen hat. Auch von Hechelmann in seiner Biographie Burchards des Rothen (Zeitschrift für westfälische Geschichte und Alterthumskunde, dritte Folge Bd. VI. S. 281 ff.) sind diese Vorgänge nicht richtig dargestellt. Der vorhin erwähnte Brief Friedrichs an Otto von Bamberg ist im Anfange des Jahres 1115 geschrieben. Daß Kuno auch auf deutschem Boden den Bann über den Kaiser ausgesprochen habe, bezweifelt Schöne S. 31. 32 meines Erachtens ohne Grund. Die alte Notiz (M. G. VI. 251 N. 53) spricht ganz positiv über Kunos Excommunication in Köln; überdies sagt der Kaiser selbst im Codex Udalrici Nr. 318 (J. 178), daß Kuno nach Köln und Sachsen gegangen sei und dort den Bann verbreitet habe. Danach wird Eckehard Recht behalten, wenn er z. J. 1116 schreibt: (excommunicationis sententiam) in Grecia, Ungaria, Saxonia, Lotharingia, Francia — confirmavit. Auch über die Erneuerung des Bannes auf der Synode zu Chalons genügt das Zeugniß der erwähnten alten Notiz.

S. 864—867. — Die Erfolge der Aufständischen in Sachsen berichtet ausführlich Annalista Saxo, der hier wohl am genauesten den Paderborner Annalen folgt. Das castrum imperatoris munitissimum Luofereskit kann wohl nur Lüdenscheid sein; vergl. Erhard, Reg. hist. Westph. I. 223. Der Name ist vielleicht bei dem Annalisten verderbt; in der Urkunde bei Lacomblet I. Nr. 209 wird die Burg Liudolvesceith genannt. Ueber das Auftreten des Cardinals Theoderich sehe man die Translatio s. Auctoris (M. G. XII. 315), Eckehard, die Annales Colonienses mit den verwandten Quellen und das Chronicon Sampetrinum. Das Schreiben des Papstes vom 10. Oktober 1115 steht im Codex Udalrici Nr. 274 (J. 170). Von dem Tode der großen Gräfin Mathilde berichtet ausführlich Donizo am Schluß seines Werkes. Ueber den verunglückten Reichstag zu Mainz und den Tag zu Fritzlar sehe man Eckehard, die Annales Hildesheimenses und Annalista Saxo; die beiden letzteren haben hier vollständiger die Paderborner Annalen ausgeschrieben, als die Annales Colonienses. Florentius von Worcester (M. G. V. 567) spricht von einer Belagerung Kölns i. J. 1115 und einem zu Neuß geschlossenen Frieden, doch finden seine Notizen sonst nirgends Bestätigung. Der Kaiser kann erst am 1. November in Mainz angekommen sein, denn noch an demselben Tag ist von ihm in Rüdesheim eine Urkunde ausgestellt (St. R. 3120).

S. 867—869. — Die Freilassung des Erzbischofs Adalbert berichten Eckehard, die Annales Colonienses mit den verwandten Quellen und das Chronicon Sampetrinum (Annales Pegavienses). Die Bedingungen, welche die Mainzer eingehen mußten, erhellen am deutlichsten aus Heinrichs Brief an sie im Codex Udalrici Nr. 319 (J. 177). Die alte Mainzer Chronik, von welcher Serrarius bei Ioannis, Scriptores rer. Mog. I. 536 und nach ihm Stenzel I. 666 Gebrauch macht, ist eine Quelle von zweifelhaftem Werth. Die Bürgschaft des Erzbischofs von Trier für Adalbert bezeugen die Gesta Treverorum Cont. I. c. 19. Daß Eckehard nicht übertreibt, wenn er die Behandlung Adalberts im Kerker als eine sehr harte darstellt, zeigt die Urkunde Adalberts bei Guden, Codex diplomaticus I. 116 (corpore ex toto attenuatum, vix semivivum). Da die Freilassung Adalberts erst im November 1115 erfolgte, können die Urkunden desselben mit dem Datum vom 15. Mai 1115 (Ind. VIII.) und dem Actum: Moguntie für die Abtei Clingenmünster (Guden, Cod. dipl. I. 42 und Grandidier, Histoire d'Alsace II. Preuves 222. 223) nicht echt sein. Adalberts Willfährigkeit in Speier geht aus dem angeführten Brief des Kaisers im Codex Udalrici hervor. Der Kaiser war nach Urkunden am 13. und 20. December 1115 (St. R. 3121. 3122) in Speier; aus denselben wird zugleich klar, daß Adalbert sofort wieder in sein Erzkanzleramt eintrat. Ueber die Berathungen der Aufständischen in Köln sehe man Eckehard, die Annales Colonienses und Hildesheimenses; den Tod des Cardinals Theoderich erwähnt auch das Chronicon Sampetrinum. Daß Adalbert der Citation des Kaisers nicht folgte, berichtet Heinrich selbst in seinem erwähnten Schreiben an die Mainzer. Die berühmte Stelle des Eckehard: imperator ducatum orientalis Franciae, qui Wirziburgensi episcopo antiqua regum successione (concessione) competebat, Chuonrado, sororis suae filio, commisit erweist in Verbindung mit den Worten Adams von Bremen III. c. 45: cum teneat omnes comitatus suae parrochiae, ducatum etiam provintiae gubernat episcopus und dem Inhalte der Urkunde vom 1. Mai 1120 (St. R. 3164), daß schon seit dem Ende des elften Jahrhunderts von einem Herzogthum des Bischofs von Würzburg in Ostfranken gesprochen wurde, wenn auch Adalberts Worte nicht den thatsächlichen Verhältnissen völlig entsprechen, wie Henner, Herzogliche Gewalt der Bischöfe von Würzburg (Würzburg 1874) S. 108 ff. dargethan hat. Im Uebrigen sehe man Waitz, Verfassungsgeschichte VII. S. 163 ff. Die Recognitionen der Urkunden zeigen, daß nicht allein Adalbert das Erzkanzleramt abermals entzogen, sondern auch Friedrich von Köln genommen wurde.

S. 870. 871. — Die Anwesenheit des Abtes Pontius von Cluny beim Kaiser im December 1115 ergiebt sich aus den Urkunden St. R. 3121. 3122. Von ihm sagt Ordericus Vitalis, er sei regum et imperatorum consanguinitate proximus gewesen und in der That wird er vom Kaiser selbst öfters als sein consanguineus bezeichnet[1]). War er das, so mußte er auch ein Verwandter Guidos von Vienne, des späteren Papstes Calixts II. sein, und wohl nur darauf, nicht auf eine Verwandtschaft mit Paschalis II., können sich Eckehards Worte beziehen: consanguineus, ut aiunt, domni papae. Guido von Vienne war es auch, der Pontius die Weihe als Abt ertheilte. Pontius war Paschalis II. nicht blutsverwandt, aber er wird von Ordericus als filiolus papae bezeichnet, d. h. Paschalis hatte ihn aus der Taufe gehoben. Nachdem Pontius i. J. 1109 die Leitung Clunys übernommen hatte, trat

1) So auch als dilectissimus cognatus noster in der Urkunde vom 5. August 1124 (St. R. 3200).

er alsbald in enge Beziehungen zum Kaiser und zu Rom. Schon bei seinem ersten Zuge nach Italien suchte Heinrich eine Zusammenkunft mit ihm zu erreichen; gegen Ende des Jahres 1114 war Pontius in Rom und kam nach Weihnachten, wie Donizo berichtet, zur Gräfin Mathilde nach Bondeno. Petrus Diaconus (Chron. mon. Cass. IV. c. 60) erwähnt, daß sich Pontius abbatem abbatum zu nennen liebte. Der Brief des Kaisers an den Papst zur Einführung des Pontius als Unterhändlers steht im Codex Udalrici Nr. 273 (J. 174). Eckehard sagt, der Kaiser sei nach Italien gegangen, scandala principum declinans; Anselm in der Fortsetzung des Siegbert berichtet: in Italiam secedit propter asperos motus regni. Aus Eckehard geht hervor, daß der Kaiser seinen ganzen Hofstaat mit nach Italien nahm; die Personen, welche ihn außerdem begleiteten, erfahren wir aus den in Italien ausgestellten Urkunden. Nach Otto von Freising (Chronicon VII. c. 15) wird gewöhnlich angegeben, daß der Kaiser seine beiden Neffen Friedrich und Konrad zu Reichsverwesern bestellt habe. Die Chronik von Petershausen spricht nur von Friedrich, und keine ältere Quelle, außer Otto, weist auf eine ähnliche Stellung Konrads hin. Dagegen erwähnt der Kaiser in zwei Briefen (Codex Udalrici Nr. 284. 319, J. 176. 177) neben Friedrich den Pfalzgrafen Gottfried in einer Weise, daß anzunehmen ist, dieser sei mit Friedrich zum Reichsverweser ernannt worden, und dafür spricht die Analogie früherer und späterer Zeit. Man vergleiche oben die Noten zu S. 642—644 und die Stelle im Chronicon Laureshamense (M. G. XXI. p. 434): per Godefridum palatinum Reni comitem, cuius sententia momentum curiae per id temporis fuit, restitutionem obtinuit, wo von der Zeit während des Aufenthalts Heinrichs in Italien die Rede ist. Ueber die Reise des Kaisers sehe man die Urkunden St. R. 3124—3127. Die interessante zu Worms erlassene Urkunde Heinrichs vom Jahre 1116 (cum in procinctu sumus in Italiam ituri) hat jetzt Stumpf, Acta imperii p. 468 vollständig bekannt gemacht; unter den Zeugen werden genannt Bischof Burchard von Worms, Bischof Otto von Bamberg, Abt Erlolf von Fulda, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Gottfried und Andere. Das Leben des Bischofs Udalrich II. von Konstanz hat Fickler in einer kleinen Schrift (Mannheim 1856) beschrieben; Udalrich wird als Intervenient in der kaiserlichen Urkunde St. R. 3147 erwähnt.

S. 872. 873. — Für den Aufenthalt des Kaisers in Venedig sind besonders die dort ausgestellten Urkunden St. R. 3128—3131 wichtig. Die Annales Mediolanenses breves (M. G. XVIII. 390) setzen den Aufenthalt des Kaisers in Venedig irrig in das Jahr 1117. Ueber Ordelafo Faliero sehe man die Historia ducum Venetorum (M. G. XIV. 73) und die Chronik des Dandolo (Muratori SS. XII. 266). Die Gesandtschaftsreise des Bischofs Burchard von Münster nach Constantinopel erwähnen außer anderen Quellen die Annales Colonienses; erst Ende des Jahres 1117 kann sie angetreten sein. Das Itinerar des Kaisers für die Zeit vom April bis December 1116 geht aus den Urkunden St. R. 3134—3152 hervor.

S. 873. — Die Mathildische Schenkung. Das Original der Schenkungsurkunde vom 17. November 1102 ist nicht mehr vorhanden. Die alten Abschriften sind wohl sämmtlich aus einer Copie des Originals geflossen, so die bei Albinus f. 135 und die in den verschiedenen Handschriften des Cencius; nach Albinus hat Cenni, Mon. dom. pont. II. 238, nach Cencius zuletzt Watterich I. 407 das Document herausgegeben. Außerdem findet sich in den Vaticanischen Grotten ein bedeutendes Fragment einer Marmortafel, in welche die Urkunde eingegraben war; dasselbe ist von Borgia, Memorie di Benevento II. 84 und Sarti, Ad Dionysii

opus de Vaticanis cryptis appendix (Romae 1840) p. 40 publicirt worden. Den Originaltext der Urkunde hat Pannenborg, Studien zur Geschichte der Herzogin Mathilde S. 40 ff. aus den verschiedenen, mehrfach abweichenden Copien herzustellen gesucht. — Nach den eingehenden Untersuchungen Fickers und Anderer hat Pannenborg a. a. O. S. 31 ff. noch einmal über die vielberufene Schenkung der großen Gräfin gehandelt; es ist nicht meine Absicht, den Gegenstand aufs Neue ausführlicher zu erörtern, aber ich möchte doch einige Punkte, die mir bisher weniger beachtet scheinen, hier berühren. Bekanntlich giebt die Urkunde von 1102 auch von einer früheren Schenkung Kunde, welche die Gräfin schon zur Zeit Gregors VII. im Lateran vor einer Anzahl namentlich aufgeführter Zeugen urkundlich gemacht und durch die sie ihr ganzes Eigenthum dem heiligen Petrus zugewendet habe; der neue Schenkungsbrief soll dem Inhalte nach nur den früheren, der nirgends vorhanden sei und dessen Existenz deshalb, wie die Gräfin besorgt, in Zweifel gezogen werden könne, wiederholen (quia cartula nusquam apparet et timeo, ne donatio et oblatio mea in dubium revocetur, ideo ego etc.). So viel ich sehe, hegen Alle, welche die Urkunde von 1102 als echt ansehen — und über die Echtheit derselben sind die besonnenen Forscher einig — keine Zweifel, wie sie die Gräfin fürchtete, an jener früheren Schenkung. Dennoch drängt sich die Frage auf, ob solche Zweifel nicht berechtigt wären. Auffallend ist schon, daß in den zahlreichen Schenkungsurkunden Mathildens bis 1102 meines Wissens nie die Eigenthumsrechte der römischen Kirche vorbehalten sind, wie es doch nach dem Jahre 1102 öfters geschieht[1]. Nicht minder auffallend ist, daß in dem unmittelbar nach Gregors VII. Tode angefertigten Verzeichniß der Schenkungen an die römische Kirche, welches sich in der Kanonensammlung des Cardinal Deusdedit findet, eine Urkunde über die Schenkung der gesammten Allodien Mathildens nicht enthalten ist. Weitere Bedenken erregt, daß die zweite Ehe Mathildens mit dem jungen Welf und die Adoption des Guido Guerra schwer begreiflich sind, wenn Mathilde Alles, worüber sie verfügen konnte, bereits der römischen Kirche verschrieben hatte. Endlich fällt in das Gewicht, daß sich vor 1102 nirgends in den Schriftstellern eine Nachricht von einer solchen Schenkung findet. Allerdings hat man sich auch auf die Zeugnisse zweier späterer Autoren, des Donizo (II. v. 178 ff.) und des Petrus Diakonus (Chronicon Cassinense III. c. 49), berufen, aber man hat diese Zeugnisse, wie ich glaube, weit überschätzt. Beide Autoren schreiben erst längere Zeit nach 1102 und erwähnen nur *eine* Schenkung; sie verlegen diese übereinstimmend in die Zeit, wo der Gegensatz zwischen Heinrich IV. und Mathilde in der Entwickelung begriffen war, stehen aber sonst unter sich und mit allen sonst gesicherten Daten in Widerspruch. Donizo, der

1) Scheffer-Boichorst (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung IX. 177 ff.) hält meine Zweifel an der Existenz der früheren Schenkungsurkunde für unberechtigt, und sie würden es jedenfalls sein, wenn nachzuweisen wäre, daß in Schenkungen Mathildens vor dem Jahre 1102 Eigenthumsrechte des h. Petrus ausdrücklich vorbehalten seien. Er sucht diesen Nachweis aus zwei Urkunden von 1096 und 1098 zu führen, aber ich kann ihn in beiden nicht finden. Die erste betrifft die Schenkung von Standelmont zur Errichtung eines Chorherrenstiftes, für welches sie beim Papste Urban II. die libertas Romana nachsuchte und auch gleich darauf erhielt, und da nöthigt der Vorbehalt: salva reverentia, salvo honore sanctae Romanae et apostolicae ecclesiae nicht an ein Eigenthumsrecht der römischen Kirche zu denken, von dem auch der Papst in der betreffenden Bulle nicht spricht. Die andere Urkunde betrifft eine Schenkung an das Hospital zu Bombiana, welches proprietas s. Petri genannt wird; hier handelt es sich meines Erachtens gar nicht um den h. Petrus in Rom, sondern in Bologna; denn dem Dome von S. Peter zu Bologna gehörte erweislich jenes Hospital.

entgegen allen verbürgten Nachrichten von einem Testament, nicht von einer Schenkung unter Lebenden spricht, läßt das Testament von der großen Gräfin 1077 in Canossa ausstellen; hier ist allerdings die Urkunde von 1102 erlassen, aber die frühere soll nach Mathildens eigener Aussage im Lateran ausgestellt sein. Der Text des Petrus Diakonus liegt uns gerade hier nicht in seiner ursprünglichen Gestalt vor, sondern in zwei Ueberarbeitungen, in denen die Zeitangabe (1079 und 1077) differirt, aber in beiden gleich irrig ist, da die Schenkung ausdrücklich vom Chronisten schon vor die erste Excommunication Heinrichs (1076) gesetzt wird; zugleich wird sie fälschlich auf Tuscien und Ligurien bezogen. Da beide Autoren für die hier in Betracht kommende Zeit unzuverlässig sind und gerade ihre uns zunächst interessirenden Nachrichten nach allen Seiten Anstoß geben, scheint mir ihr Zeugniß ohne allen weiteren Werth, als daß es im Allgemeinen die auch sonst hinreichend bewiesene Thatsache einer Schenkung Mathildens an Rom bestätigt; einen Beweis für eine frühere Urkunde, als die bekannte, vermag ich in ihnen nicht zu finden. Welches Interesse konnte aber Mathilde im Jahr 1102 haben, sich auf eine schon bei Lebzeiten Gregors VII. verbriefte Schenkung zu beziehen? Unfraglich ist, daß i. J. 1102 ihr Verfügungsrecht angefochten werden konnte, da sie bereits seit längerer Zeit (vergl. oben die Bemerkungen zu S. 534—539) in der Acht stand und ihre Allodien ihr abgesprochen waren; sie mochte solchem Einwande mit der Behauptung begegnen wollen, daß sie schon vor der Achtserklärung über ihr Eigentum verfügt habe, und die angeführten Zeugen konnten dazu dienen, den Zeitpunkt jener angeblichen früheren Verfügung näher festzustellen. Es ist bemerkenswerth, daß sie gerade auch ihre Besitzungen in ultramontanis partibus 1102 dem heiligen Petrus schenkte, über welche zum Theil Heinrich IV. schon 1085 verfügt hatte. Nach dem Charakter Mathildens ist es kaum zweifelhaft, daß sie Alles, was sie ihr eigen nannte, dem Stuhle Petri zu hinterlassen beabsichtigte, aber kaum minder gewiß ist, daß sie ihre ganze Macht bei ihren Lebzeiten zusammenhalten wollte. Deshalb ist sie, wie es scheint, nicht eher zur Verschreibung ihres Eigenthums an Rom geschritten, als bis sie das Alter vor längerem Verzuge warnte, und auch dann hat sie noch eine Form gewählt, welche ihr das freieste Verfügungsrecht belieẞ. Denn indem sie alle ihre Allodien 1102 von Stunde an der römischen Kirche übergab, bestimmte sie zugleich, daß die Kirche selbst oder die Person, welcher die Kirche ihr Recht übertrage, über die Allodien ganz frei verfügen könne mit Ausschluß jedes Widerspruchs von ihrer Seite oder ihrer Erben (faciendum exinde pars ipsius ecclesie aut cui pars ipsius ecclesie dederit a praesenti die quicquid voluerit sine omni mea et heredum et proheredum meorum contradictione). Die Person, welcher die Kirche ihr Recht übertrug, war sie selbst, und Niemand wird glauben, daß diese Uebertragung nicht von vorn herein bei der Schenkung bedungen war. So gab ihr die Urkunde selbst das freieste Verfügungsrecht über ihre Allodien zurück, und in der That hat sie von demselben auch in der Folge den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Zuweilen erwähnt sie zwar in den Schenkungsurkunden, daß das Geschenkte im Eigenthum der römischen Kirche stände, und Papst Paschalis II. behält wohl auch in Bestätigungsurkunden solcher Schenkungen ausdrücklich das Eigenthumsrecht der römischen Kirche vor (si quid praeterea Mathildis venerabilis comitissa de ipsis rebus, quas per beatum Petrum possidet, vestro monasterio dederit, salva Romanae ecclesiae proprietate concedimus. J. R. Nr. 4488); aber in den meisten Fällen geschieht dies nicht, und die Gräfin schaltet nach 1102 im Ganzen mit ihrem Patrimonium eben so frei, wie vorher. Sehr wahrscheinlich

hat sie von dem absoluten Verfügungsrecht, welches ihr die Urkunde einräumte, sogar so weit Gebrauch gemacht, daß sie Heinrich V. als ihren Erben einsetzte oder anerkannte. Wir wissen aus Donizo (II. v. 1256. 1257), daß im Mai 1111 ein festes Abkommen zwischen ihr und dem Kaiser geschlossen wurde, daß dieser sie damals als Mutter begrüßte. Es wird kaum fraglich sein, daß dieses Abkommen sich auch auf das Hausgut Mathildens bezog, aber wir sind leider über die getroffenen Bestimmungen selbst ohne alle Nachricht, und es bleibt deshalb auch völlig im Dunkeln, ob dabei allein auf das natürliche Erbrecht Heinrichs Rücksicht genommen war, in wie weit die Rechte seiner Erben anerkannt oder ausgeschlossen, ob irgendwie auch die Rechte der römischen Kirche und des Reichs in Betracht gezogen waren[1]). Sicher ist nur, daß Heinrich ganz unangefochten die Erbschaft antrat und allgemein als der rechtmäßige Erbe Mathildens angesehen wurde. Donizo selbst begrüßt freudig ihn als den neuen Herrn von Canossa. Eckehard sagt z. J. 1115: Directi ab Italia nuncii obitum illius inclitae Mathildis nunciant eiusque prediorum terras amplissimas hereditario iure possidendas caesarem invitant und Anselm z. J. 1116: Heinricus in Italiam secedit — maxime propter marchisae Mathildis cognatae suae, quae recens obierat, hereditatem, quam sibi iure competebat, optinendam. Aehnliches geben nach Anselm die Annales Leodienses (M. G. IV. p. 30). Es findet sich keine Spur, daß die Päpste bei Heinrichs V. Lebzeiten irgend einen Anspruch auf ihre Hinterlassenschaft erhoben hätten. Daß die Markgrafschaft in Tuscien nach Mathildens Tode zunächst an einen Rapoto kam, ist unbezweifelt. Ich halte ihn für einen Deutschen und zwar einen Seitenverwandten der Vohburger, nicht allein wegen des Namens, sondern auch weil die Vohburger nach Cosmas Pragensis II. c. 28 sehr begütert in Italien waren und Rapotos Nachfolger, Markgraf Konrad, der ihm wohl geschlechtsverwandt war, ein Gut zu Beutenhausen (Landgericht Schrobenhausen) an das Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg schenkte (M. B. XXII. 14). Scheffer-Boichorst (Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung VIII. 408. 409) meint, daß dieser Konrad vielleicht den Dynasten von Hirschenhausen angehört habe, während Ficker (Forschungen II. 224) ihn den Dachauern zurechnen möchte.

S. 874. 875. — Wenn Wilhelm von Malmesbury (M. G. X. 484) sagt, Heinrich habe auf seinem zweiten und dritten (?) Zuge nach Italien Cremona und Mantua durch Feuer zerstört, so findet dies nicht allein keine Unterstützung in den anderen Quellen, sondern steht mit urkundlichen Zeugnissen in Widerspruch. Die Begünstigung Pisas erhellt aus der Urkunde St. R. 3143. 3144; die Privilegien für Mantua, Novara, Turin und Bologna sind in den Urkunden St. R. 3137. 3148. 3145. 3140 erhalten. Die Markgrafen Werner, Bonifacius, Anselm und Rainer erscheinen öfters in den kaiserlichen Urkunden jener Zeit als Zeugen. Bonifacius gehört dem Zweige der Nachkommen des Aledram an, der sich später von Savona, von Vasto oder von Saluzzo nannte. Vergl. Breßlau, Konrad II. I. 401 ff. Anselm war ebenfalls aus Aledrams Geschlecht, ein Bruder des Bischofs Azzo von Acqui; er wird irrthümlich als Markgraf von Busco bezeichnet (Moriondi, Mon. Aquensia II. 822). Montferrat selbst gehörte damals dem Markgrafen Rainer, der auch ein Aledramide war (Moriondi l. c. II. 830. 831).

---

1) Es ist später (Arnoldus Lubecensis III. c. 11) von einer Urkunde gesprochen worden, wonach Mathilde ihre Länder dem Reiche vermacht habe; aber eine solche ist niemals zum Vorschein gekommen und hat auch gewiß nie existirt.

S. 876—879. — Die besten Nachrichten über die römische Fastensynode d. J. 1116 finden sich bei Eckehard, wo p. 250, 22 der Sinn die gut bezeugte Leseart tractari statt tractaturi fordert. Eckehard schöpfte wohl aus den Acten der Synode. Auf derselben war Landulfus de s. Paulo, der c. 41 namentlich über die Sache Grossolans manche interessante Nebenumstände mittheilt, selbst anwesend. Eigenthümliche Nachrichten über die Synode hat Aventin in den Annales Boiorum (Sämmtliche Werke III. 186—188) und beruft sich dabei auf einen Bericht an den Kaiser: Servantur in bibliothecis nostris relata a quodam legato Augusti, qui interfuit et quid quoque die a singulis dictum factumve fuerit, imperatori renunciavit. Bemerkenswerth ist besonders, was er von der damaligen Anwesenheit byzantinischer Gesandten in Rom und von den Verhandlungen über den Anschluß an Constantinopel meldet, doch verdient dies Alles wenig Glauben und erweckt schon dadurch Verdacht, daß als Kaiser von Constantinopel Kalojohannes genannt wird, während doch Alexius regierte.

S. 879—881. — Bei Petrus Pisanus im Leben Paschalis' II. (Watterich II. 10) muß nach meiner Meinung emendirt werden: die transitus calicis de manu Domini, ira eius de terra ascendit. Dann ist der Stadtpräfect Petrus am grünen Donnerstag, d. h. am 30. März 1116 gestorben[1]. Auch Falco Beneventanus setzt den Tod des Präfecten in den März, und die Randglosse der Annales Romani, welche den 2. April als Todestag angiebt, kann daneben kein Gewicht haben. Mit der Annahme, daß der Präfect am grünen Donnerstag gestorben und noch an demselben Tage sein Sohn erhoben sei, stimmt auch die ganze weitere Erzählung des Petrus Pisanus überein. Daß sich der Papst, als er Rom verlassen mußte, zunächst nach Albano wandte, sagt Petrus Pisanus p. 12, und die Urkunden vom 11. und 13. April J. L. R. 6520. 6521 bestätigen es. Vom 13. Mai an war der Papst wieder apud Transtiberim nach den Urkunden J. L. R. 6522—6525. Die Kämpfe um Rom zu jener Zeit erzählt Petrus Pisanus p. 12. 13 ausführlich. Den Rückzug des Papstes nach Sezza erwähnt Falco Beneventanus, den Aufenthalt in Piperno erweist die Urkunde J. L. R. 6528, und die abermalige Rückkehr nach Trastevere geht aus den Urkunden J. L. R. 6530—6534. 6544 hervor. Das in der Narratio de Eginone et Herimanno c. 17 enthaltene Schreiben muß nach dem Zusammenhang der Erzählung nicht in das Jahr 1116, sondern zum 23. November 1110 gehören, wo dann das Wort quinquennium keiner Aenderung bedürfen würde. Denn zu jener Zeit war der Bischof Hermann in regia expeditione in der Lombardei, d. h. im November und December 1110. Das in c. 18 enthaltene Schreiben des Papstes an Adalbert wird dagegen einer späteren Zeit angehören, wie Gebele (Leben und Wirken des Bischofs Hermann von Augsburg S. 51) gezeigt hat; es wird danach erst in den Sommer 1112 zu setzen und vom Verfasser der Narratio an falscher Stelle eingerückt sein. Das c. 20 mitgetheilte Schreiben Paschalis' II. aus Benevent würde am 1. April 1113, nicht 1117 erlassen sein; erst nach dem-

1) Petrus sagt nicht, daß der Aufruhr am 26. März ausgebrochen sei, sondern im zehnten Friedensjahre, im ersten Monat desselben und am 26. Tage des Monats. Es scheint hiernach, als ob jener Friede am 4. März geschlossen wurde; das zehnte Jahr ist jedenfalls irrig, da erst das achte begann. Vergl. oben die Anmerkungen zu S. 805—808. v. Hefele (Conciliengeschichte[2] V. 336), sich enger an den überlieferten Text des Petrus anschließend, nimmt an, daß der Tod des Präfekten am 26. März erfolgt sei, am Palmsonntage, und will auf diesen dies transitus beziehen. Petrus schwebten unfraglich die Worte des Jesaias (51, 17) vor: bibisti de manu Domini calicem irae eius, die nicht glücklich verwendet scheinen.

selben wird c. 22 erzählt, wie Bischof Heinrich zum zweiten Male, d. h. im Jahre 1116, nach Italien gezogen sei. Löwenfeld hat im Neuen Archiv VI. 590 ff. die betreffenden Briefe in chronologischer Beziehung einer neuen Untersuchung unterworfen und kommt zu dem Resultat, daß das Schreiben in c. 17 vom 23. November 1114 oder 1115, das in c. 18 aus dem Jahre 1116, das in c. 20 vom 1. April 1117 sei; danach reiht er die betreffenden Schreiben in der neuen Ausgabe der Papstregesten unter Nr. 6445. 6539. 6548 ein. Auch gegen diese Anordnung hat P. Ewald im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde VII. 700 manche Erinnerungen erhoben, und Schwierigkeiten wird die Datirung dieser Briefe wohl immer noch bereiten, wenn man sich von dem Zusamenhange der Erzählung in der Schrift de Eginone et Herimanno lossagt, deren Genauigkeit freilich auch nicht außer Zweifel steht. Was Kolbe, Erzbischof Adalbert I. S. 146. 147 bemerkt, um Jaffés Zeitbestimmungen zu halten, scheint mir unzureichend. — Papst Paschalis ist im Winter 1116 nicht mehr nach Rom zurückgekommen und hat also auch seinen Sitz im Lateran nicht genommen, wie man oft nach Falco Beneventanus angenommen hat; der Bericht des Petrus Pisanus, die Annales Romani und die Urkunden wissen von dieser Rückkehr Nichts. Als Vertreter der Stadt erscheinen zu jener Zeit der Präfect und Consuln. Man vergleiche die Ann. Romani p. 477. 478: Prefectus et consules miserunt legatos ad imperatorem — prefectus et consules basilicam b. Petri retinebant — consules miserunt nuntios ad imperatorem — imperator misit nuntios ad consules.

S. 881. 882. — Abt Pontius, der Unterhändler des Kaisers, war nach der Fastensynode 1116 noch zu Reggio und Fontana-Fredda am 8. April und 29. Mai (St. R. 3134. 3141) am Hoflager des Kaisers. Daß Erzbischof Moriz von Braga später mit den Unterhandlungen zu thun hatte, sieht man aus einem Schreiben Gelasius' II. (Mansi XXI. 168), wo es heißt: Audivimus etiam, quod ille amicus noster domnus imperator familiarem nostrum Mauritium Bracarensem archiepiscopum, antea sibi super tractanda pace legatum, in nostram ecclesiam ingesserit. Von den früheren Schicksalen des Moriz handelt Baluze in dessen Biographie (Baluzii Miscellanea edidit Mansi I. 317 seq.). Daß im Sommer 1116 eine Annäherung zwischen dem Kaiser und Papst eintrat, geht aus der Urkunde vom 1. Juli St. R. 3147 hervor. In derselben wird der interventus spiritualis patris nostri, domni videlicet Paschalis beatissimi papae erwähnt; überdies sind als Intervenienten die Bischöfe von Münster, Konstanz, Trient und Verden, der Abt Erlulf von Fulda und der Propst Arnold von Aachen aufgeführt. Es sind dies dieselben Personen, welche im Schreiben des Kaisers an Hartwig von Regensburg im Codex Udalrici Nr. 317 (J. 175) erwähnt werden. Ich glaube deshalb annehmen zu müssen, daß dieses Schreiben, in welchem statt abbatem Vuldensem Arnoldum entweder Ernolfum zu emendiren oder ein et zu ergänzen ist, gleichzeitig mit jener Urkunde erlassen wurde. Der in Heinrichs Schreiben gleichfalls erwähnte Bischof Azzo von Acqui erhielt am 30. Juni 1116 die kaiserliche Bestätigung seiner Privilegien St. R. 3146. Eckehard spricht z. J. 1117 über Heinrichs Verhandlungen mit dem Papst nur im Allgemeinen.

S. 882—884. — Das Erdbeben, welches im Anfange d. J. 1117 Italien beunruhigte, erwähnen die meisten Quellen jener Zeit; zu beachten sind auch die Annales Mediolanenses breves (M. G. XVIII. 390). Ueber die Versammlung in Mailand berichtet Landulfus de s. Paulo c. 43. 44. Heinrichs Zug nach Rom i. J. 1117 ist von mir besonders nach dem Schreiben des Kaisers im Codex Udalrici

Nr. 313 (J. 178), nach Petrus Pisanus, den Annales Romani und Petrus Diaconus (Chron. mon. Cass. III. c. 60. 61) dargestellt. Die natürliche Tochter des Kaisers, welche dem Sohne des Grafen von Tusculum vermählt oder verlobt wurde, erwähnt Petrus. Nur auf ihre Taufe kann es wohl Bezug haben, wenn Heinrich V. in der Vita Gelasii II. (p. 93) als impius compater Paschalis' II. erwähnt wird. Von der Krönung durch Burdinus sagt der Kaiser selbst in seinem Schreiben Nichts, wohl aber berichtet Petrus Pisanus darüber; die Reden, welche er einfügt, sind seine eigene Composition und ohne weitere Bedeutung. Daß der Einzug des Kaisers am Ostersonntag erfolgte, geht meines Erachtens aus Petrus Diaconus IV. c. 61 hervor. Ueber die Vorgänge auf dem Capitol spricht der Kaiser selbst: Postero die Capitolium cum universis ordinibus ascendimus et magnificantibus nos magna impendimus. Die Investitur des Präfecten mit dem Adler erwähnen die Annales Romani p. 477.

S. 885—889. — Ueber die Synode zu Benevent und den dort über Burdinus verhängten Bann sehe man Falco Beneventanus und das Schreiben Gelasius' II. bei Mansi XXI. 167. Die Verbindungen des Papstes mit den deutschen Bischöfen erhellen aus Eckehard z. J. 1117 und aus dem Briefe an Friedrich von Köln J. L. R. 6558; dieses Schreiben des Papstes findet sich in dem Codex lat. Monac. Nr. 9516 und trägt dort das Actum: Beneventi, das Datum: VIII. Kal. Maii, während es im Cod. lat. Monac. Nr. 22,029, aus welchem der Brief bei Pez, Thes. anecd. VI. 1. 300 ohne Daten veröffentlicht wurde, datirt ist: Beneventi VIII. Kal. Iunii. Daß Erzbischof Adalbert und seine Genossen bald darauf einen Versuch machten, ein großes Concil nach Mainz auf den 6. Juli 1117 zu berufen, erhellt aus zwei Briefen im Cod. Udalr. Nr. 285. 286 (J. 179. 180). Das Concil, von dem Nichts weiter verlautet, ist sicher nicht zu Stande gekommen. Das Unternehmen des Fürsten von Capua in der Campagna erzählt Petrus Pisanus p. 15 und Petrus Diaconus IV. c. 61. Die Annales Romani p. 477 erwähnen, daß der Kaiser noch das Pfingstfest in Rom gefeiert und seine Gemahlin dort habe krönen lassen. Ist letzteres begründet, so kann nur die gewöhnliche Festkrönung gemeint sein; denn Mathilde wird nie in den kaiserlichen Urkunden Kaiserin genannt und ist gewiß niemals zur Kaiserin gekrönt worden. Von den letzten Zeiten Paschalis' II. handelt ausführlich Petrus Pisanus p. 15. 16; von den Kämpfen in Rom zu dieser Zeit erfährt man Näheres aus den Annales Romani p. 477, und die chronologischen Bestimmungen ergeben die bei J. L. R. 6559—6567 verzeichneten Schriftstücke des Papstes. Sehr bezeichnend für Paschalis' Regiment sind die J. L. R. 6557. 6562 abgedruckten, dem Ende seines Pontificats angehörenden Briefe an Roger von Sicilien und den Dänenkönig. Die griechische Gesandtschaft, welche bei Paschalis noch kurz vor seinem Tode eintraf, erwähnt Petrus Pisanus p. 16; derselbe erzählt auch, daß Paschalis sterbend die Cardinäle ihm in execratione Gibertinorum et enormitatis Teutonicae zu folgen aufgefordert habe. Die Bauten des Papstes in Rom berührt Petrus Pisanus p. 16. 17; man vergleiche darüber Gregorovius[3] IV. 353. 354. Ueber den Aufenthalt und die Thätigkeit des Kaisers während des Jahres 1117, nach seiner Rückkehr von Rom, sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Wir haben aus dieser Zeit nur zwei Urkunden von ihm St. R. 3155. 3156; die von Böhmer unter 2062 aufgeführte, in Pisa am 19. Juli ausgestellte Urkunde gehört Heinrich VI. an (St. R. 4873).

S. 889—896. — Erzbischof Adalberts Auftreten gegen die Kaiserlichen um Ostern 1116 erhellt aus Heinrichs bereits angeführtem Brief an die Mainzer; die

gleichzeitigen Vorgänge in Sachsen und Thüringen erzählen Annalista Saxo (nach den Paderborner Annalen) und die Annales Pegavienses, doch geben die Letzteren irrig das Jahr 1117. Dieselben Quellen handeln auch über die deutschen Ereignisse im Sommer 1116; überdies enthält das Chronicon Sampetrinum über die Lösung Ludwigs von Thüringen und Otto von Freising (de gestis Frid. I. L. I. c. 13. 14) über die Unternehmungen Friedrichs von Schwaben bemerkenswerthe Nachrichten. Die Belagerung von Worms erfolgte nach dem sächsischen Annalisten circa festum s. Petri apostoli, und dies kann wohl nur auf Petri Kettenfeier (1. August) bezogen werden. Einen Kampf bei Worms erwähnen auch die Annales Corbeienses z. J. 1116 (Jaffé, Bibl. I. 43); ob der Brand, der in diesem Jahre Worms zum größeren Theil zerstörte, mit den Kriegswirren in Verbindung stand, wissen wir nicht. Der öfters erwähnte Brief des Kaisers an die Mainzer (Cod. Udalrici Nr. 319, J. 177) muß im October oder November 1116 geschrieben sein; das letzte Ereigniß, welches in ihm berührt wird, ist die Weihe des invasor V e r d e n s i s, denn so muß mit Stenzel statt Virdunensis emendirt werden. Ueber die Vorgänge vor Mainz in den Jahren 1116 und 1117 findet man besonders beim sächsischen Annalisten und Otto von Freising a. a. O. Auskunft; Eckehard hält sich über diese Vorgänge sehr im Allgemeinen. Für die Thätigkeit Burchards von Worms haben wir nur sein eigenes Zeugniß im Codex Udalrici Nr. 280 (J. 185); der dort mitgetheilte Brief scheint im Jahre 1117 geschrieben[1]). Burchard meldet dem Kaiser: Re infecta ab urbe (Moguntia) exivi, in qua tamen multos beneficiis meis vobis conciliavi et, ubicunque possum, in villis, civitatibus et oppidis fautores vobis acquiro, ita ut nuper meo labore et consilio coniuraverint omnes a Wormatia usque Argentinam, vobis terram illam et omnes homines retinere atque tueri. Propter quod vos rogo, ne modo ita festinetis, ut ex aliqua festinantia vestris commodis minus consulatis, quia vita comite istam terram ad vestrum honorem et inimicorum vestrorum confusionem, licet per multos labores, vobis retinebimus. Der Kaiser mißtraute Burchard, und wir wissen nicht, wie weit jene Aeußerungen aufrichtig waren. Die Bedrängnisse Speiers schildert der Brief des dortigen Kapitels an den Kaiser im Cod. Udalrici Nr. 284 (J. 176); er wird um Ostern 1117 geschrieben sein, denn man nahm an, daß der Kaiser entweder in Rom sei oder doch bald dahin gehen werde. Die Zustände in Lorsch erhellen aus dem Chronicon Laureshamense p. 434. Ueber die Fehde zwischen dem Würzburger Bischof und Konrad von Staufen giebt Eckehard z. J. 1116 Nachricht. Die Entsetzung des Abts Burchard von St. Peter in Erfurt durch Erzbischof Adalbert melden die Erfurter Annalen; die Verbindunges des Erzbischofs in Augsburg kennen wir aus seinem Brief an Abt Egino bei Udalscalcus c. 22. Der Todestag der Markgräfin Gertrud wird in der Translatio s. Auctoris (M. G. XXI. 316) angegeben. Daß ihrem Sohne die Ostmark und die Mark Meißen verblieben, zeugen deutlich die alten Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum und Annales Pegavienses z. J. 1123). Wenn der Verfasser der Pegauer Annalen, im Widerspruch mit sich selbst, bereits i. J. 1117 Wiprecht die Mark Lausitz gewinnen läßt, so anticipirt er, einem anderen Bericht folgend, nur

---

1) Jaffé legt nach Stenzels (I. 698) Vorgang diesen Brief, dessen Schreiber nur mit der Sigle B. bezeichnet ist, dem Bischof Bruno von Speier bei. Aber sehr unwahrscheinlich ist, daß Bruno so von seinem Bruder gesprochen hätte, wie der Schreiber hier von dem Mainzer Erzbischof spricht. Ueberdies folgt nach der Anordnung des Cod. Udalr. dieser Brief auf zwei andere, die unzweifelhaft von Worms ausgegangen sind.

Späteres. Siehe die Anmerkungen unten zu S. 972—975. Daß sich Konrad von Wettin in einigen Urkunden vom Jahre 1119 bereits marchio nennt, beweist nicht, daß er vom Kaiser belehnt wurde, sondern nur, daß er Ansprüche auf Meißen erhob. Abweichende Ansichten finden sich in der Wendischen Geschichte II. 206 entwickelt. Den Parteiwechsel Hermanns von Winzenburg lassen die aus den Paderborner Annalen schöpfenden Quellen deutlich erkennen; er möchte sich am leichtesten dadurch erklären, daß ihm bei Gertruds Tode die früher verliehene, aber von ihm nicht behauptete Mark entzogen wurde (vergl. S. 849). Die Wirren in der Metzer Kirche, welche dem Cardinal Kuno zu abermaliger Einmischung in die deutschen Angelegenheiten Anlaß boten, werden in der Vita Theogeri L. II. c. 1—8 ausführlich erzählt. Die gedrückte Stimmung damals in Deutschland stellt Eckehard z. J. 1117 gut dar: Dum cuncta per circuitum regna nationum, suis limitibus rebusque contenta, diu sanguine madentes gladios caeteraque vasa mortis iam in vagina concordiae reconderent, universalis etiam aecclesia mater post numerosa persecutionum, heresium ac scismatum bella iam sub vera vite Iesu lassa oppido membra per multas gratiarum actiones mandatis divinis inservitura locaret: solus heu Teutonicus furor, cervicositatem suam deponere nescius, et quam multa sit pax legem Dei diligentibus, immo qualiter per presentis prosperitatis tranquillitatem ad aeternae visionem pacis pertingi possit, ediscere nequaquam voluntarius — solus, inquam, nostrae gentis populus (dum)[1] pre omni terrarum orbe in perversitatis insolitae pertinacia incorrigibiliter perstitit. Man vergleiche auch die Annales s. Disibodi z. J. 1117.

S. 896—898. — Die Wahl Gelasius' II. erzählt Pandulf in seiner Biographie des Papstes, welche für alle Vorgänge während dieses kurzen Pontificats die zuverlässigsten Nachrichten bietet. Die Aeußerungen des Cardinals Kuno über den neuen Papst und das Witzwort Konrads von Salzburg finden sich in der Vita Theogeri II. c. 9. Daß Konrad zu jener Zeit in Frankreich gewesen sei, wie Schöne (Cardinallegat Kuno p. 48) annimmt, ist unwahrscheinlich und wird in den Quellen nirgends gesagt. Die Annales Romani p. 478 berichten, daß die römischen Consuln den Kaiser zur Reise nach Rom aufgefordert haben. Der Kaiser soll nach dieser Quelle damals in obsidione Verone gewesen sein, aber wir wissen von dieser Belagerung sonst Nichts. Nach Landulfus de s. Paulo c. 45 befand sich Heinrich in Taurinensium partibus, nach Eckehard Paduanis regionibus, wo Padanis regionibus zu emendiren oder zu erklären ist. Außer den genannten Quellen giebt über die Flucht des Papstes auch Falco Beneventanus brauchbare Nachrichten.

S. 899—905. — Die Verhandlungen des Kaisers mit Gelasius II. und die Erhebung des Gegenpapstes sind nach den Briefen des Gelasius (J. L. R. 6632. 6635. 6642), nach Pandulf, Landulf, den Annales Romani p. 479 und Petrus Diaconus IV. c. 64 dargestellt. Ein Recensent in den Historisch-politischen Blättern Bd. LXVI. S. 445 macht mir zum Vorwurf, daß ich von einer Papstweihe des Burdinus redete, da er bereits Erzbischof war und es eine eigene Papstweihe nicht gäbe. Aber ich habe nur gesagt, was die Annales Romani berichten: *consecraverunt* eum Romanum antistitem. Die Bestätigung von Kunos Legation erwähnen die Annales Colonienses nach den Paderborner Annalen. Daß Adalbert von Mainz nicht erst 1119, wie früher meist angenommen wurde, sondern bereits im Sommer 1118 zum apostolischen Legaten ernannt ist, zeigt Kolbe, Erzbischof

1) Dum ist zu streichen und fehlt auch in guten Handschriften.

Adalbert I. S. 68 ff. Von dem Angriff Roberts von Capua auf Rom haben wir durch eine nur fragmentarisch erhaltene Beschwerdeschrift des Erzbischofs Bruno an den Kaiser (Brower, Antiquitates et Annales Trevir. II. 14) Kunde. Gregorovius[3] IV. 369 setzt die darin erwähnten Ereignisse in eine zu späte Zeit (1120). Denn Robert war armatus pro Gelasio, und der Kaiser hatte Rom vor Kurzem verlassen. Heinrich wandte aber für immer der Stadt bald nach Pfingsten 1118 den Rücken, und nach dieser Zeit machte sich Gelasius allein auf den Weg nach Rom, da ihm Robert die Unterstützung versagte; man vergleiche Pandulf und Petrus Diaconus. Aber schon vorher hatte vorübergehend der Kaiser Rom verlassen, um sich die Umgegend zu unterwerfen und namentlich Toricella zu belagern. In die Zwischenzeit zwischen der Erhebung des Burdinus und der Belagerung von Torricella muß demnach Roberts Angriff auf die Stadt fallen, etwa in den April 1118. Brunos Schrift an den Kaiser wird erst nach der Rückkehr des Erzbischofs nach Deutschland verfaßt sein. Ueber Gelasius Reise nach Rom sehe man außer Pandulf und der Chronik von M. Cassino auch die Annales Romani und das päpstliche Schreiben J. L. R. 6645. Daß Burdinus bald nach dem 6. Juli nach Sutri ging, sagen die Annales Romani; nach Landulfus de s. Paulo c. 45 hatte er sogar schon früher die Stadt verlassen. Ueber die zweite Flucht des Gelasius und seinen Aufenthalt in Frankreich giebt Pandulf einen ausführlichen und glaubwürdigen Bericht. Die Worte Pandulfs: prope erat festivitas glaubt Löwenfeld (R. P. p. 777) nicht auf den Tag der h. Praxedis (21. Juli) beziehen zu sollen, aber die bisherige Auffassung der Worte scheint mir die richtige.

S. 906—909. — Wir besitzen vier Schreiben Adalberts, welche die Kölner und Fritzlarer Synode betreffen; zwei an Otto von Bamberg und dessen Klerus im Cod. Udalrici Nr. 290. 291 (J. 189. 187), eins an den Augsburger Klerus bei Jaffé, Bibl. III. 389 und eins an die Würzburger im Cod. Udalr. Nr. 289 (J. 188). Ueber die Kölner Synode handelt am ausführlichsten die Vita Theogeri II. c. 13. 14, doch wird meist Nebensächliches berichtet; über die Fritzlarer Synode finden sich in den Gesta abb. Trud. XI. c. 2 beachtenswerthe Notizen, wie auch in der Vita Norberti c. 4. Die Erfurter Annalen erwähnen beider Synoden, der ersten auch die Annales Colonienses z. J. 1118; diese schöpften auch hier aus den Paderborner Annalen, welche gute Nachrichten über beide Synoden boten und auch die Zeitbestimmung für die Kölner Synode (in festo rogationum) enthielten. Vergl. Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrunnenses p. 135. Die Zusammenkunft in Korvei erwähnt die Vita Theogeri II. c. 17; die dort anwesenden Personen erhellen am besten aus einer Urkunde der Aebtissin Hedwig von Gernrode bei v. Heinemann, Codex Anhaltinus I. p. 266. 267. Hier wird auch der gelehrte Leotgarius Vivariensis episcopus erwähnt; vergl. Scheffer-Boichorst a. a. O. und p. 208. Der von Ordericus Vitalis auf dem Reimser Concil erwähnte Hato, Bischof von Viviers, ist doch wohl eine andere Person. Eckehard gedenkt der erwähnten Synoden erst nachträglich zum folgenden Jahre, in welches die Continuatio Sigeberti Valcellensis irrig die Kölner Synode setzt. Der Tag der Fritzlarer Synode (28. Juli) geht aus Adalberts Schreiben an den Augsburger und Bamberger Klerus hervor; bei Stenzel II. 330 ist durch einen Druckfehler der 26. Juli genannt. Im Sommer 1118 muß Adalbert das große Mainzer Privilegium erlassen haben, welches er 1135 bestätigte (Guden, Cod. dipl. I. 119); die genannten Zeugen konnten nur im Sommer 1118 in Mainz um ihn vereinigt sein. Die kriegerischen Ereignisse in dieser Zeit berichtet am ausführlichsten Annalista Saxo nach den Paderborner Annalen; auch die Erfurter

Annalen sind neben ihm zu berücksichtigen. Ueber den beabsichtigten Tag zu Würzburg und die Rückkehr des Kaisers nach Deutschland sehe man Eckehard und Udalscalcus, de Eginone c. 27. Treffend bemerkt Anselm in der Fortsetzung des Siegbert: Henricus imperator ab Italia in Lotharingiam repatriat et secundum illud: Qui a multis timetur, necesse est, ut multos timeat, coniuratos in se principes modo minis modo blanditiis modo vi modo satisfactione ad pacem invitat. Die beiden interessanten Briefe Erzbischofs Friedrich bei Martène, Ampl. collectio I. 640—642 gehören offenbar zusammen und sind zu derselben Zeit abgefaßt; wie aus dem Inhalt des zweiten hervorgeht, müssen sie dann i. J. 1118 abgefaßt sein. Von einer anderen allgemeinen Mailänder Synode, als die auf den 18. October 1118 angesagt war (J. L. R. 6635), ist in dieser Zeit nirgends die Rede; sie werden also für diese Synode bestimmt und etwa im September 1118 erlassen sein. Stein, De Friderico archiepiscopo Coloniensi (Münster 1855) hat die Bedeutung dieser Briefe meines Erachtens verkannt.

S. 909—913. — Das Ende Papst Gelasius' II. und die Erhebung Calixts II. berichtet Pandulf in den Lebensbeschreibungen beider Päpste. Der Einfluß, welchen Kuno von Palestrina auf die neue Wahl übte, erhellt aus Falco Beneventanus. Interessante Nachrichten über die Wahl finden sich in der Historia Compostellana (abgedruckt bei Watterich II. 124—126); aber trotz der Berufung auf einen Augenzeugen geben sie zu manchen Bedenken Anlaß. Denn der Bischof von Porto, der zweimal als anwesend erwähnt wird, war damals, wie sicher bezeugt ist, zu Rom, und daß der Papst Guido oder Abt Pontius von Cluny als seinen Nachfolger bezeichnet habe, ist an sich unwahrscheinlich und steht mit besseren Nachrichten im Widerspruch, wenn es auch immerhin möglich ist, daß Pontius seine Erhebung auf den Stuhl Petri erstrebt hat. Der Widerstand der Burgunder gegen Guidos Wahl wird sonst nirgends erwähnt, und es ist mindestens fraglich, ob die damit in Verbindung gebrachten tumultuarischen Vorgänge, welche die Historia Compostellana berichtet, nicht in sehr übertriebener Weise dargestellt sind. Ausführlich handelt M. Maurer (Calixt II. II. 141 ff.) über den Bericht der Historia Compostellana, den er im Ganzen für glaubwürdig hält. Im Uebrigen sehe man Calixts Brief an Adalbert von Mainz bei Eckehard z. J. 1119, das Schreiben Kunos an Hugo von Nevers bei Schöne a. a. O. S. 99 und die Briefe der Cardinäle im Codex Udalrici Nr. 294—299 (J. 192—197); die letztgenannten Schreiben finden sich auch bei Martène, Ampl. coll. I. 644—646, wo ihnen 646—650 noch zwei andere mit vielen Unterschriften des nicht zum Cardinalat gehörigen römischen Klerus angereiht sind. Die Cardinalbischöfe in Rom schrieben an ihre Collegen, die um den neuen Papst waren: ex consilio nostro, si vobis placet, domno papae suggerite concilium celebrare de pace, si fieri potest, et de ecclesiae liberatione tractare. Der Brief des Papstes an Friedrich von Köln vom 16. April 1119 findet sich bei Martène, Ampl. collectio I. 631 (J. L. R. 6688); in ähnlicher Weise schrieb Calixt von Brioude aus am 6. Mai d. J. an Bruno von Trier, wie aus Brower, Antiquitates Trevir. II. 15 hervorgeht.

S. 913. — Des vom Kaiser berufenen großen Reichstags zur Herstellung des inneren Friedens in den deutschen Ländern geschieht in unseren Quellen vielfach Erwähnung, aber die Angaben schwanken über den Ort und die Zeit der Versammlung. Eckehard sagt, daß der Reichstag nach Tribur berufen sei; die Annales Hildesheimenses und Colonienses berichten nach den Paderborner Annalen von der Zusammenkunft der Fürsten am Johannistag (24. Juni), ohne den Ort näher

zu bezeichnen; die Erfurter Annalen nennen als Ort der Zusammenkunft die villa Ecstein (so die Pegavienses[1]), während das Chronicon Sampetrinum dafür Erstein hat) super ripam fluminis Moeni, ohne die Zeit zu bestimmen. Die Vita Theogeri II. c. 30 spricht davon, daß die Versammlung auf den Johannistag nach einer Rheininsel (ad curiam in insula Rheni constitutam) berufen war. Die Annales s. Disibodi endlich verlegen, den Annalen von St. Alban folgend, den Reichstag nach Mainz, wo er am Peter- und Paulstag (29. Juni) gehalten sei. Hiernach steht so viel mindestens fest, daß derselbe in der Gegend des Einflusses des Mains in den Rhein gehalten und Ekstein oder Erstein nicht weit von Mainz zu suchen sei, daß ferner die Fürsten gegen Ende des Juni versammelt waren. In der letzten Recension des Eckehard finden sich in seine Bemerkung: Quo scilicet conventu Reninis in partibus habito die Worte: circa Novembris initium eingeschoben, die mit allen obigen Zeitangaben, ja mit Eckehards eigener Erzählung in entschiedenem Widerspruch stehen. Deshalb emendirt Stenzel II. 332 Septembris und verlegt die Versammlung in den Anfang des Septembers, wo sie aber nach den angeführten Zeugnissen eben so wenig gehalten sein kann. Unzweifelhaft stammen die anstößigen Worte aus einer Randglosse, die an unrechter Stelle in den Text gerieth; unmöglich wäre nicht, daß sie sich auf die vorher (S. 1231) erwähnte Versammlung bezögen, die im Spätjahr 1118 zu Würzburg beabsichtigt war. Eckehard giebt an, daß die deutschen Bischöfe sich schon auf dem Reichstage des Jahres 1119 sämmtlich Calixt unterworfen und der Kaiser sich persönlich in Reims einzufinden versprochen hätte. Dies ist irrig; wir wissen mit Bestimmtheit aus Ordericus Vitalis, daß sogar Friedrich von Köln erst in Reims seine Anerkennung Calixts anzeigte. Genauer ist der hierauf gerichtete Beschluß der Versammlung in den aus den Paderborner Annalen schöpfenden Quellen (Ann. Hildesh. und Colon.) wiedergegeben.

S. 914—915. — Ueber die Verhandlungen zu Straßburg und ihre nächsten Folgen ist der Bericht des Hesso unsere Hauptquelle Der Straßburger Scholasticus erzählt, was er selbst erlebt, zwar nicht ohne Parteirücksichten, aber im Thatsächlichen unzweifelhaft richtig. Schon Eckehard hat Hessos Schrift benutzt, doch sie nur flüchtig gelesen; denn er erzählt, daß die Friedensvermittler den Kaiser zu dem Versprechen vermocht hätten, selbst auf dem Concil zu Reims zu erscheinen, während dieser Punkt von Hesso gar nicht berührt wird. Die Zusammenkunft in Straßburg war um den 1. October, wie deutlich daraus hervorgeht, daß die Vermittler nach Paris eilten, um dem Papste den Erfolg ihrer Sendung möglichst schnell zu melden. Dort befand sich aber der Papst am 8. October und war vor dem 3. October keinesfalls dort angelangt (J. R. L. 6746. 6747). Hiernach kann man nicht mit Stenzel II. 331, der sich dabei auf eine willkürliche Aenderung des Annalista Saxo in Eckehards Worten stützt, die Straßburger Zusammenkunft in den August und vor die Versammlung zu Tribur verlegen. Gervais (S. 257) folgt Stenzel und knüpft an dessen Annahme dann weiter wenig haltbare Betrachtungen.

S. 915—923. — Auch über das Reimser Concil ist Hessos Bericht unsere wichtigste Quelle, neben welcher vorzugsweise die lebendige Darstellung der Verhandlungen bei Ordericus Vitalis L. XII. (M. G. XX. 69—75) in Betracht kommt.

---

1) Ob unter Ecstein oder Erstein Hörstein bei Hanau, wie der Herausgeber der Annales Pegavienses vermuthet, oder mit Schum (Gött. Gel. Anz. 1875 S. 1064) Epstein zu verstehen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Hesso faßt besonders alle Vorgänge auf dem Concil in das Auge, welche das Verhältniß der römischen Kirche zum deutschen Reiche berührten; Ordericus beschäftigt sich dagegen zunächst mit den französisch-englischen Angelegenheiten, doch finden sich in dem von ihm mitgetheilten Bericht des Johann von Crema auch über die Verhandlungen von Mouzon wichtige Nachrichten. Diese Berichte hat mit mehreren anderen Notizen Mansi, Coll. conc. XXI. 233—256 zusammengestellt. Die am Schluß hier aus einer alten Handschrift des Archivs von Tours mitgetheilte Notiz über die anwesenden Bischöfe scheint zuverlässig; weder die allgemeinen Angaben bei Ordericus kommen daneben in Betracht, noch die angeblichen Acta (235. 236), welche nur ein Auszug aus Ordericus sind. Ueber die Anwesenheit des Königs Ludwig auf dem Concil vergleiche man dessen Brief an den Papst bei Mansi XXI. 218. In dem Liber Landavensis, herausgegeben von W. T. Rees (Llandovery 1840)[1] finden sich p. 85. 90—92 einige Notizen über das Concil und die Kanones; die ersteren sind nicht genau, da der Schluß des Concils bereits auf den 29. October gesetzt wird, die Kanones stammen im Wesentlichen mit denen bei Ordericus überein. Der Bischof Urban von Llandaff (in Wales) war auf dem Concil gegenwärtig und brachte von demselben eine Bulle Calixts II., am 16. October 1119 zu Soissons erlassen, nach der Heimat zurück, außerdem drei andere Schreiben des Papstes zu Gunsten seiner Kirche von demselben Tage und ein Schreiben an den König von England, am 22. October zu Rheims erlassen; alle diese Actenstücke (J. L. R. 6751—6754. 6758) sind im Liber Landavensis p. 85—90 mitgetheilt. Während der Verhandlungen zu Mouzon war der Kaiser nach Anselm in der Fortsetzung des Siegbert zu Ivois, nach den Annales Mosomagenses (M. G. III. 162) am 24. October apud Beureliacum villam sanctae Mariae cum omni exercitu. Beureliacum liegt nur 3000 Schritte von Mouzon. Erwähnenswerth ist, daß Anselm die Schuld des Scheiterns der Verhandlungen nicht vorzugsweise bei dem Kaiser sucht, denn er bemerkt: dissensu quorundam invidorum lux pacis perturbatur. E. Stutger (Forschungen XVIII. 225 ff.) sieht besonders in dem zweideutigen Verfahren des Kaisers, M. Maurer (Papst Calixt II. II. 81 ff.) in den übertriebenen Ansprüchen des Papstes die Hauptveranlassung des üblen Ausgangs der Friedensbestrebungen.

S. 923—928. — Ueber die Lütticher Wirren nach Otberts Tode sehe man besonders die Gesta abb. Trud. L. XI. c. 3 seq. und die Vita Friderici episcopi Leodiensis; auf diese Wirren bezieht sich auch das Fragment eines Briefes des Bischofs Godebald von Utrecht an Friedrich von Köln bei Martène, Ampl. coll. I. 642. Die Gegenwart des Kaisers in Maastricht erhellt aus der Urkunde vom 21. November 1119 (St. R. 3161). Das Verhältniß des Kaisers zu Erzbischof Friedrich von Köln in dieser Zeit tritt durch das interessante Schreiben des Letzteren, welches v. Druffel in einer Berliner Handschrift entdeckt und Jaffé (Bibl. III. 391) zuerst herausgegeben hat, in ein klareres Licht; die Annales Colonienses geben weitere Nachrichten. Daß sich Friedrich bald nach Sachsen begab, wird durch die Urkunde für Korvei vom Jahre 1120, in celebri curia et conventu Goslariae erlassen, bei St. R. 3162 erwiesen. Eckehard sagt, der Kaiser habe Weihnachten 1119 zu Worms non imperialiter gefeiert, dagegen berichten die Annales Colonienses nach ihrer Paderborner Quelle, daß Heinrich damals zu Münster gewesen sei, und

[1]) W. Bernhardi hat auf dieses interessante Werk, welches mehrere Schreiben Calixts II., Honorius' II. und Innocenz' II. enthält, in der Jenaer Literaturzeitung 1876 S. 194 hingewiesen.

hierfür sprechen alle anderen Umstände; vielleicht war der Kaiser Weihnachten 1118 zu Worms und Eckehards Angabe beruht nur auf einer Verwechselung. Ueber die Anwesenheit des Kaisers zu Goslar im Januar 1120 finden sich Nachrichten bei Eckehard und in den Annales Hildesheimenses; zu beachten ist ferner außer der erwähnten Urkunde für Korvei eine andere für Goslar selbst (St. R. 3163). Das Iuramentum des neugewählten Erzbischofs Rudger von Magdeburg findet sich bei Martène, Ampliss. coll. I. 659. Ueber die Hildesheimer Verhältnisse nach Bischof Udos Tode sehe man die Briefe bei Jaffé, Bibl. III. 389 und Sudendorf, Registrum III. Nr. 32. 33. Für die Stellung Brunos zur kirchlichen Partei ist der an ihn gerichtete Brief Kunos von Palestrina, der sich bei Brower, Antiquit. Trevir. II. 15 findet und von Schöne übersehen scheint, von Bedeutung; er muß im Sommer 1118 geschrieben sein. Daß Bruno sich in den letzten Zeiten des Gelasius der kirchlichen Partei näherte, geht aus der Vita Theogeri II. c. 25 seq. hervor, nicht minder aber wird daraus sein damals noch schwankendes Verhältniß ersichtlich. Auf der Synode von Reims war Bruno nicht, wie Brower behauptet, persönlich erschienen, sondern nur zwei seiner Suffragane, und unter ihnen Theoger von Metz. Ueber die Reise, welche Bruno gegen Ende des Jahres 1119 zum Papste machte, sehe man außer den päpstlichen Urkunden (J. L. R. 6798. 6799) die Gesta Treverorum Cont. I. c. 23, wo sich aber manche Irrthümer eingeschlichen haben; denn Brunos Reise ging weder nach Rom, noch war sie durch das Benehmen Stephans von Metz veranlaßt worden, da dessen Vorgänger Theoger erst am 20. April 1120 starb. Der sehr interessante Brief der Trierer Archidiakonen wird von Brower, der ihn in den Antiquitates II. 14 herausgegeben hat, in das Jahr 1118 gesetzt und mit Brunos damaligem Aufenthalt in Rom in Verbindung gebracht. Der Brief muß aber nach seinem Inhalt kurze Zeit vor Fastenanfang geschrieben und Bruno bereits auf dem Heimwege nicht allzuweit von Trier gewesen sein. Dies paßt nicht auf Brunos Aufenthalt in Rom im Jahre 1118, der sich mindestens bis über die Osterzeit ausdehnte. Außerdem würde Alles, was in dem Schreiben von den Verhältnissen Kölns und Sachsens gesagt wird, in den Zuständen jener Zeit keine Erklärung finden. Wir werden dasselbe deshalb mit der Reise Brunos nach Frankreich in Verbindung bringen müssen; diese wurde gegen Ende des Jahres 1119 angetreten, und im Februar 1120 konnte Bruno auf dem Heimwege sein. Auch die Verhältnisse in Köln und Sachsen lagen zu dieser Zeit gerade so, wie sie in dem Briefe dargestellt werden[1]). Vielleicht gehört in den Anfang des Jahres 1120 auch der Brief Kunos von Palestrina an Friedrich, den Mansi, Coll. conc. XXI. 181 in das Jahr 1118, Schöne S. 36 sogar schon in das Jahr 1115 setzt. Dem Legaten, der sich damals in der Nähe des Papstes und Friedrichs befinden mußte, waren Nachrichten über eine Sinnesänderung des Kölner Erzbischofs zugegangen, den er bei der kirchlichen Partei festzuhalten sich bemühte; zugleich tritt er mit einer Aeußerung des Papstes der Meinung entgegen, daß der Bann des Kaisers ungültig sei, weil er nicht von dem unmittelbaren geistlichen Vorgesetzten desselben in seiner Parochie ausgesprochen war. Denuntiamus vobis in nomine

---

1) Kolbe, Erzbischof Adalbert I. S. 91. 92 setzt den Brief der Archidiakonen in das Jahr 1119, weil sich um Ostern eine Zusammenkunft der Erzbischöfe Friedrich und Bruno in Köln nachweisen lasse. Aber die Zusammenkunft, von welcher der Brief spricht, sollte in Coblenz stattfinden. Ueberdies läßt sich eine längere Abwesenheit Brunos von Trier im Anfange des Jahres 1119 nicht darthun. Auch die allgemeinen Verhältnisse, auf welche der Brief sich bezieht, scheinen mir mehr auf 1120 zu passen.

Domini, ut non cito moveamini a vestro sensu tam dictis pseudofratrum nostrorum quam aliorum, dicentium non pertinere ad nos (so muß mit Schöne statt vos geschrieben werden) excommunicare regem, quia nec rex nobis commissus, nec de parochia nostra esse videtur. Quibus ex ore domni papae efficaciter respondemus, quia etsi nobis parochiali iure commissus non fuerit, auctoritate tamen spiritus sancti et sanctorum patrum pro tanto scelere merito excommunicare debuimus, attendentes, quod b. Ambrosius Theodosium imperatorem Romanum non sibi commissum, licet non papa, non patriarcha, non ecclesiae Romanae legatus, excommunicavit pro scelere, quod non in parochia sua, sed Thessalonicae commiserat. Quidam falsi fratres mandaverunt nobis, quod pax esset inter vos et regem, sed domnus papa nec nos credere voluimus, quousque vos videremus. Sollte sich dies Alles nicht darauf beziehen, daß man mit dem über Heinrich auf französischem Boden vom Papst und französischen Bischöfen ausgesprochenen Bann in Deutschland unzufrieden war? Ueber Erlungs Versöhnung mit dem Kaiser sehe man die Urkunde vom 1. Mai 1120 (St. R. 3163). Vielfach ist Stenzel nachgeschrieben worden, daß Konrad zur Entschädigung für das Herzogthum Würzburg die Markgrafschaft Tuscien erhalten habe, obwohl Jaffé (Lothar S. 237) längst dargelegt hat, daß der damalige Markgraf Konrad von Tuscien eine andere Person war.

S. 928—930. — Die Reise Calixts II. nach Rom wird durch die in J. L. R. p. 795—799 verzeichneten Urkunden und Schreiben des Papstes erläutert; besonders wichtig sind die unter Nr. 6852. 6877. 6892 aufgeführten Stücke. Außerdem sehe man die Lebensbeschreibung des Pandulf bei Watterich II. 115 und die daselbst II. 138—141 gesammelten Quellenstellen; auch die auf den Einzug des Papstes in Rom bezüglichen Verse des Udalskalk M. G. XII. 448 sind zu beachten. Daß St. Peter in Folge von Bestechung an Pier Leone kam, sagen die Annales Romani p. 479. Die unglückliche Lage des Gegenpapstes erhellt am deutlichsten aus dessen Schreiben an den Kaiser (J. L. R. 7180), welches sich unter unseren Documenten A. 15 findet. Wann Calixt Sutri eroberte, zeigt am besten sein dort am 27. April erlassenes Schreiben, J. L. R. 6902. Erst nach der Eroberung von Sutri (April 1121) erfolgte nach dem Leben Calixts II. in der Sammlung des Cardinals Boso die Inthronisation des Papstes (Watterich II. 109. 120), die hier allein erwähnt wird; M. Maurer a. a. O. II. 127 setzt sie bereits in den December 1120. Ueber den traurigen Ausgang des Gegenpapstes finden sich Nachrichten bei Eckehard, Pandulf, Falco und in den Annales Romani p. 479.

S. 931—934. — Von dem Lütticher Bischofsstreit erfährt man aus den Gesta abb. Trud. L. XI. c. 9 Näheres; außerdem sind die Annales Rosenfeldenses zu vergleichen. Ueber den Landfrieden in Sachsen finden sich bei Eckehard gute Nachrichten; er erwähnt auch den Einfall Herzog Lothars in das Münsterland, über welchen dann die aus den Paderborner Annalen schöpfenden Quellen weitere Auskunft geben. Ueber die Zeitbestimmungen für diesen Zug sehe man die Bemerkungen Scheffer-Boichorsts, Annales Patherbrunnenses p. 194. 195. Die Rundreise des Kaisers durch Baiern und Schwaben im März und April 1121 bezeugen die Urkunden St. R. 3163. 3169; über das Verhalten des Bischofs Udalrich von Konstanz zu jener Zeit berichtet die Chronik von Petershausen IV. c. 7. Den zu Fulda i. J. 1120 gehaltenen Fürstentag erwähnen allein die Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum, Annales Pegavienses). Ob mit diesem Tage ein andrer identisch ist, der um den 1. November gehalten wurde und von dem die aus den Paderborner

Annalen schöpfenden Quellen in sehr unbefriedigender Weise Nachricht geben, läßt sich nicht entscheiden. Scheffer-Boichorst a. a. O. S. 138; Kolbe, Erzbischof Adalbert I. S. 100. Die Zeit, in welcher Otto von Wittelsbach die Pfalzgrafschaft Baiern erhielt, hat Muffat in den Sitzungsberichten der baierischen Akademie der Wissenschaften 1866, Bd. II. S. 195 ff. näher erörtert und manche ältere falsche Angaben berichtigt. In einem Schreiben Papst Calixts II. vom 25. Juni 1120 (J. L. R. 6855) wird Otto zuerst als Pfalzgraf genannt. Riezler, Geschichte Baierns I. 582. Für das Unternehmen des Kaisers gegen Mainz ist Eckehard die Hauptquelle.

S. 935—937. — Eckehard giebt ausführliche Nachrichten über die Verhandlungen zu Würzburg. Der rivus, qui Werna dicitur, ist nicht, wie Stenzel und Andere nach ihm annahmen, die Wernitz, welche weder eine Tagereise von Würzburg fließt, noch auf dem Wege der Sachsen lag, sondern der Wernbach bei Wernfeld. Das consilium beim Annalista Saxo z. J. 1221 (vergl. Jaffé, Bibl. V. p. 517) ist keine Friedensurkunde, sondern nach Gervais' im Ganzen richtiger Auffassung enthält es die Vorschläge, welche dem Kaiser und den Fürsten vorgelegt wurden. Das Verfahren, welches in Würzburg beobachtet wurde, wird durch die sehr ähnlichen Maßregeln, welche Calixt II. auf der Lateransynode von 1123 zur Entscheidung des Streits zwischen Pisa und Genua ergriff, gut erläutert. Auch hier wurde ein Ausschuß von 24 Schiedsrichtern ernannt, welche ihr consilium dann dem Papst und der Synode vorlegten (Cafari, Annales Ianuenses, M. G. XVIII. 16). Schwerlich ist das consilium der Fürsten zu Würzburg, wie es uns vorliegt, vollständig; schon die Worte ad collaudatam in presentia domni papae audientiam deuten darauf hin, daß früher einer Synode Erwähnung geschehen sein müsse, und es war hier gewiß ausgesprochen, daß erst auf dieser Synode die kirchlichen Streitfragen endgültig ausgetragen werden sollten. In dem Instrument geben auch die Worte: de hereditate palatini comitis Sigefridi, sicuti Mettis inter ipsum et domnum imperatorem constitutum est, ita permaneat Anstoß. Daß Siegfried selbst mit Heinrich in Metz zu irgend einer Zeit wegen seiner Erbschaft ein Abkommen getroffen hat, ist an sich unwahrscheinlich, und es findet sich darüber nirgends eine Nachricht. Will man ipsum auf den Papst beziehen, was an sich zulässig ist, so müßte zwischen den päpstlichen Gesandten und dem Kaiser zu Metz im October 1119 über Siegfrieds Erbschaft ein Abkommen getroffen und die Kämpfe mit den Anhaltinern, als der Metzer Vertrag nicht ratificirt wurde, von Neuem ausgebrochen sein. Vielleicht wäre mit diesen Kämpfen dann der in einer Urkunde St. R. 3171 erwähnte Zug des Kaisers gegen ein castrum, quod comes Otto contra eum erexerat, in Verbindung zu bringen und in Otto der bekannte Graf von Ballenstedt, der Vertheidiger seiner Neffen, zu sehen. Aber es liegt doch die Frage sehr nahe: Was hatte der Papst mit der Erbschaft Siegfrieds zu thun? Die von Stenzel I. 699 angezogenen Schreiben Lamberts von Ostia und Adalberts von Mainz beziehen sich nicht auf die Würzburger Verhandlungen, sondern auf den späteren Reichstag zu Worms. Wenn Anselm in der Fortsetzung des Siegbert die Würzburger Verhandlungen nach Quedlinburg irrthümlich verlegt, so darf man deshalb nicht, wie es von Stenzel und Anderen geschehen ist, von einem zweiten Reichstage sprechen; was Anselm von der Anwesenheit päpstlicher Legaten bei den Verhandlungen des Reichstags sagt, wird von keiner anderen Seite bestätigt. Fickler, Odalrich II. von Konstanz S. 37 sucht nachzuweisen, daß schon im Anfange des Jahres 1120 auf einem Hoftage in Bamberg der Würzburger Friede angebahnt sei, aber seine Argumentation stützt sich auf eine Urkunde (St. R. 3167), welche Stumpf

mit vollem Recht als unecht bezeichnet hat; sie ist nur eine entstellte Copie einer Urkunde von 1122 (St. R. 3184); man sehe auch Ficker, Urkundenlehre II. 486. Adalbert wird als Erzkanzler wieder in den Urkunden von 1122 genannt. In den beiden Urkunden von 1119 und 1121 (St. R. 3159. 3168) ist sein Name offenbar erst später hinzugesetzt, wie schon die ungewöhnliche Stellung desselben anzeigt. Ueber die damalige Rückkehr Konrads von Salzburg in sein Erzbisthum sehe man die Vita Chuonradi c. 13 und Wattenbachs Anmerkung zu dieser Stelle.

S. 937—939. — Das Ende Friedrichs von Lüttich und die folgenden Wirren im Bisthum Lüttich berichten die Vita Friderici und die Gesta abb. Trudonensium XI. c. 12—17. Der Aufenthalt des Kaisers zu Aachen um Ostern 1122 und der dort gehaltene Hoftag wird durch Urkunden (St. R. 3173. 3174) bezeugt. Daß der Kaiser dann nach Lüttich kam, sagt Anselm, der auch die Zerstörung von Bauquemont erwähnt. Die Annales Colonienses gedenken ebenfalls dieser Ereignisse; sie nennen den Besitzer der Burg Gozwin, Anselm nennt ihn Gothuin, die Gesta abb. Trud. c. 13, welche ihn als eifrigen Fridericianer bezeichnen, Gozguin. Die ärgerlichen Vorgänge am Pfingstfest zu Utrecht erzählen im Wesentlichen übereinstimmend die Annales Aquenses und die Colonienses, letztere nach den Paderborner Annalen; man beachte dabei die Urkunden (St. R. 3176—3179). Aehnliche Vorfälle erzählt Eckehard, verlegt sie aber auf die Weihnachtszeit 1122, welche der Kaiser schwerlich wieder in Utrecht verlebte; man wird nicht anders annehmen können, als daß Eckehard über diese Dinge nicht genau unterrichtet war. Vergleiche Scheffer-Boichorsts Bemerkungen zu den Annales Patherbrunnenses p. 140. 141. Dagegen giebt Eckehard sehr gute Nachrichten über den gefährlichen Streit, der wegen des Bisthums Würzburg entbrannte. Außer seinem Bericht kommt besonders die Vertheidigungsschrift Gebhards im Codex Udalrici Nr. 335 (J. 233) in Betracht; Gebhard verschweigt natürlich Manches, so vor Allem die ihm vom Kaiser ertheilte Investitur, aber man erfährt doch wichtige Umstände nur aus dieser Schrift. Klar wird auch aus derselben, daß der Kaiser nicht sogleich nach Erlungs Tode nach Würzburg kam; es mußten Wochen, ja Monate nach der Erledigung bis zur Wahl und Investitur Gebhards vergangen sein. Bei der Anwesenheit des Kaisers in Würzburg, die etwa in den Februar 1122 zu setzen sein wird, ist wohl die undatirte Urkunde St. R. 3172 ausgestellt. Im Zusammenhange hat über die Streitigkeiten um das Bisthum Würzburg in den Jahren 1122—1127 v. Hefele im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Jahrg. 1862 Nr. 1—5 und Conciliengeschichte² S. 368—370 gehandelt; den Einwendungen, die er und in ähnlicher Weise Kolbe (Erzbischof Adalbert I. S. 108) gegen die factischen Angaben in Gebhards Vertheidigungsschrift macht, kann ich jedoch zum Theil nicht beistimmen.

S. 939. 940. — Bischof Azzo von Acqui war bereits i. J. 1120 nach Deutschland gegangen, wie aus Udalskalk, de Eginone am Schluß hervorgeht. In diese Zeit wird auch das päpstliche Empfehlungsschreiben für Azzo (J. L. R. 6855) gehören; es ist von demselben Tage mit dem Gnadenbrief des Papstes ausgestellt, welchen der gleichzeitig abreisende Abt Egino erhielt (J. L. R. 6854). Das sehr bedeutsame Schreiben des Papstes an den Kaiser vom 19. Februar 1122 ist bei Neugart, Codex diplomat. Alem. II. 50 und daraus bei Watterich II. 146. 147 gedruckt (J. L. R. 6950). Das Schreiben ist ausgestellt XI. Kal. Mart. Leguntii episcopi. Ich habe bei den letzten Worten früher den Ausstellungsort vermuthet und an S. Leucio bei Benevent gedacht; aber die Worte beziehen sich wohl nur auf den Tag der Ausstellung; denn der 19. Februar ist der Tag des heiligen

Leguntius. Daß Bruno von Speier und Erluf von Fulda nicht unmittelbar nach dem Würzburger Reichstage, wie gewöhnlich angenommen wird, nach Rom gingen, zeigt die vorhin erwähnte Vertheidigungsschrift Gebhards von Würzburg. Denn zufolge derselben war Bruno noch im Anfange des Jahres 1122 in Deutschland, und Anselm sagt auch ausdrücklich, daß erst in diesem Jahre die Abfertigung dieser Gesandten beschlossen wurde. Gervais' Bemerkungen S. 337 Note 2 haben hiernach keinen Anhalt. Von welcher Natur die Aufträge Brunos und Erlufs waren, erhellt aus dem Schreiben des Cardinals Lambert an den Kaiser im Cod. Udalrici Nr. 332 (J. 210): Religiosi viri, nuncii videlicet magnitudinis vestrae, apostolicam sedem nuper adierunt, dicentes, pacis et concordiae inter regnum et sacerdotium iam tandem excellentiae vestrae consilium placuisse, si tamen salva maiestate imperii et absque diminutione regni fieri potuisset. Ueber die päpstliche Gesandtschaft, welche darauf nach Deutschland ging, berichten Eckehard und Anselm. Die Ankündigung des allgemeinen Concils erhellt aus dem Schreiben des Papstes J. L. R. 6975; daß sich der Papst damals auch an Erzbischof Adalbert wandte, sieht man aus dem Brief des Letzteren an ihn bei Mansi XXI. 275.

S. 941—946. — Wir erkennen den Zustand, welchen die päpstlichen Legaten in Deutschland vorfanden, am deutlichsten aus Eckehards Darstellung. Das Verhalten Ottos von Bamberg in jener Zeit geht aus Adalberts Brief an ihn im Cod. Udalr. Nr. 333 (J. 213) hervor. Die Zerstörung der Burg Kerpen berichten die Kölner Annalen Rec. II. Ueber das Ausschreiben eines deutschen Concils nach Mainz und die Bemühungen der Legaten um dasselbe sehe man die Actenstücke im Cod. Udalr. Nr. 304. 331—333 (J. 210—213). Mascow, Stenzel und Andere nehmen an, daß die Berathungen der Fürsten über den Vertrag zu Mainz, die Vollziehung desselben aber zu Worms stattgefunden habe. Jenes stützt sich allein auf die zuletzt erwähnten Schreiben im Codex Udalrici, aus denen allerdings unzweideutig hervorgeht, daß die Verhandlungen nach dem Verlangen der Legaten am 8. September zu Mainz eröffnet werden sollten. Aber ebenso gewiß ist, daß sie nicht in Mainz wirklich stattfanden, sondern in Worms. Keine Quelle spricht von Mainz; Eckehard nennt ausdrücklich Worms als den Ort, wo der Reichstag berieth, ebenso Anselm und die Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum, Annales Pegavienses); nur die Paderborner Annalen (Annales Hildesheimenses und Colonienses) geben irrthümlich Speier als Versammlungsort an. In diesem Punkt hat Gervais S. 345 bereits das Richtige bemerkt, aber unbegründet ist seine Annahme, daß die Verhandlungen bis zur Mitte des Septembers verschoben seien; Anselm sagt bestimmt, daß die Wormser Versammlung am 8. September zusammengetreten sei, und die Notiz, welche aus den Paderborner Annalen in die aus ihnen abgeleiteten Quellen übergegangen ist, stimmt damit überein. Ueber den Gang der Verhandlungen wissen wir nicht viel mehr, als was Adalbert darüber an den Papst in dem Schreiben bei Jaffé, Bibl. V. 518—520 berichtet. Daß dem Kaiser das Zugeständniß der Anwesenheit bei den Bischofswahlen nur unter Vorbehalt päpstlicher Genehmigung gemacht, dieser Vorbehalt aber später fallen gelassen sei, will Kolbe, Erzbischof Adalbert I. S. 114 daraus als Thatsachen entnehmen; aber es läßt sich das Erste nicht mit Sicherheit, das Andere gar nicht folgern. Die beiden Urkunden, auf welchen der Wormser Vertrag beruht, sind in den M. G. Legg. II. 76 von Pertz herausgegeben; man vergleiche auch Cod. Udalr. Nr. 305. 306 (J. 214). Das in Rom aufbewahrte Original der kaiserlichen Urkunde konnte Pertz nicht benutzen. Nach demselben hat Theiner, Cod. diplom. dom. temp. I. 11

diese Urkunde abdrucken lassen, aber nicht ohne auffällige Fehler. Ein Facsimile der Urkunde findet sich jetzt in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung VI. 140 und wird durch den wichtigen Commentar von H. Breßlau und Th. v. Sickel erläutert. Für die hier genannten Zeugen ist von Interesse die zu Lobwisen ausgestellte kaiserliche Urkunde für das Kloster Kappenberg bei Erhard, Cod. West. I. 152 (St. R. 3182). Sie ist ohne Tag und vom Jahre 1123 ausgestellt, gehört aber ohne Zweifel in den September 1122, quando dominus imperator anulum et baculum ecclesiae remisit. Als Zeugen sind hier erwähnt: Adalbertus Mogontinus archiepiscopus, Fridericus archiepiscopus Coloniensis, Hartwicus Ratisbonensis episcopus, Otto Bavenbergensis episcopus, Bruno Spirensis episcopus, Herimannus Augustensis episcopus, Gebehardus Herbipolensis episcopus, Heinricus dux Boioariorum, Fridericus dux, Symon dux, Pertolfus dux et frater eius Chuonradus, marchio Thiepoldus, marchio Engelbertus, Berengarius comes. Eine ähnliche Urkunde lag wohl Gerhoh von Reichersberg vor, der in einer von Scheffer-Boichorst (Ann. Pather. p. 195) hervorgehobenen Stelle des Werkes de investigatione antichristi vom Abschluß des Vertrags spricht collecta curia in loco, qui Lobwise dicitur. Lobwisen war Bezeichnung von Wiesen dicht bei Worms (Forschungen XIII. 398. 399); auch Eckehard spricht von dem Austausch der Urkunde loco campestri iuxta Rhenum. Ich sehe keinen Grund, weshalb man die herkömmliche Bezeichnung des Wormser Vertrags nicht beibehalten sollte. Die päpstliche Urkunde des Vertrags, von der wir leider nicht das Original, sondern nur verschiedene nicht ganz übereinstimmende Abschriften besitzen, habe ich nach der meines Erachtens am besten verbürgten Fassung bei Eckehard und Anselm übersetzt; in der von Pertz gegebenen Recension finden sich einige wesentliche Abweichungen. Das Datum dieser Urkunde (23. September) steht bei Eckehard und ist doch wohl dem Original entnommen; die kaiserliche Urkunde trägt auffälliger Weise kein Datum. E. Bernheim, Zur Geschichte des Wormser Konkordates (Göttingen 1878) S. 36 giebt nach handschriftlichen Untersuchungen einen Text der päpstlichen Urkunde, der mit dem bei Pertz übereinstimmt, nur hält er die Worte: absque omni exactione an beiden Stellen, wo sie vorkommen, für Interpolation.

S. 946—949. — Der Brief des Abts Laurentius an Erzbischof Adalbert ist zuletzt von Jaffé in der Bibl. III. 385 herausgegeben. Die Vertreibung des Bischofs Kuno von Straßburg und die Einsetzung des Bruno erwähnt der Annalista Saxo z. J. 1123; Bruno wird als Bischof schon in der Urkunde vom 28. December 1122 St. R. 3185 genannt. Ueber das Ende des Herzogs Berthold haben die Annales Colonienses z. J. 1122 eine bemerkenswerthe Notiz. Steht als Todesjahr Bertholds 1122 hiernach fest[1]), so wird der Todestag nicht nach v. Stälins Annahme der 3. Mai sein können; denn Berthold wird noch in den oben erwähnten Urkunden vom September 1122 genannt. Sollte nicht in der bei v. Stälin II. 296 angeführten Urkunde Bischof Rudolfs von Lüttich im Abdruck bei Outremann (Constantinopolis belgica) ein Fehler sein und statt fratris mei dort fratris sui oder eius zu lesen sein? Dann würde Bertholds III. Tod auf den 8. December 1122 fallen, womit alle unsere Notizen sich gut vereinigen ließen. Adalberts Schreiben an den Papst in der Straßburger Sache ist zuletzt von Jaffé, Bibliotheca III. 393

1) Auch in der Historia fundationis des Klosters St. Georgen im Schwarzwald (M. G. XV. 1014) wird, worauf mich v. Stälin aufmerksam machte, als Todesjahr Bertholds 1122 angegeben. Scheffer-Boichorst, Ann. Patherbr. p. 142 trägt noch das Zeugniß der Annales Argentinenses (M. G. XVII. p. 88) nach.

herausgegeben worden. Imperator, heißt es hier, tam gravi eum (Cononem) odio persecutus est, ut omnibus rebus suis eum abraserit et de civitate expulerit. Quod totum assecutus est imperator compositione huius pacis. Hec non ideo dicimus, ut iniusticiam episcopi studeamus defendere vel approbare, sed ideo in Deo coram Christo loquimur, quia, si tam absoluta potestas imperatori conceditur seviendi in qualemcunque istum episcopum, reliquis fidelibus, qui cum ecclesia Dei permanserunt, scandalum et intolerabilis persecutio generabitur. In ähnlicher Weise hatte sich Adalbert schon in dem früheren Schreiben an den Papst über die Gefahren ausgesprochen, mit welchen der Wormser Vertrag die Kirche bedrohe. Ueber den Hoftag zu Bamberg im November 1122 sehe man Eckehard und die Urkunden St. R. 3083. 3034. Die päpstlichen Legaten Lambert und Saxo werden noch als Zeugen in der kaiserlichen Urkunde vom 24. Januar 1124 genannt (St. R. 3187); auffälliger Weise stehen sie dort in letzter Stelle. Das Schreiben des Papstes an den Kaiser vom 13. December 1122 findet sich bei Mansi XXI. 380 und ist auch bei Watterich II. 150 abgedruckt (J. L. R. 6995). Perpendat, heißt es in diesem Schreiben, imperialis excellentia tua, quantum diuturna ecclesiae imperiique discordia Europae fidelibus intulerit detrimentum et quantum nostra pax afferre poterit boni fructus, Domino cooperante, incrementum.

S. 949—953. — Die Zahl der auf dem Lateranconcil d. J. 1123 versammelten Bischöfe giebt Suger (M. G. XXVI. 53), der gegenwärtig war, auf über dreihundert an; Pandulf berechnet die anwesenden geistlichen Würdenträger, wohl ebenfalls als Augenzeuge, auf 997. Daß erst hier der Investiturstreit völlig zum Abschluß kam, bemerken Suger und Falco ausdrücklich. Die Continuatio Sigeberti Atrebatensis (M. G. VI. 443) sagt: Concilium fuit apud Romam, in quo pax inter papam et imperatorem confirmatur, und diese Worte sind dann mehrfach nachgeschrieben worden. Die Acten dieses allgemeinen Concils besitzen wir in verschiedenen Recensionen (M. G. Legg. II. 182, Mansi XXI. 281—286, 299—304), aber in keiner, wie es scheint, vollständig. Die vorhandenen Nachrichten und die überlieferten Kanones des Concils finden sich bei v. Hefele, Conciliengeschichte[2] V. 378 ff. gut zusammengestellt; der Schluß des Concils wird wohl am 27. März, wo die Kanones verkündigt wurden, erfolgt sein, nicht am 7. April, wie dort ohne ausreichenden Grund angenommen wird. Calixts II. Bestrebungen, dem Kriege gegen die Ungläubigen neue Nahrung zu geben, erkennt man besonders aus seinem Schreiben J. L. R. 7116. Ueber seinen Einfluß auf die Verbreitung des Turpin sehe man Gaston Paris, de Pseudo-Turpino (Paris 1865). Nach den hier niedergelegten Untersuchungen sind die ersten 5 Kapitel schon um 1050 in Compostella abgefaßt, Kapitel 6—32 sind dagegen zwischen 1110 und 1115 geschrieben, und zwar von einem Mönche des Klosters St. André zu Vienne, der wahrscheinlich Erzbischof Guido auf seiner Reise nach Compostella i. J. 1108 begleitet hatte; der Brief, durch welchen der Papst Calixt II. den Turpin für echt erklärt haben soll, ist gleich einem ähnlichen Schriftstücke Innocenz' II. untergeschoben. Die M. Cassino betreffenden Verhandlungen der römischen Synode werden im Chronicon Cassinense IV. c. 78, die Pisa betreffenden in den Annalen des Cafarus, der selbst zugegen war (M. G. XVIII. 16), berichtet; über die letzteren sehe man auch die Urkunde des Papstes J. R. 5138. Die Vergünstigungen, welche Calixt II. zur Zeit der großen Lateransynode der deutschen Kirche ertheilte, lernen wir aus den Urkunden J. L. R. 7028. 7035. 7036. 7039. 7047 am besten kennen. Ueber die Weihe des Abts von Fulda vergleiche man Schannat, Historia Fuldensis p. 162, über die Ver-

hältnisse Hamburg-Bremens den Annalista Saxo. Die Worte des Annalista, welche unzweifelhaft den Paderborner Annalen entlehnt sind, verdienen wiederholt zu werden: Adalbero, Bremensis archiepiscopus post Fridericum, qui III. Kal. Februarii obierat, canonice electus, pro reposcenda pallii dignitate Romam vadit. Ibi a domno apostolico Calixto honorifice excipitur, in archiepiscopum ab eo consecratur, habitaque sinodo canonico et iudiciario ordine pallium obtinuit, negligentia duorum antecessorum suorum amissum et in Danos translatum. Antiqua enim et nobilis illa Bremensis ecclesia iure metropolitano super Danos et Suethos et Norvegos et Scridevingos principatum habuit. Addidit quoque domnus apostolicus hanc auctoritatem, ut predicte ecclesie pontifex liberam predicandi licentiam habeat, quousque terra ad oceanum versus partes illas extenditur. His ita actis, in hoc quoque domnus papa honorem sibi adauxit, quod quendam bone conversationis clericum, qui secum Romam venerat, Suethis episcopum ordinavit. Post ad patriam remeat, addito sibi cardinale viro religioso, qui ex decreto domni apostolici omnibus Datie episcopis, ut ei sicut metropolitano obedirent, ediceret. Ab imperatore gloriose exceptus, Bremam venit, frequentissimis tocius provincie illius conventibus sollempniter eum excipientibus. Für die Lateransynode hatte Udalskalk seine Vita Chunradi episcopi Constantiensis geschrieben, wie aus der Dedication an Papst Calixt hervorgeht (M. G. IV. 440).

S. 954—958. — Die Wirksamkeit des Cardinallegaten Wilhelm von Palestrina können wir nach dem Schreiben des Papstes in den Gesta Godofredi archiepiscopi Treverensis (M. G. VIII. 201) J. L. R. 7163, der Vertheidigungsschrift des Bischofs Gebhard von Würzburg im Codex Udalrici Nr. 335 (J. 233) und dem bei Jaffé, Bibliotheca III. 396. 397 abgedruckten Schreiben des Cardinals Gerhard beurtheilen. In der Urkunde des Kaisers vom 25. Juli 1124, zu Worms ausgestellt (St. R. 3199), wird der Legat als Zeuge genannt; in dieselbe Zeit fällt der in der Vertheidigungsschrift Gebhards erwähnte Wormser Hoftag. Man vergleiche auch den Bericht über einen anderen Hoftag zu Neuhausen vor Worms, bei welchem der Legat zugegen war, in der Urkunde vom 8. Januar 1125 (St. R. 3204). Interessant ist das Schreiben des Papstes an König Ludwig von Frankreich vom 19. Februar 1124 (J. L. R. 7143); man sieht aus demselben, daß damals eine persönliche Zusammenkunft zwischen dem Papst und dem Kaiser beabsichtigt war. Landulfus de s. Paulo berichtet c. 51 von der Sendung der Palmenzweige von Mailand an den Kaiser. Die Stellung des Papstes zu Wilhelm von Apulien und Roger von Sicilien ist besonders aus dem Schreiben des Ersten J. L. R. 6940 deutlich zu erkennen. Die Kämpfe Calixts II. mit den Herren in der Campagna werden in den Annales Ceccanenses z. J. 1123, die Zerstörung der Thürme des Cencius von Pandulf (Watterich II. 117) berichtet. Fere iam antiqui Octaviani tempora, sagt Pandulf, redibant, iam Christus continue in mentibus fidelium nascebatur; beim Tode Calixts braucht er die Worte (p. 118): pacis pater cum ipsa pace recedit. Falco von Benevent bestätigt die Darstellung des Pandulf: Audivimus autem et, quod re vera est, comperimus, tale tantumque pacis firmamentum infra Romanam urbem temporibus praedicti apostolici advenisse, quod nemo civium vel alienigena arma, sicut consueverat, ferre ausus est. Ueber die Bauten des Papstes in Rom sehe man die beiden Lebensbeschreibungen desselben und die Bemerkungen von Gregorovius[3] IV. 375—377; eine Abbildung der alten Darstellungen in der Kapelle des heiligen Nicolaus findet sich bei Gattula, Hist. Cassinensis I. 362. Die persönliche Haltung des Papstes wird in dem Briefe des

Abts Egino (M. G. XII. 446) und von Suger im Leben König Ludwigs (M. G. XXVI. 53) aus unmittelbarster Kenntniß geschildert. Ueber die Wahl und die Anfänge der Regierung Honorius' II. giebt Pandulf (Watterich II. 157) gute Nachrichten. Eckehard z. J. 1124 berichtet, daß ein Theil der Römer auch die Erhebung des Erzbischofs Walter von Ravenna beabsichtigt habe; Pandulf sagt nichts davon. E. Mühlbacher, Die streitige Papstwahl des Jahres 1130 (Innsbruck 1876) S. 65 vermuthet, daß Theobald vor Lambert die Wahl abgelehnt und dadurch erst die Weigerung Lamberts veranlaßt habe; es steht dies nicht in den Quellen und ist auch an sich unwahrscheinlich. Auch von dem Gegensatze zwischen Cardinalbischöfen und Cardinalpriestern, den Mühlbacher bei dieser Wahl hervorhebt, ist in den Quellen nicht die Rede; Lambert erscheint dort einfach als der Candidat der Frangipani.

S. 964—967. — Ueber die Landplage der Reiter (equites) sehe man Eckehard z. J. 1123. Mir scheint kein Grund zu der Annahme vorzuliegen, daß die Grafschaften in Baiern früher wesentlich in einem anderen Verhältniß zu der Reichsgewalt gestanden hätten, als in den übrigen deutschen Ländern; sie wurden dort, wie hier, der Regel nach von dem Kaiser verliehen und standen in keinem Lehnsnexus zu dem Herzogthum. Vergl. L. Weiland, Das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen (Greifswald 1866) S. 7. Wenn Waitz (Verfassungsgeschichte VII. 153 ff.) sich auf die Beschlüsse des Ranshofener Landtags beruft, um eine größere Abhängigkeit der baierischen Großen vom Herzogthum darzuthun, so folgert doch auch er daraus nicht für das zehnte Jahrhundert ein klares Lehnsverhältniß; übrigens gehören jene Beschlüsse wahrscheinlich in die Zeit Ottos III., wo sich das Herzogthum bei der Schwäche des Reichsregiments ungebundener bewegte. Dagegen steht nach den Untersuchungen Fickers und Anderer fest, daß sich im zwölften Jahrhundert die Markgrafen und Grafen Baierns in Lehensabhängigkeit von ihrem Herzog befanden, und nur Zustände, wie sie gegen Ende des elften Jahrhunderts in Baiern obwalteten, in denen sich Welf siegreich Heinrich IV. gegenüber als Herzog behauptete, können diese eigenthümliche Erscheinung meines Erachtens erklären. Eine Sonderstellung Baierns im Reiche tritt seit dem Jahre 1097 vielfach hervor. Auffällig ist schon, wie Heinrich IV. um Ostern 1099 zu Regensburg seinen Sohn von den baierischen Großen, die bei der Wahl nicht zugegen waren, noch besonders als König anerkennen läßt (Eckehard Cod. A.). In Bezug auf den Fürstentag zu Frankfurt i. J. 1116 heißt es beim Annalista Saxo: Principes Bawarie non veniunt. Auf dem Würzburger Reichstage i. J. 1121 waren nach Eckehard nur Herzog Heinrich und Graf Berengar zugegen; die anderen baierischen Fürsten bestätigen dann erst besonders auf einem Landtage zu Regensburg die Würzburger Beschlüsse. Die baierischen Großen nannten sich vom Anfange des zwölften Jahrhunderts an principes ducis, principes terrae, principes terrae ducis; man sehe die Beweisstellen bei Heigel und Riezler, Das Herzogthum Baiern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos I. von Wittelsbach (München 1867) S. 183. Sehr bemerkenswerth ist auch, wie wenig Heinrich V. unmittelbar in die baierischen Angelegenheiten eingriff, obwohl er im Lande von Anfang an den stärksten Anhang hatte; seine Macht beruhte aber hier vor Allem auf dem guten Verhältniß zu den Welfen, welches er stets aufrecht erhielt. Wie die herzogliche Gewalt im oberen Deutschland zu der Zeit Heinrichs IV., als man die kaiserliche Autorität nicht mehr anerkannte, eine größere Bedeutung gewann, sieht man besonders aus Bernold z. J. 1093. 1094.

S. 967—972. — Die Stellung Lothars zu Heinrich V. ist in Weilands oben angeführtem Buche gründlich erörtert; in allen wesentlichen Punkten treffe ich mit den hier gewonnenen Resultaten zusammen. Außerdem ist die Einleitung von Jaffé, Lothar von Sachsen (Berlin 1843) und die gleichzeitig erschienene Berliner Dissertation von Panten, Commentarii de rebus a Lothario III. gestis (Pars I.) zu berücksichtigen. Der Zug Lothars gegen die Wenden i. J. 1121 wird beim Annalista Saxo erwähnt; man vergleiche Jaffé, Lothar S. 17. 234. Wie der Sachsenherzog in die Streitigkeiten der Stader Grafen mit Friedrich eingriff, berichten die Annales Stadenses 1112—1123. 1124. Die Kämpfe Lothars um die Haimburg erzählt Annalista Saxo z. J. 1123. Der Todestag Reinhards von Halberstadt ist in den Annales Rosenfeldenses und den aus ihnen schöpfenden Quellen angegeben; über die Wahl seines Nachfolgers sehe man Adalberts Brief an die Halberstädter und das Schreiben des Erzbischofs von Magdeburg an Otto von Bamberg bei Martène, Ampl. coll. I. 680. 681. Den Tod Ludwigs des Springers und die ihm folgenden Ereignisse in Thüringen berichten die Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum, Annales Pegavienses, Annales S. Petri Erphesfurdenses [M. G. XVI. 17]).

S. 972—975. — Nach Eckehard müßte der Kaiser Weihnachten 1122 zu Utrecht gefeiert haben, aber die damit in Zusammenhang gebrachten Ereignisse gehören in eine frühere Zeit, und nach einer Urkunde St. R. 3185 war Heinrich am 28. December 1122 in Speier; dort wird er ohne Zweifel auch das Weihnachtsfest verlebt haben. Daß Heinrich vom Anfang des Jahres 1123 bis gegen Pfingsten in den rheinischen Gegenden verweilte, zeigen die Urkunden St. R. 3186—3191 und Cosmas Pragensis III. c. 51. Ueber die Unternehmungen des Kaisers gegen die Gräfin von Holland und den Bischof von Utrecht, wie über den Antheil Lothars an diesen Händeln sehe man außer Eckehard den Annalista Saxo und die Annales Colonienses; beide Quellen beruhen hier in gleicher Weise auf den Paderborner Annalen. Die Ausgleichung des Kaisers mit Bischof Godebald bezeugt die in Utrecht am 2. August 1123 ausgestellte Urkunde St. R. 3193. Den Tod des Markgrafen Heinrich melden die Erfurter Annalen z. J. 1123 und fügen hinzu, daß die eine von dessen Marken Wiprecht von Groitsch, die andere der Winzenburger erhalten habe. Der Pegauer Annalist bezeichnet z. J. 1117, wo er auch spätere Ereignisse zusammenfassend erzählt, die Lausitz als die Mark, welche Wiprecht auf einem Hoftage zu Worms erhalten habe: dann mußte Hermann von Winzenburg die andere von dem Verstorbenen verwaltete Mark Meißen zufallen, und dies wird dadurch bestätigt, daß wir später in der Lausitz Wiprechts Sohn finden, während uns Hermann von Winzenburg gleichzeitig in Meißen begegnet. Man vergleiche die Pegauer Annalen z. J. 1130. 1131. Hiernach muß man einen unbestimmten Ausdruck annehmen, wenn von den Annales Colonienses und vom Annalista Saxo übereinstimmend nach ihrer Paderborner Quelle gemeldet wird: Imperator Wigberto marchiam in Misne tradit; man darf dies wohl nur auf eine Schutzgewalt Wiprechts über den jungen Markgrafen Hermann beziehen, und hiermit lassen sich auch am besten die Worte des Cosmas III. c. 52: imperator marchionatum dederat Wicperti sub potentiam vereinbaren. Man vergleiche Weiland a. a. O. S. 58. Was Cohn in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1866 S. 705 gegen Weiland eingewendet hat, beruht auf der Annahme, daß Alles, was der Pegauer Annalist z. J. 1117 erzählt, in dieses Jahr gehöre, aber der Annalist pflegt, was er nicht den Erfurter Annalen nachschreibt, ziemlich willkürlich unter

dieses oder jenes Jahr zu vertheilen. Die Auffassung dieser Verhältnisse bei v. Heinemann, Albrecht der Bär S. 322 scheint mir zu gesucht, und ich sehe keinen Grund mit Waitz (Forschungen XIV. 30. 31) die Glaubwürdigkeit der jedenfalls alten Nachrichten in den Erfurter und Pegauer Annalen in Zweifel zu ziehen. Stumpf in den Forschungen XIV. 622 sieht doch, wie mir scheint, die Sache im Ganzen hier, wie ich, an; denn auch er nimmt an, daß die beiden Hermanne von Winzenburg Markgrafen von Meißen gewesen seien. Ueber Lothars Eingreifen in die Marken und seine Erfolge geben der Annalisto Saxo und die Annales Colonienses gute Nachrichten aus ihrer Paderborner Quelle; auch Cosmas Pragensis III. c. 52. 53 handelt hierüber ziemlich ausführlich. Ueber Wiprechts Tod sehe man die Annales Pegavienses z. J. 1124.

S. 975. 976. — Eckehard berichtet über den Zug des Kaisers gegen die Gräfin Gertrud i. J. 1124 und das darauf beabsichtigte Unternehmen gegen Herzog Lothar. Ueber das letztere haben wir auch bei Cosmas Pragensis III. c. 55. 56 Nachrichten; Cosmas giebt über den Bamberger Tag und die gegen Lothar angekündigte Heerfahrt genauere chronologische Bestimmungen als Eckehard. Das Ende Friedrichs von Arnsberg und die Zerstörung seiner Burgen wie der Zug Lothars gegen die Wenden im Anfange des Jahres 1125 wird vom Annalista Saxo berichtet.

S. 978—980. Ueber das Unternehmen des Kaisers gegen Frankreich handelt Eckehard nur kurz. Ausführlichere Nachrichten besitzen wir bei Suger in der Vita Ludovici (M. G. XXVI. 54. 55), doch bemerkte schon Mascow mit Recht, daß den Zahlen bei Suger nicht große Glaubwürdigkeit beizumessen ist. Otto von Freising (Chron. VII. c. 16) sagt bestimmt, daß der Kaiser nur bis Metz gekommen sei. Interessant ist die gleichzeitige Notiz im Auctarium Laudunense zum Siegbert: Henricus, rex Lotharingie, congregata quanta potuit militum multitudine, intrare voluit terram regis nostri, qui similiter infinitam multitudinem tam militum quam peditum adunaverat. Quo audito, rex Lotharingie destitit a temerario incepto suo. Et hoc factum est XIX. Kal. Septembris. Die Continuatio Praemonstratensis hat diese Notiz aufgenommen und willkürlich erweitert. In den Cambrayer Annalen des Lambert Waterlos, in welchen z. J. 1122 die Uebergabe Cambrays an Karl von Flandern gemeldet wird, findet sich z. J. 1123 die Bemerkung: Intrante Augusto mense facta est non minima populi adunatio a Ludovico, rege Gallorum, timore Henrici imperatoris in Francia; selbstverständlich sind diese Notizen auf die Ereignisse des Jahres 1124 zu beziehen. Am 5. August 1124 ist eine kaiserliche Urkunde (St. R. 3200) mit dem Actum: Bovenegnae ausgestellt. Es wird dabei nicht an Bouvignes südlich von Namur gedacht werden können, denn der Kaiser war damals in Metz oder auf dem Wege von Worms nach Metz. Ueber Böwingen, südlich von Lützelburg, worauf Stumpf hingewiesen hat, hätte eher der Heereszug gehen können. Der Inhalt der Urkunde, obwohl die Kanzleibestimmungen auffallend sind, spricht eher für als gegen die Echtheit. Otto von Freising sagt a. a. O. von Heinrich V.: Consilio generi sui, regis Anglorum, totum regnum vectigale facere volens, multum in se optimatum odium contraxit. Der Vers des Udalskalk (M. G. XII. 448)

Cum socero pugnas, civile malum dominatur

läßt sich wohl nur so erklären: während du in Verbindung mit deinem Schwiegervater Krieg führst, waltet im Innern des Reichs das Elend. Wäre diese Erklärung

richtig, so ergäbe sich zugleich, daß das Gedicht in der zweiten Hälfte des Jahres 1124 entstand.

S. 981. 982. — Die Empörung der Wormser berichten Eckehard, die Annales Colonienses und Otto von Freising; zu vergleichen ist auch die Urkunde St. R. 3204, aus welcher man sieht, welche Fürsten bei der Belagerung von Worms um den Kaiser waren. Neuhausen wurde nach den Annales Colonienses erst i. J. 1124 befestigt, aber der Kaiser hat sich schon früher häufig in dem dortigen Kloster aufgehalten. Dieselben Annalen sagen, daß die Wormser mit 2000 Mark ihre Empörung büßen mußten, während Eckehard von 5000 Talenten spricht. Die traurigen Umstände im Anfange des Jahres 1125 schildern Eckehard, Anselm, die Erfurter Annalen und andere Quellen in gleicher Weise. Die Fürsten, welche zu jener Zeit besonders am Hofe verkehrten, lernt man aus den Urkunden St. R. 3203—3206 kennen. Man sehe auch die Historia fundationis von S. Georgen (M. G. XV. 1014). Der Aufenthalt des Kaisers Ostern 1125 zu Lüttich wird von Anselm berichtet, und die Urkunden St. R. 3208. 3209, wie das Schreiben des Kaisers an den Erzbischof Gottfried von Trier in den M. G. Legg. II. 77 bezeugen denselben.

S. 982—985. — Das Leiden des Kaisers wird allein von Anselm genauer bezeichnet: morbo dracunculi, qui sibi erat navitus, molestari cepit. Anselm giebt überdies die besten Nachrichten vom Tode des Kaisers. Der Aufenthalt des Kaisers am 14. April 1125 in Aachen wird durch die Urkunde für Otto von Wittelsbach St. R. 3211 dargethan, welche Stenzel II. 338 ohne Grund als verdächtig bezeichnet. Die interessante Urkunde vom 7. Mai 1125, deren Original noch im Stadtarchiv zu Trier ist, wurde apud Tuisburc (St. R. 3212) ausgestellt; darunter ist ohne Zweifel Duisburg am Rhein zu verstehen, nicht Doesburg an der Yssel, wie Stenzel II. 339 anzunehmen geneigt war. Ueber die letzten Bestimmungen des Kaisers sehe man Eckehard. Die Angabe, daß die Reichsinsignien nach Trifels gebracht werden sollten, ist völlig glaubwürdig; statt Trifels wird nur in einer interpolirten Handschrift Eckehards, welche dann von Burchard benutzt wurde, Hammerstein genannt. Der Todestag des Kaisers steht durch die Uebereinstimmung Eckehards, der Erfurter, Rosenfelder und anderer Annalen fest. Der 23. Mai war aber der Sonnabend nach Pfingsten, und bei Anselm, der sich sonst hier gut unterrichtet zeigt, ist deshalb wohl nur ein Versehen anzunehmen, wenn in seiner eigenen Handschrift der fünfte Wochentag (feria quinta in pentecoste) genannt wird. Das Urtheil der zu Speier beim Begräbniß versammelten Fürsten über Heinrich V. ergiebt sich aus ihrem Schreiben an Otto von Bamberg im Codex Udalrici Nr. 320 (J. 225). Memor oppressionis, heißt es hier, qua ecclesia cum universo regno usque modo laboravit, dispositionis divinae providentiam invocetis, ut in substitutione alterius personae sic ecclesiae suae et regno provideat, quod tanto servitutis iugo amodo careat et suis legibus uti liceat, nosque omnes cum subiecta plebe temporali perfruamur tranquillitate. Ueber die Sage, daß Heinrich V. noch in einer Wüste bei Chester längere Zeit gelebt habe, sehe man Giraldi Cambrensis Itinerarium II. c. 11. Von dem falschen Heinrich in Solothurn erzählt Sigeberti Continuatio Praemonstratensis z. J. 1138: His temporibus quidam pseudoimperator in partibus Alemanniae surrexit, qui per aliquid annos apud Solodurum in reclusione vivens, egressus inde imperatorem Henricum se esse mentiendo dixit. Qui cum multos seducendo sibi allexisset in tantum, ut pro eo etiam graves pugnae et homicidia fierent, aliis eum recipientibus, aliis

seductorem palam profitentibus, tandem declarata eius falsitate, Cluniaci in monachum attonsus est. Man vergl. auch Richardi Cluniacensis Chronicon z. J. 1139 (Muratori, Antiquitates IV. 1075).

S. 985. 986. — Eckehard faßt sein Endurtheil über Heinrich V., welchen er früher so hoch erhoben hatte, in den Worten zusammen: primo sub specie religionis patrem excommunicatum imperio privavit, confirmatus in honoribus mores mutavit, sed post iniurias apostolicae sedi illatas semper se ipso inferior fuit; iusticiis regni non multum invigilavit; acer fuit ingenio, fortis et audax, licet parum felix in praeliis, nimius in appetendis alienis; pecunias, ut aiunt, infinitas congesserat, quas secundum scripturas cui thesaurizasset, ipse sine liberis obiens heu! heu! ignorabat. Die Erfurter Annalen (Chronicon Sampetrinum z. J. 1105) bestimmen dieses Urtheil in einigen Punkten noch näher; es heißt hier: adepto regno ex integro, cepit se ad alta quaeque extendere, praedia et castella qualicunque occasione quibusque eripere, magna et grandia affectans, tamen parva et minima ambire, ignobiles extollere, nobiles et potentes sine audientia, proscriptis praediis et facultatibus, captivos et vinctos abducere, inter quos etiam ab apostolico manus suas non servavit innoxias. Es sei hier auch noch einmal daran erinnert, daß Anselm z. J. 1118 auf Heinrich das Wort anwendet: qui a multis timetur, necesse est, ut multos timeat. Von Interesse ist die Zusammenstellung Calixts II. und des Kaisers in dem mit dem Reime auf atur spielenden Gedichte des Udalskalk M. G. XII. 448. Nachdem der feierliche Einzug des Papstes in Rom beschrieben ist, fährt der Dichter fort:

Pompa triumphalis tibi, Caesar, tanta negatur.
Te veniente decus patrum cum lege fugatur,
Huius in adventu lex iusticiae renovatur.
Cum socero pugnas, civile malum dominatur,
Per te nulla quies, dum Cato siti moriatur;
Hoc sed patre pio gens genti pacificatur,
Ecclesiaeque status ius in proprium reparatur.

Günstig urtheilt von allgemeineren Gesichtspunkten aus über Heinrich V. Wilhelm von Malmesbury L. V. c. 437 (M. G. X. 483. 484); er rühmt von ihm die Beendigung des Investiturstreits in Deutschland und die Herstellung der kaiserlichen Macht in Italien. Magnum gaudium, quisquis christiane sapuit, accepit, quod is imperator, qui proxima fortitudinis gloria acriter Karoli Magni invaderet vestigia, etiam a devotione ipsius in Deum non degeneraret, qui praeter Teutonici regni nobiliter sopitas rebelliones etiam Italicum ita subegit, ut nullus adeo. Von dem Urtheil des Engländers weicht das des Franzosen Suger weit ab. Ueber Mathildens Rückkehr sehe man Wilhelm von Malmesbury in der Historia novella I. c. 1 (M. G. X. 484) und die Annales s. Disibodi z. J. 1125.

S. 987—1005. — Eine reiche und noch immer wachsende Literatur hat sich über Otto von Bamberg gebildet, in welcher besonders seine Missionsthätigkeit in das Auge gefaßt ist; es genügt hier auf einige neuere Schriften über Otto hinzuweisen. Die Vortheile, welche Köpkes Herstellung des Ebbo und Herbord darbot, sind in den beiden Arbeiten von W. Volkmann: 1) de Ottone I. episcopo Bambergensi Pars prior (Königsberger Dissertation 1860) und 2) Bischof Ottos erste Reise nach Pommern (Programm des Gymnasiums zu Rastenburg 1862) meines Wissens zuerst benutzt worden; zugleich hat der Verfasser die früheren Untersuchungen angemessen zu verwerthen gewußt. Die Dissertation handelt von Ottos

Jugend, dem Antritt des bischöflichen Amtes und seiner Theilnahme am Investiturstreit, das Programm, wie der Titel anzeigt, nur von der ersten Missionsreise: die ganze Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes wird demnach von Volkmann nicht beleuchtet. Eine vollständige Biographie hat dann Franz Xaver Sulzbeck in seinem Leben des heiligen Otto (Regensburg 1865) zu geben versucht. Der erbauliche Ton, welchen der Verfasser bisweilen anschlägt, thut meines Erachtens der historischen Darstellung einigen Abbruch, doch ist nicht zu verkennen, daß sie sich auf ein fleißiges Studium der älteren und neueren Hülfsmittel stützt. Die Bedeutung, welche Otto für Bamberg hatte, scheint mir freilich nicht in gleichem Maße hervorgehoben, wie seine Thätigkeit in der Mission und in der Gründung von Klöstern, und doch wird man den Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in dem suchen müssen, was er für sein Bisthum selbst that. Beiträge zu einer Geschichte Bambergs unter Otto hat L. Hoffmann geliefert in seiner Inauguraldissertation: Otto I. episcopus Babenbergensis quomodo ecclesiae suae auctoritatem et dignitatem promoverit. Particula prior (Halle 1869). Ueber Otto in seinem Verhältniß zu Heinrich V. und Lothar III. hat zuletzt M. J. Höfner in einer kleinen Schrift (Tübingen 1865), über die politische Thätigkeit des Bischofs im Allgemeinen H. Friedrich in einer Königsberger Dissertation vom Jahre 1881 gehandelt. Sehr ausführlich ist die Geschichte Ottos in dem zweiten Bande von J. Looshorns Geschichte des Bisthums Bamberg (München 1888) dargestellt; die Quellenberichte sind größtentheils wörtlich aufgenommen. Ich mußte mich hier darauf beschränken, Ottos Wirksamkeit nach den verschiedenen Seiten anzudeuten und besonders seine Bedeutung als Apostel der Pommern hervorzuheben. Ich habe mich dabei durchaus an die Quellen gehalten und kann mich im Allgemeinen auf dieselben berufen; wenige Bemerkungen werden hinreichen, um meine Angaben, wo ich von Anderen abweiche, zu begründen oder auf bisher weniger beachtete Punkte hinzudeuten. Die Eroberung Stettins durch Boleslaw im Winter 1120 auf 1121 berichtet Herbord II. c. 5; ein älteres merkwürdiges Zeugniß für dieselbe ist auch in den Miraculis s. Aegidii (M. G. XII. 320) vorhanden. Der Name der anderen damals von Boleslaw genommenen Burg, der früher zweifelhaft war, heißt nach der Handschrift des echten Textes Herbords II. c. 5. 30 Nacla; an Nakel an der Netze kann dabei nicht wohl gedacht werden, aber noch viel weniger an Damm bei Stettin; vielleicht ist die zerstörte Burg gemeint, welche Otto zwischen Kamin und Kolberg nach Herbord II. c. 30 im Jahre 1125 besuchte. Von der Missionsreise des Bernhard erzählt nur Ebbo II. c. 1. 2; Herbord und der Prieflinger Biograph erwähnen des Vorgängers Ottos in der pommerschen Mission nirgends. Offenbar gehörte Bernhard den italienischen Eremitenmönchen an, und seine Mission stand mit früheren ähnlichen Bestrebungen dieser Mönche in Verbindung; Ebbo läßt darüber keinen Zweifel (heremeticam vitam cum aliis servis Dei duxerat — — a fratribus suis heremitis per multa terrarum spatia requisitus). Der Brief Boleslaws bei Herbord II. c. 6 ist meines Erachtens ein echtes Actenstück und für die Geschichte Ottos von Werth. Auffällig ist, daß Herbord die Genehmigung zu Ottos Missionsreise irrig von Papst Honorius II. ertheilen läßt, da Ebbo ihm den richtigen Papstnamen bot. Das gleichzeitige Zeugniß des Eckehard über Ottos Anwesenheit auf dem Bamberger Hof- und Reichstag ist so positiv, daß kaum Zweifel dagegen Raum fassen können. War auch der Kaiser bereits am 25. April 1124 (St. R. 3196. 3197) zu Bamberg, so war der Reichstag doch erst auf die ersten Tage des Mai ausgeschrieben, und schwer ist zu glauben, daß Otto vor dem Kaiser Bamberg ver-

lassen habe. Hiernach muß man annehmen, daß der Bischof erst im Anfange des Mai abreiste, wenn er sich auch bereits am 25. April, wohl dem Tage des kaiserlichen Einzugs, von Klerus und Volk verabschieden mochte (Herbord II. c. 8). Der Reisebericht bei Herbord verdient im Allgemeinen den Vorzug vor dem bei Ebbo, da jener sich auf die Mittheilungen des Sefrid stützt, der selbst Otto begleitete. Der Episcopatus Calissensis, der sich bei Herbord II. c. 8 auch im echten Text findet, ist schwer zu erklären. Der Sitz dieses Bisthums kann nur auf dem directen Wege zwischen Breslau und Posen gesucht werden; erst vor Kurzem hatte der Kardinallegat Aegidius von Tusculum die polnischen Diöcesen neu geordnet, doch sind wir über die damals getroffenen Einrichtungen schlecht unterrichtet. Die zwei Wochen, welche Ebbo II. c. 3 auf die Reise bis Gnesen rechnet, scheinen sich auf die Zeit vom Abgange von Bamberg zu beziehen. Nach Sefrid bei Herbord II. c. 9 blieb der Bischof acht Tage in Gnesen, nach Ebbo drei Wochen, was sich höchstens auf den Gesammtaufenthalt in Polen umdeuten ließe. Der Fluß, an welchem der Pommernherzog den Bischof beim Eintritt in Pommern begrüßte, wird in der Prieflinger Biographie II. c. 3 Wurta genannt; Herbord bezeichnet ihn nicht mit Namen, doch ist er nach seinem Bericht in der Nähe von Pyritz zu suchen. Ebbos Darstellung ist hier ganz abweichend; nach ihm wäre der Herzog, durch Paulitius benachrichtigt, nachdem man bis Uscz gekommen, bereits herbeigeeilt und hätte den Bischof empfangen, noch ehe man den großen Wald erreichte. Die erste gesicherte chronologische Bestimmung für Ottos Aufenthalt in Pommern ist die Angabe des Ebbo II. c. 5, daß der Einzug in Kamin in nativitate s. Iohannis baptistae (24. Juni) erfolgte. Die Prieflinger Biographie II. c. 9 giebt an, daß die erste Taufe in Stettin in festo beatorum martyrum Crispini et Crispiani (25. October) stattgefunden habe, und erwähnt vorher c. 8, daß per novem continuas ebdomadas Ottos Arbeit eine vergebliche gewesen sei; das letztere bezeugt mit denselben Worten Ebbo II. c. 8, und auch Sefrid bei Herbord II. c. 25 stimmt damit im Ganzen überein; denn die Worte: per duos menses et plus ibi morantes, nichil paene profecimus sind nicht so auszulegen, daß erst nach zwei Monaten die Gesandten an Boleslaw abgegangen seien. Sind die neun Wochen genau gezählt, so mußte Otto am 23. August in Stettin angekommen sein. Herbord berichtet, daß Otto noch drei Monate nach der ersten Taufe — nur so kann die Stelle II. c. 36 verstanden werden — in Stettin verweilt und dann weitere zwei Monate in Wollin (II. c. 37) zugebracht habe: nach dieser Rechnung hätte Otto Wollin nicht vor Mitte März verlassen können; wir wissen aber aus Ebbo II. c. 18, daß sich der Bischof bereits circa purificationem s. Mariae (2. Februar) von den Wollinern verabschiedete. Herbords ohnehin allgemeine Angaben sind also hier jedenfalls sehr ungenau, und es müssen von dem Stettiner und Wolliner Aufenthalt bedeutende Abzüge gemacht werden. Nach der Prieflinger Biographie III. c. 1 war Otto am Aschermittwoch 1125 (11. Februar) wieder am Grenzwald. Da diese Angabe allen Glauben verdient, so muß Otto um den 2. Februar bereits zum dritten Mal in Wollin gewesen sein, und die Reise nach Kolberg und Belgard wird etwa in die zweite Hälfte des Januars 1125 fallen. Ueber die Lage der mit dem Namen Cloden bezeichneten Oertlichkeit siehe Haag, Quelle, Gewährsmann und Autor der ältesten Lebensbeschreibung Ottos von Bamberg S. 73. Vielleicht ist der im älteren Necrologium des Bamberger Doms (Siebenter Bericht des historischen Vereins zu Bamberg p. 101) unter dem 21. Januar angeführte Hermann diaconus frater noster derselbe, der in der Persante bei Kolberg nach der Prieflinger

Biographie II. c. 20 auf dieser Reise den Tod fand. Daß auch in Belgard damals eine Kirche errichtet sei, sagt Herbord nicht, wohl aber der Prieflinger Biograph, und es scheint mir auch aus dem von Otto selbst herrührenden und bei Eckehard mitgetheilten ältesten Missionsbericht zu folgen; denn dort sind nach meiner Ansicht nur die Orte genannt, wo ein Kirchsprengel begründet war. Wenn Otto in diesem Bericht sagt, daß seine Reise Pommern cum quibusdam civitatibus terrae Liuticiae berührt habe, so können unter den Städten der Liutizen nur Orte am linken Oderufer verstanden sein, welche damals unter pommerscher Herrschaft standen; Stettin und vielleicht auch Garz wären dahin zu rechnen. Ueber die Zeitbestimmungen für Ottos Rückkehr sehe man Eckehard, die Prieflinger Biographie III. c. 2 und Ebbo I. c. 18. Herbords Angabe am Schlusse des zweiten Buches ante diem palmarum ad sedem suam Otto reversus est muß, wenn unter sedes die Stadt Bamberg und nicht der Bamberger Sprengel verstanden werden soll, unbedingt verworfen werden.

S. 1007. — Unius capitis licet summi deiectio reparabile regni dampnum est, principum autem conculcatio ruina regni est. So läßt der Verfasser der Vita Heinrici c. 13 König Heinrich V. den Fürsten sagen.

S. 1008. — „Man spricht von Kaiser und Reich.“ Erzbischof Adalbert schreibt dem Papst Calixt II. (Jaffé, Bibl. V. 519): T a m i n p e r i u m q u a m i n p e r a t o r tanquam hereditario quodam iure baculum et annulum possidere volebant.

S. 1018. — Ueber den Einfluß Gregors VII. auf das Studium und die Literatur des kanonischen Rechts habe ich in dem Münchener Jahrbuch für 1866 S. 151 ff. eingehender gehandelt.

S. 1022. — Eckehard sagt z. J. 1124: Teutonici non facile gentes impugnant exteras. So befremdlich dieser Ausspruch ist, hat er doch für Eckehards Zeit seine volle Bedeutung. Eine aggressive Nation waren in den Tagen Heinrichs IV. und V. vor Allem die Franzosen, nächst diesen die Italiener der Seestädte.

S. 1024—1025. — Ueber die Entwickelung des städtischen Lebens in Deutschland zu dieser Zeit handelt eingehend Waitz, Verfassungsgeschichte V. 350 ff. VII. 374 ff. In der Dissertation von E. Bahn, Die Erhebung der deutschen Städte unter Heinrich IV. (Berlin 1872) findet sich wenig mehr, als eine Zusammenstellung der bekanntesten Thatsachen. In den Annales Altahenses heißt es z. J. 1050: (imperator) in Nuorenberg, suo fundo, principes, convocat Baioariae totius. Ueber die Gründung von Freiburg im Breisgau sehe man v. Stälins Wirtembergische Geschichte II. 287. 670.

S. 1027. — Die Wartburg wird zuerst bei Bruno, de bello Saxonico c. 117. z. J. 1080, Trifels zuerst in den aus den Paderborner Annalen schöpfenden Quellen z. J. 1113 genannt; die Erfurter Annalen und Annalista Saxo erwähnen Kyffhausen z. J. 1118. Drachenfels und Wolkenburg sollen von Erzbischof Friedrich von Köln während seiner Kämpfe mit dem Kaiser begründet sein, und diese Tradition findet darin einen Anhalt, daß beide Burgen sich schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts urkundlich nachweisen lassen. Man vergleiche Stein, De Friderico archiepiscopo Coloniensi p. 27. Ueber die Externsteine sehe man Schnaase, Geschichte der bildenden Künste IV. 674. 675 und die dort angeführten Werke.

S. 1028. 1029. — Der Leich des Ezzo von den Wundern Christi ist mit den ihm verwandten Stücken zuerst aus der Vorauer Handschrift von Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts (Wien 1849) publicirt worden. Durch diese

Publication wurde ein tiefer Einblick in früher sehr dunkle Theile unserer Literaturgeschichte gewonnen. Man vergleiche die Bemerkungen von W. Wackernagel (Geschichte der deutschen Literatur S. 86. 87. 95. 158—160. 274. 275), von Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtkunst[5] I. 176 ff.) und von Scherer (Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert S. 28 ff.). Mehrfach ist dann das Ezzolied wieder herausgegeben und commentirt worden; zuerst von Simrock und Schade, dann noch einmal von Diemer 1867, endlich in den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa, herausgegeben von Müllenhoff und Scherer (zweite Ausgabe 1873) S. 58—69, 382—386. Man vergleiche auch K. Hofmann über den Ezzoleich in den Sitzungsberichten der phil. und hist. Classe der Münchener Akademie 1871 S. 292 ff. Daß das Ezzolied gerade in den südöstlichen Gegenden Deutschlands eine besonders nachhaltige Wirkung übte, steht wohl mit der Persönlichkeit Altmanns, der als päpstlicher Legat die kirchliche Partei im oberen Deutschland leitete, in Verbindung. Wie er die Massen in Schwaben erfaßte, sieht man aus den interessanten Mittheilungen Bernolds z. J. 1091; noch tiefer griff Altmann offenbar in seiner eigenen Diöcese ein, nachdem er in dieselbe hatte zurückkehren können. Die eigenthümliche Stimmung der Gemüther im Passauischen und Salzburgischen im Anfange des zwölften Jahrhunderts erhellt besonders auch aus der großen Kreuzfahrt im Jahre 1101, die hier eine damals in deutschen Ländern ungewöhnliche Betheiligung fand. Wie das Lied Ezzos in der Passauer Gegend noch um 1140 bekannt war, sieht man aus der Vita Altmanni c. 3. Das in unserem Text erwähnte Melker Marienlied ist von Müllenhoff und Scherer in dem angeführten Werke S. 117—120 herausgegeben; ebendaselbst findet sich S. 120—123 ein Marienlob aus der Vorauer Handschrift und S. 109—117 der von einer frommen Frau gedichtete Arnsteiner Marienleich. Von einer sehr verschiedenen Richtung poetisirender Frauen geben die von Wattenbach aus einer Münchener Handschrift in den Sitzungsberichten der phil. und hist. Classe der Münchener Akademie 1873 S. 174 ff. mitgetheilten Verse Kunde; leider ist es sehr schwer aus den kaum verständlichen lateinischen Gedichten sich ein deutliches Bild von dem Verkehr jener gelehrten Stiftsdamen, die man wohl in Regensburg zu suchen hat, mit ihrem Lütticher Lehrer zu machen.

III. Documente.

A. Die unter A. mitgetheilten Briefe sind sämmtlich schon früher veröffentlicht, doch größtentheils entweder fehlerhaft oder an Orten gedruckt, wo sie der Benutzung wenig zugänglich sind. Bei den meisten Stücken stützt sich unser Text auf Vergleichung von Handschriften; alle wesentlichen Abweichungen von denselben sind angegeben und nur ganz unerhebliche Schreibfehler, welche fortzupflanzen kein Interesse hatte, nicht bemerkt.

Nr. 1 ist von Guichenon, Bibliotheca Sebusiana (Lyon 1660), Cent. II. Nr. 77 aus einem Cartularium von Fruttuaria zuerst herausgegeben worden; ein Abdruck findet sich bei Hoffmann, Nova scriptorum ac monumentorum collectio (Leipzig 1731) I. 304. Nur diese Drucke habe ich benutzen können und mich auf die Verbesserung der Interpunction beschränkt. Der Name des Abts, an welchen der Brief gerichtet, ist nach Mabillon (Vetera Analecta I. 164) Albertus, nicht Andreas, wie Guichenon annahm.

Nr. 2 ist dem Codex Udalrici entnommen. Ich hatte dieses Stück mit anderen nach einer der Wiener Handschriften und einem Münchener Codex in der ersten Auflage in verbessertem Text abdrucken lassen. Bei den anderen Stücken ist ein erneuerter Abdruck überflüssig, da sie seitdem in Jaffés Bibliotheca V. nach einem reicheren Apparat zur Publication gelangt sind. Nur dieser Brief von besonderem Interesse (Nr. 202. J. 23) schien mir als Beweisstelle hier nicht wohl entbehrlich; ich bin jetzt Jaffés Recension gefolgt.

Nr. 3 und 9 gehören der bekannten hannoverschen Briefsammlung an und sind von Sudendorf im Registrum II. Nr. 6 und III. Nr. 26) zuerst herausgegeben worden. Der fehlerhafte Text der Handschrift ist bei Sudendorf bereits an vielen Stellen emendirt worden; auch Haupt hat in seiner Zeitschrift XII. 311 eine Stelle in Nr. 3 verbessert. Der von mir festgestellte Text wird das Verständniß dieser interessanten Briefe, wie ich hoffe, erleichtern.

Nr. 4—8 hat Floß in seiner Schrift über die Papstwahl unter den Ottonen (Freiburg 1858) zuerst aus der Handschrift der Trierer Stadtbibliothek Nr. 1081 (LXXI) herausgegeben; sie finden sich unter den Urkunden zu jener Schrift Nr. 31—34 (S. 134—146). Mir lag außer diesem Abdruck durch Pertz' Güte auch eine genaue Copie der Handschrift vor, welche Waitz für die Herausgabe in

den M. G. angefertigt hat. Der Codex, welchen ich früher selbst einzusehen Gelegenheit hatte, gehört dem Ende des elften oder dem Anfange des folgenden Jahrhunderts an.

Nr. 10 ist zuerst von Beyer im Mittelrheinischen Urkundenbuch I. 720 bekannt gemacht worden. Die Abschrift dieses königlichen Briefes steht auf der Rückseite einer offenbar falschen Urkunde von 970 (Beyer a. a. O. S. 233).

Nr. 11 hat sich in einer Briefsammlung vom Ende des zwölften Jahrhunderts erhalten, welche aus S. Emmeran in Regensburg in die Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 14,596) gekommen ist. Die Sammlung enthält außer diesem Stück Nichts von allgemein historischem Interesse. Kunstmann hat das Schreiben zuerst in der Zeitschrift für Theologie (Freiburg 1840) III. 126—132 mitgetheilt. Unser Abdruck ist nach der Handschrift (f. 4—8) gemacht und deren Orthographie genau befolgt.

Nr. 12. 13 hat zuerst Aventin mit sieben anderen Briefen Heinrichs IV. nach einer S. Emmeraner, jetzt in München befindlichen Handschrift (Cod. lat. 14,096 f. 116—124) im Jahre 1518 als Anhang zur Vita Heinrici IV. publicirt. Diese Ausgabe ist dann von Anderen nachgedruckt worden. Die beiden von mir nach der Handschrift neu herausgegebenen Stücke finden sich jetzt auch in Jaffés Bibl. V. p. 230—232 und 506—508, wo noch andere Hülfsmittel benutzt sind. Nr. 12 ist auch im Cod. Udalrici Nr. 215 (J. 120) enthalten, aber am Schluß verstümmelt. Von Nr. 13 bietet eine der Trierer Domkirche angehörige, aus Kloster Abdinghof stammende Handschrift des zwölften Jahrhunderts (Cod. 93. f. 61) einen guten Text, von dem mir eine von Herrn Professor W. Arndt gefertigte Copie und eine von Herrn H. V. Sauerland gemachte Vergleichung vorlagen. Ich bin auch bei diesen Stücken jetzt im Ganzen Jaffé gefolgt.

Nr. 14 ist eine Encyclica Heinrichs V., deren Ueberschrift fehlt. Böhmer fand das wichtige Actenstück zu Rom in dem Cod. Pal. Nr. 217 und machte es in Förstemanns Neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen (1884) Bd. VII. H. 2. S. 97 ff. bekannt. Gregorovius hat auf meine Bitte die Handschrift abermals verglichen, und ich verdanke seinen Bemühungen einige belangreiche Verbesserungen des ersten Abdrucks. Die bezeichnete Pergamenthandschrift (gr. 8°) enthält nach Gregorovius' Mittheilung f. 1—53 Liber enchiridion s. Augustini de fide, spe et caritate, f. 54—86 Vita s. Brandani, am Schluß f. 86 bis 88 unser Actenstück; der durchgehende Schriftcharakter (es sind drei verschiedene Hände) weist auf die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts als die Zeit hin, wo der Codex entstand.

Nr. 15 findet sich am Ende einer Handschrift der Pariser Nationalbibliothek (Cod. lat. 8625, olim Colbert 5040), wo eine Briefsammlung mit dem Titel: Villelmi de Saramando Papiensis epistolae nonnullae vorangeht. Nach dieser Handschrift hat Baluze in seinen Miscellanea (Ausgabe von Mansi III. 12) das Schreiben veröffentlicht, und allein auf diesen Abdruck angewiesen, habe ich in den früheren Auflagen dieses Buchs den sehr verderbten Text zu verbessern gesucht. Inzwischen hat bereits Löwenfeld (Papstregesten I. p. 822) darauf hingewiesen, daß sich dasselbe Schreiben auch bei Pez, Thesaurus VI. 1. 386—388 findet. Pez entnahm dasselbe einer Münchener, früher Tegernseer Handschrift (Cod. lat. 19,411. p. 135. 136), wo es inmitten von meist fingirten Briefen steht, die einer in Pavia entstandenen Sammlung entnommen sind. Siehe Wattenbach, Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen XIV. Das Schreiben trägt hier nicht nur eine falsche

Adresse (Papst Alexander an Kaiser Friedrich), sondern bietet auch hier einen vielfach verderbten Text, doch sind die Fehler solcher Art, daß die Benutzung der einen Handschrift durch die andere ausgeschlossen ist. Beide Handschriften sind nicht ohne Lücken; solche finden sich besonders in der Münchener Handschrift, doch enthält sie den in der Pariser Handschrift fehlenden Schluß. Wahrscheinlich war schon das Original, auf das schließlich die Abschriften zurückgingen, schwer lesbar. Neuerdings hat Scheffer-Boichorst, dem eine von G. Monod angefertigte Vergleichung der Pariser Handschrift und die Münchener Handschrift selbst zu Gebot stand, in den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung VIII. 414 bis 416 den Brief in vielfach verbesserter Gestalt herausgegeben und die Varianten der Handschriften vollständig mitgetheilt. Auf seine Ausgabe gestützt, lasse ich jetzt, nachdem ich noch eine Nachvergleichung der Münchener Handschrift angestellt habe, das Schreiben von Neuem abdrucken; alle Varianten beizufügen halte ich für überflüssig und bemerke nur solche, die für die Constituirung des Textes noch von Bedeutung sind; die Varianten der Münchener Handschrift sind mit T., die der Pariser Handschrift mit B. nach Scheffer-Boichorsts Vorgang bezeichnet. Wo ich von seiner Ausgabe abgewichen bin, habe ich mit S. auf seinen Text hingewiesen. Es liegt bei den Verbindungen, in welchen sich das Schreiben in beiden Handschriften findet, die Vermuthung nahe, daß dasselbe eine in Pavia entstandene Fiction sei, nicht ein echtes Schriftstück des Gegenpapstes, aber durchschlagende Gründe dafür lassen sich doch nicht anführen, und der Inhalt spricht eher dagegen; jedenfalls waren dem Verfasser die Zeitverhältnisse sehr gut bekannt und seine Mittheilungen verdienen Glauben.

B. Nr. 1. In der Kanonensammlung des Kardinals Deusdedit (Cod. Vatic. 3833) f. 140 mit der Ueberschrift: Iuramentum episcoporum, qui in Romana aecclesia consecrantur et ab ea pallium accipiunt. Gleich darauf folgt ein anderer Eid mit der Ueberschrift: Iuramentum eius, qui deponitur, der mit den Worten beginnt: Ego Guibertus promitto omnipotenti Deo. Am Schluß ist hinzugefügt: Ex registro septimi papae Gregorii cap. XIX. libri III. Es ist derselbe Eid, der sich im Registrum III. 17 a. findet, aber ohne Zweifel absichtlich geändert ist. Der Schwörende ist hier der Bischof Robert von Chartres; statt Robertus ist bei Deusdedit G u i b e r t u s, statt Carnotensem episcopatum R a v e n n a t e m a r c h i e p i s c o p a t u m geschrieben, und am Ende sind die Worte hinzugefügt: n e q u e a l i q u o i n v e n i a m s t u d i o, u t R o m a n a e l e g a t i o n i r e s i s t a t u r. Sic me Deus etc. Bei Albinus (Cod. Vat. Ottobon. 3057) ist der erste Eid aus Deusdedit auf fol. 136 entlehnt, f. 138 aber das Iuramentum Roberti dicti Carnotensis episcopi unverändert aus dem Registrum aufgenommen. Es ist von verschiedenen Seiten angenommen worden, daß Wibert nach dem Eide von 1073 noch später einen zweiten dem römischen Stuhl geschworen habe, der uns hier erhalten sei, aber schwerlich ist diese Annahme richtig. Vergl. Köhncke, Wibert von Ravenna S. 18. 22. Beide Stücke finden sich jetzt auch S. 303. 304 in der Ausgabe, welche P. Martinucci zu Venedig 1869 von der Kanonensammlung des Deusdedit besorgt hat.

Nr. 2—5 sind aus dem Registrum Farfense in der Vaticanischen Bibliothek (Cod. Vatic. 8487) entnommen. Sie stehen dort unter Nr. 1078. 1079. 1099. 1098. Da die früher von mir gemachten Copien nicht zur Hand waren, hat mich Gregorovius sehr verpflichtet, indem er auf meine Bitte genaue Abschriften nahm, welche dem Abdruck dieser bisher meines Wissens nicht veröffentlichten Stücke zu Grunde liegen.

Nr. 6 ist von mir aus dem Cod. Bamb. 182 abgeschrieben. Diese Handschrift enthält die Regel des Benedict und Cäsarius. Auf die leeren Blätter 59 bis 61 hat eine Hand des zwölften Jahrhunderts die mitgetheilte Urkunde eingetragen. Sie scheint mir nicht sowohl Abschrift des Originals wie Entwurf desselben, woraus sich auch die Lücken und der Nachtrag am leichtesten erklären möchten. Fol. 61 auf der Rückseite findet sich noch eine undatirte Urkunde, nach welcher Bischof Otto das predium apud Rintpach mit den Ministerialen von dem Abt und den Brüdern zu Hirschau für hundert Talente gekauft und per manum Willihalmi cuiusdam liberi hominis de Giche dem Kloster Michelsberg übergeben hat. Es werden einige besondere Bestimmungen über die Ministerialen und die an den Grafen Rapoto übertragene Vogtei hinzugefügt. Unter den Zeugen erscheint auch Fridericus de Mistelbach.

C. Das interessante Gedicht auf Rom hat Dümmler aus einer Handschrift von S. Peter in Salzburg (V. 32) abgeschrieben und mir zur Veröffentlichung gütigst überlassen. Es ist auf einer vorher leer gebliebenen Seite dort eingeschrieben. Meines Wissens ist dasselbe sonst nicht gedruckt.

A. Briefe.

1.

Kaiserin Agnes an den Abt und die Mönche von Frutturia. 1062.

A[gnes] imperatrix et peccatrix A[lberto] patri bono et fratribus in Fructuaria congregatis in nomine Domini servitutem ancillae, cuius oculi in manibus dominae suae sunt. Conscientia mea terret me peius omni larva omnique imagine. Ideo fugio per sanctorum loca, quaerens latibulum a facie timoris huius, nec minimum desiderium est mihi veniendi ad vos, de quibus comperi, quia vestra intercessio certa salus est. Sed nostrae profectiones in manu Dei sunt, et non in nostra voluntate. Interim vero mente adoro ad pedes vestros, rogans ut Gregoriana pietate in Traianum petatis mihi veniam a Domino; quia namque ille unus homo ab infernis claustris exoravit paganum, multi vos facile salvabitis christianam unam. Quodsi decreveritis, peto ut in signum pietatis societatem et fraternitatem vestram mandetis et mittatis mihi quam primum. Rogo etiam, ut parvum, quod mitto, munusculum admonitionis signum suscipere dignemini, quatenus credam, quia de me curare inceperitis. Valete, et tu, pater bone, diligenter commenda me spiritalioribus fratribus de coenobiis atque cellis, ut faciant me participem in orationibus et ieiuniis atque omnibus benefactis suis.

2.

Bischof Günther von Bamberg an Erzbischof Anno von Köln. Spätsommer 1062.

Reverentissime diligendo ac dilectissime verendo domino archipraesuli A[nnoni] G[untherus], licet indignus, episcopus quicquid devotionis et obsequii homini ab homine praestari potest inpensius. — Quod vestra dignatio de fidei devotionisque nostrae constantia tam sincero praesumit iudicio, id vero et debita me afficit gratulatione et multa in futuris onerat sollicitudine, ut tam bonam de me persuasionem perpetuam vobis commendem. Porro quod nostrae parvitatis officium erga vos exile nimis et ieiunum tam magnifica appenditis estimatione, ne quidem meum meritum, sed propensum vestrae caritatis intelligo affectum. Est enim hoc sollempne prorsus et familiare sincere diligentibus, ut tenuissimam operam eorum, quos diligunt, velut egregiam et singularem admirentur. Et nostro et totius regni nomine gratulor vobis, quod perditis emulorum consiliis tam mature vos occurrisse, tam prudenter ea dissipasse ex literis vestris cognovi. Verumtamen, dum

singula mecum etiam atque etiam retracto, solidum sincerumque gaudium vix audeo concipere. Suspectum quippe mihi est, quod de marchione D. et de archiepiscopo Moguntino, qui se velut caput coniurationis effert, nichil scripsistis. Movet me etiam ducis Bawariorum tam facile recepta purgatio, tam facile credita excusatio. Dolosis enim consiliis nichil dissimulatione aptius est. Quam ob rem velim vos unice commonitum, ut in omnes partes circumspecte vos agatis, nichil de priori diligentia remittatis. Nostis mores, nostis tempora. Quid credat aut cui credat, nemo habet, et in tam dubiis rebus periculosa est securitas, dampnosa facilitas, perniciosa credulitas. Novi, quam supereffluenti hec instillem, sed exacto amori difficile modum persuaseris. De comite N. quam sim exacerbatus, utinam dissimulare possem. Veruntamen, quia id non licet mihi nolle, quod vos tantopere intelligo velle, imperavi dolori, extorsi animo, ut, cum ad vos venero, ex vestra praecipue sententia et ducis B[ertholdi] consilio rem paciar componi. Comitis N. causam etiam atque etiam vestrae fiduciae commendatam esse volo, ne comes N. in nostram iniuriam sub alieno nomine de illo triumphet. De mea cum domna imperatrice disceptatione id solum volo ad praesens rogare, ut, ubi occasio aliqua dederit, solitam ecclesiae nostrae opem et tutelam praetendere non gravemini.

3.

Scholasticus Meinhard von Bamberg an einen Domherrn im Gefolge Bischof Günthers. Wahrscheinlich October 1063.

Dum ego de die in diem in adventum vestrum inhiarem, quem ipse mihi cupidior quam verior augur cottidie spopondi, solenni literarum officio abstinui, ociosas eas reputans, quae iam iamque presenti redderentur. Nunc vero tandem vana illa spe ablactatus, desiderium vestri, quo langueo, scribendo solari et temperare statui. De provincia nostra[1]) id primum nuncio, quia parum citra optimum est statum. Monstra quidem hominum, quae intra nos degunt[2]), se ipsos non deserent. Quidnam monstriosius, quam ut monicrures nostri cursu et inquietudine etiam quadricrures vel, ut aptius, quadrupedes superent! Dictum puta de ceteris. Quid vero agit dominus noster? Quid suus ille exercitus galeatorum leporum? Quae bella, quas acies tractant? Quos triumphos celebrant? Dii boni, quanta ibi colluvio non virorum, sed muscarum! Quam magnifici et vani strepitus! Nulla ibi gravitas, nulla disciplina. Et o miseram et miserandam episcopi vitam, o mores! Nunquam ille Augustinum[3]), nunquam ille Gregorium[4]) recolit, semper ille Attilam[5]), semper Amalungum et caetera id genus portenta[6]) tractat; versat ille non libros, sed lanceas, miratur ille non literarum apices, sed mucronum acies. Eripite, eripite, queso, vos ex hac vivendi sentina et

1) vestra Handschrift. 2) tegunt Handschrift. 3) auget Handschrift. Die Emendation ist von Sudendorf. 4) Gregor Handschrift. Die Emendation ist ebenfalls von Sudendorf. 5) Attalam Handschrift. 6) portare Handschrift. Die Emendation ist von Haupt (Zeitschrift XII. 311).

reddite vos nobis desiderantissime expectantibus. Dominum vero nostrum ut virum sanctum, religiosum, lectioni deditissimum salutate, oro. Nam, ut ille ait, per me sint [7]) omnia protinus alba.

4.

Erzbischof Anno von Köln an Papst Alexander II. Sommer 1065.

Domino meo A[lexandro] pape A[nno] Coloniensis ecclesie archiepiscopus cum orationibus et fideli servitio perpetuam corporis et anime salutem in Deo. — Inter alia tam sancte Dei ecclesie quam imperii titubantis pericula ad exaggerationem doloris mei me apud vos audio insimulari, quasi vivente atque sedente Romano pontifice sacram hanc sedem apostolicam ego affectaverim. Cui quidem rumori si vel cor apposuistis aut ullam fidem adhibuistis, magis vestram vicem quam meam doleo, quippe quod vir tantae sanctitatis atque magnae prudentie tam incredibili mendatio capi potuit plebis insane. An non ego plus omnibus atque re vera solus usque in hunc diem in vestram gratiam atque statum honoris omni laboravi studio? Et modo, quod coram universa ecclesia tam in Italia quam in Gallia publice studiosus cepi defendere, nunc inquam inpugnarem? Ne dicam per memetipsum, etiam si per alium aliquem econtra niti voluissem, nonne quovis Iuda infelicior apparerem? Tantum enim abest, ut etiam si id fieri potuisset, Rome manere cogitem, ut vel ad horam oratum venire durum estimem. Nemo igitur, queso, vestre paternitati persuadeat de me quicquam huiusmodi. Sic enim volo me Deus adiuvet, quomodo res Romanas vestris precipue temporibus salvas cupio. Definitum erat ad presens exercitum in Italiam [1]) ducere: iis ego interfui consiliis. Qualiter remanserit, nec plane scio nec nescio: unum scio, quia, quod dissipatum est, me factum est inconsulto. Omnibus enim instrumentis ita parati fuimus ego et dux Godefridus, vir fidelis absque dubio, ut iam ascensuris [2]) proficisci nobis non esset [3]) ambiguum. Et ecce, cum instaret proficiscendi articulus, cum magna festinatione de Augusta domni nostri regis ad nos venit nuntius ante nostrum exitum die quinta prius. Is nobis indicavit ex parte domni nostri regis, ipsum, quod institutum erat, in autumnum transtulisse proximum. Et nos quidem per Franciam et Burgundiam ire disposuimus, maxime propter Tridentine vallis angustias, ubi nec victum militibus nec equis pabulum nos inventuros cognovimus; Verone [4]) vero cum exercitu iungi voluimus. Et fortassis, ut de papatu, male nobis haec omnia interpretatur inimicus. At ego vobis per Deum iuro, nihil aliud nos molitos in occulto, quam quod fecimus in publico. Poteramus etiam ego et dux Godefridus ex benignitate domni nostri regis, ipso in Italiam eunte, domi remanere. Visum enim est ipsi [5]) suisque fidelibus, illis inquam, quos nunc habet magis familiares, abs-

---

7) sunt Handschrift. Persius I. 110: per me equidem sint omnia protinus alba.

1) Italia Handschr. 2) ascensurus Handschr. 3) esse Handschr. 4) venero Handschr. 5) ipsis Handschr.

que nobis res Italicas satis posse confici. At nobis longe videtur aliter, videlicet ut super hoc negotio nullius audiamus consilium, immo fidelitatem regis servantes, quandocunque ierit, ut etiam veniamus cum illo, insuper ei gratias agentes ad beneficium singulare, scilicet pro gratis indulta nobis requie invitis et coactis, ut in hostem irent, aliis; erimusque tanto studiosiores in eius servitio, quanto remissius apud nos[6]) factum est ex eius gratuito beneficio. Ut salvis reverentia et gratia vestra commoneri[7]) vos liceat, inter has turbationes et collisiones rerum omnium validissimas viam vos tenere oportet regiam. Nam cum in omnibus negotiis, etiam in minimis, divina sit imploranda clementia, necessarium est tum id exequi propensius, cum dormiente Domino mare fluctuat violentius. Spero, nulla vos necessitate compelli supplicem in vestris rebus quicquam agere, quippe cum testimonium habeatis satis amplum prima de investitura sedis apostolicae. Sed et postea, cum de ingressu vestro, ut fieri solet, certe magis ex levitate sua quam ex zelo iusticiae mussare[8]) cepissent, nonne manifestum est aecclesiae, bis atque tercio iam vos in sedem vestram ex verbo regis, ut dignum erat, esse reductum, principibus, episcopis, ducibus, marchionibus in hoc obsequio vos comitantibus? Quapropter nulla remaneat in animo vobis hesitatio, quoniam, quoad vixerimus, ego et dux nullatenus[9]) vobis deerimus. Et etiam, si nulla nobis esset causa eundi in Italiam, certe sola hec nos ire compelleret, ut adiuvante Domino et sacerdotio provideamus et imperio, ne vel hoc vel illud ab illis conculcetur aut violetur hominibus, qui nunc ea sese putant habere in manibus et revera ad quos minime pertinet, et talibus[10]). Valeat et augeatur et crescat apud Deum et homines honor et gloria vestra.

5.

Erzbischof Anno von Köln an Papst Alexander II. Frühjahr 1066.

Domino meo et patri A[lexandro] pape A[nno] archiepiscopus non fictam servitutem cum intimis orationibus. — Post proximas litteras novi nichil nobiscum contigit. Otto dux Bawaricus et qui cum eo modo venerant ad vos, nescio, qualiter ea, quae ipsis iniuncta erant, ad vos pertulerint. Ego enim de adventu illorum atque legatione significasse vobis debueram, sed scriptoris remansit neglegentia. Aperiam tamen vobis modo rem omnem ex ordine. Cum post octabas epiphaniae domnus noster rex cum quibusdam principibus haberet colloquium — aderam enim ego et Mogontinus, Salzburgensis quoque, ceterique quam plures episcopi, duces: hic ipse, qui modo venerat, Otto Bawaricus, Alemannicus, Carentanus, — convenientibus nobis[1]) in unum, super imperii negotiis quesivit consilium. Siletur ab omnibus. Mihi qui consederant, ut ad verba regis responderem, innuunt, nec ego

6) nunc (nc) Handschr. Die Correctur ist von Waitz. 7) commoveri Handschr. 8) missare Handschr. Die Correctur ist von Waitz. mussitare Floß. 9) nulla Handschr. Die Correctur ist von Waitz. Vielleicht nulla re. 10) etalibus Handschr. e talibus Floß.
1) vobis Handschr.

multum invitus hoc accepi negocium, sic exorsus atque respondens: quandoquidem sibi videretur[2]) necessarium, me promptum esse; si sequi me vellet, sanum sibi me dare consilium, hoc videlicet primum et maximum, ut ipse cessaret ab ea, qua diu iam sedem apostolicam vexavit, calumnia; oportere quoque, ut post multas iniurias cum satisfactione dignum exiberet honorem summo pontifici. Quod cum omnibus acclamantibus ipse, ut cunctis videbatur, libenter suscepisset consilium seque promisisset ita facturum, per quem hoc amministraretur, positum est in medium. Ad me est perventum, utputa archicancellarium atque per quem pre omnibus amministrari oporteret Italiae negotium. Rex, voces audiens acclamantium, rogat, ut prosequar officium. At[3]) ego memor omnium, quae mihi Mantuam eunti ante et retro in via illa, domi quoque parata fuerant, negotium, quod offerebatur, exhorrui, idque absque retractatione refutavi. Quod audientes atque diligentius, quam ego ipse, intuentes, amici mei Rodulfus atque Bertoldus secreto me abduxerunt atque, ut legationem susciperem, persuaserunt. Intellexerant enim ipsi, certum fuisse regem, me, ut in Italiam irem, sibi contradicturum, talique occasione, si res Italicae remanerent infecte, omne pondus et culpam eum in me transferre. Igitur ego eorum audiens consilium, reversus ad conventum constanter spopondi, me iturum, cum propter aecclesiae pacem tum propter imperii tocius honorem. Eo audito rex et omnes, qui cum eo aderant, siluerunt, nec unquam michi postea inde verbum fecerunt.

6.

Erzbischof Adalbert von Bremen an Anno von Köln. Frühjahr 1067.

Domino multum desiderabili et spiritualibus brachiis karitatis suscipiendo, patri et archiepiscopo A[nnoni] A[dalbertus] gratia Dei, quod est, eterne remunerationis bravium in consorcio electorum presulum. — Accepimus litteras vestras, in quibus erga nos tanta dilectionis vestrae inditia eminebant, ut tam excellenti benevolentie pares referre gratias nulla facundia[1]) nullusque sermo sufficiat. Sed quia karitas animi res est eiusque sedes in corde consistit, cui carnis lingua non possumus, mentis respondemus affectu. Persuadet igitur suavissimo nobis pectori vestro vera et fraterna dileccio, neminem fore, qui vos germanius nobis et inter precipua membra Christi familiarius amplectatur. Unde non mediocriter ammiramur, cur paternitas vestra parvitati nostre voluerit succensere, quod, ut verbis vestris utamur, super immanitatem scelerum, que in morte nepotis vęstri sancte memoriae Kunonis patrata est, nullam vobis consolationem dederimus, cum illud silentium nobis non neglegentia, sed ratio indixerit, qua interlucente perspeximus illi tempori non verba, sed conpassionem et mesticiam congruisse. Tanta enim vis scandalorum fuit, tanta utrobique miseriarum moles, ut, ex qua

---

2) videtur Handschr. 3) An oder Au Handschr. Corrigirt von Waitz und Floß.
1) fecundia Handschr.

parte culpa penderet, incertum foret, dum et vobis, quod salva reverentia vestri dixerimus, imputaretur illius inconsiderata provectio et istis crudelis extinctio. Nunc vero iam vos securius consolamur, quia quibusdam, ut speramus, claret indiciis, dolore necis tanti viri cum vobis culpe illius, si qua fuit, purgationem, tum illi aeternitatis gloriam adquisitam. Quod autem illa mala, quibus animus impugnatur, molestius fertis, quam si gladiis appeteretur caro, profecto ex illius ignis ardore descendit, quo Finees sanctus ardebat, quando virum Israhelitam cum Madianite cubantem arrepto pugione percussit. Sed quoniam super his nostrum consilium et auxilium flagitatis, petimus, a nobis interim huius negotii pondus suspendi, ne propter dissensionem, quae inter nos et illum[2]) olim exorta est, demus locum suspicioni, qua videri possemus non ecclesiasticum zelum, sed pristinas inimicitias exercere. Verum quia votis[3]) semel cepimus locum, nunc dicendum esse videtur, quod iam dudum desideraveramus vos petere, quod[4]) scilicet causa salutis animae vestrae apostolicique privilegii[5]) intuitu, cum magna obtestacione facti Malmundariense monasterium suo capiti reformetis, misericorditer postponentes, si qua de abbate illo vobis dicta sunt, que lenitatem vestram merito possint offendere. At illud, quod vestris litteris monuistis, ut fatigarer ad curiam, noveritis, me tanta debilitate corporis et etatis esse confectum, ut vel tam brevis itineris non potuerim inire laborem. Vale.

7.

Erzbischof Anno von Köln an Papst Alexander II. 1066 oder 1067.

Domino meo et patri A[lexandro] pape A[nno] archiepiscopus fidele servitium cum orationibus. — Vereor, mi pater, propter assiduos clamores et lacrimas importunus tibi tuisque videri, sed maxime latus fodere [cogor][1]), ne dormites in causa mea, que non modo penes me non veterascit, immo semper novo recrudescit vulnere. Poteram enim ab Treverensibus illatas iniurias usque ad publicam vindicasse iusticiam[2]), nisi tuam sententiam prestolaret Dei iudicium. Et ecce qui apud eos apellatur episcopus ceterique complices eius ad te veniunt, onusti munusculis, quibus te inescare cupiunt, ne super eis nostrarum parcium et Gallicanum expectes iudicium. De quibus etiamsi ad presens aliquos habere poterit, si inveni gratiam coram te, mei memor eris, in cuius iniuriam totius istius mali redundat pestis. Servabis, o domine mi, primam apostoli super huiusmodi sententiam, in perdicionem apud ipsos suam remanere pecuniam, per quam Petri successorem[3]) ab paterna traditione separari posse autumant. Et, ut finem dicendi faciam, si quid unquam penes te bene merui vel in futurum me meriturum estimas, de pallio sive de commissi sceleris purgatione nullum hac vice, queso, tecum finem faciant.

---

2) illam Handschr. Corrigirt von Waitz. Man muß wohl denken an Udo von Trier. 3) vobis Handschr. 4) que Handschr. 5) Vergl. Triumphus s. Remacli I. c. 19.

1) Dies oder ein ähnliches Wort ist zu ergänzen, wenn nicht in maxime ein Fehler verborgen ist. 2) publicum vindicasse iusticium Handschr. 3) successores Handschr.

8.

Erzbischof Anno von Köln an Papst Alexander II. Vielleicht im Anfange 1073.

Domino meo et patri A[lexandro] pape A[nno] peccator episcopus fidele servitium cum orationibus. — Si vestrae paternitatis erga nos affectus[1]) indigeret probationis, quid manifestius, quibus in dies reficimur, apostolicae vestrae benedictionibus affatibus? Suscepimus enim iam in brevi quatuor vestrae dignationis epistolas, magnum videlicet apostolicae humilitatis inditium atque, ut dignum est, non modicum nobis gaudium. Continebatur autem in omnibus illis eadem ferme materia: putamus, quoniam ad nullam illarum nostra redierit epistola. Sed et nos quoque tanti tamque pii patris sedulitati non adeo ingrati fuimus, ut quasi obstipo stantes capite non, ut oportuit, totum corpus inflecteremus tot benedictionibus. Nam esset desidie vel superbiae deputandum atque correptione dignissimum, si totiens ad vocem paternam excitatus filius, silentio se comprimens, apparuisset ingratus, revera dum sit dignius, patrum gravitatem filiorum temperari studiis, scilicet ut quod in parentibus naturalis operatur affectio, hoc ab eis iugi atque pio filiorum exigatur officio. Et nos quidem nobis in hac parte non defuimus, sepius iam vobis significantes litteris de his, que nobiscum fiunt, singulis, in omnibus epistolis[2]) hoc orantes maxime, certum aliquid audire de vestro vestrorumque statu et salute. Litteras nostras, ut ad vos non pervenerint, quid impedierit, ignoramus. Credimus tamen, proximas ante has iam ad vos pervenisse, in quibus continebatur, quicquid tunc necessarium estimavimus. Dominum Deum sanctumque Petrum apostolum laudamus atque benedicimus pro pace vobis reddita. Sollicitamur tamen adhuc pro vobis non modicum, donec certi erimus, quid vel qualiter vobiscum egerint viri, qui nuper ex nobis vos convenerant; ex quorum legatione si secundum Deum et honorem ecclesiae Romanae vestrumque actum est, letas et uberrimas agemus Deo gratias. Reliquum novi nichil nobiscum est, quod vobis hac vice transcribi dignum estimemus. Curiae nostrae facies describi vobis poterat, sed differtur propter spem, ut meliorari debeat. Hoc tamen ad presens vestrae paternitati sufficiat, quoniam apud universos fideles imperii, etiam apud hostes pro deformi habitu olim florentis imperii dolor indignationem superat.

9.

Bischof Hezil von Hildesheim an Otto von Nordheim. Juni 1073.

Amico suo O[ttoni] H[ezilo] potiora queque. — Admonendus videris, quia amicus, ut scintillam ingenii tui boni foveas, fovendo nutrias, obiur-

1) effectus Handschr. Corrigirt von Waitz und Floß. 2) $\overline{\text{eps}}$ Handschrift. episcopis Floß. Die Correctur ist von Waitz.

gandus, si haec negligenter prétereas, approbandus, si, que preclare domi positus minabaris, preclare exequaris, ut debeas. Caeterum, quia persuadeo tibi, ut facias, dicam et, quonam modo perficias. Nullam excusationis pretentionem[1]) recipiens, volo, rogo, ut venias. Dico autem id maxime propter te, quia fieri id posse video honore salvo, commodo tuo in melius mutato, nec, quo nunc uteris, commodum appello. Nolo, te gravet viae prolixitas, que non magna est, nec abstineant pericula, que putantur, nec sunt, vel titubare[2]) faciat animum puerilis inconstantia. Socius noster dominus B[urchardus] bene tibi vult, benigne de te promittit. Certe quia eum[3]) ut unum ex nobis experti sumus, quia in nullo, quod honestum, tibi deerit, promittimus; tu fac cogites, si fide vel promissis eum[4]) tibi obligasti. Quod si factum per te confringitur aut minus ratum redditur, indignum facis te, nobilitati tuae vim diceris[5]) inferre. Cave facias. Ego et Hermannus, socii sui — tui, si veneris, futuri — nostram tibi devotam promittimus operam. Fac virum te iudicem. Salutat te Hermannus et Heinricus, socius noster, valens clericum. Vale.

10.

König Heinrich IV. an Abt Theodorich von S. Maximin. Frühjahr 1075.

H[einricus] Dei gratia rex T[heoderico] abbati cunctisque fratribus salutem cum dilectione. — Vota iustorum placabilia; quecunque autem spiritus benignitatis, in quo omnes iusti sunt, quo[1]) fit vota vovere[2]), iustum quemlibet docuit, hec ut ipse[3]) sibi solvat, pius, iustus, fidelis potens erit. Unde servientis nostri H. peticionibus gavisi sumus, quem beneficium, quod ex vobis habet, ad evacuandum prebendae vestrae detrimentum, ad augendum salutis suae propositum vobis reddere[4]) novimus. Redditum ergo recipite, et nunquam alicui in beneficium concedite, quod nos cum illo rogamus. Memores igitur pro illo orare, pro nobis quoque orate. Expeditionem nostram super Saxones proscripsimus[5]), quam Deo propitio VIII. Id. Iun. inire[6]) decrevimus. Hoc igitur tempore incipiatis orare et, quamdiu maneat expeditio, vestra nos prosequatur oratio. Pro illo vero iugiter exorate et, ne in proposito suo deficiat, precibus Dominum[7]) exorate.

---

1) pretensionem Handschr. Emendirt von Sudendorf, wie die folgenden Fehler der Handschrift. 2) titillare Handschr. 3) iam Handschr. 4) cum Handschr. 5) vindiceris Handschr.

1) quod Handschr. 2) novere Handschr. 3) ipsa Handschr. 4) Vielleicht fehlt paratum oder ein ähnliches Wort. 5) prescribsimus Handschr. 6) finire Handschr. 7) domni Handschr.

11.

Rundschreiben des päpstlichen Legaten Otto von Ostia. Februar 1085[1]).

O[tto] Ostiensis episcopus, legatus sanctae Romanae aecclesiae, una cum archiepiscopis, episcopis, abbatibus aliisque melioribus, qui sunt in Saxonia, omnibus, qui volunt in Christo pie vivere et christianam fidem ac religionem defendere, salutem in Domino. — Placuit nobis et his, qui nobiscum sunt, indicare karitati vestrae, quid actum sit in colloquio dudum inter nos et nostros, immo sanctae Dei aecclesiae adversarios habito. Non enim hoc ignoramus, quod multis iam et gravibus experimentis didicimus, scilicet eosdem inimicos crucis Christi nunc ut semper fallaciarum nebulas spargere, ut persuadeant, quibus possint, se in eadem disceptione victores, nos victos extitisse. Quapropter ad destruendas illorum versutias ita evidentes tractatae rei formas noticiae vestrae imprimere voluimus, ut tam vos, qui absentes fuistis, quam nos, qui audivimus et vidimus, inde iudicare valeatis. Nam ita prius inter nos et illos convenit, ut omnis illa controversia non ex communibus vel propriis assertionibus, sed ex scripturarum testimoniis constaret. Quaecumque autem de sacris autoritatibus ab utraque parte dicebantur, adeo manifeste in auribus omnium, qui aderant, lecta et exposita sunt, ut nulla tergiversatione vel augeri vel minui valeant: eadem vobis scribere et scripta transmittere curavimus. Primum tamen hoc vos nosse convenit, quod nos nihil approbandum suscepimus, nisi quod ab illorum communione nobis abstinendum esset, quos in synodo Romana praesidente papa G[regorio] excommunicatos esse litteris et legatis cognovimus. Postquam igitur convenimus et consedimus, prolatis in medium literis apostolicis eandem excommunicationem continentibus, priores nos scripturas nostrae causae congruentes legimus et exposuimus, inprimis illud de evangelio, ubi Dominus et salvator noster discipulis suis, quorum vicem episcopi nunc tenent, ligandi atque solvendi potestatem tradidit, dicens: Quaecunque alligaveritis super terram, erunt ligata et in caelo, et quaecunque solveritis super terram, erunt soluta et in caelo. Item post resurrectionem suam: Accipite, inquit, spiritum sanctum: quorum remiseritis peccata, remittuntur eis, et quorum detinueritis, detenta sunt. Quae verba dominica nostrae humilitatis verbis hoc modo prosecuti sumus: Quandoquidem hec scimus et vere credimus, quotiescumque eadem ligandi atque solvendi potestas ab illis exercetur, qui id officii iuxta aecclesiasticae institutionis ordinem acceperunt, nec ab eodem officio more aecclesiastico depositi vel suspensi sunt, condecens et iustum est, ut eodem ordine, quo ab illis amministratur, a nobis quoque habeatur usque ad examinationem legitimam, si tamen orta contentione res indiget approbatione. Huic dominicae sententiae sententiam apostolorum adiunximus, quae in canonibus illorum posita excommunicatis

---

1) Dem Inhalte nach wird das Schreiben nicht lange nach der Gerstunger Synode vom 20. Januar 1085 erlassen sein. Ewald, Walram von Naumburg S. 61 sagt: „es muß auf dem neuen Congresse, der unter Leitung Ottos von Ostia zu Quedlinburg am 20. April desselben Jahres stattfand, seine Publication erhalten haben“, aber die Gründe dafür sind mir nicht deutlich.

communicare prohibet. Deinde CCCXVIII patrum testimonia proposuimus, qui in concilio Niceno sic statuerunt: De his, qui communione privantur, seu ex clero seu ex laico ordine, ab episcopis per unamquamque provinciam, sententia regularis obtineat, ut qui abiciuntur, ab aliis non recipiantur. Item de Sardicensi concilio capitulum, quod sic incipit: Si episcopus quis forte iracundus, quod esse non decet, cito et aspere commovetur et caetera, sic autem in fine concluditur: tamen priusquam omnia diligenter et fideliter examinentur, eum, qui fuerat a communione separatus, nullus debet praesumere, ut eum communioni societ. In quo capitulo illud notandum esse diximus et dicimus, quod etiam illae episcoporum sententiae, quae minus legaliter et non mature in subditos proferuntur, sed per iracundiam et asperam commotionem, tamen observandae sunt usque ad diligentem et cautam examinationem. His synodicis sententiis decretalem sancti Callisti sententiam addidimus, ita continentem: Excommunicatos a sacerdotibus nullus recipiat ante utriusque partis iustam examinationem et caetera. Haec nos de scripturis, non quantum copia suggessit, sed quantum sufficere visum est, protulimus. Ad haec illi respondentes: Omnia, inquiunt, quae dixistis, vera esse fatemur, et sic observanda de excommunicatis, sed dominus noster non est excommunicatus, quia non potuit excommunicari, quod et nos in libris approbare volumus. Deinde aperto libro legerunt quaedam, quae post dicemus, prius autem hoc dicimus, quod neque libri, neque eorum, quae in eo lecta sunt, auctorem aliquem designaverunt. Nec id mirum, nam nec nunc quidem nec amodo unquam invenire poterunt prolatae a se sententiae auctorem praeter se ipsos. Id ipsum tamen, quod ab eis prolatum est, ex quadam Isidori sententia, sicut post patuit, ad suae partis adiumentum intorserunt. Nos autem utrumque suo ordine exponimus, et qualiter ab Isidoro eadem sententia scripta sit et qualiter ab illis falsata ad subversionem audientium. Isidorus in praefatione libri, quem ipse collegit ex decretis pontificum, tractans de oppressione episcoporum, capitulum, de quo agitur, his verbis depromsit: Nullus, qui suis est rebus expoliatus aut a sede propria vi aut terrore pulsus, antequam omnia sibi ablata legibus ei restituantur et ipse pacifice diu suis fruatur honoribus sedique propriae regulariter restitutus, eius multo tempore libere potiatur honore, iuxta canonicam accusari, vocari, iudicari aut damnari institutionem potest. Quam laudabilem scripturam scripturarum subversores pro sui negotii qualitate vitiatam atque praecipuis et honestioribus membris suis inhoneste mutilatam hoc modo protulerunt: Nullus, qui suis rebus expoliatus est, vocari, accusari, iudicari, damnari potest. Sperabant autem illud furtum eorum ideo ad praesens non posse deprehendi, quod illa Isidori dicta non de excellentioribus illis auctoritatibus sunt ac proinde minus usitata et magis ignota. Talibus quidem depravationibus atque fallatiis fallaciter hoc imperitae multitudini persuadere conati sunt, quatenus hoc, quod specialiter de episcopis dictum est, generaliter de omnibus dictum esse putarent, ita ut et laici, si in aliquo depraedarentur, non essent ad sinodum vocandi, ac per hoc claresceret, quod dominus illorum, qui utique laicus est, non potuisset ad sinodum vocari, accusari. Nam rudes et illiterati, ad quorum seductionem haec fabrica structa est, verba illa iudicialia, scilicet vocari, accusari, iudicari, damnari, solummodo ad sinodalia iura pertinere arbitrantur, quamquam in humanis legibus nihilominus eadem nomina locum habeant. Nam

quemadmodum aecclesiastici viri ad conventus aecclesiasticos, ita etiam saeculares ad placita saecularia vocantur, accusantur, iudicantur, damnantur, quod praedictus Isidorus satis evidenter distinguit, qui ad praelibatae sententiae suae probationem tam de mundanis quam de divinis legibus testimonia assumit, astruens, quod neque saeculares neque aecclesiastici homines iuxta utriusque legis tenorem ante rerum suarum restitutionem, si expoliati sint, ad obiecta respondere debeant, illi quidem in conciliis sacerdotum, isti in tribunalibus iudicum. Cuius rei duo proponit exempla, unum de imperialibus edictis, aliud de statutis pontificalibus, unum quidem de muliere, quae a marito accusabatur, de qua dictum est, quod iuxta legem ab imperatore prolatam prius deberet suis bonis libere frui et tunc respondere obiectis, aliud exemplum ponit de sancto Leone Romano pontifice, qui in epistola Calcedonensi concilio missa agens de episcopis iniuste eiectis, in quorum locum alii subrogati sunt, statuit, ut prioribus episcopis cum omni privilegio suo ius proprium reformetur. Has utrique rei competentes differentias illi silentio praetereuntes, hoc, quod in ultima eiusdem tractatus parte continetur, prioribus suis confectionibus legendo adiunxerunt, illud videlicet, ubi dicitur: Si de mulieribus et saecularibus hominibus haec constituta sunt, quanto magis aecclesiasticis et sacerdotibus sunt concessa. In anterioribus siquidem, quae ab eis lecta sunt, et sensum et verba adulterantes, in istis autem sequentibus non scripturae statum, sed sensum perverse exponendo perverterunt, astruentes, hoc de mulieribus et saecularibus hominibus constitutum esse, ut si direptionem bonorum suorum in aliquo patiantur, nequaquam ulterius pro criminibus suis sacerdotalibus iudiciis subiaceant. Si haec illorum fermentata doctrina in aecclesia, quod absit, fructificare caeperit, quisquis laicorum sive beneficii sui parte aliqua spoliatus fuerit, aut si quis ei forte equum, bovem, asinum abstulerit, postmodum neque de periurio neque adulterio sive de incesto coniugio vel aliis huiusmodi spiritualibus aecclesiae praelatis rationem redditurus est. Sed et illud vos, qui ista legitis, attendere cupimus, quod Isidorus, in praefato capitulo de episcopo expulso verba[1]) faciens, non ita absolute dicit, quod omnino non possit vocari, accusari, iudicari, damnari, sed quod iuxta canonicam institutionem non possit vocari, accusari, iudicari, damnari. Quam discretam Isidori interpositionem eadem illi industria, qua et alia, reticentes, hoc quasi causam impossibilitatis videri voluerunt, si sine additamento sic pronuntiarent: Nullus, qui suis rebus expoliatus est, potest vocari et caetera. Hanc assertionem suam tantum suis etiam interpretationibus ita subsecuti sunt, ut verbis illorum utamur: Quandoquidem, inquiunt, liber dicit, quod nullus expoliatus possit accusari, iudicari, vocari, damnari, consequens est, ut quod fieri non potuit, non sit factum: ergo dominus noster non est excommunicatus. Ad haec respondimus, nihil horum ad nos vel illos pertinere, ut discutiamus de vocatione, accusatione vel iudicio sedis apostolicae, cum nulli liceat de eius iudicio iudicare vel sententiam eius retractare; si discutiendum sit inter excommunicatorem et excommunicatum, oportet discuti rem ibi terminandam, ubi orta est; illud solummodo nostrum esse, ut excommunicatis non communicemus ante utriusque partis iustam examinationem.

---

1) vēū Handschr., wohl verbum mit ausgefallenem rb.

Ecce vos, qui veritatem diligitis, in veritate compertum habetis, quid nos, quid illi dixerint, quibus utrimque auctoritatibus innixi simus. Novit prudentia vestra, quod illae scripturarum sententiae, quarum nos testimonio usi sumus, notae in aecclesia reverentiae semper fuerunt et auctores earum nequaquam vel obscuri vel incerti nominis sunt. Quod autem contraria pars ad suae fraudis velamentum invenit, nullius sententia, nullius capitulum iuste dici — nisi W[ezilonis] suorumque sequentium, qui illud confixerunt — nulli scripturae autenticae, nulli de sanctis patribus attribui potest, sed ipsimet sui figmenti patres dicendi sunt, eo locutionis modo, quo et diabolus pater mendacii dicitur.

12.

Kaiser Heinrich IV. an Papst Paschalis II. Nach Ostern 1105.

Heinricus imperator Romano pontifici Pascali. — Si illa inter nos pax esset et concordia, que inter nostros olim et tuos fuit antecessores, que inter nos eciam et Nicolaum et Alexandrum, viros catholicos et religiosos Romanos pontifices, plena caritate et integra viguit devocione, mandaremus tibi, quicquid filius patri. Sed distulimus exspectantes et cognoscere desiderantes, si in beneplacito Dei sit, nos caritative et amicabiliter posse convenire et ecclesiam suam nostris temporibus nostro labore, ipso cooperante, in statum redire unitatis pristine. Hoc quoque iam dudum, Deo teste, desideravimus, sed cognita eorum nimia austeritate, qui in Romana erant ecclesia, non utile visum est nobis vel competens, eos de hac causa convenire, quia magis videbantur nos persequi odio et indignatione, quam zelo iusticie, vel etiam quam velle nos amplecti dulcedine caritatis ad profectum ecclesie. Effectus enim probat, quia, cum ipsi regnum, hereditario iure nobis collatum, tempore religiosorum virorum Romanorum pontificum pacifice diu a nobis possessum, contra nos studerent commovere et armare. Inde multa est orta strages populorum, tam corporum, quam etiam, quod magis dolendum est, animarum. Nunc quoque filius noster, quem adeo affectuose dileximus, ut eum usque ad solium regni nostri exaltaremus, eodem veneno infectus, consilio quorundam perfidissimorum et periuratorum sibi adherentium insurgit in nos, postpositis omnibus sacramentis, quibus se nobis obligaverant, posthabita omni fide et iusticia, tantum ut bona ecclesiarum et regni libere valeant perdere, rapere et inter se dividere. Et cum multi nobis persuadeant, absque dilatione in eos vi et armis esse ulciscendum, maluimus tamen sustinendo[1]) adhuc differre, ut tam in Italico quam in Teutonico regno sciatur manifeste, quod nec nostre sit voluntatis nec culpe, si tandem inviti et coacti in eos insurrexerimus, queque[2]) mala vel infortunia seu populorum strages inde contigerit[3]). Preterea, quia audivimus, te hominem discretum, Deum timentem, caritati insudantem, sanguinem

1) sustinendum Münchener Handschr.; corrigirt von Jaffé. 2) So die Münchener Handschr.; Jaffé quodque. 3) Ueberschrieben über evenerit in der Münchener Handschr., die hier schließt.

humanum non sitire, rapinis et incendiis non gaudere, unitatem ecclesie supra omnia diligere, consilio et suggestione principum nostrorum, religiosorum virorum nos diligentium, mittimus tibi nuncium istum cum legacione nostra. Per hunc quippe volumus cognoscere, si est tibi voluntati, te nobis caritative et amicabiliter et nos uniri tibi, salvo nobis honore regni et imperii et totius nostre dignitatis, sicut et avus et pater noster aliique antecessores nostri habuerunt, servato etiam tibi a nobis honore apostolice dignitatis, sicut antecessores nostri tuis antecessoribus servaverunt et nos prefatis pontificibus. Quodsi tibi placuerit paterne nobiscum agere et eam, quam mundus dare non potest, pacem, Deo prestante, integre nobiscum conponere, mitte nobis familiarem nuncium tuum cum privatis litteris et secreta legacione cum hoc nuncio nostro, ut hoc modo possimus indubitanter cognoscere omnem de hac re certitudinem voluntatis tue. Qua cognita, mittemus tibi de maioribus principibus nostris, quales et nos tibi mittere et te deceat a nobis recipere, ad tantam rem componendam, per quos exclusa omni ambiguitate manifeste possis cognoscere, nos veraciter velle complere, que tibi mandamus secrete. Preter ea, que hic inscripta sunt, commisimus huic fidelissimo nuncio nostro quedam tibi dicenda, quibus tam veraciter quam scriptis credas.

13.

Kaiser Heinrich IV. an die deutschen Fürsten. Um den 1. August 1106.

H[einricus] Dei gratia imperator Romanorum augustus archiepiscopis, episcopis, ducibus, comitibus caeterisque regni principibus gratiam et dilectionem, dignantibus eam recipere. — Rogavimus filium nostrum et vos et multum precati sumus, ut dimisso exercitu ordinaretur, quomodo possemus pacifice convenire, ut de iniuria nostra et pace componenda ad honorem regni posset digne et decenter diffiniri. Placuit vobis remandare, unde nobis longe gravior priori oritur querimonia, quod dimissa obsidione Colonie vultis super nos et super[1]) fideles nostros sub specie colloquii cum exercitu venire, datis indutiis octo dierum, quae nunquam datae sunt homini alicuius condicionis, ut bene scitis, usque ad hanc diem pro legitima diffinitione alicuius minoris negotii, nedum pro tanta re, secundum divinam legem vel humanam vel etiam secundum usum hominum. Oporteret[2]) enim nos habere, si vobis placeret, saltem tales indutias, infra quas possemus convocare et precibus invitare ad hanc eandem causam, ut sint nobiscum, Mogontinum et[3]) Treverensem et[3]) Bremensem archiepiscopos, Frisingensem et[3]) Augustensem, Curensem, Basiliensem episcopos, ducem Magnum cum duce Theoderico et ducem Boemicum et comitem Flandrensem cum comite Burgundie Willelmo et alios, qui ad prefatum negotium, ut bene scitis, valde sunt necessarii.

---

1) super fehlt in der Trierer Handschr. 2) So die Trierer Handschr. Oportet Münchener Handschr. 3) et fehlt in der Trierer Handschr. an den drei Stellen.

Quapropter, sicut prius rogavimus, ita et nunc iterum precamur et obnixe rogamus, quatinus pro Deo et anima vestra et pro appellatione domini Romani pontificis Paschalis et Romanae aecclesiae et pro honore regni dignemini apud filium nostrum efficere, ut dimisso exercitu cesset nos persequi et ordinetur, quomodo secure et absque omni ambiguitate possimus vos cum caeteris supra dictis ad agendum de nostra iniuria[4]) et pace in regno componenda quiete et pacifice convenire. Quodsi nullatenus cessare voluerit[5]), proclamationem inde fecimus et semper facimus Deo et beatae[6]) Mariae et beato Petro patrono nostro[7]) et omnibus sanctis omnibusque christianis et vobis maxime, omni devotione precantes, ut dignemini cessare eum sequi ad persecutionem tantae iniuriae. Et ad hoc, ut ipse cesset nos persequi et vos eum imitari, appellavimus et iam tertio appellamus dominum Romanum pontificem Paschalem et sanctam et universalem sedem Romanam et aecclesiam. Quodsi hoc totum nobis prodesse non poterit, committimus nos Deo omnipotenti patri et filio sanctoque spiritui paraclito et beatae Mariae perpetuae[8]) virgini et beato Petro et Paulo et[9]) sancto Lamberto omnibusque sanctis, ut divina miseratio omniumque sanctorum intercessio humilitatem nostram respicere nosque contra tantum tamque iniuriosum impetum defendere dignetur[10]).

14.

Manifest Kaiser Heinrichs V. über die Gefangennahme des Erzbischofs Adalbert von Mainz. Anfang 1113.

Longa et inaudita quamdiu confracti molestia, Iude quociens pacis osculo venundatio[1]) traditiove[2]) domestica omnium, quorum in corde cor, corda moveat; quorum Deus est, divine censura pietatis flectat; ipsa super infidelitate diabolica tanta, si qua fidelis anima, pie obstupescat. Scimus, quoniam in aliquas descendere querelas imperialis nostra non sinit dignitas: verum, que crudeliter patimur et passi sumus, eloqui tandem crudelis et inopinata compellit iniquitas. Adelbertum cancellarium nostrum quam[3]) de humili sublimem, quam[3]) de inope locupletem, qualem et quantum de paupere principem fecerim, non alicui incognitum personarum, sed ipse totus in me clamat orbis terrarum. Maxima siquidem circa illum nostra familiaris familiaritas universum sibi subiecit regnum, preter quod nomen et imperii nostri sola et singularis denegavit dignitas. Totum cum illo, nil sine illo disposuimus; secretorum regni conscius, nullius consilii inscius[4]); totam sibi curiam, omnem subiecimus miliciam; non modo nobis secundum, verum dimidium animi nostri fecimus. Ut autem fidei sue vigor et mutue dilectionis commercia incrementis dignitatum accederent affectiorque affectus

---

4) iniuria nostra Trierer Handschr. 5) voluerit cessare Trierer Handschr. 6) sanctae Münchener Handschr. 7) et Paulo hat die Trierer Handschr. für patrono nostro. 8) perpetuae fehlt in der Trierer Handschr. 9) et fehlt in der Trierer Handschr. 10) Amen fügt die Münchener Handschr. hinzu.

1) So die Handschr.; venundati Böhmer. 2) traditione Handschr. 3) quem Handschr. 4) erat ist zu ergänzen.

in nos et amor suus accresceret, metropolim maiorem regni, potentissimam opum, copia precinctam militum, Mogontinam sedem caritate sibi constravimus et multo multorum rancore tamen intronizavimus. Ille vero, tanta gloria se tam gloriose super se exaltatum videns, dignitati nostre statim invidens[5]) parem non patitur. Dominus quasi regni extollitur; ineffabilibus divitiarum acervis suffocatus, maxima militum et armorum copia conglobatus, hominem exuit, fidem proicit, humanarum limites rerum excedit; nec Deum nec hominem reverens, re igione viciata divinas ruit in leges; discordie et cuiuscunque mali letale virus propinat, quod in exitium[6]) vite nostre et regni fideliumque nostrorum necem evomat. Qui vero tam malum propinavit errorem, filius Belyal pace disturbata, unitate ecclesie discussa, sacramenta, quibus se multociens coram fidelibus nostris devinxit, velut verba violat; castra nostra, fidei sue commendata[7]), quedam non concessa sibi usurpat; hereditatem patrum nostrorum, terras ecclesiarum, possessiones regni, immo cuncta regalia transrenina, episcopatus, abbatias sibi vendicat; conventiculis et coniurationibus omnium, quos vel pecunia vel arte corrumpere potest, manus in nos nostramque perniciem armat; in ipsum imperii nomen intendere non formidat. Preterea, dum infirmitate valida Wormacie prerepti essemus, in ipso vite nostre articulo loricata manu crucem et lanceam nobis insidiose temptat preripere; episcopum ibidem clerus et populus[8]), me summotenus valente, cogitur eligere, ut sic conventiculis factis in mortem meam irruerent. Videns autem, quia Deo non annuente nec sic profecit, filium sororis mee, ducem Fridericum, omni dolo ingenii circumvenire molitur, quatenus in nos assurgere et sue se velit machinationi consociare. Hac quia cassatus non bene procedit via, alia captat insidiarum ingenia. Loudewico et Wicberto audendi in nos ansam[9]) prebet et semina discordie totam, qua potest, per Saxoniam seminat. Nec tanti mali sufficit traditio. Contra sanctiones divinas, contra iura legum, contra apostolica tradita nobis et sub anathemate confirmata precepta decretorum Viennensi Burgundo scisma suadet, totam pene Longobardiam tali nisu aggreditur. Traditiones, periuria, maleficia illius singula referre audienti quidem et cordi humano inhumanum, verum pleraque sunt aperta et nota, que nulli credimus incognita. Tandem, cum nullum finem nec modum tantis malis poneret, sed traditioni traditionem apponeret, consilio fidelium nostrorum, quibus vita nostra et fides cordi est, quia res pro vita agitur, tam maligne machinationi nos opponere hortamur. Vocatus ad curiam, nusquam venire preter Wormaciam remandat. Qua[10]) tandem armatorum copiosa manu veniens, tocius pene civitatis cives in nos armaverat, qui iam pridem in necem meam conspiraverant. Tamen, periculo periculose me cum paucis opponens, ipsum ad nos domestice vocavi. Ipse vero, tanta multitudine militum conglobatus, totam curiam nostram latenter armatis vallavit, ita ut nullum insidie et conspirationes in nos laterent. Quod tamen, licet non equo animo, dissimulans, solum, quod preripuerat nobis et ecclesie Spirensi, castrum cum episcopis et aliis principibus requisivi. Ut verba ipsius refferam: Nec

---

5) dign. n. st. invid. fehlt bei Böhmer. 6) exitum Böhmer. 7) et scheint zu ergänzen. 8) clerum et populum Handschr. Böhmer hat das folgende cogitur in cogit geändert. 9) ausum Handschr. 10) Quo (?).

castrum, inquit, me vivente reddam, nec gratis[11]) serviam; et vos et vestra, si quoquomodo carere possem, omnino respuerem. Hac indignatione, hoc morbo animi semotus[12]), a nobis Mogonciam rediturus recedit; venire tamen nobiscum proximo itinere in Saxoniam promittit. Nuda ergo et aperta traditio eque[13]) nobis et omnibus innotuit. Iam nec clam modus conspirationis, sed apperte locus Erphesfurt indicitur nostre traditionis et mortis. Ad quod tam nefandum tamque inauditum nefas coniurati nominatim et, quicquid[14]) poterant, erroris satellites vocantur. Eodem autem itinere licet veniret, conscius sibi tante malignitatis, vocatus venire ad nos renuit. Forte tamen, dum preterire nos vellet, accidit, ignarus nostri ut in via nos offenderet nullaque salva occasione transire posset. Locuturus quasi nobis ingreditur. Ego mansueta velut pridem peticione castrum beate Marie, quod vi tenebat, repetii. Eo vero affirmante, se vivente nunquam redditurum, cetera sibi commissa castra commotus non modice requisivi, nec eum detentum dimitterem, nisi nostra vellet nollet rehaberem. Divina benedicta potentia, que superborum et sublimium colla calcat, que superbis resistit, istum quoque tam nefande malignitatis scelere deprehensum et convictum tradidit.

15.

Der Gegenpapst Gregor VIII. an Kaiser Heinrich V. Herbst 1120.

G[regorius] episcopus servus servorum Dei dilectissimo filio H[einrico] Romanorum imperatori semper augusto salutem et apostolicam benedictionem[1]). Postreme littere, quas per nostrum peditem vestri magnificentia transmisit imperii, plurimum, serenissime fili, dulcedinis habuere, sed intus duabus clausulis[2]) utilitatis omnino nichil, onuste quidem floribus, spem maximam promittentes, sed maiorem fructu diuturno desperationem[3]) prebentes. Una enim nuncios afferebant[4]) transmittendos a curia, que a. XIV. Kal. Novemb. celebrari debuit, altera[5]) marchiones omnes multis comminationibus[6]) invitatos ad auxilium nostrum pollicebantur[7]) venturos. Porro venit ad nos Warnerus cum LXX pene militibus, qui fere per XV[8]) dies nobiscum commoratus, sumpto precio Iude Scariothis sine licencia recedens, plus nobis intulit debilitatis, quam virium nostris abstulerit inimicis, nos presens pocius impedivit, quam presens vel absens nostris nocuerit adversariis. Fridericus autem, postquam Chunradi patrui[9]) adventum presensit, a nobis recedens nichil apud nos dignum reliquit memoria. De

11) gratis Handschr. 12) emotus (?). 13) in qua Handschr. 14) quiqui (?).

1) A episcopus servus servorum Dei dilectissimo T. Romanorum imperatori augusto semper salutem et apostolicam benedictionem T. 2) intus duabus clasii B. inter duas clausulas T., was Scheffer-Boichorst in den Text aufgenommen hat. 3) maiori fructu divina desperatione B. maiori fructu diuturna diffidentie T. maiorem fructum diuturne diffidentie S. 4) afferebatur B. Fehlt in T. afferebat S. 5) altera quae B. alteraque S. 6) marchionibus multis comminationibus B. marchiones omnes cum minoribus T. maiores omnes multis cum minoribus S. 7) So beide Handschriften. pollicebatur S. 8) quinque T. 9) curandi per B. patrui fehlt in T.

ipso Chunrado incerti eramus[10]), quid facere conaretur, cum litteris frequenter invitatus et nunciis nichil boni respondisset et suis pocius commodis quam nostris inhiare videretur, de quo plurimi fidelium aliud autumabant, quam vestra[11]) velit moderatio designare. Exitus rerum satis intencionem cordium demonstrabit[12]). Sed nodum querit in scirpo, qui fidem sperat in illo, cuius nunquam habuit dilectionem. In hoc fallimur potissimum, neque nobis non est inutile, quod, ut credimus, vestra[13]) putat serenitas[14]), nos de vestra parte aliquid habere subsidii[15]), cum nobis plus omnibus hostibus nocuerunt, quos iuvisse existimatis. Inde nobis tot pericula, tot angustie, quot et quanta scribere nequimus, et dum putamus evadere, auxiliorum penuria consumendo tempora in graviora dilabimur iuxta vulgi proverbium: Exspectando, exspectando transit tempus, nescis quando. Dicite, que sit tanta sevicia, unde mansuetudini vestre talis potuit impietas contingere, quod sic nostri voluistis oblivisci nec in tantis porrigere manum periculis, ut mirentur omnes, qui noverunt, et vos ipsi quoque criminentur inimici, ut aliud vos tractare affirment atque aliud lingua proferre, unde terror fidelibus et hostibus audacie fomenta parentur. Testis nostre altissimus est conscientie, cuius intuitus omnium secretorum rimatur archana, quod pro veritate fidei et defensione iustitie, clementissime fili, quo nichil est nobis sub sole carius, illa patimur, que intoleranda videntur, ne locum victorie hereticorum supersticio reperiat aut veritas mendacio succumbat vel sanctorum patrum auctoritas destruatur aut vestri dignitas imperii, quod ad iuvamen regiminis ecclesie Deus instituit, in nichilum[16]) redigatur. Non vestra[17]) turbetur gloria, nec ulla [vos][18]) consumat desperatio, quia, si velociter veniretis vel subsidium mitteretis contrarium[19]) hostibus, divina opitulante gratia certissime potiremur victoria[20]). Dilectionem vestram . . . .[21]) fidei sinceritate non dubitamus, fili gloriose, quod erga plurimos pro iusticie veritate conservanda vos pugnare didicimus. Si quis fluvium velit decurrere, prius fontem oportet eum siccare. Fontes[22]) hereticorum secunda Babilonia designatur. Annitendum est igitur, Romam, omnium malorum originem, persecucionum ignibus exsiccare, ut per orbem terrarum gurgites in omni nationum genere desinant redundare. Qua subiecta levius, quam putetis, cetera sedabuntur, qua furente continuis[23]) reliqua discordiis vexabuntur.

---

10) De procurando incerti eramus B. D. in exercitu eramus T. 11) nostra T. und S. 12) demonstravit T. und S. 13) neque vobis non est inutile, quod, ut credimus, vestra B. neque enim nobis non (am Rande) est inutile, neque enim credimus, quod vestra T. neque etiam vobis non est inutile, quod, ut credimus, vestra S. 14) putet discretio T. und S. 15) praesidii T. und S. 16) Hier endet B. 17) nostra T., emendirt von Pez. 18) vos fehlt in T., ergänzt von S. 19) contraris T., emendirt von Pez. 20) victoria fehlt in T., ergänzt von Pez. 21) Hier müssen in T. einige Worte ausgelassen sein: laborare de oder Aehnliches. 22) So T., doch ist wohl Fonte zu emendiren. 23) So T., continue S.

B. Urkunden.

1.

Eid Wiberts von Ravenna. Februar oder März 1073.

Ego Guibbertus Ravennas archiepiscopus ab hac hora in antea fidelis ero sancto Petro sanctaeque Romanae aecclesiae et domino meo papae Alexandro suisque successoribus electione meliorum cardinalium intrantibus. Non ero in consilio neque in facto, ut vitam perdant aut membra aut capti sint mala captione. Consilium vero, quod mihi credituri sunt per se aut per nuntios suos sive per litteras, nulli manifestabo ad eorum damnum me sciente. Papatum Romanum et regalia sancti Petri adiutor eis ero ad retinendum et defendendum salvo meo ordine. Legatum Romanum eundo et redeundo honorifice tractabo et in suis necessitatibus adiuvabo. Vocatus ad synodum venire non differam, nisi prepeditus canonica excusatione vel prepeditione. In nataliciis apostolorum eorum limina visitabo aut per me aut per nuntium meum, nisi apostolica licentia remaneam. Sic me Deus adiuvet et haec sacra evangelia. — Ex registro papae Alexandri[1]).

2.

Guido entsagt zu Gunsten der Abtei Farfa den usurpirten Kirchengütern in Minione und Viterbo. 24. Mai 1083.

In Christi nomine. Breve pro modernis et futuris temporibus securitatis ac firmitatis ad memoriam habendam vel retinendam, qualiter in loco et finibus prope urbem Romam, ubi dicitur Pusterula ad Pertusum, intus tentorium domini regis Heinrici presentia bonorum virorum, quorum nomina suptus leguntur, Guido quondam Guidonis comitis per fustem, quem in manu habebat, refutavit in manu domini B[erardi] abbatis, quantum ipse habebat aut detinebat aliquo ingenio de bonis ecclesie sancte Marie in loco, ubi dicitur Minione. Similiter refutavit iam dictus Guido in manu predicti domini abbatis B[erardi] id est omne ius et malam consuetudinem, quam usque modo ipse fecit vel sui homines adversus predictam ecclesiam et albergarias, et omnem violentiam, quam soliti erant ibi facere aut in loco Viterbo, et silvas et vineas, pascua, culta et inculta, quanta sunt pertinentia ad predictam ecclesiam, seu per alia loca et vocabula esse inveniuntur de iure predicte ecclesie, et quantumcunque agere aut causare ipse

1) Ex reg. p. Al. in der Handschrift am Rande.

Guido posset adversus predictam ecclesiam aut de consuetudine vel de alio quolibet iure de mobilibus vel immobilibus seu familiis pertinentibus ad ipsam ecclesiam de Minione vel de Viterbo, que sunt pertinentes ecclesie sancte Marie de Pharpha. Insuper spopondit se iam dictus Guido atque obligavit adversus predictum abbatem B[erardum], ut si unquam in tempore per se vel per suas submittendas personas aut per aliquod suum ingenium de iam dictis rebus, videlicet de Minione aut de Viterbo pertinentibus iam dictis ecclesiis, aut de vineis, campis, silvis, pascuis, tam cultis quam et incultis, sive de mobilibus vel familiis eorum sive de albergariis faciendis aut violentia aliquo tempore adversus rectorem iam dictarum ecclesiarum vel adversus predictas res in aliquo exinde intentionaverit aut causare per aliquam consuetudinem vel molestare seu per placitum fatigationem facere presumpserit ipse aut sui heredes aliquo ingenio, aut si exinde taciti et contenti omni tempore non permanserint, quod componere debeat ipse Guido et sui heredes ad iam dictum B[erardum] abbatem et ad suos successores vel ad suum advocatum aut illos rectores, qui ibi in iam dictis ecclesiis pro tempore fuerint ordinati, penam argenti optimi libras C. Et pro ipsa obligatione et sponsione fecit meritum iam dictus abbas ad predictum Guidonem anulum unum de auro. Presentia archiepiscopi Bremensis, episcopi Novariensis et episcopi Aureliensis[1]) et Tretonensis[2]) et Saxonis comitis et Corbonis de Flagiano, Benedicti Montanarii, Baruncelli quondam Alberti, Rustici quondam Mainardi, Brictonis iudicis et reliquorum hominum bonorum hoc factum est anno dominice incarnationis millesimo LXXXIII. IX. Kal. Iun. Ind. VI. Quidem et ego Andreas notarius et iudex domini imperatoris ex iussione predicti Guidonis hoc breve scripsi feliciter actum. Subscripsit Saxo ibi fuit. SS. Corbo ibi fuit. SS. Benedictus ibi fuit. SS. Rusticus ibi fuit. Qui supra Andreas notarius et iudex domini imperatoris confirmando subscripsi.

3.

Rodiland entsagt zu Gunsten der Abtei Farfa den usurpirten Kirchengütern in Minione und Viterbo. 10. Juni 1083.

In Christi nomine. Breve pro modernis et futuris temporibus securitatis ac firmitatis ad memoriam habendam vel retinendam, qualiter in loco et finibus infra porticum sancti Petri apostoli prope ecclesiam sancte ecclesie[1]) presentia bonorum hominum, quorum nomina suptus leguntur, Rodilandus quondam Roccionis comitis per fustem, quem in manu habebat, refutavit in manu domini B[erardi] abbatis de ecclesia sancte Marie de Pharpha, id est omne ius et malam consuetudinem, quam usque modo fecit ipse vel sui homines adversus ecclesiam sancte Marie de Minione. Similiter refutavit in manu iam dicti abbatis, quantumcunque ipse habebat vel detinebat aliquo

1) Wahrscheinlich Vercellensis; wir wissen, daß der Bischof von Vercelli damals im Heer des Königs war. 2) Ohne Zweifel ist Dertonensis zu emendiren.

1) So die Handschrift. Für ecclesie muß offenbar der Name einer Heiligen stehen.

ingenio de bonis predicte ecclesie sancte Marie in loco Minione aut in loco et finibus Viterbensium seu per alia loca et vocabula, ubicunque inveniuntur, et quicquid agere vel causare posset adversus predictam ecclesiam aut de consuetudine mala vel de alio quolibet iure de mobilibus vel immobilibus seu familiis, pertinentibus ad iam dictam ecclesiam S. Marie de Minione, que sunt pertinentia[2]) ecclesie sancte Marie de Pharpha. Insuper spopondit atque obligavit se iam dictus Rodilandus adversus predictum B[erardum] abbatem, ut si unquam in tempore per se vel per suas submittendas personas aut per aliquod ingenium suum de iam dictis rebus, videlicet de Minione aut de Viterbo sive de eorum pertinentiis, vineis, campis, silvis, tam cultis quam et incultis, sive de mobilibus vel familiis eorum, sive de albergariis faciendis aliquo tempore adversus rectorem predicte ecclesie vel adversus predictas res in aliquo exinde intentionaverit aut causare vel molestare seu per placitum fatigationem facere presumpserit ipse vel seu heredes aliquo ingenio, aut si exinde taciti et contenti omni tempore non permanserint, quod componere debeat ipse Rodilandus et sui heredes ad iam dictum B[erardum] abbatem vel ad suos successores vel ad advocatum suum penam argenti optimi libras C. Et pro ipsa sponsione et obligatione fecit meritum predictus abbas ad iam dictum Rodilandum spatam unam. Presentia Rodulfi quondam Petri, Berardi quondam Rustici, Benedicti Montanarii, Baruncelli quondam Alberti, Bennonis Teutonici, Massari quondam Gisonis et reliquorum hominum bonorum hoc factum est anno dominice incarnationis millesimo LXXXIII. IV. Idus Iun. Ind. VI. Quidem ego Andreas notarius et iudex domini imperatoris ex iussione predicti Rodilandi hoc breve scripsi feliciter actum. SS. Rodulfus ibi fuit. SS. Berardus ibi fuit. SS. Benedictus ibi fuit. SS. Baruncellus ibi fuit. SS. Benno ibi fuit. SS. Massarus ibi fuit. Qui supra Andreas notarius et iudex domini imperatoris confirmando subscripsi.

4.

Kaiser Heinrich IV. schenkt der Abtei Farfa das Feld zu Kinzica am Arno und andere Güter. 15. Juni 1083.

In nomine sancte et individue trinitatis. Heinricus divina favente clementia rex. Omnes quidem sanctos honorare debemus, sed sanctam sanctorum plus quam virginem Mariam cum omnibus et pre omnibus venerari et diligere indigemus, quam ut dominam honorare student omnes sancti, utputa per quam solam a solo omnium Domino sunt sanctificati. Per quam et nos misericordiam sperantes consequi, patrem misericordiarum de nostra substantia honorare fuimus parati, matri misericordie concedentes illa, que concedere a fidelibus nostris sumus rogati ad illud monasterium sancte Marie, quod est in Pharpha, ubi specialiter eius a querentibus fidelibus inveniuntur beneficia. Petentibus ergo cum abbate Pharphensis abbatie

2) So die Handschrift.

B[eraldo] regni principibus Henrico patriarcha, Liemaro Hammaburgensi archiepiscopo, Thedaldo Mediolanensi archiepiscopo aliisque fidelibus nostris, concessimus et tradendo firmavimus, firmando tradidimus omnipotenti Deo eiusque matri gloriose virgini Marie in Pharpha campum illum, qui est in Kinzica, qui fuit vinea dominicata regis et modo sunt cassinae et horti. Unum caput cum uno latere tenet in via publica, et aliud caput tenet in terra quondam Ursi de Paulo, que fuit similiter regalis, et aliud latus tenet in fluvio Arno. Secundum petium de terra donamus in loco et finibus Revolta, quod unum caput tenet in via publica, latus unum tenet in terra, que fuit Landulfi, et aliud latus in terra Belloni, et est ad iustam mensuram sextariorum VI. Tertium petium est in loco et finibus Pictignano, qui vocatur Plage, quod unum caput tenet in via publica et aliud caput cum uno latere in terra, quam nobis servamus, latus unum tenet in terra quondam Rainaldi, et est illud, quod donamus, ad iustum sextarium duorum modiorum. Quartum petium donamus in Gonfo, quod tenet unum caput cum uno latere in terra, que fuit silva, quam nobis reservamus, et aliud caput tenet cum alio latere in terra — — — —[1]) et est per mensuram totum simul ad iustum sextarium modiorum XIV. Quodsi qua persona magna vel parva monasterium sancte Marie in Pharpha vel abbatem eius monasterii B[erardum] vel eius successores super his, que sibi in proprium dedimus, inquietare presumpserit, sciat, mille libras auri se compositurum et redditurum, medietatem nostre camere, medietatem Pharphensi abbati. Cuius donationis nostre in eternum mansure testem cartam hanc scribi iussimus, quam, ut infra videtur, manu propria corroboratam et nostro sigillo signatam omnis generationis tam future quam presentis noticie reliquimus. Signum domini Heinrici quarti regis invictissimi[2]). Burchardus episcopus et cancellarius vice Sigeguini[3]) archicancellarii recognovi. Data XVII. Kal. Iul. anno dominicee incarnationis MLXXXIII. indictione V. anno autem ordinationis domini Heinrici quarti regis XXIX[4]) regni XXVI. Actum Rome feliciter in Christi nomine Amen[5]).

5.

Graf Saro übergiebt die Hälfte der Stadt Civita-Vecchia der Abtei Farfa. 29. April 1084.

In nomine Domini Iesu Christi. Anno Deo propitio pontificatus domini Clementis summi pontificis et universalis tertii pape primo et imperante domino Heinrico a Deo coronato summo imperatore anno primo imperii eius mense Aprili die XXIX. Ind. VII. Quia primi hominis exigente culpa in omnibus successoribus suis fuit mors propagata, iccirco visum est sapien-

1) In der Handschrift fehlen hier etwa vier Worte. 2) In der Handschrift ist das königliche Monogramm und weiter unten das königliche Siegel nachgebildet. 3) So in der Handschrift statt Siguini. 4) So in der Abschrift von Gregorovius. Vergl. St. R. 2850. 5) Im Registrum Farfense folgt noch unter derselben Nummer wörtlich die Erzählung Gregors über die erste Ankunft Heinrichs IV. zu Farfa, welche Bethmann M. G. XI. 561 aus dem Registrum und der Chronica mitgetheilt hat.

tioribus ac prudentissimis viris, ut per scripta commodarentur memorie futurorum, quicquid tractaretur per definitionem presentium. Quapropter ego Gregorius iudex notum facio omnibus Deum colentibus, quod Saxo comes, filius Reinerii, Saxonis comitis filii, fecit cartam de medietate Civitatis Vetule in ecclesia sancte Marie supra fluvium Pharpha posita, sicut pater eius Rainerius pro remedio anime sue concessit per B[erardum] abbatem Pharphensis cenobii ad proprietatem predicte ecclesie. Tum interveniente humane fragilitatis cupiditate idem Saxo cepit charte, quam fecerat, contradicere et contra abbatem litigare, quod, dum viveret, usum fructus terre illius sibi debebat retinere. Huius rei optentu tanta inter eos orta fuit intentio, ut ante presentiam imperatoris H[einrici] huius litis perlata fuit disceptatio. Tunc ex precepto augusti et sub banno eius et legali obligatione statutus fuit terminus diffinitionis istius. Termino itaque statuto utreque partes cum iudicibus et advocatis ad placitum faciendum convenientes, parate fuerunt veritatem decernere, sed assensu imperiali et multorum prudentium hominum salubri consilio actum est, ut amicabili compositione prefatus comes spontanea voluntate refutavit sancte Marie et eius abbati B[erardo] presentibus subscriptis iudicibus totam ipsam medietatem prenotate civitatis cum omni usu fructus sui et cum ecclesiis suis omnibusque pertinentiis, sicut pater eius vita comite tenuit et sicut per cartam, quam ipse fecerat, legebatur. Insuper etiam obligavit se suosque heredes, quod neque per se neque per aliquam personam ab eis submissam de predictis rebus, que supra leguntur, quas et ipse refutavit, litem aliquam quocunque tempore adversus predictum Pharphense monasterium vel abbatibus aut servitoribus eius movere temptaverint. Quod si fecerint aut aliis litigantibus ipsi iure et legaliter non defenderint, scilicet quod iure facere potest[1]), centum libras Papiensium denariorum nominati s. Marie monasterii abbatibus componant, insuperque etiam refutatio et definitio ista stabilis et firma permaneat. Actum civitate Romana apud Capitolium. Signum † manus supradicti Saxonis comitis, qui hanc chartam diffinitionis ac refutationis fieri rogavit. † Ego Guilielmus iudex sacri palatii interfui et subscripsi. † Ego Iohannes iudex subscripsi. † Seniorictus iudex domini imperatoris ibi fui. † Ego Britto iudex interfui. † Caro urbane causidicus prefecture, quia interfui, subscripsi. † Ego Cencius urbis causidicus hoc transactionis instrumentum confirmo. † Signum manus Sarracini a sancto Eustatio testis. † Signum manus Corbonis de Gregorio Latro testis. † Signum manus Astaldi filii Astaldi testis. † Signum manus Gregorii Adulterni testis. † Signum manus Horrigi a sancto Eustatio. † Ego Gregorius sancte Romane ecclesie scriniarius atque iudex, qui sum scriptor huius charte, post testium subscriptiones et traditionem factam complevi et absolvi.

1) So die Handschrift.

6.

Abt Hermann von Michelsberg verordnet Gedenkfeste für Kaiser Heinrich II. und Bischof Otto von Bamberg. Um 1135.

Hermannus Babenbergensis caenobii provisor indignus omnibus eiusdem ecclesiae filiis tam futuris quam praesentibus. — Quamvis idcirco rerum curas mundanarum abiecerimus, ut in castris aeterni regis expediti militemus, nostrique sit officii continuae orationis libamina pro cunctis offerre fidelibus, res ipsa tamen exigit et sacrae institutionis ordo compellit, ut eorum memoriam nostris cordibus artius affigamus, quorum cottidianis stipendiis utimur et elemosinis sustentamur. Cum enim bonum debeamus operari ad universos, maxime tamen convenit ad domesticos, qui nos possessionum suarum haeredes relinquentes, dum nos rebus propriis alunt, dum nobis sollicitudinem cottidianae necessitatis adimunt, nos perpetuos debitores animarum suarum reliquerunt. Dicimus autem primum Heinricum christianissimum imperatorem et dominum nostrum Ottonem dignum Deo pontificem, quorum unus loci nostri fundator, alter vero reparator, unus qui primus monasterii nostri aedificia construxit, alter qui dilapsa et iam iamque ruitura nobiliori structura reformavit, cuius videlicet erga nos et locum nostrum tanta caritas, tanta fuit benignitas, ut, licet ille beatus in construendis etiam aliis quam pluribus caenobiis esset intentus, ita se totum nostris utilitatibus impenderet, ac si eum nulla ex latere privata cura pulsaret. Unde meritis eius suffragantibus locus noster, obolita conversatione veteri, novarum disciplinarum caepit exultare provectibus, et cuius uterus in filiorum procreatione iam fuerat sterilis et effetus, nunc superni roris infusione factus est religiosi germinis prole faecundus. Huic ergo tantae pietatis viro, tam nobis dilectissimo patri et domino quid dignum retribuemus? in quo meritis illius respondebimus, ne apud beatam eius animam culpabiles inveniamur? Equidem totum, quod sumus, — — —[1]) totum, quod possumus, ipsi debemus, et ubicunque seu publice seu privatim Deo supplicantium vota persolvimus, pii pontificis nostri animam Domino speciali devotione iure committimus, sed tamen oportet, ut presentis privilegii testimonio memoriam eius etiam ad posteros transmittamus. Igitur communi fratrum assensu et consilio — — — statuimus eidem presuli nostro Ottoni post obitum eius omni ebdomada — — — cum pulsatione campanarum missam in conventu celebrari, post missam quoque priorem, quae privatis diebus more solito pro defunctis canitur, psalmum: L e v a v i cum oratione una specialiter pro ipso decantari et cottidie prebendam unius fratris pro eo in elemosinam dari, anniversarium quoque eius sollempni studio agi fratribusque eo die consolationem impendi, pauperibus elemosinam largiri. Post orationem quoque psalmorum, qui ad singulas horas pro familiaribus dicuntur, in fine semper adiungatur: E t a n i m a m f a m u l i t u i e p i s c o p i

---

1) Lücke in der Handschrift, welche etwa für drei Worte Raum bietet; in gleicher Weise sind auch später die Lücken in der Handschrift bezeichnet.

sanctorum tuorum iunge consortio. Eodem modo domini nostri Heinrici imperatoris decernimus feria secunda, si festum aliquod non impedit, cum pulsatione signorum et missa pro defunctis commemorationem fieri, cottidianam fratris unius prebendam pro eo pauperibus dari, diem depositionis eius sollempniter — — celebrari. Haec ego Hermannus indignus abbas et nos fratres de caenobio sancti Michahelis unanimi voluntate conscribi fecimus. Haec nos, dum vita nobis superstes est, inconvulsa Domino opitulante servabimus. Haec vobis posteris nostris plena devotione et devota plenitudine perpetuo servanda committimus, obtestantes vos per nomen Domini — — — — — — — — — — ne hoc fraternae institutionis privilegium evacuari sinatis, sed prefatis patronis perpetuo fidem conservetis, quatinus per eorum suffragia gaudia simul adipiscamur aeterna. Amen.

Universa aedificia in hoc monte posita tam in structura templi quam in officinis claustri dominus noster venerabilis Otto episcopus a fundamentis exstruxit, item capellam sanctae Mariae et basilicam beati Bartholomei, nec non et muri ambitum propriis sumptibus aedificavit. Predia quoque multo precio empta ecclesiae nostrae delegavit, scilicet Gestineshusen, Rintpach, his addens duo allodia, videlicet Altenholevelt et Horwa, a quibus duobus ad missarum sollempnia cottidie hostiae id est oblatae et ad sepulchrum eius singulis noctibus perpetualiter candela prebeatur, basilicam quoque sanctae Fidis cum prediis ad se pertinentibus, hospitales domos citra et ultra flumen cum suis prediis. Casulam cum aurifrigio ecclesiae nostrae donavit, item aurifrigium, quod albae circumpositum est, stolam unam, unum dorsale laneum, duo tapetia, quorum unum rotundum, scutellam argenteam ad suscipiendas hostias in commemoratione defunctorum; quae videlicet scutella ne unquam ab aliquo auferatur vel in alios usus deputetur, banni interpositione inhibuit. Puteum claustri dato pretio comparavit. [Puteum apud sanctam Fidem fieri iussit.][2]).

Haec, quae annotata sunt, volumus, ut singulis annis in eius anniversario publice in Capitolio legantur, quatinus secutura posteritas noverit, quantum eius munificentia locum nostrum sublimaverit.

C.

Gedicht auf Rom. Um 1110.

Roma, caput mundi, terrarum summa potestas,
Ecclesie facies et pontificalis honestas,
Roma, color mundi mirabilis et pretiosus,
Ecclesie baculus sublimis et imperiosus,
Queso, tuum nomen, quod erat sine suspicione,

---

2) Die eingeklammerten Worte sind nachgetragen und dann zwei Zeilen offenbar zu Nachträgen freigelassen. Vgl. M. G. XII. 906.

Nunc[1]) quid avaricia dampnatur et ambicione?
Tres contra Dominum coniuravere potentes,
Rex et Wigbertus et Roma, Deum reprobantes:
Rex, diademate quo[2]) Wigbertus eum decoraret,
Wigbertus, quod eum papam sua Roma vocaret,
Roma, quod amborum thesauros evacuaret.
Sed neque rex neque Wigbertus neque Roma videbunt,
Quod cupiere, diu, nec habent requiem nec habebunt.
Rex male mortuus est, diademate despoliatus.
Wigbertus Stygios disponit pontificatus.
Romam vexat adhuc amor immoderatus habendi,
Quem non extinguit nisi iudicis ira tremendi.

---

1) Ut Handschrift. 2) So die Handschrift, doch ist quod, wie in den beiden folgenden Versen steht, zu vermuthen.

Register[1]).

[1]) Das Register bezieht sich nur auf den Text, nicht auf die Quellen und Beweise. Die Verweisungen bei den einzelnen Reichen, Bisthümern u. s. w. auf Könige, Bischöfe u. s. w. gehen lediglich auf in diesem Bande genannte Personen und sollen zu weiterem Nachschlagen dienen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

END

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils v.3
943 G36
Giesebrecht, Wilhelm von, 1814-1889.
Geschichte der deutschen kaiserzeit / vo
3 1951 002 081 273 9

Digitized by Google